Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Deutschtum unserer Zeit

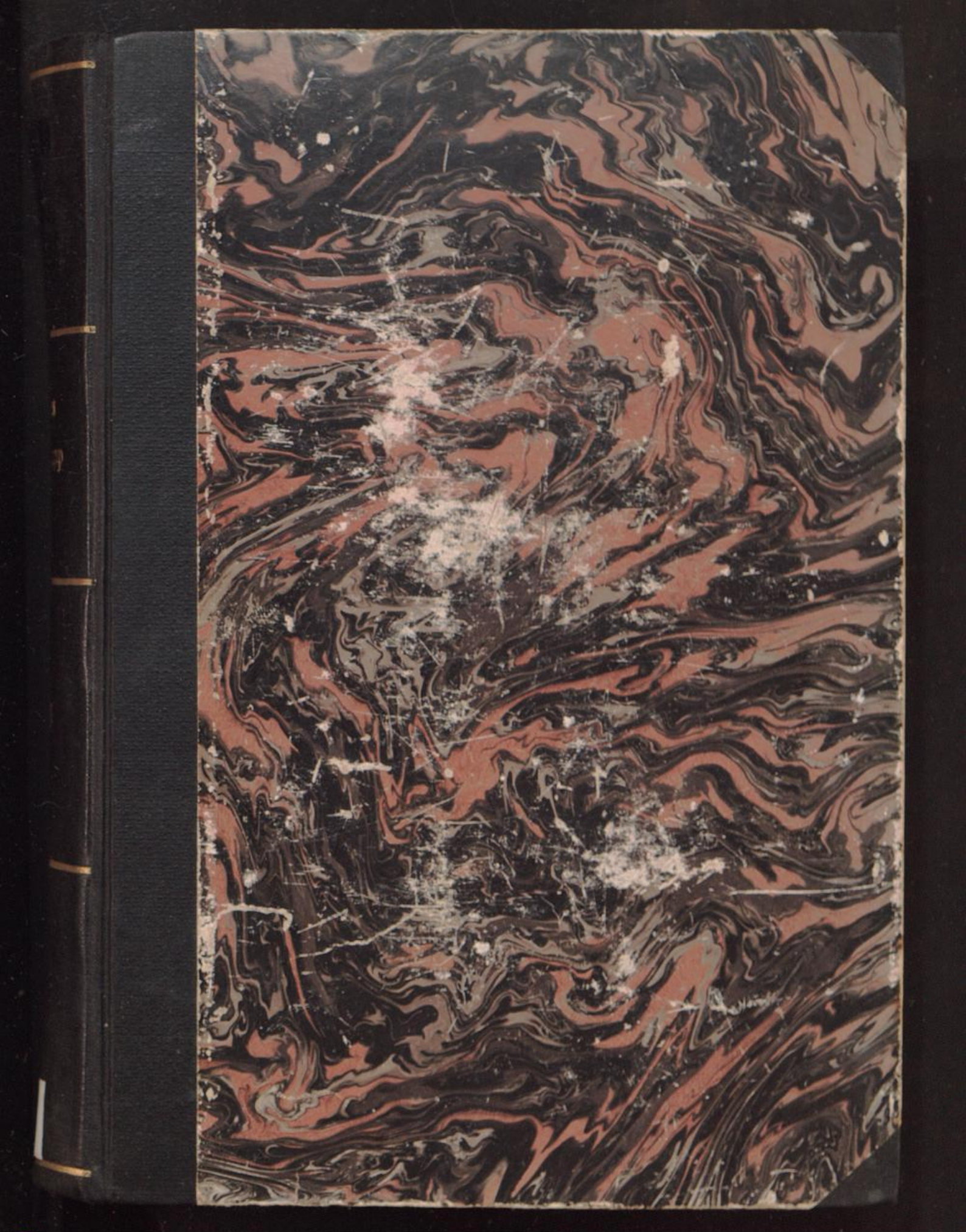
1917

urn:nbn:de:gbv:46:1-13633

Visual Library



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

~~IX. c. 3720.~~

6. Jahrgang Nr. 1 1. Januar 1917

Der Vortrupp



Halbmonatsschrift
für das Deutschtum unsrer Zeit
Herausgegeben von
Dr. jur. Hermann M. Popert, Hamburg

Inhalt:

Fidelis, Die Tat vom zwölften Dezember. S. 1.
Sickel, Auflösung oder Wiedergeburt der Familie? S. 3.
Lessing, Der deutsche Sprachstil. S. 10.
v. Hanstein, Zukunftsaufgaben des biologischen Unterrichts. S. 16.
Bergman, Das Bratt-System in Schweden. S. 22.
Rund um uns: Ein neues Zeitalter des Idealismus. S. 32.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.
Bezugspreis: Jährlich M. 8.—, vierteljährlich M. 2.— (ohne
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg
Einzelnummer 40 Pf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit

Erscheint: Jährlich 24 mal, am 1. und 16. jedes Monats. Beilagen: „Vortrupp-Jugend" 12 mal im Jahr; „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes" ebenfalls 12 mal im Jahr.

Bezugspreis: Jährl. M. 8.—, viertelj. M. 2.— (ohne Zustellungsgebühr), Einzelnr. 40 Pf. Streifbandsendungen in Deutschland und nach Österreich-Ungarn 10 Mark, nach dem Auslande 11 Mark. — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, sowie unmittelbar beim Verlage. — Zahlungen auf Konto Nr. 1882 des Postscheckamts in Hamburg erbeten. — Probenummern unentgeltlich durch alle Buchhandlungen und den Verlag.

Anzeigen: Die gespaltene Zwergzeile 80 Pf. (unter Klein. Anz. 60 Pf.). Mit Ausn. der Vorzugsseiten 1/1 S. M. 120.—, 1/2 S. M. 65.—, 1/4 S. M. 36.—, 1/8 S. M. 20.—. Bei Wiederholungen entspr. Abzug laut Anzeigenauskunftsblatt.

Die Anzeigen erscheinen unter voller Verantwortlichkeit des Verlages, der sich die Zurückweisung von Anzeigen vorbehält, die ihm nicht geeignet erscheinen oder die für den Anzeigenden keinen Erfolg versprechen. Anzeigen gemeinschädlichen Inhaltes, besonders unsittliche Anzeigen und Empfehlungen alkoholhaltiger Getränke (Sekt, Wein, Bier, Trinkbranntwein) werden nicht aufgenommen.

Allgemeine Bestimmungen: Anschrift für die Schriftleitung und den Verlag des „Vortrupp": Hamburg, Spitalerstraße 12. Eine Verantwortung für Zusendungen irgendwelcher Art, die nicht erbeten waren, kann nicht übernommen werden. — Unverlangte Drucksachen und Schriftstücke können nur zurückgesandt werden, wenn Freimarken beilagen. — Nachdruck aus dem „Vortrupp" ist von Verlag und Schriftleitung bei voller Quellenangabe gestattet, das Gesetz verlangt aber außerdem in jedem Falle die besondere Einwilligung des Verfassers.

Verlag von Alfred Jansen, Hamburg

Jedermanns Schicksal

Roman von

Emil F. Kullberg

Gebunden 4 Mark.

Tief empfunden, rein und schlicht ist der Lebens- und Leidensweg eines Dichters in diesem Roman geschildert. Die wohltuende Wärme und der anheimelnde herzliche Ton des Erzählers lassen uns das Buch und seinen Helden liebgewinnen.

Alfred Jansen Verlag, Hamburg

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit

Herausgegeben von
Dr. jur. Hermann M. Popert

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut

6. Jahrgang 1917

STADT-BIBLIOTHEK BREMEN

Hamburg
Verlag von Alfred Janssen

Fe 4123 - 6

Universität Bremen
Bibliothek

Fe 4123 - 6

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

Inhalt.

Übersicht über die einzelnen Nummern.

Nr. 1 (1. 1. 17).

Fidelis, Die Tat vom 12. Dezember 1
Sickel, Auflösung oder Wiedergeburt der Familie? 3
Lessing, Der deutsche Sprachstil . 10
v. Hanstein, Zukunftsaufgaben des biologischen Unterrichts 16
Bergman, Das Bratt-System in Schweden 22
Rund um uns: Ein neues Zeitalter des Idealismus. 32

Nr. 2 (16. 1. 17).

Fidelis, Wilsons Dezembernote. . 33
Scharrelmann, Die Bedeutung der produktiven Kraft im Menschen . 43
A. B., Jean Paul 51
Rund um uns: Der Wiederaufbau des deutschen Familienlebens nach dem Kriege. — Ein Urteil, das zu denken gibt. — Ein Aufruf an die Jugend. — Berichtigungen. — Bücherverzeichnis 59

Nr. 3 (1. 2. 17).

Fidelis, Drinnen 65
Müller-Holm, Ist die Landwirtschaft zum Stillstand verurteilt? 77
A. B., Jean Paul (1. Fortsetzung) 81
Was andre sagen: Englands Kriegswille im Lichte der englischen Presse (Preußische Jahrbücher). — Unterernährung und ihre Abhilfe (Vegetarische Warte) . . . 90
Rund um uns: Vaterländischer Hilfsdienst in der Landwirtschaft. — Bordeaux und Valuta. — Zur Antwort auf Hans Paasches Frage. — Ein energischer Vorstoß der Engländer. — „Interessenten". — Zum Schutze der alkoholenthaltsamen Soldaten. 92

Nr. 4 (16. 2. 17).

Fidelis, Warum wir vertrauen . . 97
Schwantes, Entwicklung oder Fortschritt? 111
Ebhardt, Heiliger Alltag 116
Was andre sagen: Das kurze Gedächtnis (Magdeburgische Zeitung). — „Schon vor einigen Jahren ..." (Die Schaubühne) 122
Rund um uns: Das stille Antlitz. — Aus Feldpostbriefen. — Bewußtes Deutschtum? — Der Bund für Vogelschutz. — Unser Freund Hans Paasche. — Bücherverzeichnis 124

Nr. 5 (1. 3. 17).

Fidelis, Unbillige Anklage 129
Hartmann, Das Buch „La Vérité" von Joseph Bertourieux und die Frage seiner Echtheit 145
A. B., Jean Paul. (2. Fortsetzung) 153
Rund um uns: Rosa Voigt zum achtzigsten Geburtstag. — Kantinen für geistige Nahrung. — Ohne Alkohol geht's nicht . . . 159

Nr. 6 (16. 3. 17).

Fidelis, Nüchternheit u. Maßhaltung 161
Schwantes, Kultur und Zivilisation 171
A. B., Jean Paul. (Schluß) . . . 178
Was andre sagen: Der Krieg als Volkserzieher zur auswärtigen Politik. (Die Hilfe) 187
Rund um uns: Der Morgen. — Das feldgraue Davos. — Ein Bekenntnis Bernard Shaws. — Betrunkenheit als Lachobjekt. — Druckfehlerberichtigung 188

Nr. 7 (1. 4. 17).

Fidelis, Frühling 193
Köppen, Schulreform, Landdienstpflicht und Bodenreform. . . . 205
Rund um uns: „Bismarck-Kommers". — Reform der Arbeitszeit. — Zum „Aufruf an die Jugend". — Bücherverzeichnis . . 220

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Nr. 8 (16. 4. 17).

Ponickau, In zwölfter Stunde. . 225
Vosgerau, Kriegsbeschädigtenfürsorge. I 232
Offe, Lyzealbildung 238
Hammer, Freideutsche Gefolgschaften 244
Was andre sagen: „Das Reich" (Deutscher Wille). — Neuheidentum. (Der Zeitgeist) 249
Rund um uns: Auch heute noch! — Wie Neumanns wohnen. — Landaufenthalt für Stadtkinder. — Bücherverzeichnis 250

Nr. 9 (1. 5. 17).

Fidelis, Baumgartens Flugschrift 257
Vosgerau, Kriegsbeschädigtenfürsorge. II. 270
Zeiler, Die Zweikinderehe und ihre Bekämpfung 276
Müller-Holm, Der Geburtenrückgang und seine Bekämpfung . . 280
Rund um uns: Freideutsche Jugendgemeinschaften in Österreich. — Aus einem Feldpostbrief. — Es ist noch Geld da. — Ein weiblicher Regierungsvertreter 285

Nr. 10 (16. 5. 17).

Fidelis, Björnsons Deutschland-Buch 289
Will, Soziale Jugendpflege . . . 300
Hähnel, Unsere Vortrupp-Jugend 310
Rund um uns: Dr. L. L. Zamenhof 320

Nr. 11 (1. 6. 17).

Fidelis, Aber wer fest 321
Ponickau, Ernährungspolitische Unverständlichkeiten 330
Hoff, Der gordische Knoten des Wirtschaftsstreites 335
Nienkamp, Zamenhof 337
Rund um uns: Dr. Wyneken und die Freie Schulgemeinde. — Staatsbürgerliche Selbsterziehung der Jugend. — Aufruf an die Wandervereine der Mark. — Deutscher Verein zur Erhaltung wichtiger Nahrungsmittel. — Der deutsche Frauenstimmrechtsbund. — Wildpflanzen und Kriegsgemüse (eine Mahnung zur Ausnutzung der einheimischen Pflanzenwelt). — Eine humanistische Preisaufgabe. — Das Trinkhorn 344

Nr. 12 (16. 6. 17).

Fidelis, Anders, als sonst in Menschenköpfen. 353
Asmussen, Wege zur wirtschaftlichen Kraft 360
Platzer, Mehr Takt! 369
Hammer, Das Buch im Felde . . 372
Was andre sagen: Die auswärtige Politik des Fürsten Bülow. (Süddeutsche Monatshefte) 375
Rund um uns: Von Deutschlands Erneuerung. — Zahlen, die reden. — Batocki, Oberkirchenrat und Geistlichkeit. — Bücherverzeichnis 380

Nr. 13 (1. 7. 17).

Fidelis, Lehmanns Kriegsziele . . 385
Lohmann, Frauenstimmrecht . . . 396
Politicus, Vivat Academia! . . . 399
Asmussen, Heinrich Dräger † . . 405
Alt und Neu: Ein Traum 408
Rund um uns: Wer ist der Schöpfer der Freien Schulgemeinde? — Die Frau und die Börse 411

Nr. 14 (16. 7. 17).

Fidelis, Chimmes Bekenntnis . . 417
Corbach, Die Verhältniswahl . . 429
Alt und Neu: Aus den volkstümlichen Schriften Friedrich Ratzels 435
Was andre sagen: Wider die Störenfriede. (Berliner Börsenzeitung). — Rom und Karthago. (Sonntag, Beilage zum „Vorwärts") 442
Rund um uns: Die Grundlagen der ukrainischen Frage. — Ferienheime von Stadtkindern im Dienste der Volksernährung. — Soldatendeutsch. 445

Nr. 15 (1. 8. 17).

Fidelis, Bethmann Hollweg . . . 449
Nochmals „Lehmanns Kriegsziele" 459
Ponickau, Kirchenglocken und Braukessel 462
Schwantes, Nicht Lernschule, sondern Entwicklung der Kraft . . 466

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns: Das Bevölkerungsproblem. — Frauenkonferenz zum Studium der Alkoholfrage. — Lauterberger Weltanschauungswoche. — Bücherverzeichnis 475

Nr. 16 (16. 8. 17).

Köppen, Volksernährung und Wehrdienstpflicht 481
Nauß, Gustav v. Schmollers Stellung zum Alkoholgewerbe . . . 505
Rund um uns: Unser geistig-sittliches Leben in Gefahr. — Jugendherbergen und Volksernährung. — Der Verband Freideutsche Jugend. — Pferderennen und Bier. — Bücherverzeichnis 507

Nr. 17 (1. 9. 17).

Fidelis, „Landesverräter" 513
Hartmann, Die Eroberungspolitik Frankreichs und seiner Verbündeten 529
Hammer, Freideutsche Morgenröte 536
Rund um uns: Die Arme der Götter. — Der Fluch des Tobias Buntschuh. — Pickelhaube und Stahlhelm. — Freideutsche Woche. — Siedlungsgelegenheit und handwerksmäßige Erlernung der Landwirtschaft. — Bücherverzeichnis. 539

Nr. 18 (16. 9. 17).

Potthoff, Rationelle Ausnutzung der Arbeitskraft 545
Müller-Holm, Landwirtschaftliche Möglichkeiten in der Stadt . . 549
Falke, Vom allgemeinen Wert des künstlerischen Tanzunterrichts für Dilettanten 557
Storm, Ein Besuch Paul Heyses bei Theodor Storm in Hademarschen 560
Was andre sagen: Politische Korrespondenz. (Preußische Jahrbücher) 563
Rund um uns: Das Denkmalsterben. — Antriebe und Hemmnisse der rhythmischen Erziehung. — Müttersiedlungen. — Für alle Mütter! — „Vom Wunder des Lebens" 567

Nr. 19 (1. 10. 17).

Schwantes, Deutsche Bildung . . 577
Richert, Philosophie und höhere Schule 584
Strecker, Gottfried Wilhelm Leibniz als Deutscher 589
Ebhardt, Wilhelm Raabe 595
Rund um uns: Eine Ansichtskarte. — Bücherverzeichnis 607

Nr. 20 (18. 10. 17).

Fidelis, Haag 609
Mahling, Der Gedächtnistag der Reformation und die Erneuerung unsres Volkes 623
Alt und Neu: Die Urburschenschaft als Jugendbewegung 630

Nr. 21 (1. 11. 17).

Fidelis, Drei Reden 637
Zitzen, Die Verlegung der Industrie auf das Land 644
Maaß, Förderung des Obstbaus in deutschen Landen 650
Was andre sagen: Luther und der Trunk. (Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus) 652
Rund um uns: Protestantismus und Völkerfriede. — Kleingartenreform. — Bücherverzeichnis. . . 655

Nr. 22 (16. 11. 17).

Fidelis, Kritik 657
Sickel, Schule und Charakterbildung 666
Offe, Schulreform und fremdsprachlicher Unterricht 670
Rund um uns: Bescheidenheit ist eine Zier. — Bücherverzeichnis 675

Nr. 23 (1. 12. 17).

Asmussen, Selbst ist der Mann . . 667
Schwantes, Wider die Stadt . . 675
Tepp, Werte und Grundlagen der rhythmischen Erziehung 677
Was andre sagen: Der Weg zur politischen Macht. (Die Abstinenz) 681
Rund um uns: † Ernst Stehn. — Der Weg zum Staatsnährbeitrag. — Weiterbildung der im Felde befindlichen jugendlichen Helfer. — Bücherverzeichnis 682

Nr. 24 (16. 12. 17).

Fidelis, Würzburg 687
Müller-Holm, Kolonie und Siedlung 695
Alt und Neu: Hadlich, Kolbenheyer 699
Was andre sagen: Die Zukunft der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Enthaltsamkeitsbewegung (Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus) . . . 704
Rund um uns: „Meine Seele ist fröhlich in meinem Gott." — Gemeinschaftswohnungen für berufstätige Mütter. — Zu Hause und draußen — Bücherverzeichnis . . 705

Sach- und Überschriften-Verzeichnis.

(Die im Verzeichnis aufgeführten Überschriften sind mit einem * versehen.)

*Aber wer fest . . . 321ff. (11).
Alkoholfrage 22ff. (1), 62f. (2), 92ff. (3), 125f. (4), 159f. (5), 191f. (6), 220 (7), 225ff. (8), 250ff. (8), 288 (9), 330ff. (11), 352 (11), 832ff. (12), 399ff. (13), 462ff. (15), 479f. (15), 503ff. (16), 512ff. (16), 675f. (22), 681f. (23).
*Anders, als sonst in Menschenköpfen 353ff. (12).
Arbeitsvermittlung 270ff. (9).
*Auflösung oder Wiedergeburt der Familie? 3ff. (1).
*Aus den volkstümlichen Schriften Friedrich Ratzels 433ff. (14).
Ausdruckskultur 252ff. (8), 542f. (17), 567ff. (18), 607ff. (19).
*Batocki, Oberkirchenrat und Geistlichkeit 382ff. (12).
*Baumgartens Flugschrift 257ff. (9).
Berufsberatung 232ff. (8).
*Bethmann Hollweg 449ff. (15).
Bevölkerungspolitik 3ff. (1), 59ff. (2), 276ff., 475ff. (15).
Biologie 16ff. (1).
*Björnsons Deutschland-Buch 289ff. (10)
Bodenreform 61f. (2), 205ff. (7).
*Bordeaux und Valuta 92f. (3).
*Das Bratt-System in Schweden 22ff.(1).
*Das Buch im Felde 372ff. (12).
*Das Buch „La Vérité" von Joseph Bertourieux und die Frage seiner Echtheit 145ff. (5).
*Der deutsche Sprachstil 10ff. (1). .
*Der Geburtenrückgang und seine Bekämpfung 280ff. (9).
*Der Gedächtnistag der Reformation und die Erneuerung unsres Volkes 625ff.(20).
*Der gordische Knoten des Wirtschaftsstreites 335ff. (11).
*Deutsche Bildung 577ff. (19).
*Der Weg zum Staatsnährbeitrag 684ff. (23).
*Der Wiederaufbau des deutschen Familienlebens nach dem Kriege 59ff. (2).
*Die Bedeutung der produktiven Kraft im Menschen 43ff. (2).
*Die Eroberungspolitik Frankreichs und seiner Verbündeten 529ff. (17).
*Die Tat vom 12. Dezember 1ff. (1).
*Die Urburschenschaft als Jugendbewegung 630ff. (20).
*Die Verhältniswahl 429ff. (14).
*Die Verlegung der Industrie auf das Land 644ff. (21).
*Die Zukunftsaufgaben des biologischen Unterrichts 16ff. (1).
*Die Zweikinderehe und ihre Bekämpfung 276ff. (9).
*Drei Reden 637ff. (1).
*Drinnen 65ff. (3).
*Ein Besuch Paul Heyses bei Theodor Storm in Hademarschen 560ff. (18).
*Ein Traum 408ff. (13).
*Entwicklung oder Fortschritt 111ff. 4).
Ernährungsfrage 225ff. (8), 330ff. (11), 348f. (11), 447f. (14), 481ff. (16), 509ff. (16), 684ff. (23).
*Ernährungspolitische Unverständlichkeiten 330ff. (11).
Esperanto 320 (10), 337ff. (11).
Familie 3ff. (1), 59ff. (2).
*Förderung des Obstbaus in deutschen Landen 650ff. (21).
Frauenfrage 288 (9), 349 (11), 396ff.(13) 415f. (13).
*Frauenstimmrecht 396ff. (13).
*Freideutsche Gefolgschaften 244ff. (8).
*Freideutsche Morgenröte 536ff. (17).
Freie Schulgemeinde 63f. (2), 220ff. (7), 344ff. (11), 411ff. (13).
Fremdwörter 10ff. (1).
Friedensangebot 1ff. (1), 42 (2).
*Frühling 193ff. (7).
Geburtenrückgang 276ff. (9).
*Gottfried Wilhelm Leibniz als Deutscher 589ff. (19).
*Gustav v. Schmollers Stellung zum Alkoholgewerbe 503ff. (16).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

*Haag 609ff. (20).
*Heiliger Alltag 116ff. (4).
*Heinrich Dräger 403ff. (15).

Industrie 644ff. (21).
*In zwölfter Stunde 225ff. (8).
*Ist die Landwirtschaft zum Stillstand verurteilt? 77ff. (3).
*Jean Paul 51ff. (2), 81ff. (3), 153ff. (5), 178ff. (6).
Jugendbewegung 300ff. (10), 310ff. (10), 546ff. (11), 511f. (16), 536ff. (17), 543f. (17), 630ff. (20).
Jugendpflege 300ff. (10), 686 (23).

*Kirchenglocken und Braukessel 462ff. (15).
*Kolbenheyer 699ff. (24).
*Kolonie und Siedlung 695ff. (24).
Kriegerheimstätten 61 (2).
*Kriegsbeschädigtenfürsorge 232ff. (8), 270ff. (9).
Kriegsziele 585ff. (13), 459ff. (15).
*Kritik 657ff. (22).
*Kultur und Zivilisation 171ff. (6).

Landdienstpflicht 205ff. (7), 481ff. (16).
*„Landesverräter" 513ff. (17).
Landwirtschaft 77ff. (3), 92 (3), 280ff. (9) 481ff. (16), 549ff. (18), 644ff. (21), 650ff (21).
*Landwirtschaftliche Möglichkeiten in der Stadt 549ff. (18).
*Lehmanns Kriegsziele 385ff. (13), 459ff. (15).
*Lyzealbildung 238ff. (8).

*Mehr Takt! 569ff. (12).

Nährdienstpflicht 481ff. (16).
*Nicht Lernschule, sondern Entwicklung der Kraft 466ff. (15).
*Nüchternheit und Maßhaltung 161ff. (6).

Obstbau 650ff. (21), 654ff. (21), 671f. (23).

Philosophie 584ff. (19), 589ff. (19).
*Philosophie und höhere Schule 584ff. (19).

*Rationelle Ausnutzung der Arbeitskraft 545ff. (18).
Reformation 623ff. (20).
Rhythmus 557ff. (18), 569f. (18), 677ff. (23).

Schankgesetzgebung 22ff. (1).
*Schule und Charakterbildung 666ff. (22).
Schulfragen s. Unterrichtsfragen.
*Schulreform, Landdienstpflicht und Bodenreform 205ff. (7).
*Schulreform und fremdsprachlicher Unterricht 670ff. (22).
*Selbst ist der Mann 667ff. (23).
Sexuelle Frage 572ff. (18).
*Soziale Jugendpflege 300ff. (10).
Sprache 10ff. (1), 448 (14).
Staatsnährbeitrag 684ff. (23).
Stil 10ff. (1).
Storm-Erinnerungen 560ff. (18).

Tanz 557ff. (18).
*Thimmes Bekenntnis 417ff. (14).
Timm Krögers Werke 116ff. (4).

Ukraine 445ff. (14).
*Unbillige Anklage 129ff. (5).
*Unsere Vortrupp-Jugend 510ff. (10).
Unterrichtsfragen 16ff. (1), 126f. (4), 205ff. (7), 238ff. (8), 280ff. (9), 551f. (11), 466ff. (15), 569f. (18), 577ff. (19) 584ff. (19), 666ff. (22), 670ff. (22), 677ff. (23).
Urburschenschaft 630ff. (20).

Vaterlandspartei 657ff. (22).
*Vivat Academia! 399ff. (13).
Vogelschutz 127f. (4).
Volksernährung s. Ernährungsfrage.
*Volksernährung und Nährdienstpflicht 481ff. (16).
*Vom allgemeinen Wert des künstlerischen Tanzunterrichts für Dilettanten 557ff. (18).

*Warum wir vertrauen 97ff. (4).
*Wege zur wirtschaftlichen Kraft 560ff. (12).
*Werte und Grundlagen der rhythmischen Erziehung 677ff. (23).
*Wider die Stadt 673ff. (23).
Wildgemüse 549ff. (11).
*Wilhelm Raabe 593ff. (19).
*Wilsons Dezembernote 33ff. (2).
Wirtschaftsfragen 535ff. (11), 560ff. (12), 503ff. (16), 545ff. (18), 667ff. (23), 684ff. (23).
*Würzburg 687ff. (24).

*Zamenhof 537ff. (11).
Zensur 129ff. (5).
Zweikinderehe 276ff. (9).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Verfasser-Verzeichnis.

Ahlborn, Dr. Knud 96 (3).
Aner, Lic. Dr K. 655f. (21).
Asmussen, Georg 360ff. (12), 403ff. (13), 662ff. (23).

Barnabas 475ff. (15).
Bartning, Adolf 51ff. (2), 81ff. (3), 153ff. (5), 178ff. (6).
Battmer, Grete 415f. (13).
Bergman, Dr Johan 22ff. (1).
Burckhardt, Dr Rudolf 380ff. (12).

Corbach, Otto 429ff. (14).

Dräger, Heinrich 408ff. (13).

Ebhardt, Melanie 116ff. (4), 124f. (4), 188f. (6), 593ff. (19).

Falke, Gertrud 557ff. (18).
Fidelis 1ff. (1), 33ff. (2), 65ff. (3), 97ff. (4), 129ff. (5), 161ff. (6), 193ff. (7), 257ff. (9), 289ff. (10), 321ff. (11), 353ff. (12), 385ff. (13), 417ff. (14), 449ff. (15), 481ff. (16), 513ff. (17), 609ff (20), 637ff. (21), 657ff. (22), 687ff. (24).

Geheeb, Paul 221 (7).
Gerlach, Hans 654ff. (21).

Hadlich, Dr. H. 699ff. (24).
Hähnel, Franziskus 310ff. (10).
Hammer, Walter 244ff. (8), 372ff. (12), 448f. (14), 536ff. (17).
Hanstein, Prof. Dr R. v. 16ff. (1).
Harleß, Hermann 344ff. (11).
Hartmann, Prof. Dr. Martin 145ff. (5), 445ff. (14), 529ff. (17).
Hoff, Bodo 335ff. (11).
Hundt, Paul 32 (1), 160 (5), 252ff. (8), 288 (9), 352 (11), 512 (16).

Kluge, Walther 159f. (5).
Kurella, Alfred 63f. (2), 323f. (7).
Koberg, Dr Fritz 285ff. (9).
Köppen, Prof. Dr W. 205ff. (7), 481ff. (16), 683ff. (23).
Koschützki, Rudolf v. 541f. (17).
Kraut, Dr. R. 22 (1).
Küster, Dr phil. Gertrud 349ff. (11).

Lempelius 676 (23).
Lessing, Dr med. et phil., Theodor 16ff. (1).
Lohmann, Wilhelmine 596ff. (15).

Maaß, Harry 650ff. (21).
Mahling, Prof. Dr 623ff. (20).
Marx, Ella 572ff. (18).
Matzdorf, Paul 348f. (11).
Möller, Schwester Lotte 255f. (8), 570ff. (18), 705f. (24).
Müller-Holm, Ernst 77ff. (3), 280ff. (9), 549ff. (18), 695ff. (24).
Münker, Willi 509ff. (16).

Nauß, Dr 503ff. (16).
Nienkamp, Heinrich 337ff. (11).

Oehring, Karl 92 (3).
Offe, Dr. Hans 126f. (4), 238ff. (8), 351f. (11), 433ff. (14), 670ff. (22).

Paasche, Hans 128 (4).
Platzer, Martin 189f. (6), 369ff. (12).
Politicus 92f. (3), 399ff. (13).
Ponickau, Prof. Dr Richard 225ff. (8), 330ff. (11), 462ff. (15).
Potthoff, Dr Heinz 545ff. (18).
Putz, Ernst H. 221ff. (7).

Reiner, Dr Paul 411ff. (13).
Richert, H. 584ff. (19).

Scharrelmann, Heinrich 43ff. (2), 539ff. (17).
Schneehagen, Christian 542f. (17).
Schwantes, Curt 111ff. (4), 171ff. (6), 466ff. (15), 567ff. (18), 577ff. (19), 673ff. (23).
Sickel, Prof. Paul 3ff. (1), 507ff. (16), 666ff. (22).
Storm, Gertrud 560ff. (18).
Strecker, Prof. Dr Reinhard 589ff. (19).

Tepp, Max 569f. (18), 677ff. (23).

Vortrupp 127f. (4), 159 (5), 192 (6), 320 (10), 344 (11), 349 (11), 544 (17), 650f. (20), 653 (21), 675f. (22).
Vosgerau, Wilhelm 232ff. (8), 270ff. (9).

Wanderer, O. 191f. (6), 250ff. (8), 574ff. (18), 607f. (19).
Weicker, Marine-Oberpfarrer Hans 93 (3).
Weißer, Gerhard 546ff. (11).
Wiesener, Rudolf 59ff. (2).
Will, Carl 300ff. (10).

Zeiler, Staatsanwalt A. 276ff. (9), 477ff. (15).
Zitzen, Dr. E. G. 644ff. (21).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 1 1. Januar 1917

Die Tat vom zwölften Dezember.

Ich schreibe dies am 13. Dezember. Da kann man nichts Politisches schreiben, in dessen Mittelpunkt nicht die Tat der deutschen Regierung vom 12. Dezember 1916 stünde: das feierliche Friedensangebot durch den Reichskanzler inmitten der Reichsboten.

Zu der Zeit, wo ich dies niederschreibe, weiß noch Keiner, welches der unmittelbare Erfolg dieser Tat sein wird. Darum wäre es zwecklos, heute viel über sie zu schreiben. Aber Eines darf schon heute gesagt werden, und muß schon heute gesagt werden, gerade bevor der Erfolg bekannt ist. Denn die Tat vom 12. Dezember verlangt von Jedem, daß er seine Stellung zu ihr finde, auch ohne Rücksicht auf ihren Erfolg. Und diese Tat kann Das verlangen.

Ich aber stehe zu dieser Tat so: noch nie bin ich so stolz gewesen, ein Deutscher zu sein, wie jetzt, wo diese Tat geschah.

Der deutsche Dichter sprach:

„Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen."

Nie ist die Welt der Genesung bedürftiger gewesen, als jetzt — denn sie ist todkrank. An dem wahren deutschen Wesen aber, wie es in der deutschen Tat vom 12. Dezember ans Licht getreten ist, kann sie genesen, wie immer auch der unmittelbare Erfolg dieser Tat aussehen mag.

Durch diesen Krieg ging bisher ein völkermordender Aberglaube: „Keiner darf als erster zu Verhandlungen einladen, denn darin würde der Gegner das Eingeständnis erblicken, daß man schwach sei." — Dieser Aberglaube sperrte der Vernunft die Bahn zu ihrer Wiederkehr in die Herrschaft über die Welt. Am 12. Dezember hat Deutschland diesen Aberglauben getötet; er lebt nicht wieder auf, wie immer jetzt die nächsten Geschehnisse sein mögen: die Bahn für die Vernunft ist jetzt frei.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seit Langem ist es so, wie die „Westminster Gazette", das Organ Lord Greys, am 11. Dezember schrieb:

> „daß die kämpfenden Völker ihre Hände ausstrecken voll Sehnsucht nach dem anderen Ufer, aber ohne Hoffnung, weil ihre Stimme nicht hinüberschallt".

Deutschlands Absage an brutale Vernichtungspolitik, die Absage, die der 12. Dezember brachte, gefaßt in die Worte, die gesprochen wurden in feierlichster Form und bei feierlichster Gelegenheit,

> „die vier verbündeten Mächte .... gehen nicht darauf aus, ihre Gegner zu zerschmettern und zu vernichten"

und

> „Deutschland führt einen Verteidigungskrieg"

wird überall hinhallen. Dieser Hall wird nicht wieder ersterben, wie immer jetzt die nächsten Geschehnisse sein mögen.

Und alle Völker der Erde lechzen nach einer gemeinsamen Rechtsordnung, die die Anarchie zwischen ihnen tilge. Diese Rechtsordnung kann nur kommen, wenn der Afterglaube fällt, daß für die Politik die höchsten Gedanken, die auf Erden gedacht sind, nicht vorhanden seien, daß Politik und Ethik unversöhnliche Gegensätze seien. Am 12. Dezember hat Deutschland gezeigt, daß in deutscher Politik für solchen Afterglauben keine Stätte sein soll: Deutschland stellt seine Politik mit schlichten Worten unter das

> „sittliche und religiöse Pflichtgefühl gegen sein Volk und darüber hinaus gegen die Menschheit".

Und es spricht:

> „Unsere Stärke macht uns nicht taub gegen unsere Verantwortung vor Gott, vor dem eigenen Volk und vor der Menschheit."
> „Jetzt stellen wir die Menschheitsfrage des Friedens."

Was Deutschland sagt, das meint es; das weiß auch der Feind. Daß sich aber jetzt Deutschland als erster von allen Staaten vor aller Welt zu dem lichten Glauben bekannt hat, daß es auch für die Politik einen Gott gebe, eine Menschheit und eine Verantwortung, daß auch für die Politik Sittlichkeit und Religion die herrschenden Mächte seien — das schwindet nicht wieder, das bahnt der Rechtsordnung zwischen den Völkern den Weg, wie immer jetzt die nächsten Geschehnisse sein mögen.

Nicht leicht entschließt sich der Klarblickende, Gewissenhafte dazu, auszusprechen, daß in einem Kriege das ganze Recht hier, das ganze Unrecht dort sei. Denn er weiß, daß der Krieg ein Ausfluß von Interessengegensätzen ist, wobei fast jedes kämpfende Volk seine Interessen gutgläubig für sein Recht hält. Das aber kann und muß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jetzt auch der Gewissenhafteste bekennen: Sollte — wider Verhoffen — Deutschlands und seiner Verbündeten Angebot,

„alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten und dem Kampfe ein Ende zu machen",

von den feindlichen Regierungen abgelehnt werden, dann ist von da ab wirklich einmal in einem Kriege alles Recht auf der einen Seite, nämlich bei uns, und alles Unrecht auf der andern Seite, nämlich bei unsern Feinden. Dann liegt es wirklich nicht anders, als wie unser Kanzler es am 12. Dezember ausgesprochen hat: Daß dann die feindlichen Regierungen

„um ihrer Vernichtungs- und Eroberungsabsichten willen dem Menschenmorden noch keinen Einhalt tun wollen".

Dann wird die neutrale Mitwelt und die ganze Nachwelt bekennen, daß das Schlußwort der deutschen Note, die das Friedensangebot trägt, recht hat:

„die vier verbündeten Mächte . . . . . lehnen feierlichst jede Verantwortung dafür vor der Menschheit und der Geschichte ab".

Fidelis.

Auflösung oder Wiedergeburt der Familie?

„Immer geht vom Hauswesen jede wahre und beständige und echte Volksgröße aus; im Familienglück lebt die Vaterlandsliebe, und der Hochaltar unseres Volkstums steht im Tempel der Häuslichkeit; für sie kann jeder leben, er sei reich oder arm, vornehm oder gering, einfältig oder gelehrt, Mann oder Weib." Ludwig Jahn, der begeisterte deutsche Patriot, der weiten Kreisen als der „Turnvater" bekannt ist, war es, der diese Worte schrieb. Ihre unumstößliche Wahrheit wird niemand bezweifeln; und doch verdienen sie heute mit ganz besonderem Nachdruck wiederholt zu werden, wo so viel von einer Erneuerung unseres Kultur- und Staatslebens die Rede ist. Tatsächlich haben alle gesellschaftlichen Beziehungen und Verbände, einschließlich des Staates, ihr Urbild in der Familie; und in ihr wurzelt auch die Gesundheit und Kraft des Volkes.

Als Wilhelm Heinrich Riehl vor 55 Jahren sein treffliches und noch immer lesenswertes Buch „Die Familie" schrieb, klagte er darüber, daß die „Familienhaftigkeit" im deutschen Volke bedenklich abgenommen habe, und zwar in demselben Maße, wie die Ansammlung der Menschen in den Städten zugenommen habe. Wie würde er wohl über die heutigen Verhältnisse urteilen! Was Riehl damals erlebte und schilderte, war nur der Anfang einer gewaltigen Bewegung, deren Licht- und Schattenseiten uns jetzt mit aller Klarheit vor Augen stehen: der Entwicklung aus einem Agrar- zu einem Industriestaat. Ob damit notwendig die Auflösung der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Familie in ihrer früheren Form verbunden ist, braucht hier nicht untersucht zu werden. Tatsache ist es, daß die Familienbande allmählich immer lockerer geworden sind und so die Grundlage aller menschlichen Gesellschaft bedroht zu sein scheint.

In erster Linie hat das moderne Nomadentum, das unstete Hin- und Herfluten der Menschen dem Familiensinn Abbruch getan. Auch läßt das großstädtische Wohnungswesen, dessen Typus die Mietwohnung ist, die Anhänglichkeit an Haus und Heim nicht recht aufkommen. Und die vielen Unterhaltungen, die das Leben der Großstadt bietet, verlocken nur allzusehr dazu, die Stunden der Erholung außer dem Hause zuzubringen.

Zu diesen Ursachen kommt noch verstärkend hinzu, daß das öffentliche Leben, sei es nun in der Form des Berufes oder sonstiger Anforderungen, immer mehr die einzelnen Menschen als Mitglieder der Gesellschaft und des Staates in Anspruch nimmt und sie dadurch ebenfalls der Familie entzieht. Und dies hat sich nicht nur beim Manne, sondern neuerdings auch bei der Frau und sogar bei der heranwachsenden Jugend geltend gemacht.

Der Mann ist meist durch seine Berufstätigkeit für den größten Teil des Tages der Familie, ja dem Hause fern. In einfacheren, besonders landwirtschaftlichen Lebensverhältnissen war er als „Hausvater" der Leiter des ganzen Hauswesens. Denken wir etwa an den Hofschulzen in Immermanns Oberhof. Heutzutage ist der Mann Berufsmensch und dadurch nicht nur meistens in seinen Anschauungen mehr oder weniger einseitig geworden, sondern er steht auch gar nicht mehr mitten im Familienleben. Sein Einfluß auf die Gestaltung des Hauses wie auf die Erziehung der Kinder ist sehr erschwert. Es ist mit Recht betont worden, ein wie großer pädagogischer Mangel darin liegt, daß die Kinder nicht mehr den Vater in seiner Berufstätigkeit sehen. Seine Einwirkung beschränkt sich, soweit sie nicht von seiner ganzen moralischen Persönlichkeit ausgeht, oft nur auf eine Oberaufsicht, die seiner Stellung in der Familie nicht günstig sein kann.

Viel besser steht es in dieser Hinsicht mit der Frau. Sie kann wirklich — innerhalb der dem weiblichen Wesen gezogenen Schranken — noch ganz Mensch sein; sie hat Gelegenheit ihre ganze Persönlichkeit im Hause zu entfalten. Denn ihr liegt nicht nur der wichtigste Teil der wirtschaftlichen Aufgabe und der Kindererziehung ob; auch das Familenleben im engeren Sinne, nach der gesellschaftlichen wie auch der innerlich-sittlichen Seite hängt wesentlich von ihr ab; ja selbst für den religiösen Charakter der Familie, wo von ihm noch die Rede sein kann, ist wesentlich ihr Einfluß maßgebend. Man hat daher das „Haus" mit Recht als die „große Kulturleistung der Frau" bezeichnet.

Wie verhält sich nun zu dieser Stellung der Frau in der Familie die Frauenbewegung? Soweit sie eine geistige und sittliche Hebung der Frau

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erstrebt, kann sie auch vom Standpunkt der Familie nur willkommen sein. Denn den umfassenden und hohen Anforderungen, die heute an die Frau und Mutter gestellt werden, kann diese nur dann genügen, wenn ihr Gesichtskreis über die einfachen haushälterischen und mütterlichen Pflichten hinausreicht, wenn ihr ganzes Denken nicht ausschließlich von Kinderpflege und Wirtschaftssorgen in Anspruch genommen ist. Andererseits aber liegen in den modernen Bestrebungen der Frauenbewegung auch gewisse Gefahren, haben doch ihre fortgeschrittensten Vertreterinnen aus ihrer Abneigung gegen die Familie kein Hehl gemacht. So berechtigt und notwendig es auch angesichts der sozialen Verhältnisse war, daß den Frauen weitere Berufe eröffnet wurden, so läßt sich doch andererseits nicht übersehen, daß eine langjährige angestrengte Berufstätigkeit, wenn sie auch die Neigung zur Heirat wohl selten unterdrückt, doch sehr häufig den weiblichen Organismus in einer Weise schädigt, daß er für den natürlichen Beruf der Frau als Mutter weniger tauglich geworden ist. Manche Berufe scheinen für Körper und Geist der Frau viel nachteiligere Folgen zu haben als sonst bei gleichen Verhältnissen für den Mann. Sicher ist auch, daß alle öffentliche Betätigung der Frau, sei es im Berufe oder in sozialer Fürsorge, so wünschenswert sie an sich erscheint, doch immerhin dem Familiensinn entgegenwirkt. Auch das Dienstjahr der Frau, von dem jetzt so viel die Rede ist, muß unter diesem Gesichtspunkte betrachtet werden. Ohne Zweifel ist es notwendig, das Pflicht- und Verantwortungsgefühl der jungen Mädchen zu stärken, das in der früheren Schule (abgesehen von der Frauenschule) und dem üblichen Pensionsjahr meist gar nicht entwickelt wurde. Aber gedeihlich kann ein solches „Lernjahr" nur sein, wenn es überall den allgemeinen weiblichen Beruf zum Ziele nimmt. Eine unmittelbare Erziehung der Frau für den Staat würde verderblich, weil auflösend auf die Familie wirken. Durch eine allmähliche Erhebung der Frau zu einem höheren Standpunkte, wobei neben die häuslichen Aufgaben ja in zweiter Linie auch eine soziale und sonstige geistige Ausbildung treten könnte, würde sie von selbst in die staatlichen Aufgaben hineinwachsen. Aber alle plötzliche Veränderung nach der Seite wissenschaftlicher oder politischer Betätigung wirkt meist ungünstig auf die Frauenseele; das Wertvollste und Eigenste echter Weiblichkeit geht allzu leicht dadurch verloren. Vor allem aber wird der Familiensinn dadurch leiden.

Auf die Frauenbewegung folgte die Jugendbewegung. Auch ihre Berechtigung darf nicht in Abrede gestellt werden. Daß die Jugend in Schule und häuslicher Erziehung zu einseitig vom Standpunkt des Erwachsenen und des „vernünftigen" Erziehers und zu wenig von ihrem eigenen Wesen aus betrachtet und behandelt wurde, läßt sich wohl kaum bestreiten. Die ganze Geschichte der Erziehung, soweit wir sie überblicken können, zeigt eine immer größere Anpassung an die kindliche und jugendliche Art. Die Lehr- und Erziehungsmethode früherer Jahrhunderte er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

scheint uns als geradezu kinderfremd. Aber das Recht der Jugend setzt sich allmählich immer mehr durch. Nun erhebt sich jedoch auch hier wieder die Frage, ob die Jugendbewegung nicht etwa der Lockerung der Familienbande Vorschub leistet. Und diese Gefahr besteht tatsächlich. Denn in demselben Maße wie die Jugend sich zu Vereinigungen zusammenschließt, wird sie sich von der Familie absondern. Doch wäre es falsch, deswegen nun die ganze Bewegung verurteilen zu wollen. Vielmehr muß ein Ausgleich gesucht werden zwischen den Ansprüchen der Jugend und denen der Familie.

Das Verlangen des heranwachsenden Geschlechtes nach Selbstbestimmung und Selbständigkeit erwuchs aus dem Gefühl, daß die häusliche Erziehung und die Schule gewissen dunkel empfundenen Forderungen nicht gerecht werde, daß manche Kräfte und Fähigkeiten, die nach Entwicklung strebten, unausgebildet blieben und verkümmerten. Wenn dabei neben dem Berechtigten auch schädliche Auswüchse vorkamen, so darf das bei einer Bewegung der Jugendlichen wohl nicht wundernehmen. Jedenfalls ist von der Jugend zu verlangen, daß sie sich nicht absichtlich der Familie entfremdet. Aber ebenso muß auch die Familie das Ihrige tun, den berechtigten Anforderungen der Jugend entgegenzukommen, ja gewissermaßen die ihr halb entfremdete Jugend wiederzugewinnen. Eltern sowie auch Lehrer müssen aus dieser Bewegung lernen und haben sich ihr bis zu einem gewissen Grade anzupassen. Denn wenn der Familiensinn der Jugend abhanden käme, so wäre Unersetzliches verloren. Gerade im Familienleben werden die edelsten menschlichen Gefühle entwickelt, die für das spätere Gemeinschaftsleben grundlegend sind und im gesellschaftlichen Verkehr nur ganz ausnahmsweise entstehen. Auch die nützliche Beschäftigung im Hause hat ihren besonderen sittlichen Wert, weil das Kind ihren Zweck selbst einsieht, was bei den Arbeiten in der Schule oder für sie durchweg nicht der Fall ist. Sicher gilt noch heute Pestalozzis Wort: „Ersatz der häuslichen Erziehung können die Schulen ewig nicht werden." Wie unsere Schulen gegenwärtig noch sind, erziehen sie wohl zu äußerer Pflichtmäßigkeit und zu fleißiger Arbeit, nicht aber zu sittlichen Persönlichkeiten. Das kann nur die Familie in Verbindung mit einem der Jugend angepaßten öffentlichen und gesellschaftlichen Leben, wie es sich in den Jugendvereinen mannigfacher Art schon angebahnt hat.

Wenn die Jugend dadurch den bisher üblichen Gesellschaften der Erwachsenen möglichst lange ferngehalten würde, so wäre schon viel gewonnen. Unser gesellschaftliches Leben hat zweifellos auch viel zur Lockerung der Familie beigetragen. Nicht nur daß es die Familienglieder dem häuslichen Beisammensein entzieht und — besonders bei oberflächlichen und vergnügungssüchtigen Naturen — allmählich das Leben im Hause als öde und langweilig erscheinen läßt; sondern es wirkt auch in den meisten Fällen verflachend auf den Charakter. Denn in unserer durchschnittlichen

Gesellschaft gilt nicht die sittliche Persönlichkeit, die Tüchtigkeit und Fähigkeit, überhaupt nicht der ganze Mensch, sondern nur die sehr äußerlichen sogenannten geselligen Talente. Es wird also dort eine durchaus minderwertige Beurteilung des Menschen anerzogen. In der Familie dagegen und im engen Freundeskreise kann sich der Einzelne nach seiner ganzen Persönlichkeit zur Geltung bringen. Möchte doch der Krieg, der eine so lange Unterbrechung des gesellschaftlichen Verkehrs mit sich gebracht hat, auch auf diesem Gebiete erneuernd wirken. Vor allem sollte man rein äußerliche Beziehungen, die aus irgendwelchen Rücksichten beibehalten waren, demnächst gar nicht wieder anknüpfen.

Um so mehr aber sollte wahre Geselligkeit auf Grundlage des Familienlebens gepflegt werden. Wie bei uns die Volksfeste fast verschwunden waren, so gab es auch kaum noch Familienfeste. In unserer nüchternen Poesielosigkeit haben wir es verlernt, Feste in der Natur oder im häuslichen Kreise zu feiern. Auch ist der Sinn unserer auf uralter germanischer und christlicher Überlieferung beruhenden Festtage dem Bewußtsein der Meisten ganz entschwunden. Was man feiert, daran wird wohl kaum gedacht. Und doch haben diese Feste einen so allgemein menschlichen Gehalt und auch eine so tief poetische Naturbeziehung, daß jeder Mensch, der noch einer Feierstimmung fähig ist, auch wenn er dem kirchlichen Leben fernstände, daran innerlich teilnehmen könnte. Aber diese Festtage sind wie alle Sonntage nur Ruhepausen zwischen der Arbeit des Alltags, bestenfalls Erholungstage, mehr äußerer Zerstreuung und lärmenden Vergnügungen als innerer Sammlung und Erhebung gewidmet. Kurz, es sind eben keine Feiertage im eigentlichen Sinne des Wortes mehr, weil das Hohe, das man feiern könnte, aus unserem Leben verschwunden ist.

Wenn so das deutsche Familienleben von den verschiedensten Seiten aus gefährdet ist, so muß man sich die Frage vorlegen, was zur Stärkung und Wiedergeburt der Familie geschehen kann.

Daß eine vernünftige Sozialpolitik hier mittelbar fördernd sein kann, darf nicht bezweifelt werden. Die Bestrebungen, die Volksvermehrung d. h. die Geburtenziffer zu steigern, gehören zwar nicht eigentlich hierhin. Denn eine größere Zahl der Familienmitglieder verbürgt noch nicht eine Hebung des Familiensinnes; eher wird umgekehrt dessen Wiederbelebung günstig auf die Volksvermehrung wirken, indem er den Wunsch nach Gründung einer Familie weckt. Von großer Bedeutung aber ist die Wohnungs- und Siedelungsfrage. Die großstädtische Mietwohnung ist an sich schon sehr wenig geeignet, zu einem wirklichen Heim zu werden, erst recht wenn sie häufig gewechselt wird und mit so und so vielen anderen unter demselben Dache vereinigt ist. Der Begriff des „Vaterhauses" ist in den einfacheren bürgerlichen Kreisen nur noch selten bekannt. Wie Nachfragen in den Volksschulen ergeben haben, wohnen nur noch wenig Schulkinder in derselben Wohnung, in der sie geboren sind. Eine Haupt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aufgabe der Wohnungspolitik ist es also, auf dem schon beschrittenen Wege weiterzugehen und möglichst viele kleine Familienhäuser zu beschaffen. Das Wohnen im „Eigenheim" wirkt festigend auf den Zusammenhalt der Familie. Besonders wichtig ist auch, durch Gärten und Ackerland die Beziehung zur Natur und die Beschäftigung mit landwirtschaftlichen Arbeiten, Gartenbau und dergleichen neu zu beleben. Schließlich ist auch die Inneneinrichtung von großer Bedeutung. Nüchterne, geschmacklose und daher ungemütliche Wohnungen, wie sie lange Zeit bei uns „Mode" waren, üben wenig Anziehung aus, wenn das dem Einzelnen auch nicht klar zum Bewußtsein kommt. Glücklicherweise ist auch hier durch die neue Richtung im Kunstgewerbe eine Besserung eingetreten, so daß wohl bald jene überladenen, stillosen Möbel, die einen unechten Prunk vortäuschten, auch aus den einfacheren Wohnungen verschwinden werden.

Doch bildet das alles nur den äußeren Rahmen, in dem sich das häusliche Leben abspielt. Eine wirkliche Wiedergeburt der deutschen Familie müßte wesentlich von innen heraus erfolgen. Die natürliche Gemeinschaft, die auf Blutsverwandtschaft und wirtschaftlicher Einheit beruht, muß zu einer wahren geistigen Lebensgemeinschaft erhoben werden. Und diese ist durch jene natürlichen Beziehungen nicht schon gegeben, sondern muß als bewußte Aufgabe, oft unter Überwindung innerer Gegensätze, erstrebt und gestaltet werden. Es muß sich so etwas wie ein einheitlicher Geist, ein individuelles Gepräge ausbilden, was nur durch geistige Beziehungen der Familienmitglieder untereinander wie auch zu den Vorfahren zustande kommen kann. Riehl sagt mit Recht: „Jede Familie muß den aristokratischen Stolz haben, eine eigenartige Familie zu sein. Sie sollte darum alles sorgfältig sammeln und bewahren, was ihren besonderen Charakter dokumentiert." Aber wie das Leben des einzelnen Menschen heute immer mehr in zusammenhangslose Stücke und rasch wechselnde Zustände zerfällt, so löst sich auch der Zusammenhang zwischen den aufeinander folgenden Geschlechtern derselben Familie immer mehr. Bei der Unstetigkeit des Familienlebens ist der Pietät für die vorhergehenden Generationen meist der Boden entzogen; und damit fehlt eine der tiefsten Wurzeln für ein lebendiges Gemeinschaftsgefühl.

Was nun die Beziehung der Familienmitglieder zueinander betrifft, so handelt es sich dabei um das Verhältnis des Gatten zur Gattin und das zwischen Eltern und Kindern. Und damit werden wir auf die beiden heute so viel erörterten Probleme der Ehe und der Erziehung geführt. Daß die Ehe nicht bloß eine biologische und wirtschaftliche, sondern auch — ja in erster Linie — eine geistige Gemeinschaft sein soll, kann füglich nur der Materialist bestreiten. Indessen läßt die Gemeinsamkeit der Interessen und Lebensanschauungen, die in einfacheren Volkskreisen meist vorhanden ist, gerade bei den sogenannten gebildeten Ständen viel zu wünschen übrig. Wo sich hier ein stärkerer Gegensatz zwischen dem geistigen Standpunkt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Ehegatten bemerkbar macht, ist beiden Seiten die Aufgabe gestellt, ihn möglichst zu vermitteln, weil er sich sonst im Laufe der Jahre verschärft und auf jeden Fall die Erziehung der Kinder, wie überhaupt die Entwicklung eines harmonischen Familienlebens, sehr erschwert. Es ist fraglich, ob den meisten jungen Leuten diese im höchsten Grade sittliche Aufgabe in ihrer ganzen Bedeutung zum Bewußtsein kommt. Ähnlich steht es auch mit der Erziehungstätigkeit. Daß Erziehen eine große und schwere Kunst ist, bei der es mit dem guten Willen allein nicht getan ist, die vielmehr Einsicht in das Seelenleben des Kindes und gereifte Anschauungen über die geistige und sittliche Entwicklung des Menschen voraussetzt, das wird wohl allgemein zugegeben. Und doch treten die meisten Menschen an diese Aufgabe ohne jede Vorbereitung heran, in gutem Vertrauen auf die Volksweisheit, daß Gott mit dem Amt auch den Verstand gibt. Während in bezug auf die Gesundheitspflege schon manches zur Aufklärung geschieht, fehlt das in pädagogischer Hinsicht fast ganz. Zeitungen, Zeitschriften, volkstümliche Kalender, besonders auch Vorträge könnten hier zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse vieles beitragen. Und sollte einmal das weibliche Dienstjahr eingerichtet werden, so dürfte darin auch wohl die Erziehungsaufgabe in irgendeiner Form eine Stelle beanspruchen. Denn die Mutter ist nun einmal die eigentliche Erzieherin, wenigstens für die Zeit der Kindheit. Und wenn man es für nötig hält, daß jedes junge Mädchen mit körperlicher Kinderpflege vertraut sei, so wird man gleiches auch für die geistige Pflege der Jugend fordern müssen.

Jedenfalls steht es fest, daß nachlässige Erziehung und falsche Behandlung der Kinder den Zusammenhalt der Familie gefährden. Dagegen übt ein schönes Familienleben in der Jugend einen bleibenden und stark nachwirkenden Einfluß auf das ganze spätere Leben aus. Es ist bemerkt worden, daß das Verantwortlichkeitsgefühl der Eltern in demselben Maße zurückgegangen sei, in dem die Schule das Verhalten ihrer Zöglinge auch außerhalb des Unterrichts mehr und mehr ihren Vorschriften unterstellt hat. Und doch kann die Schule, wie schon betont, die häusliche Erziehung niemals ersetzen. Ja selbst manche Kenntnisse, insbesondere das „Gegenwartswissen" wird der Belehrung des Vaters überlassen bleiben, die übrigens meist auch viel eindrucksvoller sein wird als die systematische Durchnahme in der Schule. Freilich müssen die Väter nicht mit dem Anspruch auftreten, die Kinder ganz in ihre Anschauungen und Lebensformen hineinziehen zu wollen statt zu entwickeln, was in ihnen liegt. Solcher Zwang kann leicht zu unliebsamen Gegensätzen führen.

Der wahre Gehalt und Charakter des Familienlebens wird sich nun gerade in den Stunden der Muße und der Erholung zeigen. Wenn zu solchen Zeiten die Flucht aus dem Hause und das Hinstreben nach öffentlichen Vergnügungsstätten eintritt, so offenbart sich darin eben der Mangel des Familiensinns. Freilich bedarf es anregender Beschäftigung und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

edler Unterhaltung, um diesen Drang nach außen zu überwinden. Hier ist vor allem an die häusliche Kunst zu erinnern, die trotz aller öffentlichen Kunstpflege und trotz allem Musik-, Gesang- und Malunterricht auf einer sehr niedrigen Stufe steht. In Familien, die zu den Gebildeten gerechnet sein wollen, herrscht vielfach die banale oder auch freche Musik des Tingeltangels, das heißt ein Ungeschmack, der das gerade Gegenteil von Bildung ist. Wo man unsere schönen Volkslieder singen sollte, ertönen die neuesten Schlager aus höchst zweifelhaften Operetten. Ich muß es mir versagen, auf diese Verhältnisse, an denen zum Teil unser Musikunterrichtswesen schuld ist, näher einzugehen. Aber die soziale Bedeutung der häuslichen Kunst sollte man nicht zu gering anschlagen.

Über eine andere sehr wichtige Frage, die mit dem Familienleben mannigfache Berührungspunkte hat, über das religiöse Problem, schweige ich absichtlich. Es ist zu verwickelt, um im Rahmen dieses Aufsatzes auch nur andeutungsweise behandelt zu werden. Bemerkt sei nur, daß Manchen die religiöse Erneuerung unseres Volkes als die wesentliche Vorbedingung für die Wiedergeburt der Familie erscheint. Das Eine aber dürfte unser kurzer Überblick gezeigt haben, daß im Familienleben, wenn es zu seiner vollen Entfaltung gelangt, die wertvollsten Kulturbetätigungen des Menschen, vor allem das sittliche, soziale und staatliche Leben, ihre festeste Stütze haben oder doch, wie die Kunst, eine Pflegestätte finden können. Wer deshalb eine neue und tiefere Begründung der Kultur wünscht, der muß auch eine Kräftigung des Familiensinnes fordern.

Wie viele Familienbande sind in diesem furchtbarsten der Kriege jäh zerrissen worden! Wie Mancher, dem früher das häusliche Leben nur wenig gewesen war, mag draußen im Felde mit heißer Sehnsucht daran zurückgedacht haben! Und gewiß war bei Tausenden, die jetzt fremde Erde deckt, das letzte Bild, das dem sterbenden Auge vorschwebte, das Bild der Lieben in der Heimat. Auch der Wert der Familie wird nun wie so vieles in ganz neuem Lichte erscheinen. Sie wieder zu dem zu machen, was sie sein kann und sein soll, gehört zu den dringendsten Aufgaben unserer Zeit.

Prof. **Paul Sickel.**

Der deutsche Sprachstil.

Betrachtungen zu Eduard Engels Deutscher Stilkunst.

Otto Schröders treffliches Buch „Vom papierenen Stil" (1889), Gustav Wustmanns „Allerlei Sprachdummheiten" (1891) und Eduard Engels prachtvolle „Deutsche Stilkunst" haben für den deutschen Schreibstil den größten Nutzen getan. Seit der weiten Wirkung dieser Bücher findet man bei besseren Schriftstellern nur noch selten: derselbe, dieselbe, dasselbe für er, sie, es im Gebrauch. Auch der Gebrauch des Relativums: welcher, welche, welches ist sparsamer geworden. Das gräß-

liche Nachklappen der Vorsilbe des Verbums („Eugenie stand, nachdem sie im Bette sich aufgerichtet und die Augen gerieben hatte, auf und zog das neue, von ihrer Tante zum Geburtstag erhaltene Kleid, welches sie so gerne trug, langsam an"), verfiel verdienter Mißachtung. — Über manche Sprachfehler, z. B. über die falsche Vertauschung von wie und als (größer wie, so groß als), die widerwärtige Prädikatsform mit ein (dieser Satz ist ein guter), die abscheuliche Verdrängung guter Konjunktivformen durch das ewige „hätte" und „würde" („wenn Sie mich einmal besuchen würden" statt „wenn Sie mich einmal besuchten"; oder gar: „wenn ich es nicht selbst gesehen haben würde"), wird allmählich Einigkeit erzielt werden. Andere Fragen werden freilich noch lange umstritten bleiben! So die Frage nach Notwendigkeit oder Entbehrlichkeit des Bindes (Schafsfell, begeisterungsvoll, entsagungsreich). Gegen die vortrefflichen Aufsätze, welche Jean Paul über das Bindes geschrieben hat, wird eingewendet, daß der große Dichter dieses s mit Unrecht für eine männliche Genitivform gehalten habe, während es vielmehr ein Wohllautszeichen ist. Ich wüßte aber nicht, womit man den folgenden Einwand Robert Hamerlings entkräften könnte: „Teilnahmslos klingt nicht bloß nicht besser, sondern schlechter als teilnahmlos. Wollen wir rücksichtslos sagen, unter dem Vorwande, daß gerade das l hinter t übel klingt, dann müssen wir auch lichtslos statt lichtlos sagen. Das klingt aber, wenn mir recht ist, abscheulich."

Dieses alles kümmert nun aber allein die linguistische Kunstlehre, welche gleichwohl zerstörend wirken, ja im schlimmen Fall zum Feinde des Seltenen und Schönen werden kann, wenn nicht eine psychologische Stillehre ihr zur Seite tritt. Für diese Behauptung soll einer der berufensten, am schärfsten sehenden und zuverlässigsten Stilrichter im Folgenden als Beispiel dienen.

Es ist zunächst irreführend, über den „Stil" eines Schriftstellers auf Grund des Wortschatzes oder Satzbaues entscheiden zu wollen, ohne daß der Zusammenhang und der im Zusammenhang erscheinende Gehalt berücksichtigt werden kann. Der Grundsatz, den Eduard Engel seinem Werk voranstellte: „Die Gelehrsamkeit oder sonstige wertvolle Eigenschaften der für Beispiele schlechten Stils benutzten Schriftsteller lasse ich auf sich beruhen; einzig ihre Stilkunst gilt es zu untersuchen", klingt so, wie wenn ein Wesensforscher sagen wollte: „Die Seelen der Menschen lasse ich auf sich beruhen und halte mich an ihre Nasenform." — Käme die Vollkommenheit durch Bürsten, Scheuern und Reinemachen zustande, dann wäre Gustav Flaubert ein wichtigerer Geist als selbst Shakespeare, und ein guter Unterhaltungsschriftsteller wäre eine schönere Erscheinung als Kant oder Goethe. Ich mache mich anheischig, aus den Werken jedes beliebigen Schriftstellers, nicht zum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mindesten den Werken Goethes, Schopenhauers, Schillers, Lessings eine zum Abschrecken wohlgeeignete Sammlung schlechtgebauter oder fremdwortreicher oder gedunsener Sätze zusammenzustellen, wenn ich von ihrem Inhalt absehen darf; und zwar werden bei reichen und tiefen Geistern allerlei Stilfehler leichter aufgefunden werden, als bei den unzähligen kleinen Könnern und Sprachmeistern, die oft auf dem Wege über die Form oder über den Einfall zum Inhalt kommen, ohne daß überströmendes Leben quälend nach Formung verlangt. Es steht mit Sprachkunst wie mit jeder Ästhetik! Formkritische Werke (wie Adolf Hildebrands „Problem der Form" oder „Die Elemente der bildenden Kunst" von Hans Cornelius) haben ein großes Verdienst, weil sie für Fehler der heutigen bildenden Kunst jedermann das Auge öffnen; die Beispiele für diese Entartungen des räumlichen Sehens kann man aber am besten an den Werken der reichsten Künstler entdecken, während bloße Könner, „Akademieprofessoren", tadellos befunden werden.

Wenn ich einen Augenblick von persönlicher Erfahrung reden darf — wofür ein ganzes Leben im Dienst geistiger Zucht Berechtigung erwirken mag —, so muß ich gestehen, daß die innerste Reinheit des Stils mit der Kenntnis von Stilgesetzen nichts zu schaffen hat. Meine ersten Bücher, die ich noch heute nach einem Menschenalter nicht ohne Ehrfurcht betrachten kann, waren stilistisch unerhört. Durch den Einfluß strenger Lehrer hatte ihr Stil nur gelitten. Diese Lehrer aber waren Johannes Scherr und Wilhelm Jordan, Persönlichkeiten, die ich über alles liebte: Meister deutschen Stils (im Sinne der Psychologie), im linguistischen Sinn nur zerstörend. Mit meinem ersten wissenschaftlichen Buch („Schopenhauer, Wagner, Nietzsche") glaubte ich ein Muster an Reinheit und Schönheit geschaffen zu haben, denn jeder seiner Sätze war gewiß fünfzigmal gelesen und nachgeprüft; und doch würde ich heute keinen Satz beim anderen stehen lassen, würde zahlreiche Fremdwörter ausmerzen, anderen Satzbau wählen, und wüßte dennoch genau, daß dieses Werk, und mehr noch „Madonna Sixtina", in seiner Art rein ist und nur verschlimmbessert werden kann. Dies aber ist Hauptaufgabe jeder nicht bloß linguistischen Stilkunst: das Maß von Notwendigkeit eines Schriftstellers zu erspüren, wofür unsere Sprache das schöne, zu Unrecht herabgewürdigte Wort Einfalt hat. Dazu aber muß man das eigene Ideal des Schreibenden kennen. Denn jeder spricht anders bei anderen Gelegenheiten. Am Briefe gestaltet der Empfänger mit; am Buche sein ganzer Lebenskreis. Darum ist es unsinnig, großbürgerliche und kleinbürgerliche, bäurische und aristokratische Schriftsteller, Publizisten, Gelehrte, Zeitungsschreiber, Fachleute, Volksschriftsteller, Dichter, alle in einen Topf zu werfen und auf ihren guten oder schlechten deutschen Stil prüfen zu wollen. Nicht das Vielerlei des Könnens unterscheidet den Mann, welcher Stil hat, vom verächtlichen Stilvirtuosen, sondern just umgekehrt sein Nichtkönnen, sein Zwang, in

jeder Not des Ausdrucks bestimmte und vorbestimmte Wege als seine Wege gehen zu müssen.

Es ist richtig, daß Friedrich Hebbel unerträgliche, an Hegel erinnernde Sätze geschrieben hat, während ein Roman von Robert Prutz musterhaften, sogenannt gepflegten Stil hat. Aber wie ein schönes und edles Antlitz keineswegs Ausdruck einer schönen oder edlen Seele zu sein braucht, so beweist auch der gepflegte Stil gar nichts für den Wert der Schreibenden. Vielmehr besteht der Wert der Form immer in Beziehungen zum Inhalt. Keiner aber sollte ein anderes Gesicht haben wollen als er eben hat. Wem die Warzen, die Falten eines Antlitzes nicht gefallen, der hat, wenn er tadelt, vom Standpunkt der Ästhetik ganz recht; dennoch kann sein Tadel aus Nichtverständnis oder Voreingenommenheit fließen.

So steht es um Eduard Engel! Er verdammt Männer, die ein anders geartetes Stilgefühl für sehr sichere, ursprüngliche Stilmeister halten kann. Er belobigt andere, die — mögen sie „können", „leisten", „fertigbringen", was sie wollen — niemals Seelen von Karat, Geister von Stil sein werden. Und er wirft endlich nach äußerlichen Anzeichen Geister und Seelen zusammen, die nicht das mindeste miteinander zu tun haben.

Jean Paul, Kant, Hamann sind nach Engels Urteil schlechte Stilisten. Man kann zugeben, daß einige Bücher Jean Pauls, am meisten die Unsichtbare Loge, für den gewöhnlichen Leser ein Marterweg sind. Man darf auch zugeben, daß das Studium Hamanns oder Kants die höchste Geduld fordert. Dennoch sollte jeder sich hüten, nachzureden, daß diese Geister „schlechten Stil" gehabt haben, während alle möglichen zeitgenössischen Schreiber, zumal belletristische Bücherverfertiger und Formenkönner, einen „guten Stil" besitzen. Jean Pauls Stil ist sein Stil. Nichts Unechtes ist daran. Wer in den Dichter sich einlebt, muß ihn lieben und hat einen Begleiter für sein Leben gefunden, auf den er sich unbedingt verlassen darf und der in seiner Art ein Muster geistiger Selbstgestaltung vor die Seele stellt. Dagegen ist z. B. der Stil Ludwig Börnes zwar ein ästhetisch vortrefflicher Stil, aber, trotz Eduard Engel, um manche Grade dünner und oft nur blasse Nachahmung Jean Pauls; jedenfalls aber der bloßen Schriftstellerei näher stehend als Jean Pauls Lebensart. Gleich Jean Paul ergeht es manchen anderen, die Eduard Engel verwirft! Der strenge Sprachmeister tadelt einen Plauderer, der aus der Mischung einheimischer und fremder Ausdrücke just seine Lebenswaffe oder sein Kunstmittel geschmiedet hat. Er versäumt aber, den geistigen Komplex zu ergründen, in den das einzelne Werk eingestellt werden muß. Ihm fehlt der Sinn für den ihm so verhaßten Begriff „Milieu".

Der Fürst Pückler-Muskau, die Gräfin Ida Hahn-Hahn und Theodor Fontane gebrauchen alle drei sehr viele Fremdwörter. Dafür werden sie nun — die Böcke zur Rechten, die Schafe zur Linken — zu den schlechten Stilisten gestellt. Sie sind aber alle drei ausgezeichnete Stilisten und in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihrem Stil weit kerniger und stärker als die meisten Stilmeister von heute, welche Sprachsünden meiden, die jene ganz unbeachtet ließen. Liest man aber eine der Schriften Pückler-Muskaus, so hat man freilich festzuhalten, daß ein polyglotter Mann, der auf Reisen und an kleinen Höfen lebt, die Plaudersprache der vornehmen Welt des achtzehnten Jahrhunderts spricht und die Sitten und Unsitten, die Allüren (hier ist das Fremdwort am Platze) seines Lebenskreises, seines Ideals darlegt. Diesen Lebensstil mag man beklagen! Man mag ihn schädlich, ungesund, geziert, unnatürlich finden. Das alles aber ist ein Urteilen von außen her, nicht immanentes Verstehen des Stils. Vom Standpunkt nicht bloß sprachlicher Stilkritik kann der Umstand, daß ein Schriftsteller zwei Sprachen gleich gut beherrscht, als Reiz seiner Eigenart empfunden werden. Denn so gut wie sprachliche Mundart eigene Schönheit und Würde geben kann, so gut kann der persönliche Stil des Schriftstellers linguistische Mischung fordern, also zwar inkorrekt sein im Sinn der Sprachakademie, aber dennoch fruchtbar und folgereich sein für das, was man mit dem widerlichsten deutschen Wort „die Kultur" nennt. — Ob ein Mensch an den Realien, ob an den alten Sprachen geschult wurde, ob er auf Reisen oder in seinem Dorfe groß ward, ob er Musik treibt oder bildender Künstler ist: alles das ist nicht gleichgültig, alles das hat an seinem Stil gemodelt und s o l l daran modeln; und der Teufel sollte unser ganzes Unterrichtswesen holen, wenn eine zwölfjährige Bildung auf hohen Schulen nicht den Stil des gebildeten Mannes von dem des ungebildeten u n t e r s c h i e d e.

Von Theodor Fontanes Stil sagt Eduard Engel im selben Atem, mit dem er ihn tadelt, er sei „genau so, wie der liebe Mensch gewesen sei". Was also will er denn mehr? Daß der Stil dieses reizvollen Schriftstellers keine Maske und kein Panzer, sondern die ihm angewachsene Haut war, ist seine Rechtfertigung. Möglich, sogar wahrscheinlich, daß Fontane, wenn Engels Stilkunst statt 1911 schon um 1880 erschienen wäre, mehrere hundert Fremdwörter aus seinen Schriften hinausgeworfen hätte: die Frage seines Stils im tieferen Sinn wäre nicht abhängig davon, ob er diese Einsicht mehr besessen hätte. Auch mag dahingestellt sein, ob er nicht durch reineres Deutsch manche Zartheit, Farbigkeit, Reichtum an Assoziationen (so schreibe man g e t r o s t, solange noch internationale Wissenschaft feste Begriffe mit dem Wort verbindet) hätte opfern müssen. Jemand kann den reinsten Satzbau, den saubersten Wortschatz und doch einen Wasserstil, Allerweltsstil, Garnichtsstil haben. Man kann ein greuliches Pampfdeutsch schreiben (wie Fichte in den „Reden an die deutsche Nation", deren Stil Schopenhauer a n d e r s als Eduard Engel einschätzt) und doch ein echter Sturmherd sein*).

*) Im „Vortrupp" vom 16. Juni 1916 S. 356 ff. versuchte ich in einem Aufsatz „Wann gebrauchen wir Fremdworte?" zu b e g r ü n d e n, wann, unter welchen Umständen, in welchem Sinne das fremde Wort wertvoll und statthaft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vor allem sollte unser Urteil über den Stil Lebender vorsichtig sein, solange wir nicht die ganze Geisteswelt und das Leben des zu beurteilenden Schriftstellers klar von uns abgestellt haben. Wie ist es nur möglich, moderne deutsche Schriftsteller wie Kerr, Sudermann, Hauptmann, Bahr, Lamprecht allesamt als Muster schlechten Stils zusammenzuketten? Schriftsteller dieser Art einfach als preziöse Hanswurste aufzufassen, offenbart die erschrecklichste Grobheit des Gefühls für Schönheit. Wenn z. B. Kerr eine lyrische Prosadichtung in Galgenhumor mit der Formel abschließt: „So ist das Leben. C'est la vie. Such is life" — so verfehlt Engel nicht, ihm Fremdwörtergeglitzer vorzuwerfen (S. 204). Aber der Schriftsteller gibt — das ist ein Zug feiner Geistigkeit — die bitterste Wahrheit über das Leben kund, wie wenn er in einem Wartesaal eine Warnung gegen Taschendiebe in möglichst vielen Sprachen plakatieren müsse. Das mißversteht Engel, indem er aufs Wort blickt. Oder wenn der Schriftsteller sein Kunstmittel der Punktierung anwendet (Heide .... Birken .... Sinkende Nacht . . .), so sieht Engel, weil er auf Satzform aus ist, nur unvollkommene Sätze (S. 310). Und doch handelt es sich um eines der reizvollsten Kunstmittel, über das schon Lenau und Hebbel tiefe Einsicht zeigten.

Trotz dieser und anderer Ungerechtigkeiten hat Engels Werk viele Ansätze zu einer nicht bloß linguistischen Stillehre; besonders dort, wo er ehrt und liebt. Es ist, um ein entlegeneres Beispiel anzuführen, sehr schön, wenn Engel den Stil Eugen Dührings auf die Blindheit des Denkers zurückführt. Dies ist richtig gesehen. Bei dieser Gelegenheit möge zum Beweise dafür, daß auf dem Gebiet bloßen Meinens eben alles möglich ist, erwähnt werden, daß just Dühring die Engelsche Sprachreinigung wütend bekämpft, weil er entdeckt zu haben glaubt, daß der Deutsche Sprachverein eine teuflische Veranstaltung der von ihm gehaßten Juden sei. In einer Reihe von Aufsätzen unter dem Titel „Fremdwörterrecht" führte Dühring aus, daß die alles verschuldenden Juden die verfeinerten Begriffe der Wissenschaft nicht erlernen wollen oder können und darum den satanischen Versuch machen, die Sprache der Wissenschaft mit dem Alltagsdeutsch zu vermanschen; dies sei die geheime Triebfeder des Purismus. Indes selbst Dühringsche Stil- und Geschmacklosig-

ist. In der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 1916 Nr. 10, S. 331 erschien eine Entgegnung, die es sich leicht macht, indem sie kurzerhand befindet, meine Antwort laute: „Wir gebrauchen Fremdwörter, wann wir es so wollen und weil wir es so wollen." Mit gleichem Recht könnte ich den Spieß umdrehn und erklären: „Ihr verbietet Fremdwörter, wann ihr es so wollt und weil ihr es so wollt." Mehr kann man doch nicht verlangen, als daß der Schreibende nach seiner Einsicht handle und diese begründe. Soll denn durchaus mit abstrakt-linguistischer Predigt, womöglich nach Mehrheitsbeschluß geschulmeistert werden? Sind doch die besten Stillehrer unter sich nicht einig. Matthias („Sprachleben und Sprachschäden") bekämpft Wustmann; Engel: Wustmann und Matthias.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keit hindert nicht, einen Geist seines Ranges unter die echten und großen Stilmenschen einzureihen. Lebensstil und Buchstil läßt sich nicht auseinanderreißen.

Nichts aber ist so verhängnisvoll, wie die Überschätzung bloßen Könnens. Keine Art Schriftstellertum ist so niederträchtig ruchlos wie die der „Meister des gepflegten Stils", welche die heutige Gefühls- oder Gedankenindustrie verwalten, so wie andere Leute Schokoladefabriken oder Zeitungen. Unheimlich groß ist die Gattung der „Talente", die Talent so besitzen, wie sie Bankkapital und Telephon besitzen. Ehemals schalt man wohl auf die „Nebenbeipoeten"; heute, wo Schriftstellern ein Beruf geworden ist, nicht Sendung und Wesensnot, sollte man die naiven Nebenbeipoeten zurückwünschen, die schufen, was sie mußten. Nicht ein einzig wahrhaftgroßer Mensch ist je im heutigen Sinn „Schriftsteller" gewesen. Über das Sprachkönnertum, im Sinne Flauberts oder Goncourts, das Engel, im Widerspruch zur eigenen Art, als Ideal hinstellt, kann man nicht skeptisch genug denken. Was waren diese Menschen? Welche Lebensgewalt gewann Körper in ihnen? —

Diese Zeilen sollen aber nicht etwa das hohe Verdienst des Deutschen Sprachvereins oder der Stilkunst von Eduard Engel herabwürdigen. Im Gegenteil! Es ist ausdrücklich anzuerkennen, daß Eduard Engel gerecht zu sein sich bemüht. Ich bin dem außerordentlichen Werke nur Dank schuldig und habe auch nichts dagegen, zu den „alten schlechten Schriftstellern" gerechnet zu werden, die durch Eduard Engel zur Sprachreinigung bekehrt worden sind.

Dr. med. et phil. Theodor Lessing.
Privatdozent der Philosophie.

Zukunftsaufgaben des biologischen Unterrichts.

Der gewaltige Kampf, in dem unser Volk nun schon fast zweieinhalb Jahre hindurch um seine Zukunft ringt, hat auch im Innern eine ganze Reihe von Fragen neu zur Erörterung gestellt, die dringend der Entscheidung harren, und es ist kein Wunder, daß gerade Schul- und Erziehungsprobleme in unseren Tagen mit besonderem Nachdruck besprochen werden. Liegt es doch auf der Hand, daß die gesamte Zukunft unserer Kultur sehr wesentlich dadurch beeinflußt wird, mit welcher geistigen Ausrüstung unsere Jugend ins Leben hinaustritt, und zeigt doch gerade der jetzige Krieg wieder von neuem das Übergewicht gründlicher geistiger Durchbildung über die rohe Kraft und über den noch so gewaltigen Ansturm überlegener Massen. Zeigt sich unser Volk infolge der allen seinen Schichten und Kreisen zukommenden gründlichen Schulbildung unseren Gegnern überlegen, so erwächst uns daraus um so mehr die Pflicht, hier nicht stillzustehen, sondern unser gesamtes Bildungs- und Unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

richtswesen stetig zu verbessern und zu vervollkommnen, das Gute zu erhalten, und die noch vorhandenen Lücken und Mängel durch rechtzeitige Reformen zu beseitigen.

Schon mitten im Kriege haben sich deutsche Schulverwaltungen veranlaßt gesehen, den Unterrichtsbetrieb in einzelnen Schulfächern abzuändern; zum Beispiel auf dem Gebiet der Geschichte, in der mehr als bisher der neuesten Zeit ihr Recht werden soll. Aber darüber hinaus erheben sich immer vernehmlicher Stimmen, die eine stärkere Betonung des Deutschen wünschen, während andererseits die Vertreter der Erdkunde mit Recht eine gründlichere Vorbildung der Jugend auf diesem für die Allgemeinbildung so wichtigen Gebiet fordern. Neben diesen, gewiß berechtigten Wünschen, steht nun die schon vor dem Kriege und mit besonderem Nachdruck seit Beginn unseres Jahrhunderts erhobene Forderung, den Naturwissenschaften im Lehrplan der Schulen die Stellung zu verschaffen, die ihnen nach ihrer Bedeutung für unser ganzes Kulturleben zukommt. Es ist eine Folge der ganzen geschichtlichen Entwicklung unseres Schulwesens, daß noch immer die sprachlich-literarischen Fächer den bei weitem größten Raum und den größten Teil der Arbeitskraft der Schüler für sich in Anspruch nehmen, und die mit geringen Abweichungen noch heute gültigen, unter dem Einfluß des neuhumanistischen Bildungsideals vor etwa hundert Jahren begründeten Lehrpläne haben diesen Zustand namentlich an den Gymnasien durch Einführung des Unterrichts im Griechischen noch verschärft. Selbst an den inzwischen neu begründeten Realanstalten entfällt der größte Teil der Stunden auf die sprachlich-geschichtlichen Fächer.

So wertvoll nun aber diese Fächer für die Allgemeinbildung sind, so bringt doch ihr zu starkes Überwiegen die Gefahr einer Einseitigkeit unserer gesamten höheren Schulbildung mit sich. Es fehlt an genügender Ausbildung des Beobachtungsvermögens, an Schulung der Sinne, an Förderung der Handgeschicklichkeit und an einer planmäßigen Heranbildung der geistigen Fähigkeiten, die man wohl unter der Bezeichnung des „tatsächlichen Denkens" zusammenfaßt. Nach all diesen Richtungen vermag besonders der Unterricht in den Naturwissenschaften wertvolle Ergänzungen zu bieten, namentlich seitdem die Erkenntnis von der Notwendigkeit praktischer Schülerübungen, sowie nicht zu seltener Ausflüge in die freie Natur zum Zwecke naturwissenschaftlicher Beobachtungen immer mehr an Boden gewinnt. Während die praktischen Übungen, mögen sie sich auf physikalischem, chemischem oder biologischem Gebiet betätigen, das Beobachtungsvermögen, die Handgeschicklichkeit, das induktive Denken und die Bildung assoziativer Vorstellungsgruppen in hervorragendem Maße zu fördern imstande sind, bietet sich auf den Schulausflügen vor allem Gelegenheit, die Organismen an ihren natürlichen Standorten, in ihren mannigfachen Wechselbeziehungen, in ihrer Ab-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hängigkeit von der Umwelt, in ihrem Werden und Vergehen zu beobachten. Hinweise auf die Tatsache, daß bestimmte Vegetationsformen durch die Beschaffenheit des Untergrundes bedingt sind, können wichtige Hilfsmittel für die Geländebeobachtung liefern. Die Schüler lernen, an reihenweise stehenden Weiden oder Erlen schon von weitem den Verlauf eines Baches, eines Grabens oder eines sonstigen Wasserlaufs zu erkennen, weil ihnen andererseits die schon aus der Entfernung erkennbaren Sauergräser oder die Haarbüschel des Wollgrases sumpfige Strecken anzeigen. Wie diese Beobachtungen auch für die militärische Vorbildung der Jugend nutzbar gemacht werden können, darauf sei hier nicht näher eingegangen.

Endlich aber können solche zur naturwissenschaftlichen Belehrung der Schüler unternommenen Ausflüge noch eine weitere sehr wichtige Erkenntnis vermitteln: Die heimische Tier- und Pflanzenwelt, die in hervorragendem Maße den Charakter der heimischen Landschaft bestimmen, erscheinen dem, der in die Gesetze ihrer Verbreitung und ihrer Abhängigkeit von Boden und Klima einen gewissen Einblick gewonnen hat, nicht als etwas zufällig Zusammengekommenes, sondern als ein notwendiges Glied der gesamten heimischen Natur. Die Kiefernbestände und die Heidelandschaften des norddeutschen Flachlandes, die Buchenwälder der Ostseeküsten und der Mittelgebirge, die Fichtenwaldungen der deutschen Gebirge — sie alle sind bedingt durch die Einflüsse der Umwelt, sie können nicht ohne weiteres miteinander vertauscht werden, und je mehr wir unsere Jugend in das Verständnis dieser gesetzmäßigen Zusammenhänge und Abhängigkeiten einführen, desto mehr vertiefen wir ihr Heimatgefühl und ihre Heimatliebe. Auch bietet sich hierbei vielfach Gelegenheit, auf die Wichtigkeit eines verständigen Natur- und Heimatschutzes hinzuweisen, zu dem jeder an seinem Teil beitragen kann, und wäre es auch nur dadurch, daß er sich gewöhnt, Pflanzen und Tiere nicht unnütz auszureißen oder zu fangen, und die Natur nicht durch Umherwerfen von Papier und dergleichen zu verunzieren.

Daß für den künftigen Staatsbürger ein Einblick in die Grundlagen unserer Technik und Volkswirtschaft unerläßlich ist, und daß diese Grundlagen in erster Linie durch die Naturwissenschaften geliefert werden, bedarf kaum näherer Ausführung. Wie unsere gesamte Technik in erster Linie angewandte Physik und Chemie ist, wie uns gerade dieser Krieg mit seinen unzähligen neuen Apparaten — Flugzeugen, Unterseebooten, immer neuen Geschützformen —, mit seinen vielen neuen Sprengstoffen, Gasgemischen, aber auch mit den zahlreichen wichtigen neuen Erfindungen auf dem Gebiete der chemischen Technik — Gewinnung des Luftstickstoffes, Darstellung der Schwefelsäure aus Gips usw. — die Triumphe der Physik und Chemie tagtäglich vor Augen führt, das ist jedermann bekannt. In wie hohem Maße aber auch die Biologie die Grundlagen für unsere gesamte Volkswirtschaft liefert, das ist weiteren Kreisen noch immer nicht hinlänglich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

klar. In den Erörterungen über die staatsbürgerliche Erziehung der Jugend ist stets von der wichtigen Hilfe die Rede, die hierfür der Unterricht im Deutschen, in der Geschichte, in der Erdkunde leisten kann; wie wichtig aber gerade hier gewisse grundlegende biologische Kenntnisse sind, davon hört man kaum etwas. Und doch ist Land- und Forstwirtschaft, Gartenbau, Viehzucht, Teichwirtschaft nur angewandte Biologie. Der Einfluß der Nahrungsmengen und ihrer stofflichen Zusammensetzung auf den Ertrag eines Ackers, eines Gartens oder Teiches, die Grenzen, bis zu denen sich dieser durch künstliche Zufuhr von Nährstoffen steigern läßt, die abändernde Wirkung, die durch Nahrungs- oder Klimawechsel auf die Organismen ausgeübt werden kann, die Gesetze der Erblichkeit, der Rassenbildung, das alles sind wichtige biologische Fragen, deren Verständnis auch den Schülern erschlossen werden kann und soll. Hierzu kommen noch die vielfachen fördernden und schädigenden Wechselbeziehungen zwischen Tieren und Pflanzen verschiedenster Art. Die große Wichtigkeit, die all diesen Fragen für die praktische Volkswirtschaft zukommt, hat zur Begründung zahlreicher landwirtschaftlicher, forstlicher und teichwirtschaftlicher Beobachtungsstationen geführt; namentlich die für all solche praktischen Fragen besonders empfänglichen Amerikaner verwenden hierauf alljährlich beträchtliche Summen. Die Erkenntnis, daß die landläufige Unterscheidung „nützlicher" und „schädlicher" Tier- und Pflanzenarten nicht berechtigt ist, daß ein und dieselbe Art je nach den Umständen sich als schädlich oder nützlich erweisen kann, ist von großer Wichtigkeit und kann zu bedeutenden wirtschaftlichen Ersparnissen führen. —

Einen Einblick in all diese Zusammenhänge zwischen Wissenschaft und Praxis, eine Vorstellung davon, wie all unsere Technik und Volkswirtschaft auf wissenschaftlicher Grundlage ruht, und wie auch die Biologie hieran wesentlich beteiligt ist, sollten die Schulen jedem ihrer Schüler verschaffen. Nicht auf technische Einzelheiten kommt es dabei an. Nicht praktische Land- oder Teichwirte wollen wir auf unseren Schulen heranbilden, dazu sind besondere Lehranstalten vorhanden, aber ein grundlegendes Verständnis für die hier in Betracht kommenden Fragen sollte jeder, der eine Schule besucht hat, aus dieser mitnehmen. Eine allgemeine bessere Bekanntschaft mit den Grundlagen dieser verschiedenen Wirtschaftszweige würde vor allem zwei großen Übelständen in unserem heutigen Staatswesen wirksam vorbeugen können: dem oft geradezu erstaunlichen Mangel an Urteilsvermögen, das man bei sonst gebildeten Leuten gerade betreffs dieser Fragen antrifft, und dem Mangel an Verständnis, mit dem sich die verschiedenen Wirtschaftskreise entgegenstehen. Bodenwirtschaft, Industrie, Handel, diese drei wichtigen Grundlagen unseres Kulturlebens, die zu ihrem Gedeihen aufeinander angewiesen sind, stehen sich oft ohne Verständnis für ihre Bedürfnisse und Voraussetzungen gegenüber, nicht selten geradezu feindlich. Hier kann und soll der biologische Unterricht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grundlagen für eine Verständigung schaffen und verhindern, daß grundlegende nationale Fragen zu einseitigen Parteifragen werden.

Nicht minder wichtig ist die Bedeutung der Biologie als Grundlage für eine rationelle Gesundheitspflege. Das Volk gesund zu erhalten, ist stets eine der wichtigsten Kulturaufgaben; nie war dies mehr der Fall als jetzt, wo unser Volk täglich große und schmerzliche Opfer zu bringen hat und wo die Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Truppen bis zum Äußersten gesteigert sind. Eine gesunde, kräftige, lebensfrohe Jugend heranzuziehen, ist geradezu eine Lebensfrage für Deutschland, und dazu gehört, neben einer gesundheitfördernden Erziehungsmethode, auch die Übermittlung einer Kenntnis der wichtigsten Lebensvorgänge und Lebensgesetze. Die Wichtigkeit der Reinlichkeit, einer guten Körperhaltung, der körperlichen Bewegung, der vernünftigen Ernährung, die Bedeutung der Herztätigkeit und die Gefahren einer Überanstrengung des Herzens, das ganze wichtige Gebiet des Nervenlebens und der Nervenhygiene, die hohe gesundheitliche Bedeutung des Maßhaltens im Genuß und in der Anstrengung, all das muß in anschaulicher und eindringlicher Weise den Schülern nahe gebracht werden, nicht in einem einmaligen Kursus, sondern der gesamte biologische Unterricht muß durchsetzt sein von Anwendungen und Hinweisen auf das Gebiet der Gesundheitspflege. Unterweisungen über das Verhalten bei Unglücksfällen und Verletzungen sind in geeigneter Weise einzuflechten, im übrigen aber ist das Gebiet der Heilkunde dem Arzt zu überlassen und auf die Wichtigkeit und Notwendigkeit ärztlicher Beratung in Krankheitsfällen nachdrücklich hinzuweisen. Die Frage nach der Behandlung des Geschlechtslebens im Schulunterricht ist zurzeit noch nicht ganz spruchreif. Dies Gebiet ist jedenfalls mit besonderem Takt und besonderer Vorsicht zu behandeln, da Mißgriffe hier leicht mehr schaden als nützen können. Für eine lehrplanmäßige „geschlechtliche Aufklärung" ist die Zeit wohl noch nicht gekommen, doch ist gegebenenfalls auch auf diesem Gebiet ein offenes, klares Wort einem halb vertuschenden Vorübergehen an der Sache vorzuziehen.

Schon die vorstehenden Erörterungen legen den Schluß nahe, daß der biologische Unterricht, um nach den genannten Richtungen hin voll ausgewertet werden zu können, nicht wie bisher auf der Mittelstufe abschließen darf, vielmehr bis zur obersten Klasse durchgeführt werden muß. Wenn auch manche vorbereitenden Kenntnisse schon früher gewonnen und verarbeitet werden können, so bedarf es doch zur vollen Erkenntnis der mannigfachen Gesetzmäßigkeiten eines reiferen Verständnisses. Vollends ist dies erforderlich, wenn wir den Schülern einen Einblick in den Anteil gewähren wollen, der der Biologie bei der Behandlung der großen Welt- und Lebensprobleme zukommt. Diese Probleme, an deren Lösung seit Beginn denkender Weltbetrachtung die größten Forscher und Denker ihre Arbeit gesetzt haben, ohne bisher zu allgemein angenommenen Ergebnissen zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kommen, Probleme, die den menschlichen Geist beschäftigen werden und die von verschiedenen Menschen in verschiedenem Sinn beantwortet werden, solange es denkende Menschen gibt, durch einen Machtspruch entscheiden zu wollen, darf sich die Schule nicht anmaßen. Nicht zu ihrer Entscheidung, wohl aber zu ihrem Verständnis will und muß die höhere Schule ihre reiferen Schüler bringen. Das große Problem der organischen Entwicklung, der individuellen wie der stammesgeschichtlichen, wie sie die Deszendenzlehre zu erweisen sucht, die großen Fragen, die in den Worten Mechanismus und Vitalismus, Monismus und Dualismus liegen, sollen den älteren Schülern so weit nahe gebracht werden, daß sie verstehen, was mit diesen Worten gemeint ist und wo die Grenzen liegen, über die hinaus unsere Erfahrung und unsere Erkenntnis uns nicht mehr führen können. Auch hier schon den jugendlichen Geist zu bescheidener Anerkennung der Beschränktheit alles menschlichen Erforschungsvermögens und zu einem Verständnis der verschiedenen möglichen Antworten, nicht zu unduldsamem Aburteilen zu führen, ist eine sehr wichtige Aufgabe des Unterrichts, und gerade auf diesen Gebieten ist ohne naturwissenschaftliche, insbesondere auch ohne biologische Grundlagen, nicht vorwärts zu kommen.

Als abschließende Aufgabe für den Biologieunterricht ergibt sich die Erkenntnis von der Stellung des Menschen in der Natur und in der Lebewelt: ein Glied der Natur, gleich all seinen Mitgeschöpfen, denselben Gesetzen der Entwicklung, der Fortpflanzung und des Todes unterworfen, abhängig von der Umwelt, wie seine „Brüder im stillen Hain, in Luft und Wasser", gleich ihnen „nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen seines Daseins Kreislauf vollendend", aber hinausragend über alle durch sein hochentwickeltes Bewußtsein, das dem rohen Walten des Selbsterhaltungstriebes Schranken zieht, hinausragend durch seinen überlegenen Verstand, der ihn in seiner Umwelt nicht nur immer neue Mittel und Quellen für seine und seiner Nachkommen Erhaltung finden läßt, sondern ihn auch zu weise vorausschauendem Haushalten mit diesen Vorräten befähigt, der ihn zu immer neuer Forschertätigkeit anspornt und ihn, auch über die Grenzen sicherer Forschung hinaus, die großen Zusammenhänge alles Weltgeschehens ahnend empfinden läßt. Das Leben ist das größte Rätsel, das die Welt uns bietet, der reizvollste Gegenstand menschlicher Forschung. Der Wissenschaft vom Leben, von der lebendigen Natur, die ihr gebührende Stellung im Schulunterricht zu schaffen, muß als eine der wichtigsten Aufgaben jeder künftigen Schulreform betrachtet werden.

Prof. Dr. R. v. Hanstein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Bratt-System in Schweden.*)

Die schwedische Abstinenzbewegung begann ihre Tätigkeit im Jahre 1830. Sie richtete sich hauptsächlich gegen den Branntwein. Der Genuß von Bier und Wein galt als erlaubt und wurde sogar von Vielen als ein Hilfsmittel im Kampfe gegen den Branntwein betrachtet. Diese ältere Bewegung zielte eigentlich auf ein Branntweinverbot ab. Aber im Verlauf der Reichstagsverhandlungen des Jahres 1854, die die Entscheidung in dieser Sache brachten, bekamen die Männer der Kompromißpolitik die Oberhand. Die drei höheren Stände**) drückten gegen den fast einstimmigen Einspruch des Bauernstandes ein Gesetz durch, das den Branntwein zur erheblichsten Steuerquelle für Staat und Gemeinde machte. Eine hohe Herstellungssteuer wurde festgesetzt, die dem Staate zufiel und in erster Linie für den gleichzeitig beschlossenen Bau der Staatseisenbahnen verwandt wurde. Außerdem entschied man sich für eine hohe Verkaufssteuer, die hauptsächlich der Kommunalverwaltung der Städte zufiel, zu einem kleinen Teile auch zur Unterstützung der landwirtschaftlichen Organisationen und anderen gemeinnützigen Zwecken diente.

Was veranlaßte die höheren Stände, dieses Gesetz anzunehmen?

Die einflußreichsten Volkswirtschaftler des Ritterhauses lockte die Aussicht auf die großen Staatseinnahmen aus der Herstellungssteuer. Beim Bürgerstande spielte der reiche Goldstrom, den die Städte aus den Verkaufsabgaben erwarteten, eine verhängnisvolle Rolle und verleitete diesen Stand, den Gesetzvorschlag anzunehmen. Der Priesterstand wurde hauptsächlich dadurch gewonnen, daß man ihm vorredete, wenn der Branntwein im Preise steige und sich schwerer beschaffen lasse, werde die allgemeine Nüchternheit des Volkes, besonders des Bauernstandes, wesentlich zunehmen.

Aber der Bauernstand erhob Einspruch. Früher hatte die sogenannte Hausbedarfsbrennerei auf den Bauernhöfen stattgefunden. Aber die hohe Herstellungssteuer, die jetzt für jede Kanne Branntwein erlegt werden mußte, machte die Hausbedarfsbrennerei unmöglich. Die Branntwein-

*) Einer der besten Kenner der Alkoholfrage, der schwedische Historiker Prof. Dr. Johan Bergman, hat sich auf unsere Bitte bereit erklärt, über die Entstehung und Bedeutung des sogenannten Bratt-Systems, von dem auch schon in Deutschland gelegentlich die Rede gewesen ist, den folgenden Aufsatz für den „Vortrupp" zu schreiben. Der Aufsatz ist in schwedischer Sprache abgefaßt; die Übersetzung hat unser Schriftleiter Dr. R. Kraut angefertigt. Vortrupp.

**) Zu jener Zeit bildeten den Reichstag vier Kammern, die sogenannten „vier Stände": Das Ritterhaus (die Vertreter der adligen Geschlechter; sie wurden nicht gewählt, sondern — wie in England die Mitglieder des Oberhauses — auf Grund des Erbrechts Mitglieder der Kammer), der Priesterstand (die zwölf Bischöfe, ebenfalls nicht gewählt, sondern kraft ihres Amtes Mitglieder der Kammer; daneben gewählte Geistliche für jedes Stift), der Bürgerstand (gewählte Vertreter der Städter) und der Bauernstand (nach Kreisen gewählte Vertreter der Bauern).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

brennerei machte sich jetzt nur noch im Groß- und Dampfbetriebe bezahlt. Damit war der Bauernstand also nicht zufrieden. Aber das war doch nicht der einzige Grund seiner Unzufriedenheit.

Man hat diesen Widerstand der Bauern dahin gedeutet, daß sie so sehr am Branntwein gehangen und sich deshalb der Nüchternheitsreform widersetzt hätten. Das ist eine im großen und ganzen zweifellos falsche und zu niedrige Einschätzung des schwedischen Bauernstandes. Sicherlich gab es manche Bauernabgeordnete, die selbst Branntwein gebrannt hatten, aber viele waren auch entschiedene Alkoholgegner und Verbotsfreunde. An der Spitze der damaligen Alkoholgegnerbewegung standen zwar vielerorts Geistliche und andere gebildete Personen, aber die meisten Anhänger der Bewegung waren doch — wie das auch heute noch der Fall ist — in der Bauern- und Arbeiterbevölkerung zu suchen. Von den etwa 100 000 eingeschriebenen Mitgliedern der Abstinenzvereine jener Zeit waren die Mehrzahl Bauern. (Eigentliche Industriearbeiter gab es damals nur wenige.)

Es ist nun sehr bezeichnend, daß auch diese Bauern sich durchweg dem Vorschlage, die Branntweinfrage in der angegebenen Weise zu lösen, widersetzten. Einflußreiche Mitglieder des Bauernstandes im Reichstage gaben auch zu verstehen, daß, wenn die Regierung und der Ausschuß, der die Branntweinfrage behandelte, ein für die gesamte Bevölkerung geltendes Branntweinverbot vorgeschlagen hätten, der Bauernstand dem zugestimmt haben würde. Aber der vorliegende Vorschlag, die Hausbedarfsbrennerei der Bauern zwar abzuschaffen, statt dessen jedoch die Errichtung großer Branntweinfabriken zu begünstigen, war für den Bauernstand unannehmbar. Die Bauern waren nicht geneigt, eine große nationale Frage auf solche Weise zu lösen. Man wollte auch nicht, daß der Bauer bei seinem Marktbesuche verleitet werde, sein sauer verdientes Geld in den Wirtschaften der Städte auszugeben und somit die Stadtkassen, denen ja ein bedeutender Gewinn aus dem Branntweinverkauf zufallen würde, zu bereichern.

So kam es, daß der Beschluß von den drei höheren Ständen gegen den fast einstimmigen Einspruch des Bauernstandes gefaßt wurde. Die herrschende Klasse jener Zeit löste die Frage gegen die Stimmen der Demokratie.

Die neuen Gesetze wurden — mit nur geringfügigen Änderungen — am 18. Januar 1855 vom König bestätigt und bilden noch heute in der Hauptsache die Grundlage der schwedischen Alkoholgesetzgebung. Dieser Kompromiß bedeutete tatsächlich das Ende der älteren Alkoholgegnerbewegung. Die energischsten Vorkämpfer hatten ein Branntweinverbot gewollt, infolge der neuen Gesetzgebung jedoch wurde es von Jahr zu Jahr schwieriger, ein solches Verbot zu erlangen. Denn die Einnahmen aus der Branntweinbrennerei flossen dem Staat und den städtischen Gemeinden immer reichlicher zu und wurden somit ein wachsendes Hindernis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für die Schaffung eines Branntweinverbots. (Im Jahre 1913 wurden die Bestimmungen geändert, und zwar in der Weise, daß die Städte allerdings ihrer Einkünfte aus dem Alkoholhandel allmählich beraubt werden, der Staat aber von diesen Einnahmen immer abhängiger wird.)

Als eine Folge der Gesetze des Jahres 1855 darf das sogenannte Gotenburger System gelten, das seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts allmählich eingeführt wurde. Man meinte, dieses System, nach dem aller Gewinn aus dem Branntweinhandel der Allgemeinheit zufließen und das Privatinteresse ausgeschaltet sein soll, werde die Zunahme des Branntweinverbrauchs einigermaßen verhindern.

Die Ausschaltung des Privatinteresses wurde jedoch nicht ganz konsequent durchgeführt. Die Herstellung des Branntweines durch einzelne Personen war und ist noch immer die Regel. In solchem Falle fließt der Gewinn lediglich in Gestalt der dem Staate zu entrichtenden Herstellungssteuer der Allgemeinheit zu. Auch das Verkaufsrecht konnte und kann noch jetzt einzelnen Personen überlassen werden, aber im allgemeinen trafen die Städte ein Abkommen mit Verkaufsgesellschaften (schwed. „bolag") auf Grund des Gotenburger Systems. Einen Teil des Verkaufs überlassen aber auch diese „Bolag" einzelnen Wirten und Spirituosenhändlern.

Das Gotenburger System ist bei den Verbotsfreunden niemals beliebt gewesen. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erwachte die Volksbewegung gegen den Alkohol zu neuem Leben, und während dieser ihrer zweiten Periode, die noch fortdauert, richtet sie sich nicht mehr gegen den Branntwein allein, sondern auch gegen den Wein- und Biergenuß und erstrebt ein allgemeines Alkoholverbot. In den siebziger Jahren hielt man die Bewegung noch für fanatisch und utopisch, aber allmählich hat sie im Volke immer mehr Eingang gefunden. Dafür ist das Ergebnis der allgemeinen Volksabstimmung über ein Alkoholverbot, die im Jahre 1909 standfand, der beste Beweis. Nicht weniger als 1 884 298 erwachsene Personen im Alter von mehr als 18 Jahren (das sind also etwa 55% der gesamten erwachsenen Bevölkerung Schwedens) stimmten für das allgemeine Verbot, und nur etwas über 16 000 gegen ein Verbot. Ungefähr eine Million beteiligte sich nicht an der Abstimmung (die Stimmenthaltung geschah indessen meistens nicht aus prinzipiellen Gründen, sondern weil eine passende Gelegenheit, seine Stimme abzugeben, fehlte; zum Beispiel weil das Stimmlokal zu weit entfernt war oder es an Leuten mangelte, die Stimmlisten übermittelten usw.). —

An dieser Stelle muß der Stockholmer praktische Arzt Dr. Iwan Bratt genannt werden. Bratt, der in den dreißiger Jahren steht, ist ein Mann mit ausgesprochen sozialen Interessen; er widmet schon seit Jahren der großartigen schwedischen Alkoholgegnerbewegung seine wachsende Aufmerksamkeit. Dr. Bratt soll auch — wenn man seinem etwas

lobrednerischen Biographen, dem Schriftsteller E. Rosenborg, glauben darf — einige Zeit selbst grundsätzlich Abstinent gewesen sein. Wann das war, muß dahingestellt bleiben; als er im Jahre 1909 sich zum ersten Male öffentlich auf dem Gebiet der Alkoholfrage betätigte, war er jedenfalls nicht mehr Abstinent. Er trat ganz entschieden gegen die Verbotsbewegung auf, und er war sicher kein neubekehrter Verbotsgegner, denn der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich dessen genau, daß Bratt schon im Jahre 1901 — allerdings in einer nicht öffentlichen Versammlung — sich ganz unmißverständlich gegen die Abstinenzidee ausgesprochen hat.

Die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erregte Bratt aber erst im Jahre 1909, als er während der großen Verbotsabstimmung, die von der Leitung der gesamten Alkoholgegnerorganisationen ins Werk gesetzt wurde, mit einer Kritik des Alkoholverbots an die Öffentlichkeit trat und den Entwurf eines neuen Gesetzes vorlegte, das die Frage nicht durch ein Verbot lösen wollte, sondern durch wirksame Bekämpfung des „Mißbrauchs".

Bratt lehnte somit die Grundsätze der modernen Verbotsbewegung ab, die bekanntlich überall, wo die Bewegung zu einer Macht gelangt ist, sich entwickelt haben. Er wollte zu dem Kampfe einer älteren Zeit, dem Kampfe gegen den „Mißbrauch" zurückkehren. Auf den Einwand, daß dieser Kampf jahrhundertelang ohne nennenswerte Ergebnisse versucht, und daß die einzig wirksame Methode die radikale Entfernung des Alkohols aus den Lebensgewohnheiten des Volkes sei, erwiderte er, eine „rationelle" Bekämpfung des Mißbrauches habe bisher noch nicht stattgefunden, er aber wolle neue Wege zu einer solchen Bekämpfung weisen. Dabei deutete er keck lich an, daß aller gemeinschädlicher Alkoholismus zu etwa neun Zehnteln durch die von ihm vorgeschlagenen Methoden beseitigt werden könnte. Die Forderung des vollständigen Alkoholverbots stütze sich auf die angebliche Unmöglichkeit, auf andere Weise die Trunksucht zu beseitigen. Aber wenn nun tatsächlich ein anderer gangbarer Weg gezeigt werde, sei das Verbot überflüssig. Ja, er behauptete sogar, seine Lösung der Frage sei wirksamer als ein Verbot, das sich praktisch ja doch nicht durchführen lasse.

Wie sah nun Dr. Bratts Rezept eigentlich aus? Er hat es in den zwei kleineren Schriften: „Kann die Alkoholfrage ohne Verbot gelöst werden?" (1909) und „Abstinenzpolitische Entwicklungsgrundsätze" (1911) und auch in einer größeren Arbeit veröffentlicht, die er als Mitglied eines von der schwedischen Ärztegesellschaft zum Studium der Alkoholfrage eingesetzten Ausschusses zusammen mit vier anderen Ärzten herausgegeben hat. („Der Alkohol und die Gesellschaft". 1912.) Die Grundgedanken dieser Schriften sind:

1. Die bisher gemachten Versuche, auf dem Wege der Gesetzgebung den Alkoholismus einzudämmen, sind fehlerhaft, weil diese Gesetze

generell wirken: Die Alkoholiker müssen individuell behandelt werden.

2. Wer nachweislich alkoholische Getränke in einer Weise genießt, die soziale — aber keine anderen — Schäden in sich birgt, dem muß die Möglichkeit genommen werden, sich diese Getränke zu verschaffen: Also ein individuelles Verbot für Leute dieser Art.

3. Damit ein solches Verbot durchgeführt werden kann, müssen alle diejenigen, die für den Verbrauch im Hause Spirituosen kaufen wollen, einen schriftlichen Antrag stellen. Die Verkaufsgesellschaft wird auf diese Weise in die Lage versetzt, die Abgabe von Branntwein an notorische Trinker zu verweigern.

4. Dem naheliegenden Einwand, daß ein solches System eigentlich nur den Wirtshausbesuch fördere, begegnet er mit dem Vorschlage, die Gotenburger Grundsätze — also Ausschaltung des Privatinteresses — müßten konsequent durchgeführt werden. Er will grundsätzlich nichts von einem Verdienst der Wirte am Alkoholhandel wissen. Diese sollen gezwungen sein, sich mehr dem Ausschank nichtalkoholischer Getränke zu widmen und ihren Hauptverdienst in der Verabreichung von Speisen zu suchen. Ferner fordert Bratt, daß in Arbeiterwirtschaften Branntwein nur mit einer gewissen Menge von Speisen verabfolgt werden dürfe.

Es war offenbar keine ganz leichte Aufgabe, die sich Dr. Bratt gestellt hatte, wenn er dem Alkohol das Schicksal gönnen wollte, lediglich Apothekerware und Brennmaterial zu werden, gleichzeitig aber die herrschende Partei des liberalen Ministers Staaff vor der Zwangslage zu bewahren suchte, das Verbot anzunehmen. Auf der einen Seite behauptete er: Es gilt, einen Weg zu finden, dem Verbot zu entgehen. Diese Darlegung war für die Minderheit der Partei bestimmt, die das Verbot nicht haben wollte (obwohl es die Minderheit war, gehörten doch — da die Mehrheit so unglaublich gutmütig war und jede Menschenkenntnis vermissen ließ — die eigentlichen Parteileiter und die meisten Mitglieder der Regierung zu dieser Gruppe). Auf der anderen Seite mußte er der großen verbotsfreundlichen Mehrheit sagen: Wir können ja nicht von heute auf morgen das Verbot erlangen; laßt uns daher doch einstweilen das nehmen, was ich vorschlage. So sind wir ein gutes Stück auf dem Wege zum Verbot. Später wird dann das Verbot — das wurde dieser Gruppe vorgetäuscht, auf deren vermeintliche Einfalt man ganz ungeniert Wechsel zog — um so leichter durchzusetzen sein. Herrn Bratts Janusmund verkündete also dem einen Publikum: „Nehmen Sie mein System, so entgehen Sie dem drohenden Verbot" und dem anderen Publikum: „Nehmen Sie mein System, so kommen Sie rascher zum Verbot."

Die Abstinenzbewegung lehnte anfänglich Herrn Bratts Vorschläge sämtlich ab. Aber er erfreute sich des mächtigen Schutzes des Ministers

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staaff, der 1911 ein liberales Ministerium gebildet hatte. Staaff setzte Bratt im Herbst 1911 in einen Ausschuß, der aus 11 Personen bestand und den Auftrag erhielt, Vorschläge zu einer modernen Alkoholgesetzgebung auszuarbeiten. Um die zahlreichen Verbotsfreunde zufrieden zu stellen, die ja die überwiegende Mehrheit in Staaffs politischer Partei bildeten, setzte Staaff in diesen Elfer-Ausschuß, dem fast nur Mitglieder der liberalen Partei angehörten, nicht weniger als acht Verbotsfreunde. Das Merkwürdige an diesem Ausschuß war, abgesehen von der außerordentlichen Bevorzugung der einen Partei*), daß in ihm eine Reihe besonders bewährter Kenner der Alkoholfrage fehlten, die — wenn die öffentliche Meinung die Mitglieder hätte ernennen dürfen — ganz selbstverständlich in den Ausschuß gewählt worden wären. Es zeigte sich bald, daß Dr. Bratt dazu ausersehen war, wenn auch nicht formell, so doch tatsächlich die führende Person des Ausschusses zu werden — und er wurde es auch. Der Obmann des Ausschusses war übrigens der Reichstagsabgeordnete S. H. Kvarnzelius, der Großtempler des Guttemplerordens in Schweden, ein ehemaliger Klempnermeister, der durch die Abstinenzbewegung hochgekommen war und infolge kluger Schmiegsamkeit im politischen Leben das besondere Vertrauen der führenden liberalen Kreise gewonnen hatte.

Draußen im großen Alkoholgegnerheere erwartete man eine rasche Erledigung der Sache, da der Ausschuß ja aus einer so sicheren Mehrheit von Verbotsfreunden bestand. Merkwürdigerweise aber rückte — endlich im Jahre 1914 — der Ausschuß mit einem Gesetzesvorschlage heraus, der allerdings das allgemein erwartete Gemeindebestimmungsrecht enthielt, aber außerdem noch ein weitläufiges Verkaufsgesetz, das eine Reformierung des Gotenburger Systems, und zwar in der Hauptsache nach den Ideen des Herrn Bratt darstellte. Vom Verbot war in dem ganzen Gesetzentwurf überhaupt nicht die Rede. Der Vorschlag hat dreimal dem Reichstage vorgelegen, ist aber bis jetzt immer von der ersten Kammer abgelehnt worden, und zwar jedesmal mit immer größerer Mehrheit; die Kammer war zwar geneigt, das Wesentliche von Herrn Bratts Reformen anzunehmen, wollte aber von dem Gemeindebestimmungsrecht nichts wissen. Es war tatsächlich Herrn Bratt gelungen, den Verbotssturm zu beschwören, und das Unglaubliche war geschehen: Er hatte die übrigen Mitglieder des Ausschusses auf seine Seite bekommen. Die Unzufriedenheit in den Reihen der Alkoholgegner war groß, aber die Mitglieder des Ausschusses nahmen innerhalb der Abstinenzorganisationen eine so bedeutende Stellung ein, daß die Alkoholgegnerpresse mit Erfolg daran gehindert werden konnte, dieser Unzufriedenheit kräftigeren Ausdruck zu verleihen.

*) Nur ein Konservativer und — was besonders auffällig war — nur ein einziger Sozialdemokrat gehörten dem Ausschusse an, obwohl die Sozialdemokratie die abstinenzfreundlichste Partei war.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unterdessen hatte sich Dr. Bratt eine Gelegenheit verschafft, im Rahmen der bestehenden Gesetze und auf eine einzelne Stadt beschränkt seine Ideen in die Praxis umzusetzen. Es gelang ihm, eine Verkaufsgesellschaft „Das Stockholmer System" zu gründen, die mit der bisherigen Stockholmer Branntweinverkaufsgesellschaft in Wettbewerb trat, um den Branntweinhandel in der Hauptstadt von 1914 an, dem Zeitpunkt, wo der Vertrag mit der bisherigen Gesellschaft ablief, zu übernehmen. Die Mehrheit der Stockholmer Stadtverordneten befürwortete Dr. Bratts neues Unternehmen; das Oberstatthalteramt traf ebenfalls seine Wahl zu Dr. Bratts Gunsten. So wurde er für den Zeitraum von 1914—16 Leiter des Stockholmer Branntweinhandels (mit einem Jahresgehalt von 15000 Kronen).

Die neue Gesellschaft führte verschiedene Neuerungen ein, unter denen die wesentlichste das sogenannte „Gegenbuch" war: Jeder, der Branntwein für den Hausgebrauch kaufen wollte, mußte einen schriftlichen Antrag stellen, um Kunde der Gesellschaft werden zu können. Er erhielt dann — für den Fall, daß sein Antrag bewilligt worden war — ein Gegenbuch, in das alle seine Branntweineinkäufe eingetragen wurden. Anfangs sollte die Höchstmenge, die man während eines Zeitraumes von drei Monaten kaufen durfte, auf 12 Liter festgesetzt werden. Die Grenze wurde aber auf 16 Liter hinausgeschoben. Es sind von der Stockholmer Gesellschaft ungefähr 100 000 Gegenbücher ausgestellt worden (wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß auch gewisse Grenzgemeinden zu dem Gebiet der Stockholmer Gesellschaft gehören). Personen, die sich dadurch, daß sie zu wiederholten Malen wegen Völlerei bestraft werden mußten, als unzuverlässig erwiesen hatten, sowie bestimmte andere Kategorien von Menschen, zum Beispiel die, welche Armenunterstützung genießen, erhielten kein Gegenbuch und konnten sich daher bei der Gesellschaft keinen Branntwein kaufen. Auch solchen Personen, die, wie man auf Grund eingehender Erkundigungen feststellen konnte, zu ihrem eigenen oder ihrer Familie Schaden Branntwein genossen, wurde ein Gegenbuch verweigert. Und in verschiedenen Fällen wurde ein bereits ausgehändigtes Buch wieder eingezogen, wenn Anlaß zu der Vermutung vorlag, daß die Betreffenden entweder selbst dem Trunke ergeben waren, oder als Zwischenhändler notorischen Trinkern, denen ja kein Buch ausgestellt werden durfte, Branntwein verschaffen wollten. Besondere Vorsicht wurde bei der Bewilligung von Gegenbüchern beobachtet, wenn es sich um Frauen handelte, da Trinker erwiesenermaßen mit Vorliebe weibliche Familienangehörige zu zwingen suchten, an ihrer Statt ein Gegenbuch zu fordern.

Eine gewisse Besserung hat das Brattsche System vielleicht gebracht. Es wäre ja auch unerhört, an Stelle des Verbots etwas vorzuschlagen, ohne auch nur den geringsten Erfolg in der Bekämpfung des Mißbrauchs aufweisen zu können.

Die Verkaufsgesellschaft hat über ihr erstes Betriebsjahr folgende

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Statistik veröffentlicht: 1914 belief sich der Verkauf von Spirituosen für den Hausgebrauch auf 2 962 610 Liter (im Vorjahre unter der alten Verkaufsgesellschaft waren es 4 998 863). Das bedeutet also eine Abnahme von 41 %. Aber dabei ist zu beachten, daß es Herrn Bratt nicht gelungen ist, sein grundsätzliches Programm durchzuführen und den gesamten Verkauf zu übernehmen. Seine Verkaufsgesellschaft hat einen Teil des Handels an einzelne Spirituosenhändler abtreten müssen, die auch schon früher ein Verkaufsrecht besessen hatten. Im Bereich dieses abgetretenen Kleinhandels wurden im Jahre 1914 nicht weniger als 2 353 246 Liter Spirituosen (gegen 1 843 173 Liter im Jahre 1913) verkauft. Das ist eine Zunahme von 28 %. Daß man es vorgezogen hat, bei diesen Händlern zu kaufen, liegt an der weniger strengen Kontrolle, die sie ausübten. Nach dem Jahre 1914 allerdings hat man auch ihnen eine strengere Kontrolle aufgezwungen, und infolgedessen ist auch hier die Zahl der verkauften Liter zurückgegangen.

Die bisher genannten Zahlen beziehen sich ausschließlich auf den sogenannten Kleinhandel, das heißt also auf den Branntweinverkauf für den Gebrauch im Hause. Aber hierzu kommt ferner noch der sogenannte Ausschank, das ist also der Branntweinverkauf zum sofortigen Verzehr in Restaurants und Wirtschaften. Hier ist kein Gegenbuch erforderlich. Jeder Erwachsene, der nicht betrunken ist, kann unter dem Bratt-System eine Wirtschaft aufsuchen und dort geistige Getränke erhalten. Allerdings hat man versucht, den Branntweingenuß dadurch zu beschränken, daß man die Inhaber der Wirtschaften verpflichtete, keinen Branntwein ohne Speisen zu verabreichen. Aber der Begriff „Speise" ist sehr dehnbar, und meistens genügt eine Kleinigkeit, die nur um des Scheines willen verlangt wird. Und in den feineren Restaurants haben diese Beschränkungen, denen die Arbeiterwirtschaften unterworfen sind, nur geringere Bedeutung, da dort weniger Branntwein, sondern häufiger „feinere" Getränke verabreicht werden.

Wenn wir nun nach den Ziffern der Ausschankstatistik fragen, so erhalten wir ein ungünstigeres Ergebnis. In den eigenen Ausschankstellen der Brattschen Gesellschaft wurden im Jahre 1914 500 765 Liter Spirituosen gegen 597 786 im Vorjahre verkauft, das ist also nur eine Abnahme von 15 %. Über den Ausschank in Restaurants, die nicht zur Verkaufsgesellschaft gehören, liegt überhaupt keine zuverlässige Statistik vor, aber es ist allgemein bekannt, daß hier der Verbrauch ganz erheblich zugenommen hat.

Eine sehr unerfreuliche Folge des Bratt-Systems war auch die stark vermehrte Einfuhr von Spirituosen aus Branntweingeschäften des Binnenlandes (besonders aus Söderköping, wo ein bedeutender Branntweinhandel bestand). Wenn also die Verkaufsziffern der Stockholmer Gesellschaft einen starken Rückgang aufweisen, so darf man nicht vergessen, daß diese Ziffern sich nicht auf den Gesamtverbrauch von Stockholm und Umgegend

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beziehen. Es kommen noch die sehr großen Mengen hinzu, die für verschiedene Käufer eingeführt werden mußten. Eine zuverlässige Statistik über diese Einfuhr steht mir jetzt nicht zu Gebote, aber jedermann in Schweden weiß, daß es sich hier um sehr bedeutende Mengen handelt. Der größere Teil dieser Einfuhr wurde im Laufe des Jahres 1915 durch ein Gesetz eingeschränkt, das dem Einwohner des Kontrollgebietes einer Verkaufsgesellschaft verbietet, bei der Verkaufsgesellschaft eines anderen Kontrollgebietes zu kaufen. Somit kommt z. B. Söderköping als Branntweinlieferer für die Stockholmer jetzt nicht mehr in Frage.

Nach Einführung dieses Gesetzes ist es allerdings etwas besser geworden, aber es bleiben noch immer viele Möglichkeiten, das System zu umgehen, und vor allen Dingen steht der Biergenuß in großer Blüte. Er verbreitet sich mehr und mehr. Das Bier fällt nämlich nicht unter das Bratt-System.

Trotz dieser Mängel muß man also zugeben, daß das System eine gewisse Besserung gebracht hat. Aus dem Rückgang der Branntweinverbrauchsziffern kann man, wie wir gesehen haben, an sich keine endgültigen Schlüsse ziehen, da das Stockholmer System tatsächlich nicht den gesamten Verbrauch umfaßt. Ein sprechenderes Bild aber geben die Zahlen der Trunkenheitsvergehen. Während des Jahres 1913 kamen nach der Polizeistatistik im Stockholmer Stadtgebiet 17696 Trunkenheitsvergehen vor (davon war natürlich eine ganze Reihe von denselben Personen begangen). Für 1914 war die Zahl 11878. Die Trunkenheitsvergehen gingen also um 33% zurück. Aber diese Zahlen haben auch keine absolute Beweiskraft, weil sie von dem Grade des Eifers abhängen, mit dem die Polizei solche Vergehen verfolgt, und dieser Eifer ist nicht immer der gleiche. Noch wichtiger ist, daß, während der Branntweinverbrauch eingedämmt wird, der Bierverbrauch sich desto mehr ausdehnt. Aber um so sinnlos betrunken zu werden, daß man in der Völlereistatistik der Polizei einen Platz findet, bedarf es einer weit größeren Menge Bier als Branntwein. Der Umstand, daß die Biertrinker auf der Straße sich nicht so hochgradig betrunken zeigen wie die Schnapstrinker, läßt doch keineswegs den Schluß zu, daß der unmäßige Biergenuß ihnen weniger geschadet habe. Ferner ist daran zu erinnern, daß das Gegenbuchsystem den Käufer nicht hindert, sich zu Hause zu betrinken und seine Familie zu tyrannisieren. Und schließlich spielen auch die Branntweinsurrogate, z. B. der denaturierte Spiritus, bei ganz schlimmen Trinkern eine gewisse Rolle.

Die Besserung, die in den Zahlen der Völlereistatistik und auch in den Zahlen der Delirantenstatistik der Krankenhäuser zum Ausdruck kommt, spricht ja in gewisser Weise für das Brattsche System. Aber es ist zu beachten, daß eine Besserung vornehmlich im ersten Jahre bemerkbar war — beim Übergang von einem System zum anderen —, während die Statistik der Jahre 1915 und 1916, soweit es sich schon überblicken läßt, in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Hauptsache einen Stillstand der Zahlen verrät*). Dem System scheint also nicht die Kraft innezuwohnen, allmählich die Trunksucht auszurotten, sondern sie nur bis auf einen bestimmten Punkt zurückzudrängen. Sehr lehrreich ist ein Vergleich der Statistik der Stockholmer Trunkenheitsvergehen unter dem Bratt-System mit der Statistik des Monats August im Jahre 1909, als in Stockholm aus Anlaß des damaligen Generalstreiks ein fast vollständiges Alkoholverbot herrschte. Die Trunkenheitsvergehen gingen während der eigentlichen Verbotszeit (das Verbot trat am 4. August in Kraft) um mehr als 90% zurück, während es unter Direktor Bratt nur gelungen ist, einen Rückgang von 30 bis 40% zu erzielen.

Ein dunkler Punkt in dem Brattschen System ist sein Verhältnis zu den alkoholfreien Volkswirtshäusern. Als Herr Bratt sich um seine jetzige Stellung bewarb, wurde in Aussicht gestellt, daß etwa die Hälfte der Wirtshäuser der Gesellschaft (das sind bei einer Gesamtzahl von 30 Lokalen also ungefähr 15) alkoholfrei betrieben werden sollte, und es gelang, dadurch die meisten Stockholmer Alkoholgegner im Stadtrat zu täuschen. In Wirklichkeit aber sind kaum fünf Wirtschaften alkoholfrei, und in einer dieser Wirtschaften wird überhaupt nur die eine Hälfte des Lokals alkoholfrei betrieben, während in der anderen Alkohol verabreicht wird — also ein System, das nicht gerade die Abstinenz fördern wird.

Das Programm, mit dem anfangs das System empfohlen wurde, gab als Höchstmenge des an einzelne Käufer abzugebenden Branntweins 12 Liter im Vierteljahr an. In Wirklichkeit wurden es 16 Liter, und tatsächlich können viele Kunden, sofern sie nicht im Verdacht des Trunkes stehen, auch über diese Grenze hinaus Branntwein erhalten. Im November 1916 hat die schwedische Regierung wegen der Kriegsteuerung für das ganze Land die Höchstmenge auf 8 Liter vierteljährlich festgesetzt. Diese erhebliche Beschränkung ist aber nicht auf die Initiative der Brattschen Gesellschaft zurückzuführen, die als Höchstmenge für die Kriegszeit 12 Liter vierteljährlich vorgeschlagen hat.

Die organisierten Abstinenten Stockholms haben im Herbst des verflossenen Jahres, als der Vertrag der Stockholmer Gesellschaft auf weitere drei Jahre erneut werden sollte, durch ihre Vertreter im Gemeinderat ihre Zustimmung gegeben, da die Konkurrenzgesellschaft, die alte Gotenburger Gesellschaft, den Alkoholverkauf ja in noch größerem Umfange zuließ. (Nach dem in Gotenburg durchgeführten System gibt es zum Beispiel keine Höchstgrenze für den Verkauf an Einzelne, vorausgesetzt, daß es sich nicht um notorische Trinker handelt**). Aber gleichzeitig haben

*) Bemerkenswert ist eine neuerdings veröffentlichte Statistik der Deliranten-Rückfälle in dem großen Krankenhaus Katarina (wo Deliranten aufgenommen werden). Im Jahre 1913 waren es 116, 1914: 147 und 1915 sogar 199 Rückfälle!

**) Das trifft natürlich für normale Zeiten zu. Die — wie oben mitgeteilt — seit November 1916 von der schwedischen Regierung festgesetzte Grenze (8 Liter vierteljährlich) gilt selbstverständlich auch in Gotenburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Abstinenten nicht mit einer scharfen Kritik zurückgehalten, die sich gegen das System richtet. Sie haben zu erkennen gegeben, daß sie das Brattsche System nur notgedrungen und lediglich deshalb empfehlen, weil es sich hier darum handle, von zwei Übeln das kleinere zu wählen. Eine Empfehlung aus Herzensgrund war es natürlich nicht.

Dr. Johan Bergman.

Rund um uns

Ein neues Zeitalter des Idealismus. Im „Tag" (Nr. 244) spricht Paul Ernst trefflich über „Bedürfnis und Persönlichkeit". Der Industrialismus, der den Idealismus der Zeit Goethes und Schillers, Kants und Fichtes ablöste, und der ausschließlich auf den Erwerb von Reichtum gerichtet ist, hat die Bedürfnisse der Menschen ungeheuer gesteigert, eine Menge törichter und schädlicher Bedürfnisse erzeugt und manche wichtigen, wie das Wohnen im gesunden Einzelhause im Garten, vernachlässigt, ja unterdrückt. Bewegungen, die den Erwerb bezwecken, also das Genossenschafts-, Syndikats- und Kartellwesen, nehmen großen Umfang an; „alles, was auf das Persönliche geht," heißt es in dem Aufsatz, „bleibt notwendig vereinzelt und unzusammenhängend, und dadurch wirken solche Bewegungen dann konventikelhaft und schrullig. Das ist aber kein Beweis gegen sie . . ." Zu diesen, das Persönliche pflegenden Bewegungen gehören „fast alle Bestrebungen auf naturgemäße Lebensweise". Die Enthaltsamkeitsbewegung nennt der Verfasser nicht besonders; sie gehört ja ohne weiteres dazu. Und dann sagt er weiter: „Wenn die Schwierigkeiten, die nach dem Kriege eintreten," (die nämlich dadurch verursacht werden, daß der Reichtum ganz bedeutend abgenommen hat und die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse stark vermindert sind) „den Erfolg hätten, daß diese Bestrebungen unterstützt und vielleicht durch eine große, allgemeine Bewegung aus dem sektiererischen Winkel herausgetrieben würden in das allgemeine Volksleben, so wäre das gewiß eine der segenreichsten Folgen des Krieges."

Damit hat der Verfasser unzweifelhaft recht. Eine große, allgemeine Bewegung! Denn wie wird aus einer „Sekte" eine große „Landeskirche"? Wenn die ganze Bevölkerung ihr zufällt! Wir wünschen nichts sehnlicher, als daß nicht nur die Kreise der einfachen Leute, sondern alle Schichten des Volkes sich frei machen und frei halten von den törichten und schädlichen Bedürfnissen nach Genußgiften. Gerade auch die besten Bürgerkreise und die Spitzen der Gesellschaft. Denn die Bedürfnisse der höheren Volksschichten bilden immer das verleitende Beispiel und das Ziel der Nacheiferung für die niederen. Die enthaltsam und einfach lebenden Gebildeten und Wohlhabenden als Führer des Volkes zur Gesundung und zum Seelenadel, — und ein neues Zeitalter des deutschen Idealismus bräche an!

Paul Hundt.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 2 16. Januar 1917

Wilsons Dezembernote.

Wilsons Note vom 21. Dezember 1916 hat, wenn man alle Begründungen, Erwägungen und Ausblicke abzieht, den folgenden Inhalt:

1. Präsident Wilson erklärt es für wünschenswert, daß die Kriegführenden baldigst ihre Friedensbedingungen bekannt geben. Wie das gemacht wird, ist dem Präsidenten Wilson gleich. Eine Vermittlung bietet er nicht an.

2. Präsident Wilson sagt: Nach Beendigung des Krieges wird unter den Völkern eine Vereinbarung zur Sicherung des Weltfriedens nötig sein. Das amerikanische Volk und seine Regierung sind bereit, dabei mit allem ihnen zu Gebote stehenden Einfluß und mit allen ihren Mitteln mitzuwirken.

Diese Dezembernote Wilsons bedeutet, wie ich es beurteile, eine starke Unterstützung der deutschen Politik, wie die sich in der Tat vom 12. Dezember ausdrückt.

Die Wirkung dieser Politik habe ich niemals von heute auf morgen erwartet, und für die Beurteilung dieser Wirkung spielt deshalb die, recht töricht gefaßte, ablehnende Vierverbandsnote vom 30. Dezember keine wesentliche Rolle. Ebenso kommt bei der Dezembernote Wilsons nicht das Augenblicksergebnis sondern die Dauerwirkung in Betracht.

Wilsons Note erzeugt, ganz gleichgültig wie ihre unmittelbaren Ergebnisse sind, einen dauernden Druck gegen die augenblicklichen, kriegschürenden Machthaber im Vierverband.

Deren gegenwärtige Lage ist diese: Sie persönlich wünschen die Fortsetzung des Krieges. Einen Teil von ihnen treibt dabei persönlicher Ehrgeiz, so den offiziellen Machthaber Lloyd George, ein Teil folgt reinen Geschäftsinteressen, so Englands derzeitiger eigentlicher Machthaber Lord Northcliffe. Die meisten aber jagt die Furcht vor der Abrechnung mit ihrem Volke, die mit dem Frieden kommen muß, so Poincaré, Briand, Sonnino, auch den Zaren und seine Umgebung. Die Wortführer der russischen Duma endlich erwarten von der Fort-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

setzung des Krieges innerpolitische Vorteile für ihre Partei. (Daß diese augenblicklichen Machthaber in den Vierverbandsländern, oder mindestens einige von ihnen, sich — wenigstens zeitweise — über ihre Beweggründe etwas „Patriotisches" vortäuschen mögen, soll nicht bestritten werden.)

In jedem der Länder des Vierverbandes haben aber diese Machthaber eine starke Gegnerschaft, die zwar die Absendung der Note vom 30. Dezember noch nicht hat hindern können, die aber ständig anschwillt. — In England wirkt vor allem die „unabhängige Arbeiterpartei" seit langem ganz planmäßig für die Anbahnung des Friedens. Von diesem Wirken gab kürzlich die englische Wochenschrift „Nation", die auch ihrerseits während des ganzen Krieges eine Zufluchtsstätte der Vernunft gewesen ist, die folgende Schilderung:

> „Nach der Annahme der Presse haben wir ein Volk von Kämpfern bis ans Ende. Und doch wird uns mitgeteilt, daß die ‚Unabhängige Arbeiterpartei' wöchentlich etwa 150 große und stark besuchte Versammlungen abhält, die mit der einstimmigen oder fast einstimmigen Aufforderung abschließen, sich eine gemäßigtere Auffassung vom Kriege anzueignen. Es handelt sich keineswegs um einen unbedingten Pazifismus. Die befreienden Ziele des Krieges werden aufrecht erhalten. Aber die Versammlungsredner verlangen, daß die Staatsmänner an die Arbeit gehen sollen, um einen Frieden durch Verhandlungen herzustellen. Diese Haltung der ‚Unabhängigen Arbeiterpartei' stimmt mit den Empfindungen der Volksmassen überein."

Und bald darauf schrieb in derselben Wochenschrift einer der Führer der Vernünftigen, Massingham, zur Kennzeichnung der ganzen Lage in England dies:

> „Es scheint mir, daß es in England zwei Parteien gibt, die eine will einen raschen, gemäßigten, ehrenvollen Frieden, der sich auf solide internationale Abmachungen stützt, die andere Partei will sich auf unbestimmte Zeit in den Krieg stürzen. Ich sehe, daß die erste Partei am Gewinnen ist, und daß die andere verliert."

Der letzte Satz scheint zwar zunächst ein Fehlurteil zu sein, weil ziemlich kurz nach seiner Veröffentlichung der Kriegshetzer Lloyd George in England zur obersten Macht gekommen ist. Aber gerade Das könnte, zumal wenn Lloyd George so weiterwirtschaftet wie jetzt mit der Note vom 30. Dezember, unter Umständen dazu führen, daß sich in England ein „Block der Vernunft" zusammenschließt, der stärker ist, als der walliser Advokat. Man darf nicht vergessen, daß nach dem Zeugnis der „Times", des Hauptorgans der Northcliffe-Presse, in dem Kabinett, das durch den Aufstieg Lloyd Georges gestürzt worden ist, mehrere Minister gesessen haben, die bereit waren, einen Verständigungsfrieden zu schließen. Wobei die „Times" wohl vor allem an Lord Grey denken. Niemand kann glauben, daß solche Männer in England nun plötzlich ganz einflußlos seien. Gerade seit dem Auf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kommen Lloyd Georges hat in Lord Greys Organ, der „Westminster Gazette", manches gestanden, was unter diesem Gesichtspunkte recht auffallend ist. So am 11. Dezember der Satz

> „daß die kämpfenden Völker ihre Hände ausstrecken voll Sehnsucht nach dem andern Ufer"

und Ende Dezember

> „uns graut es noch viel mehr vor einem zwecklosen Blutbade als dem Feinde."

Die letzten Tage vor Neujahr brachten in England dann ja noch die Rede des Unterhausmitgliedes Lees Smith, der sich so ausließ:

> „In meiner Eigenschaft als Korporal an der Front habe ich mir ein Urteil über das bilden können, was der Soldat denkt, und der wäre glücklich, wenn Krieg und Friede nicht so sehr von der Presse, sondern von den Leuten abhinge, die der Wirklichkeit ins Auge geschaut haben. Wenn es nur von den Soldaten abhinge, so würde, wenn ehrenvolle Bedingungen erzielt werden könnten, der Krieg bald beendet sein."

— In Frankreich ist ja zweifellos die Kriegspsychose, die jedes klare Sehen dessen, was ist, und jedes klare Urteil über das, was möglich ist, lähmt, unter allen Ländern Europas am stärksten und am weitesten im ganzen Volke verbreitet. Um so bezeichnender sind die Ausführungen, die in der Deputiertenkammer, als es sich darum handelte, der Regierung den Rekrutenjahrgang 1918 zu bewilligen, der Sozialist Brunet und der Radikale Favre machten: Favre, ein enger Parteigenosse des Herrn Delcassée, hat da unter anderem gesagt:

> „Wer von uns könnte einwilligen, daß Frankreich nach dem Verbrauch seiner letzten Reserven dazu kommen könnte, von seinem Menschenmaterial zu zehren? Wer von uns könnte, ohne zu protestieren, an die Möglichkeit denken, daß die verbündeten Streitkräfte auf unserm Gebiet eines Tages stärker sein könnten als unsere eigenen? Wer könnte hinnehmen, daß beim Friedenskongreß unsere Bevollmächtigten sich infolge der Opfer, die wir im Kriege gebracht haben, in einem Zustande der Inferiorität befinden? Ihr Beifall, meine Herren, beweist mir, daß wir diese Möglichkeit unter keinen Umständen annehmen können."

Als ein, sogar alle Erwartungen eigentlich übertreffendes, Wiedererwachen der Vernunft in Frankreich muß sodann angesehen werden, was dort zum Jahresende auf dem französischen Gewerkschaftstage geschehen ist. Da hat die Mehrheit der Redner an die offizielle französische Lieblings-Zwangsidee eine ausdrückliche Absage erteilt. Diese Mehrheit hat die Meinung vertreten, Frankreich müsse, um zu einem schnellen Frieden zu gelangen, auf die Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen verzichten. Und eine vortreffliche Begleitung zu diesen Zeugnissen beginnender französischer Welt- und Selbsterkenntnis bilden die schönen Worte, die der französische Dichter Anatole France kürzlich zu einem Schweizer gesprochen hat:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„... Was kluge Diplomaten nun aber vorbereiten und zustande bringen können, ist die Arbeit für den Frieden. Es wäre töricht, wenn man leugnen wollte, daß der Friedenswille überall stark entwickelt ist. Ich gebe zu, daß der Deutschenhaß im französischen Volk sehr groß ist, aber das Verlangen nach Frieden ist noch größer und stärker.... Die Menschheit will keine Worte des Hasses und der blinden Wut mehr hören, ihre Ohren sind des gifterfüllten Geschreis müde geworden. Jeder verlangt nach der himmlischen Musik des Friedens...."

— Was dann Rußland anlangt, so ist ja während der letzten Duma-Tagung von den Kriegsfreunden schwer genug darüber geklagt worden, wie sehr die Kriegsmüdigkeit im Volk und auch im Heer eingerissen sei. Die Gegenströmung gegen die vorläufig noch obenauf befindliche Kriegspartei darf man also für recht stark im ganzen russischen Volke halten, auch wenn man die Macht der neuesten friedensfreundlichen Beschlüsse der radikalen Sozialdemokraten und der radikalen Bauerngruppe nicht überschätzt. Und man hat aus dem schier unsinnigen Gebrüll, womit das jetzige amtliche Haupt der Kriegshetzer, der Ministerpräsident Trepow, sich eingeführt hat, nicht minder aber auch aus dem letzten Armeebefehl des Zaren — einer Kundgebung, von der man sich kaum vorstellen kann, daß sie einem gesunden Gehirn entsprungen sei — den Eindruck, daß die Kriegspartei die Stärke der Gegenströmung kennt und ihr eigenes Schwächegefühl überschreien will. — In Italien aber sind die Friedensströmungen im Volke so stark, daß selbst Sonnino in seiner letzten Rede ihnen offensichtlich hat Rechnung tragen müssen. — Die gegenwärtigen Machthaber im Vierverbande, die, wie gesagt, die Fortdauer des Krieges im wesentlichen deshalb wünschen, weil sie persönlich daran interessiert sind, stehen also schon ohnehin einer Lage in ihren eigenen Ländern gegenüber, die für sie nichts weniger als leicht und einfach ist.

Diese swchierige Lage aber ist für die Herren durch Wilsons Note noch ganz wesentlich schwieriger geworden: Heute am 6. Januar, wo ich dies schreibe, weiß man noch nicht, was sie auf Wilsons Note hin tun werden; wenn dieser Aufsatz im Druck erscheint, wird man es voraussichtlich wissen. Aber, wie immer sie sich verhalten mögen, ihre Lage wird in jedem Falle schwieriger, als sie vor Wilsons Note war. Lehnen sie Wilsons Anregung, ihre Friedensbedingungen bekannt zu geben, ab — sei es ausdrücklich oder ausweichend oder durch Nichtbeantwortung — oder nennen sie unsinnige Bedingungen, so geben sie damit den Friedensparteien ihrer Länder neue Waffen gegen sich in die Hand. Denn im ersteren Falle können die Friedensparteien einfach darauf hinweisen, die Machthaber müßten doch wohl ein schlechtes Gewissen haben: sonst brauchten sie sich ja nicht zu scheuen, dem neutralen Wilson zuzusagen, daß sie dazu bereit seien, in an-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gemessener Weise — etwa Zug um Zug mit dem Gegner — ihre Bedingungen bekannt zu geben; Deutschland habe eine solche Zusage doch ohne weiteres gegeben. Im zweiten Falle wird die Beweisführung der Friedensparteien dahin gehen, daß es keinem Volke zugemutet werden könne, für Unsinnigkeiten und unerreichbare Dinge sein Blut zu vergießen. — Bieten aber die Machthaber der Vierverbandsländer auf Wilsons Anregung hin gleich oder nach einiger Zeit vernünftige Bedingungen an, so besteht eben für sie die „Gefahr", daß wirklich Friede wird.

Der Druck, in den so die kriegschürenden Machthaber im Vierverbande durch Wilsons Note geraten sind, wird dadurch noch viel stärker, daß Wilsons Beispiel die übrigen Neutralen mitreißen muß, ein Ergebnis, das für die Schweiz und die drei skandinavischen Staaten im Augenblick, wo ich dies schreibe, bereits eingetreten ist. Und der Druck wird noch weiter verstärkt durch die immerhin vorhandene Möglichkeit, daß ein Ablehnen oder ein Nennen unsinniger Bedingungen bei Nordamerika oder bei den übrigen Neutralen jetzt oder später Verstimmungen erregen kann, deren Wirkungen nicht ohne weiteres abzuschätzen sind.

Wie schmerzlich die Machthaber der Vierverbandsländer diesen Druck, in den Wilsons Note sie preßt, empfinden, zeigen die Schreie, die diejenige Presse der Vierverbandsländer ausstößt, die den Machthabern verschrieben ist:

Die Lloyd George-Presse äußert sich so:

„Times": Damit wird Deutschland nur in die Karten gespielt.

„Daily Chronicle": Die Note Wilsons ist tatsächlich nur ein Anhang der Berliner Note.... Was haben die Alliierten getan, um diese Beleidigung Wilsons zu verdienen?

„Daily Graphic": Besser ist es, wenn Wilson erst etwas lernt, bevor er redet.

Die Presse der italienischen Machthaber sekundiert dem so:

„Secolo": Eine grausame Unverschämtheit.... Willkürliche Parteinahme für die Zentralmächte.... Wilson will uns die Waffen aus der Hand reißen zugunsten Deutschlands.

„Popolo d'Italia": Kolossale Naivität und Unkenntnis der europäischen Politik.... Geradezu beleidigend.

„Nazionale": Wilsons Eingriff stärkt Deutschland zum Nachteil des Vierverbandes.

„Corriere della Sera": Verdächtige Note.... Wilsons Zumutung erfolgt im Interesse Deutschlands und enthält nichts mehr und nichts weniger als die Aufforderung zum würdelosen Selbstmorde... Der Vierverband verachtet die Humanität der Neutralen.

In Frankreich hat von den Kriegsinteressenten am stärksten Clémenceau gegen Wilson und seine Note gewütet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es handelt sich bei diesen Dingen um den Ausdruck des tiefeingewurzelten Haßgefühls, das den hetzerischen Teil der Presse des Vierverbandes und die Hintermänner dieser Presse von jeher gegen Wilson beseelt hat. Das hat diese Presse schon damals sehr deutlich und — sehr unvorsichtig offenbart, als sie der fälschlichen Nachricht glaubte, bei der Präsidenten-Neuwahl sei Wilson unterlegen und Hughes gewählt worden: Was damals englische Zeitungen dieser Richtung an Verhöhnungen Wilsons und an begeistertem Begrüßen für Hughes geleistet haben, hat ein Leitartikel des „New-York American" zusammengestellt. — Aber nun gar erst die Franzosen: Als am 8. November die falsche Reutermeldung von Wilsons Wahlniederlage in Paris eintraf, schlugen die Blätter sofort in der wildesten Weise auf ihn los.

> „Warum hat er keinen Widerspruch gegen die Besetzung Belgiens erhoben? Warum hat er nach dem Untergange der ‚Lusitania' nicht an Deutschland den Krieg erklärt? Wir erwarten von dem neuen Präsidenten Hughes mehr Energie und Entschlossenheit."

Das sind Ergüsse aus den Pariser Abendzeitungen vom 8. November. Und das „Journal" fügte hinzu:

> „Die in Paris lebenden Amerikaner haben heiße Wünsche für den neuen Präsidenten Hughes und nicht nur im Interesse der Vereinigten Staaten, sondern auch im Interesse Frankreichs."

Die offiziöse, fast offizielle „Liberté" schalt gewaltig auf den anscheinend verflossenen Wilson, und die Zensur ließ sie zunächst ruhig gewähren: solange die Zensur nämlich der falschen Reuter-Nachricht glaubte. Als dann herauskam, daß Wilson doch gewählt sei, wurde der Aufsatz der „Liberté" freilich gesperrt, nun war es aber für den Eindruck zu spät. Wie übel hat doch der einflußreiche Clémenceau in seinem „Homme enchaîné" den anscheinend unterlegenen Wilson beworfen:

> „Das Exemplar von ‚Humanität'"

und

> „der mehr als phantastische Redner",

das waren einige der Koseworte, die Clémenceau für den Bekenner von Cincinnati hatte. Der „Temps" aber, das Leiborgan der französischen Regierung selbst, nannte in seinem Leitaufsatz vom 9. November Wilsons anscheinende Niederlage den

> „Sieg des amerikanischen Idealismus über den amerikanischen Materialismus".

Nicht mit Unrecht zog der französische Abgeordnete Jean Bon die Schlußabrechnung dieses Treibens mit den Worten

> „Und jetzt sind wir, dank unsrer Presse, in den Augen der Welt lächerlich gemacht."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und doch, auch dies ist noch übertroffen worden, und zwar von den — Russen: Gleich am 9. November, dem 27. Oktober russischer Kalenderrechnung, schrieb die meistgelesene russische Zeitung, der liberale „Rußkoje Slowo" über die anscheinend gefallene Größe Wilson den Leitaufsatz „Ein Volksgericht". Da hieß es:

> „Das amerikanische Volk hat endlich strenges Gericht gehalten über die schwankende und sogar feige Politik des Präsidenten Wilson, die seit Beginn des Krieges unaufhörlich zu einer Herabsetzung der Würde und Ehre der großen transatlantischen Republik geführt hat."

Worauf dann eine vernichtende Kritik der politischen Handlungen des „verflossenen" Präsidenten folgte, die unter anderm die folgenden schönen Ausdrücke enthielt:

> „Wohlklingende Phrasen" — „Künstliches Lavieren" — „Der gesunde Sinn der amerikanischen Tatenmenschen, der sich eines Wilson entledigt" — „Unklare Wendungen" — „Vogel Strauß-Politik" — „Schlottrige und doppelseitige Handlungsweise" — „Deutschland in die Hände spielen."

Und wie soll sich der Deutsche zu Wilsons Dezembernote stellen? Wirkt sie, wie dargelegt, als starke Unterstützung der deutschen Tat vom 12. Dezember, so hängt die Beantwortung der Frage folgerichtig davon ab, wie man sich zu dieser Tat stellt.

Die „Alldeutschen" sind dagegen. Die „Alldeutschen Blätter", ihr amtliches Organ, äußern sich in ihrer Nr. 51 über die deutsche Tat vom 12. Dezember so:

> „... Als dann die Bombe schließlich zum Platzen kam, mußte natürlich die Überraschung eine allgemeine sein, da ... kein Mensch, und nicht einmal der ärgste Pessimist, auf eine solche Ausmünzung des Sieges von Bukarest und unserer glänzenden militärischen Aussichten namentlich dem Erzfeind gegenüber, gefaßt sein konnte."

Zu diesem verdammenden Ergebnis kommen die „Alldeutschen" einmal auf Grund ihrer allgemeinen Weltanschauung, die sie ja oft genug kundgegeben haben: Auch in der genannten Nummer der „Alldeutschen Blätter" werfen sie dem Reichskanzler unter anderm vor, daß er sich in seiner Rede vom 12. Dezember berufen habe auf

> „Menschheits- und Kulturinteressen, — Dinge, die mit den harten Notwendigkeiten praktischer Politik nun und nimmer in Einklang zu bringen sind."

Zu ganz dem gleichen Ergebnis, dem Ergebnis der abgesagten Feindschaft gegen die deutsche Tat vom 12. Dezember, müssen aber naturgemäß auch die Kriegsziele der Alldeutschen führen. Diese Kriegsziele, die zuerst im Mai 1915 in einer Eingabe an den Reichskanzler

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aufgestellt sind, haben die „Alldeutschen" jetzt am 9. Dezember in ihrem soeben genannten amtlichen Organ aufs neue veröffentlicht, wobei sie „gleichzeitig und ausdrücklich bemerken", daß jene Eingabe „die einzige verbandsamtliche Stellungnahme zu den durch den Krieg aufgeworfenen Fragen der Zukunftssicherung unsres Volkes darstellt".

> Im Westen verlangen die „Alldeutschen" dies: Deutschland soll Belgien in der Hand behalten. Deutschland soll die nordfranzösische Küste am Kanal bis etwa zur Mündung der Somme gewinnen, ferner entsprechendes Hinterland dieser Küste, sowie auch die Festungslinie Verdun-Belfort. — In den so erlangten Gebieten, also in Belgien und in den genannten bisher französischen Ländern, dürfen aber die Bewohner keinen Einfluß auf die politischen Geschicke des Deutschen Reiches haben. Ferner sollen in Belgien der französisch gesinnten und verwelschten Oberschicht die ihr die Beherrschung des Landes ermöglichenden Unternehmungen und Besitzungen durch Überführung in die deutsche Hand entzogen werden. Ebenso sollen die in den zu erlangenden französischen Gebieten vorhandenen wirtschaftlichen Machtmittel, einschließlich des größeren und mittleren ländlichen Besitzes, in deutsche Hand überführt werden; die Eigentümer sollen durch Frankreich entschädigt und übernommen werden.
>
> Im Osten sollen die polnischen Grenzgebiete, die russisch-litauischen Gouvernements und „d i e" Ostseeprovinzen gewonnen werden, wobei die Bevölkerung ebenso behandelt werden soll, wie in Belgien und in dem zu gewinnenden Teile Frankreichs.
>
> Was dann die Kolonien angeht, so soll das deutsche Kolonialreich vergrößert, und es sollen weitere koloniale Stützpunkte erworben werden.

Es ist ja nun schlechthin klar, daß diese alldeutschen Kriegsziele — mag auch Einzelnes darin, namentlich hinsichtlich des Kolonialreiches und teilweise auch hinsichtlich des Ostens, wünschenswert und erreichbar erscheinen — als Ganzes mit der deutschen Tat vom 12. Dezember in keiner Weise in Einklang zu bringen sind. Denn einmal widersprechen sie der geistigen Grundlage dieser Tat, wie sie zum Ausdruck gekommen ist in den Sätzen aus der Kanzlerrede, worin gesagt wird, Deutschland und seine Bundesgenossen hätten

> „stets an der Überzeugung festgehalten, daß ihre eigenen Rechte und begründeten Ansprüche in keinem Widerspruche zu den Rechten der anderen Nationen stehen"

und daß Deutschland und seine Bundesgenossen

> „nicht darauf ausgehen, ihre Gegner zu zerschmettern oder zu vernichten."

Außerdem aber würde die Durchführung dieser alldeutschen Kriegsziele, denen sich die gegnerischen Mächte naturgemäß bis zum letzten Blutstropfen widersetzen würden, noch einen Krieg von mindestens einem halben Jahrzehnt und dementsprechend den Tod und die Verstümmelung noch einiger Millionen Deutscher verlangen. Übrigens

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ohne jede Gewähr dafür, daß die Ziele nach diesem Zeitablauf und nach diesen weiteren Opfern erreicht wären. Vom Standpunkt der alldeutschen Kriegsziele aus muß man also den in der Kanzlerrede ausgesprochenen

„Wunsch, weiteres Blutvergießen zu verhüten",

für genau so verfehlt halten, wie den dort ausgesprochenen Vorschlag Deutschlands und seiner Bundesgenossen,

„dem Kampf ein Ende zu machen und alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten".

Ganz folgerichtig erklärt denn auch die Neujahrsnummer der „Alldeutschen Blätter" die Wilsonsche Dezembernote als den, natürlich stark zu bekämpfenden

„Beginn einer amerikanischen Einmischung".

Die in das gleiche Lager gehörige „Deutsche Tageszeitung" hatte ja schon Ende November und Anfang Dezember ein wochenlanges Trommelfeuer gegen die Einwirkung Wilsons auf die Herbeiführung des Friedens unterhalten. Sie hatte unter anderm am 4. Dezember festgestellt — in Fettdruck —, daß ein solcher Friede

„Ruin und Vernichtung"

sein würde. Diese Haltung hat sie auch jetzt bewahrt. Sie hat, bevor noch der Wortlaut der Note Wilsons genau bekannt war, ihren Lesern schon in der Überschrift ihres Leitsatzes verkündigt:

„Die Vereinigten Staaten mischen sich ein."

Und hat dann, zugleich mit dem Abdruck des amtlichen Wortlautes der Note, ihren ganzen Abscheu gegen sie durch die Anführungsstriche zum Ausdruck gebracht, die in der riesengroß gedruckten Überschrift ihrer Nummer vom 23. Dezember

Wilsons „neutrale" Note

das Wort „neutrale" einschließen. Die „Vossische Zeitung", die zeitweilig ebenfalls zu den Alldeutschen hinneigt, spricht von einem

„diplomatischen Ränkespiel",

und ein kleineres, täglich erscheinendes, Organ der „Alldeutschen" in Berlin hat gegen Wilson und seine Note das schöne Wort gefunden:

„Apage" („packe dich!") — ist unser einziges Wort darauf."

Wie gesagt, alles ganz natürliche Folgerungen für den, der nicht auf dem gleichen Boden steht wie die deutsche Tat vom 12. Dezember 1916.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die deutsche Regierung, die ja selbst diese Tat getan hat und deren Boden natürlich nicht verläßt, hat die Note Wilsons als das aufgefaßt, was sie ist, nämlich als eine Unterstützung dieser Tat. Sie hat Wilsons Note deshalb schon nach zwei Tagen beantwortet, hat in dieser Antwort die Note mit Recht eine „hochherzige Anregung" genannt und hat erklärt, daß sie sie in eben dem freundschaftlichen Geiste aufgenommen und erwogen habe, der in der Mitteilung des Präsidenten zum Ausdruck komme. In sachlicher Beziehung war dann wenig mehr hinzuzufügen, da ja eine sachlich zustimmende Antwort zu dem oben wiedergegebenen Kern von Wilsons Note genau genommen in der Kanzlerrede vom 12. Dezember schon vorlag. Wilson wußte ja schon aus dieser Kanzlerrede, daß jedenfalls Deutschland und seine Verbündeten bereit seien, ihre Friedensbedingungen vorzulegen, wußte auch, wie Deutschland und seine Verbündeten sich die Art dieses Vorlegens, für die er selbst ausdrücklich und absichtlich keine Vorschläge gemacht hatte, dachten: nämlich als unmittelbaren Gedankenaustausch zwischen Delegierten der kriegführenden Mächte. Die deutsche Regierung hat daher in ihrer Antwort an Wilson naturgemäß nur diese Bereitschaft wiederholen können, hat aber dabei ihren Vorschlag in sehr zweckmäßiger Weise noch dahin ergänzt, der Zusammentritt der Delegierten solle an einem neutralen Orte erfolgen. Daß ferner Deutschland bereit sei, nach Beendigung des Krieges an dem großen Werke der Verhütung künftiger Kriege mitzuarbeiten, wußte der Präsident Wilson ebenfalls schon, und zwar aus der wundervollen Rede des deutschen Kanzlers vom 9. November 1916; auch diese Bereitwilligkeit hat die deutsche Regierung in ihrer Antwortnote an Wilson nur nochmals zu wiederholen brauchen.

Was meinen eigenen Standpunkt zu diesen Dingen angeht, so ergibt sich aus dem, was ich an dieser Stelle in der Neujahrsnummer gesagt habe, daß er genau das Gegenteil dessen ist, was die „Alldeutschen" darüber schreiben: Ich bejahe von ganzem Herzen die Tat vom 12. Dezember, deren dauernde Wirkung für den Krieg und für die Zeit nach dem Kriege durch die törichte Antwortnote der Lloyd George, Briand und Genossen in nichts vermindert wird. Und darum begrüße ich auch die Unterstützung dieser Tat durch Wilsons Note und freue mich der warmen Worte, womit die deutsche Regierung diese Unterstützung angenommen hat.

Fidelis.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Bedeutung der produktiven Kraft im Menschen.

„... Und so steckt doch auch wieder ein letztes Stück Unnatur in Ibsens Dramatik. Alle seine Menschen nämlich — so glaubhaft und lebensvoll er sie auch gestaltet hat — gehen ohne Ausnahme an Denkfehlern zugrunde. Es sind unschöpferische Naturen, die schließlich nicht mehr aus noch ein wissen. Sie schleppen die Ketten ererbter Fehler, von Vorurteilen oder längstvergangener Schuld reue- und qualvoll durchs Leben, bis sie unter dieser Last zusammenbrechen."

„Natürlich! — Das Drama soll doch zu irgendeiner Katastrophe führen, sonst würde es ja nicht zum Abschluß kommen können."

„Sehen Sie, und so stellt auch ein Ibsensches Drama schließlich nichts anderes dar als menschliche Beschränktheit — das Wort natürlich in seiner guten Bedeutung genommen. — Heute abend ist mir das bei „Rosmersholm" besonders wieder aufgefallen. Ich bekam fast Lust dazwischen zu rufen: Siehst du denn nicht, Rosmer, den Rettungsweg, den es für dich und deine Lebensgefährtin doch gibt? — Wie könnt ihr alle Schuld auf euch nehmen wollen; trägt die Tote, die euch peinigt, denn nicht auch einen großen Teil Verantwortung mit? — Man faßt sich unwillkürlich an den Kopf und fragt sich verwundert: Wie ist es möglich, daß sich zwei Menschen in ihre Gedanken und Empfindungen so festrennen! Vor lauter Bäumen und Dickicht erblicken sie den Weg nicht, der sie auch durch das ärgste Gestrüpp ihres Lebens hindurchführen könnte."

„In aller Kunst bleibt zuletzt eine Lücke, eine letzte Unwahrscheinlichkeit, ein leiser — Unsinn. Immer muß durch die Einsichtslosigkeit oder durch eine partielle Blindheit des „Helden" die Katastrophe herbeigeführt werden. Und je versteckter diese Blindheit des Helden ist, je mehr sie sich in der Tiefe seines Seelenlebens verbirgt, je weniger sie also dem Zuschauer in die Augen springt, um so natürlicher erscheint diesem das Drama in seinem Aufbau. — Und da muß man wirklich sagen, daß Ibsen auch nach dieser Richtung hin nahezu Vollkommenes geschaffen hat. In seinen besten Dramen ist es wirklich schwer zu zeigen, wo der Denkfehler seiner Menschen beginnt, das Verhängnis also einsetzt. — Ich empfand es immer als besonders künstlerisch, daß der Dichter die bewegende dramatische Ursache so tief in die Seele seiner Helden — fast schon in ihr Unterbewußtsein — verlegt hat. — Und dabei seine fabelhafte Technik, sein brillantes künstlerisches Können! — So unsympathisch mir auch die Weltanschauung des Dichters ist, so innerlich fremd mir die von ihm vertretenen Erkenntnisse auch geblieben sind — vielleicht ist er nach Shakespeare der echteste Dramatiker, den die Erde geboren hat." — — — — — — — — — —

Es klingelte leise und fein, an das Ende des Zwischenaktes gemahnend. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir suchten unsere Plätze, und das Drama vollendete sich vor unseren Augen mit verblüffender innerer Notwendigkeit.

* * *

Nach der Aufführung von „Rosmersholm" hatte ich eine schlaflose Nacht. Das aufgeregte Gehirn arbeitete noch einmal den ganzen dramatischen Aufbau durch. Auch andere Bühnenwerke Ibsens, die ich schon genossen hatte, kamen mir in den Sinn.

Allen gemeinsam ist die Unproduktivität seiner Helden. Sie sind alle innerlich oder äußerlich gebrochene Existenzen, die nicht mehr über die Spannkraft verfügen, sich aus ihren Depressionen herauszuarbeiten. Oder der Dichter zeichnet Ikarusfiguren, die mit gebrochenen Flügeln abstürzen, weil ihnen wieder die Kraft zu dauerndem Höhenfluge fehlt.

Diese Einsicht drängte mich unwiderstehlich, über die Natur des Schöpferischen im Menschen nachzugrübeln.

* * *

Alles Sein ist Ausfluß schöpferischer Kraft. In allem um uns, auch in den Nichtigkeiten des Lebens, stecken schöpferische Gedanken, Empfindungen oder Impulse, denn in jedem Dinge, in allen Verhältnissen oder Zuständen steckt ein Geistiges als Ursache und Lebensträger. Auch Fortentwicklung des Bestehenden ist schöpferische Arbeit, denn der Begriff „Entwicklung" schließt den engeren Begriff „Verbesserung" in sich; und diese ist wieder nur möglich durch schöpferische Akte. Entwicklung ist doch nichts anderes als fortschreitende Neugestaltung, sie ist also auch eine Art produktiver Tätigkeit.

Der Begriff „schaffen" hat sich im Laufe der Zeit stark erweitert. Während er ursprünglich das Hervorbringen aus dem Nichts bezeichnete, redet man heute auch von wissenschaftlichen und künstlerischen Schöpfungen dann, wenn es sich nicht dem Stoffe, wohl aber der Form nach um neue Produkte handelt. Ja, wir sprechen heute von „schaffen" schon überall da, wo irgendwelche neuen Werte erzeugt werden. Von diesem Standpunkte aus ist aber alle Arbeit als schöpferisch zu bezeichnen, sofern sie nur eine neue Form annimmt und nützliche Veränderung bringt, also der Weiterentwicklung auf irgendeinem Gebiete dient.

Dabei muß es vorläufig ganz außer Rechnung bleiben, ob die bewirkte Änderung auch subjektiv oder objektiv als gut bezeichnet werden kann.

Ein Schuhmacher, der Stiefel auf Stiefel besohlt, wie er es gelernt hat oder wie es ihm seine Maschine vorschreibt, leistet nur mechanische Arbeit. Sowie er aber in seinem Berufe irgendeine Verbesserung ersinnt, die ihm sein Tagewerk erleichtert oder Maschinenkraft erspart, seinen Kunden besonders dient oder seine Einnahmen vermehren hilft, ist er im Ersinnen der betreffenden Verbesserung schöpferisch tätig gewesen. Umgekehrt kann natürlich auch wissenschaftliche Arbeit handwerksmäßig mecha-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nisch sein, wenn sie nämlich keine neuen Ergebnisse zeitigt, sondern nur in der Nachprüfung schon bekannter Erkenntnisse besteht; schöpferisch wird auch sie erst durch neue Resultate.

Schöpferisch tätig kann jedermann sein, der einfache Fabrikarbeiter und Handwerker ebenso wie der Künstler und Gelehrte.

Die produktiven Menschen aber sind es, die der Entwicklung der Menschheit am meisten dienen. Sie haben unsere Kultur hervorgebracht und werden sie weiterführen. Die Kultur der Gegenwart ist das Werk zahlloser Generationen, ungezählter, längst begrabener und vergessener Menschen. Und nach uns werden wieder Ungezählte kommen, die da weiter bauen, wo wir heute abbrechen müssen. So steht die Gegenwart auf den Schultern der Vergangenheit, die Zukunft auf denen der Gegenwart. Diese Tatsache verpflichtet uns zu Dank gegen die voraufgegangenen Generationen und sollte ein lebhaftes Verantwortlichkeitsgefühl in uns erwecken für die kommenden Geschlechter.

Die schöpferische Kraft aber im Menschen, die sich auf allen Lebensgebieten und in jedem Berufe betätigen kann, ist seine göttlichste Gabe, die wertvollste aller seiner Kräfte. Von ihrer Entwicklung hängt zuletzt die Entwicklung des ganzen Volkes ab.

„Steht nicht geschrieben in eurem Gesetz: Ich habe gesagt: Ihr seid Götter?" — Solch Samenkorn göttlicher Kraft liegt in j e d e m Menschen. Wer Kinder beobachtet, wird diese Behauptung immer wieder bestätigt finden. Wie in der Eichel schon die Kraft des tausendjährigen Waldriesen steckt, so auch in jeder Menschenknospe eine schöpferische Kraft von unberechenbarer Wirkungsmöglichkeit.

Unsere gesamte Kultur wäre ja nicht wert, daß man auch nur einen Finger ihretwegen rührte, wenn nicht jenes letzte, höchste Ziel uns leuchtete: „Ich habe euch gesagt: Ihr seid G ö t t e r!" — Das Wesentlichste der Gottähnlichkeit ist eben die Kraft zu schaffen. Wird diese im Menschen entwickelt, führt man ihn zugleich zu dem für ihn möglichen Kulminationspunkte seiner Entwicklung auf Erden, dann hat man ihm den höchsten Dienst geleistet, den überhaupt ein Mensch dem anderen erweisen kann.

Wenn uns nicht das höchste Ziel der Entwicklung lockte, verlohnte es sich heute nicht als Mensch zu leben, d. h. als ein sehr unerfreuliches Mittelglied zwischen Engel und Teufel: schwachbrüstig, kurzsichtig, schwerhörig, nervös bis zum Übelwerden, kurz — eine Musterkarte aller erdenklichen Mangelhaftigkeit!

Der produktive Mensch ist von jeher die Krone der Entwicklung der Menschheit gewesen und wird sie auch bleiben; und genau in dem Maße, wie die schöpferische Kraft sich im einzelnen und in der Allgemeinheit entwickelt, entwickeln sich Volk, Rasse, Menschheit.

Wer gewohnt ist, nur in der sittlichen Vervollkommnung einen Maßstab für die Entwicklung seines Volkes zu sehen, der möge bedenken, daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die produktive Kraft sich auch auf sittlichem Gebiete betätigen kann und daß sie zugleich die sittlichste aller menschlichen Kräfte ist. Zunächst ist freilich jede schöpferische Tat in sittlicher Beziehung apolar, d. h. eine Erfindung oder Entdeckung kann zum Guten und ebensowohl zum Bösen verwandt werden, doch das gilt nur von Zufallserfindungen und -entdeckungen. Wer aber aus Freude an Vervollkommnung und aus Hunger nach dem Fortschritte zu schöpferischen Gedanken und Taten kommt, der ist auch ethisch schon richtig orientiert.

Dazu kommt: Von keinem Menschen wird mehr Selbstverleugnung, Demut und Unterdrückung selbstsüchtiger Beweggründe verlangt, als von dem produktiven. Mag auch das Ergebnis einer schöpferischen Arbeit zunächst allein für seinen Urheber Wert haben, zunächst nur ihm allein Nutzen bringen, früher oder später muß doch Allgemeingut werden, was jeder Einzelne für sich ersann, erfand oder neu organisierte. Die Verwertung der schöpferischen Kraft zu rein egoistischen Zwecken ist nur vorübergehend möglich, und selbst diese vorübergehende Ausnutzung ist die Ausnahme von der Regel. Im allgemeinen weckt die Produktivität ohne weiteres den Opfersinn im Menschen.

Wie alle allgemeinen Begriffe ist auch der der Produktivität schwer zu umgrenzen. Auch wenn wir nach moderner Auffassung unter Produktivität die Erzeugung von neuen Werten verstehen, dürfen wir nicht aus dem Auge verlieren, daß diese Formulierung an manchen Punkten eben nicht stimmen kann. Es gibt Arbeitsweisen, Arten zu wirken, die an sich als rein mechanisch bezeichnet werden müssen, die aber doch indirekt produktive Werte erzeugen helfen. Auch muß bedacht werden, daß gerade die mechanische Arbeit es ist, die den stärksten Anreiz auf die produktive Kraft im Menschen ausübt. Alle Unvollkommenheiten, wie Kostspieligkeit, Gefährlichkeit oder Langweiligkeit der mechanischen Arbeit rufen am ehesten den Wunsch nach Vervollkommnung hervor. So sind als die ersten Ursachen alles Fortschritts die die mechanische Arbeit begleitenden Unlustgefühle zu betrachten.

* * *

Bei jeder schöpferischen Tat lassen sich drei Stufen der Entwicklung erkennen: Das Aufblitzen des schöpferischen Gedankens, die dadurch verursachte Weckung der gestaltenden Kraft — also das Lebendigwerden der Schaffensfreude! — und die gestaltende Arbeit selbst.

Diese letzte Stufe läßt sich dann wieder zerlegen in drei Unterstufen: Entwurf, Ausführung (die natürlich mehr oder minder vollkommen sein kann!) und Verwendung des Geschaffenen.

Der Betätigung der produktiven Kraft stehen natürlich alle Lebensgebiete offen, also Haushalt und alltägliche Lebensführung, Geschäft (Erwerbsleben), Lebensführung (Sittlichkeit), Wissenschaft (Forschung, Erfindung und Entdeckung), Kunst, philosophische Erkenntnis und das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ganze öffentliche Leben in Vereinen, städtischen und staatlichen Angelegenheiten und gemeinnützigem Wirken.

Und wie außen, so innen! — Es gibt keine Seelenkraft, die nicht in irgendeiner Weise produktiv tätig sein könnte oder die, angeregt, nicht neue Werte zu erzeugen vermöchte. Sowohl auf dem Gebiete des Intellekts, der Phantasie, des Gedächtnisses als auch auf dem der Empfindung, des reinen Willens und dem der körperlichen Betätigung hat der Mensch ständig Neues geschaffen.

Alle diese Arten der Produktion aber lassen sich unter fünf Hauptgruppen bringen. Man kann unterscheiden:

1. Materielle Produktion oder Neuverwendung von Material, Stoff.
   Beispiele: Dichter, die neue Stoffgebiete finden, der Bildhauer, der ein neues Material verwendet, der Maler, der neue Farben herstellt, der Physiker, der eine Naturkraft neu anwendet, der Lehrer, der neue Unterrichtsstoffe findet, der Arzt, der eine neue Operationsmethode entdeckt, usw.
2. Technische Produktion oder Neuverwendung von Werkzeug und anderen Arbeitsmitteln.
   Beispiele: Der Mathematiker, der eine neue Rechnungsart findet, der Dichter, der neue Versformen anwendet, der Maler, der einen neuen Stil schafft, der Lehrer, der seine Methode verbessert, der Schauspieler, der sich neue Ausdrucksmittel schafft (Schminke, Geste, Sprache, usw.).
3. Kombinierende Produktion (assoziierende oder phantastische Produktion), die mit Hilfe der Kombination Licht und Zusammenhang in bisher dunkle Gebiete unserer Erkenntnisse trägt.
   Beispiele: Der Detektiv, der ein Verbrechen aufdeckt, der Arzt, der eine schwierige Diagnose stellt, der Lehrer, der tief in das Wesen eines Kindes eindringt, aber auch der größte Teil aller künstlerischen und wissenschaftlichen Arbeit gehört hierher.
4. Organisatorische Produktion, die Stoffe oder Kräfte zu neuen Zwecken verwendet.
   Beispiele: Unsere großen Staatsmänner und Philanthropen, aber auch alle genial veranlagten Verwaltungsbeamten gehören hierher.

Der Ruf nach einer planmäßigen Entwicklung der produktiven Kräfte im Menschen ist erst in den letzten Jahrzehnten erklungen. Die Pädagogik wußte bis dahin nichts von dem Werte und der Zweckmäßigkeit der Schulung der schöpferischen Kräfte. Und die offizielle Pädagogik von heute will ebenfalls noch immer nicht viel von ihnen wissen. In welche Sackgasse sie sich verrannt hat, erkennt man am deutlichsten daran, daß ihre Hauptsorge die Pflege aller Schwachbegabten und Gebrechlichen ist. Das bekannte Spottwort: „Wohl dem, der heute als Idiot geboren wird!" wirft jedenfalls ein grelles Licht auf unsere Erziehungszustände. — Wohl

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist Pädagogik ihrem innersten Wesen nach Hilfeleistung an unentwickelten, bedürftigen Menschen, aber das krankhaft Schwache sollte nicht mit dem allgemein menschlich Schwachen verwechselt werden. Ich möchte wirklich nichts weniger als der Lässigkeit in der Betätigung christlicher Nächstenliebe und der Fürsorge für körperlich oder geistig Gebrechliche das Wort reden, aber es bleibt doch unglaublich unrationell, wenn man vor lauter Mitleid mit dem Gebrechen das Gesunde und Starke, dessen Pflege und Entwicklung doch für die Gesamtheit am wichtigsten sein muß, vergißt. Man darf nicht aus den Augen verlieren, daß auch eine geniale Begabung ebenso sorgfältig geschult werden muß, um Früchte tragen zu können, wie die Durchschnittsveranlagung. Es wird eine der Hauptaufgaben der Pädagogik nach Beendigung des Krieges sein müssen, nach dieser Richtung hin gründlich Wandel zu schaffen.

Doch der schwerste und bedenklichste Fehler der Schule von heute bleibt der, daß sie in normalen und unnormal beanlagten Kindern immer nur die Schulung der reproduktiven Kräfte, also die der geistigen Aufnahme und Verarbeitung das Wort redete: das Wichtigste aber, die Entwicklung der produktiven Kraft gar nicht sah und nicht als ihre Aufgabe erkannte.

Die geistige Entwicklung vollzieht sich analog der körperlichen. Gerade wie ein Mensch unfehlbar krank werden muß, den man zwingen wollte, immer nur Nahrungsstoffe in sich aufzunehmen und zu verdauen, dem man aber jede Gelegenheit nimmt, die aufgespeicherte Kraft auch durch körperliche Anstrengung in lebendige Arbeit umzusetzen, so auch auf geistigem Gebiete. Auch geistig muß ein Kind erkranken, wenn man es in der Schule zwingt, nur neues Wissen in sich aufzuspeichern und innerlich zu verarbeiten, es aber hindert, seine gewonnenen Erkenntnisse mit Hilfe der produktiven Kraft in selbständiger Arbeit aus sich neu herauszustellen.

Produktive Tätigkeit ist für das Kind zu seiner Vollentwicklung ebenso notwendig, wie die Schulung seiner reproduktiven Kräfte. Das hat in den letzten Jahrzehnten die Schulreform mehr oder weniger eingesehen, und ein gut Teil ihres Programmes, z. B. die Durchführung der Arbeitsschule, läuft darauf hinaus, unser Schulwesen im Sinne der obigen Forderung zu reformieren.

Ist doch auch alle Schulunlust des Kindes hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß sich ein innerer Widerstand im Kinde regt, der sich gegen die fortgesetzte einseitige Nahrungsaufnahme und geistige Verdauung wendet und nach selbständiger Arbeit energisch verlangt.

Wie ist nun die große Bedeutung der Entwicklung der produktiven Kraft im Menschen psychologisch zu erklären? — Man kann diese Bedeutung nur verstehen, wenn man sich an das Gesetz von Wirkung und Ursache, von Stoß und Gegenstoß erinnert. Jede Bewegung erzeugt in der Welt eine Gegenbewegung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Durch die fünf äußeren Tore der Sinne tritt der Mensch mit der Außenwelt in Verbindung. Die durch die Sinne aufgenommenen Eindrücke werden in der Seele umgeformt zu Wahrnehmungen, Anschauungen und ihren Erinnerungsbildern, den Vorstellungen. Bis in den Vorstellungsbereich, die Schatzkammer des Menschen, dringt die Außenwelt in die Seele ein und „beeindruckt" sie. Da aber jeder Druck von außen einen Gegendruck in uns hervorruft, reagiert die Seele auf das ständige Einströmen von Wahrnehmungen durch eine Gegenströmung, die aus ihrer unerforschten Tiefe quillt. Diese Gegenströmung tritt aus dem Unterbewußtsein über die Schwelle des Bewußtseins als Willensimpuls oder als Gefühlserregung. Diese beiden tiefsten aufsteigenden Kräfte der Seele erregen ihrerseits wieder Intellekt, Phantasie, Gedächtnis. Konkret gedacht, entsteht in der Seele etwas, was man vielleicht am besten mit der in der Pflanzenzelle beobachteten Protoplasmaströmung vergleichen kann. Versucht die Außenwelt auf die Psyche zu wirken, reagiert diese wieder auf die Außenwelt durch Wille und Empfindung. Der Wille ist immer offensiv, er richtet sich vorzugsweise auf Ziele, die in der Außenwelt liegen, und wird dadurch zur produktiven Kraft. Treten also durch die Pforten der Sinne Eindrücke von außen in unser Inneres, so werden die durch den Willen befruchteten Eindrücke zu produktiven Gedanken, die die Seele, um sich ihrer zu entleeren, als Wort, Ton oder Tat in die Außenwelt zurückstößt.

Es findet also bei normaler Entwicklung etwas wie ein geistiges Ein- und Ausatmen statt, ein Aufnehmen und Abgeben, eine Art Stoffwechsel des Geistes.

Daß man sprachlich alles Schöpferische ein „Produkt" der Seele nennt, ist überaus bezeichnend, denn in der Tat haftet allen Schöpfungen etwas persönlich Gefärbtes, Individuelles an als Merkmal der Vermählung von Ich und Nichtich.

Wer soll Lehrling sein? — Jedermann.
Wer soll Geselle sein? — Wer was kann.
Wer soll Meister sein? — Wer was ersann.

Diese drei Etappen in der Vervollkommnung lassen sich auch in der schöpferischen Arbeit erkennen. Die Grundlage aller produktiven Tätigkeit ist die Schaffensfreude, der Ausdruck des natürlichen Bedürfnisses der Seele, zu formen, zu gestalten. Sie treibt den Menschen zunächst zu rein instinktmäßigen Schöpfungen und beherrscht die Tätigkeit des Kindes vom ersten bis etwa zum zehnten Lebensjahre. Bei normaler Entwicklung wird nach Abschluß dieser Epoche aus dem Lehrlinge im Schaffen der Geselle, wenn das Kind mehr und mehr Bedürfnis und Fähigkeit hat, sein Schaffen unter künstlerische und wissenschaftliche Gesetze zu stellen. Das triebhafte Schaffen wird bewußter, die ersten Zielsetzungen treten auf, das Kind lernt Zwecke strenger im Auge behalten und wendet seine Ausdrucksmöglichkeiten mit Einsicht in ihren Wert und ihre Natur an.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Entwicklungsstufe sollte bis etwa zum 20. oder 24. Jahre dauern, um allmählich den Menschen zur Meisterschaft zu führen. Meister aber ist derjenige, der sein schöpferisches Können für den eigenen Nutzen oder für den der Gesamtheit bewußt zu verwenden weiß.

Jede dieser drei Stufen zeigt außerdem ein langsames, aber stetig fortschreitendes Wachsen der schöpferischen Kraft.

Alle produktive Arbeit vollzieht sich anfangs immer in der Seele des Produzenten und sucht erst von hier aus den Weg in die Außenwelt. Doch kommen auch Fälle vor, wo die Produkte lange Zeit in Kopf oder Herz des Menschen beschlossen bleiben, wenn er zum Beispiel Luftschlösser baut, sich Träumereien hingibt, Romane in sich erlebt, über philosophische oder religiöse Fragen grübelt, usw. Eine derartige rein innerliche Produktionsweise kann ein Zeichen von Schwäche sein, wenn sie nämlich auf einen Mangel an Tatkraft, auf Scheu vor der Brutalität des Lebens oder ähnliche Beweggründe zurückzuführen ist, sie kann aber auch die natürliche Folge einer ungünstigen Lebenslage, der Unmöglichkeit, in der Außenwelt das zu wirken, was der junge Mensch wirken möchte, sein.

Fast möchte ich behaupten, daß auch solche, anscheinend wirkungslos verpuffende Kraft nicht in der Welt verloren gehen kann und früher oder später doch ihre Wirkung zeigen wird. Jedenfalls sollte der Erzieher außerordentlich viel Geduld mit jungen Leuten dieser Art haben und immer aufs neue seine Aufgabe darin erblicken, ihren Produktionen Tore für die Wirkung nach außen zu öffnen. Die reife Frucht kann eben nicht ohne Schaden für beide Teile dauernd im Mutterschoße bleiben.

Sind aber innere und äußere Hemmungen glücklich überwunden, dann tritt das Produkt aus seinem Schöpfer heraus an das Licht des Lebens entweder mit Hilfe von Wort oder Ton (Berichten, Erzählen oder Musizieren) oder durch ein anderes Werkzeug unseres Körpers. Vorzugsweise kommt hier die Hand, nach der Zunge das bedeutungsvollste Glied des Organismus, in Betracht. Sie hat die Fähigkeit durch Schrift, Bild, Plastik oder durch handwerkliche Betätigung auszudrücken, was die Seele Neues ersann. Doch auch der ganze Körper kann in den Dienst der produktiven Kraft treten: man denke an den Schauspieler oder den Sportsmann.

Die Wahl des äußerlichen Werkzeuges ist freilich an sich nebensächlicher Art; welche innere Kraft in Aktion trat, ist die wichtigere Frage. So unterscheiden wir Produktionen des Gedächtnisses, die neue Zusammenstellungen, Übersichten und Aufstellungen schaffen, Produktionen des Intellekts (hierher gehören die meisten Entdeckungen und Erfindungen, aber auch neue philosophische und exakt wissenschaftliche Gedanken), Produktionen der Empfindungswelt (alle wirklich künstlerischen Menschen schöpfen aus dieser Quelle, denn Kunst kommt bekanntlich von Empfinden und nicht von Können her!), Früchte reiner Phantasie (die Ideengebilde aller Träumer und Phantasten, Hell- und Schwarzseher usw. müssen hier-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

her gerechnet werden), Produktionen des Willens (die Werke der Tatmenschen und Organisatoren) und Produktionen der religiös interessierten Menschen (sie empfangen ihre Anregungen und Eindrücke aus einer geistigen Sphäre, die von der realen Welt wesentlich verschieden ist; ihre Sinne öffnen sich nach innen statt nach außen, aber sie stellen in die materielle Welt hinaus, was sie an Eindrücken aus der anderen empfingen).

Heinrich Scharrelmann.

Jean Paul.

I.

Wenn wir den bestirnten Himmel durchforschen, der sich mit so unerhörter Pracht in der zweiten Hälfte des achtzehnten und im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts über dem geistigen Deutschland wölbte, so gewahren wir außer den Sonnen erster Größe, die auch uns noch mit ungeschwächter oder vermehrter Lichtfülle zu Häupten stehen, neben den Funken und Fünkchen bescheidenerer Ordnungen und neben den romantischen Kometen oder Nebelflecken drei Sterne, deren erstes Aufglühen einen wahren Umsturz in weiten Bezirken dieses Himmels verkündete, die dann aber im Wandel der Tage und Nächte so viel von ihrer Lichtstärke eingebüßt haben, daß sie heute nur noch dem bewaffneten Auge des Gelehrten sichtbar werden. Die drei Männer, von denen ich spreche, sind der Franzose Rousseau, der Engländer Sterne, der Deutsche Jean Paul. Zu seiner Zeit und in seiner besonderen Art hat jeder von ihnen auf das gebildete deutsche Publikum eine Wirkung ausgeübt, die wir heute wohl noch aus vielen Zeugnissen abzulesen, jedoch ganz zu begreifen nicht mehr vermögend sind. Denn ein Teil des Neuen, das sie brachten, hat sich überlebt, ein anderer Teil aber ist so sehr Bestandteil unseres geistigen Gesamtgutes geworden, daß wir sein erstes Auftreten innerlich nicht mehr nacherleben können. Rousseaus ungeheurer Einfluß ist allbekannt: man braucht sich nur an die Spuren zu erinnern, die er in so verschiedenen Geistern wie Kant, Herder und Goethe zurückgelassen hat. Sterne, seit 1774 durch die Bodesche Übersetzung allgemein verbreitet, war eine geraume Weile für den Literaten und den Weltmann in Deutschland so unentbehrlich wie heute etwa Nietzsche; seinen Tristram Shandy will Wieland nicht weniger als achtzigmal gelesen haben. Jean Paul aber durfte sich in seinen besten Jahren einer Verehrung — nein: einer Vergötterung erfreuen, wie sie Goethe nur einmal, nach dem Werther, zuteil geworden ist. Die mittelbare Wirkung dieser drei kann man bis in die Gegenwart hinein verfolgen; sie selbst aber sind eines Todes verblichen, der keine fröhliche Urständ mehr erhoffen läßt. Mit den wohlbekannten säuberlichen Etiketten beklebt, stehen sie als Objekte der Forschung im Rari-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tätenschrank der Literaturgeschichte; das gebildete Publikum jedoch geht mit scheuer Ehrfurcht in weitem Bogen um sie herum. Vielleicht studiert noch der strebsame Pädagoge den Emile oder der Neugierige blättert die Confessions auf; vielleicht begleitet noch dieser oder jener Sonderling Sterne auf seiner sentimental journey; oder der gute Doktor Katzenberger, listig in das Prachtgewand des modernen Buchschmucks verkleidet, muß noch einmal seine wunderliche Badereise antreten. Aber alle Arbeit der Gelehrten und alle Unternehmungen der Buchhändler ändern nichts daran, daß von keinem der drei großen Geister mehr eine unmittelbar lebendige Wirkung ausströmt. Man ehrt sie — doch ohne Verlangen.

Billig muß uns das Schicksal unseres Landsmanns am meisten zu Herzen gehen. Er hat am höchsten in der Gunst der lesenden Welt gestanden und ist am tiefsten gefallen — gefallen mit einer Plötzlichkeit, für die es kein zweites Beispiel in der Literaturgeschichte gibt. Als er 1825 starb, fast noch im vollen Besitz seiner königlichen Herrschaft über die Gemüter, erklangen ihm trauervolle und prächtige Nachrufe; aber sie waren schon die Totenglocken seines Ruhms. Das Geschlecht, das ihn geliebt, auf seinen Wink geweint, gelacht oder geschwärmt hatte, starb aus. Jahrzehntelang, doch kaum bis in unsere Tage hinein, ist er dann noch der stille Freund einer bescheidenen Gemeinde geblieben; die einen, die selbst schaffenden, suchten und fanden bei ihm unendliche Anregung; die anderen, denen innere Zwiespältigkeit die Bewältigung des Lebens erschwerte, während ihnen doch kein Gott die Zunge gelöst hatte, mögen aus der dichterischen Darstellung ihrer Leiden Heilung oder Linderung geschöpft haben. Aber das waren alles — Männer. Jean Paul ging für die Nachwelt verloren, als die Hälfte der Menschheit von ihm abfiel, die ihn einst — und nicht ohne Grund —, eingehüllt in eine Wolke von Bewunderung, Liebe, Anbetung, ins Reich der Sonnenstrahlen und der Sterne emporgehoben hatte — die Frauen.

Seit Jean Pauls Tod ist manches Schriftstellers, ja, manches Dichters Berühmtheit geil in die Halme geschossen und wieder verwelkt, ehe sich sein Lebenstag neigte. Warum sollten wir das Schicksal des armen Pfarrerssohns aus Wunsiedel beklagen? Nun, sein Fall liegt doch besonders. Was vor hundert Jahren als Gemeinplatz verlacht worden wäre, das darf man heute ganz ernsthaft sagen: es trifft sich, daß er wirklich ein Prinz aus Genieland war, einer von den echten, die bar bezahlen und keinen Kredit begehren. In mehr als vierzigjähriger rastloser Arbeit, anfangs unter den drückendsten äußeren Verhältnissen, hat er eine Reihe groß angelegter Werke geschaffen, worin die ganze Tonleiter menschlicher Gedanken und Empfindungen angeschlagen wird, die ganze Fülle der Welt in tausend bunten Farben spielt. Mit der sorglosen Freigebigkeit eines unermeßlich reichen Märchenkönigs hat er sein geliebtes Volk beschenkt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und trotzdem! Wir können das harte Urteil der Nachwelt nicht schelten, ohne selbst ungerecht zu werden. An der Wiege dieses Prinzen haben zwei Feen gestanden, eine gute und eine böse — die beiden Feen, die in unermüdlichem Kampf miteinander des deutschen Geistes Schicksale weben; von der ersten empfing er das strahlende Genie, von der zweiten den Fluch, es sein Leben lang niemals in einer vollkommenen Schöpfung auswirken zu dürfen. Die erste Gabe ließ ihn die Hand nach den höchsten Kränzen ausstrecken, die zweite ihn, ehe er sie erreichte, jedesmal über die eigenen Füße zu Fall kommen. Er war ein Genie ohne genügendes Talent, ein Dichter ohne die notwendigsten Gaben des Schriftstellers, ein Raffael ohne Hände, der trotzdem das größte malerische Genie sein, aber keine genialen Werke hätte schaffen können.

Was ist das Kennzeichen des Genies zum Unterschied vom Talent? „Der Talentmensch", antwortet Jean Paul selbst, „kann nur Weltteile und Weltkörper, das Genie allein einen Weltgeist zur Anschauung bringen." Diese Anschauung des Universums, diesen Zusammenhang mit dem Weltganzen hat er besessen, wenn auch mehr durch das Herz als durch den Kopf. Er kannte die Weltlust und auch jene entgegengesetzte Empfindung, die er der Gottheit zuschreibt und für die er als erster das (später von Heine arg mißbrauchte) Wort Weltschmerz geprägt hat. Sein ganzes Leben und Schaffen war ein Kampf zwischen lustvollem, aber gestaltlosem Zerfließen ins All und notwendiger, aber harter Selbstbeschränkung. In dem „Billett an meine Freunde, anstatt der Vorrede", das er seinem Quintus Fixlein vorausschickte, findet sich jene oft zitierte und in der Tat charakteristische Stelle:

„Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: — gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest herausieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich — den ich für den schwersten und klügsten halte — ist, mit den beiden andern zu wechseln."

Auf diesem dritten Weg ist Jean Paul zeitlebens gewandelt und dabei, wenn auch nicht glücklich, so doch glücklicher geworden, zugleich aber auch zu jener seltsamen Mischung von himmelstürmender Phantastik und schrecklichem Spießertum ausgewachsen, die nur auf deutschem Boden gedeiht. Nach beiden Seiten schlägt der Pendel bei Jean Paul weiter aus, als uns Menschen von heute erträglich und zuträglich dünkt. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Umwelt ist so sehr viel lauter und zudringlicher geworden, daß die Flucht über die Wolken oder in die Ackerfurche nicht mehr dagegen verschlagen will. Der reine Selbstbehauptungstrieb zwingt uns zu größerer innerer Ökonomie, das heißt zum Streben nach einer Seelenverfassung, die der Gleichgewichtslage möglichst nahe kommt.

Wir sind also von vornherein wenig auf Jean Paul eingestellt. Aber der Dichter hat es ohnehin dem Leser herzlich sauer gemacht, sich seiner Schöpfungen zu erfreuen. Die gewaltige, in seinen Romanen und anderen Schriften angehäufte Stoffmasse hat fast nirgends den auch für ein Werk der Dichtkunst wünschenswerten dritten Aggregatzustand, den des festen Körpers, gewonnen; sie ist zu einer Materie eigener Art geworden, zäh genug, um dem Eindringen des Lesers beträchtlichen Widerstand entgegenzusetzen, und doch zu gestaltlos, als daß er sie anpacken und mit ihr ringen könnte. Die ganzen Werke, die Kapitel, die Perioden, ja die einzelnen Sätze haben einen seltsam amorphen Charakter. Er gibt wohl Bilder, aber keine Gebilde. Selten hat man das Gefühl, daß die letzte, notwendige Einheit von Stoff und Form erreicht sei. Darum kann man ihn wegen unzähliger Schönheiten lieben und es doch, wie schon Vischer gesagt hat, eine Pferdearbeit finden, ihn zu lesen. Es erfüllt mit schmerzlicher Erbitterung, daß dieser Mann, dessen Witz, Humor, Phantasie, Gefühlstiefe, Naturliebe, Kenntnisse, Schaffenslust und Sprachkraft für ein Dutzend ansehnlicher Dichter ausgereicht hätten, daß dieser Krösus, an dessen Tisch ganze Generationen von Schriftstellern zu Gast gesessen und aus dessen Tafelabfällen unzählige Schreiber für das große Publikum ihre breiten Bettelsuppen gekocht haben — daß dieser Mann, sage ich, selber nichts wie Ungeschöpfe in die Welt gesetzt hat.

Warum mußte das geschehen? Die Ursache liegt in der Art, wie die Natur die Elemente zu diesem Geist mischte — gewiß; aber das ist ein Gemeinplatz, fast eine Tautologie. Erklären läßt sich die Mischung so wenig wie alle Naturerscheinungen, denn an das Warum des Warum, die Ursache dieser Ursache, reicht das Denken nicht hinan. Wir können nur ganz bescheiden beschreiben, indem wir die herrschenden Züge in Jean Pauls geistiger Konstitution aufsuchen, und uns bemühen, auf Grund der Beschreibung zu begreifen, wie ein solcher Mann der Urheber solcher Werke wurde.

Für die Verfasser von Literaturgeschichten ist Jean Paul ein rechtes Kreuz; seine ungefüge Gestalt will in keine ihrer Schachteln und Schächtelchen passen. Geboren ist er 1763; er kommt noch vom Sturm und Drang her und schreitet der Romantik zu, ohne doch einer dieser beiden Richtungen anzugehören. In der Halle der Unsterblichen verharrt er auf seinem einsamen Platz und besteht darauf, aus sich selbst begriffen zu werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

II.

Jean Pauls Persönlichkeit bietet auf den ersten Blick nichts, was zur näheren Beschäftigung mit ihm verlockte. Er besitzt weder Goethes unerschöpfliche Fülle noch Schillers Gedankenklarheit noch auch die geheimnisvollen Tiefen, die uns immer wieder zu Heinrich von Kleist ziehen. Sein Wesen erscheint nicht nur zusammengesetzt — welcher Dichter wäre einfach? — sondern verwickelt, ja geradezu verworren. In seiner geistigen Struktur durchkreuzen sich Fäden der verschiedensten Farben. Widersprüche sind das Kennzeichen und das gute Recht aller beweglichen Naturen; aber bei ihm liegen sie nicht, wie bei den meisten klaren Köpfen, nacheinander, als das Ergebnis innerer Umbildung, sondern zeitlich nebeneinander. Zwei Umstände jedoch erleichtern uns das Verständnis. Der erste ist der Reichtum an Selbstzeugnissen, niedergelegt in Briefen, Gesprächen, Aufzeichnungen, vor allem aber in den Werken. Nicht mit der Spärlichkeit, sondern mit der Überfülle der Nachrichten über Jean Pauls inneres Leben hat die Charakteristik zu kämpfen. Von Kindesbeinen an machte er das eigene Ich zum Gegenstand seines Studiums; das Interessanteste, was die Welt Jean Paul bieten konnte, war und blieb — Jean Paul. Zweitens aber — und das hängt mit dem vorigen eng zusammen — gewinnt seine Gestalt aus den Dichtungen heraus vor unseren Augen deshalb schnell Körper und Fülle, weil wir bei ihm den Menschen und den Dichter, das Leben und das Werk, auf eine ganz erstaunliche Art fast bis zur Untrennbarkeit verschmolzen finden. Wie er es liebt, beständig den Fluß der Darstellung durch persönliches Dreinreden zu unterbrechen, auf frühere Schriften zurückzuverweisen und neue zu versprechen, mit seinen eigenen äußeren und inneren Erlebnissen vor dem Leser (oder richtiger: der Leserin) ein wenig zu kokettieren, so kann er es sich auch nicht versagen, in vielen seiner Romane selbst zuschauend oder mithandelnd aufzutreten. Gipfelt doch eins seiner ersten großen Werke, der Hesperus, in dem Knalleffekt, daß er höchstpersönlich, Jean Paul, im bürgerlichen Leben Johannes Paul Friedrich Richter, als lang vermißter unehelicher Sohn eines auf diesem Betätigungsgebiet recht erfolgreichen Fürsten entdeckt wird. Nebenbei bemerkt, scheinen derartige Einfälle, die uns gesucht und schnörkelhaft anmuten, ihre Wirkung auf die damalige Leserwelt nicht verfehlt, vielmehr an dem seine Gestalt umgebenden romantischen Nimbus stark mitgewebt zu haben. Noch wichtiger ist indessen, daß er auch fast in allen anderen Helden entweder seine eigene Person in ihrer Gesamtheit darzustellen oder bestimmte Seiten seines Wesens abzuspalten und mit eigenem Leben zu erfüllen gesucht hat. Das berühmteste Beispiel bieten die Flegeljahre, wo er sich in das Brüderpaar Walt und Vult zerteilt, von denen der erste sein warmes Gemüt, der zweite seinen kalten Verstand geerbt hat; dadurch gelingt es ihm, den sein Inneres beständig

peinigenden Widerstreit in die Außenwelt zu verlegen. Und umgekehrt: vermag Jean Paul sich nicht von seinen Werken zu lösen, so auch nicht die Werke von sich. Diese wurden auf seltsame Weise ein Bestandteil seines Selbst, gewannen für ihn eine die Wirklichkeit fast übertreffende Realität; die selbstgeschaffenen Figuren verwuchsen dermaßen mit ihm, daß er sich nicht mehr von ihnen trennen konnte, bedrängten ihn so heftig, daß er ihnen in immer neuen Romanen unter den alten oder veränderten Namen Körper geben mußte.

Große poetische Schöpfungen, mögen sie immerhin Selbstbekenntnisse oder Gerichtstage sein, bekommen Kraft und Form genug mit auf den Weg, um fortan ein von der Person ihres Urhebers streng geschiedenes Eigenleben zu führen. Anders bei Jean Paul. Seine Erzeugnisse hängen stets gleichsam noch durch die Nabelschnur mit ihm zusammen. Vielleicht ist dies der tiefste Grund ihres Mangels an dauernder Lebensfähigkeit.

So vorbereitet wollen wir nun versuchen, aus dem eigentümlichen Geflecht dieses Charakters die herrschenden Züge herauszuheben, um dadurch, und zwar stets gleichzeitig, den Menschen in seinen Wesensäußerungen wie den Dichter in seinen Werken vor uns erstehen zu lassen.

Es gibt im Dasein eines jeden von uns eine Periode, worin man die für das Welt- und Lebensgefühl entscheidenden Eindrücke empfängt. Wer fähig ist, selbständig zu denken und sich über seine geistige Entwicklung Rechenschaft abzulegen, wird diesen Abschnitt der eigenen Existenz zu bezeichnen wissen. Meist fällt er in die Jünglingsjahre, manchmal tritt er beträchtlich später ein, nicht selten aber auch früher. Man hält den ersten und nicht unwichtigsten Schlüssel zum Verständnis Jean Pauls in der Hand, wenn man weiß, daß die frühe Kindheit, die Zeit bis zum zwölften Lebensjahr, seine richtunggebende Epoche gewesen ist — richtunggebend natürlich nicht für die Weltanschauung, wohl aber für jenes, dem Kern des Menschen viel nähere, ja ihn bildende Lebensgefühl, das von einem klugen Mann einmal sehr schön bestimmt worden ist als Erinnerung, Gewissen, Hoffnung, zusammengeflossen in einen Strom. Zunächst haben die im väterlichen Pfarrhaus auf dem Lande, anfangs zu Wunsiedel, dann zu Joditz, verlebten Knabenjahre dem Dichter stets als die glücklichsten seiner ganzen irdischen Laufbahn gegolten. Mag auch das Glück unter der Herrschaft des zwar wohlmeinenden, aber engen und strengen Vaters in Wahrheit ein rührend bescheidenes gewesen sein, für den Dichter hat es seinen Strahlenglanz um so weniger verloren, als sich dann die Jünglingsjahre mit ihrem zehnjährigen Kampf gegen die bitterste Armut dunkel genug davon abhoben. Nicht nur im Fragment der Selbstbiographie hat er seine Kinderzeit genau geschildert, auch in zahlreichen Werken kehren Jugendgeschichten wieder, die immer

seine eigene widerspiegeln. Manchem Roman hat er, von einem unwiderstehlichen Trieb bezwungen, ganz wider den ursprünglichen Plan, eine solche Kindheitserzählung einverleibt; immer wieder sucht er die Entwicklung seiner Helden in diesem Lebensabschnitt zu verankern. Das Kinderland gehört zu den Bezirken der Poesie, worin er als unbestrittener König herrscht.

Dies alles aber, und damit kommen wir zum Hauptpunkt, war ihm nur möglich, weil er aus jener Zeit Erinnerungen besaß, deren früher Beginn, Stärke und Nachhaltigkeit das höchste Erstaunen hervorrufen. Nicht als ob er im gewöhnlichen Verstand ein Wunderkind gewesen wäre; er erlebte nur früh und stark. Wer sonst hätte wohl wie er Erinnerungen aus dem zwölften, höchstens vierzehnten Monat seines Daseins? Wer sonst vermöchte wohl die Entstehung seines Ichbewußtseins zu fixieren, wie es Jean Paul noch als hoher Fünfziger mit unübertrefflicher Anschaulichkeit geleistet hat? Die Beschreibung, eine der merkwürdigsten Stellen in der ganzen autobiographischen Literatur, darf nur mit seinen eigenen Worten gegeben werden:

„Nie vergaß ich die noch keinem Menschen erzählte Erscheinung in mir, wo ich bei der Geburt meines Selbstbewußtseins stand, von der ich Ort und Zeit anzugeben weiß. An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Haustüre und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht: ich bin ein Ich! wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr und seitdem leuchtend stehen blieb — da hatte mein Ich zum erstenmal sich selbst gesehen und auf ewig. Täuschungen des Erinnerns sind hier schwerlich gedenkbar, da kein fremdes Erzählen sich in eine bloß im verhangenen Allerheiligsten des Menschen vorgefallene Begebenheit, deren Neuheit allein so alltäglichen Nebenumständen das Bleiben gegeben, mit Zusätzen mengen konnte."

Solche Erleuchtungen samt ihrer treulichen Aufbewahrung im Gedächtnis werden — das behauptet der selbst geniale, leider früh auf Abwege des Denkens geratene Otto Weininger, und das hat lange vor ihm schon Novalis auf seine Weise gesagt — nur höheren Naturen zuteil. Sie verkünden den werdenden Genius, den Wecker der Jahrhunderte nach Jean Pauls Ausdruck, und zwar den Genius jener Art, bei dem in dem Komplex Subjekt-Objekt, wie er der Erfahrung und dem Handeln zugrunde liegt, das Subjekt den Vorrang hat.

Statt aller weiteren Beweise für die Eigenart und Lebhaftigkeit der Kindheitseindrücke des Dichters möchte ich die soeben angeführte Stelle durch ein Gegenstück ergänzen:

„Es war auf der Rückkehr von Hof, an einem Sommertage, gegen zwei Uhr. Da überfiel mich, als ich die sonnigen, beglänzten Bergabhänge und die ziehenden Wogen auf den Ährenfeldern und die Laufschatten der Wolken überschaute, ein noch unerlebtes gegenstandsloses

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sehnen, das aus mehr Pein und ein wenig Lust gemischt und ein Wünschen ohne Erinnern war."

Mit diesen beiden Erlebnissen des Knaben haben wir den ganzen künftigen Jean Paul im Keim vor uns.

Menschen, die innerlich so durch ihre Kindheit determiniert sind, werden bis ins Alter etwas Jugendliches bewahren. Thatsächlich ist Jean Paul in viel eigentlicherem Sinn, als man es von manchen Künstlern zu behaupten pflegt, sein Leben lang ein großes Kind geblieben. Ein Kind vorwiegend im schönen Sinn des Wortes: mit seiner Herzensreinheit, seiner fast fanatischen Wahrhaftigkeit, seinem Abscheu vor allem Gemeinen, seiner Gabe sich am Kleinen und Kleinsten zu ergötzen, mit seinem immer wieder durchbrechenden Hang zum häuslichen Stilleben, zum geistigen Nestmachen, wie ers nannte, mit seiner naiven Freude an der eigenen Leistung und am Ruhm. Was wir auf der Kehrseite finden, sind meist die Fehler seiner Vorzüge. Bei aller Festigkeit des Charakters zeigt er eine ausgesprochene Tatenscheu, eine Abneigung gegen das handelnde Eingreifen in den Weltlauf, die allen Helden seiner planmäßig über die Idylle ins große Lebensgetriebe erhobenen Bildungsromane verhängnisvoll geworden ist. Sein Gustav (in der Unsichtbaren Loge), sein Viktor (im Hesperus), sein Albano (im Titan), sie alle reden und schreiben, philosophieren, empfinden, phantasieren, schwärmen und lieben, aber sie tun durchaus nichts; wenn schon einer einmal in den Krieg ziehen will, so bleibt es gewiß bei der guten Absicht. Mehr oder minder alle jene Helden und stärker noch der schon erwähnte Wald der Flegeljahre stehen mit ihrer Kinderunschuld und Gefühlstiefe dem Leben rührend hilflos gegenüber und verlaufen sich meist hoffnungslos in seinen Irrwegen. Sobald Jean Paul bewegte äußere Vorgänge, etwa ein Duell, schildern will, entgleist er leicht ins unfreiwillig Komische: man glaubt ein Mädchen über Männerdinge reden zu hören. Eng zusammen hängt damit die später bis ins Philisterhafte ausartende persönliche Bequemlichkeit des Dichters und ein aus seiner Herkunft leicht erklärlicher Zug von Kleinbürgerlichkeit, den er trotz seinem nahen Umgang mit dem hohen und höchsten Adel nie ganz losgeworden ist. Das starke Gefühl, das sein Leben wie seine Werke durchströmt und ihnen den Ton gibt, verflacht sich ihm doch allzu leicht in sentimental-weinerliche Rührung, die den Leser durch ihre Häufigkeit rasch abstumpft.

Übrigens verträgt sich mit dieser Empfindungsseligkeit durchaus der recht gesunde Egoismus, den Jean Paul aufzubringen wußte, sobald seiner poetischen Laufbahn Hemmungen entgegentraten. Es ist ein eigen Ding um die Dichter, deren Werke einem einzigen Hymnus auf Gefühl und Menschenliebe gleichen: sie verschwenden von diesem kostbaren Stoff so viel auf ihre Produktionen, daß ihnen fürs wirkliche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leben zuwenig übrig bleibt. Als Menschen entwickeln sie darum manchmal eine erstaunliche Herzenskälte. Rousseau vergißt über der allgemeinen Weltbeglückung seine nächsten Pflichten. Sterne muß persönlich überaus unsympathisch gewesen sein. Jean Paul, schon als Zwanzigjähriger entschlossen, ohne festen Beruf als freier Schriftsteller zu leben, sieht jahrelang das äußerste Elend seiner Mutter und seiner Geschwister mit an, ohne auch nur auf den Gedanken zu verfallen, ihre Lage durch Ergreifen eines Broterwerbs zu erleichtern. Und später kann er sich nicht enthalten, vom Sterbebett seiner Mutter weg einer neuen Seelenfreundin, Emilie von Berlepsch, ins Bad nachzureisen; als er zurückkehrt, ist die Mutter tot, und da weiß er dann freilich die rührendsten Klagetöne zu finden. Immerhin sind das bei Jean Paul nur einzelne störende Momente; er hat sonst die humane und vornehme Gesinnung, die aus jeder Zeile seiner Dichtungen spricht, auch im Leben bewährt.

A. B.

(Die Fortsetzung des Aufsatzes folgt in einem der nächsten Hefte des „Vortrupp".)

Rund um uns

Der Wiederaufbau des deutschen Familienlebens nach dem Kriege. Mit dieser Tagesordnung war von einer großen Zahl Vereine und Verbände, die sich zu einem Ausschuß für Fragen der Volksvermehrung zusammengeschlossen hatten, und der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik eine Tagung für den 7. bis 9. November 1916 nach Darmstadt einberufen worden.

Seitdem Max von Gruber im Jahre 1915 auf der Tagung der Zentralstelle für Volkswohlfahrt in Berlin das Wort geprägt hatte: „Wir Deutsche werden im Jahre 2000 entweder ein Zweihundert-Millionen-Volk oder ein Vasallenstaat Rußlands sein", ist in weitesten Kreisen dieser ganze Umkreis von Fragen in seiner vollen Bedeutung gewürdigt worden.

Gruber hatte auch in Darmstadt den ersten Vortrag. Gewissenhaft stellte er die Frage, ob wir wahllos nach jedem Mittel greifen dürfen, das eine starke Vermehrung unserer Bevölkerungszahl verspricht. Eindringlich warnte er davor, zugunsten einer augenblicklichen großen Zahl mit den Ewigkeitsgütern des Volkes Raubbau zu treiben. Eindringlich untersuchte er die außerordentliche Bedeutung der Dauer-Einehe: Das weibliche Geschlecht kann — besonders bei einer großen Kinderzahl — neben der ausreichenden Sorge für die Gesundheit und die Erziehung der Kinder, neben den Lasten der Schwangerschaft und der Geburt nicht noch erwerbs- und berufstätig sein. Die Mutter muß wirtschaftlich sicher gestellt sein. Der Mann muß für sie sorgen. Aber auch von der Seite des Mannes her brachte Gruber wichtige Gründe. Im starken Wettbewerb unseres heutigen Wirtschaftslebens kann der Mann nicht immer wieder von neuem um Liebe werben. Er muß der Treue der Gattin versichert sein. Und welche Fülle von Glück entspringt aus den Beziehungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Blutsverwandtschaft zwischen Eltern und Kindern, wenn die Sicherheit der Verwandtschaft selbstverständlich ist! Auch die Güter der Kultur und der Zivilisation möchten beide Eltern gern eigenen Kindern vererben und in eigenen Kindern weiter leben sehen. Schließlich ist aber auch die Polygamie die stärkste Verbreiterin der Geschlechtskrankheiten. Wichtigste Wirtschafts-, Gemüts- und Gesundheitswerte hängen also mit der Dauer-Einehe zusammen. Darum ist es berechtigt, die Frage der Volksvermehrung einfach in die Forderung einzukleiden: Der Wiederaufbau des deutschen Familienlebens nach dem Kriege.

Ist aber gerade die dauernde Einzelehe so wertvoll, dann muß sie auch von Anfang an vor innerlichen Unmöglichkeiten geschützt sein. Ansteckende Schwindsucht, ansteckende Geschlechtskrankheiten, Säuferwahnsinn oder Morphinismus müßten gesetzlich jedem Standesbeamten als zwingende Gründe gelten, eine Eheschließung zu verweigern. Gesundheitsbescheinigungen für jeden Eheschließenden, ja Gesundheitsbogen, die durch die ganze Schulzeit hindurch schon den Knaben oder das Mädchen begleiten, erschienen als zweckmäßigste Forderung. Die Frage der Vererbung von Krankheiten muß von unserer medizinischen Wissenschaft immer mehr bearbeitet werden, damit genügend sichere Ergebnisse für etwaige weitere gesetzliche Maßnahmen gefunden werden.

Krippen und Kinderbewahranstalten sind leider notwendig, aber letzten Endes doch vom Übel. Sie zerstören und zerreißen das Familienleben. Würde doch alle dafür aufgewandte Tatkraft, alles dafür gespendete Geld der Aufgabe zufließen, dem Familienleben das notwendige Heim zu geben, das Heim auf eigenem Grund und Boden, in dem die Mutter walten und wirken kann, in dem die Kinder gesund aufwachsen!

Wenn in Zukunft für das deutsche Familienleben aber auch jede Erleichterung und Förderung geschaffen würde, dann ist immer noch nicht sicher gestellt, daß in allen Familien große Kinderfreudigkeit, der Wille zur großen Kinderzahl vorhanden ist. Das Beispiel unserer wohlhabenden Stände schreckt da genügend. Wir dürfen uns auch nicht so leicht auf vorhandene gesunde Gefühle im Volk verlassen. In einer Zeit, die alles unter Geldgesichtspunkten betrachtet, kann es unmöglich verborgen bleiben, daß heute die kinderreiche Familie wirtschaftlich unendlich ungünstiger dasteht als der Junggeselle oder das kinderlose Ehepaar. Heute wird es wirtschaftlich noch bestraft, wenn eine Familie viele Kinder hat. Dieses schwerste Hemmnis einer gesunden Bevölkerungsvermehrung muß beseitigt werden. Und wenn diese Beseitigung der wirtschaftlichen Hemmnis zu den allerschwersten Opfern, zu den tiefgreifendsten Umwälzungen führen müßte, wir müßten in Erkenntnis der Wichtigkeit der Aufgabe vor keinem Opfer, vor keiner Umwälzung zurückschrecken. Die drohenden Gefahren sind sonst riesengroß.

Es ist ein sehr gutes Zeichen, daß solch entschlossene Anschauungen bei einer mehr als tausendköpfigen Hörerschar, unter der sich das Großherzogspaar von Hessen befand, von starkem Beifall begleitet wurden. Diese Gedankengänge des Gruberschen Eröffnungsvortrags bildeten einen vollklingenden Auftakt der wichtigen Tagung.

Im weiteren Verlauf sprach der Leipziger Sanitätsrat Dr. Dippe über die wichtigen Aufgaben, die ein Hausarzt in der Familie haben kann, und betonte, wieviel leichter das Vorbeugen als nachher das Heilen sei. Der Geheime Konsistorialrat Dr. von Rhoden gab von evangelischer Seite, der Münchner Universitätsprofessor Walter von katholischer Seite die notwendige Ergänzung zu den teilweise bewußt einseitigen volksgesundheitlichen Ausführungen: Nur starkes religiöses Gefühl kann gegenüber den nur allzu menschlichen Neigungen zur Bequemlichkeit und zum Vermeiden von Sorgen und Mühe im Kampf um einen großen Gedanken auf die Dauer siegreich bleiben. Wertvoll war auch das liebevolle Eingehen auf die Einzelheiten der Aufgabe. Wie manches Mal wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heute aus Geldrücksicht oder aus anderen Gründen vergessen, daß zur Ehe Liebe gehört und zur Liebe volle gegenseitige Achtung.

Die Aussprache über die ersten Vorträge brachte unter anderem eine Ankündigung, daß man sich aufs ernsteste in Preußen amtlich mit einer Junggesellensteuer beschäftigt, deren Höhe den Erziehungskosten eines oder mehrerer Kinder entsprechen soll. Große Notwendigkeiten können nur dann durchgesetzt werden, wenn im kleinen schon die Einstellung auf ihre Forderungen berücksichtigt wird. Da war es gewiß von Wert, daß z. B. Dr. Marr aus Frankfurt, der früher am Hamburger Volksheim wirkte, darauf hinwies, wie der Volkswille in unseren Parlamenten heute als der gesammelte Wille der im wahlberechtigten Alter stehenden männlichen Einzelpersonen zustande kommt. Es ist gewiß des Nachdenkens wert, ob nicht eine Staffelung der Stimmberechtigung nach der Familienleistung für unsere Volkszukunft ersprießlicher sein würde als etwa eine Staffelung nach dem Geldbesitz.

Dr. Grandtke aus Berlin untersuchte in einem besonderen Vortrage die zahlenmäßigen Unterlagen für die höhere oder geringere Kinderzahl im Vergleich zwischen Stadt und Land und zwischen den verschiedenen Berufen. Die Wichtigkeit gerade des wirtschaftlichen Gesichtspunktes war hier wieder besonders deutlich zu erkennen, als Grandtke feststellte, daß in denjenigen Berufen durchschnittlich die größte Kinderzahl vorkommt, in denen das Kind bald in Wirtschaft und Erwerb zur geschätzten Hilfskraft werden kann, in der Landwirtschaft und im selbständigen kleinen Gewerbe.

Geheimer Sanitätsrat Dr. Brennecke aus Magdeburg untersuchte eingehend die notwendigen Voraussetzungen für den Schutz des Kindes vor der Geburt und im zartesten Alter. Seine Forderung, von der Erneuerung und Höherbildung des Hebammenstandes aus diese Aufgabe anzufassen, konnte er mit überaus zahlreichen Belegen aus seiner reichen Praxis und Lebenserfahrung unterstützen.

Der Schulmann Grünweller aus Rheydt führte die Gedankengänge der möglichsten Förderung unserer aufwachsenden Kinder für die Zeit der Schuljahre fort.

Den Höhepunkt der Tagung bildete dann aber ein groß angelegter Vortrag des Führers der deutschen Bodenreformer, Adolf Damaschkes. Der Verhandlungssaal war ganz unglaublich überfüllt, auch das Großherzogspaar von Hessen war wieder anwesend, als Damaschke begann. Wer wollte wohl, so meinte Damaschke, diese Fragen vom Leben und Sterben unseres Volkes von einer Ecke aus zu lösen versuchen? Die volkssittliche und -religiöse Seite reicht hier der volkswirtschaftlichen die Hand. Aber während bei jener eine gewaltige Kleinarbeit im einzelnen zu leisten ist, die vielleicht erst in Jahrzehnten durchdringen kann und vielleicht Manchen müde machen wird, ist die ebenfalls so wichtige wirtschaftliche Seite nur eine Frage festen und entschlossenen Wollens der Führenden und weichender Lauheit und Gedankenträgheit so Vieler. Gerade weil wirtschaftliche Fragen fester angefaßt werden können, muß ihnen gegenüber unser Verantwortungsgefühl um so wacher sein. Und darum: Der Feind unseres Familienlebens ist der Bodenwucher. Wie wohnt denn heute unser Volk? Spricht nicht die Statistik der Übervölkerung eine geradezu grauenhafte Sprache? Aber wir kennen ja diese Zustände und Tatsachen meistens gar nicht. Im alten Rom und Athen sind wir besser zu Hause als in den Lebensverhältnissen unseres eigenen Volkes der Gegenwart. Und Damaschke gab ungefärbte, nur nach amtlichen Quellen und nach einwandfrei bewiesenen Zuständen zusammengestellte Bilder deutscher Wohnungsart, deutscher Wohnungsnot. Auch die Kriegslehren von 1871 behandelte er ausführlich. Und dann ging er auf die Frage ein, ob Kriegerheimstätten, diese große deutsche Aufgabe gegen Wohnungsnot und gegen Landnot, ohne Bodenreform denkbar sein würde. Gegen Kriegerheimstätten ist niemand, auch nicht die Schar der Terrainspekulanten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch dafür sind alle, daß Reich, Staat und Gemeinde durch Hergabe billigen Geldes und billiger Ländereien nach Möglichkeit helfen sollen. Aber die Spekulanten möchten dann gern das billige Gemeindeland selbst in die Hand bekommen. Die Kriegerheimstätten sollen — so möchten die Bodenwucherer — zur freien Ware werden, die leicht von Hand zu Hand geht und an der gründlich verdient werden kann. Da müssen wir uns ernst auf die Notwendigkeiten unserer Volkszukunft besinnen. Der zukünftige Heimstättenbesitzer soll nicht mit seiner Mühe und seinem Schweiß die leichten Gewinne verzinsen müssen, die seine Vorgänger voll Augenblicksfreude gemacht haben. Der alte deutsche Rechtsgedanke muß wieder zu Ehren kommen, daß das Recht am Grund und Boden ein Recht des Gebrauchs, aber nicht ein Recht des Mißbrauchs ist. Und Damaschke ging in die Geschichte zurück und wußte besonders von großen Hohenzollern zu berichten, die nicht wollten, daß der Besitz am Boden zur Möglichkeit der Ausbeutung der Volksgenossen führen könnte. Nur dann werden die Kriegerheimstätten von Segen sein, wenn sie auf bodenreformerischer, also auf alter deutscher Grundlage, errichtet werden.

Das ist das Große an unserem Zeitalter, daß wir unsere Kräfte für Aufgaben verbrauchen dürfen, die vielleicht über Jahrhunderte hinweg reichen, für Taten, die vielleicht für Jahrhunderte wegweisend sind. Wir können nicht dankbar genug sein, daß wir uns jetzt einmal nicht in den Dingen des Alltags auszugeben brauchen. Möchte die große Kriegerheimstättenaufgabe, deren Durchführung für die Beseitigung der Wohnungsnot und der Landnot unserer deutschen Familien entscheidend werden kann, Kräfte finden und zu Erfolgen führen, die der Arbeit an den Fronten würdig ist.

Das war der Höhepunkt der Tagung. Den vielminutenlangen Beifall faßte später Max von Gruber in die Worte zusammen: „Wir waren eben Zeugen einer unvergleichlichen Redekunst, aber mehr als das ist es, daß das Gesagte aus wärmstem Herzen und aus tiefster Kenntnis kam." War Damaschke auch schon auf grundsätzliche Fragen der Verwirklichung des Kriegerheimstättengedankens eingegangen, so brachten die Ausführungen des verdienten Ulmer Oberbürgermeisters Heinrich von Wagner mit ihren schlichten Berichten, was in Ulm alles tatsächlich schon geschehen ist und welch großen Erfolg es hatte, für jeden das sichere Gefühl, daß hier die sofort durchführbare Augenblicksaufgabe lag. Die reiche Aussprache nach dem Vortrag unterstrich diese Überzeugung immer mehr. Vielleicht darf man hier noch erwähnen, mit welch großem Jubel die Nachricht aufgenommen wurde, daß das Großherzogspaar persönlich dem Bunde deutscher Bodenreformer beitrat.

Am Abend des dritten Verhandlungstages kamen dann die Frauen zum Wort. In Vorträgen und in freier Aussprache hörten wir aus weiblichem Munde, wie anders die deutsche Frau in diesem Kriege geworden ist und werden mußte, mit welchem Ernst den Geschlechtsgenossinnen ins Gewissen geredet wurde. Möchten die starken Antriebe, die gerade diese Darmstädter Tagung von berufenster Seite gab, in deutscher Gesetzgebung und Verwaltung wie in deutscher Menschengesinnung hundertfältig Frucht bringen! **Rudolf Wiesener.**

Ein Urteil, das zu denken gibt. Im Mai 1914, also kurz vor Beginn des Weltkrieges, hatte ich Gelegenheit, die „Baltische-Ausstellung in Malmö" zu besuchen. Schweden, Dänemark, Rußland und Deutschland waren die Aussteller. In dieser Ausstellung, an der Deutschland in ganz hervorragendem Maße beteiligt war, traf ich mit einem Dänen zusammen, der sich mir als Dr. Fredriksen vorstellte. Wir haben lange zusammen geplaudert, über Industrie im allgemeinen und über das, was die Ausstellung bot, im besonderen. Herr Fredriksen war ein weitgereister Mann, der den größten Teil Europas aus eigener Anschauung kannte; das hohe Lob, das er der deutschen Industrie spendete, hatte daher für mich als Deut-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen etwas Schmeichelhaftes. Um Schmeicheleien jedoch war es Herrn Dr. Fredriksen nicht zu tun, denn als wir auseinander gingen sagte er:

„Ja, Deutschland ist nicht nur das Land der technischen Wissenschaften und der wissenschaftlichen und gewissenhaften Technik, es ist auch eine hervorragende Pflegstätte der schönen Künste und ein Vorbild sozialer Gesetzgebung. Ich achte und bewundere Ihr Vaterland und bin überzeugt, daß es die erste Macht der Erde und der Führer der germanischen Rasse sein könnte, wenn es sich endlich von den erniedrigenden Fesseln des Alkohols frei machen würde."

„Sie sind Guttempler?" fragte ich.

„Ja, aber noch nicht lange. Im vorigen Jahre bin ich es geworden. Ich war damals mit einem Kollegen, einem Arzt aus Kopenhagen, zur Kaisers-Geburtstagsfeier des Deutschen Klubs in meiner Heimatstadt eingeladen. Nur ungern bin ich hingegangen. O, ich weiß sehr gut, was Sie an Ihrem Kaiser haben, ich achte ihn so hoch, wie meinen eigenen König, aber die Art und Weise, wie Ihre Landsleute seinen Geburtstag feiern, ist mir von jeher zuwider gewesen. Es kam, wie ich es erwartet hatte. Nachdem der Kaiser in einer längeren Rede gebührend gefeiert, nachdem das Kaiserhoch verklungen war und nachdem jeder der Anwesenden sein Glas zur Ehren seines Kaisers geleert hatte, begann ein regelrechter Bierkomment, wie ich ihn in meinen Studentenjahren in Göttingen einmal kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Es wurden Salamander gerieben und Schmollis getrunken und wie diese Dinge alle heißen mögen. Ich hatte bald genug gesehen. Ohne mich bei Ihren Landsleuten zu verabschieden, habe ich das Fest verlassen. Wenige Tage später war ich Guttempler."

So weit Herr Fredriksen. Ich aber habe mich doch beschämt gefühlt. Glücklicherweise brauchte ich ja allerdings nur zehn Schritt weiter zu gehen, um in der Deutschen Abteilung der Baltischen-Ausstellung voller Stolz die gewaltigen Leistungen der deutschen Industrie zu bewundern, aber so oft ich noch mit Herrn Fredriksen zusammentraf, habe ich das beschämende Gefühl nie ganz unterdrücken können, obwohl Herr Fredriksen es in taktvoller Weise vermied, noch einmal auf das obige Thema zurückzukommen. **M. G. H.**

Für Wyneken.

Wir sind gebeten worden, den folgenden „Aufruf an die Jugend" im „Vortrupp" abzudrucken. Wir erfüllen die Bitte sehr gern und unterstützen den Aufruf auf das wärmste. **Vortrupp.**

In aller Stille hat sich ein Ereignis vorbereitet und vollzogen, das die gesamte Jugendbewegung und darüber hinaus alle, für die der Name Wyneken einen Klang hat, aufs schwerste trifft. Dr. Gustav Wyneken hat sein Lebenswerk, die Freie Schulgemeinde Wickersdorf, verloren. Sechs Jahre nach seiner Entfernung aus der Leitung dieser Schule durch die Meininger Regierung, hat er sich gezwungen gesehen, nun auch die letzten Beziehungen, die ihn mit Wickersdorf verbanden, zu lösen. Nach jahrelanger, hingebender Arbeit für die Jugend und ihre neue Schule steht er nun wieder vor einem Nichts.

In diesem Augenblicke darf die Jugend, dürfen wir nicht untätig bleiben. Uns und unserer Zukunft hat die Arbeit seines ganzen Lebens gegolten, uns seine Liebe und uns sein Schmerz, wenn er, seine Liebe verleugnend, uns angreifen mußte, wie der Vater, der sein liebstes Kind schlägt, damit es nicht weich und faul werde. Vergessen sei die Härte, mit der wir seine Angriffe erwiderten, weil wir sie mißverstanden. Vergessen jetzt, wo er allein steht!

Wir haben eine Pflicht gegen Wyneken zu erfüllen. Wir kennen ihn nicht mehr. Für die Mehrheit der Jugend ist er der unleidliche Krakeeler, das abgestempelte Gespenst, ein Zerrbild aus Unkenntnis und Mißverstehen. Und das darf nicht bleiben, wenn die Jugendbewegung nicht eine maßlose Schuld auf sich laden will. Da kann nur eins ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tan werden. Wie vor nun fast vier Jahren, als der Name Wynekens zum erstenmal wie ein Blitz unter uns aufleuchtete, muß sich jetzt Jugend aus allen Verbänden, die es mit ihrem Bekenntnis zur Vorurteilslosigkeit und zu eigener innerer Verantwortung noch ernst meint, im Namen Wynekens zusammenfinden und sich seinen reinen und edlen Gedanken aufzuschließen suchen. Gemeinsames Lesen seiner Schriften, Aussprache über seine Gedanken in kleinem oder größerem Kreise, Aufnahme persönlicher Beziehungen zu ihm selbst, der immer gern bereit ist, ernstem Streben seine Hilfe zu gewähren, das sind die Wege, die einzuschlagen sind; und auf ihn zu müssen seine alten Freunde als Vermittler und Führer mit ihrer ganzen Kraft arbeiten.

So wird die Jugend ihre Schuld ablösen können und den Boden bereiten für das Gelöbnis, das sie ihm einst geben muß:

Es soll wieder eine freie Schulgemeinde in der Welt geben; dafür wollen wir unser Alles einsetzen.

Alfred Kurella.

(Zu jeder Auskunft und Vermittlung von Adressen wende man sich an A. Kurella, z. Z. Klein-Glienicke b. Potsdam, Griebnitzstraße 1).

Berichtigungen. Der Aufsatz „Das Bratt-System in Schweden", den wir in der vorigen Nummer brachten, mußte leider gedruckt werden, bevor die letzten Korrekturen des Verfassers eingetroffen waren. Jetzt bittet uns Herr Prof. Bergman, die folgenden Berichtigungen nachzutragen:

S. 24, Zeile 12 v. u. muß es 56% statt 55% heißen.

S. 29, Zeile 8 v. u. soll es heißen: lag mir bisher keine zuverlässige Statistik vor.

S. 30, Zeile 8 v. o. soll es heißen: als unmittelbarer Branntweinlieferer.

S. 31, Abs. 3 Zeile 7, sowie in der zweiten Fußnote derselben Seite muß es 6 Liter heißen (statt 8 Liter).

Auf S. 32 ist an den Schluß folgender Absatz anzufügen:

Mit der herrschenden Alkoholpolitik, die offensichtlich auf ein Staatsmonopol zusteuert, ist die Mehrheit des schwedischen Volkes keineswegs zufrieden. Das Volk will das Alkoholverbot. Wie stark die Verbotsstimmung ist, zeigte deutlich jene große Bittschrift, die im Jahre 1915 dem schwedischen Könige durch den Erzbischof des Landes unterbreitet wurde: sie verlangte für die Dauer des Krieges ein vollständiges Alkoholverbot.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Würtz, Hans: Der Wille siegt! I. Band: Lebensschicksale neu ertüchtigter Kriegsinvaliden. 2 Mk. Reichsverlag Hermann Klokoff, Berlin.

Stapel, Wilhelm: Avenarius-Buch. Ein Bild des Mannes aus seinen Gedichten und Aufsätzen. Georg D. W. Callwey. München.

Kotzin, B.: Geschichte und Theorie des Ido. Mit einem Vorwort von Prof. R. Brandt. Aus dem Esperanto ins Deutsche übertragen von Dr. med. Wilhelm Winich und Hans Reuß. Ader & Borel. Dresden.

Landmann, Dr. med. F.: Grundfragen der Lebensreform. I. Band: Die Reform des menschlichen Geschlechtslebens. I. Teil: Der Geschlechtsverkehr in der Schwangerschaft und seine Folgen für Mutter und Kind. Edens-Verlag. Oranienburg (Mark).

Jansen, Werner: Das Buch Treue. Ein Nibelungenroman. Geb. 6 Mk. Alfred Jansen, Hamburg.

Kröger, Timm: Novellen. Gesamtausgabe in 6 Bänden. Jeder Band geb. 4 Mk. Alfred Jansen, Hamburg.

Bödewadt, Jacob: Timm Kröger. Ein deutscher Dichter eigener Art. Geb. 3 Mk. Alfred Jansen, Hamburg.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 3 1. Februar 1917

Drinnen.

Ich schreibe diesen Aufsatz fünf Tage nachdem die Antwortnote des Zehnverbandes an den Präsidenten Wilson erschienen ist. Von den Wegen, die Wilsons Dezembernote den gegenwärtigen Machthabern im Zehnverbande noch offen gelassen hat — ich habe in der vorigen Nummer des „Vortrupp" versucht, diese Wege zu zeichnen — haben jene Machthaber den vermutlich allertörichtsten Weg gewählt: sie haben unsinnige Bedingungen genannt. Von den Folgen, die das nach sich ziehen muß, habe ich ebenfalls in der vorigen Nummer gesprochen. Durch die deutsche Tat vom 12. Dezember haben wir unsern Gegnern nunmehr auch diplomatisch das Gesetz des Handelns vorgeschrieben; sie haben nur noch die Wahl, ebenfalls im Geiste dieser Tat zu handeln oder — Dummheiten zu machen. Vorläufig versuchen sie noch das Letztere, das Erstere werden sie lernen.

Heute aber will ich nicht vom Draußen reden, sondern vom Drinnen.

Mitte Oktober ist eine Urkunde von dauernder Bedeutung erschienen. Die Urkunde besteht in einer Veröffentlichung der „Nationalliberalen Korrespondenz". Die „Nationalliberale Korrespondenz" ist bekanntlich ein Organ des Abgeordneten Bassermann und der von ihm beherrschten Gruppe in der nationalliberalen Partei. Der Abgeordnete Bassermann hat ja Ende Juli 1915 das bekannte gegen den Kanzler gerichtete Telegramm nach München gesandt und hat am 12. Oktober im Reichstage die Behauptung aufgestellt, unter den Personen der „sogenannten" Kanzlerfronde befänden sich Angehörige der wertvollsten Teile unsres Volkes. — In kurze Sätze gebracht und übersichtlich geordnet ist der Inhalt jener Veröffentlichung in der „Nationalliberalen Korrespondenz", deren genauen Text ich der Kontrolle wegen in der Fußnote*) gebe, der folgende:

*) „Wenn mit Recht von verschiedenen Rednern, die für die Nationalliberale Partei über die politische Lage in jüngster Zeit das Wort genommen haben, betont worden ist, daß die Neuorientierung der inneren preußischen Politik neben der Frage des siegreichen Ausgangs des Weltkrieges und der Erreichung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Neuorientierung der inneren preußischen Politik ist eine der wichtigsten Aufgaben für die Zeit nach dem Friedensschluß. Neuorientierung heißt: der hergebrachte obrigkeitliche Staat muß einer mehr volkstümlichen Art der Verwaltung Platz machen. Im Einzelnen besonders: das preußische Wahlrecht muß reformiert werden, die innere Verwaltung in Preußen muß freier werden, sie muß aus den Händen einer kleinen Oberschicht genommen werden, in denen ihr ganzer Apparat gegenwärtig liegt.

Zu diesem Gedanken hat sich auch der Kanzler bekannt, besonders durch sein Wort (vom 28. September 1916) „Freie Bahn für alle Tüchtigen". Wir (um Bassermann) wissen aber nicht, ob der Kanzler die Kraft zeigen wird, diese Grundsätze auch tatsächlich zu verwirklichen. Dafür ist bis jetzt keinerlei Anhalt vorhanden. Daher dürfen wir die Hoffnung auf Neuorientierung ja nicht an seine Person knüpfen. Aber

---

günstiger Kriegs- und Friedensziele zurücktreten muß, so hat doch keiner von ihnen verkannt, welche große Bedeutung sie für die Zeit nach dem Friedensschluß hat. Überall ist im liberalen Deutschland die Auffassung verbreitet, daß unser obrigkeitlicher Staat einer mehr volkstümlichen Regierungsweise Platz zu machen hat und daß darin nicht etwa eine Schwächung der staatlichen Machtmittel, sondern im Gegenteil ein stärkeres Zusammenfassen derselben zu erblicken ist. Leider wird aber von vielen Seiten, namentlich von der linksliberalen Partei, diese Frage vermischt mit angeblich sachlichen und auch persönlichen Momenten, die damit in keinem Zusammenhang stehen. Vielmehr ist nach unsrer Auffassung streng zu scheiden zwischen den Aufgaben der Auslandspolitik und denen, die die innere Struktur unsres Staatswesens betreffen. Wer mit der gegenwärtigen Reichsleitung in der auswärtigen Politik nicht einer Meinung ist, soll seine abweichende Überzeugung nicht deshalb unterdrücken, weil er glaubt, daß die gegenwärtig leitenden Staatsmänner einer inneren Neuorientierung wohlwollend gegenüberstehen. Ebenso wie es umgekehrt ein noch viel schwererer Fehler und noch weniger zu verantworten wäre, wenn es Parteien geben sollte, die aus Widerspruch gegen eine innere Neuorientierung dem leitenden Staatsmanne Opposition auf dem Gebiete seiner Auslandspolitik machen würden. Die willkürliche Verquickung dieser beiden Fragen hat in vielen Kreisen ein gewisses Unbehagen hervorgerufen. Es muß deshalb einmal ganz klar und deutlich ausgesprochen werden, daß, wenn die Nationalliberale Partei in ihrer großen Mehrheit mit rechtsstehenden Parteien gewisse Berührungspunkte auf dem Gebiete der Auslandspolitik hat, damit in keiner Weise beabsichtigt ist, etwa auch die innere Politik der Nationalliberalen Partei mit Rücksicht auf diese Berührungspunkte zu orientieren. Schon vor Monaten hat der Vorsitzende der preußischen nationalliberalen Landtagsfraktion anläßlich einer Rede bei seinem Parlamentsjubiläum hervorgehoben, daß die Ziele, welche die Nationalliberale Partei Preußens in der inneren Politik verfolgt, wie die Reform des Wahlrechts, die Umgestaltung der inneren Verwaltung, die Einschränkung der Kommunalaufsicht, die größere Selbständigkeit der Selbstverwaltung auf dem Gebiete des Schulwesens usw., sich nicht ohne Kampf gegen die widerstrebenden Richtungen von rechts werden durchsetzen können. Wer daran zweifelt, der sei auf eine Rede verwiesen, die der Abgeordnete v. Heydebrand bei der Etatsberatung im Preußischen Abgeordnetenhause gehalten hat. Er hat darin ausgesprochen, daß gerade der Geist der Autorität und der Aristokratie, wie ihn die preußische Verwaltung darstellt, sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Zeit ist für die Neuorientierung in jedem Falle reif, und die Nationalliberale Partei — das bedeutet nach dem oben Gesagten hier: der Abgeordnete Bassermann und die von ihm beherrschte Gruppe der Nationalliberalen — will sich diese reife Frucht nicht entgehen lassen. Dafür wird sie sogar den Kampf mit den Konservativen nicht scheuen.

Innere und äußere Politik dürfen bei alledem nicht verquickt werden.

Ich möchte darlegen, was mir an diesen Gedanken, die also spätestens die Zeit nach Friedensschluß betreffen, richtig scheint und was falsch.

Richtig ist, daß nächst der Beendigung des Weltkrieges die innere Neuorientierung, besonders in Preußen, die wichtigste deutsche Aufgabe ist. Richtig ist ferner, daß in dieser Neuorientierung die Reform des preußischen Wahlrechts an erster Stelle steht. Und richtig ist es

---

in diesem Kriege ganz hervorragend bewährt hat. Es ist dieses ein offenes Bekenntnis zu dem alten obrigkeitlichen Staat, das schroff jede Annäherung an eine volkstümliche Art der Verwaltung ablehnt und den gegenwärtigen Zustand, wonach der ganze Apparat der inneren Verwaltung den Händen einer kleinen Oberschicht anvertraut ist, verewigen will, im Gegensatz zu dem Wahlspruch des Reichskanzlers: „Freie Bahn für alle Tüchtigen".

Doch muß auch hier die Warnung wiederholt werden, sachliche und persönliche Momente hierbei nicht zu verwischen. Diese und ähnliche Ausführungen vom Regierungstisch berechtigen keineswegs zu einem unbedingten Vertrauen darauf, daß die gegenwärtig im Reiche und in Preußen leitenden Staatsmänner tatsächlich die Kraft zeigen werden, diese Grundsätze auch praktisch zu verwirklichen. Dafür ist bis jetzt keinerlei Anhalt vorhanden. Gerade von dem, was den freieren und volkstümlichen Geist einer Verwaltung ausmacht, der schließlich noch wichtiger ist, als bloße gesetzgeberische Maßregeln zu seiner Entfaltung, ist bisher kein Hauch zu verspüren. Die Berufungen zu höheren Staatsämtern, die während der drei Kriegsjahre getätigt worden sind, bewegen sich sämtlich in den alten Geleisen. Alle diese Berufungen gehören einem kleinen Kreise konservativ-agrarischen Ursprungs an, einschließlich der Ernennung des letzten Oberpräsidenten in Ostpreußen. Schon das sollte uns davor hüten, die Frage der Neuorientierung mit der Personenfrage der jetzigen Reichs- und Staatsleitung zu verknüpfen. Die Gewähr, daß sie kommen wird, liegt vielmehr in dem ernsten Willen der liberalen Kräfte in Deutschland. Zwar wird sich ihm trotz der großen Leistungen für den Staat, die gerade die Masse des Volkes gegenwärtig aufzuweisen hat, ein hartnäckiger Widerstand entgegensetzen, den aber zu brechen, selbst gegen Regierung und gegen bisher privilegierte Kreise, unschwer gelingen kann. Wie die Wiederbelebung der Selbstverwaltung in der Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung eine notwendige Folge des Befreiungskrieges gewesen ist, so wird die volkstümliche Ausgestaltung unsres inneren Staatswesens im Gegensatz zu seiner bisherigen Beengtheit eine Frucht der ungeheuren Opferwilligkeit unsres Volkes in diesem Weltkriege sein. Die Nationalliberale Partei ist fest entschlossen, diese reife Frucht zu pflücken."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch, daß sich der Reichskanzler wiederholt zu dem Gedanken der Neuorientierung bekannt hat, zuletzt in der Reichstagssitzung vom 28. September 1916 durch die Worte:

> „Die gewaltigen Aufgaben, die auf allen Gebieten des staatlichen und sozialen, des wirtschaftlichen und politischen Lebens unser harren, bedürfen zu ihrer Lösung aller Kräfte, die in unserm Volke leben. Eine Staatsnotwendigkeit, die sich gegen alle Hemmungen durchsetzen wird, ist es, diese Kräfte, die da sind, im Feuer geglüht, die nach Schaffen und Wirken rufen und verlangen, für das Ganze zu nützen.
>
> Freie Bahn für alle Tüchtigen, das sei unsre Losung. Wenn wir diese Losung vorurteilsfrei durchführen, dann wird unser Reich festgefügt, weil jeder Stein und jeder Balken mitträgt und mitstützt, einer gesunden Zukunft entgegengehen; dann werden die Starken aus allen Ständen gern und freudig teilnehmen an den Werken des Friedens wie jetzt am blutigen Kampfe."

Also diese drei Punkte in dem Aufsatze der „Nationalliberalen Korrespondenz" sind richtig — und unrichtig scheint mit alles übrige darin.

Als den Grundgedanken dieses Übrigen, und gleichzeitig als den taktischen Zweck der ganzen Veröffentlichung meine ich dies zu erkennen: In dem Vorstellungskreis derer, die die Neuorientierung wollen — und das sind, wie der Aufsatz mit Recht hervorhebt, alle liberalen (sogar im allerweitesten Sinne genommen) Kräfte in Deutschland — soll der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg als der Träger dieser Neuorientierung zurückgedrängt werden; und es soll dafür gleichzeitig der Nationalliberalismus Bassermannscher Richtung — es handelt sich hier, wie gesagt, nur um den — als der geeignete Träger der Neuorientierung, als der „Pflücker der reifen Frucht" empfohlen werden.

Dem setze ich entgegen: Dieser Grundgedanke ist verfehlt, dieser taktische Zweck zu bekämpfen. Im Gegenteil ist die Möglichkeit einer in absehbarer Zeit erfolgenden Neuorientierung sehr erheblich an die Person des gegenwärtigen Kanzlers gebunden; und das soll jeder berücksichtigen, der eine Neuorientierung ernsthaft will. Daß dem so ist, will ich jetzt dartun:

Die Veröffentlichung der „Nationalliberalen Korrespondenz" behauptet, es sei bis jetzt keinerlei Anhalt dafür vorhanden, daß der Kanzler tatsächlich die Kraft zeigen werde, die Neuorientierung, zu der er sich bekannt habe, auch praktisch zu verwirklichen. Die „Nationalliberale Korrespondenz" folgert das im wesentlichen daraus, daß auch während des Krieges in höhere Staatsämter nur Personen konservativ-agrarischen Ursprungs berufen worden seien. Aber abgesehen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

davon, daß diese Behauptung wenigstens jetzt garnicht mehr stimmt, ist der ganze Maßstab falsch. Die Veröffentlichung der „Nationalliberalen Korrespondenz" hebt ja an ihrem Anfange selbst hervor, daß die Frage der Neuorientierung gegenüber der Beendigung des Weltkrieges vorläufig noch zurücktreten muß. Wenn das aber richtig ist, so ist es nicht mehr als natürlich, daß der Kanzler sich, wenigstens bisher, nicht neben der Last des Weltkrieges noch die praktische Verwirklichung der Neuorientierung aufgeladen hat. Und der einzige Maßstab, mit dem gemessen werden kann, ob der Kanzler der richtige Mann für die Verwirklichung der Neuorientierung ist, kann dann eben nur entnommen werden aus dem, was er während des Weltkrieges auf dem Gebiete der äußeren Politik getan hat. Ein solches Messen bedeutet auch durchaus nicht etwa eine unzulässige Vermischung äußerer und innerer Politik: gewiß hat der Grundsatz, daß man beides nicht miteinander vermischen dürfe, in einem beschränkten Sinne seine Richtigkeit: Eine unzulässige Vermischung beider Gebiete läge zum Beispiel dann vor, wenn etwa ein Deutscher, der auf innerpolitischem Gebiet Vorliebe für eine absolutistische Regierungsform hat, aus diesem Grunde dafür eintreten wollte, daß wir uns nach dem Kriege auf Rußland stützen sollten. Und ebenso umgekehrt, wenn ein Deutscher, der auf innerpolitischem Gebiet Republikaner ist, aus diesem Grunde für ein Zusammengehen mit Frankreich nach Friedensschluß eintreten wollte. Aber darum bleibt es doch richtig, daß einunddersel̈be Mensch alles was er tut, nur aus einem einzigen Geiste, nämlich aus dem Geiste seiner Persönlichkeit heraus, tun kann. Daß er also auch innere Politik und äußere Politik nur aus einem und demselben Geiste heraus treiben kann. Daß man demnach daraus, wie er die äußere Politik anfaßt, sehr wohl schließen kann, welches Geistes seine innere Politik sein wird.

Und so gründet sich denn allerdings auch das Vertrauen, daß gerade Bethmann Hollweg der richtige — zurzeit wohl der einzige — Mann ist, der die Neuorientierung machen kann, gerade auf den Geist, in dem er während des Krieges die äußere Politik geführt hat. Was das Dasein dieses Vertrauens, sowie des Vertrauens in unsern Kanzler überhaupt, angeht, so konnte ja schon am 6. Juni 1916 der Abgeordnete von Payer im Reichstage sagen:

> „Der Reichskanzler verfügt über das unbegrenzte Vertrauen der Bundesfürsten und des Bundesrats, unsrer Verbündeten und ihrer Staatslenker und täglich mehr über das Vertrauen des ganzen deutschen Volkes"

und womöglich gilt das noch mehr seit der deutschen Tat vom 12. Dezember. Um das zu erkennen, genügt irgendeine Unterhaltung mit einem Arbeiter, einem Bürger oder einem Soldaten oder deren Frauen. Daß die berufsmäßige Fronde eine Ausnahme macht, ist ja eben ihr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beruf. Wenn insbesondre der Fürst zu Salm-Horstmar gerade in diesen Tagen den Satz veröffentlicht hat:

> „es ist wohl das Schwerste an diesem schweren Kriege, daß das Volk in seinem einsichtigsten Teile so gänzlich das Vertrauen zu unsrer politischen Leitung verlieren mußte",

so kann man sich einen Begriff von der Einsicht dieses „einsichtigsten Teiles" machen, wenn man das liest, was ich hier am 16. November aus der Immediateingabe des Fürsten zu Salm-Horstmar veröffentlicht habe.

Prüft man nun aber im einzelnen, worauf denn das feste Vertrauen beruht, das alle die in den Kanzler setzen, die ihr Urteil nicht von vornherein unter Verzicht auf eigenes Nachdenken unter das Gebot der Fronde gefangen geben, so wird man finden, daß sich die Wurzeln dieses Vertrauens in zwei Dinge gründen: Einmal in die außerordentliche Wucht, womit der Kanzler solche Dinge, auf die es wirklich ankommt, nach langer gewissenhafter Überlegung so überraschend, fast blitzartig ausführt, daß jede Opposition von vornherein erstickt ist: solche Dinge sind die Wiedererrichtung des Königreichs Polen und die deutsche Tat vom 12. Dezember. Dann aber in eben all die Eigenschaften, die die Fronde, die ja in den letzten Wochen wieder recht laut geworden ist, ihm zum Vorwurfe macht:

Da wird in Nummer 51 der „Alldeutschen Blätter" der deutschen Tat vom 12. Dezember vorgeworfen, daß ihre

> „ganze Begründung geradezu durchtränkt ist von der angeblich verlernten ‚Sentimentalität', von Mystizismus und der Berufung auf Menschheits- und Kulturinteressen — Dinge, die mit den harten Notwendigkeiten praktischer Politik nun und nimmer in Einklang zu bringen sind".

Sentimentalität? Natürlich, die deutsche Note vom 12. Dezember bekennt sich doch zu dem Wunsche,

> „weiteres Blutvergießen zu verhüten".

Mystizismus? Aber gewiß doch: Der Kanzler hat ja am 12. Dezember gesprochen von

> „unsrer Verantwortung vor Gott, vor dem eigenen Volk und vor der Menschheit"

und weiter vom

> „tiefsten sittlichen und religiösen Pflichtgefühl gegen das deutsche Volk und darüber hinaus gegen die Menschheit".

Er hat sogar gesagt:

> „Menschenwitz und Menschenhand kann in diesem Völkerringen, das alle Schrecknisse irdischen Lebens, zugleich aber auch alle Größe menschlichen Mutes und menschlichen Willens in ungesehener Weise enthüllt hat, nicht bis an das Letzte heranreichen. Gott wird richten."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Berufung auf Menschheits- und Kulturinteressen? Nicht zu leugnen. Denn in der deutschen Note vom 12. Dezember steht wörtlich der Satz:

> „Diese Katastrophe, die das Band einer gemeinsamen tausendjährigen Zivilisation nicht hat aufhalten können, bringt die Menschheit um ihre wertvollsten Errungenschaften. Sie droht, den geistigen und materiellen Fortschritt, der den Stolz Europas zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts bildete, in Trümmer zu legen."

Nach den bisherigen Veröffentlichungen der „Alldeutschen" hätte es garnicht erst ihres erneuten Bekenntnisses dazu bedurft, daß nach ihrer Weltanschauung „Menschheits- und Kulturinteressen" in die praktische Politik nicht hineingehören. Das deutsche Volk aber fragt sich, zu was denn „praktische Politik" überhaupt da ist, wenn sie nicht letzten Endes den Interessen der Menschheit und der Kultur dienen soll, ohne deren Wahrung das deutsche Volk ebenso verdorren müßte wie jedes andre Kulturvolk. Und vor allem sieht es ein, daß die ganze „Neuorientierung" keinen Sinn hätte, wenn sie nicht bedeuten sollte, daß bei uns die praktische Politik mehr als bisher diesen Interessen dienstbar wird. Und daher weiß es auch: Gangbare Wege zur Neuorientierung kann nur Der weisen, der „Menschheits- und Kulturinteressen" nicht für unvereinbar hält mit den „harten Notwendigkeiten praktischer Politik", und der es nicht „für Sentimentalität" hält, wenn er den Wunsch ausspricht, weiteres Blutvergießen zu vermeiden, und nicht für „Mystizismus", wenn er sich auch als Politiker vor Gott, vor dem eigenen Volke und vor der Menschheit verantwortlich fühlt.

In der darauffolgenden Nummer 52 bringen die „Alldeutschen Blätter" dann einen Aufsatz, der die Überschrift trägt

> „Zwei Männer — zwei Welten.
> Ein Beitrag zur Seelenkunde des Reichskanzlers".

Sie drucken da einen Brief ab, den der Reichskanzler am 21. Juli 1913 an den Geschichtsforscher Lamprecht geschrieben hat, und der so lautet:

> „Ich bin mit Ihnen von der Wichtigkeit, ja, Notwendigkeit einer auswärtigen Kulturpolitik überzeugt. Ich verkenne nicht den Nutzen, den Frankreichs Politik und Wirtschaft aus dieser Kulturpropaganda zieht, noch die Rolle, die die britische Kulturpolitik für den Zusammenhalt des britischen Weltreiches spielt. Auch Deutschland muß, wenn es Weltpolitik treiben will, diesen Weg gehen. Wenn auch die Regierung durch Unterstützung und Anregung manches helfen kann, so muß doch (das liegt in der Natur der Sache) das Meiste und die ganze Kleinarbeit von der Nation selbst geleistet werden. Was Frankreich und England auf diesen Gebieten leisten, ist nicht eine Leistung ihrer Regierungen, sondern eine solche der nationalen Gesamtheit, der Einheit und Geschlossenheit ihrer Kulturen, des zielsicheren Geltungs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

willens der Nation selbst. Wir sind noch nicht so weit. Wir sind unsrer Kultur, unsres inneren Wesens, unsres nationalen Ideals nicht sicher und bewußt genug. Es liegt wohl in der Eigenart unsrer doch wohl individualistischen und noch nicht ausgeglichenen Kultur, daß sie nicht die gleiche suggestive Kraft hat wie die britische und französische, daß nicht jeder Deutsche im Ausland seine Heimat in sich abbildet, wie der Franzose Paris und der Engländer die britische Insel. Ich glaube auch, daß die Wichtigkeit der in dieser Richtung zu leistenden Aufgabe bei uns noch von zu Wenigen erkannt ist. Wir sind ein junges Volk, haben vielleicht allzuviel noch den naiven Glauben an die Gewalt, unterschätzen die feineren Mittel und wissen noch nicht, daß, was die Gewalt erwirbt, die Gewalt allein niemals erhalten kann. Erst vor einigen Tagen hat Edmond Rostand bei der Gründung einer französischen Gesellschaft für Kulturpropaganda von dem Imperialismus der Idee gesprochen und dabei gesagt: „C'est au moment qu'on veut redoubler de force, qu'il faut redoubler de grâce." Für diese Seite des Imperialismus scheinen mir noch nicht alle Deutschen reif zu sein. Es haftet uns eben doch noch Einiges an aus der Zeit, da Hölderlin sang, daß die Fremden ihr Bestes von Deutschland nehmen und es verhöhnen, weil die ungestalte Rede den Boden schwankend umirre. Damit wir, wie unsre westlichen Nachbarn, in Zukunft eine Kulturpolitik großen Stils treiben können, scheint mir neben der inneren Vertiefung und Stärkung unsrer Kultur und unsres Kulturbewußtseins not zu tun, daß unser Volk zu der neuen Aufgabe geweckt werde."

Die „Alldeutschen Blätter" mögen es nicht, daß in diesem Briefe

„das Wort ‚Kultur' allein und in den verschiedensten Verbindungen nicht weniger denn zehnmal vorkommt".

Und sie stellen diesem Briefe des Reichskanzlers zwei klirrende Worte Treitschkes entgegen, deren Höhepunkt in der schmetternden Programmforderung liegt:

„Läßt sich der Widerstand der trägen Welt anders nicht überwinden, so soll der Staatsmann für den Sieg der Idee auch die Mittel der Arglist einsetzen."

Das deutsche Volk aber weiß, daß die Neuorientierung selbst ein Stück Kulturpolitik ist, daß also gangbare Wege zur Neuorientierung nur Der weisen kann, der an Kultur und an Kulturpolitik glaubt. Das deutsche Volk weiß ferner, daß das Wesen der Neuorientierung unter anderm darin liegen wird, die Politik um ein Stück ethischer zu machen, daß also nur Der gangbare Wege zur Neuorientierung weisen kann, der es ablehnt, aus der Anwendung der „Arglist" eine programmatische Forderung zu machen. Übrigens auch nur Der, der, wenn er auch weiß, daß Treitschke ein bedeutender Mann war, dennoch begreift, daß zum Führer in das, was nach diesem Kriege kommt, Treitschke so wenig taugt wie der zweifelsohne noch wesentlich bedeutendere Machiavelli.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In derselben Nummer erlassen die „Alldeutschen Blätter" eine Kriegserklärung an die „Objektivität", die bekanntlich zu Deutsch „Sachlichkeit" heißt. Es wird da nämlich über einen Vortrag berichtet, den in der alldeutschen Ortsgruppe Groß-Berlin ein Pastor gehalten hat. In den Ausführungen dieses Herrn, die von den „Alldeutschen Blättern"

„wohl durchdacht und den Kernpunkt der Sache treffend"

genannt werden, findet sich auch die Behauptung

„der Händlersinn . . . stärkt unsre unselige Neigung zur Objektivität".

Daß ich dies dunkle Wort ganz verstünde, kann ich nicht behaupten. Aber jedenfalls verstehe ich das, daß der alldeutsche Vortragende in Groß-Berlin und die „Alldeutschen Blätter" die Objektivität, zu Deutsch die Sachlichkeit, nicht mögen.

Und nun ist ja allerdings nicht zu leugnen, daß Person und Politik v. Bethmann Hollwegs ganz ungemein sachlich sind. Dieser Sachlichkeit unsres Kanzlers verdanken wir es, daß bei uns Deutschen, im Gegensatz zu unsern Feinden, in Politik und Kriegführung keine Herrschaft der Schlagworte einzerissen ist. Diese Sachlichkeit des Kanzlers ist die Gewähr dafür, daß eine solche Dummheit, wie die Note des Zehnverbandes an Wilson, bei uns eine Unmöglichkeit ist. Diese Sachlichkeit des Kanzlers hat uns davor bewahrt, daß nicht im Jahre 1916, zu einer Zeit, wo ein Konflikt mit Nordamerika für uns verhängnisvoll geworden wäre, ein solcher Konflikt Schlagworten und unklaren Vorstellungen zuliebe heraufbeschworen worden ist. Diese Sachlichkeit des Kanzlers hat das Verdienst daran, daß wenn etwa künftig die Berufenen und Verantwortlichen, die allein die politisch-militärische Gesamtlage kennen, eine Verschärfung gewisser Methoden unsrer Kriegführung, zum Beispiel des U-Boot-Krieges, für gerechtfertigt und geboten erachten sollten — daß dann die technischen und diplomatischen Mittel für solche Verschärfung in gesammelter Masse und gesammelter Kraft vorhanden sein werden und nicht schon vorher vorzeitig und wirkungslos verpufft und verzettelt worden sind, wie es geschehen wäre, wenn es nach dem Kopfe gewisser Heißsporne bei uns gegangen wäre. Diese Sachlichkeit des Kanzlers gibt uns aber auch das Vertrauen, daß, worauf es in diesem Augenblicke der natürlichen Erregung der Öffentlichkeit vielleicht mehr ankommt als je, bei der Beurteilung der politisch-militärischen Gesamtlage unsre Leitenden das tun werden, was am 13. Januar die nationalliberale (aber nicht Bassermannsche) „Berliner Börsenzeitung" mit Recht von ihnen gefordert hat, nämlich:

„Sich nicht von Zorn oder Erregung leiten lassen, sondern bei allen Entscheidungen — und seien es die schwersten, das ganze Volk in seinem Innersten bewegenden — unter voller Bewahrung der Ruhe abwägen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

was nach menschlichem Ermessen dem Vaterlande den größeren Nutzen oder Schaden bringt."

Das deutsche Volk aber weiß: Auch zur Neuorientierung kann einen gangbaren Weg nur Der weisen, der sachlich ist, der also die Dinge — und auch die Widerstände — sieht, wie sie sind. Und der daher keine Politik des roten Kopfes treibt.

Immer wieder aufgewärmt werden neuerdings die Angriffe wegen des Kanzlerwortes über Belgien. Die alldeutschschillernde „Vossische Zeitung" und kleinere alldeutsche Organe in Berlin sprechen von drei bis zehn (die Zahl schwankt) verlorenen Feldschlachten, denen dieses Wort gleichkommen soll. Und die „Vossische Zeitung" jammert, kaum irgendeine Zeitungslüge der Entente habe uns auch nur annähernd so geschadet. Demgegenüber kann und soll man mit aller Kühle auf die Wirklichkeit hinweisen, die ich an dieser Stelle am 1. November zu schildern versucht habe: auf die vortreffliche Wirkung gerade dieses Kanzlerwortes im neutralen Ausland und auf Fendrichs sachverständiges Zeugnis:

„Denn es ist und bleibt eine historische Wahrheit, daß die Bethmannsche Erklärung der Notwendigkeit des Durchbruchs Millionen deutscher Arbeiter bei Kriegsanfang einen Alp von der Brust genommen hat und daß sein undiplomatisch ehrliches Bekenntnis in der Masse erst das ganze Vertrauen zu der Kriegsregierung hat aufflammen lassen."

Das deutsche Volk aber weiß, daß nur Der den Weg in die Neuorientierung weisen kann, der den sittlichen Mut hat, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen.

Der Fürst zu Salm-Horstmar meint

„Ich kann mir nicht denken, daß Herr v. Bethmann Hollweg, wenn ich ihn mir mit den Herren Lloyd George und Briand am Konferenztisch sitzend vorstelle, in seiner streng rechtlich denkenden, moralisch vornehmen Art ein für Deutschland günstiges Geschäft abgeschlossen hätte."

Das deutsche Volk aber will auf einer Konferenz oder sonstwo nur von jemandem vertreten sein, der streng rechtlich denkt und moralisch vornehm ist. Erstens aus Reinlichkeitsbedürfnis. Zweitens aber kennt es die Wahrheit des Sprichwortes, daß „schließlich alle Füchse beim Kürschner zusammenkommen", und gibt daher Caprivi, dem Erwerber Helgolands, des Bollwerks, ohne dessen Besitz wir diesen Krieg nicht führen könnten, darin recht,

„daß Wahrheit und Offenheit auch in der auswärtigen Politik zu den wirksamsten Mitteln gehören".

Und es weiß, daß auch zur Neuorientierung gangbare Wege nur Der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weisen kann, der nicht an den Sieg der Füchse, sondern an den Sieg von Wahrheit und Offenheit glaubt.

Die alldeutschen „Berliner Neusten Nachrichten" haben kürzlich, in der Morgenausgabe vom 7. Januar, die natürliche Empörung aller Deutschen über die zahlreichen Mißhandlungen deutscher Gefangener in Frankreich (auf die unsre Regierung ohne Verzug und ohne Übereilung so geantwortet hat, wie die Sache es leider nötig machte) dahin ausprägen zu sollen geglaubt, daß sie — in Fettdruck — anregten,

> „die Losung auszugeben, daß an der französischen Front Pardon nicht mehr gegeben und genommen wird".

Eine Losung, deren Befolgung eine garnicht abzuschätzende Zahl von Deutschen zum Tode verurteilen, ihre Frauen zu Witwen und ihre Kinder zu Waisen machen würde. Derselbe Aufsatz bewirft den Reichskanzler folgendermaßen:

> „Wir aber fragen: stehen denn nicht Männer an der Spitze unsrer Geschäfte? Zum wenigsten unsrer Heeresgeschäfte?"

(Wobei der Burgfriede es verbietet, den Anwurf gegen den Kanzler, der in den Worten „zum wenigsten" liegt, ausreichend zu charakterisieren, während der Burgfriede ja diesen Anwurf selbst nicht zu verbieten scheint.) Und es ist allerdings wahrscheinlich, daß der Kanzler für die Bewertung deutscher Leben, die sich in der Anregung jener „Losung" zeigt, nicht allzuviel Sinn haben dürfte. Hat er doch erst vor wenigen Wochen zu dem Amerikaner Hale das ergreifende Wort gesprochen von dem

> „ernsten Bewußtsein der Heiligkeit des Lebens, das uns von einer höheren Macht geschenkt wurde, und das nicht leichtsinnig zerstört werden darf".

Das deutsche Volk aber weiß, daß nur Der die richtigen Wege zur Neuorientierung weisen kann, der diesen Glauben an die Heiligkeit des Lebens hat. Denn die Grundlage auch jeder für unsre Zeit brauchbaren inneren Politik ist die Ehrfurcht vor dem lebendigen einzelnen Menschen, ist die Überzeugung von dem unendlichen Wert jedes Einzellebens und jeder Einzelpersönlichkeit, den das Christentum zuerst in die Klarheit gestellt hat. Es muß in die Neuorientierung etwas hinein von dem Geiste des Wortes: „Der Mensch ist nicht um des Sabbaths willen geschaffen, sondern der Sabbath um des Menschen willen."

Für Den, der so geartet ist, der alle diese, der Kanzlerfronde so verhaßten, Eigenschaften hat, ist die Neuorientierung allerdings eine

reife Frucht, die er pflücken und dem deutschen Volke zum Geschenk machen kann. Für — anders Geartete nicht.

Eines muß nach dem andern geschehen, und jedes Ding hat seine Zeit; gerade die Sachlichkeit des Reichskanzlers wird ihn davor bewahren, die praktische Arbeit an der Neuorientierung zu früh zu beginnen. Ohne jede Übereilung wird er auch in dieser Sache abwägen, welche Gesichtspunkte für einen früheren und welche für einen späteren Anfang sprechen. Kein Verständiger wird versuchen, ihn zu drängen. Und so viel ist, wie sich schon aus weiter oben Gesagtem ergibt, sicher: Während des Krieges wird der Kanzler die Neuorientierung, wenn überhaupt, jedenfalls erst dann in Angriff nehmen, wenn ihm die Belastung durch den Krieg wieder das nötige Maß von Kraft dafür freiläßt.

Aber unter den Gesichtspunkten, deren Abwägung gegeneinander bestimmend dafür sein wird, w a n n der Kanzler die Neuorientierung praktisch in Angriff nehmen wird, dürften allerdings die folgenden drei dafür sprechen, schon jetzt während des Krieges mit ihr zu beginnen:

Zum ersten: Wenn irgend etwas den Massen unsrer Feldgrauen, und unsrer Arbeiter daheim, noch den höchsten Schwung geben kann für die noch nötige letzte Anstrengung, dann wird es das Bewußtsein sein: wir kämpfen für eine Heimat und wir arbeiten für eine Heimat, in der schon jetzt gesetzliche Gewähr dafür geschaffen ist, daß in ihr wirklich „freie Bahn für alle Tüchtigen" gilt.

Zum zweiten: Wenn irgend etwas das letzte Vorurteil der Neutralen gegen unsern Staat als einen angeblichen Hort der Reaktion, soweit es nach der unsinnigen Note des Zehnverbandes an Wilson noch bestehen sollte, zu tilgen vermag, dann wird es das Fallen von solchen deutschen Wahlgesetzen und von so'chen deutschen Verwaltungsnormen sein, die nicht mehr in unsre Zeit gehören.

Zum dritten: Wenn irgend etwas einem Kanzler nach innen hin eine Stellung verleihen kann, vor der jede Fronde in nichts zerstiebt, und nach außen hin, bei den künftigen Friedensverhandlungen, eine moralische Macht, wie kein andrer Staatsmann der Erde sie besitzt — dann wird das die Begeisterung sein, mit der nach durchgeführter Neuorientierung neun Zehntel des deutschen Volkes den Kanzler, der sie durchgeführt hat, als den Mann der Erfüllung fühlen und feiern werden.

Fidelis.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ist die Landwirtschaft zum Stillstand verurteilt?

Man kann häufig die Beobachtung machen, daß Gelehrte, und sogar höchst angesehene, plötzlich alle ihre Sorgfalt und bewährte Methode über Bord werfen, wenn es sich um Sätze allgemeinen Inhalts handelt. Sie sind gewissenhaft in Nebendingen und in den Hauptsachen oft von erstaunlichem Leichtsinn. Es ist, als müsse die unter strengen Gesetzen stehende Fachwissenschaft sich dann und wann einmal ordentlich austoben.

Auch bei einem der angesehensten unter unseren landwirtschaftlichen Schriftstellern bewahrheitet sich dies, bei Theodor Freiherr v. d. Goltz. Was er in der Einleitung seiner Geschichte der deutschen Landwirtschaft über das Wesen der Landwirtschaft sagt, kann man nur mit Kopfschütteln lesen. Es werden da Sätze aufgestellt, zu deren Widerlegung durchaus keine Gelehrsamkeit gehört, sondern nur Kenntnis der allereinfachsten Tatsachen unserer Umgebung und ein klein wenig Nachdenken.

Die Landwirtschaft, werden wir belehrt, hat einen streng konservativen Charakter, und es läßt sich an ihr nichts Wesentliches ändern. „Noch heute wie vor mehreren tausend Jahren wird der Boden mit Hacke und Spaten, mit Pflug und Egge bearbeitet, mit Weizen, Roggen, Gerste, Hafer besät, das reife Getreide mit messerartigen Instrumenten abgeschnitten, dann getrocknet, in die Scheunen gebracht, ausgedroschen, zu Mehl und Brot verarbeitet oder auch den Tieren als Nahrung dargereicht. Noch heute wie vor Tausenden von Jahren hat der Landmann in seinem Betriebe Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Geflügel, die ihm Arbeit leisten, Fleisch, Milch, Butter, Eier, Wolle und Dünger liefern und ausschließlich oder doch bei weitem vorwiegend mit den in der Wirtschaft erzeugten Futtermitteln ernährt werden“ (Bd. I, S. 10).

Gestützt wird dieser Satz von der Unveränderlichkeit der Landwirtschaft auf einen zweiten (S. 12): „In dem gleichen Lande bleibt die Ernährungsweise der Menschen, was die Art der Nahrungsmittel betrifft, stets annähernd die gleiche.“ Und das wird wieder hergeleitet aus der angeblichen Unveränderlichkeit des Bodens.

Beginnen wir mit der Ernährung. Jedem, der einmal in die Urgeschichte der Deutschen hineingeblickt hat, ist bekannt, was Cäsar von den alten Deutschen sagt: „Sie leben hauptsächlich von Fleisch, Milch und Käse.“ Läßt sich das auch von ihren Nachkommen behaupten? Die Deutschen waren bis vor ungefähr 1500 Jahren überwiegend Viehzüchter, der Ackerbau spielte eine ganz untergeordnete Rolle. Tacitus bestätigt Cäsars Satz, indem er sagt, daß die Bestellung des Feldes den Weibern und den untauglichsten Sklaven überlassen werde. Es gab zwar Getreide, besonders Hafer, aber aus dem älteren Plinius, einer unserer Hauptquellen, erfahren wir, daß dieser noch nicht einmal zu Brot verbacken, sondern nur als Brei genossen wurde. Daß der Weinbau erst viel später aufkam, ist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allbekannt, aber auch Obst (bis auf die wildwachsenden Beeren) fehlte auf dem Küchenzettel, ebenso die meisten Gemüse. Schon deren Namen, die fast sämtlich aus dem Lateinischen abgeleitet sind, deuten auf ihren fremden Ursprung, und in der Tat verdankt man ihre Einführung den Mönchen, die bis ins 12. Jahrhundert die Hauptträger des landwirtschaftlichen Fortschritts waren. Während also die heutigen Deutschen in beträchtlichem Umfange Pflanzenkost genießen, nährten sich ihre Ahnen fast ganz von tierischen Stoffen. Und auch sonst sind die Veränderungen wahrlich groß genug. Eier z. B. gab es wenig oder gar nicht. Denn die Geflügelzucht war ganz unentwickelt. Butter war zwar bekannt, galt aber als Leckerbissen der Reichen, die sich durch diesen Genuß, wie Plinius sagt, von dem gemeinen Volk unterscheiden. Mit einem Worte, wir sehen schon aus dieser flüchtigen Übersicht, daß der Unterschied in bezug auf Ernährung so groß ist, wie er überhaupt nur sein kann.

Genau so ist es in anderen Ländern. In Italien z. B. sind der Reis, der Mais und die Agrumen (orangenartigen Früchte) jüngeren Datums. Auch haben die römischen Dichter noch die Erinnerung an eine Zeit bewahrt, wo die Menschen Eicheln, Bucheckern und Kornellen aßen.

Doch brauchen wir keineswegs Jahrtausende zurückzugehen, um auf starke Veränderungen in der Ernährung zu stoßen. Neue Nahrungsmittel sind in Masse eingedrungen. Der Buchweizen tritt in Deutschland erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts auf. Welche Umgestaltungen hat allein die Einführung der Kartoffel im Gefolge gehabt! Und auch abgesehen von einem so alleinstehenden Ereignis, wie es die Entdeckung Amerikas ist, hat es Neuerungen genug gegeben. In den Märchen und Sagen verlangen die Alben und Gnomen ihr Opfer in Gestalt von Hirsebrei. Diese Wesen sind nämlich sehr konservativ und nähren sich von der einst beliebten Speise. Sonst aber ist die Hirse, vormals eine der wichtigsten Getreidearten, fast gänzlich verdrängt worden. Ein Hauptgetränk der Vorzeit, der Met, lebt fast nur noch in der Erinnerung, was zusammenhängt mit einer noch wichtigeren Veränderung, dem Zurücktreten des Honigs und seiner Ersetzung durch den Zucker. Neben diesem sind neue Genußmittel in Menge aufgekommen: Kaffee, Tee, Schokolade, Branntwein. Der Geschmack hat sich gewandelt, der Wein wird nicht mehr gewürzt, überhaupt wären die stark gewürzten Speisen, die noch vor 3—400 Jahren zur vornehmen Küche gehörten, für uns jetzt ungenießbar, und früher geschätzte Fleischarten, wie Pfauen, Schwäne, sind von unserem Speisezettel verschwunden.

Noch fortwährend vollziehen sich Veränderungen unter unseren Augen. So hört das Geflügel immer mehr auf, zur Hausmannskost zu gehören, und wird zu einer teuren Festtagsspeise. So erobern Seefische sich ein Gebiet im Binnenlande, wo sie früher unbekannt waren. Die Butter ist seit wenigen Jahrzehnten in weiten Kreisen durch die Margarine ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

drängt worden. Die Bewegung gegen den Alkohol ist nicht ohne Folgen geblieben. Eine höchst wichtige Neuerung sind die Konserven, die uns z. B. in Bezug auf Gemüse fast unabhängig von den Jahreszeiten gemacht haben.

So viel von der Küche. Und wie sieht es heute, wie sah es sonst auf den Feldern aus? Th. v. d. Goltz möchte uns glauben machen, daß stets dieselben Getreidearten auf ungefähr dieselbe Weise gebaut worden seien. Dieselben Getreidearten! Im südwestlichen Gallien fand der zur Zeit des Augustus lebende Geograph Strabo nur Hirse, und mit dieser fand Cäsar sogar die längst mit Rom in regem Verkehr stehende Griechenstadt Marseille fast ausschließlich versehen. Zu uns ist sicher der Weizen, vielleicht auch die Gerste erst durch die Römer gelangt. Futterkräuter aber werden auf den Feldern in erheblichem Umfange erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gebaut. Dagegen sehen wir seit einigen Jahrzehnten auf deutschem Boden eine Anzahl von vormals viel gebauten Handelspflanzen, wie Flachs, Raps, Hanf, immer mehr zurückgehen.

Viel wichtiger aber als die Auswahl der Pflanzen sind die Umwälzungen, die ihre Behandlung erlitten hat.

Eins der wichtigsten Geschäfte des Landmanns ist heute das Düngen. Das Altertum wußte den Dünger nicht zu schätzen, es betrachtete ihn als eine Belästigung. Nicht selten diente er als Brennstoff, und regelrechte Düngung ist eine verhältnismäßig junge Errungenschaft. Damit hängt zusammen die Veränderung in der Bestellung der Äcker. Welch ein Abstand zwischen der sogenannten wilden Feldgraswirtschaft, wo ein Feld viele Jahre zur Weide und nur selten einmal als Acker diente, und der Dreifelderwirtschaft, die in Deutschland seit dem frühen Mittelalter bestand und sich im ganzen bis vor ungefähr hundert Jahren behauptete, um dann der wiederum viel vollkommeneren Fruchtwechselwirtschaft Platz zu machen! Und wer dachte vor 100 Jahren an Guano, wer an mineralischen Dünger, wer an Gründüngung mittels Lupinen? Und nun erst die Gewinnung des Stickstoffs aus der atmosphärischen Luft, die in naher Zukunft greifbare Gestalt annehmen wird!

Was die Geräte betrifft, so will ich gar nicht erst von den landwirtschaftlichen Maschinen reden, die immer mehr in Gebrauch kommen. Man erwäge nur beispielshalber, wie das Dreschen sich verändert hat. Der Dreschflegel, dieses vorsündflutliche Werkzeug, weicht von Jahr zu Jahr mehr vor dem von Pferden gezogenen Göpel zurück. Und doch war selbst der Dreschflegel nicht das Ursprünglichste, es gab eine Zeit, die das Getreide von Tieren austreten ließ.

Und nun das Mahlen! Vor hundert Jahren spielten die Handmühlen noch eine große Rolle, und besonders an den langen Winterabenden gehörte es zu den gewöhnlichen Beschäftigungen der kleineren Landleute, das für den Hausbedarf nötige Mehl mittels dieses altväterlichen Werk-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeugs herzustellen. Jetzt aber tritt mehr und mehr die Dampfmühle in den Vordergrund, Wind- und Wassermühlen treten zurück.

In der Viehzucht sind die Veränderungen nicht geringer als im Ackerbau. Zwar werden im großen und ganzen noch dieselben Tiere bei uns gezüchtet wie vor zweitausend Jahren, aber auf ganz andere Weise. Die alten Deutschen kannten keine Viehställe. Im Sommer blieben die Tiere Tag und Nacht draußen, im Winter mußten die wenigen, die nicht geschlachtet wurden, in den Behausungen der Menschen untergebracht werden. Wilde Pferde, die in den Wäldern lebten und eingefangen wurden, wenn man eins zum Reiten, für den Wagen oder — zum Essen brauchte, kannte noch das Zeitalter des Bonifatius. Und welch ein Unterschied zwischen der noch gar nicht so sehr weit zurückliegenden Zeit, wo die Schweine sich ihr Futter im Walde selbst suchen mußten, und der heutigen Stallfütterung und Mästung!

v. d. Goltz spricht von den unveränderlichen Naturgesetzen, die den konservativen Charakter der Landwirtschaft bedingen sollen. „Die Gesetze, von welchen das Leben und Gedeihen der Kulturpflanzen und Haustiere bestimmt wird, sind entscheidend dafür, wie am zweckmäßigsten die Züchtung, Ernährung und Pflege der ... Pflanzen und Tiere stattzufinden hat. Sie bleiben immer und ewig die gleichen, sind keiner Veränderung unterworfen" (S. 13). Wenn das heißen soll, daß Pflanzen und Tiere sich durch den Menschen nicht ändern lassen, so ist es, wie jedermann weiß, das Gegenteil der Wahrheit. Durch Pflege und Zuchtwahl kann der Mensch gewaltige Veränderungen bewirken. Man nehme die wilde Mohrrübe, die überall auf unseren Wiesen wächst, und vergleiche mit ihrer fingerdicken, harten, holzigen Wurzel die Karotte unserer Gärten. Ebenso kann man die Haustiere geradezu als Kunstprodukte bezeichnen. Es hat gewiß auch in Deutschland eine Zeit gegeben, wo die Kühe, wie in Afrika noch heute, nicht mehr Milch gaben, als sie für ihre Kälber brauchten, und die Hühner haben auch nicht immer hundert bis zweihundert Eier im Jahre gelegt. Schon in ganz kurzen Zeiträumen nehmen wir eine erstaunliche Veränderung der Viehrassen wahr. Vor hundert Jahren war eine Kuh von 100, ein Ochse von 150 kg etwas ganz Gewöhnliches. Heute wiegen sie das Zwei- bis Dreifache. Und nicht viel geringer ist die Gewichtszunahme bei den Schweinen. Mit den Getreidepflanzen ist es nicht anders, sie sind größer und körnerreicher als ihre Vorfahren.

Nicht einmal dem Klima steht der Mensch wehrlos gegenüber. Wir essen jetzt Brüsseler Weintrauben, die den spanischen an Güte nicht nachstehen, obgleich Belgien von Natur nicht das Klima von Spanien hat. Man schafft eben ein künstliches Klima. Auch bedarf es nicht einmal des kostspieligen, aristokratischen Treibhauses, ganz einfache und verhältnismäßig billige Vorrichtungen genügen, um die Pflanzen gegen die rauhe Witterung zu schützen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zahlreiche Schriftsteller betonen die Unvermehrbarkeit des Bodens. Aber in Wahrheit ist der Boden nicht minder als die Kulturpflanzen und Haustiere ein Kunstprodukt. Besonders gilt dies von dem Gartenbau. Der menschliche Fleiß stellt Anbauflächen her, die den Pflanzen die denkbar besten chemischen Bedingungen gewähren und wo sie unter Frost und Nässe nicht zu leiden haben. Allerdings sind diese Anbauflächen nur klein. Aber auf ihnen lassen sich trotzdem viel zahlreichere und bessere Pflanzen ziehen als auf den weiten Feldern des alten, extensiven Betriebs. Der Gartenbau, bei dem ein Ar so ertragreich ist wie sonst ein Hektar, ist die Landwirtschaft der Zukunft.

Und da will man uns einreden, die Landwirtschaft bleibe stets und unweigerlich ungefähr die gleiche! Mit demselben Recht könnte man das vom Hausbau sagen. Warum auch nicht? Es werden Steine, Lehm, Bretter und Balken aufgerichtet, ein Dach wird draufgedeckt, Türen und Fenster eingesetzt, dann benutzt man's zum Wohnen, Kochen, Essen, Schlafen, genau wie vor Jahrtausenden, und so bleibt es stehen, bis es baufällig wird oder das Feuer es zerstört. Alles richtig, und doch ist ein Unterschied zwischen einer Räucherkate der Lüneburger Heide und einem Neuyorker Wolkenkratzer. Bei der Landwirtschaft ist es genau so. Sie hat sich geändert und ändert sich von Tag zu Tag, so gut wie andere Gewerbe, und nur ist das einzuräumen (wodurch denn auch jener landläufige Irrtum allein entstanden ist), daß die landwirtschaftlichen Verbesserungen nicht in so ungesund sprunghafter Weise erfolgen wie auf manchen (keineswegs allen!) Gebieten der Industrie.

Uns aber eröffnen sich damit ungeahnte, unabsehbare Möglichkeiten. Die trübselige Lehre, daß die Ernährungsschwierigkeiten immer größer werden, daß die alten Länder ihre Kinder nicht mehr ernähren können, daß diese wohl gar gezwungen seien, ihrer Heimat den Rücken zu kehren — diese Irrlehre schwindet dahin wie die Nebel vor der Morgensonne. Auch für die Landwirtschaft gilt der tröstliche Satz, daß menschlichem Fleiß, Scharfsinn und Unternehmungsgeist nichts unerreichbar ist.

Ernst Müller-Holm.

Jean Paul.

(1. Fortsetzung.)

Die bisher erörterten Charakterzüge Jean Pauls leiten auf eine weitere wichtige Erkenntnis hin: er gehörte zu jenen genialen Naturen, denen eine starke Beigabe des weiblichen Elements zugesetzt ist. Ja er hat unter unseren großen Dichtern und Denkern davon am meisten mitbekommen. In der Skala sämtlicher möglicher Mischungen männlicher und weiblicher Elemente, auf der Lessing den Pol der extremsten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Männlichkeit behauptet, steht Jean Paul noch jenseits von Herder auf dem äußersten Gegenpunkt. Eine solche Zusammensetzung zeitigt ungemein ideenreiche, weitausgreifende, einfühlende und anregende Naturen; aber die Armut an der — spezifisch männlichen — formenden Kraft läßt sie der andrängenden Materie nie völlig Herr werden. Das war Jean Pauls Verhängnis nicht minder als das Herders.

Unter Persönlichkeiten von so besonderer Artung werden wir rein ausgeglichene und fein abgewogene Charaktere nicht suchen dürfen. Denn da der Träger so gemischter Eigenschaften in den wesentlichen Eigenschaften des Geistes wie des Körpers doch immer Mann bleibt, sind Dissonanzen in allen Erscheinungsformen seines Lebens unausbleiblich. Es ist nur eine Sache genügender Beobachtung, die Spaltung bis ins kleinste hinein zu verfolgen. Wenn wir dem in späteren Jahren entstandenen Bildnis Jean Pauls von Fr. Meyer trauen dürfen, wies sein Antlitz unter einer mächtig beherrschenden, ja erhabenen Stirn Züge auf, die, ohne häßlich zu sein, unharmonisch wirken, weil sie zu diesem starken Kopf kein richtiges Verhältnis haben — so die anmutig gebogene, aber zu zierliche Nase und der kleine, geradezu frauenhafte Mund, den man nur mit dem Schillers oder Lessings zu vergleichen braucht, um die diese Männer trennende Kluft mit einem Blicke zu ermessen. Man kann Jean Paul den Widerstreit seines männlichen Verstandes und seines weiblichen Gefühls vom Gesicht ablesen.

Es ist klar, auf welchem Gebiet sich die Eigentümlichkeit eines so angelegten Charakters am stärksten auswirken muß. Jean Pauls Liebesleben ist ein sonderbar Kapitel. Einen Erotiker im üblichen Wortsinn darf man ihn nicht nennen; aber sein Geist und seine Werke sind durch und durch erotisch. Nur daß bei ihm nicht wie bei männlicheren Männern die Leidenschaft in rotglühenden Explosionen ausbricht; seine Erotik gleicht vielmehr einer feinen, aber das ganze Wesen durchdringenden Essenz. Es fehlt also bei ihm das Phänomen der Abhebung gegen den gewöhnlichen Zustand, das jene starken Affekte so eindrucksvoll macht, und darum kann man sich über seinen erotischen Gehalt leicht täuschen. Seine eigentlichen Passionen liegen auf dem Nachbargebiet der Freundschaft. Auch ist er mehr der Dichter der Sehnsucht und des Verlangens als der Erfüllung: die Darstellung eines vollkommenen Liebes- oder Eheglücks hat ihm nie ganz gelingen wollen. Echt kindhaft liebt er weniger einen bestimmten Menschen als die Liebe selbst. Er hat es geradezu ausgesprochen, daß mit dem ersten Kuß die Liebe sterbe und der rechten Liebe Ferne weniger schade als Nähe. Die Erinnerung an eine Neigung aus der Knabenzeit, die in einem einzigen Kuß gipfelte, ist ihm niemals verblichen.

Ich wage nicht zu entscheiden, ob Jean Paul seinen außerordentlichen Erfolg bei den Frauen *wegen* oder *trotz* dieser seiner beson-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deren Art erreicht hat. Die erste Anhängerin, die er bereits mit einer ganz frühen Schrift gewann, war keine geringere als Karoline Herder, sicher eine Frau von geistiger Bedeutung; unzählige sind ihr auf diesem Weg gefolgt. Und viele, viele schritten über die Bewunderung für den Dichter fort zu wesentlich wärmeren Gefühlen für den Mann. Der Eindruck von Jean Pauls Persönlichkeit muß den seiner Werke noch übertroffen haben. Sein erster Biograph, zugleich der Neffe seiner Gattin, Richard Otto Spazier, versichert, bei seiner Allgewalt über die Menschen, bei der Verklärung, worin er vor den Augen der Frauen dastand, habe Jean Paul nur zu wollen brauchen, um jedes weibliche Wesen an sich zu fesseln; jede würde auf seinen Wink ohne Zögern den Geliebten oder den Gatten verlassen haben. Noch 1812, als der fast Fünfzigjährige ein alter Ehemann und der Vater dreier Kinder war, hat sich ein junges Mädchen aus hoffnungsloser Liebe zu ihm im Rhein ertränkt. Bei Frauen, die durch ihre Gaben oder durch ihre gesellschaftliche Stellung hervorragten, scheint die wechselseitige Anziehung am stärksten gewirkt zu haben: Adlige, Gräfinnen, Fürstinnen, Herzoginnen haben ihren Zauber auf ihn ausgeübt und den seinen empfunden. Als ihm einmal ein Freund vorwarf, er prahle mit der Kenntnis höfischer Vorgänge, verteidigte er sich damit, daß er zu den Nestern der höheren Stände nur der Frauen wegen hinaufsteige, die da, wie bei den Raubvögeln, größer seien als die Männchen. Und ein andermal meint er ironisch: „Der Nutzen, mit einer Fürstin umzugehen, ist der: man fasset doch den Mut, mit ihren Kammerjungfern umzugehen."

Ja, er ist ein Don Juan gewesen, aber ein deutscher, ein Don Juan des Herzens. Im Wesen eines Menschen hängt alles mit allem zusammen: der Mangel an zugreifender Sinnlichkeit, den wir in seinen Werken oft schmerzlich empfinden, haftete ihm auch im Leben an. In seinen Herzensbündnissen hat er sich die letzte Erfüllung stets versagt und als Achtunddreißigjähriger seine Knabenreinheit mit in die Ehe gebracht. Bewußt oder unbewußt schützte er die Sehnsucht als die Triebfeder seines Schaffens, indem er verhinderte, daß seine Phantasie durch Sättigung erschlaffte. Nicht lange nach seiner Verheiratung schien ihm denn auch, wenigstens zeitweilig, das Leben leer und kalt geworden, und er entdeckte bezeichnenderweise, daß die Ehe wohl moralisch mache, aber nicht poetisch. Man tut Jean Paul schwerlich Unrecht mit der Vermutung, daß in diesem künstlerischen Selbsterhaltungstrieb die tiefste psychologische Wurzel seiner strengen Moralanschauungen zu finden sei. So sehr er auf politischem, sozialem und geistigem Gebiet ein begeisterter Vorkämpfer der Freiheit war, so wenig Spaß verstand er in sexuellen Fragen. Seine Werke sind oft derb, manchmal zynisch, wenn auch seltener in geschlechtlichen Dingen, niemals lüstern. Aufs schärfste bekämpfte er die Sittenlosigkeit der Männer und suchte deren Opfer, die Frauen, dagegen in

Schutz zu nehmen — wobei es ihm freilich auch wohl widerfuhr, daß sich die Frauen selbst diesen Schutz verbaten. Seiner Titanide, Charlotte von Kalb, nahm er es bitter übel, daß sie die freie Liebe gegen ihn zu verteidigen wagte, und die läßliche Auffassung der Ehe in den weimarischen Kreisen war ihm ein Greuel. Dabei vergaß er ganz, wie manches Mal er selbst die Persönlichkeit der geliebten Frauen und Mädchen auf feinere, aber empfindlichere Art mißachtet hatte: sie waren ihm, besonders in seiner Jugend, oft wirklich nicht mehr als Mittel zur Erwärmung seiner dichterischen Phantasie und die Kleiderhaken, woran er seine schönen Gefühle und witzigen Einfälle aufhängen konnte. Hatte er dann die Gestalten, wozu sie ihm dienten, erschaffen, so boten deren Urbilder ihm natürlich kein großes Interesse mehr. Es trifft also durchaus ihn selbst, wenn er (im Siebenkäs) einmal sagt, die guten Weiber müßten immer die Himmelsleiter tragen und halten, auf der die Männer ins Himmelblau und in die Abendröte stiegen.

Die kleinen und großen Schwächen der Frauen hat Jean Paul in seinen Werken keineswegs geschont; seine herrschenden Gefühle blieben jedoch immer Bewunderung und Mitleid. Mit einer wahren Frömmigkeit durchforscht er die Tiefen des weiblichen Herzens, und es war nicht der unbedeutendste Zweck seines Schaffens, Mädchen wie Gattinnen und alten Jungfern durch die Verklärung und den Trost der Poesie ihr damals wirklich oft hartes Schicksal zu erleichtern, damit aber auch zugleich ihren Wert in den Augen der rauhen Männer zu erhöhen. Hierbei wurde er in vollem Maß schuldig jener

„lieblichsten der Dichtersünden,
Süße Frauenbilder zu erfinden,
Wie die bittre Erde sie nicht hegt".

Um einen zusammenfassenden Begriff seiner Darstellung des weiblichen Wesens zu gewinnen, können wir die zahlreichen Heldinnen seiner Werke ohne Zwang in zwei große Gruppen teilen: auf der einen Seite stehen dann die vornehmen, hohen, aus Licht und Glanz gewobenen, auf Wolken wandelnden — mit den beiden Unterarten der kühnen, moralfreien, titanischen (Typus der Linda im Titan) und der ätherischen, tränenreichen, durchsichtigen mit dem Körper einer „himmelreinen Schneeflocke, welche nur im Äther dauert und auf dem Kot des Bodens zerläuft" (Typus der Beata in der Unsichtbaren Loge); auf der anderen finden wir die beschränkten, gedrückten, in den Sorgen des Haushalts aufgehenden (Typus der Lenette im Siebenkäs). Eine Sonderstellung mag noch der Idoine aus dem Titan eingeräumt werden, in der Jean Paul ohne rechtes Gelingen sein Ideal einer harmonischen, an Geistes- und Herzensbildung reichen, aber die Schranken ihres Geschlechts achtenden Weiblichkeit zu verkörpern suchte; nach der nicht ganz unzutreffen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Meinung eines Biographen ist diese Gestalt weniger titaniden- als tantenhaft geraten. Selbstverständlich fehlt es nicht an Mittelgliedern und Spielarten innerhalb der großen Gruppen; es gelang Jean Paul allmählich immer mehr, die Einzelgestalten individueller herauszuarbeiten, ohne daß sie je die Lebendigkeit seiner besten männlichen Figuren erreicht hätten. Er schuf sie eben insofern nur mit halber Kraft, als die eine Seite seiner Begabung, die humoristisch-satirische, dabei zum größten Teil brach lag. Im ganzen behalten seine ätherischen oder titanischen Wesen, obwohl oder vielleicht weil er sie mit aller Kraft und Liebe aus der Tiefe seines Gemüts heraus schuf, etwas Schattengleiches und wollen nicht recht aus der Fläche heraustreten; die armen, ungebildeten Mädchen und Hausfrauen dagegen, denen vornehmlich sein Mitleid gehörte, wachsen manchmal prächtig in die dritte Dimension hinein und haben echtes rotes Blut in den Adern.

Neben der Liebe geht als gleichberechtigte und gleich unentbehrliche Macht durch alle seine Romane die Freundschaft. Und zwar die Freundschaft in jener gefühlvoll-rührseligen, das Erotische streifenden Abwandlung, die dem Zeitgeschmack entsprach, während sie heute so ausgestorben ist wie der Ichthyosaurus. Jean Paul hat in Leben und Dichtung diesen besonderen Charakter womöglich noch übersteigert. Er besaß zu allen Zeiten viele gute Freunde, solche, die sich seiner Überlegenheit willig unterordneten, und solche, die Eigenwert genug hatten, um sich neben ihm zu behaupten. Am bedeutsamsten unter den Verhältnissen der zweiten Art war das mit Herder. Nicht zu Jean Pauls Glück. Beide glichen sich im Wesenskern derart, daß der viel ältere Herder seinem begeisterten Verehrer wohl Ermutigung und Anregung, aber keine eigentliche Förderung zu bieten vermochte. Obendrein war Herder damals längst verbittert; ohne Resignation trug er sein freilich hartes Schicksal: ein großer Mann zu sein, aber zugleich mit größeren zu leben. Er hat Jean Paul den Segen der beiden stärksten Bildungsmächte seiner Zeit vorenthalten, indem er ihm den Weg zu Goethe verbaute und ihm die Kantische Philosophie verleidete. Diese, damals in ihrer ersten Blüteperiode stehend, wurde bekanntlich von Herder auf ebenso leidenschaftliche wie unzulängliche Art bekämpft. Jean Pauls eigene Neigung bewegte sich ohnehin nur zu sehr in der gleichen Richtung. Seinem scharfen, aber mehr willkürlich schweifenden als organisierenden Verstand war die Tektonik der kritischen Philosophie nicht zugänglich, und sein Gemüt empörte sich gegen ihre abstrakte Begrifflichkeit; wie alles Formal-Methodische erschien sie ihm leer. In mehreren Schriften griff er Kant und mehr noch seine Schüler an, aber es waren doch immer nur Scharmützel um die Außenwerke. Gleich so vielen anderen klugen Köpfen, die aus dem Historizismus oder Psychologismus nicht herausfinden, mißverstand er das ganze System, weil seine Geistesanlage

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihm den entscheidenden Schritt, die Gewinnung des erkenntnistheoretischen Standpunktes, versagte.

Näher mußte ihm Fichte stehen. Auch ihn suchte er in einem witzigen kleinen Werk, der clavis Fichtiana, zu widerlegen, dann aber zog es ihn doch wieder mächtig zu ihm hin: die innere Verwandtschaft zwischen dem Propheten des denkenden Ich und dem Priester des empfindenden Ich mußte sich durchsetzen. Ein starker Stein des Anstoßes blieb freilich immer Fichtes Atheismus.

Als echter Pfarrerssohn hatte sich Jean Paul nach einer schwärmerisch frommen Kindheit aller dogmatischen Religion schnell und dauernd entfremdet. Der tiefreligiöse Atem, der seine Dichtungen durchweht, entstammt innigen, aber wenig klaren Überzeugungen. Alle seine Gottesleugner, Pessimisten, Skeptiker sind innerlich zerrüttete, sich und andere vergiftende Naturen. Die Grundfärbung seines Weltgefühls stellt sich als immanenter Optimismus dar, zeitweilig unterbrochen von Stimmungen der Weltflucht und des Verlangens nach transzendenten Daseinsformen, zu denen der nie gehaßte oder gefürchtete, sondern gepriesene und verklärte Tod die Pforte öffnen sollte. An der Gottesidee hat Jean Paul sein Leben lang festgehalten, noch viel leidenschaftlicher aber als echter Sehnsuchtsmensch an der Idee der Unsterblichkeit. Der Glaube an die Unzerstörbarkeit unseres wahren Wesens durch den Tod ist, freilich in den mannigfaltigsten Einkleidungen, wohl allen genialen Geistern eigen; für Jean Paul aber wurde er geradezu einer der Mittelpunkte seines Schaffens. Zweimal — im Kampanertal und in der nachgelassenen Selina — hat er es auch unternommen, diese seine Überzeugung zu beweisen; da ihm hierfür weder die Bibel noch die metaphysischen Systeme noch Kants Abgrenzungen genügend schienen, so wollte er dem Problem auf empirischem Wege, aus dem Zusammenhang der Seele mit der sinnlichen Welt heraus, beikommen. Eine hoffnungslosere Methode läßt sich nicht denken; aber daraus folgt nur, daß ihm die Unsterblichkeit kein philosophischer Lehrbegriff, sondern eine Lebensnotwendigkeit war, die eigentlich keiner Argumente bedurfte. Glaubte er sie vor sich und anderen ausdrücklich rechtfertigen zu müssen, so waren ihm, wie jedem, der die letzten Grundlagen seiner Existenz verteidigt, die schlechtesten Beweise gerade gut genug. Je schwächer die Gründe, desto stärker die Überzeugung.

Man kann Jean Pauls Gottesglauben als Deismus bezeichnen und sagt damit doch, wie so oft bei ihm, nur etwas halb Richtiges; denn die Romane, worin die religiösen Ideen hinter eine stärkere Erdenfreudigkeit zurücktreten, besonders also die Flegeljahre, weisen wohl auch einen pantheistischen Zug auf, der freilich nie in begrifflicher Prägung, sondern rein stimmungsmäßig eingeführt wird: „Ich schaue auf zum Sternenhimmel, und eine ewige Reihe zieht sich hinauf und hinüber und hinunter, und alles ist Leben und Glut und Licht und alles ist göttlich oder Gott . . .“

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jedenfalls hatte Jean Paul in allen Perioden seines Lebens ein enges, fast mystisches Verhältnis zur Natur. Er liebte sie nicht nur in den leblosen Formen wie in allen Geschöpfen, er beobachtete sie auch beständig und regelte sein Verhalten nach ihr. Das Wetter und die Wettervoraussage bildeten den Gegenstand seines hartnäckigen Studiums. Sein großer Freund war der Frühling, und er hat es stets als schönes Symbol verehrt, daß er am 21. März, dem Tag des Frühlingsanfangs, zur Welt gekommen war; sein großer Feind war von Jugend auf der grämliche November — und richtig ist er um die Mitte eines Novembermonats gestorben.

In seinen Romanen spielen die Naturschilderungen eine große Rolle; von jeher haben sie für so unübertrefflich gegolten, daß ich mich nur zögernd zu einem etwas nüchterneren Urteil bekenne. Daß er ein Meister der Landschaftsstimmung ist, soll nicht bestritten werden, aber es bleibt eben — Stimmung. Seine Bilder haben mehr Farbe als Umriß oder, um seine eigene Wendung zu borgen, es leuchtet ihnen nicht die plastische Sonne, sondern der romantische Mond. Das gibt ihnen einen anmutigen, musikalischen Charakter, aber zugleich auch etwas Zerfließendes; nicht so sehr die Augen werden uns aufgetan wie das Herz, die Natur selbst kommt ein wenig zu kurz über den Gefühlen, die sie erwecken soll und mit denen die Darstellung fast immer unlösbar durchsetzt ist. Kurz gesagt: es wird dem Leser allzu stark vorempfunden. Was bei Goethe der heilige Augenblick in vier Zeilen preßt, erreicht Jean Paul mit seitenlangen Beschreibungen nicht. Obendrein zaubert er, wenn auch sehr gewandt, etwas zu oft mit denselben Requisiten und verfällt dann gelegentlich in eine schablonenhafte Rührung. Es wird noch zu sprechen sein über Jean Pauls fernere Eigentümlichkeit, den Leser aus dem siebenten Himmel entzückter Stimmungen jählings in eine abgründige Banalität zu stürzen; selbst seine Naturschilderungen sind davon nicht immer frei. Statt aller Umschreibungen, die doch kein Bild davon geben, will ich lieber eine Stelle dieser Art hierhersetzen. Sie findet sich am Schluß des Quintus Fixlein; der Dichter, der wieder einmal selbst mitgespielt hat, wandert nach zärtlichem Abschied von dem glücklichen Ehepaar Fixlein einsam durch die nächtliche Welt:

„Und ich ging ohne Ziel durch Wälder, durch Täler und über Bäche und durch schlafende Dörfer, um die große Nacht zu genießen wie einen Tag. Ich ging und sah gleich dem Magnet immer auf die Mitternachtgegend hin, um das Herz an der nachglimmenden Abendröte zu stärken, an dieser heraufreichenden Aurora eines Morgens unter unseren Füßen. Weiße Nachtschmetterlinge zogen, weiße Blüten flatterten, weiße Sterne fielen, und das lichte Schneegestöber stäubte silbern in dem hohen Schatten der Erde, der über den Mond steigt und der unsere Nacht ist. Da fing die Aolsharfe der Schöpfung an zu zittern und zu klingen, von oben herunter angeweht, und meine unsterbliche Seele war eine Saite auf dieser Laute.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Herz des verwandten ewigen Menschen schwoll unter dem ewigen Himmel, wie die Meere schwellen unter der Sonne und unter dem Mond. Die fernen Dorfglocken schlugen um Mitternacht gleichsam in das fortsummende Geläute der alten Ewigkeit."

Bis hierher ist gewiß alles wunderschön und gibt einen guten Begriff von des Dichters Stimmungskunst. Nun aber geht es weiter:

„Die Glieder meiner Toten berührten kalt meine Seele und vertrieben ihre Flecken, wie tote Hände Hautausschläge heilen."

Das ist echter Jean Paul! Es passiert ihm dasselbe Malheur wie der Tanzgenossin Fausts auf dem Blocksberg: mitten im Gesange springt ein rotes Mäuschen ihm aus dem Munde. In die herrliche Nacht platzt er mit einem nicht nur trivialen, sondern schlechthin ekelhaften Vergleich hinein. Wem solche Sturzflüge auf die Nerven gehen, der fange lieber garnicht an, ihn zu lesen. Dem Mutigeren aber sei nach all dieser Kritik doch noch verraten, daß Jean Paul es umgekehrt auch versteht, das Gewöhnlichste in die Höhe zu heben und den alltäglichen Dingen mit ein paar Bogenstrichen eine überaus holde Musik zu entlocken. Ich liebe besonders einen ganz kurzen Kapitelschluß aus dem Siebenkäs, den ich den Lesern als Gegengift gegen die Hautausschläge nicht vorenthalten möchte; es wird nur geschildert, wie sich ein nach kurzem Streit wieder versöhntes Ehepaar zur Ruhe begibt:

„Und die Göttin des Friedens nahm dem Gotte des Schlafes den Mohnkranz ab und flocht ihn in den Ölkranz ein — und führte das Ehepaar bekränzt und ausgesöhnt und Hand in Hand in die blinkenden Eisfelder der Träume — in den magischen getuschten Hintergrund des grellen bunten Tages — in unsere dunkle Kammer voll beweglicher Bilder einer verkleinerten Welt, wo der Mensch wie der Schöpfer unter niemand wohnt als unter Geschöpfen."

Obwohl Jean Paul nie aus seinem Vaterland herausgekommen ist, hat er im Titan doch mit großer Kunst die italienische Landschaft geschildert, und zwar hauptsächlich auf Grund mündlicher Erzählungen der Herzogin Anna Amalia von Weimar. Man weiß nicht recht, ob man das bewundern soll oder nicht; es schmeckt ein wenig nach Virtuosität. Der eigentliche Bezirk seiner Poesie blieb doch der deutsche Boden und die wahre Heimat seiner Seele das geheimnisvolle Fichtelgebirge, das er wie mit seinen Träumen so mit seinen Aufenthaltsorten Wunsiedel, Joditz, Schwarzenbach, Hof, Bayreuth, beständig umkreist hat. Nicht im Gebirge, aber in dessen Anblick verbrachte er seine letzten Jahrzehnte; so lebte er auch im Gedächtnis der Nachwelt fort, nachdem der schlanke, unruhige Jüngling längst vergessen war: als der behäbige Bayreuther Familienvater, liebevoll, menschen- und tierfreundlich, etwas pedantisch, etwas spießbürgerlich, aber mit einem Knabenherzen, dessen stürmische

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wallungen keineswegs ganz abgeebbt waren. So wanderte er wohl nach einem schreibend und lesend verbrachten Tag zum Abendtrunk in die „Harmonie", sein zahmes Eichhörnchen sorglich in der Rocktasche verwahrt, oder er pilgerte in aller Herrgottsfrühe mit der gestickten Jagdtasche, dem schweren Rosenholzstock und dem weißen Pudel Ponto hinaus zur Herberge der trefflichen Wirtin und Freundin, die, als ob sie geraden Wegs aus einem Roman Jean Pauls entsprungen wäre, den kuriosen Namen Dorothea Rollwenzel führte. Das Gasthaus steht noch heute und ist jedem Besucher Bayreuths bekannt; es befindet sich dort, wo sich die Lindenallee nach der köstlichen Eremitage in scharfem Bogen nach links wendet. Hier erfreute er sich gleichermaßen an Frau Rollwenzels schlagfertigem Mutterwitz, ihrer vortrefflichen Kochkunst und ihrem guten Bier, oder er saß draußen, das Auge auf den blauen Höhen des Fichtelgebirges, träumte und schrieb, schrieb und träumte . . . .

Jene dunklen Heimatsberge seiner Jugend haben auf Jean Paul allezeit einen tiefen Zauber geübt und ihn von überall her, aus Leipzig und Dresden wie aus Weimar, Meiningen und Koburg, immer wieder zurückgezogen. Sollte man es darum glauben, daß er, der unermüdliche Wanderer, nie den Drang verspürt hat, ihre höchsten Gipfel zu betreten, ihre letzten Geheimnisse zu entschleiern? Anfangs konnte er wohl nicht, später aber wollte er nicht. Die grobe Wirklichkeit sollte ihm nicht vierspännig in sein Traumland hineinkutschieren. Eine ganz ähnliche Erscheinung zeigt sich merkwürdigerweise bei Jean Pauls würdigstem Nachfahren (nicht Schüler): bei Gottfried Keller. Dieser treue Schweizer und begeisterte Heimatsänger hat in seinen siebzig Lebensjahren, wovon er doch eine ganze Reihe im Ausland verbrachte, für die schönsten Gegenden seines Vaterlandes keine Zeit gefunden: weder im Wallis, noch im Berner Oberland, noch jenseits des Gotthards, noch auch nur im Engadin ist er jemals gewesen. Die Poetenseelen bergen eben Hemmungen, die wir Alltagsmenschen nicht begreifen, deren Zweckmäßigkeit wir aber ahnen können. Keller brauchte die Jungfrau und das Matterhorn so wenig, wie Jean Paul den Ochsenkopf und den Schneeberg. Instinktiv lehnten sie alles ab, was wohl ihre Kenntnisse erweitern, aber ihnen nicht das eine bieten konnte, was not war: Nahrung für ihre Seelen, Stoff für ihre schöpferische Phantasie. A. B.

(Fortsetzung in einem der nächsten Hefte des „Vortrupp".)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Preußische Jahrbücher. Herausgeber: Hans Delbrück, Berlin. Bd. 167, Januar 1917, Heft 1.

Englands Kriegswille im Lichte der englischen Presse. Von Kurt Hahn.

„. . . . . .

so hält Lloyd George am 28. September seine Boxerrede. Es ist der Wutschrei des kriegsvergnügten Zivilisten, der Angst vor dem Ausbruch des Friedens hat. Lloyd George wird diese Rede in der englischen Armee ebenso wenig verziehen und vergessen werden, wie die Rede in Birmingham, als er in der Verkleidung des Polizisten fliehen mußte. Auch jetzt floß das beste englische Blut an der Somme dahin, gerade wie damals bei Spionskoop, ‚ohne Murren und ohne Maß'. Die englische Armee will à outrance kämpfen, solange die englische Ehre auf dem Spiele steht, aber ‚nicht wie der Negerboxer Jack Johnson, der seinen Gegner anspuckt und höhnt'. Den Ton des englischen Offizierkorps hat der Rektor vom New College in Oxford getroffen, nicht Mr. Lloyd George. In der New College-Kapelle ist heute noch eine Tafel angebracht: Pro patria mortui sunt — und darunter befinden sich die Namen der englischen und der deutschen Mitglieder des Colleges, die in diesem Kriege für ihr Vaterland gefallen sind.

In diesem Geiste schreibt ein Offizier einen offenen Brief an die ‚Nation', der in England eine solche Beachtung gefunden hat, daß die ‚Nation' ihn ein zweites Mal abdrucken will. Der Verfasser führt sich nicht als Eigenbrötler ein, sondern will es verstanden wissen, daß er aus dem Gefühl der Armee spricht. Er schreibt etwa:

Ihr Daheimgebliebenen härtet Euch gegen die Leiden der Soldaten ab. Eine unüberbrückbare Kluft ist zwischen Eurer Gesinnung und der unsrigen. Wenn Ihr Euch darüber aufhaltet, daß wir uns anständig gegen die Gefangenen benehmen, die wir machen, so müssen wir Euch sagen: der Grund ist ein sehr einfacher. Diese Menschen, die uns gegenüber in demselben Drecke stecken, wie wir, und die namenlose Leiden mit uns gekostet haben, stehen uns näher als Ihr, die Ihr leichtherzig davon sprecht, daß es Euch auf ein paar Jahre Krieg mehr oder weniger nicht ankommt. . . . . "

Vegetarische Warte. Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. med. Heinrich Meng, Stuttgart. Jg. 1917, Heft 1.

Unterernährung und ihre Abhilfe. Von H. Volchert-Lietz.

„Die Zeitungen brachten vor einiger Zeit die Notiz, daß der Magistrat von Köln eine weitgehende Unterernährung in den ärmeren Volksschichten festgestellt habe und demzufolge bei dem Präsidenten des Ernährungsausschusses um regelmäßigere Überweisung von Lebensmitteln vorstellig geworden sei. Ähnliches wird aus Leipzig berichtet. . . . Man sollte meinen, daß in solcher Lage wohl jedes Mittel wenigstens versucht werden sollte, das der Unterernährung steuern kann.

Das deutsche Volk zählt 70 Millionen Menschen. Die letzte Ernte betrug an Roggen und Weizen 13 Millionen Tonnen = 260 Millionen Zentner. Das würde pro Kopf 3,4 Zentner Getreide ausmachen. Noch günstiger wird das Verhältnis, wenn man die 8 Millionen Hafer und Sommergerste hinzurechnet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch bei dem stärksten Appetit und der schwersten körperlichen Arbeit genügt ein Pfund Korn pro Kopf als Hauptnahrung, wenn das Korn roh gerieben genossen wird. Es ist hierbei nicht nur ausgiebige Sättigung und vorzügliche Ernährung, sondern auch ungemeine Schmackhaftigkeit möglich, wie mir bisher alle bestätigt haben, denen ich persönlich frische Proben von geriebenem Korn überreichen konnte. Kommen zu solchem Reibekorn täglich noch etwa 1/2—3/4 Pfund gekochte Kartoffeln und Obst und Gemüse in roher Zubereitung, so ist man ausreichend und billig versorgt.

Ich esse häufig tagsüber kein Brot, weil es weit schwerer assimilierbar ist, als weiches, fein geriebenes Getreide. Zum Beispiel Haferflocken. Sie werden eine Nacht geweicht, morgens in einem Siebe gut abgetropft, das überschüssige Wasser wird mit einem Holzlöffel noch etwas herausgedrückt. Dann gehen sie leicht durch die Quäkermühle und kommen als ganz feiner, dicker Brei heraus. Damit mischt man etwas zu Sahne geriebene Walnüsse und Honig oder Honigersatz, und man hat, falls die Haferflocken nicht in der Fabrik einer unhygienischen Behandlung unterzogen wurden, ein vorzüglich schmeckendes, sehr bekömmliches Gericht. Leider ist der Geschmack der Haferflocken sehr verschieden. Ungeeignet sind z. B. die Hohenloheschen Flocken.

Etwas anders müßten Roggen und Weizen behandelt werden. (Verlesen, Waschen, Weichen, Abdampfen, Mischen mit 2/3 des Gewichts an Walnüssen.) Leider kommen diese Getreide jetzt nur für Selbstverbraucher in Betracht, oder die Interessenten müßten sich mit einer gemeinsamen Eingabe an die Behörden um Freigabe der für Selbstverbraucher gerechneten Menge Korn wenden, was wohl nur dann Erfolg haben würde, wenn die Eingabe von Vielen unterzeichnet wäre. Habe ich doch bisher vergeblich Eingabe über Eingabe gemacht, nur um eine Prüfung meiner Erfindung zu erlangen. Und dies, obgleich ich mich darauf berufen konnte, daß ich im Januar d. Js. im Hause von Herrn und Frau Bürgermeister Reicke in Berlin, die meiner Sache das gütigste Interesse und Wohlwollen entgegenbrachten, vor einem geladenen Kreise von Ärzten, Chemikern und Damen, die Naturkost vorgeführt habe. Ich demonstrierte dabei an der Quäkermühle das Zerreiben des Weizens. Es wurde daraufhin beschlossen, daß die 25 000 Kinder, die Berlin täglich speisen muß, mit dieser äußerst billigen, leicht assimilierbaren, sättigenden und schmackhaften Kost ernährt werden sollten. Lediglich fehlt es hierzu an den erforderlichen Mühlen. Denn auch die bekannte Quäkermühle müßte noch erheblich verbessert werden. Dadurch würde das Reibekorn gleichmäßiger und feinkrümeliger herauskommen. Die Firma Lademann Söhne in Berlin (Wallstr.) wollte kurz vor dem Kriege die betreffende Mühle nach meinen Angaben umändern und herstellen, wurde aber durch ihre Heereslieferungen bei Ausbruch des Krieges daran gehindert.

Wenn man nun bedenkt, daß auch jetzt noch, trotz der ungeheuren Teuerung, das Pfund Roggen in der Tonne nur 14 Pfennig kostet, so läßt sich leicht berechnen, daß alle unsere Not mit einem Schlage zu Ende wäre, wenn der Staat die fehlenden Maschinen selbst fabrizieren und billiges Reibekorn im Großen herstellen würde. Das könnte dann jeder nach Belieben mit geriebenen Nüssen, zerdrücktem Obst und Honig oder Zucker, besonders mit Zitronenzucker (frischer Zitronensaft, mit Zucker gesättigt) anmachen.

Ein Beispiel, wie vorzüglich man bei solcher Kost gedeiht, ist mein 16jähriger Sohn. Dr. Magnus Hirschfeld, der bekannte Berliner Nervenarzt, der der Naturkost weitgehendes Interesse entgegenbringt, hat ihn untersucht und sich sehr befriedigt über seine körperliche Verfassung geäußert."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Vaterländischer Hilfsdienst in der Landwirtschaft. Auf eine Eingabe, die der „Verband der jungdeutschen Siedler" vor kurzem an das Kriegsamt richtete, ist die Antwort eingetroffen, daß die Zentralauskunftsstelle der Provinz Schleswig-Holstein sich um die Unterbringung der Anwärter für landwirtschaftliche Arbeit bemühen wird. Es heißt dann weiter: „Verhehlt werden darf den jungen Leuten kaum, daß der wirkliche Nutzen, den sie dem einzelnen Landwirt vorerst bringen, nur sehr klein ist, wonach die Lohnforderungen usw. zu bemessen, sich empfehlen dürfte."

Wir haben also alles erreicht, was wir nur wünschen können, und es wird sich nun zeigen, ob die Siedelungsbewegung tatsächlich tiefe Wurzel gefaßt hat, oder ob alles nur oberflächliches Gerede war, was bisher auf diesem Gebiete von uns geleistet wurde. Bisher sind nur Meldungen von den Wanderscharen eingegangen.

Gedacht war die Sache so, daß möglichst Mehrere (etwa 10) zusammen auf 1 Gut kommen sollten, unter denen jeweils einer mit fachmännischen Kenntnissen sein sollte. Es kommen Mädel und Burschen in Frage, auch Kriegsbeschädigte. Ich bitte um umgehende Meldungen unter Angabe des Namens, Alters, der Anschrift, des Berufs, der Militärtauglichkeit und der Gehaltsansprüche (am besten werden ungelernte Kräfte ohne Entlöhnung nur mit guter Verpflegung zufrieden sein; im Frieden verlangen die meisten Betriebe sogar hohes Lehrgeld oder wenigstens Verpflichtung auf 3 Jahre).

Karl Gehring,
Bremen, Emmastraße 264
i. A. des Verbandes der jungdeutschen Siedler.

Bordeaux und Valuta. Seit der Weltkrieg Deutschlands Grenzen umbrandet und England uns durch rücksichtslose Blockade vom Weltmeer abgeschlossen hat, ist unser Ausfuhrhandel wesentlich beschränkt. Aufgehört hat er keineswegs, die benachbarten neutralen Länder sind wie bisher willige Abnehmer deutscher Erzeugnisse geblieben. Die völlige Umstellung unserer Volkswirtschaft auf den Inlandsbedarf hat uns vom Auslande in früher nicht geahnter Weise unabhängig gemacht und erleichtert uns das Durchhalten in diesem Kriege, im Gegensatz zu den Feinden, die fortgesetzt für ihre Einfuhr viele Milliarden Geld an das Ausland zahlen müssen. Man denke nur an die riesigen Munitionsankäufe, die England in den beiden ersten Kriegsjahren in Amerika machen mußte.

Aber eine große Schattenseite hat der Rückgang des Außenhandels doch. Der Wert des deutschen Geldes ist gesunken, seine durch die allgemeine Preissteigerung geminderte Kaufkraft sinkt weiter, eben weil das Ausland jetzt die deutsche Ausfuhr nur in beschränktem Maße kauft. Das letztere ist eine Erscheinung, die nach dem Kriege bald wieder verschwinden wird, aber doch die Verpflichtung auferlegt, etwas zu tun, um die Warenausfuhr aus Deutschland zu vermehren. Freilich darf man es da nicht machen wie jener findige Beamte, der im vorigen Frühjahr unsere erfreulich große Spargelernte zur Ausfuhr brachte, um unsere Valuta zu verbessern. Das war natürlich Unfug, gegen den sich sogleich die allgemeine Empörung wandte, denn jedes Nahrungsmittel müssen wir im Lande behalten.

Aber es gibt noch entbehrliche Millionenwerte im Lande, die wir zur

Hebung des Kurses unserer Reichswährung schleunigst ausführen sollten und könnten. Das Goethesche Wort:

„Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern."

hat auch nach mehr als hundert Jahren noch seine Gültigkeit. Auf den Wirtstafeln des Deutschen Reiches stehen noch täglich die vielen Flaschen Bordeaux, die der brave Deutsche, er mag wollen oder nicht, in sich hineintrinkt, weil an der Mittagstafel (Table d'hôte!) der Weinzwang besteht; und derselbe Mann, dessen Tapferkeit der Schrecken unserer Feinde ist, wagt es nicht sich von diesem Joch zu befreien, das Weinhändler, Gastwirte und die Furcht vor dem lieben Nächsten, der denken könnte, er tränke aus Sparsamkeit nicht, ihm auferlegen. Treu und brav schlürft er seinen Surius, mag er nun Pontet Canet oder St. Julien oder sonst wie heißen. In den großen Einfuhrstätten der französischen Weine, Hamburg, Bremen, Lübeck usw., müssen noch gewaltige Mengen Rotspon liegen, da sich noch nirgends ein Mangel gezeigt hat und auch die Preissteigerung, verglichen z. B. mit der des Tabaks, eine mäßige geblieben ist.

Wie wäre es, wenn das Deutsche Reich sämtliche noch im Inland befindlichen französischen Weine zum Einkaufswert beschlagnahmte und nach dem neutralen Ausland ausführte? Selbst mit Schaden könnte das ruhig geschehen. Die große Ausfuhr dieser Millionenwerte würde unsere Auslandswährung sofort merklich in günstiger Weise beeinflussen, und vielleicht, das ist aber viel weniger sicher, unsere lieben Volksgenossen zum Nachdenken darüber bringen, wie unwürdig doch eines freien Volkes der Trinkzwang ist.

Politicus.

Zur Antwort auf Hans Paasches Frage. In einer Besprechung am 14. Dezember zwischen den drei stellvertretenden Generalkommandos in München und Vertretern der bayrischen Brauereien, „betonen diese, daß das Bier gerade jetzt in Bayern eins der wichtigsten Nahrungsmittel bildet" (Zeitungsnotiz aus München vom 15. XII. 16.). — In einem auf Veranlassung der Kommandantur Berlin aufgenommenen Film suchen Marsbewohner in Deutschland den Hunger. „Den finden sie nicht, aber vieles andere, das ihnen Bewunderung ablockt, — vor allem (!) das Münchener Bier, das sie im Hofbräuhaus genießen" (Notiz der Tgl. Rdsch. vom 20. XII. 16). Der Film soll dazu dienen, „vornehmlich bei unsern mehr oder weniger wohlwollenden Freunden im Auslande Deutschlands ungebrochene Kraft im 3. Kriegsjahr zu zeigen".

Kann die Stärke unsres Landes in dieser bitterernsten Zeit wirklich durch nichts so gut bewiesen werden wie „vor allem" durch einen Besuch im Hofbräuhaus? Wer das Ausland kennt, der weiß, daß gerade den Besten der uns Wohlwollenden dort unser unvermeidliches Getrinke ein Ärgernis ist. — Die beiden Zeitungsnotizen geben auch einen Beitrag zu Hans Paasches Frage und des Vortrupp Antwort in Nr. 24 des vorigen Jahrganges. Sie zeigen zwei der Gründe, weshalb wir in Deutschland mit den notwendigsten antialkoholischen Forderungen selbst in dieser Zeit nicht durchdringen: unsre führenden Kreise stecken im großen und ganzen noch völlig in der alten Alkoholüberlieferung, und diese selben Kreise wissen zum großen Teile nichts davon, wie das Volk heute in den breitesten Schichten über Alkohol und Ernährung, über Gerste, Bier und Graupen denkt. Um des „Vortrupp" Forderung, den Kampf gegen den Alkohol in die politischen Programme aufzunehmen, mit Erfolg zu verwirklichen, ist darum auch noch eine ausgiebige Aufklärung vor allem in der Volksschicht nötig, die in der Hauptsache uns die Führer stellt. Hans Weicker.

Ein energischer Vorstoß der Engländer. In den Londoner „Times" vom 27. Oktober 1916 war ein „Mahnruf an die Regierung" veröffentlicht worden, den tausend Vertreter der Gebildeten des englischen Volkes unterzeichnet hatten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ohne diesen „Mahnruf", für den inzwischen weitere Unterschriften in großer Zahl gesammelt sein sollen, in seiner Wirkung zu überschätzen, halten wir die Kundgebung doch für wichtig genug, sie auch der Beachtung weiterer deutscher Volkskreise zu empfehlen. Es handelt sich um eine Angelegenheit, die nicht nur unsere Feinde, sondern in mehr als e i n e r Hinsicht auch uns etwas angeht.

Aus dem „Mahnruf" seien die folgenden Absätze wiedergegeben:

„. . . . Wir Bürger des vereinigten Königreiches bitten die Regierung dringend, das Volk sich zu seiner vollen Kraft entwickeln zu lassen. Zwei ernste Gefahren bedrohen uns, die unseren Sieg aufhalten und einen Schatten auf den künftigen Frieden werfen. Die eine ist die Kraftvergeudung durch den Alkohol, die andere die Gefährdung der Jugend.

. . . . . .

Jetzt, wo unser Volk, dem Beispiele seiner Verbündeten folgend, alle Männer ausgehoben hat, bitten wir dringend, daß wir uns mit unseren größten Verbündeten auf eine Stufe stellen und unsere ganze Rüstung anlegen. Die Macht, die der Alkohol ausübt, untergräbt die Leistungsfähigkeit unseres Volkes, sie schwächt unsere kämpfenden Truppen und muß den Krieg verlängern.

. . . . Sie hindert das Heer, sie ist die Ursache ernster Verzögerungen in der Versorgung mit Waffen und Munition. Sie hält täglich Tausende von Menschen der Kriegsarbeit fern und drückt gute, gewissenhafte Leute zu Menschen zweiter Klasse herab. Sie hemmt die Seemacht, sie verzögert die Schiffahrt, unterstellt sie der Gnade der Unterseeboote, verlangsamt Ausbesserungen und überfüllt die Docks . . . . Sie zerstört unsere Nahrungsmittelvorräte; in 20 Kriegsmonaten verbrauchte sie über zweieinhalb Millionen Tonnen Nahrungsmittel. Sie verbraucht mehr Zucker als das Heer. Sie vergeudet unsere wirtschaftlichen Kräfte: In den ersten 20 Kriegsmonaten hat unser Volk 300 Millionen Pfund Sterling für Alkohol ausgegeben.

. . . . . .

Über ein Jahr ist vergangen, seit der König diese Quelle nationaler Schwäche aus seinem Haushalte ausschaltete. Seitdem haben Ingenieure, Sprengstoff-Fabrikanten, Admiräle und Männer, die für die Ausrüstung der Marine zu sorgen haben, die Regierung gedrängt, den Alkohol ganz aus dem Lande zu verbannen. Seitdem hat der Leiter des Verkehrswesens um des Heeres wie um der Flotte willen dringend um die Aufhebung sämtlicher Schankkonzessionen gebeten, und die Vereinigung der Schiffbauer hat erklärt, daß bei völliger Abschaffung der geistigen Getränke die Schiffbauarbeiten einen gewaltigen Aufschwung nähmen und daß in unseren Werkstätten dann ebenso Vorzügliches geleistet würde wie in den Schützengräben. Aber noch immer herrscht der Alkohol in unseren Werkstätten.

. . . . . .

Jetzt, wo man die Hilfsquellen des Volkes bis aufs äußerste besteuert, ist die tägliche Verschwendung von einer halben Million Pfund Sterling für Alkohol eine ganz erbärmliche Tatsache. Mit seinen höheren Löhnen gräbt unser Volk Gruben des Kummers, anstatt durch Ersparnisse unsere Macht und Unabhängigkeit zu fördern. . . . .

Es wird wohl behauptet, der Staat brauche die Steuer, die er aus dem Alkohol zieht, aber in Wirklichkeit kann kein Volk Nutzen aus einem Handel wie diesem ziehen. Die Furcht hinsichtlich der Steuern sollte schon durch die vorbildliche Handlungsweise unserer Verbündeten und unserer Kolonien zerstört sein: Rußland hat den Wutki verboten, Frankreich hat den Absinth und den Verkauf von geistigen Getränken an Frauen, Soldaten und junge Leute untersagt*). In

*) Zu diesen Stellen des „Mahnrufes" vergleiche man den Eifelffunkspruch vom 9. Januar 1917, der in deutscher Übersetzung folgendermaßen lautet: „Die Regierung hat durchgreifende Maßnahmen gegen den Alkohol unternommen. Am 3. und 4. Januar wurden alle

Kanada nimmt der Alkoholverkauf reißend ab, und die Folge ist, daß dort Gefängnisse geschlossen werden können und die Bevölkerung zu neuem Leben erweckt wird.

Rußland, das neue Kraftquellen und Geld nötig hatte, hat beides im Verbot gefunden. Das Sparvermögen des russischen Volkes ist gewaltig gestiegen. Die Banken, die im Januar vor dem Kriege Einzahlungen von im ganzen 180000 Pfund Sterling erhielten, konnten im Januar 1915 ein Anschwellen der eingezahlten Gelder bis zur Höhe von 5600000 Pfund und im Januar 1916 bis zu 12 Millionen Pfund feststellen. Die industrielle Leistungsfähigkeit Rußlands ist um 30% gestiegen. . . . .

Aber allen Bedenken gegen finanzielle Opfer muß der drohende Verlust unserer Handelsvormacht zur See gegenübergestellt werden. Wenn wir unsere verlorenen Schiffe nicht ersetzen können, ist unserer Vorherrschaft das Urteil gesprochen. . . . . Ladungen in der Höhe von etwa 2 Millionen Tonnen sind während des Krieges durch unsere Schiffe für den Getränkehandel befördert worden. . . . . Die Betrachtung dieser Dinge muß mit Rücksicht darauf, daß neutrale Staaten Flotten bauen, zu der schärfsten Besorgnis Anlaß geben.

Noch besorgniserregender ist die Gefährdung der Jugend unseres Landes. Ihre Sterblichkeit ist größer als in Friedenszeiten. Frankreich, unser tapferer Verbündeter, der den Feind fast vor den Toren von Paris hat, hat es fertig gebracht, die Kindersterblichkeitsziffer auf einen so niedrigen Stand herabzudrücken, wie das in seiner Hauptstadt noch nie zuvor beobachtet worden ist. Was Paris tun kann, kann auch in unseren Städten geschehen, wenn unser Volk nur die gleiche vaterländische Hingebung zeigt, und wenn alle Gefahren, die der Jugend drohen, entfernt werden. Die größte dieser Gefahren aber ist der Alkohol.

. . . . . .

Wir sind keine eigentlichen Enthaltsamkeitsreformer. Wir treten lediglich für den heißen Wunsch aller gutgesinnten Leute ein, für die Freiheit Britanniens den kräftigsten Schlag zu führen. Wir unterstützen die Forderung des Alkoholverbotes, die der Regierung im März 1915 durch ihre eigenen Gelehrten und die Abordnung der Schiffbauer unterbreitet wurde, und unter denen sich kein einziger Abstinent befand. Im Vertrauen auf die Worte des ersten Ministers, daß kein Opfer zu groß sei, wenn Freiheit und Ehre auf dem Spiele stehen, und daß reich und arm dies Opfer in gleicher Weise bringen sollten, bitten wir die Regierung, alle Schankkonzessionen im ganzen Königreich für die Kriegsdauer aufzuheben.

. . . . . ."

„Interessenten". Man kämpft jetzt mit Recht gegen die unschönen Fremdwörter „Interesse" und „interessant", und es wäre gut, wenn wir ohne sie fertig werden könnten. Noch viel peinlicher aber berührt das Wort „Interessenten", und zwar hauptsächlich wegen der Bedeutung, die sich damit in unserem Wirtschaftsleben verbindet. Kaum ist irgend eine für unsere außergewöhnlichen Verhältnisse notwendige wirtschaftliche Anordnung getroffen, so melden sich sofort die „Interessenten", weil sie sich in ihren „berechtigten Interessen" beeinträchtigt sehen. Streng genommen steckt darin immer das unverblümte Bekenntnis: wir sind nicht gewillt, dem Volkswohl oder der Volksgesundheit das Geringste zu opfern. Als es sich um die Einführung und etwaige Beibehaltung der Sommerzeit handelte, kamen sehr bald Klagen der „Interessenten", daß sie dadurch weniger verdienten. So erklärten sich bei einer Rundfrage in einer Großstadt die Wirte

---

Lager und Vorräte, die über 100 hl betragen, beschlagnahmt. Da andererseits die Alkoholeinfuhr verboten ist, werden die Likörfabriken usw. in kurzer Zeit schließen müssen, denn wenn diese Fabriken ihre Vorräte verbraucht haben, werden sie nichts mehr fabrizieren können." **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gegen die Sommerzeit, weil die Gäste nicht mehr so lange beim Biere säßen. Ähnliches zeigte sich in anderen Fällen bei dem Brauereigewerbe und der Tabakindustrie. Selbstverständlich kann durch staatliche oder kommunale Maßnahmen nicht Einzelnen die Erwerbsmöglichkeit, soweit sie nicht gegen die Sittlichkeit verstößt, einfach genommen werden. Aber wo es sich um die großen Güter der Volksgesundheit in körperlicher und geistiger Beziehung handelt, muß schon der Einzelne ein Opfer bringen. Wer das nicht eingesehen hat und nicht dazu bereit ist, an dem ist diese schwere Zeit eindruckslos vorübergegangen. Übrigens sind die „Interessenten" meist Aktionäre oder Großunternehmer, die wohl am ehesten eine gewisse Verringerung ihres oft mühelos erworbenen Einkommens vertragen können. Aber ihre Macht ist groß, weil sie die Presse beherrschen.

Wer ist denn nun der wahre „Interessent?" Augenblicklich doch wohl der Staat und das Volk, dessen Bestand jetzt auf dem Spiele steht. Es sind nun während des Krieges hier und da ganz erfreuliche Fortschritte in der sittlichen Hebung unserer Großstädte zu verspüren gewesen. Der Anfang ist also gemacht; und es hat sich gezeigt, daß vieles, was man früher für unabänderlich hielt oder wo man doch nicht recht einzugreifen wagte, dennoch sehr leicht zu bessern war — trotz der berechtigten Interessen. In Berlin ist (nach einem Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern, Septemberheft 1916) die Zahl der Animierkneipen von 1000 auf 300 zurückgegangen. Ließen sich die übrig gebliebenen 300 nicht ebenso gut auch unterdrücken wie die ersten 700? Oder entsprechen sie einem großstädtischen Bedürfnisse? Oder stecken auch hier „Interessenten" dahinter?

Noch auf eines mag hingewiesen werden. Bei der durchschnittlichen Natur der Menschen stellt sich nach langen Entbehrungen später leicht ein Rückschlag ein. So ist nach dem Kriege damit zu rechnen, daß sich in manchen Kreisen ein gewisser Hunger nach zerstreuenden, ja ausschweifenden Vergnügungen einstellen wird. Und solchen Bedürfnissen kommen bekanntlich gewinnsüchtige Unternehmer bereitwillig entgegen und zeigen dabei eine große Geschicklichkeit, gesetzliche und polizeiliche Vorschriften zu umgehen. Sind solche Vergnügungsstätten einmal genehmigt und eröffnet, so ist es schwer, sie wieder zu schließen. Deshalb baue man bei Zeiten vor. Hier darf es keine „Interessen" geben; sondern es ist nur ein großes, gemeinsames Ziel: das Wohl unseres Volkes und Vaterlandes.

p. S.

Zum Schutze der alkoholenthaltsamen Soldaten. *(Zensiert.)* Trotz ausgesprochener kaiserlicher Stellungnahme zur Förderung der Enthaltsamkeit durch Heer und Marine (Mürwicker Rede 1910) ist der Schutz der alkoholenthaltsamen Soldaten — Mannschaften und Offiziere — gegen den Trinkzwang im Felde nicht völlig durchgeführt. Der Hauptausschuß der Freideutschen Jugend bereitet eine Eingabe an maßgebende Stelle vor, um diesen Schutz wirksam zu machen. Wir bitten alle, die unter Trinkzwang im Felde zu leiden hatten, uns durch Übersendung geeigneten Materials zu unterstützen. Als solches gelten eigene einwandfrei beobachtete Erlebnisse, die in Briefform mitgeteilt werden, unter Angabe der Truppe und der Zeit, sowie des Namens des Einsenders und des Bundes, bei dem seine Persönlichkeit bekannt ist. Wir bitten auch um mittelbare Hilfe: durch Aufforderung an Bekannte, etwaige Erlebnisse uns mitzuteilen. Die Verwendung geschieht in einer vertraulichen Form unter Wahrung der persönlichen Interessen der Einsender.

Dr. med. Knud Ahlborn, München,

Leiter des Schutzausschusses der Freideutschen Jugend.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 4 16. Februar 1917

Warum wir vertrauen.

Berlin, den 10. Februar 1917.

Am 1. Februar haben wir den uneingeschränkten U-Boots-Krieg begonnen: Wir haben bestimmte Teile des Meeres zu „Sperrgebieten" erklärt, innerhalb deren „jedem Seeverkehr ohne weiteres mit allen Waffen entgegengetreten werden" wird.

Die Urkunden, aus denen heraus dieser Schritt beurteilt werden muß, sind vier an der Zahl, sie stammen sämtlich vom 31. Januar. Es sind diese: Die Kanzlerrede im Hauptausschuß des Reichstages, die deutsche Note an Nordamerika, die deutsche Denkschrift, worin die „Sperrgebiete" näher bezeichnet sind, die österreichisch-ungarische Note an die Neutralen. Die deutsche Note an Nordamerika insbesondre behält ihre Bedeutung als Beurkundung deutschen Willens und deutscher Auffassung der Dinge, ganz unabhängig von der weiteren Gestaltung unserer Beziehungen zu Nordamerika.

Den Ernst des Schrittes hat der Kanzler in jener Rede ausdrücklich betont. Mit größtem Recht: Am 4. Februar hat Nordamerika die diplomatischen Beziehungen zu uns abgebrochen.

Der Kanzler hat aber auch noch etwas Andres gesagt: Er hat — auf Grund von Gutachten des Admiralstabs und der Hochseeflotte, Gutachten, die sich stützen auf Erfahrungen aus dem bisher von uns geführten U-Boots-Kreuzerkriege — der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß durch den uneingeschränkten U-Boots-Krieg

„England zum Frieden gebracht werden wird".

Der Kanzler hat ferner erklärt

„heute ist der Augenblick gekommen, wo wir mit der größten Aussicht auf Erfolg das Unternehmen wagen können"

und

„wir setzen alles ein, und wir werden siegen."

Dürfen wir diesen Vorhersagungen unsres Kanzlers über den Erfolg des ernsten Schrittes vertrauen?

Ja.

Warum?

Wegen des Bodens, auf dem der Schritt getan wird, wegen des Zweckes, zu dem er hinstrebt, und wegen des Geistes, der ihn treibt.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir dürfen vertrauen wegen des Bodens, auf dem der Schritt getan wird:

Es ist das der Boden klarster und nüchternster Sachlichkeit.

Die „Berliner Börsenzeitung" hat, in ihrer Morgenausgabe vom 1. Februar, gemeint:

> „Jetzt hat sich die Reichsregierung auf den Standpunkt derjenigen gestellt, von denen sie ihrer bisherigen Haltung wegen auf das schärfste befehdet worden ist."

Auch ist in dem Artikel weiter die Rede von

„einer Wandlung der Anschauungen"

und

„einem Wechsel des politischen Kurses"

der Reichsregierung. Und dementsprechend klingt aus dem ganzen Aufsatze dieses nationalliberalen (nicht Bassermannschen) Organs bange Sorge heraus. Die gleiche Sorge, ebenfalls sich aufbauend auf der Anschauung, daß ein Wechsel des politischen Kurses vorliege, ist mir in verschiedenen Privatgesprächen entgegengetreten. Wäre diese Auffassung ebenso richtig, wie sie nach meiner vollen Überzeugung grundfalsch ist, — bestünde also auch nur der leiseste Verdacht, daß der Schritt des Kanzlers eine Einräumung darstellte an das monatelange Drängen der „Alldeutschen", des Schäferschen Ausschusses, des „Volksausschusses zur raschen Niederkämpfung Englands", der „Deutschen Tageszeitung", und wie die Unverantwortlichen, die bei uns den Verantwortlichen die Wege vorschreiben wollen, alle heißen — dann, ja dann würde ich allerdings auch meinen, daß Grund zur allergrößten Sorge wäre. Denn wenige Dinge hat es jemals gegeben, die, nach der Überzeugung vieler ernster Männer, so gefährlich gewesen sind für den Sieg und selbst für das Dasein des Deutschen Reiches, wie der Standpunkt, den jene Unverantwortlichen in der U-Boots-Frage durchzudrücken versucht haben. Aber, Gott sei Dank: Es ist auch gar keine Rede davon, daß zwischen ihrem Standpunkte und dem, was der Kanzler jetzt getan hat, irgendeine Verwandtschaft bestünde. Wer anders glaubt, verkennt völlig, um was der Kampf ging, den in diesem Punkte die Unverantwortlichen gegen den Kanzler führten. Dieser Kampf hat sich n i e m a l s darum gedreht, o b der uneingeschränkte U-Boots-Krieg als solcher geführt werden solle oder nicht, sondern einzig und allein darum, w a n n und u n t e r w e l c h e n V o r a u s s e t z u n g e n er geführt werden solle.

Wie sah der Standpunkt der Unverantwortlichen in dieser Sache denn eigentlich aus?

Sie standen vor einer objektiv gegebenen Sachlage, die ich, soweit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es die engen Grenzen zuließen, die der Erörterung dieser Dinge bisher gezogen waren, an dieser Stelle, in den Nummern 17 und 20 des vorigen Jahrganges, so zu zeichnen versucht habe:

> „Jeder sieht, daß England unser stärkster Feind ist, und daß es außerdem die Kraftquelle für den Gesamtverband unserer Gegner ist, ganz besonders die Quelle von dessen Geldmitteln. Bräche England zusammen, so wären die Gegner alle erledigt. Jeder sieht also auch, wie wünschenswert es für uns ist, daß England möglichst schwer und möglichst bald von uns getroffen werde. Diese Erkenntnis ist in keiner Weise daran gebunden, daß man sich etwa zu dem Evangelium Lissauer-Reventlow bekenne: sie hat gar nichts zu tun mit unklaren Haßgefühlen oder mit dem Wunsche, eine neue „Erbfeindschaft" hochzubringen — sie ist einfach ein Ergebnis klarer politischer Erkenntnis dessen, was der heutige Tag von uns fordert. Auch wer als Endziel eine ‚Verständigung' mit England will (und, außer den Herren Lissauer und Graf Reventlow persönlich, muß die ja wohl in irgendeiner Form jeder wollen, da es doch recht wahrscheinlich ist, daß es auch nach diesem Kriege noch ein sehr mächtiges Deutschland, aber auch ein sehr mächtiges England geben wird, die nun einmal nebeneinander und miteinander werden leben müssen), — also auch wer diese ‚Verständigung' als Endziel will, muß klar sehen, daß sie um so eher kommt, je eher England durch möglichst harte Schläge, die wir ihm versetzen, dafür sehend gemacht wird, daß es in seinem Interesse liegt, daß wieder Friede werde."

Anlangend die Waffen für solche möglichst harten Schläge gegen England, ist dort weiter hervorgehoben:

> „Niemals hat der Kanzler irgendetwas Grundsätzliches gegen den allerschärfsten U-Boots-Krieg als solchen gesagt oder getan."

Ganz im Gegenteil hatte ja, wie dort ferner betont worden ist, am 28. September der Kanzler im Reichstage ausdrücklich ausgesprochen:

> „England ist unser selbstsüchtigster, hartnäckigster und erbittertster Feind. Ein Staatsmann, der sich scheute, gegen diesen Feind jedes taugliche und den Krieg wirklich abkürzende Kampfmittel zu gebrauchen, dieser Staatsmann verdiente gehängt zu werden."

Aber für die Feststellung, was denn nun ein „taugliches und den Krieg wirklich abkürzendes Kampfmittel" sei, lag es so, wie es hier ausgedrückt worden ist:

> „Solange die Entscheidung unsrer Verantwortlichen gegen den verschärften U-Boots-Krieg fällt — mir ist nicht bekannt, ob und wie lange sie auch in Zukunft so fallen wird — liegt es eben so, daß die tüchtigsten und sachverständigsten Männer, die wir in Reichsregierung, Heer und Flotte haben, nach reiflichster Erwägung und aus genauester Kenntnis der militärischen, politischen und technischen Sachlage heraus, gefunden haben, daß der verschärfte U-Boots-Krieg noch kein ‚taugliches, den Krieg wirklich abkürzendes Kampfmittel' ist."

Die Unverantwortlichen aber taten nun Dies: Angesichts des Umstandes, daß die Entscheidung aller Berufenen, Verantwortlichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und allein Wissenden in Reichsregierung, Heer und Flotte eben immer wieder dahin ging, daß der Augenblick, wo der uneingeschränkte U-Boots-Krieg ein taugliches, den Krieg wirklich abkürzendes Kampfmittel werde, noch nicht gekommen sei — angesichts dieses Umstandes forderten die Unverantwortlichen unentwegt, ihn dennoch zu beginnen. Und viele von ihnen überhäuften den Kanzler, der geradezu ein Verbrechen begangen hätte, wenn er bei seiner genauen Kenntnis der Sachlage den drängenden Heißspornen nachgegeben hätte, mit Schmähungen wie die folgenden, die die „Alldeutschen Blätter" am 14. Oktober 1916 brachten:

> „Diesen Kampf [den deutschen Daseinskampf] können wir aber nicht gewinnen, wenn wir von Männern geführt werden, die im Herzen schon besiegt sind; die heimlich dem Baal-Mammon der Feinde opfern und ihn mehr fürchten als unsern Gott."

Und dabei darf man nicht vergessen: Die U-Boots-Frage hatte vier Fächer, die man alle zusammen in allen Einzelheiten auf das genaueste kennen mußte, um auch nur kritisieren zu können. Das militärische, das technische, das politische und das wirtschaftliche Fach. Keiner der Fordernden und Schmähenden konnte auch nur auf einem dieser Gebiete die nötigen Einzelheiten kennen, weil diese Dinge Amtsgeheimnisse waren, weil sich aber von den Fordernden keiner in einem der fraglichen Ämter befand. Auf dem technischen Gebiete zum Beispiel konnte man sehr wohl eine Vorbildung als Marineoffizier haben, wie sie der Schriftleiter einer der Tageszeitungen, die am heftigsten gegen den Kanzler kämpften, ja tatsächlich hat — und konnte dennoch nichts irgendwie Maßgebliches wissen über den entscheidenden Punkt, nämlich über die Zahl der U-Boote, eine Zahl, die das Amtsgeheimnis deckte. Erst recht aber hat natürlich kein einziger der Unverantwortlichen die zusammenfassende Kenntnis auf allen vier Gebieten gehabt, die man eben haben mußte, um eine Entscheidung zu treffen, oder auch nur eine irgendwie zu hörende Kritik zu fällen. Alle ihre Aufsätze und Reden gegen die Politik der Verantwortlichen schöpften diese Unverantwortlichen lediglich, wie es in der bekannten Scherzgeschichte heißt, „aus der Tiefe ihres Gemütes". Von Neigung zur Objektivität — einer Neigung, die ja allerdings laut Nr. 52 der „Alldeutschen Blätter" von 1916 „unselig" ist und durch den verderblichen „Händlersinn" „gestärkt" wird — war da wirklich nichts zu spüren. Wehe dem Deutschen Reiche, wenn seine Regierung diesem Geiste die leiseste Einräumung gemacht hätte.

Der Schritt des Kanzlers vom 31. Januar 1917 hat aber mit alledem, mit diesem Geiste und mit diesen Forderungen der Unverantwortlichen, nichts, aber auch gar nichts gemein. Die Kanzlerrede sagt aller Politik

des roten Kopfes auf das Unmißverständlichste ab und bekennt sich mit größter Schärfe zur Objektivität, indem sie den Satz ausspricht:

> „Wenn wir uns jetzt zur Anwendung unserer besten und schärfsten Waffen entschlossen haben, so leitet uns nichts als nüchterne Erwägung aller in Frage kommenden Mittel ..."

Und des Ferneren legt der Kanzler in seiner Rede dar, daß sein jetziger Standpunkt genau der gleiche ist, den er von Anfang an eingenommen hat, und daß er diesen Standpunkt übrigens den Mitgliedern des Hauptausschusses des Reichstages schon im März, im Mai und im September 1916 genau ebenso vorgetragen hat. Dieser Standpunkt ist ungemein einfach; nachdem der Kanzler ihn nunmehr öffentlich klargelegt hat, wird niemand mehr Eindruck machen, der etwa das bestreiten wollte, was hier am 16. Oktober geschrieben wurde:

> „Anlangend aber die U-Boots-Frage, so würde jeder vernünftige Mensch darüber erröten, daß er da jemals an dem Kanzler und unsern anderen Verantwortlichen gezweifelt hat, sobald es einmal erlaubt würde, in dieser Frage öffentlich zu sagen, was ist."

War bei den Unverantwortlichen alles gefühlsmäßiges Fordern gewesen, ohne sachliche Grundlage, so gilt beim Kanzler das Gegenteil: Darum ist es ihm auch niemals eingefallen, aus einer reinen Zweckmäßigkeitssache einen Glaubenssatz zu machen, dessen Gegner als Ketzer verbrannt werden müssen. Er lehnt es überhaupt ab, und hat es, wie er mitteilt, auch schon zu den drei andern Malen im Hauptausschuß abgelehnt, als

> „grundsätzlicher Anhänger oder grundsätzlicher Gegner der uneingeschränkten Anwendung der U-Boote"

abgestempelt zu werden. Er hat vielmehr, wie das in Ordnung ist, diese Frage der Zweckmäßigkeit von Anfang an nicht mit Leidenschaft, sondern mit Vernunft behandelt. Er hat also die

> „militärische, politische und wirtschaftliche Gesamtlage"

stets nüchtern erwogen und hat pflichtmäßig nur eine Frage geprüft, die einzige, die ein Verantwortlicher in dieser Sache zu prüfen hatte:

> „Bringt uns der uneingeschränkte U-Boots-Krieg dem siegreichen Frieden näher oder nicht?"

Für den Augenblick, wo diese Frage zu bejahen sein würde, hat der Kanzler, wie er jetzt mitteilt, schon im März 1916 gesagt:

> „Jedes Mittel, das den Krieg abzukürzen geeignet ist, ist das allerhumanste. Auch das rücksichtsloseste Mittel, das zum Siege führt, muß angewandt werden."

Ob die Frage in einem gegebenen Zeitpunkte zu bejahen oder zu verneinen sei, das hat der Kanzler, im Gegensatz zu dem gefühlsmäßigen Wesen der Unverantwortlichen, selbstverständlich von der Meinung Sachverständiger abhängig gemacht. Auf politischem Gebiet,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wo er selbst der Berufene war, von seinem eigenen Sachverstande (und selbstverständlich auch dem der ihm amtlich zugeordneten politischen Berater), auf militärischem Gebiet von dem Sachverstande der dort Berufenen:

> „Sobald ich in Übereinstimmung mit der obersten Heeresleitung zu der Überzeugung komme, daß uns der rücksichtslose U-Boots-Krieg dem siegreichen Frieden nähert, dann wird der U-Boots-Krieg gemacht werden."

Im März, im Mai und selbst im September 1916 war

> „die Frage nach dem übereinstimmenden Urteil der politischen und militärischen Leitung nicht spruchreif ... Aber heute ist der Augenblick gekommen, wo wir mit der größten Aussicht auf Erfolg das Unternehmen wagen können".

Darum machen wir es jetzt, und haben es bisher unterlassen.

Vor allem, weil erst jetzt die Hauptsache in Ordnung ist, über die, wie schon hervorgehoben, die Unverantwortlichen in ihrem Überschwange nie etwas Genaues gewußt hatten, ein Umstand, der sie aber, wie sie einmal sind, nicht gestört hatte: Die Zahl der verfügbaren U-Boote ist jetzt genügend geworden. Wie der Kanzler sagt:

> „Was hat sich denn geändert? Zunächst das Wichtigste: die Zahl unserer U-Boote hat sich gegen das vorige Frühjahr sehr wesentlich erhöht. Damit ist eine feste Grundlage für den Erfolg geschaffen."

Jetzt, aber auch erst jetzt, läßt es ferner

> „die militärische Gesamtlage zu, alle Folgen auf uns zu nehmen, die der uneingeschränkte U-Boots-Krieg nach sich ziehen könnte".

Mit andern Worten: Besonders ein kriegerischer Streit mit Nordamerika, selbst nebst etwaiger ansteckender Ausbreitung, würde uns nach der Überzeugung der Berufenen jetzt nicht mehr verhängnisvoll werden, während er das früher hätte werden können.

Wer nachdenken konnte und wollte, hat sich auch schon bisher gesagt, daß die beiden wesentlichen Gründe, weshalb der uneingeschränkte U-Boots-Krieg bisher nicht geführt wurde, einfach darin liegen müßten, daß es an zwei Voraussetzungen mangelte: An einer technischen, nämlich an der genügenden Zahl der U-Boote, und an einer politischen, nämlich an der Reife der militärischen Gesamtlage. Es war aber nicht gestattet, das auszusprechen, und so mußte man immer darum herum reden. Diese höchst einfachen Dinge waren zum Beispiel mit dem auf Schrauben gestellten Satze gemeint, der in der Nr. 17 des vorigen Jahrganges hier stand, und in der Nr. 20 noch einmal wiederholt wurde:

> „Keiner der Vorwürfe, die in dieser Sache, offen oder geheim, dem Kanzler gemacht worden sind, hat — in politischen Dingen oder in technischen — eine Grundlage, die hält."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kurz, jedes Wort in der Kanzlerrede und in den drei andern dazu gehörigen Urkunden beweist, daß es berechtigt war, wenn hier das vorige Mal — schon im Hinblick auf die damals schon in der Luft liegende Entscheidung über die U-Boots-Frage — gesagt worden ist:

> „Diese Sachlichkeit des Kanzlers gibt uns aber auch das Vertrauen, daß, worauf es in diesem Augenblicke der natürlichen Erregung der Öffentlichkeit vielleicht mehr ankommt, als je, bei der Beurteilung der politisch-militärischen Gesamtlage unsre Leitenden das tun werden, was am 13. Januar die nationalliberale (aber nicht Bassermannsche) „Berliner Börsenzeitung" mit Recht von ihnen gefordert hat, nämlich: sich nicht von Zorn oder Erregung leiten lassen, sondern bei allen Entscheidungen — und seien es die schwersten, das ganze Volk in seinem Innersten bewegenden — unter voller Bewahrung der Ruhe abwägen, was nach menschlichem Ermessen dem Vaterlande den größeren Nutzen oder Schaden bringt."

Wie denn ferner durch das, was der Kanzler über die Zahl der uns jetzt zur Verfügung stehenden U-Boote, über die militärische Gesamtlage, und weiter auch noch über die allgemeine politische Lage gesagt hat, auch das gerechtfertigt wird, was an derselben Stelle stand:

> „Diese Sachlichkeit des Kanzlers hat das Verdienst daran, daß wenn etwa künftig die Berufenen und Verantwortlichen, die allein die politisch-militärische Gesamtlage kennen, eine Verschärfung gewisser Methoden unsrer Kriegführung, zum Beispiel des U-Boots-Krieges, für gerechtfertigt und geboten erachten sollten — daß dann die technischen und diplomatischen Mittel für solche Verschärfung in gesammelter Masse und gesammelter Kraft vorhanden sein werden und nicht schon vorher vorzeitig und wirkungslos verpufft und verzettelt worden sind, wie es geschehen wäre, wenn es nach dem Kopfe gewisser Heißsporne bei uns gegangen wäre."

Das unbedingte Zutrauen, das wir in die Sachlichkeit und in die genau prüfende Vorarbeit des Kanzlers haben dürfen, gibt auch seiner Erklärung sachliche Beweiskraft:

> „Dann der zweite, mit Ausschlag gebende, Punkt: die schlechte Weltgetreideernte. Sie stellt schon jetzt England, Frankreich und Italien vor ernste Schwierigkeiten. Wir haben die feste Hoffnung, diese Schwierigkeiten durch den uneingeschränkten U-Boots-Krieg zur Unerträglichkeit zu steigern."

Der Kanzler ist damit der Auffassung beigetreten, die der leider soeben verstorbene deutsche Getreide-Sachverständige Henry P. Newman seit Monaten in der Presse vertrat. Dann ist also die, im Gegensatz dazu von Dr. Karl Peters verfochtene Behauptung, England sei für zwei Jahre verproviantiert, irrig.

Zwischen dem Standpunkte, den die Unverantwortlichen in der U-Boots-Frage mit aller Gewalt haben durchdrücken wollen, und dem Standpunkte, den der Kanzler in dieser Frage von jeher eingenommen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und jetzt praktisch betätigt hat, besteht so wenig Ähnlichkeit, wie zwischen der erkenntnistrübenden, und dabei für den Feind ganz unschädlichen, Leidenschaft dessen, der einen Haßgesang dichtet und der leidenschaftslosen, aber für den Feind vernichtenden, Erkenntnis eines meisterhaften Geschützbauers. In beiden Fällen trifft die scharfe Scheidung zu, die der spätlateinische Satiriker in seinem Pentameter macht:

„Jener erschüttert die Luft, dieser bezwinget den Feind.“*)

Es war ja zu erwarten, daß die Unverantwortlichen jetzt versuchen würden, die Legende zu verbreiten, sie hätten gesiegt. Den Anfang hat bereits einer ihrer hauptsächlichsten Führer gemacht, als er am 2. Februar in einer Volksversammlung in der Philharmonie zu Berlin die taktvollen Worte gesprochen hat:

„Darum verzichten wir auch heute auf eine rückschauende Kritik. Im Himmel ist ja mehr Freude über einen Sünder, der Buße tut, als über neunundneunzig Gerechte! Damit meinen wir natürlich keine Person.“

Alle Versuche einer solchen Darstellung sind abwegig und scharf zurückzuweisen.

Und genau ebenso sind die andern Versuche von derselben Seite zu behandeln, die es so darstellen sollen, als sei es jetzt doch eigentlich schon zu spät. Einen solchen Versuch hat der eben erwähnte Herr ebenfalls als erster gemacht, und zwar am Schlusse eines Aufsatzes in der Abendausgabe der „Deutschen Tageszeitung“ vom 17. Januar. Er hat dort — offensichtlich in der an jenem Tage schon vielen Personen zugänglichen Voraussicht dessen, was die nächste Kanzlerrede bringen würde — behauptet, und zwar in Sperrdruck, eine günstigere Konstellation für den uneingeschränkten U-Boots-Krieg, als sie im Frühjahr und Sommer 1916 bestanden habe, sei nicht denkbar. Der Kanzler hat jetzt das Gegenteil b e w i e s e n: im Frühjahr und Sommer 1916 war die Konstellation überhaupt noch gar nicht reif für die Sache. Bei jenem Aufsatze der „Deutschen Tageszeitung“ handelt es sich offenbar um den Versuch einer Art Rückversicherung: Sollte — im vollen Gegensatze zu dem, worauf wir fest vertrauen — der jetzige uneingeschränkte U-Boots-Krieg nicht das volle erwartete Ergebnis haben, so wollen die Unverantwortlichen sagen können: „Ja, wenn man in dieser Sache u n s gefolgt wäre.“ Die Antwort darauf würde dann aber zu lauten haben: „Dann wäre, unter den viel weniger günstigen Umständen, die Sache ganz sicher schlecht abgelaufen.“

* * *

*) „Concutit ille aërem, hostem dum ille vincit.“

Zum Zweiten: Wir dürfen vertrauen wegen des Zieles, auf das der Schritt hinstrebt:

Auch dieses Ziel hat nüchternste Sachlichkeit und klare Erkenntnis des Möglichen gesteckt:

Anlangend die militärische Seite dieses Zieles, so findet sich weder in der Kanzlerrede, noch auch in einer der drei andern Urkunden auch nur ein Anklang an die in einigen Kreisen beliebte prahlerische Redensart vom „In die Knie zwingen" Englands. Der Kanzler spricht nur ganz schlicht von der festen Überzeugung,

> „daß England durch diese Waffe zum Frieden gebracht werden wird".

Das ist der gleiche, Kraft und Zielsetzung gewissenhaft gegeneinander abwägende Geist, der aus dem letzten Absatze des Heeres- und Flotten-Befehls unsres Kaisers vom 5. Januar spricht:

> „Unsere Feinde haben die von Mir angebotene Verständigung nicht gewollt. Mit Gottes Hilfe werden unsere Waffen sie dazu zwingen."

D a z u. Also zur Verständigung.

Ebenso sachlich und ebenso in den Grenzen des Möglichen bleibend ist das politische Ziel. Vor allem soll das Ende des Krieges beschleunigt werden. Die deutsche Note an Amerika betont aufs Neue, was seit der deutschen Tat vom 12. Dezember ohnehin alle Welt weiß, daß wir von dem kommenden Frieden nur wollen, daß er uns und unsern Bundesgenossen Dasein, Ehre und Entwicklungsfreiheit sichere. Wie ernst es uns damit ist, zeigt besonders das, was die Note über Belgien sagt: Aufs Neue wird da unterstrichen:

> „daß eine Einverleibung Belgiens niemals in Deutschlands Absichten gelegen habe".

Die Kaiserliche Regierung „wünscht" (man beachte die hier gebrauchte Gegenwartsform)

> „mit Belgien in guten nachbarlichen Verhältnissen zu leben".

Nur dafür soll Vorsorge getroffen werden, daß Belgien

> „von dem Gegner nicht zur Förderung feindlicher Anschläge ausgenutzt werden kann".

Das so geartete Wesen des politischen Ziels, das wir und unsre Bundesgenossen haben, wird auch scharf betont im Schlusse der österreichisch-ungarischen Note, der so lautet:

> „Auch dieser Entschluß wurde von Österreich-Ungarn in der Absicht gefaßt, durch wirksame Kriegsmittel den Kampf abzukürzen, um einem Frieden näher zu kommen, für den es zum Unterschiede von seinen Gegnern mäßige, von keinem Vernichtungsgedanken geleitete Bedingungen ins Auge faßt, nach wie vor beseelt von der Absicht, daß der Endzweck dieses Krieges keine Eroberungen, sondern freie und gesicherte Entwicklung des eigenen wie der anderen Staaten ist."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Daß diese militärischen und politischen Ziele des uneingeschränkten U-Boots-Krieges nach menschlichem Ermessen erreichbar, und zwar in absehbarer Zeit erreichbar sind, das dürfen wir glauben, weil dieser Reichskanzler, der im Laufe des ganzen Krieges niemals Phrasen oder tönende Worte gesprochen hat, öffentlich erklärt, daß wir jetzt

„mit der größten Aussicht auf Erfolg das Unternehmen wagen können".

Nämlich das Unternehmen mit dem militärischen und politischen Ziel, wie seine Rede und die drei andern dazu gehörigen Urkunden es bezeichnen. Nicht etwa ein ganz andres Unternehmen.

Wer sich zu diesem, von den Berufenen gesetzten und nach Menschenermessen erreichbaren, Ziel unsres verschärften U-Boots-Krieges bekennt, der lehnt damit auf das schärfste die Haltung ab, die in der bereits genannten Versammlung in der Philharmonie zu Berlin am 2. Februar jener Hauptführer der Unverantwortlichen eingenommen hat. Nach dem Berichte seiner eigenen Zeitung hat er dort zu diesen Fragen das Folgende gesagt. Zunächst:

„Wahrlich, bei diesem Kriege kommt es nicht auf Verständigung an, sondern darauf, welche Mächtegruppe ruiniert wird."

Und aus diesem Grundgedanken hat er dann unter Anderm die Folgerung gezogen:

„Möglich, daß nach einiger Wirksamkeit des vollen U-Boots-Krieges aus England Verständigungsstimmen kommen und einige Deutsche die Zeit für richtig halten werden, ihren kulturellen Edelmut leuchten zu lassen: Dann aber darf sich das deutsche Volk nicht scheidemännern lassen, denn dann gilt allein das Wort: Er oder ich."

Dazu ist zu sagen: So gewiß wir — weil unser sachlicher und gewissenhafter Kanzler öffentlich dafür eintritt — Grund zu der Überzeugung haben, daß wir jetzt durch die verschärfte U-Boots-Waffe „England zum Frieden bringen" können, ebenso gewiß ist auch heute noch der Satz des Professors Troeltsch richtig:

„Wie man uns nicht zerschmettern kann, so können wir die Anderen nicht zerschmettern."

— Wir können, darauf dürfen wir vertrauen, das, was unser Kaiser am 5. Januar verkündet hat: Die Feinde dazu zwingen, daß sie die Verständigung annehmen, die wir ihnen angeboten haben. Darüber hinaus ein Hazardspiel zu beginnen, unter den Wahlsprüchen „Nun wollen wir sehen, welche Mächtegruppe ruiniert wird" und „Er oder ich" wäre ein unausdenkbarer Frevel. Denn erstens ist das Dasein und die unruinierte Wohlfahrt des Deutschen Reiches und seiner Bundesgenossen überhaupt kein Gegenstand für ein Hazardspiel. Zweitens

aber würde, auch bei Andauern des verschärften U-Boots-Krieges, das Gewinnen dieses Spieles, wenn das überhaupt gewonnen werden kann, noch wenigstens ein halbes Jahrzehnt Krieg und Millionen Deutscher und bundesgenössischer Leichen und Verstümmelter erfordern.

Glücklicherweise besteht auch nicht die leiseste Gefahr, daß jemals eine solche Politik des Hazardspiels in Deutschland könnte getrieben werden: Keine Regierung ist denkbar, die sie unternähme, kein Reichstag, der einen Pfennig Kriegskredit dafür bewilligte, kein Bundesgenosse, der eine solche Politik mitmachte. Hatte der Berliner Redner vom 2. Februar nicht gelesen, was der österreichisch-ungarische Minister des Äußeren eben am Tage der Erklärung des verschärften U-Boots-Krieges gesprochen hat?:

> „Die Zukunft wird lehren, daß die Verwirklichung des von der Entente angekündigten Planes, uns zu vernichten, unmöglich ist. Sobald sich diese Überzeugung auch bei unseren Feinden Bahn bricht, wird der große und schöne Augenblick gekommen sein, in dem der Friedensgedanke reale Gestalt annimmt."

Das Hazardspiel „Er oder ich" würde den Krieg ins Endlose verlängern; unser Schritt vom 31. Januar aber will ihn ausgesprochenermaßen so schnell wie möglich beendigen.

Die Gefahr solcher Äußerungen wie die in der Philharmonie liegt aber darin, daß sie bei einer Menge nicht selbst nachdenkender und leicht beeinflußbarer Menschen ein völlig falsches Bild über Das hervorbringen, was, auch mit dem uneingeschränkten U-Boots-Kriege, tatsächlich erreicht werden kann. Diese Leichtgläubigen sind dann später furchtbar enttäuscht, wenn die Wirklichkeit ihre Träume zerreißt; und ihr inneres Verhältnis zu dem kommenden Frieden, so wie er tatsächlich werden kann, wird dann von vornherein vergiftet.

Diese Erkenntnis entspringt nicht aus „kulturellem Edelmut", sondern aus Wirklichkeitssinn, wobei ich allerdings ja nicht verschweigen möchte, daß ich in dem Prozesse „Philharmonieredner" kontra „kulturellen Edelmut" durchaus auf der Seite des letzteren stehe.

Es muß dabei bleiben: Sobald der Verband der Gegner, sobald insbesondere England, zu einer Verständigung gezwungen ist, die uns und unsern Bundesgenossen Dasein, Ehre und Entwicklungsfreiheit sichert, darf auch nicht der kleine Finger eines Deutschen oder bundesgenössischen Soldaten für ein Hazardspiel geopfert werden, das mehr verlangte. Weil aus der Kanzlerrede vom 31. Januar und aus den drei andern dazu gehörigen Urkunden klar hervorgeht, daß dies der Wille unsrer Regierung ist, darum können diese Kundgebungen das deutsche Volk begeistern, durchzuhalten, bis dieses erreichbare Ziel erreicht ist.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zum Dritten: Wir dürfen vertrauen wegen des Geistes, der den Schritt treibt.

Einmal: die Kanzlerrede und die drei andern Urkunden nennen schwarz, was schwarz ist.

Es gibt ja seltsame Auffassungen: Schon im Oktober 1915 hatte, wie aus der Zeitschrift „Der Panther" in ihrem Hefte von jenem Monat ersichtlich ist, der stellvertretende Vorsitzende des „Alldeutschen Verbandes" erklärt:

> „Der Ring der uns feindlichen Mächte hat geglaubt, die vermeintliche Bedrohung der eigenen Machtstellung nur mit dem Schwerte abwehren zu können: Dann war es seine Pflicht, zur ultima ratio zu greifen; er hat gemeint, uns nach siegreich beendigtem Kriege zerstückeln zu müssen: Das wäre sein Recht, das Recht des Siegers gewesen."

Und ganz aus dem gleichen Geiste haben jetzt die „Alldeutschen Blätter", in Nr. 4 von 1917, über die letzte Note des Zehnverbandes das Folgende zu sagen:

> „Das, was wir aus der feindlichen Antwortsnote allein herauszulesen vermögen, ist, abgesehen von der gesucht beleidigenden Form der Tonart, der feste, vorerst unerschütterliche Wille zu siegen, und einen solchen Siegeswillen wird man bei keinem der Kriegführenden als ‚Verblendung' oder ‚Blutrausch', sondern im Gegenteil als ein durchaus natürliches und klares Empfinden ansprechen müssen."

Die Worte „durchaus natürliches und klares Empfinden" sind dabei auch in den „Alldeutschen Blättern" gesperrt gedruckt. Ich kann nicht verhehlen, daß mir eine wesentlich zutreffendere Würdigung jener Note unsrer Feinde von dem Schweizer Prediger und Politiker Adolf Bolliger gegeben zu sein scheint, der über sie am 20. Januar unter anderm dies gesagt hat:

> „Noch mächtiger aber als die Entrüstung, ist die tiefe Scham, die einen überkommt, wenn man bedenkt, daß das Höllenschriftstück im christlichen Rom, in der Nähe von Petri und Pauli und anderer vieler Märtyrer Gräbern, beraten und vom Bevollmächtigten Japans mit unterzeichnet wurde. Hat da nicht in den Augen des gelben Mannes die Schadenfreude unheimlich aufgeleuchtet, als die Vertreter des christlichen Abendlandes ihr Selbstmorddekret ausgefertigt? Und zwar das alles vermutlich am 6. Januar, dem Heiligen-Dreikönigs-Tag, an dem die christliche Kirche von alters her den Jubel der Völker über die in Christus erschienene Gottesgnade zu preisen pflegt!"

Selbstverständlich nicht in Bolligers Sprache, wohl aber in seinem Geiste, stellen die Kanzlerrede vom 31. Januar und die drei dazu gehörigen Urkunden fest, daß die volle Verantwortung für jeden Tropfen Blut, der seit der deutschen Tat vom 12. Dezember noch vergossen wird, auf die gegenwärtigen Machthaber im Vierverbande fällt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Dem Versöhnungswunsch stellen sie ihren Vernichtungswillen entgegen. Sie wollen den Kampf bis aufs äußerste."

„Damit ist vor aller Welt die Schuldfrage wegen der Fortsetzung des Krieges entschieden. Die Schuld lastet allein auf unseren Gegnern."

An dieser Stelle ist im Leitaufsatze vom 1. Januar das Gleiche so ausgedrückt worden:

„Sollte — wider Verhoffen — Deutschlands und seiner Verbündeten Angebot von den feindlichen Regierungen abgelehnt werden, dann ist von da an wirklich einmal in einem Kriege alles Recht auf der einen Seite, nämlich bei uns, und alles Unrecht auf der andern Seite, nämlich bei unseren Feinden."

Die Wahrheit, daß seit dem 12. Dezember 1916 die gegenwärtigen Machthaber im Zehnverbande, die Northcliffe, Lloyd George, Briand und Genossen, die Henker Europas und vor allem ihrer eigenen Völker sind, kann nicht oft genug ausgesprochen werden: Wer wirken will, darf sich nicht scheuen, zu wiederholen.

Neben diesem Geist ehrlicher Angriffslust gegen das Schlechte in der Welt, wie es uns jetzt, verkörpert in einem kleinen Dutzend einzelner Personen, gegenübersteht und Europa in Blut taucht, wahrt der jetzige Schritt unsres Kanzlers auch den Geist der deutschen Tat vom 12. Dezember. Ohne diese Tat würde dem jetzigen Schritt ja seine wertvollste Voraussetzung fehlen, denn eben das ehrliche deutsche Friedensangebot vom 12. Dezember, aber auch erst dieses, gibt uns ja in dem Gefühle der Volksmassen der Neutralen das Recht zu diesem Schritte. Und wie unser jetziger Schritt durch die deutsche Tat vom 12. Dezember bedingt ist, so ist er auch ihre geradlinige Fortsetzung: die Verständigung, die die Gegner nicht gutwillig nehmen wollten, wird ihnen jetzt aufgezwungen werden. Und wenn gewisse Leute bei uns, von denen Goethes Wort gilt:

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst",

der deutschen Tat vom 12. Dezember vorgeworfen haben, sie sei durchtränkt von „Sentimentalität", von „Mystizismus" und von der „Berufung auf Menschheits- und Kulturinteressen" (das Nähere darüber habe ich hier das letzte Mal gesagt), so sind, Gott sei Dank, diese „Vorwürfe" auch diesmal wieder begründet:

Unsre Regierung wünscht die Abkürzung des Krieges, denn

„jeder Tag, um den der Krieg abgekürzt wird, erhält auf beiden Seiten Tausenden tapferer Kämpfer das Leben und ist eine Wohltat für die gepeinigte Menschheit";

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie bekennt sich auch diesmal zur Verantwortung

„vor ihrem eigenen Gewissen, vor dem deutschen Volk und vor der Geschichte";

sie will

„in höherem Sinne der Menschheit dienen",

und sie spricht mit der Demut des Tapferen:

„Der Erfolg steht in höherer Hand."

Möge uns Deutschen solche Sentimentalität und solcher Mystizismus für immer erhalten bleiben.

Nicht zum wenigsten deshalb vertrauen wir, daß unser Kanzler auch jetzt richtig entschieden hat, weil eine gerade, ungebrochene Linie durch seine ganze Politik geht. Nichts, wozu er sich einmal — seinem Wesen gemäß stets nach langer, gewissenhafter Prüfung — bekannt hat, läßt er wieder fallen. Wie sein jetziger Schritt unmittelbar getragen wird von der deutschen Tat vom 12. Dezember, so hat die wieder ihre Wurzeln in der Kanzlerrede vom 9. November, über die ich hier in der Nr. 22 vom letzten Jahre den Aufsatz „Der Lohn der Opfer" schrieb. Auch von dieser Kanzlerrede wird jetzt nichts preisgegeben: Jede Weltherrschaftspose lehnen wir auch jetzt ab. Zu den

„Grundsätzen und Wünschen ..., zu denen sich Deutschland bekennt ... gehört in erster Linie das Recht der Selbstbestimmung und die Gleichberechtigung aller Nationen".

Und hinweg über all die Greuel, die durch die alleinige Schuld der gegenwärtigen Machthaber im Zehnverbande noch weiter auf die Menschheit herabbeschworen werden, klingt hoffnungspendend das deutsche Wort:

Es ist Deutschlands

„freudige Mitarbeit allen Bemühungen gesichert, die auf die Verhütung künftiger Kriege abzielen".

So kann denn auch wieder von Dem, was am 31. Januar 1917 in Deutschland geschehen ist, in die ächzende Welt und auch in die feindlichen Länder die Verheißung hinausgehen, die ein altes Dichterwort ausspricht, wenn man es so faßt:

Wenn die Deutschen Sieger werden,
Gründen sie das Reich auf Erden,
Das der Welt den Frieden bringt.

Fidelis.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Entwicklung oder Fortschritt?

Eine Rede, die in vieler Munde liegt, ist die vom Fortschritt der Menschheit. Dabei glaubt mancher, es sei möglich, die Menschheit physisch und psychisch zu einer immer höheren Volkommenheit zu führen, eine fast ins Unendliche gesteigerte Verbesserung der Rasse vorzunehmen, die schließlich zu einem neuen Menschentypus führen könnte, der in jeglicher Qualität hoch über dem jetzt lebenden stünde.

Es muß zugegeben werden, daß es einst in unserer Vorfahrenreihe eine Art gab, die sehr viel tierischer war, als wir es sind, die in einer flacheren Schädelkapsel, unter einer niedrigen, fliehenden Stirn nicht die geistige Kraft beherbergte, über die etwa die heutige mitteleuropäische Rasse verfügt. Es mag auch sein, daß wir durch lange Jahrtausende hindurch uns langsam aus jenen dem Tier noch näheren Vorfahren zu dem entwickelten, was wir heute sind — obwohl es Forscher gibt, die der plötzlichen und sprunghaften Veränderung einen größeren Einfluß auf die Artbildung zuschreiben als der allmählichen und stetigen. Dennoch sind wir Menschen wie alle anderen Lebewesen nur zu einer einseitigen Entwicklung befähigt, nicht zu einer doppelsinnigen; das heißt man kann nicht eine Qualität im besonderen entwickeln, ohne eine andere dadurch zu schwächen. Man kann etwa Pferde auf größte Schnelligkeit oder auf größte Kraft züchten, niemals aber ein Rennpferd züchten, das gleichzeitig die Kraft eines schweren belgischen Zugpferdes besäße. Es ist so, als stünde einem jeglichen Wesen ein ganz bestimmtes Kapital zur Verfügung, das in diesem oder jenem Sinne verwandt werden könnte; ist es aber für eines ausgegeben, so läßt es sich nicht für ein anderes wieder flüssig machen.

Dergestalt müssen wir die Entwicklung der Menschheit betrachten. Unsere Scheidung vom Tier vollzog sich durch das bevorzugte Wachstum unseres Hirnes. Das dafür verwandte Kapital wurde anderen Teilen unseres Organismus entzogen. Unsere physische Kraft wurde geringer, die Zahl der Zähne verminderte sich, sie rückten auch enger zusammen, die Schnauze ward zum Munde. Weil jegliche Entwicklung eines Teils auf Kosten eines andern vor sich geht, so ist es ganz unmöglich, daß eine Entwicklung ins Unendliche verliefe. Einmal muß eine Grenze erreicht sein, bei der eine fernere Entwicklung irgendeines Teiles durch den Raub an anderen Teilen den Gesamtorganismus gefährdet. Alsdann tritt Degeneration ein, die einseitig überentwickelte Arten als lebensunfähig verschwinden läßt. So darf auch in unserer Menschenrasse, soll sie lebensfähig bleiben, ein inneres Gleichgewicht zwischen physischer und psychischer Kraft nicht gestört werden. Unsere Entwicklung aus dem Tierreich heraus mußte einmal zu einem Punkt führen, in dem das Kräfteverhältnis ideal genannt werden konnte, wo eine edle Ausgeglichenheit zwischen körper-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

licher und geistiger Kraft bestand. Ob wir uns auf diesem Punkte befinden, ob er in der Zukunft liegt und wir ihm entgegenstreben, oder ob er gar schon hinter uns liegt?

Ein volles Gleichmaß aller Kräfte im Menschen muß ein gesundes, blühendes, schönes Geschlecht ergeben, das in der Harmonie seines äußeren Menschen, in der vollen Funktionsfähigkeit all seiner Glieder und Sinne die Harmonie seiner inneren Kräfte widerspiegelt. Es muß ein Geschlecht sein, das so tüchtig ist wie glücklich; tüchtig, weil es erstrebt, was es kann; glücklich, weil es erreicht, was es erstrebt — das eben ist Gleichmaß der Kräfte. Wären wir wohl diese beneidenswerten Glücklichen?

Wer ein Auge dafür hat, was schon auf unseren Schulbänken an verkümmerten, verkrüppelten, halbblinden Wesen umherhockt; wer ein Fühlen dafür besitzt, was an innerer Unzufriedenheit unsere heutige Kultur wie ein zersetzendes Gift erfüllt, der kann nur kopfschüttelnd sagen, wir sind es nicht; denn wir sind weder gesund noch glücklich. Wenn wir bedenken, wie unsere gesamte Zivilisation eine immer höher gespannte Arbeitsleistung erfordert, wie der Lehrstoff der Schulen seit Jahrzehnten zu immer bedenklicherem Umfang anschwoll, so werden wir auch kaum von der nächsten Zukunft erwarten, daß sie das glücklichere Geschlecht hervorbringen werde. Wir müssen also schon in der Vergangenheit suchen. Aber hieße das nicht unsern Stolz in unberechtigter Weise herausfordern, wenn früher ein edleres Geschlecht, als wir es sind, gelebt haben sollte, da wir doch meinen, über jene Vorderleute längst zu einem höheren Dasein hinweggeschritten zu sein?

Wir werden uns bescheiden und ruhiger denken, sobald wir uns vergegenwärtigen, daß Entwicklung nicht unbedingt Fortschritt ist, sondern daß auch eine Entwicklung über einen innerlich genau begrenzten Höhepunkt möglich ist und alsdann trotz einer einseitigen neuen Höhe im ganzen doch schon ein Niedergang ist. Wenn wir mit der so gewonnenen objektiven Ruhe in der Kulturgeschichte Europas Umschau halten, werden wir im altgriechischen Ideal der Menschheit das finden, was wir suchen, in jener schönen Menschlichkeit, wie sie uns der Stein aus Künstlers Hand erhalten hat und wie ungezählte gelehrte Köpfe sie aus der Literatur zurechtkonstruierten, ohne diesem Ideal je in uns zu einem neuen Leben zu verhelfen. Warum haben diese marmornen alten Griechen je und je unsere Künstler begeistert, warum wurde noch nie eine schönere Menschenart in Ton geknetet oder in Stein gehauen? Wäre es allein die Formenschönheit, die mit wohlzugemessener Kraft sich paart? Gewiß wird niemand ernstlich behaupten wollen, daß das allein unsere besten Künstler und Denker hätte tief innerlich bewegen können. Vielmehr liegt die ergreifende Schönheit hellenischen Menschentums in der vollendeten Harmonie des beseelten Leibes. Daß eine starke und gesunde Seele in einem gesunden, starken und schönen Leibe wohnt, und wiederum diesen in ihrer weisen Fessel hält,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihn beherrscht, zum Guten und Edlen lenkt, das ist es, was uns immer wieder jene Gestalten bewundern und auch beneiden läßt. Trotz aller geistigen Überfeinerung unseres Lebens fehlt uns das, was allein im Menschen, wie überall im großen Weltgetriebe das Göttliche ausmacht: die Harmonie. Die Gestalten des Altertums aber waren nicht etwa Bildungen einer schauenden Phantasie, sondern sie lebten und wandelten auf einer wirklichen Erde.

Damit soll nicht gesagt sein, daß es nur unter jenen alten Hellenen den harmonischen Menschen gegeben hätte, der allein die Bestimmung zum Glück in sich trägt, es hat ihn sicher vereinzelt zu allen Zeiten gegeben. Nur damals war es dieser Mensch, der die Kultur seiner Zeit beherrschte, und mit solcher Kraft der Überzeugung, daß noch wir bewundernd die Wirkung spüren. Unsere Zeit aber wird von halben und Viertelmenschen, von rohen Geistesathleten beherrscht und in ein immer lebhafteres Tempo des Niederganges gedrängt, gehetzt und gestoßen, obwohl wir meinen, in einem Fortschritt begriffen zu sein.

Es fehlt uns aber nicht allein die Harmonie zwischen Körper und Seele, sondern in unserer Psyche selber hat sich ein Gewaltherrscher aufgeworfen. Das ist das folgerichtige Denken, das im Begriff ist, das Gefühlsleben mehr und mehr zu erdrücken; das ist das Handeln auf Grund ruhiger, verständiger Überlegung, das das gefühlsmäßige und instinktive Handeln als überwunden beiseite schiebt. Nehmen wir einen so wichtigen Punkt unseres Lebens, wie ihn die Berufswahl vorstellt. Wer wagte denn heute noch, darin ganz seiner Neigung, einem inneren, unterbewußten Triebe zu folgen? Man überlegt. Nicht etwa er selber, der Unglücksmensch, den es angeht, sondern seine Eltern, Onkel, Tanten, Lehrer und was es sonst derart Wohlmeinender noch gibt. Man kalkuliert, wie man über einen Sack Kaffee seine Berechnung macht, indem man überlegt: So ist die wirtschaftliche Lage deiner Eltern; diese oder jene Schule können sie dich besuchen lassen; hier sehen wir den Gutschein, den dir die Schule mitgab; der „berechtigt" zu Beruf a bis h; Beruf a zu erlernen ist etwas teuer, in b sind die Aussichten auf Anstellung schlecht, auch c ist stark überlaufen, d ist vielleicht ein wenig anrüchig geworden, in g sind die Pensionsverhältnisse schlecht, h ist gesellschaftlich nicht wohlgelitten — bliebe also die „Wahl" zwischen e und f; da darf der Junge nach Maßgabe einer besonderen Veranlagung und Neigung wählen. Ists nicht also? Wer, der ein humanistisches Gymnasium bis zur Reifeprüfung besuchte, wäre nicht im allgemeinen für eine akademische Laufbahn vorgestempelt? War es etwa seine Neigung und sein Wille, daß er gerade auf diese Schule kam? Der Wille und das Geld der Eltern entschieden darüber. Man hat sich hinterdrein mit seinem Beruf abzufinden; was Wunder, daß man nicht in der Arbeit selber das Ziel sieht, weil man sein Glück nicht darin fühlt, sondern nur in dem Geldwert der Arbeit. Das Geld soll nun mit dem versöhnen, was man innerlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aufgeben mußte; aber in dem Gelde liegt weder Kulturfreude, noch erzieht und lohnt es den Menschen. Wir blieben arme Teufel und wenn wir die Welt gewönnen!

Wie bei der Berufswahl, so ist auch das Spiel bei der Gattenwahl und in hundert anderen Entscheidungen unseres Lebens. Wir erziehen uns zu immer größerer Vorsicht und Beherrschung, und wer am wenigsten mit dem Herzen lebt, sondern nur Folgerung an Folgerung reiht, der ist der Held unserer Tage. Wir können uns nicht mehr für eine Sache echt, natürlich und stark begeistern, wir können nicht mehr lachen noch weinen, es tun es nur noch die Kinder. Wir Großen üben vornehme Beherrschung. Man sehe unsere Zeit an. Gab es wohl je ein gewaltigeres Drama, als es jetzt der große Krieg auf der Weltbühne darstellt? Müßte nicht jedes fühlende Herz erbeben bei dem Schauspiel, daß einer fast allein von einer ganzen Meute gestellt wird und dennoch sich wehrt mit einer Kraft und einem Heldenmut, wie die Geschichte nie desgleichen sah? Und doch — seien wir ehrlich — unser Empfinden ist zu schwach, um die Größe des Erlebens würdigen zu können; wir kämpfen nicht wie unsere Urgroßeltern anno 13 mit jener Begeisterung, die wie ein Wildbach einherbraust. Wir kämpfen aus Einsicht und eisernem Willen, standhaft und zäh. Aber was eine Reformationszeit bei dem Streiten Luthers empfand, was Friedrichs des Großen Schlachtenglück trug, was einen Arndt oder Körner, Scharnhorst, Yorck und selbst Blücher, den greisen, beseelte, ist uns innerlich fremd geworden. In unseren Kindheitsjahren allenfalls glühen unsere Herzen noch und leidet unser ganzes Wesen den Rausch der starken Empfindung; als Erwachsene sind wir dazu, in der Gesamtheit, nicht mehr fähig. Wir sehen nur die Notwendigkeit ein; wir sind politische Denker und Diplomaten geworden, soweit wir wirklich bewußt und mit unserem ganzen Willen draußen stehen und alles daran setzen, den Krieg zu gewinnen. Von denen, die nur dem Zwang folgen, nur ihre Pflicht tun, weil sie die Strafe fürchten, von ihnen spreche ich nicht.

So herrlich weit wir es im klaren, sachlichen Denken gebracht haben mögen, so arm ist unser Empfinden geworden, so schwach wurde unser Vertrauen auf jene seelischen Kräfte, die im Unterbewußtsein wirken. Auch da sind wir nicht mehr ganze Menschen. Wir sahen nur, was wir Nützliches gewannen, indes wir nicht merkten, was uns des Köstlichen verloren ging. Es ist so schwer, ein ganzer Mensch zu sein und nur ein Mensch in allem, im Leib wie in der Seele gesund und stark zu sein, über den jüngst erworbenen geistigen Fähigkeiten das Unausgebildete in uns nicht zu vergessen, die Welt nicht allein zu durchdenken und zu berechnen, sondern ihren Pulsschlag an dem Beben und Schlagen des eigenen Herzens wiederzuspüren! Es ist schwer; denn der Kopf schafft heute das Gold zuhaufen und nicht der ganze Leib mit seinen Muskeln und Sehnen, mit seiner Kraft und Behendigkeit, wie es ehemals war; und nur im Denken allein, dem kühlen und unbeirrten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liegt heute das Vorwärtskommen, und das Herz ist nur noch ein Spielzeug der Frauen und Kinder.

Wie seltsam mutet es uns heute an, wenn wir in alten Chroniken und Historien lesen, welch wohlangesehener Stand einst das Handwerk war, wie ein ehrbarer Wollenweber oder Tuchbereiter, ein Steinmetz oder ein Schuhmacher gar, wie Hans Sachs es war, in seiner Zeit durchaus dem Künstler, sagen wir Dürer, oder dem studierten Herrn, wäre es ein Luther, Melanchthon gewesen, gleich geachtet war. Bei aller äußerlichen und unnatürlichen Scheidung der Zünfte unter sich bestand doch eine so große innere Freiheit des Austausches und Verkehrs untereinander, daß wir danach nur mit Staunen die Kluft betrachten können, die unsere gegenwärtige äußere Freiheit der Berufe und Lebensbedingungen für uns innerlich geschaffen hat. Man braucht durchaus nicht extrem zu sein und in homerische Zeiten oder die des germanischen Altertums hinabzusteigen, um zu sehen, daß damals Könige selbst sich nicht scheuten, selber den Pflug und die Axt zu handhaben, indes Frau Königin wie jede andere Frau am Spinnrocken und Webstuhl saß und arbeitete. Diese Zeit ist selbstverständlich unwiederbringlich dahin. Aber noch zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war das Leben der Stände untereinander und miteinander so einfach und natürlich, daß es uns fast paradiesisch vorkommt. Man beachte nur das Verhältnis der Dienstboten zu ihrer Herrschaft, insonderheit zu den Kindern, ingleichen den biederen Sinn, der Meister und Gesellen verband; man spüre dem schlichten Bürgersinn nach, der Kaufleute, Gewerbetreibende und die gelehrten Berufe vereinigte, sei es zum Rat, sei es zum vielgepflegten Quartett, sei es auch nur zum politischen Stammtisch. Es wird nicht schwer sein, aus irgend beliebigen Lebenserscheinungen jener Zeit herauszufühlen, wieviel zwangloser man damals lebte, trotz vieler äußerer Fesseln, nur weil man unbefangener und natürlicher war und noch wagte, mit dem Herzen zu leben — trotzdem es früher in einzelnen Köpfen viel mehr gegärt und gewirbelt hat, als in uns ach so vernünftigen und fast zum Erbrechen gescheiten Menschen von heute.

Wie aber könnten wir uns aus dieser Verstrickung lösen? Ein Zurück gibt es in der Entwicklung nirgends und nie. Wir können nur, wenn wir offenen Auges wandeln, Sorge tragen, daß das Übel, das uns am meisten drückt, nicht durch unser Zutun noch größer werde. Die erwachsene Generation muß schon ihr Kreuz zu Grabe tragen. Aber bei dem heranwachsenden Geschlecht könnten wir durch erziehliche Einwirkung die Möglichkeit schaffen, sich in die bestehende Zivilisation allseitig einzuleben und einzufühlen, daß sie wieder als harmonische Menschen in jeglicher Notwendigkeit der Dinge und des Geschehens ruhen. Wir müßten bewußt und mit aller Kraft der einseitigen Überkultur des abstrakten Denkens auf unseren Schulen entgegenwirken; die Pflege des Körpers dürfte nicht, wie bisher, nur ein leidliches, oft unbequemes Anhängsel unserer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erziehungsarbeit sein. Es muß ein Geschlecht heranwachsen, das einmal wieder die ganze trunkene Wonne des Gefühls in sich erlebt, nur ein Mensch zu sein, nicht mehr, vor allem nicht weniger; ein Geschlecht, das sich nicht als Standesnotwendigkeit fühlt, das nicht in den Ketten hundert und aberhundert gesellschaftlicher Vorurteile schmachtet, sondern ein Geschlecht, das in sich selber nur den kraftvollen Schlag gesunder Lebensfreude spürt, indessen es außer sich die Fülle der Arbeit sieht, die da lockt und das Leben lebenswert macht, nicht aber uns knechtet und bedroht, als wären wir eines Pharaonen erbärmliche Sklaven.

Curt Schwantes.

Heiliger Alltag.

Eine Würdigung des Lebenswerks Timm Krögers.

Seit der Weltkrieg tobt, mühen wir uns an den Fragen nach Grund und Ursache des Geschehens. Wir wissen, die liegen tiefer als die menschliche Schuld, nach der jetzt so viel und unter oft so falschen Gesichtspunkten gefragt wird. Wir haben wohl noch nie so ernstlich über unsere Geschichte nachgedacht. Warum war sie so schwer, warum so reich an Hemmungen, Rückschlägen und Katastrophen wie kaum bei einem anderen Volke? Wie war es möglich, daß wir uns trotzdem als Volk behaupten konnten?

Gerade auf diese Frage, die uns am meisten bewegt, weil sie zugleich verheißend in die Zukunft weist, geben die landläufigen Geschichtswerke keine Auskunft. Und doch könnte nichts anderes so gut über die Not der Stunde hinweghelfen.

Die Not der Stunde? Beherrscht die uns denn wirklich? Leiden und bangen wir wirklich von einer Stunde zur anderen? In unseren Lazaretten, in den Häusern der Witwen und Waisen wohl nur zu oft. Unsere Straßen aber bieten uns ein anderes Bild. Wohl ist das gewohnte Straßenbild verändert; die vielen Verwundeten, die vielen Frauen in Trauerkleidung geben ihm einen tieferen Ernst, aber es zeigt uns doch ein kraftvolles Volk, das seiner Arbeit und seinem Genuß nachgeht. Der Alltag mit seinen Anforderungen, seinen Pflichten und Rechten ist längst wieder in die Herrschaft eingetreten.

Das allein kann uns die ganze Größe der Dankesschuld zum Bewußtsein bringen, die das deutsche Volk seiner Wehrmacht abzutragen hat. Schützte sie uns nicht, alle Schauer des jüngsten Gerichts brächen über uns herein, verwandelten unsere Städte und Dörfer in Stätten der Verwüstung, unsere Straßen in Heerwege eines furchtbar hausenden Feindes, unsere Äcker und Wälder in blutige Walstätten mit zerstampfter Ernte und vernichtetem Reichtum. Wieder einmal und fürchterlicher als je zuvor wäre Deutschland das Schlachtfeld für alle Völker der Erde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Statt dessen bietet es uns das Bild gesteigerten, bis zum äußersten angespannten Lebens.

Unsere Nachfahren werden dieses Riesenkampfes gedenken, wie wir des Dreißigjährigen Krieges. Wir sehen nur Blut und Jammer, wenn wir uns jene Zeit vorzustellen versuchen. Aber das Leben des Alltags ging damals wie heute nebenher und forderte sein Recht, wenn ein Landstrich verschont blieb, oder wenn die Woge des Krieges vorübergerollt war. Immer noch fand das Leben eine Freistatt, das Familienleben war nicht überall zerstört, Handel und Wandel nicht ganz vernichtet, und auf den Trümmern niedergebrannter Orte entstand neues Gemeinschaftsleben. Noch bestellte der Bauer seinen Acker, wenn er nur irgend hoffen konnte, die Ernte selbst zu bergen, noch arbeitete der Handwerker in seiner Werkstatt, der Pfarrer, der Beamte, der Kaufmann in seiner Schreibstube. Wäre dem nicht so gewesen, wo wäre heute das deutsche Volk?

Das wiederholt sich heute in tausendfach verstärktem Maße. Industrie und Handwerk, Kaufmannschaft und Bauernstand, das Heer der Beamten, sie alle sind fieberhaft tätig. Das Leben strömt dahin mit einer Wucht und Geschlossenheit sondergleichen; obwohl die Arbeitslast vielfach auf andere Schultern verschoben worden ist, stehen doch ihre wehrfähigen männlichen Träger im Felde. Wer die Geschichte dieses Krieges schreiben will, wird an dieser Tatsache, die ihn uns gewinnen hilft, nicht vorübergehen dürfen.

Die Kulturgeschichte, die ein Volk in seiner Friedensarbeit würdigt, lehrt uns erst die politische Geschichte der Völker und Herrschergeschlechter verstehen. Das Preußen Friedrichs des Großen und der Befreiungskriege hat nicht nur gekämpft und geblutet, es hat auch gearbeitet, seine Äcker bestellt, Häuser gebaut, Gesetze gegeben, es hat den Künsten gedient, gedichtet und den Rätseln Gottes und der Natur nachgesonnen.

Wie oft begegnet es uns, daß wir von der Lebensgeschichte großer Männer, von einem Bericht über entscheidende Wandlungen, Erfindungen, kulturelle Zustände aufblicken und uns fragen: Tobte nicht um diese Zeit fast in ganz Europa ein Krieg, wurde nicht in diesen Tagen eine blutige Schlacht geschlagen? Jetzt erst rundet sich uns das Bild jener Zeiten.

Auch die Dichtkunst unserer Zeit wird dem Forscher dereinst das Bild des deutschen Volkes, wie es in den Weltkrieg hineinging, klarer vor Augen stellen als manche Chronik des Krieges. Sie sucht das Volk in seiner Arbeit, die im Grunde immer die gleiche bleibt, den immer gleichen notwendigen Bedürfnissen dient, uns kleidet und ernährt, behaust und bewaffnet. Nahrung, Kleidung und Obdach sind auch heute noch die letzten äußeren Zwecke alles menschlichen Tuns.

Jedes Kunstwerk, das uns das deutsche Volk bei seiner Arbeit zeigt, hat deshalb bleibenden kulturhistorischen Wert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das trifft auch bei einem Dichter zu, der sich in seinem Werk zeitlich fast ausschließlich auf die Gegenwart und jüngste Vergangenheit, räumlich auf seine engere Heimat beschränkt, — bei dem Holsteiner Timm Kröger. Er ist — um es gleich vorwegzunehmen — einer unserer größten Humoristen und wahrlich nicht nur unter den wenigen Lebenden, die auf den Namen mit Recht Anspruch machen dürfen. Wollten wir uns nicht vor der Unsitte des Vergleichens und gegeneinander Ausspielens, die in der gegenwärtigen Kritik längst zu einem unerträglichen Unfug geworden ist, sorgfältig hüten, wir könnten ihn manchem guten Namen an die Seite stellen. Aber lassen wir ihn ruhig für sich stehen; er ist ja in seiner Weise doch auch einzigartig.

Das Lebenswerk des Dichters liegt seit kurzem in einer ganz vortrefflichen Gesamtausgabe in sechs ansehnlichen Bänden vor. Sie ist bei Alfred Janssen in Hamburg erschienen, der auch die frühere Ausgabe in zwölf kleinen Leinenbändchen herausgebracht hat. Die Gesamtausgabe sollte schon 1914 zum 70jährigen Geburtstage des Dichters erscheinen, wurde aber durch den Krieg verzögert. Jetzt kommt sie, wie uns dünkt, gerade zur rechten Zeit. Die Ausgabe, die sich durch schönen, klaren Druck auszeichnet und mit drei Bildern des Dichters, der Ansicht seiner Geburtsstätte, seines jetzigen Wohnhauses in Kiel und einer in den Dichtungen eine Rolle spielenden Mühle geschmückt ist, bietet ein abgeschlossenes Bild der Lebensarbeit des Dichters. Wohl sind seitdem noch einige sehr feine, kleine Erzählungen*) erschienen, die die Ausgabe wohl noch einmal in einem Ergänzungsbande vervollständigen werden, dem Bilde des künstlerischen Schaffens Timm Krögers fügen sie keinen neuen Zug mehr hinzu. Zwei größere Novellen „Daniel Dark“ und „Dem unbekannten Gott“, die mit der älteren Arbeit „Wohin?“ zum letzten Bande vereinigt sind, haben auch den Eindruck seiner Eigenart nur noch zu vertiefen vermocht.

Konnte man beim Ausbruch des Krieges, — wie der Dichter selbst es tat, — wohl befürchten, daß das deutsche Volk auf lange Jahre hinaus wenig Sinn dafür haben würde, sich in die stille Welt seiner Werke zu versenken, (der große Schicksale ja auch durchaus nicht fremd sind), so sind wir heute schon von dem Gegenteil überzeugt. Flüchten wird es sich in diese Welt, in den Frieden des schlichten Tagewerkes, in den heiligen Alltag.

Timm Kröger lebt seit langen Jahren in Kiel; in seinem bürgerlichen Beruf ist er wie sein großer Landsmann Theodor Storm Jurist. Geboren wurde er in dem Dorfe Haale in der Eiderniederung, unweit Hademarschen. Bis zu seinem zwanzigsten Jahre beinahe hat er dort unter den Bauern gelebt, bis er sich nach schweren inneren Kämpfen losriß, um sich einem gelehrten Berufe zuzuwenden. Das ist für seine Kunst entscheidend geworden. Das Heimweh, das ihn ergriff und lebenslang nicht wieder

*) „Es war einmal ...“ durften wir 1916 in Nr. 6 des „Vortrupp“ bringen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

losließ, hat seinem Werk die Tiefe und Echtheit, die ergreifende, eindringliche Innigkeit gegeben; er sagt es selbst, daß die Sehnsucht ihn zum Heimatdichter gemacht hat. Wir fügen hinzu, sie hat ihn überhaupt zum Dichter gemacht, erwächst die wahre Kunst doch immer nur aus dem starken, ungebrochenen Gefühl. Das nie mehr ganz gestillte Heimweh nach den Stätten seiner Jugend, ja nach dieser glücklichen Jugend selbst, spricht aus allem, was Timm Kröger geschrieben hat, gibt auch seinen humorvollen Schilderungen eine heimliche Wehmut. Man kann es immer zwischen den Zeilen lesen, das sehnsüchtige „Es war einmal . . . "

Echt bis ins Innerste ist diese Kunst. Mit einer erstaunlichen, anschaulichen Lebendigkeit treten uns die Gestalten, die Landschaft, die Tiere und Dinge vor die Seele. Manchmal greift der Dichter über den Bereich des sinnlich wahrnehmbaren Lebens hinaus in das Gebiet der Träume, der Ahnung und Hellsichtigkeit, des zweiten Gesichts. Er wäre kein ganzer Holsteiner, täte er es nicht; die Natur des Landes bringt das mit sich.

Der dritte Band der Gesamtausgabe, „Leute eigener Art", offenbart wie in einer Stichprobe die ganze Eigenart der Kunst des Dichters. Man wäre in Verlegenheit, wie man ihr gerecht werden sollte, könnte man nicht auf dieses eine Beispiel hinweisen. Wie verschieden sind die Helden dieser Geschichten und Skizzen! Wie schon im ersten Bande „Eine stille Welt", taucht hier die prachtvolle Gestalt des Hans-Ohm auf, dieses Geschichtenerzählers ersten Ranges, den der Dichter uns mit wenigen Worten leibhaftig vor Augen stellt. Er kommt in der ersten Erzählung des Bandes „Wie mein Ohm Minister wurde" zu den ihm gebührenden Ehren. Der alte Verlehntsmann (Altenteiler) Jasper Thun, der sich, obwohl auch er früher ein großer Erzähler war, in wachsender Menschenscheu vor jedem Besucher sofort in seine blau und weiß gestreifte Zipfelmütze verkriecht, indem er sie sich über das Gesicht zieht und durch das Gitterwerk der Maschen den Eindringling beobachtet, steht lebendig und greifbar, vollwertig neben dem Schneider. Köstlich ist es, wie seine Erzählergabe, an der des Schneiders neu belebt, wieder erwacht, köstlich die Szene, wie er seine alte Frau um Mitternacht weckt, weil die Geschichten, die ihm wieder einfallen, ihn bitten, „Lat mi rut", und wie die beiden alten Leute dann „vor und hinter dem Ofen" sitzen, Kaffee trinken und über dem Erzählen aus dem Lachen nicht mehr herauskommen. Sie sind vollkommen glücklich, — „denn eine innere Freude, erfahren zu einer Zeit, wo man äußere nicht mehr sucht, das gehört einem ganz unverkürzt zu eigen". Einen Wunsch hat der Alte freilich noch, der auch in Erfüllung geht. Hans-Ohm soll sein Minister werden. Warum soll Jasper Thun, der so unabhängig ist wie ein König, nicht einen Minister haben? So erhält Hans-Ohm denn in seinem Hause eine neue Schneiderstube, und die beiden alten Leute erzählen um die Wette, von dem ganzen Dorfe angestaunt. So geht es bis zum Tode des „wunderlichen Monarchen"; Hans-Ohm wird sein Erbe. In der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nächsten Erzählung „Der Pfahl" hören wir des Schneiders letzte Geschichte mit an; das ist nicht ohne Tragik.

Das Köstlichste an dieser launigen Schöpfung aber ist, daß der Dichter uns die Geschichten der Alten nicht ganz vorenthält. Es hieße sich an ihrem Humor versündigen, wollte man ihren Inhalt kurz wiedergeben, so möge denn eine von ihnen hier ihre Stätte finden.

> „Einmal hat Klaus Stäcker, was der Kirchendiener ist und von Haus aus ein Hans Quast, den alten Schmidt (den Uhrmacher), anführen wollen und seinen Holzpantoffel ins Gehwerk fallen lassen. Nun tut Meister Schmidt ein bißchen wichtig mit seiner Kunst und hat so 'ne Art und so'n Anstand, die Brille zu schieben, wenn er ins Maschinenwerk sieht. Aber es hat auch Grund, denn er ist kein Dummer, und den Schabernack, den Klaus Stäcker ihm gespielt hat, hat er sofort erkannt. Aber er hat sich nichts merken lassen und so getan, als ob er seine liebe Not habe, den Fehler zu finden, wobei er seine Brille bald auf die Stirn und bald auf die Nase gerückt hat. Klaus Stäcker steht nun mit dummpfiffiger Miene dabei und fragt: ‚Meister, dat 's wul 'n sware Sak?' Und der alte Schmidt nimmt seine Brille ab und sieht den Klaus Stäcker von unten bis oben und von oben bis unten an und sagt: ‚Schwer grad nicht, aber gewissermaßen merkwürdig. Wenn ich die Brille aufsetze, dann sieht's aus wie dein Holzpantoffel, und wenn ich die Brille abnehme, wie'n Dummerjungenstreich'."

Der Höhepunkt aber ist das folgende tägliche Gebet eines Bauernknechts:

> „Große Schätze verlange ich nicht von dir, lieber Gott. Aber das bitte ich mir aus, daß ich drei Abende in der Woche Pellkartoffeln mit Senftunke bekomme und dereinst oben bei dir die ewige Seligkeit, die mir zukommt. Amen!"

Wir lernen dann im gleichen Bande eine alte Sitte kennen, die Trauermahlzeit, „Gräff" genannt. Über die Seiten dieser Geschichte fällt schon ein tiefer Schatten. Unmittelbar darauf folgt die Novelle „Im Nebel", wohl das bekannteste Werk des Dichters, dessen Ernst kaum durch verstreute hellere Lichter gemildert wird. Den Hof, den Gottfried Ruhfert, der Vater, „in einen Halbkreis alter Eichen" gestellt hat, glaubt man unmittelbar zu sehen, um wieviel mehr den Helden Konrad Ruhfert. Es handelt sich in der Erzählung um einen Mord und seine Sühne. Wir erfahren den Vorgang der Tat rückblickend in wenigen knappen Zeilen voll beklemmender Dunkelheit, die sich unauslöschlich einprägen. Klar und knapp vollzieht sich später die Rettungstat, die den Mörder entsühnt, vor unseren Augen. Doch der Schwerpunkt des Geschehens liegt im Innern des Mannes. Der Dichter zeigt uns seine Seele unverhüllt, und was wir da miterleben, das erweckt Furcht und Mitleid.

Den Helden der folgenden Erzählung „Ein schlechter Mensch" hat der Dichter, wie man leicht fühlt, mit besonderer Liebe geschildert; er kehrt noch öfter wieder, der Riese mit den Bärenfäusten und dem weichen Herzen, das ihn an ihrer Verwendung hindert, wo es not täte. Zwei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geschichten folgen, „Hans Stäwelmann, ein Geheimer" und „Das vornehmere Gebot". Dann schließt den Band ein großartiges Seelengemälde unter dem vielsagenden Namen „Ein Unbedingter".

Es ist die Geschichte einer furchtbaren Verirrung. Ein Mensch, der reinen Herzens ist, vergiftet kalten Blutes seinen Vater, um seine Mutter zu rächen, weil er sich von Gott dazu berufen glaubt. Bedingungslos folgt er der inneren Stimme, die ihm einredet, er sei Gottes Werkzeug. Nach der Tat kommt ihm die Erkenntnis seines entsetzlichen Irrtums, und er stellt sich, in dem Bewußtsein, daß man nach einer solchen Tat nicht leben kann, nach einem schweren Kampf den Gerichten. Die wenigen Worte, durch die der Dichter dem Schluß alles Krasse nimmt, gehen unmittelbar zu Herzen: „Er ging wie ein Sieger auf die Galgenwiese in die Arme seiner Mutter."

Es ist nicht unseres Amtes, mehr zu geben als eine Andeutung der Fülle, die Timm Kröger vor uns ausbreitet. Es bliebe jedoch eine Lücke in diesem Hinweise, wollten wir seiner nicht als eines der größten Landschaftsschilderer gedenken. Wer die westholsteinische Landschaft kennt, der findet sie hier wieder, ihre Größe und Einsamkeit, ihre heimliche Wucht und freie Weite. Das Heimweh, das die Schilderung verklärt, steckt jeden unheilbar an, der zwischen den Wiesen und Mooren, Seen und Flußniederungen, in den Wäldern und am Strand des grauen Meeres jemals heimisch geworden ist. Timm Kröger ist im Westen zu Hause, in der Niederung der Eider, die ihn in seinen sehnsüchtigen Träumen als gute, alte, Netze strickende Frau besucht. Der Osten Holsteins sagt ihm nicht zu. Dort ist ihm „Frau Natur zu gut angezogen".

Wie die Natur des Westens, so kennt er seine Menschen, seine Tiere und Dinge. Wie bringt er dem Leser die Dreschermelodien zu Gehör, oder gar den Gesang der Katzen, wenn er es schildert, wie er als Knabe den braven Knecht Hinnerk — der später bei Idstedt fiel — bittet: „Hinnerk, schrieg mal as en Katt!" Das muß man lesen. Man wird erstaunen, daß die deutsche Sprache alle Töne der Katerstimme und alle Laute der Dreschflegel in sich umfaßt. Und wie werden die Tiere lebendig, die „Herzöge", das heißt die kühnen Anführerinnen der Kuhherde, die „Aanten int Water", der Storch, vor allem aber Kniephörn. die Kuh, die Heldin der Geschichte „Napoleon".

* * *

Wie Timm Kröger es schildert, so lebt das deutsche Volk dort oben im Norden unseres Vaterlanders auch heute im Weltkrieg. Gewiß, die Männer halten zumeist an Bord unserer Kriegsschiffe Wacht, wenn sie nicht in den Schützengräben liegen. Wie viele schlafen schon den ewigen Schlaf! Aber das Leben geht weiter. Die Bäuerinnen, die jungen Söhne und älteren Männer bestellen das Feld und warten das Vieh. Kehrt der Bauer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zurück, so kann er sein Tagewerk wieder aufnehmen, wie er es liegen gelassen hat.

Timm Krögers Lebenswerk ist ein Stück Kulturgeschichte des deutschen Volkes, wie es als kraftvoller Zweig im Norden des Vaterlandes wohnt.

Zum Schluß noch ein Wort über Detel Tischler, der „nach Mekka" will, nach seinem Mekka, wo er einmal Andacht gehalten haben muß. Es soll nicht verraten werden, wo das liegt. Man lese es selbst. Wenn man dann schon einmal darüber nachgedacht hat, wieviel der deutsche Geist seinen besten Kindern schuldig bleibt, weil sie zu wenig Zeit haben, sich von ihm bereichern zu lassen, dann wird man in dieser anspruchslosen, kleinen Geschichte Trost finden. So viele Angehörige der Klasse, die man mit dem höchsten Ehrennamen die „arbeitende" nennt, haben ihr heimliches Mekka, und der eine und andere erreicht es immer noch; Gott sei Dank dafür. Der Dichter Timm Kröger zeigt uns aber noch mehr. Sein ganzes Werk ist ein zwingender Beweis dafür, daß der deutsche Gott in unserem Volke lebendig ist, auch wenn es nicht buchgelehrt ist, — solange es noch in Treue auf dem deutschen Boden wohnt. Das sollte uns recht nachdenklich machen.

Die Gesamtausgabe der Werke Timm Krögers gehört in jede Volksbücherei und in den Bücherschrank jedes Gebildeten. Daß des Dichters Werk dereinst in das Leben des deutschen Volkes einmünden und ihm ganz zu eigen werden wird, das unterliegt keinem Zweifel. Es entstammt der Tiefe des deutschen Wesens wie die Werke unserer Größten.

Melanie Ebhardt.

Was andre sagen

Magdeburgische Zeitung (nationalliberal). Nr. 44, Mittwoch, 17. Januar 1917. 3. Ausgabe, Abendblatt.

Das kurze Gedächtnis.

Wir möchten heute noch einmal auf die in letzter Zeit viel diskutierten Worte des Kanzlers vom 4. August 1914 zurückkommen. Und dies aus einem ganz besonderen Grunde. Wir haben nämlich festgestellt, daß einige der Blätter, die während der letzten zwei Wochen immer wieder und gar nicht hart genug das, was Bethmann Hollweg damals über unseren Durchmarsch durch Belgien gesagt hat, als ein Zeugnis grober politischer Unfähigkeit kennzeichnen, in den Tagen, da das Wort vom „Unrecht" gefallen ist, ganz anderer Meinung, zustimmend, ja geradezu begeistert gewesen sind. . . .

Die Vossische Zeitung z. B., die am 2. Januar 1917 davon gesprochen hat, daß jenes belgische Kanzlerwort sich so verhängnisvoll gezeigt habe, wie es zehn schwere Niederlagen nicht hätten sein können, und daß uns kaum irgendeine Zeitungslüge der Entente in den ganzen

Jahren des Krieges auch nur annähernd so geschadet habe wie jene Rede unseres eigenen Kanzlers, dieselbe Vossische Zeitung schrieb am 6. August 1914:

„Im Reichstag hat unser Kanzler unumwunden zugestanden, daß wir mit der Besetzung Luxemburgs und Belgiens durch unsere Truppen einen Verstoß gegen die Gesetze des Völkerrechts begangen haben. Es ist mannhaft, ein begangenes Unrecht einzugestehen, und es ist ritterlich, wie es der Reichskanzler erklärt hat, bereit zu sein, Unrecht wieder gut zu machen, sobald es die Verhältnisse gestatten."

Auch die Tägliche Rundschau hatte damals nicht die Auffassung, daß (wie sie am 4. Januar 1917 schrieb) „jene Sätze des Reichskanzlers, die seinerzeit durch ihren moralischen Beigeschmack die Bewunderung so vieler Deutschen erregten, ein schwerer politischer Fehler, geradezu ein nationales Unglück gewesen seien". Sie behauptet zwar, „von Anfang an auf diesem Standpunkt gestanden zu haben", in Wirklichkeit aber berichtete sie in einem Artikel, dessen Überschrift „Von Heydebrandt bis Scheidemann" bereits charakteristisch ist, am 5. August 1914:

„Geradezu stürmischer Jubel erschütterte die weite Halle, als der Kanzler das starke und männliche Wort spricht, daß Not kein Gebot kenne . . . ."

Und einige Tage später meint sie:

„Der einfachste Mann auf der Straße hat ein Gefühl dafür, daß wir in diesen Krieg mit Gewalt hineingetrieben worden sind, und daß uns von allen Seiten der Feuerbrand ins Haus geworfen wurde, daß für eine also überfallene Nation nur noch ein Gesetz gelten kann: das Gesetz der Notwehr. Der Reichskanzler hat das in seiner Rede an den Reichstag mit einer Offenheit ausgesprochen, die allein schon jedem Sehenden klarmachen müßte, wie hier Recht und Unrecht sich verteilen."

Schließlich die Kreuzzeitung. Am 2. Januar 1917 stellt sie mit Bedauern fest, daß wir „unsere taktische Stellung in der belgischen Frage durch das unpolitische Wort des Reichskanzlers vom begangenen Unrecht unheilbar verdorben hätten", am 9. August 1914 aber schrieb Otto Hoetzsch:

„Durch die schlichten Worte, mit denen der Kanzler den Einmarsch in Luxemburg und Belgien ankündigte, klangen die friderizianischen Trompeten: das ist wie 1746, damals Sachsen, heute Belgien. Notwehr und Not kennen kein Gebot . . . ." . . .

Die Schaubühne. Herausgeber: Siegfried Jacobsohn, Berlin. 13. Jg., Nr. 1.

„. . . . . Schon vor einigen Jahren . . . . . war an dieser Stelle . . . . . die Rede davon, daß die Freiheit der Presse, eine stolz und laut verkündete Errungenschaft, in Wirklichkeit nie erreicht worden ist. Denn das, was früher der Polizeistaat mit einfacher Gewalt und geradeaus an der Presse verrichtet hat, genau dasselbe, nur schlimmer, weil versteckter, wirkt heut der stumme Befehl des Kapitals, das eifersüchtiger als ein Tyrann über seinen Rechten, Machtbefugnissen und Anmaßungen wacht und niemals duldet, daß seinen Interessen durch seine eigenen Geschöpfe Abbruch geschieht.

So gut und rein die Absichten der Schriftleitung, so stark und klar der Wille und das Ziel der einzelnen Mitarbeiter sein mögen: die Rücksichten auf die Inserenten beherrschen die Zeitung, müssen sie beherrschen, da der Zeitungsbesitzer keinen Augenblick daran denkt, für immaterielle Güter zu arbeiten, sondern immer nur für reale Greifbarkeiten da ist. (Was neben den Inserenten noch die Abonnenten wirken, ist ein besonderes Kapitel; aber der Einfluß der Abonnenten geht mehr auf die Verarbeitung des Stoffes als auf den Stoff selber.) Die Aufgabe Derer, die der Zeitungsverleger anstellt und bezahlt, ist: das Geschäft zu fördern.

Die Ergebnisse liegen der Mitwelt vor. Liest man, wie es erforderlich ist, durch die Zeitung hindurch; achtet man

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf jene Dinge, die nur halb, und auf jene andern, die überhaupt nicht drinstehen; verschmäht man nicht, den Inseratenteil eingehender, als es der Brauch ist, im Zusammenhang mit dem Text zu würdigen: dann erkennt man, daß jede Zeile der Redaktion unbewußt oder halbbewußt im Hinblick auf das Geschäftsunternehmen des Verlegers abgewogen ist. Überall spürt man das Walten des Geldes, das in dem Unternehmen arbeitet, und die freie Meinung kommt höchstens da in der Zeitung zum Ausdruck, wo sie mit den Geschäftsinteressen des Verlegers keinesfalls in irgendeinen Widerspruch geraten kann. Das ist — unter anderm — bei einem Teil der Lokalnotizen, den Produkten des geistleersten Reportertums, auch sonst im Feuilleton und so gut wie völlig auf dem weiten Gebiet der Politik der Fall. Will man erfahren, wo es nicht der Fall ist, entweder garnicht oder doch zu verschiedenen Jahreszeiten nicht der Fall sein kann, dann blicke man in den Anzeigenteil, namentlich der Sonntagsausgabe. . . . . "

Rund um uns

Das stille Antlitz. Im Dresdener Kupferstichkabinett ist seit kurzem eine Ausstellung von Werken Max Klingers, eine Ehrenausstellung zu seinem 60. Geburtstage am 18. Februar.

Seit ihrer Eröffnung stehe ich täglich vor einem Bilde, das ich vor vielen Jahren kennen lernte, als ich noch ein halbes Kind war. Nun ich es zum ersten Male wiederfinde, erschüttert es mich so tief wie damals. Es ist eine Kreidezeichnung, die Studie der Magdalena zum großen Kreuzigungsbilde.

Heute finde ich zwei Beschauer vor dem Blatte, einen alten Mann mit weißem Haar und eine dunkle, ernstblickende Frau, wohl seine Tochter. Er hat die Hand auf ihren Arm gelegt und spricht eindringlich auf sie ein:

„Sieh dies Gesicht! Du wirst es so wenig vergessen können wie ich. Es ist nichts als Schmerz. Aber bedenke auch, was ihr geschehen ist! Sie hat das Schreckliche mit ansehen müssen, wie sie den Barmherzigen, der sich in ihrer Sündenangst zu ihr beugte, ans Kreuz schlagen, wie er in seiner furchtbaren Marter hängt und leidet. Das hat sie überwältigt."

Die Frau steht lange in stummer Betrachtung. Dann schaudert sie leicht.

„Ihr graut vor den Menschen!" sagt sie.

Aber der Alte schüttelt den Kopf.

„Sie hat ein unsägliches Erbarmen mit den Menschen! Weiß sie doch, wie leicht man sündig werden kann."

Dann gehen sie.

Ich bleibe allein zurück, selbstvergessen im Anblick des Hauptes verloren, das so weit zurückgesunken ist, nicht gewaltsam, nur wehrlos und ohne Widerstand. Der alte Mann hat recht, das Gesicht mit den wie im Schlaf geschlossenen Augen ist nichts als Schmerz. Aber ich verstehe das nicht, trägt es doch nicht den leisesten Schmerzenszug. Es ist vollkommen still, das ist das Wunderbare, — die Stirn faltenlos, der Mund mit kaum merklich verzogenen Winkeln ganz sanft geschlossen.

Noch klingen die Worte in mir nach: „Sie hat ein unsägliches Erbarmen mit den Menschen! Weiß sie doch, wie leicht man sündig werden kann."

* * *

Wie leicht man sündig werden kann! Das ist's. Die ganze Menschheit ist in Schuld gefallen. Kein Wunder, daß das Grauen kommt, das zu Gott spricht:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Ich schäme mich vor Dir, ein Mensch zu sein!" Aber wir versündigen uns, wenn wir nur schaudern; das Grauen muß zum Mitleid werden, das Mitleid zur helfenden Tat.

Wie oft beneiden wir die, die mitten in allen Schrecken Hilfe bringen, die Träger, die die Opfer bergen, die Schwestern in den Lazaretten, die Ärzte, — die vor allem, die Tag für Tag ein Leben nach dem anderen retten! Wir am Rande des Geschehens sind hilflos und können nichts tun. —

Doch das ist nicht wahr! Die für uns kämpfen und bluten, leiden ja nicht allein. Die ganze Welt schreit nach unserem Mitleid. Wir können geben, mit vollen Händen, wenn wir nur wollen. Und das ist die Erlösung von dem unerträglichen Druck, das einzige Glück, das selbst jetzt noch möglich und würdig ist. Es steht immer ein Mensch neben uns, dicht an unserer Schulter, dem wir helfen können, und sei es nur mit einem Wort, einem Blick, einem liebevollen Gedanken.

Die Gedanken der Liebe sind eine Macht, die wir nicht messen können; sie triumphieren mitten im Kriege. Auf ihnen beruht unser Beten für die Freunde, die unsere schützende Tat vielleicht nicht erreichen kann, für die fremden Brüder in ihrer Not, für den sterbenden Feind. Sie gehen nicht verloren. Sie erreichen Gott und schlagen an seine Brust. Sie kürzen die Prüfung.

Das Schicksal der Welt hängt in der Schwebe. Wir werfen unsere Gedanken der Liebe in die Wagschale, die das Gute wägt, und sie sinkt schwer herab in die bereiten Hände Gottes. — —

Ich stehe noch immer vor dem stillen Angesicht, das schuldig ward, und das der Schmerz entsündigt hat. Nun ist es das Antlitz einer Heiligen, das von Erbarmen leuchtet.

Gedanken des Friedens ziehen durch meine Brust. Ich möchte hinaustreten auf den Markt und zu den Menschen reden:

„Liebet euch untereinander!"

Melanie Ebhardt.

Aus Feldpostbriefen. (V. d. Z. genehmigt.)

1. „. . . Ein sehr großer Teil meiner Kameraden im Felde beschäftigt sich häufig mit der bangen Frage: Wie wird es nach dem Kriege? Wird es in Deutschland politisch vorwärts gehen, oder wird sich der deutsche Michel wieder die Zipfelmütze über die Ohren ziehen und von neuem schlafen legen? Was aus den von uns besetzten feindlichen Gebieten wird, ist eine Frage, die tatsächlich wohl für viele Kriegsteilnehmer weit in den Hintergrund tritt, und auch die Frage der Kriegskostenentschädigung und Schuldentilgung verschwindet hinter der Sorge um das innerpolitische Wohlergehen des deutschen Volkes.

Aller Voraussicht nach wird ja der Krieg ein für uns günstiges Ende haben. Da liegt dann die Gefahr sehr nahe, daß an dem bisherigen „System", das sich ja „bestens bewährt" hat, nicht nur nichts geändert wird, sondern daß sogar Reformen rückschrittlicher Natur eingeführt werden."

2. „Vielen Dank sage Ihnen für die regelmäßige Zusendung des Vortrupp. Der Vortrupp ist mir im Felde eine Lektüre geworden, die ich nicht mehr vermissen möchte. Mit Spannung erwarte ich schon immer die nächste Nummer. Mit großem Interesse habe ich den Artikel unseres Mitarbeiters Herrn Fidelis gelesen.

In aller Kürze möchte ich meine Gedanken zusammenfassen in den Worten: Wir wollen Ruhe haben im Lande, gesichert sein vor Hetzern und Schwätzern. Und zwar solange, bis unser Ziel, dem Gegner unseren Willen aufzuzwingen, gelungen ist. Durch innere Unruhe wird der Krieg verlängert, und uns kostet es das Leben."

3. „. . . Als einer, der von Anfang an zum Vortrupp gehalten und schon vor seinem Bestehen in seinem Sinne gewirkt hat, möchte ich Ihnen anläßlich des Aufsatzes in Nr. 20/V. (Ponickau, „Die Feuerprobe der Enthaltsamkeit") bezeugen, daß es möglich und tatsächlich

ist, daß Abstinenten auch im Felde durchhalten.

Ohne Korpsstudent zu sein, habe ich mir erlaubt, als Kriegsfreiwilliger einzutreten, auszurücken und bis zu meiner Verwundung 5 Monate im Feld zu stehen ohne Alkohol.

Mein Regiment lag in Polen. An trinkbarem Wasser war oft Mangel und im allgemeinen galt, daß nur Abgekochtes genossen werden dürfe. Man mußte sich an das von der Feldküche ausgegebene Getränk halten. Ich habe, wie auch mein Bruder, Kriegsfreiwilliger stud. iur., dennoch durchführen können, auch den mit Schnaps versetzten Kaffee oder Tee, wie er manchmal gereicht wurde, nicht zu genießen. (Nebenbei: Auch Leute, die sonst Alkoholisches nicht zurückwiesen, waren gegen diese Art Mischgetränke.)

Es gilt: „Die Enthaltsamkeit hat ihre Feuerprobe im Weltkriege bestanden."

* * *

Daß der Vortrupp gewagt hat, der politischen Frage der Kriegsziele Raum zu gewähren, hat mich überrascht. So, wie er es getan hat, war ich darüber erfreut; denn es ist meine Überzeugung und ich betone es warm und wo ich kann: ‚Daß nicht für alle Zeiten in dem was man Politik nennt, die Ethik die nichtige oder doch unendlich geringe Rolle spielen darf, die sie bis dort spielt.' (Fidelis, Nr. 18.)

Da ich noch nicht Vollbürger bin und zudem noch Soldat, unterlasse ich jede ins Einzelne gehende Politik, kann mich aber nicht enthalten, schon jetzt zu den in ihr geltenden Grundsätzen Stellung zu nehmen, deren allgemeinsten ich eben berührt habe, deren besonderen in der Frage der Kriegsziele ich als Kriegsfreiwilliger mir das Recht nehme, zu beurteilen:

Ich bin ausgezogen, den Bestand des Vaterlandes in Notwehr zu verteidigen. Das war mein Kriegsziel bei Kriegsanfang, das ich allein ethisch rechtfertigen konnte. Wie sollte ich heute dazu kommen, ein anderes Kriegsziel aufzustellen, ohne unethisch zu werden?"

Bewußtes Deutschtum? Wenn jemand in den gewaltigen Zeitereignissen nach einer Bestätigung der Richtigkeit eigener Anschauungen sucht und alsbald Beweise für das Zutreffende seiner Überzeugung findet, so ist das, rein menschlich betrachtet, ohne weiteres zu verstehen. Wenn einer dabei aber erkennen läßt, daß er, alltäglicher Erfahrung zum Trotz, seine Beobachtungen gleichsam im luftleeren Raum macht, sollte er von Rechts wegen seine „Beweise" in des Busens tiefsten Tiefen bewahren.

Solcherlei billigen und eigentlich selbstverständlichen Grundsätzen sind seit Kriegsbeginn viele neunmalweise Schulmänner nicht gerecht geworden, als sie die vaterländische Bewährung ihrer ehemaligen Schüler für den sichersten Beweis der Güte namentlich der deutschnationalen Seite der Schulbildung und der Erziehung überhaupt darstellten. Wer zählt sie, die endlosen „Feststellungen", wie sich bei Kriegsausbruch „mit einemmal vaterländische Erkenntnis in Taten umgesetzt habe", oder wie „haltlos das Gerede derer gewesen sei, die meinten, die Jugend vornehmlich der sogenannten besseren Kreise habe durch die Ausländerei in Schule und Haus, im öffentlichen und privaten Leben, Schaden an ihrem nationalen Empfinden genommen"!

Mag sein, daß der Eine oder der Andere voreilig urteilte, wenn er an der Jugend schon verzweifelte, wo sie in Wahrheit von der Bläsße undeutscher Denkweise nur angekränkelt war. Wer aber genau prüft, kann sich nicht verhehlen, daß jene Schulmänner mit ihrer rückschauenden Betrachtung besser getan hätten, sich weniger prophetenhaft zu geben.

Keine lange verstandesmäßige Erwägung war es, die in den Tagen der Kriegserklärungen zahllose Freiwillige zu den Fahnen eilen ließ. Wohl mag mancher Kühldenkende von der Woge der allgemeinen Begeisterung mitfortgerissen sein: aber wer will sich erkühnen, anzugeben, wieviel die vater-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ländischen Lektionen in Schule und Haus zu der elementaren Gewalt der Volkserhebung beigetragen haben? Und gar erst die harten Anforderungen des langen Schützengrabenkrieges an die sittlichen Kräfte des Einzelnen! —

Bezeichnend für die selbstzufriedene Beweisführung derer, die unendlich viel mehr ernten möchten als sie jemals säen können, ist die Überschätzung der Verstandesbildung wie überhaupt der Wirkung der erzieherischen Tätigkeit auf die Lebensführung im großen wie im kleinen. Zwar hat schon vor anderthalbhundert Jahren Rousseau darauf hingewiesen, wie töricht es sei, das Kind mit Vernunftgründen erziehen zu wollen, solange die Vernunft noch nicht ausgebildet sei. Aber dessenungeachtet herrscht nicht nur bei zahllosen Eltern, sondern nicht minder bei sehr vielen Berufserziehern eine ungerechtfertigte Überschätzung gerade der nationalen Erziehungswerte, die mit Hilfe von Wort und Schrift dem jungen Geschlecht übermittelt werden.

Es liegt mir fern, zu behaupten, unsere deutsche Erziehung und Bildung im ganzen genommen habe nicht auch ihren wesentlichen Anteil an den verschiedensten persönlichen Leistungen unserer Volksgemeinschaft während des Krieges. Nur scheint es mir unverantwortlich, wenn von gewissen Seiten Verstand und Gefühl in dieser Beziehung zu ungerecht bewertet werden. Man müßte aber von allen guten Geistern verlassen sein, wollte man wähnen, der Krieg habe den endgültigen Beweis für die Vortrefflichkeit unserer Schulbildung gerade nach der deutsch-nationalen Seite erbracht.

Bliebe die Frage: worin besteht Wesen und Ziel künftiger deutsch-nationaler Bildung und Erziehung? Wenn sie doch keine ausschlaggebende Wirkung auf den Einzelnen in Zeiten des Kampfes und der Not hat, verdient sie dann, daß wir uns ernstlich um sie bemühen? Darüber vielleicht ein anderes Mal.

Hans Offe.

Der Bund für Vogelschutz hielt am Jahresschlusse in Stuttgart seine 7. Mitgliederversammlung ab, die an Stelle der erkrankten Vorsitzenden Frau Hähnle von Prof. Dr. Miller geleitet wurde. Aus dem Jahresberichte ergibt sich, daß der Bund trotz des Krieges noch mehr als 40000 Mitglieder zählt und eine umfangreiche Vogelschutz-Arbeit leisten konnte, an der sich auch zahlreiche im Felde stehende Mitglieder beteiligten. Mit der Kriegsernährungsfrage hängt die Zulassung des leidigen Dohnenstiegs zusammen; dabei werden die erbeuteten „Leckerbissen" in erster Linie solchen Kreisen zugute kommen, die von Kriegsnot ohnehin nichts verspüren. Der Bund besitzt nunmehr über 50 Vogelschutzgebiete, die in bezug auf Tier- und Pflanzenwelt zum Teil wahre Schatzkästlein bedeuten, wie die Insel Hiddensoe in der Ostsee und namentlich das Banngebiet am Federsee. Die Vorsitzende des Bundes wurde im Berichtsjahre dadurch besonders geehrt, daß ihr Prof. Dr. Braeß in Dresden das hervorragende Werk „Heimatliches Vogelbuch" gewidmet hat. Umfangreiche Vorarbeiten für die künftige Friedenstätigkeit des Bundes sind schon getroffen: es liegen eine größere Anzahl von Bewegungsbildern und anderen Naturaufnahmen vor, die den Bund in den Stand setzen, eine Aufklärungsarbeit zu leisten, wie sie sonst kaum geboten wird. Dr. J. Fischer, der Verfasser des Werkes „Die Vogelwelt Württembergs", hat einen erfreulichen Anfang mit Lichtbildervorträgen in Schulen und Lazaretten gemacht. Die Winterfütterung der Vögel mußte leider aus Mangel an Futtermitteln aufs äußerste eingeschränkt bleiben. Die Geschmack- und Herzlosigkeit auf dem Gebiete der Hutmode erfordert noch umfangreiche Aufklärungsarbeiten. Es wurde der Versammlung ein Hut vorgelegt, der mit den vollständigen Bälgen von sieben Meisen „geschmückt" war. Wir haben mehrfach auf die bedeutsame Tätigkeit des Bundes für Vogelschutz aufmerksam gemacht und würden uns freuen, wenn aus dem

„Vortrupp"-Leserkreise recht viele Freunde daran sich beteiligen wollten. Die Geschäftsstelle des Bundes für Vogelschutz ist Stuttgart, Jägerstr. 34.

Vortrupp.

Unser Freund Hans Paasche bittet uns um den Abdruck der folgenden Erklärung:

Waldfrieden, den 29. 1. 1917.

Auf einem dem „Vortrupp" 1916, Nr. 18, beigelegten Zettel wird von der Schriftleitung mitgeteilt, ich sei „aus dem Herausgeberverband des Vortrupp ausgeschieden", weil ich „in der Frage der Kriegsziele" „weiter links stehe" als die Schriftleitung und der Vortrupp-Mitarbeiter Fidelis. Da in dem Hefte, dem der Zettel beilag, ein Aufsatz dieses Fidelis erschien, in dem die Anhänger der sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft als „die am weitesten links" bezeichnet werden, so ist die Meinung aufgekommen, ich hätte mich zu Ansichten bekannt, die fast nur von jener politischen Fraktion vertreten werden. Diese Meinung ist aber ganz irrig.

Ich habe zwar den bekannten Aufruf der „Zentralstelle Völkerrecht" unterschrieben; dieser Aufruf aber ist frei von jeder parteipolitischen Tendenz, ist von Anhängern verschiedener politischer Parteien unterschrieben worden und hat auch in Kreisen, die den jetzigen politischen Parteien fern stehen, begeisterte Zustimmung gefunden.

Ich selber gehöre überhaupt keiner der jetzigen politischen Parteien an.

Mein Rücktritt erfolgte, weil ich einige der von Fidelis in seinen ersten Aufsätzen geäußerten Ansichten allerdings nicht teilen kann.

Hans Paasche.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Zitzen, Dr. Emil: Die Lebensmittelversorgung der Städte. Volksvereins-Verlag, G. m. b. H., M.-Gladbach.

Siemering, Dr. Hertha: Fortschritte der deutschen Jugendpflege von 1913 bis 1916. Heft I der Vierteljahrshefte des Archivs deutscher Berufsvormünder (Fortschritte des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge). Herausgegeben von Prof. Dr. Chr. J. Klumker. Julius Springer, Verlag, Berlin.

Henseling, Robert: Stubenbüchlein für 1917. Mit einem Beitrag von Dr. H. H. Kritzinger. Mit 55 Abbildungen. M. 1.—. Kosmos Gesellschaft der Naturfreunde. Francksche Verlagshandlung. Stuttgart.

Paur-Kattowitz, Friedrich: Der Heimstättenbau des Arbeiters auf dem Lande und Kriegerheimstätten. Wie spart man beim Hausbau die Hälfte der Maurerkosten? Mit über 100 Abbildungen. M. 1.80. geb. M. 2.50. Heimkultur-Verlagsgesellschaft m. b. H., Wiesbaden.

Perls, Martin: Schlafzimmer-Wahl und Gesundheit. Ein neues Gebiet der Wünschelruten-Technik. M. 0.80. Melchior Kupferschmid. München.

Schmalfuß, Hans: Kriegsblind. M. 0.20. Andreas Münch, Buch- und Kunsthandlung, Nürnberg.

Zeiler, A.: Gesetzliche Zulagen für jeden Haushalt. M. 1.20. J. Heß, Stuttgart.

Müller, Alfred Leopold: Praktische Gedächtnispflege. Mit 8 Abbildungen. Erstes bis zehntes Tausend. M. 1.60 Franckshe Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1917.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: i. V. Franziskus Hähnel Hamburg Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 5 1. März 1917

Unbillige Anklage.

Berlin, den 22. Februar 1914.

Die Zensur kann nicht beliebt sein; die Aufgabe, für die sie da ist, schließt das aus. Aber was auch sie fordern darf, ist dies, daß man sie nicht unbillig anklage. Ich will heute von einem Falle reden, wo eine politische Gruppe die Zensur unbillig angeklagt h a t.

Was ich zunächst zu berichten habe, ist Einleitung; es soll den Leser in das geistige Klima der Gegend einführen, in der wir heute wandern werden.

Unter Dem, was die Alldeutschen in der letzten Zeit gesagt und getan haben, leuchten die folgenden vier Dinge besonders hervor:

Am 3. Februar hat der Vorsitzende des Alldeutschen Verbandes in einem öffentlichen Vortrage in Hamburg gesagt:

„Wir können Gott auf den Knien danken, daß unser Friedensangebot zurückgewiesen ist."

Zweitens: Bekanntlich hat sich auch unser Kaiser mit voller Wucht zu der Deutschen Tat vom 12. Dezember und zu seinem persönlichen Anteil daran bekennen wollen. Deshalb ist Mitte Januar in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" der Brief veröffentlicht worden, den der Kaiser in dieser Sache an den Reichskanzler gerichtet hatte. Der Brief lautet ja so:

„Neues Palais, 31. Oktober 1916.

Mein lieber Bethmann!

Unsere Aussprache habe ich noch nachträglich überdacht. Es ist klar, die in Kriegspsychose befangenen, von Lug und Trug im Bann des Kampfes und im Haß gehaltenen Völker unserer Feinde haben keine Männer, die imstande wären, die den moralischen Mut besäßen, das befreiende Wort zu sprechen. Den Vorschlag zum Frieden zu machen, ist eine sittliche Tat, die notwendig ist, um die Welt — auch die Neutralen — von dem auf Allen lastenden Druck zu befreien. Zu einer solchen Tat gehört ein Herrscher, der ein Gewissen hat und sich Gott verantwortlich fühlt und ein Herz hat für seine und die feindlichen Menschen, der unbekümmert um die eventuellen absichtlichen Mißdeutungen seines Schrittes den Willen hat, die Welt von ihren Leiden zu befreien. Ich habe den Mut dazu, ich will es auf Gott wagen. Legen Sie mir bald die Noten vor und machen Sie alles bereit.

(gez.) Wilhelm. I. R.

Über dieses Schreiben des Kaisers hat das amtliche Verbandsorgan der Alldeutschen, die wöchentlich in Mainz erscheinenden Alldeutschen Blätter, am 20. Januar auf Seite 31 das Folgende zu sagen:

> „Wir können es im Interesse der nächstbeteiligten Person in jeder Hinsicht und nach allen Richtungen hin nur auf das tiefste bedauern, daß dieses Schreiben zur Kenntnis der Öffentlichkeit gebracht worden ist."

Sodann: Der klare und vornehme Führer der Konservativen, Herr v. Heydebrand, hatte auf eine Anfrage, welche Kriegsziele er habe, geantwortet:

> „Sie fragen mich nach meiner Meinung über die Kriegsziele. Da scheint mir nun der Zeitpunkt, da alles auf der Schneide des Schwertes steht, da alles von unsern militärischen Erfolgen der nächsten Zeit abhängt, wie gerade jetzt, für eine allgemeine Kriegsbetrachtung wenig günstig. Denn der Gang jener Entwicklung bietet die naturgemäße Grundlage jedes sonstigen Kriegszieles."

Die Alldeutschen Blätter vom 20. Januar haben auf Seite 30 daraufhin Herrn v. Heydebrand eine scharfe Rüge erteilt und

> „die Mehrheit aller Deutschen in Heimat und Feld"

als Eideshelfer gegen ihn angerufen.

Viertens: Die Alldeutschen stoßen bekanntlich andauernd den Ruf nach „neuen Männern" an der Spitze der Reichsregierung aus. Der Genauigkeit wegen seien als Beleg hierfür, obwohl die Tatsache ja allbekannt ist, noch die Alldeutschen Blätter vom 30. Dezember Seite 2 und vom 20. Januar Seite 42 angeführt. In dieser ihrer Berufstätigkeit ist nun den Alldeutschen ganz kürzlich ein Werk gelungen, das alles in der Art bisher Gemessene so hoch überragt, wie der Turm zu Pisa eine Fischerhütte. Leider zieht das Gebot des Krieges (für dessen Dauer) über diese Hochtat einen Schleier; es kennt sie aber, wer die Alldeutschen Blätter liest.

Zu diesen vier Dingen, über die ich hier einleitenderweise berichte, als solchen wäre kurz noch Dies zu sagen:

Als ich zuerst in der Zeitung las, daß der Vorsitzende des Alldeutschen Verbandes jenes, von mir als Erstes genannte, Wort in Hamburg gesprochen habe, habe ich diesen Zeitungsbericht für eine Verleumdung gegen den Redner gehalten. Denn es gibt Dinge, die man auch vom Gegner ungern glaubt. Da es aber jetzt leider endgültig feststeht, daß er das Wort wirklich gesprochen hat, so ist darüber nichts weiter zu sagen, als das, was die „Neue Hamburger Zeitung" am 7. Februar darüber geschrieben hat:

> „Man kann um die Nützlichkeit und Notwendigkeit und Erfüllbarkeit gewisser Kriegsziele rechten, man kann sich über die Beschaffenheit unserer Politik und die Eignung ihrer verantwortlichen Lenker zu diesem

Amt zur Not auch während des Krieges auseinandersetzen, mehr allerdings wohl zur Freude des Auslands als zum Nutzen der Heimat. Der Befriedigung aber, daß die Schrecken und die Leiden dieses furchtbarsten aller Kriege noch fortdauern müssen, dürfen nur Diejenigen Ausdruck geben, die in den Schützengräben liegen. Oder die Frauen, die stündlich um ihre Söhne und Gatten bangen. Wir zu Hause wollen, wie jene draußen, die unabwendbare Not mit zusammengebissenen Zähnen tragen, denen aber, die in wohlgeheizten Sälen fern vom Granatenhagel sitzen, sollte es gegen das Gefühl gehen, dergleichen Worte zu sagen."

Was dann jenen Brief unsres Kaisers an den Kanzler angeht, den Brief, den der Kaiser zur Vorbereitung der Deutschen Tat vom 12. Dezember geschrieben hat, so hat erst vor wenigen Tagen — in Wien — der Kaiser selbst zu dem Dichter Hans Müller Das darüber gesagt, was jeder natürlich empfindende Mensch, und, mit Ausnahme der berufsmäßigen Frondeure, überhaupt jeder Deutsche darüber denkt:

„Dieser Brief mußte geschrieben, dieser Schritt mußte getan werden. Jetzt weiß doch die ganze Welt, wer Diejenigen sind, welche der Menschheit weitere Qualen auferlegen."

Betreffend Herrn v. Heydebrands sehr verständiges Wort und die alldeutsche Rüge, die er dafür erhalten hat, dürfte die Sache so liegen, wie sie der nationalliberale (aber nicht Bassermannsche) Reichstagsabgeordnete Dr. Junck kürzlich im Leipziger Tageblatt dargelegt hat:

„Niemals in der deutschen Geschichte dürfte es dringlicher gewesen sein, die Autorität des führenden Staatsmannes zu stärken als jetzt. Nach diesem Satze handeln unsre Hauptfeinde. Sind die Deutschen minder reif für große politische Momente? Darum lasse man nun alle Erörterungen über Friedensziele, Kriegskostenentschädigungen, über Diktierfrieden und andere Dinge, deren Voraussetzungen wir uns erst erkämpfen müssen unter dem Aufgebot unserer ganzen Kräfte. Insbesondere Untersuchungen über sogenannte Friedens- oder Kriegsziele mögen wertvolles Material sein für Diejenigen, die am Tage des erkämpften Sieges noch übrig sein werden, und können, so betrachtet, gewiß nicht nutzlos angestellt worden sein. Aber schärfster Zurückweisung bedürfen Aussprüche wie: Der Krieg sei verloren, wenn dies oder jenes nicht erreicht sein werde. Wir halten dies für ein Unrecht gegenüber denjenigen unserer Volksgenossen, die jetzt zum letzten Kampfe ausziehen. Sie ziehen aus nicht um bestimmter ‚Ziele' willen, sondern um das Vaterland zu retten und um zu siegen. Von der Warte des errungenen Sieges aus — aber erst von dort aus! — wollen wir gemeinsam beraten, was nötig ist, damit Deutschland sicher und frei atmen könne!"

Anlangend endlich den gewaltigen, wie gesagt, bedauerlicherweise, solange der Krieg dauert, nicht entschleierungsfähigen, alldeutschen „Durchbruchsversuch" gegen den Kanzler — ja es gibt Menschen, die selbst diese Leistung für ziemlich verschwindend halten gegenüber etwa der machtvollen Vertrauenskundgebung, die der Kanzler Mitte Januar,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gerade auch auf Grund der Deutschen Tat vom 12. Dezember, von den deutschen Gewerkschaften aller Richtungen erhalten hat. Es ist unleugbar wahr, was damals der „Vorwärts" schrieb:

> „Es ist gewiß ein ungewöhnlicher Vorgang, daß sich die Vertreter der Arbeiterklasse in solcher Weise an die Vertreter von Mächten wenden, mit denen sie oder doch wenigstens ein sehr bedeutender Teil von ihnen, sich bis zum Ausbruch des Krieges in stetem Kampf befunden haben. Aber die gegenwärtige Lage rechtfertigt einen Schritt, der gerade wegen seiner Ungewöhnlichkeit auch im Ausland starkes Aufsehen erregen muß."

Diese Dinge haben, wie gesagt, für mich heute nur einleitende Bedeutung: ich will, durch das helle Beleuchten dieser neuesten Einzelheiten aus der alldeutschen Agitaton, hier nur ein scharfes Schlaglicht werfen auf diese gesamte Agitation, von der ich hier schon mehrfach gesprochen habe. Die besteht ja gegenwärtig in dem unentwegten Kampfe gegen den Reichskanzler; dieser Kampf geht auch nach der Entscheidung vom 31. Januar unentwegt weiter, erst am 10. Februar brachten die Alldeutschen Blätter den Aufruf zu einer neuen großen, systematischen Werbetätigkeit, der in dem gesperrt gedruckten Satze gipfelte:

> „Nun wollen wir auf der ganzen Linie einen großen einheitlichen Schlag führen."

Und gleich darauf ist in Berlin ein neues großes alldeutsches Verlagsunternehmen mit zwei Millionen Kapital gegründet worden: Die „Neudeutsche Verlags- und Treuhand-Gesellschaft m. b. H." — Der Kampf geht deshalb weiter, weil sich der Kanzler nicht auf die alldeutschen Kriegsziele festlegen will (und kann), die ich hier in Nr. 2 von diesem Jahre auf Seite 40 wiedergegeben habe, und deren Durchführung, wie jeder ruhig Blickende ohne weiteres sehen kann, unter allen Umständen noch einen Krieg von mindestens einem halben Jahrzehnt und dementsprechend den Tod und die Verstümmelung von noch einigen Millionen Deutscher und Bundesgenossen verlangen würde. Und ferner mögen die Alldeutschen den Kanzler auch deshalb auch jetzt noch nicht, weil er sich zu Menschheits- und Kulturinteressen bekennt; Näheres darüber kann man in meinem Aufsatze in Nr. 3 dieses Jahrganges finden. Daß es übrigens bei allen diesen Dingen letzten Endes um den Kampf gegen den verhaßten Träger des Gedankens der „Neuorientierung" geht, ist hier in Nr. 20 von 1916 dargelegt worden.

Worin ich die sachliche Gefahr solcher Agitation sehe, habe ich hier das vorige Mal ausgeführt: Nicht etwa darin, daß noch während dieses Krieges eine „alldeutsche" Politik in Deutschland zur Herrschaft kommen könnte: Denn die würde den Frieden eben noch um mindestens fünf Jahre hinausschieben, und keine deutsche Regierung ist denkbar,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die das unternähme, kein Reichstag, der einen Pfennig Kriegskredit dafür bewilligte, kein Bundesgenosse, der eine solche Politik mitmachte. Aber die Gefahr dieser Agitation liegt darin, daß sie bei einer Menge nicht selbstnachdenkender und leicht beeinflußbarer Menschen ein völlig falsches Bild über das hervorbringt, was, auch nach dem 31. Januar 1917, tatsächlich erreicht werden kann. Diese Leichtgläubigen sind dann später furchtbar enttäuscht, wenn die Wirklichkeit ihre Träume zerreißt, und ihr inneres Verhältnis zu dem kommenden Frieden, so wie er tatsächlich werden kann, wird so von vornherein vergiftet. Und dann ist nach dem Friedensschluß die wundervollste Gelegenheit gegeben, auszumalen, was die „schlappe" Regierung alles hätte erreichen können, wenn sie nur den „starken Männern" gefolgt wäre, oder vielmehr, wenn sie selbst aus diesen „starken Männern" bestanden hätte. Womit denn in die erste Friedenszeit eine Verwirrung hineingetragen werden kann, die den nötigen Neuaufbau und die nötige Neuorientierung sehr erheblich zu hindern vermag.

Dieses Gesamtbild der Sachlage wolle man festhalten, wenn man mir nun in die Prüfung des Gegenstandes folgt, der heute mein eigentliches Thema bilden soll:

Dreimal innerhalb weniger Monate hat sich das verbandsamtliche Organ der Alldeutschen, die Alldeutschen Blätter, darüber beschwert, daß die alldeutsche Agitation durch die Zensur ganz unzulässig beschränkt werde.

Zuletzt noch ganz kürzlich: Am 20. Januar auf Seite 37 behaupteten sie, daß

„deutsche Publizisten"

ihrer Richtung

„in jeder Weise gehindert"

werden. Und etwas früher ist diese Anklage noch viel schärfer zugespitzt worden: Am 7. Oktober heißt es, auf Seite 382, daß

„eine freie und von der Auffassung der leitenden Stellen abweichende, vor allem aber temperamentvolle Beurteilung der politischen Lage und der etwa getroffenen Maßnahmen unmöglich gemacht ist".

Und am 4. November wird dann auf Seite 425 die Anklage in aller Form dahin erhoben,

„daß denen, die mit der Führung unsrer politischen Reichsgeschäfte nicht einverstanden sind, durch das Walten der vom Reichskanzler geleiteten Zensur jede Möglichkeit genommen ist, ihre Meinung öffentlich zu vertreten".

Also: die Zensur wird vom Reichskanzler geleitet, und sie nimmt den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alldeutschen jede Möglichkeit, ihre Meinung öffentlich zu vertreten. Vor allem unterbindet sie ihnen jede temperamentvolle Äußerung.

Darf man da zunächst auf einen kleinen, am Tage liegenden, Irrtum hinweisen: Die Zensur wird nicht „vom Reichskanzler geleitet"; sie ist weder in der Hand des Reichskanzlers zentralisiert, noch in der Hand von irgend jemandem anders. Wir haben vielmehr so viele verschiedene selbständige Zensurbehörden, wie wir stellvertretende Generalkommandos haben. Dieser Zustand bewirkt das, was im Januar, in anderm Zusammenhange, der preußische Landwirtschaftsminister im Abgeordnetenhause ausgesprochen hat:

> „Ein Kodex des Burgfriedens existiert bis heute nicht. Was Burgfriede ist, ist wesentlich Sache des Gefühls."

Aber jedenfalls: Der Zustand ist so. Der Kanzler also kann gewiß nichts dafür, wenn die alldeutsche Agitation durch die Zensur unzulässig beschränkt werden sollte.

Um nun aber festzustellen, ob diese alldeutsche Anklage gegen die Zensur sachlich begründet ist, möchte ich im folgenden den Stoff darlegen, den hierzu allein schon diejenigen Nummern des alldeutschen amtlichen Verbandsorgans bieten, die erschienen sind seit Rumänien in den Krieg eintrat. Das sind also die Nummern der Alldeutschen Blätter, die vom September 1916 bis zum Februar 1917 erschienen sind. Ich gebe daraus lauter wörtliche Anführungen unter genauer Angabe des Erscheinungstages und der Seite; dem Zitat setze ich jedesmal die beiden Buchstaben A. B. voran.

Die von mir angeführten Äußerungen stehen in den Alldeutschen Blättern in verschiedenen Einkleidungen: Bald treten sie unmittelbar als Urteil der Schriftleitung oder des Aufsatzschreibers auf, bald sind sie Teile eines Berichtes über alldeutsche Äußerungen in alldeutschen Versammlungen. Oder es sind Anführungen eines andern Preßorgans, denen die Schriftleitung der Alldeutschen Blätter zustimmt. Oder endlich diese Schriftleitung gibt einen Ausspruch eines verstorbenen Staatsmannes (etwa Bismarcks) oder eines verstorbenen Dichters (etwa Arndts oder Raabes) wieder und erklärt dann dieses Urteil des Verstorbenen für anwendbar auf die gegenwärtigen Gegner der Alldeutschen. Die Gegner, die so bekämpft werden, sind also die, die in der Frage, die am 31. Januar entschieden worden ist, im Gegensatz zu den Alldeutschen das Urteil der Unverantwortlichen nicht für maßgebend hielten. Diese Gegner sind ferner die, die in der Kriegszielfrage nicht mit den Alldeutschen gehen. Und es sind drittens die, die — mit dem Kanzler — auch die Vertretung von Menschheits- und Kulturinteressen für notwendig halten. Es sind die, die sich zu der Deutschen

Tat vom 12. Dezember bekennen. Und endlich die, die, wie die Alldeutschen es hübsch ausdrücken,

„am Leitseil der Neuorientierung laufen".
A. B. 3. Februar, S. 54.

Wer die von mir gegebenen Zitate nachprüft, der wird auch finden, daß der in solchen Fällen übliche Einwand, sie seien „aus dem Zusammenhang gerissen", hier keinen Sinn hat. Denn in jedem denkbaren Zusammenhange bedeuten sie dasselbe — und außerdem ist der „Zusammenhang" hier immer der gleiche.

Beginnen wir mit allgemeinen Ausdrücken, die die Alldeutschen Blätter für ihre Gegner anwenden.

Die Gegner sind die

„Schutztruppe Herrn v. Bethmann Hollwegs".
A. B. 13. Januar, S. 22.

Ihre Zeitungsmänner heißen

„die Pressetrabanten Herrn v. Bethmann Hollwegs".
A. B. 14. Oktober, S. 397.

Die Gegner tragen auch den Namen

„Unsere süße Demokratie". A. B. 2. September, S. 338.

Eine ihrer Eigenschaften ist

„eine wehleidige Weichlichkeit, gepaart mit ängstlicher Versöhnungseile". A. B. 2. September, S. 340.

Die Gegner äußern sich unter anderm durch (gesperrt gedruckte)

„Wortschwälle und bewegliches Lamentieren".
A. B. 6. Januar, S. 13.

Bei dem Erscheinen der letzten Note des Zehnverbandes

„gackern sie durcheinander wie ein Schwarm Hühner, in den der Habicht stößt". A. B. 20. Januar, S. 33.

Gehen wir über zu der Beurteilung, die die Alldeutschen Blätter dem sittlichen Werte ihrer Gegner zuteil werden lassen. Folgt man den Alldeutschen Blättern, so zeichnen sich diese Gegner vor allem durch zwei Eigenschaften aus: durch Mangel an Wahrheitsliebe und durch Fehlen von Idealismus.

Die Gegner arbeiten mit

„fortgesetzten, verleumderischen Ausstreuungen über den Alldeutschen Verband". A. B. 10. Februar, S. 65.

oder anders ausgedrückt

„man lügt auch dem guten Michel so viel über die Alldeutschen vor, daß sich die Balken biegen".
A. B. 6. Januar, S. 15 und 13. Januar, S. 23.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Gegner haben

„wissentliche Entstellungen und Verdrehungen zusammenge—schrieben".

A. B. 14. Oktober, S. 398.

Weiter:

„Die gegnerische Presse"

stellt eine Behauptung

„wider besseres Wissen"

auf, sie arbeitet mit

„gefälschten Stimmungsberichten"

und sie macht

„Fälschungsversuche". A. B. 14. Oktober, S. 398/99.

Von dieser „gegnerischen Presse" wird denn auch ganz allgemein gesagt:

„Wir können unsern Lesern deshalb nur nachdrücklich empfehlen, alle aus diesen Blättern stammenden Äußerungen und Meldungen in jedem Falle von vornherein als unwahr zu betrachten und das Gegenteil als richtig anzunehmen. Zeigt sich dann wirklich einmal, daß sie irrtümlicherweise bei der Wahrheit geblieben sind, so ist es immer noch Zeit, ihnen Abbitte zu leisten, — eine Mühe, der man freilich in 99 von 100 Fällen überhoben sein dürfte."

A. B. 14. Oktober, S. 399.

Während es ein andermal wieder kürzer heißt, daß die gegnerischen Zeitungen, die diesmal

„Freisinnspresse"

genannt werden,

„schimpfen und lügen". A. B. 6. Januar, S. 15.

Weiter aber haben die Gegner eine

„mammonistische Lebensauffassung".

A. B. 14. Oktober, S. 395.

Ihr „politisches Prinzip" wird am 3. Februar auf Seite 53ff. der

„Neue Kurs"

oder der

„Caprivismus"

genannt. Nun stammt ja von Caprivi das Wort, daß Wahrheit und Offenheit auch in der auswärtigen Politik zu den wirksamsten Mitteln gehören; und da ist es denn besonders lehrreich, daß die Alldeutschen Blätter von ihren Gegnern, gerade während sie sie als Schüler Caprivis hinstellen, sagen, nichts sei ihnen

„fremder als deutscher Idealismus".

A. B. 3. Februar, S. 56,

was sie weiter dahin erläutern

„an Stelle des Idealismus ist ... auf dem Umwege über einen falsch

begründeten Kulturbegriff ein in ethische Schlagworte gehüllter schonungsloser Materialismus getreten".

A. B. 3. Februar, S. 56.

Auf Gegner von solcher Verlogenheit und von solchem Materialismus, wie es die Gegner der Alldeutschen hiernach sind, ist folgerichtigerweise auch ganz treffend das Wort anwendbar:

„Kastraten des Geistes und Körpers".

A. B. 10. Februar, S. 68.

Was die Alldeutschen Blätter von ihren Gegnern in politischer Beziehung sagen müssen, ist leider um nichts besser: und zwar gilt das von der inneren Politik wie von der äußeren:

Was die gegnerische Presse, besonders

„gegen die sogenannte ‚Kanzlerfronde'"

schreibt, das ist ein

„mit allen Künsten der Tatsachenverdrehung und der bewußten Täuschung geführter Kampf gegen die nationalen Parteien und Kreise unseres Volkes". A. B. 14. Oktober, S. 398.

Das

„Verleumdungs- und Verdächtigungssystem"

der Gegner der Alldeutschen (das wir ja nun schon kennen) soll,

„der Eindruck ist wohl nicht mehr zu verwischen, einer bestimmten politischen Richtung dienen". A. B. 9. Dezember, S. 481.

Die Gesinnung derer, die den Angriffen der Alldeutschen gegen den Reichskanzler entgegentreten, ist

„die Anbiederungssucht einer aus selbstischen Interessen gouvernemental gewordenen Demokratie",

und die Handlungen der so Gesonnenen sind

„überaus lächerliche, aber in ihrer Berechnung doch äußerst frivole Versuche". A. B. 2. September, S. 339.

Was die Gegner der Alldeutschen wollen, das ist

„die Ziele der Regierung Kaiser Wilhelms I. zu Schaden zu bringen". A. B. 3. Februar, S. 53.

Das kann ja auch gar nicht anders sein, denn

„die einzige, die einzigste und nicht einmal zuverlässige Gefolgschaft des Herrn v. Bethmann Hollweg"

wird gebildet von

„allen denjenigen Kräften, welche noch bis vor kurzem jede nationale Notwendigkeit ... auf das entschiedenste abgelehnt und auf das rücksichtsloseste bekämpft haben". A. B. 20. Januar, S. 29.

Jetzt allerdings steht es mit ihnen so, daß sie

„sich im Wettkriechen vor der jetzigen Regierung und selbst vor der ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung' überbieten".

A. B. 3. Februar, S. 54.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kein Wunder, es sind doch auch

„Demagogen, die im Herzen auf Volk und Staat pfeifen und die dem ersteren nur schmeicheln, um sich des letzteren zu bemächtigen".
A. B. 21. Oktober, S. 408.

Übrigens sind diese innerpolitischen Sünden leider gar nicht einmal das Schlimmste, was die Alldeutschen ihren Gegnern vorwerfen müssen: Wenn diese Gegner die Angriffe der Alldeutschen auf die Regierung zurückzuweisen suchen, und dabei dann allerdings in Wirklichkeit einen

„Feldzug gegen die Vertreter konstitutioneller Rechte und einer zielklaren und willensstarken deutschen Politik"

führen, so können die

„Triebfedern"

dazu zwar im

„innerpolitischen Spekulationstrieb"

liegen, aber auch in — —

„der englischen Krankheit". A. B. 2. September, S. 338.

Denn in Wirklichkeit handelt es sich ja um das

„Treiben der Englandfreunde" A. B. 2. September, S. 340,

um die

„gesinnungstüchtigen deutschen Großstadtpflänzchen, die gleich nach dem Krieg eilfertig im Zylinder an der Londoner Börse und im Frack in den Londoner Tingeltangels und Herrenklubs antanzen und um Wiederherstellung der ‚guten alten Beziehungen' betteln und buhlen werden". A. B. 2. September, S. 340,

um das

„Friedensgewimmere der um ihre Londoner Beziehungen besorgten Gschaftlhuber". A. B. 2. September, S. 341.

Kurz es handelt sich um die Leute, die

„im Volke als ‚Engländerpartei' bezeichnet werden".
A. B. 3. Februar, S. 55.

Und auf Leute mit einer derartigen landesverräterischen Gesinnung kann man doch schließlich, ohne zu übertreiben, das Wort anwenden,

„daß sie um das Gewand der alten Mutter Germania würfeln wie die Kriegsknechte um den Rock des Herrn".
A. B. 10. Februar, S. 68.

Diese Tonart bleibt ganz dieselbe, wenn die Alldeutschen Blätter, anstatt der Gegner im allgemeinen, einzelne Gegner angreifen, die sie mit Namen nennen:

Der immerhin hochverdiente frühere Staatssekretär Dernburg

„konnte sich mit dem Bewußtsein trösten, wieder einmal das Kapitol gerettet zu haben". A. B. 18. November, S. 441.

Das Kapitol wurde bekanntlich von schnatternden Gänsen gerettet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von dem Wolffschen Telegraphenbureau heißt es, daß es

„vor dem Kriege seinen Ehrgeiz darin suchte, weniger zuverlässig und schnell als die gleichartigen ausländischen Nachrichtenunternehmungen zu arbeiten ... in guter Erinnerung dürften noch seine Berichte über die Frühjahrssitzungen des Reichstagsausschusses stehen, in denen es Stimmungen erfand, die gar nicht vorhanden waren, und ebenso wird ihm die Bekanntgabe gewisser, willkürlich abgeänderter Parteitagsbeschlüsse unvergessen sein ..." A. B. 14. Oktober, S. 399.

Da erscheint in der nationalliberalen „Kölnischen Zeitung" ein Aufsatz über die Freiheit der Meere, der den Alldeutschen nicht paßt: sofort sprechen die Alldeutschen Blätter von den

„geradezu schwachsinnigen Ausführungen des Verfassers".
A. B. 30. September, S. 374.

Im Familienabend der Berliner Stadtmission wird, kurz nach der Wiedererrichtung des Königreichs Polen durch das Deutsche Reich angeblich ein polnisches Nationallied auf die Melodie eines deutschen Nationalliedes gesungen. Ohne nähere Prüfung beschuldigen die Alldeutschen Blätter den Leiter der Berliner Stadtmission

„eines Gipfels der Geschmacklosigkeit und eines Mangels an nationaler Würde, wie er eigentlich nicht überboten werden kann"

und werfen

„die Frage auf, ob die vorgesetzte Kirchenbehörde es nicht für ratsam hält, dahin zu wirken, daß mit der Leitung der Stadtmission eine Persönlichkeit betraut werde, die vom Geiste Fichtes oder Schleiermachers wenigstens einen Hauch verspürt hat".
A. B. 16. September, S. 494.

Vier Monate später müssen dann die Alldeutschen Blätter, weil der ihrem Angriff zugrunde gelegte Tatbestand gar nicht einmal stimmt, erklären, daß ihre

„Äußerungen ... gegenstandslos geworden sind".
A. B. 13. Januar, S. 25.

Da bringt die Weserzeitung in Bremen eine Zusammenstellung alldeutscher Äußerungen über auswärtige Politik — Äußerungen, die die Weserzeitung, nach Meinung sehr vieler Leute mit Recht, für bedenklich hält, — Äußerungen übrigens, die sämtlich nach Ursprung und Erscheinungszeit auf das genaueste nachzuweisen sind. Die Alldeutschen Blätter, die das nicht mögen, sagen von der Weserzeitung das Folgende:

„Sie verspürt den inneren Drang, ... unseren Feinden Wasser auf die Mühlen ihres Verleumdungsfeldzuges zu liefern ... Verwunderlich wäre es, wenn diese echt burgfriedliche Hetze nicht mit den übelsten Mitteln der politischen Klopffechterei betrieben werden würde ... Die ganze Verbohrtheit der Weserzeitung ... Die Weserzeitung in ihrer grenzenlosen politischen Instinkt- und Harmlosigkeit ... Ein Sonderkursus über den Anstand im politischen Kampfe steht ihren Schriftleitern jederzeit und gern zur Verfügung."
A. B. 20. Januar, S. 35.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da trat einmal der „Deutsche Nationalausschuß" auf den Plan mit dem folgenden Programm:

„Der ‚Deutsche Nationalausschuß' sieht seine Aufgabe darin, den Geist der Zuversicht im Volk daheim zu pflegen und damit den Rückhalt für unsre Kämpfer im Felde zu stärken. Er hält es deshalb für seine vaterländische Pflicht, allen Bestrebungen entgegenzutreten, welche unter Verkennung des Ernstes der Stunde die siegverheißende Eintracht gefährden. Sein Leitspruch heißt: Geschlossenheit nach innen, Entschlossenheit nach außen. — In diesem Geiste wird er auch, wenn die Zeit gekommen ist, im Vertrauen auf unsre militärische und politische Leitung seine Kräfte für einen Frieden einsetzen, der unseren Opfern entspricht und die Gewähr der Dauer in sich schließt."

In den Alldeutschen Blättern wurde der Nationalausschuß aber so bedacht:

„Die Wedel-Harnacksche Garde"

und die

„Spottgeburt gelehrter Wichtigtuerei und englandfrommer ‚Verständigungs'-Sehnsucht";

und ferner wurden dabei auf den Nationalausschuß und ebenso auf den Professor Delbrück und den früheren Staatssekretär Dernburg, sowie unter Andern auch noch auf die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, die folgenden Ausdrücke für anwendbar erklärt:

„Die Art gelehrter Bänkelsänger ist von jeher eine deutsche Pest gewesen ... Mit langem und professorisch wichtigem Gesicht tritt dieses Gänsegeschlecht hin, ... salbadert sein Teil von Gelehrsamkeit, von Politik und Geschichte mit hinein und hält die ganze Erbärmlichkeit zuletzt wohl gar noch an das Zeitalter ... Mit den Wörtlein Mäßigung, Hoffnung und Glaube, und was für herrliche Worte mehr sie dümmlich mißbrauchen; mit ihrem Händeringen und Achwehschreien ... mit all ihrer gutherzigen Dummheit und zärtlichen Menschlichkeit."

A. B. 9. September, S. 350.

Wer nun etwa wähnen wollte, daß amtliche Einrichtungen oder hohe Beamte des Deutschen Reiches von den Alldeutschen Blättern irgendwie anders behandelt würden — ein etwa so Wähnender würde irren.

Über das Kriegsernährungsamt zum Beispiel wird der Ausdruck gebraucht, daß es anscheinend einen bestimmten Aufsatz an die Presse „verschleißt". A. B. 16. Dezember, S. 492.

Von einem bekannten hohen Beamten in einer der höchsten Reichsbehörden wird, unter Nennung seines Namens und Titels, gesagt, er habe das Pulver nicht erfunden. (A. B. 14. Oktober, S. 393.)

Am 6. Januar, also zu einer Zeit, wo wichtigste deutsche Interessen es ganz besonders nötig machten, das Ansehen derjenigen deutschen Beamten, die das Reich gegenüber Nordamerika vertraten, auf das beste zu stützen, ging es in den Alldeutschen Blättern über den deut-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen Gesandten in Washington, den Grafen Bernstorff, folgendermaßen her: Auf Grund eines unkontrollierbaren (und später selbstverständlich als falsch erwiesenen) Berichtes einer zehnverbandfreundlichen New Yorker Zeitung behaupteten die Alldeutschen Blätter von ihm, daß er den Ausfragern jener Zeitung gewisse unmögliche Erklärungen über Deutschlands Friedensbedürfnis abgegeben habe, und fügten über diesen — nach dem Urteile vieler, die ihn kennen, besonders tüchtigen und hochverdienten — deutschen Beamten das Folgende hinzu:

„Graf Bernstorff ... der für die gesamte deutsche Diplomatie einen Rekord nicht gerade an Begabung, wohl aber an Geschwätzigkeit aufzustellen wußte ... Wenn Herr Graf Bernstorff infolge mangelnder diplomatischer Befähigung schon außerstande ist, sich dem Deutschen Reiche nützlich zu erweisen, so dürfte man doch zum mindesten von ihm erwarten, daß er sich für das bezogene hohe Gehalt einer strengneutralen Haltung befleißigt. Seine ewige Rederei jedoch, die für niemand sonst, als für unsere Feinde Interesse hat, kennzeichnet sich nachgerade als ein fortgesetzt ‚unfreundlicher Akt', und es wäre wohl dringend geboten, daß er von Berlin aus einmal daran erinnert würde, daß er ausschließlich zur Wahrnehmung deutscher Interessen auf seinen Posten geschickt worden ist!" A. B. 6. Januar, S. 14.

Daß der Reichskanzler selbst anders behandelt werden sollte, wird man nicht erwarten, wenn man den schwer zu übertreffenden Anwurf der „Berliner Neuesten Nachrichten" vom 7. Januar gegen ihn gelesen hat, den ich hier in Nr. 3 auf Seite 75 mitgeteilt habe, und wenn man ferner weiß, daß der Hauptschriftleiter jenes Blattes zu den führenden Leuten im Alldeutschen Verbande gehört. Solcher negativen Erwartung wird denn auch voll entsprochen:

Daß etwa auch unter den Lesern der Alldeutschen Blätter Vertrauen zum Reichskanzler aufkommen könnte, verhindert man so: Solange die Entscheidung des Kanzlers, die dann am 31. Januar fiel, trotz des Drängens der Unverantwortlichen, noch nicht erfolgt war — solange wurde in den Alldeutschen Blättern immer wieder betont:

„Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg ist staatsrechtlich verantwortlich für alles, was im Deutschen Reiche, soweit Reichsfragen in Betracht kommen, vor sich geht."
A. B. 15. Januar, S. 25 und 26; 25. November, S. 454,

sobald aber nun der Kanzler, nachdem die Sachlage dafür reif geworden war, die Entscheidung vom 31. Januar getroffen hatte — selbstverständlich kraft seiner von den Alldeutschen vorher so lebhaft betonten Verantwortlichkeit —, hieß es nunmehr in den Alldeutschen Blättern:

„Wir verzeichnen in freudiger Genugtuung die Tatsache, daß der erlösende Entschluß gefaßt worden ist, und indem wir den unsern Freunden bekannten Männern von Herzen danken, die ihn herbeigeführt haben ..." A. B. 10. Februar, S. 69.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Stelle von den geheimnisvollen, aber den Alldeutschen bekannten. Männern, denen man für Entschlüsse danken muß, die der Kanzler faßt, ist so entzückend, daß man sie mehrmals lesen muß: Ja, ja, so wirds gemacht!

Übrigens auch so, daß die ziemlich unbeschreibliche Behauptung ins Volk geworfen wird, der „Gewinn" (in Anführungszeichen) der Deutschen Tat vom 12. Dezember bestehe,

„man mag die Dinge drehen und wenden wie man will, in dem Verlust kostbarer dreier Kriegswochen".
A. B. 6. Januar, S. 13;

die gesperrten Worte sind auch in den Alldeutschen Blättern gesperrt.

Nach diesen Proben besteht denn auch wirklich keinerlei Grund zur Verwunderung über die Ausdrücke, die die Alldeutschen Blätter über den Reichskanzler brauchen: Die Richtung gibt der Satz:

„Alle diese in Wahrheit staatserhaltenden und -fördernden Kreise stehen heute in denkbar schärfstem Gegensatz zum Kanzler ..."
A. B. 20. Januar, S. 29.

Kein Wunder, wo doch die Alldeutschen schon im Spätsommer 1916 hatten drucken lassen müssen:

„Ratlos fragen wir noch einmal bei dem Herrn Reichskanzler an: ob das Deutsche Reich und Volk nicht zu schade ist, als daß man dergestalt mit sehenden Augen das Schiff seiner Zukunft in einen vernichtenden Teifun treiben lassen darf."
A. B. 30. September, S. 376.

„Mit sehenden Augen", man lese auch das zweimal.

Der Reichskanzler trägt

„die Pantoffeln des Leisetretens"

und wird aufgefordert, sie

„unter das Bett zu stellen, dessen Decke sich alle Versöhnungspolitiker sonst jeden Tag über den Kopf zogen, wenn unangenehme Dinge passierten".

Und wenige Zeilen danach wird ihm dann (in Sperrdruck) das Wort an den Kopf geworfen:

„Schwachmütige gehören höchstens in den Ruhestand."
Alles: A. B. 20. Januar, S. 34.

Mit den geistigen Kräften des Kanzlers steht es so:

„Jeder Deutsche, der die diplomatische Laufbahn einschlägt, sollte gewisse Leitsätze erhalten, mit der Verpflichtung, sie täglich zu lesen, auch wenn er es bis zum Reichskanzlerposten bringt. Erkenne dich selbst! Beherzige, daß unter 100 deutschen Diplomaten bisher immer 99 politische Kinder waren! Prüfe dich täglich, auch wenn du Reichskanzler wirst, ob du nicht zu den 99 gehörst!"
A. B. 27. Januar, S. 50.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was dann weiter den sittlichen Mut des Kanzlers angeht, so gibt er die Krone

„zur Entlastung der eigenen Persönlichkeit in einer Weise preis, gegen welche Bülows Haltung im Novembersturm 1908 zum Urbild preußisch-deutscher Beamtentreue wird!"

A. B. 20. Januar, S. 31.

Sodann: Es gibt in Deutschland einige Persönlichkeiten, an denen jeder einzelne Deutsche mit besondrer Liebe und besonderm Vertrauen hängt. In einer Rede waren diese Persönlichkeiten gerühmt worden und, in demselben Satze mit ihnen, auch der Reichskanzler, der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, der Chef des Admiralstabs, der Chef des Reichskolonialamts und noch einige andere hohe Reichsbeamte.

Daß der Redner

„mit diesen Herren"

jene von uns allen hochverehrten Persönlichkeiten

„in einem Atem ... zu nennen wagt",

das muß, sagen die Alldeutschen Blätter,

„auf das schärfste zurückgewiesen werden".

A. B. 3. Februar, S. 56.

Auf Deutsch: es ist eine Minderung des Ansehens für jene uns allen teuren Persönlichkeiten, wenn sie mit dem Kanzler und jenen andern hohen Reichsbeamten in einem Atem genannt werden.

Aber auch dieser Gipfel der Schmähung wird noch überragt durch das, vorläufig einzigartige, gegen den Kanzler geschleuderte Wort:

„Diesen Kampf [den deutschen Daseinskampf] können wir aber nicht gewinnen, wenn wir von Männern geführt werden, die im Herzen schon besiegt sind; die heimlich dem Baal-Mammon der Feinde opfern und ihn mehr fürchten als unseren Gott."

A. B. 14. Oktober, S. 397.

Alle diese Worte und Sätze stehen, nach Wortlaut und Zusammenhang für jedermann nachprüfbar, an den angegebenen Stellen der Alldeutschen Blätter, des amtlichen Organs des alldeutschen Verbandes. Es steht in den von mir durchgearbeiteten Nummern noch mehr Derartiges. Es findet sich dort ferner auch noch das Wort vom

„Burgfrieden und solchem Inlandsfirlefanz".

A. B. 6. Januar, S. 10.

in einem beifällig, wenn auch mit einer ganz kleinen Rückendeckung, abgedruckten Briefe eines Ausländers. Übrigens ist in jenen Nummern auch noch ein andrer Satz zu finden; sein Inhalt scheint mir sehr zutreffend, und es dürfte vielleicht nicht ohne Belang sein, diesen Inhalt an dieser Stelle zu durchdenken. Der Satz lautet:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Denn über politische und soziale Dinge darf man immer wieder auch den haarsträubendsten Widersinn vorbringen, weil es nämlich immer Leute gibt, die von irgendeinem wirklichen oder vermeintlichen Interessenstandpunkt aus den betreffenden Widersinn glauben wollen."
A. B. 14. Oktober, S. 395.

Doch, um nun das Ergebnis meiner Darstellung zu ziehen:

Läßt sich, nach dem, was ich vorgelegt habe, die oben von mir wiedergegebene Anklage der Alldeutschen gegen die Zensur halten? Die Anklage also, daß ihnen

„durch das Walten der ... Zensur jede Möglichkeit genommen ist, ihre Meinung öffentlich zu vertreten",

und daß ihnen besonders jede

„temperamentvolle Beurteilung ... unmöglich gemacht ist."

Mir scheint, die Antwort darauf muß gegeben werden durch die Gegenfrage: Könnte denn irgend jemand, auch in den ruhigsten Friedenszeiten, eine n o ch größere Wortfreiheit verlangen für Angriffe gegen politische Gegner und gegen die höchsten Reichsbeamten?

Ich weiß ja, daß die Alldeutschen peinlich darauf halten, daß der ihnen zustehende Schutz des Burgfriedens von niemandem verletzt werde, denn ich habe — nicht ohne eine gewisse Rührung, die vielleicht der eine oder andre Leser dieses Aufsatzes teilen wird — in den Alldeutschen Blättern die Klage gelesen, daß die „deutschen Publizisten" ihrer Richtung, die doch arbeiten

„ohne in der Form sich irgend etwas zu vergeben"

(das steht da wirklich!) leider

„von den Vertretern der entgegengesetzten Ansicht persönlich geschmäht werden dürfen, ohne daß man darin anscheinend eine Gefährdung des Burgfriedens zu erblicken vermag".
A. B. 20. Januar, S. 37.

Aber ich hoffe doch, daß ich nun meinerseits wenigstens nicht allzusehr gegen den Burgfrieden und gegen das Maß der mir zustehenden Wortfreiheit verstoße, wenn ich der bescheidenen Meinung Ausdruck gebe, daß jene Anklage der Alldeutschen, und gerade der in Mainz erscheinenden Alldeutschen Blätter, gegen die Zensur recht unbillig ist.

Fidelis.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Buch „La Vérité“ von Joseph Bertourieux und die Frage seiner Echtheit.

Zu den vielen inneren Erschütterungen, die wir im jetzigen Kriege erleben, gehört nicht an letzter Stelle die Wahrnehmung, daß der geistige Kampf, den die Feinde neben dem militärischen gegen uns führen, zu einem erheblichen Teile nicht mit ehrlichen Waffen geführt wird, sondern mit den vergifteten Waffen der Lüge und Verleumdung. Wir wollen dabei gewiß nicht nach Pharisäer Art behaupten, daß die strenge Wahrhaftigkeit auf unserer Seite niemals verletzt worden sei. Die menschliche Natur ist überall unvollkommen, und besonders in Zeiten tiefer nationaler Erregung wird teils mit, teils ohne Absicht nur zu leicht gegen die Wahrheit gefehlt. Gegen den Feind gerecht zu sein ist ungeheuer schwer, ist eine fast übermenschliche Forderung, und auch unsere Zeitungen, so sehr sie auch der feindlichen Presse an Sachlichkeit überlegen sind, lassen doch manchmal erkennen, wie schwer diese Forderung zu verwirklichen ist. Aber was wir drüben beobachten, ist doch noch etwas ganz anderes. Dort wird die Entstellung und Verdrehung der Wahrheit zu einem wirklichen System erhoben, um uns in den Augen des eigenen Volkes und des neutralen Auslandes herabzuwürdigen, um den Haß gegen uns aufzupeitschen, ohne den man den Kampf gegen uns nicht führen zu können meint, und um uns wenigstens moralisch zu vernichten, da es militärisch nicht möglich ist. Das gilt in besonderem Maße für Frankreich, und man darf sogar sagen, daß die Beeinflussung der Presse nach dieser Seite in keinem anderen kriegführenden Staate so weit geht, wie gerade in Frankreich. Nur diejenige Publizistik ist dort jetzt ungefesselt, die im Sinne der Machthaber schreibt, und infolgedessen lastet auf dem ganzen Lande eine Atmosphäre der künstlich erzwungenen Stimmungsmache und der Unwahrheit, die auch an sich hochstehende Geister in ihren Bann zieht.

Um so größer muß nun allerdings der Wert einer französischen Veröffentlichung eingeschätzt werden, die den Geist unbestechlicher Wahrheitsliebe atmet und die unter dem Titel „La Vérité“ und dem Namen Joseph Bertourieux vor etwa Jahresfrist in dem altangesehenen Verlage von Ferd. Wyß in Bern erschien, jetzt bereits in 5. Auflage und in deutscher Übersetzung vorhanden, — Übersetzungen ins Holländische, Dänische und Schwedische sollen demnächst herauskommen. Der Name auf dem Titelblatte ist ein angenommener, da Rücksichten auf seine in Frankreich lebende Familie dem Verfasser nicht erlaubten, seinen wahren Namen bekannt zu geben. Geschrieben ist das Buch in Paris, wie am Schlusse vermerkt wird, und zwar im zweiten Kriegsjahre, von Oktober 1915 bis Januar 1916. Gewidmet hat es der Verfasser dem Andenken des bescheidenen Landlehrers, der ihn gelehrt hat „Niemanden zu hassen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber die wahren Feinde seines Vaterlandes zu erkennen und ihnen niemals zu trauen".

Wie aus der Einleitung hervorgeht, hat sich der Entschluß zu der Veröffentlichung nur langsam bei dem Verfasser durchgerungen. So heiß er sein Vaterland auch liebt, so stolz er auch auf seine glorreiche Vergangenheit ist, hat er sich doch ein klares und nüchternes Urteil bewahrt, und das sagt ihm, daß Frankreich jetzt auf einer Bahn schreitet, die es ins Verderben führen muß. Und da alle, die um ihn herum die Wahrheit kennen, sie leugnen oder unterdrücken, so will er wenigstens dazu mitwirken, daß sie ans Licht kommt, weil nur dann auf eine Wiederaufrichtung Frankreichs aus seinem Unglück zu hoffen sei. Über die Entstehung des Krieges hat er sich schon persönlich ein von der amtlichen französischen Darstellung völlig abweichendes Urteil gebildet, und der Umstand, daß er es durch die belgischen Gesandtschaftsberichte durchaus bestätigt gefunden hat, hat nicht wenig zu dem Entschlusse beigetragen, das Ergebnis seiner Erkenntnis der Öffentlichkeit vorzulegen.

In einem ersten Abschnitte, betitelt „Autrefois", behandelt er die zwanzig Jahre von 1870 bis 1890, d. h. also die weiter zurückliegenden Voraussetzungen des jetzigen Kampfes; in dem zweiten Abschnitt, unter dem Titel „Hier", legt er die politische Entwicklung von 1890 bis zum Ausbruche des Krieges dar. Weiter folgt in dem Kapitel „Aujourd'hui" eine scharf umrissene Darstellung der Zustände in Frankreich während des Krieges, und endlich behandelt ein Schlußabschnitt „Demain" die Aussichten nach dem Kriege.

Überall hat man es in dem Buche mit einem ausgezeichnet unterrichteten Manne zu tun, mit einem Manne von selbständigem, klarem und zugleich maßvollem Urteile, den die in Frankreich beliebten Schlagworte nicht blenden können. In geradem Widerspruch zum Beispiel zu der bei seinen Landsleuten herrschenden Vorstellung, daß Bismarck durch die von ihm angeblich gefälschte Emser Depesche den Krieg von 1870/71 heraufbeschworen habe, betont Bertourieux, daß von einer Fälschung in alle Wege keine Rede sein könne, wie ein Vergleich des Wortlauts der zwei Fassungen ohne weiteres ergebe. Ich kann selbst sagen, daß ich bei verschiedenen Aufenthalten in Frankreich ganz ohne mein Zutun wiederholt in Gespräche über die Emser Depesche verwickelt worden bin, die die Franzosen gern als einen besonderen Trumpf gegen uns ausspielen, und weiß daher, wie zäh man dort an dieser Legende festhält. Um so bemerkenswerter ist es, daß Bertourieux sie mit ein paar kurzen treffenden Bemerkungen als etwas gar nicht ernstlich in Betracht Kommendes abtut.

Wenn er nun aber auch Napoleon III. als den Hauptverantwortlichen für den Krieg von 1870 ansieht, so hält er doch andererseits die Einverleibung von Elsaß-Lothringen für einen politischen Fehler Bismarcks, weil dadurch die Anbahnung eines guten Verhältnisses zwischen den zwei Ländern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von vornherein unmöglich gemacht worden sei. Dieser Auffassung können nun freilich wir Deutsche unmöglich beitreten. Denn wenn Frankreich schon für Sadowa Revanche nehmen zu müssen glaubte, um wieviel stärker würde dieses Streben erst nach Sedan aufgetreten sein, auch wenn Elsaß-Lothringen französisch geblieben wäre! Der Revanchekrieg wäre vermutlich auch dann ausgebrochen, nur wären dann die Millionenschlachten wahrscheinlich in den Rheinlanden geschlagen worden, und irgendwelche Dörfer in der Rheingegend würden jetzt im Besitze der Berühmtheit sein, in die so manche Dörfer der Picardie, freilich um den Preis ihres Daseins, hereingerissen worden sind. Daß uns das erspart geblieben ist, dafür können wir Bismarck auch heute noch nicht heiß genug danken. In dem Revanchestreben Frankreichs sieht Bertourieux jedenfalls die Hauptursache dafür, daß Deutschland auch nach 1870 eine starke Waffenrüstung hat anlegen und beibehalten müssen, erkennt dabei aber rückhaltlos an, daß die Politik des Deutschen Reiches durchaus friedlich gewesen sei, und daß vor allem der Dreibund das große Verdienst habe, den Frieden Europas in der langen Zeit seit 1882 aufrecht erhalten zu haben.

Wenn der Verfasser in den neunziger Jahren ein gewisses Nachlassen in der deutschfeindlichen Politik Frankreichs zu beobachten glaubt, so zeigt er doch weiter, wie der damalige Prinz von Wales, der nachmalige König Eduard VII., schon damals seine deutschfeindlichen Fäden spinnt und bereits bei dem Zustandekommen des französisch-russischen Bündnisses im Jahre 1891 die Hand im Spiele hat, eine Tatsache, von der unseres Wissens bisher noch gar nichts in der Öffentlichkeit verlautet ist. Aber der Verfasser zeigt eine so überraschend genaue Kenntnis der Dinge, daß man sehr geneigt ist, ihm auch hier Glauben zu schenken. Bertourieux hat in den politischen Kreisen der dritten Republik verkehrt und scheint da auf mündlichem Wege manches erfahren zu haben, was die Eingeweihten aus begreiflichen Gründen nicht in die Presse haben fließen lassen. Daß der stark unter dem Einflusse des Prinzen von Wales stehende Delcassé, der mit einer Engländerin verheiratet ist, im Jahre 1898 das Ministerium des Äußeren übernahm, betrachtet der Verfasser als verhängnisvoll für Frankreich, und die erste Wirkung trat ja auch bald darauf bei Fachoda zutage, dem ersten Schritte zu dem Vasallentume Frankreichs gegenüber England, unter dem es jetzt so furchtbar zu leiden hat. Demgegenüber läßt er dem friedlichen Charakter der Politik Wilhelms II., wie sie sich namentlich während des Burenkriegs und des russisch-japanischen Krieges bewährte, volle Gerechtigkeit widerfahren, und er zeigt andererseits, gestützt auf die belgischen Gesandtschaftsberichte, wie Eduard VII. seit seiner Thronbesteigung unablässig an dem Ringe schmiedet, der das Deutsche Reich fesseln und lähmen sollte, zur Genugtuung der französischen Revanchemänner, die sich in dem Gefühle sonnten, nicht nur an Rußland, sondern auch an England einen Rückhalt für den ihnen vorschwebenden Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geltungskrieg mit Deutschland zu gewinnen, und die dadurch ihre geheimen Gedanken immer deutlicher erkennen ließen, namentlich unter der Präsidentschaft Poincarés, in dem Bertourieux, zweifellos mit Recht, einen Hauptvertreter des Kriegsgedankens erblickt. Daß dieser den Krieg gewollt hat, weil er ihn unter den günstigsten Aussichten führen zu können glaubte, hält der Verfasser für ausgemacht, wenn auch schließlich der Krieg dem Präsidenten etwas zu früh über den Hals kam.

Hochinteressant ist das Bild, das in dem Kapitel „Aujourd'hui" von den inneren Zuständen Frankreichs während des ersten Kriegsjahres gezeichnet wird, und hier erfährt man manches, was man bisher weder in deutschen noch in französischen Zeitungen gefunden hat. Schon vor Ende August 1914 war die Gegenströmung gegen die Kriegslust in Frankreich so stark geworden, daß sie nur durch eine Umbildung des Ministeriums, durch eine Art Staatsstreich des ziemlich souverän sich gebarenden Poincarés zurückgedämmt werden konnte, und die fünf Minister, die damals zu Friedensverhandlungen mit Deutschland bereit gewesen wären, mußten ihre Plätze vor Anhängern der Poincaréschen Politik räumen. Unter dem Vorwande des Staatsinteresses wurde jede offene Kritik an den Maßnahmen der Regierung mundtot gemacht, und auch bloße Versuche dazu wurden durch scharfe kriegsgerichtliche Urteile erstickt, so daß auch die zu selbständigem Denken befähigten Köpfe bald die Lust verloren, sich mit der amtlich abgestempelten Meinung in Widerspruch zu setzen. Wohl gab es schon damals Franzosen, die der Ansicht waren, daß Frankreich an dem Kriege gar kein wirkliches Interesse habe, daß selbst die Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen ihm gar keinen Gewinn bringen könne, sie wurden übertönt vom Chore der von den Machthabern gegängelten Presse, die die besondere Aufgabe zugewiesen erhielt, durch planmäßiges Schüren des Deutschenhasses die Volksleidenschaften immer von neuem zum Kampfe gegen die Eindringlinge aufzupeitschen. Mit verstärkter Kraft kommen die Besorgnisse des Verfassers in dem Schlußkapitel „Demain" zum Ausdruck. Selbst in dem ihm unwahrscheinlichen Falle eines Sieges des Vierverbandes sieht er nur England als den eigentlichen Gewinner an, der die in Nordfrankreich erlangte Stellung sicher nicht so leicht wieder aufgeben werde, während sein eigenes Vaterland sich bis zu tödlicher Erschöpfung verblutet haben würde, und darum läßt er das Buch in die eindringlich und mit voller Überzeugung erhobenen Forderungen ausklingen: Los von England! Friede mit Deutschland! Damit es aber zum Frieden kommen könne, verlangt er das alsbaldige Aufhören des planmäßig gegen Deutschland geführten Verleumdungskrieges.

Dies nur andeutungsweise und in den Hauptzügen der Inhalt des Bertourieuxschen Buches. Es ist wohl ohne weiteres klar, daß eine solche Veröffentlichung in Paris den allergrößten Anstoß erregen mußte. Wenn Bertourieux recht hatte, dann hatte sich Frankreich für ein Phantom

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geopfert, dann mußte den Machthabern, die die Verantwortung hatten, von dem einmal aufgeklärten Volke ein furchtbares Strafgericht drohen. Da es aber andererseits nicht möglich war, den Inhalt des Buches sachlich zu widerlegen, so wurde in Paris die Losung ausgegeben, daß „La Vérité" eine Fälschung sei, daß ein deutscher in der Schweiz lebender Journalist der wahre Verfasser sei, der das Manuskript dann in das Französische habe übersetzen lassen, wobei es aber doch nicht gelungen sei, den deutschen Ursprung des Werkes völlig zu verwischen. In diesem Sinne hat das „Bureau de la Presse Européenne" seinerzeit durch ein Telegramm die öffentliche Meinung zu beeinflussen gesucht, einen Beweis aber freilich gar nicht erbringen können. Das einzige, womit man darin den angeblich deutschen Ursprung des Buches darzutun versucht, ist der Hinweis auf den einmal vorkommenden Ausdruck „notre Empereur" für „Napoleon III". So würde ein Franzose, heißt es, von Napoleon III. niemals sagen. Schlägt man nun aber die betreffende Seite auf, wo der Ausdruck vorkommt, so bemerkt man, daß Napoleon III. dort fünfmal erwähnt wird, das erstemal als „l'empereur Napoléon III.", weiterhin als „Napoléon III.", ebenso das viertemal, und das letztemal einfach als „Napoléon". Nur an der dritten Stelle wird er als „notre Empereur" bezeichnet, und zwar da im Gegensatz zum König von Preußen. In diesem Zusammenhange ist aber der Ausdruck auch unter der Feder eines französischen Verfassers durchaus verständlich und natürlich, zumal eines, der selbst unter der Regierung Napoleons III. gelebt hat, wie es bei Bertourieux der Fall ist.

Daß der französische Stil des Buches gewisse Eigenheiten aufweist, soll nicht geleugnet werden. Aber was man auch auf diesem Gebiete anführen könnte, reicht doch nicht entfernt aus, um die Sprache des Buches als unfranzösisch zu erweisen. Stileigenheiten sind überhaupt ein Kriterium, das bei der Beurteilung von Verfasserschaftsfragen nur mit größter Vorsicht zu verwenden ist. Innerhalb gewisser Grenzen mag man es gelten lassen, namentlich in Verbindung mit wirklich sicheren Tatsachen, aber allein, für sich genommen, reicht es zur Entscheidung von Verfasserschaftsfragen in der Regel nicht aus.

Im vorliegenden Falle muß vor allem betont werden, daß das Buch „La Vérité" eine überaus eingehende und genaue Kenntnis französischer Dinge verrät, wie sie ein Nichtfranzose, der während des Krieges diesseits der französischen Grenzen lebte, gar nicht imstande war zu besitzen. Namentlich gilt das von dem langen Kapitel „Aujourd'hui" (S. 89 bis 124), worin die Zustände in Paris während der ersten Zeit des Krieges beschrieben werden. Nur einiges Charakteristische sei daraus hier angeführt:

Anfang August 1914 hatten die Pariser Machthaber große Sorge, daß die friedensfreundlichen Sozialisten einen Aufstand gegen die Regierung hervorrufen könnten, damit Frankreich nicht um Serbiens willen in einen Krieg gestürzt würde. Damals war ja bekanntlich Jaurès als erstes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Opfer des kommenden Krieges ermordet worden, und man hat bis auf den heutigen Tag noch nicht gewagt, seinem Mörder den Prozeß zu machen, aus Furcht vor dem Lichte, das sich daraus über gewisse Machenschaften ergießen könnte. Nun erzählt Bertourieux unter anderm, wie man Anfang August 1914 bretonische Marine-Infanterie nach Paris gelegt habe, Truppen also, die ihrer Herkunft nach bretonischer Zunge waren und daher so gut wie ganz außer geistiger Fühlung mit der hauptstädtischen Bevölkerung standen, so daß sie mit Aussicht auf Erfolg gegen eine etwaige Volkserhebung verwandt werden konnten. Erst nachdem man der Volksstimmung sicher gewesen sei, habe man diese Marine-Infanterie wieder nach der Bretagne zurückbefördert. Man handelte also damals mit ganz ähnlicher Berechnung, wie 1789 zu Beginn der Revolution, wo man absichtlich deutschsprechende Regimenter nach Versailles und Paris legte, um einer etwaigen Verbrüderung zwischen Volk und Heer vorzubeugen. Wie groß Anfang August 1914 bei der Regierung die Besorgnis vor einem Aufstand gewesen sein muß, ergibt sich auch aus der von Bertourieux hervorgehobenen Tatsache, daß man damals in den Arbeitervierteln von Paris, zu den Stunden, wo die Arbeiter in Scharen von der Arbeit zu kommen oder nach der Arbeit zu gehen pflegen, durch die besonders belebten Straßen lange Reihen von Maschinengewehren in geflissentlich langsamem Tempo habe fahren lassen und dabei auch lange Umwege nicht gescheut habe, um von vornherein jeden Versuch der Arbeiterschaft zu einem bewaffneten Widerstande einzuschüchtern. Hier wie an vielen anderen Stellen hat man Beobachtungen, die nur jemand machen kann, der an Ort und Stelle lebt. In dieser Hinsicht möchte ich nicht anstehen, das Buch „La Vérité" als als eine wirkliche Geschichtsquelle zu bezeichnen. Die scharfe Beobachtungsgabe des Verfassers in Verbindung mit seiner Wahrheitsliebe geben ihm einen zweifellosen Anspruch darauf.

Was die Person des Verfassers anlangt, so lassen sich aus dem Buche gewisse Anhaltspunkte gewinnen. Er muß etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts geboren sein, so daß er also bei Erscheinen des Buches ungefähr 60 Jahre alt gewesen wäre. S. 6 erzählt er nämlich von der Bücherei seines Vaters, daß sie viele Zeitschriftenbände enthalten habe, in denen er als junger Mensch zwischen 1820 und 1868 geschriebene Reisebeschreibungen und Sittenschilderungen über Deutschland gelesen habe, wobei er zuerst gelernt habe, den deutschen Volkscharakter zu achten und zu schätzen. Mehrfach führt er Sprichworte an, denen wir im Deutschen nichts Entsprechendes an die Seite zu stellen haben, so z. B. das alte in der Provinz Poitou gebräuchliche Sprichwort: „Höre auf mit dem Prozeß, ehe der Geldbeutel leer ist." In dieser Provinz dürfte also wohl die Heimat des Verfassers zu suchen sein. Poitou gehört ja zum südfranzösischen Sprachgebiet, und dazu stimmt auch, daß die neueste Schrift Bertourieux', „La Victoire", eine Widmung in südfranzösischer Mundart trägt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist auch gar nicht unmöglich, daß manche Eigentümlichkeiten seines französischen Stiles sich aus seiner südfranzösischen Abstammung erklären. Wie man aber auch seinen Stil beurteilen möge, niemand kann jedenfalls die Echtheit und Tiefe seiner Vaterlandsliebe bezweifeln: alle die hier in Betracht kommenden Stellen haben einen ganz unzweideutigen französischen Klang. So namentlich, wenn er über Belgien spricht. Auf der einen Seite empfindet er als französischer Patriot ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit darüber, daß Belgien durch seinen bewaffneten Widerstand gegen die deutschen Heere Frankreich die Sammlung seiner Kräfte ermöglicht und es so geradezu gerettet habe. Auf der anderen Seite aber muß er als ehrlicher Mann zugeben, daß Belgien seine Neutralitätspflicht durchaus nicht eingehalten und sich auf feindliche Machenschaften gegen Deutschland eingelassen habe. Der Verfasser ist zweifellos ein vornehm und ritterlich denkender Mann, der Ehrenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit hochhält, der ohne jeden Chauvinismus doch stolz ist auf die ruhmreiche Geschichte seines Vaterlandes, und der gerade darum unter der unheilvollen Verkoppelung der Politik Frankreichs mit der Rußlands und Englands innerlich wirklich leidet.

Die im Haag erscheinende Wochenschrift „De Toekomst", die mit großer Tatkraft und zugleich mit bemerkenswerter Selbständigkeit die deutsche Sache in den Niederlanden vertritt, brachte unlängst (11. November 1916, S. 709) einige Mitteilungen über den Verfasser, die hier eine Stelle finden mögen. Danach ist sein wahrer Name Graf de Bonal, der Sprosse eines alten südfranzösischen Adelsgeschlechts. In jüngeren Jahren habe er bei einem französischen Minister die Stelle eines Privatsekretärs bekleidet. Zum Zwecke der Veröffentlichung seines Werkes sei er nach der Schweiz übergesiedelt und dort im August 1916 verstorben. Sein Grab befinde sich in Bern, in derselben Stadt also, wo er einen Verleger seines Buches gefunden hatte. Von diesem selbst, Herrn Ferdinand Wyß, erhielt ich auf Anfrage weitere Auskunft, die jeden Versuch, die französische Herkunft des Verfassers anzuzweifeln, ein- für allemal beseitigt. In seinem Briefe vom 30. Dezember 1916 erklärte mir Herr F. Wyß, daß er sämtliche Urkunden in den Händen habe, aus denen die französische Abstammung des Verfassers hervorgehe, daß er aber aus Rücksicht auf die Familie, die noch in Frankreich lebe, nicht öffentlich davon Gebrauch machen könne. Als er bei Erscheinen des Buches stark angegriffen worden sei, habe er in der westschweizerischen Presse öffentlich erklärt, daß er für die Tatsache der französischen Abstammung des Verfassers einstehe. Den mitunter eigenartigen Gebrauch der französischen Sprache erklärt sich Herr Wyß einmal daraus, daß der Verfasser Südfranzose sei, sowie daraus, daß er einer älteren Generation angehöre.

Nach all dem Gesagten ist der französische Ursprung des Buches „La Vérité" als völlig sicher zu betrachten, und man muß nun erst recht wün-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen, daß der bemerkenswerte buchhändlerische Erfolg, den es schon bisher gehabt hat, sich auch weiterhin fortsetzt, namentlich im neutralen Auslande. Der Weg nach Frankreich selbst ist ihm jetzt natürlich versperrt. Denn dort liegen die Dinge noch immer so, daß die Wahrheit sich verbergen muß, soweit sie nicht aus dem Lande fliehen kann. Wohl aber haben wir Deutsche es durchaus in der Hand, dem Buche einen großen französischen Leserkreis dadurch zu sichern, daß wir es in die Bibliotheken der französischen Kriegsgefangenenlager einstellen, und soweit das noch nicht geschehen ist, möchten diese Zeilen angelegentlichst dazu anregen. Solange es noch möglich war, die Echtheit des Buches mit einem gewissen Maße von Wahrscheinlichkeit zu bezweifeln, konnte ein gewissenhafter und vornehm empfindender Lagerkommandant sich von seiner Verbreitung unter den Gefangenen zurückhalten lassen. Jetzt aber, wo solche Bedenken nicht mehr vorhanden sein können, sollte nirgends unterlassen werden, das Buch in die genannten Bibliotheken einzustellen, ebenso wie die schon erwähnte kleinere Schrift desselben Verfassers, „La Victoire“, die gleichsam sein Vermächtnis an das französische Volk ist. Auf den durchschnittlichen französischen Leser, der seine politische Bildung vor dem Kriege besonders aus der Pariser Presse geschöpft hat, müssen die Bertourieuxschen Schriften wie eine Art Offenbarung wirken und wenigstens bei urteilsfähigen Köpfen heilsame Gedankengänge auslösen, deren Auswirken jedenfalls nach dem Kriege wir auch von unserem Standpunkte aus nur wünschen können. Ja auch im Interesse der Franzosen selbst wäre das nur zu begrüßen. Jedem unbefangenen Beobachter drängt sich jetzt die Wahrnehmung auf, daß Frankreich, trotz seiner geradezu bewunderungswürdig opferwilligen Vaterlandsliebe, trotz der heldenmütigen Tapferkeit, die seine Söhne betätigt haben, in sittlicher Hinsicht durch den Krieg doch schwere Verluste zu buchen hat. Das ungeheuerliche Trommelfeuer der Lüge und Verleumdung, das seine Presse seit mehr als zwei Jahren über die Deutschen ausgeschüttet hat, muß mit psychologischer Notwendigkeit auf die abfärben, die sich dazu hergegeben haben, muß ihren Charakter selbst ins Gemeine herabziehen und der Herrschaft der niederen Triebe Vorschub leisten. Die Zeugnisse über die unsagbar rohe Behandlung, die so viele wehrlose Kriegsgefangene im klassischen Lande der Menschenrechte erfahren haben, sind so zahlreich, daß sie als wichtige Unterlage einer allgemeinen Urteilsbildung verwendet werden müssen, und danach bemessen, steht zum Beispiel der Volkscharakter der Türken oder auch der Japaner turmhoch über dem der Franzosen. Ist es nicht auch eine sehr bezeichnende Tatsache, die unlängst von Paris aus gemeldet wurde, daß sich dort unter Beteiligung hochgestellter Persönlichkeiten eine „Liga gegen die Verleumdung“ gebildet hat? Das Gift, das man so lange aus ungezählten Kanälen gegen die Deutschen hat verspritzen lassen, frißt sich nun in die französische Volksseele selbst herein, so daß jetzt auch die Franzosen mit Schrecken die Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heerungen wahrnehmen, die es da anrichtet. Wenn irgendein Franzose diesen Geist der Lüge und Verleumdung gehaßt hat, so ist es Bertourieux, und mit flammenden Worten ruft er in seiner letzten Schrift seinen Landsleuten zu, daß sie vor Scham und Reue noch einmal vergehen werden, wenn die Erkenntnis ihnen aufgegangen sein wird, wie schmählich sie das deutsche Volk verleumdet haben. Wir Deutsche können jedenfalls nur wünschen, daß der edle und hellsehende Geist, der durch seine Schriften weht, noch einmal dazu kommt, auf Frankreich selbst zu wirken. Vielleicht kann er dann ein Helfer zu dem sittlichen Wiederaufbau werden, der nach dem Kriege dort eine der wichtigsten Aufgaben sein wird.

Studienrat **Martin Hartmann.**

Jean Paul.

(2. Fortsetzung.)*)

III.

Wir haben Jean Pauls menschliche und dichterische Gestalt in großen Linien umrissen. Jetzt verengern wir den Kreis und wenden uns der Betrachtung seiner schriftstellerischen Technik in ihrem Zusammenhang mit seinem Temperament als Künstler zu; das soll uns zugleich die Möglichkeit öffnen, seinem Bild durch wichtige, bisher absichtlich im Schatten gelassene Züge die letzte Rundung zu geben.

Als Ausgangspunkt diene eine Gewohnheit Jean Pauls, die zunächst eine reine Äußerlichkeit zu sein scheint; aber alle Äußerlichkeiten kommen von innen und führen, richtig verstanden, auch wieder ins Innere. Ich spreche von dem sonderbaren Exzerpten- und Zettelkastenwesen, das der Dichter zeit seines Lebens getrieben hat.

Gewohnheiten bilden sich, sobald ein äußerer Anlaß mit einer inneren Neigung zusammentrifft. Der erste war Jean Pauls Armut, die zweite sein glühendes Lese- und Lernbedürfnis. Im weltverlorenen Fichtelgebirge, von allen anderen Bildungsmitteln wie den Büchern abgesperrt und außerstande sich diese selbst zu beschaffen, war er auf hilfsbereite Gönner angewiesen. Mit ihrer Unterstützung kam er dazu, schon als Gymnasiast die allerverschiedenartigsten Werke zu lesen; nach den überlieferten Listen hat er bereits damals wahre Bibliotheken in sich hineingeschlungen. Aber — die entliehenen Bücher mußten zurückgegeben werden: wie wollte er sich die Schätze erhalten? Sein Verstand war nicht danach angetan, ein Buch als Ganzes, als organische Geistesschöpfung zu werten und zu nutzen (oft mögen auch die Bücher nicht danach gewesen sein); vielmehr blieb seine Auffassung stets eine atomisierende, sein Interesse klammerte sich an Einzelheiten. Diese konnte er sich aber nur retten,

*) Siehe Nr. 2, S. 51, Nr. 3, S. 81.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

indem er mit der Feder in der Hand las und alles auszog, was ihn fesselte. So schrieb er sich allmählich eine Art Privatbücherei zusammen. In seiner ersten Idylle, dem Leben des vergnügten Schulmeisterleins Wuz in Auenthal hat er dies Verfahren sehr liebenswürdig ironisiert: der bücherhungrige, aber bitter arme Wuz schafft sich alljährlich nur den Leipziger Meßkatalog an und schreibt sich zu den darin verzeichneten Titeln die Bücher selbst — was ihn freilich zum Beispiel nötigt, in einem Jahr zwei so verschiedenartige und nicht eben leichte Werke wie die Räuber und die Kritik der reinen Vernunft aus der Tiefe seines Gemüts herauszuholen.

Jean Paul trieb die Sache so eifrig, daß er als Achtzehnjähriger bereits mit zwölf Quartbänden voll Exzerpten nach Leipzig auf die Universität zog. Dabei blieb es aber keineswegs; denn fast gleichzeitig hatte er begonnen, seine eigenen Gedanken niederzuschreiben, und es damit, unterstützt von einer fabelhaften Leichtigkeit im Hervorbringen, ebenfalls früh schon weit gebracht. Seitdem ging beides unabläßig nebeneinander her. Wenn man seine immer wachsende ungeheure Belesenheit und seinen ausgebreiteten Briefwechsel hinzunimmt, so empfängt man den Eindruck, er müsse eigentlich Tag und Nacht entweder gelesen oder geschrieben haben. Die für die Öffentlichkeit bestimmten Werke, die allein schon eine stattliche Lebensleistung darstellen, sind ja nur ein winziger Teil seiner ganzen Arbeit. Er nähte sich, wie er als Kind aus Papierschnitzeln Bücher zusammengeheftet hatte, als Schüler Bücher für seine Aufsätze, die er Übungen im Denken betitelte; er sammelte als Student und freier Schriftsteller sieben Jahre lang Stoffe für satirische Aufsätze in 23 sogenannten Ironienheften; er suchte sich — der erste Anfang planmäßiger Lebenspolitik — über schwere Zeiten durch ein für den eigenen Gebrauch bestimmtes Andachtsbüchlein hinwegzuhelfen, dem dann noch Regeln für die Anwendung der darin enthaltenen Regeln folgten; er schrieb sich selbst später die Grundsätze der Lebensführung und der Arbeit in neuen Heften vor, die er als Studienreglement, Lebensregeln, Lebensmarschroute, Observanda, Kettengebirge der Arbeiten bezeichnete; er sammelte in besonderen Büchern die ihm bei der Lektüre gekommenen und die frei aufgestiegenen Gedanken; er stellte sich in einem Mitwörterbuch alle synonymen Ausdrücke für die gleichen Begriffe zusammen, wobei er es für „besser werden" auf 184, für „Sterben" gar auf 200 Wendungen brachte; er bereitete seine Werke in umfangreichen Studienbüchern vor, von denen wir beispielsweise für seinen Altersroman, den Kometen, aus einer zehnjährigen Periode nicht weniger als sechzehn besitzen; und er konnte sich schließlich durch sein eigenes Schreibwesen nur noch durchfinden, indem er sorgfältige Register über seine Exzerpte, Regelbücher zu ihrer Benutzung, Vorschriften über die Einteilung jedes Tages der Woche, die Gegenstände seines Nachdenkens und seiner Arbeit, die zu lesenden Bücher und die fast tägliche Durcharbeitung seiner Auszüge aufstellte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wahrlich, er durfte wohl sagen, daß er „sein Paradies, sein Peru, sein Tempe und seinen Prater auf dem weißen und blauen Papier" suche.

Jeder minder feste, minder ursprüngliche Kopf wäre von dieser grauenhaften Papiermasse einfach erdrückt worden. „Wie mancher geistige Riese liegt schon unter Büchern begraben!" ruft einmal sehr treffend — Jean Paul. Er aber bewegte sich darin wie der Fisch im Wasser; er war und blieb nun einmal ein Schreibtischmensch, ein Mann, der nicht unmittelbar, sondern im Wiedergeben existierte, genoß und litt. Das Schaffen bedeutete ihm nicht eine notwendige Wiederausstrahlung der Überfülle des gelebten Lebens, sondern das Leben selbst. Der Gänsekiel wurde ihm zum Zauberschlüssel, der allein das Tor zu allen Entzückungen und Qualen der Erde auftat. Als sein Armenadvokat Siebenkäs beschließt, zur Verbesserung seiner Einkünfte eine Sammlung Satiren zu schreiben, da heißt es:

„Ich kenne keinen größeren geistigen Tumult — kaum einen süßeren — in einem jungen Menschen, als wenn er in der Stube auf und ab geht und den kühnen Entschluß fasset, ein Buch Konzeptpapier zu nehmen und ein Manuskript daraus zu machen — ja man kann darüber disputieren, ob der Konrektor Winkelmann und der Feldherr Hannibal hurtiger die Stube auf und ab liefen, als beide des ebenso kühnen Sinnes wurden, nach Rom zu gehen."

Dies beinahe sklavische Haften am Schreibwerk, diese ängstliche Bemühung, jeden keimenden Gedanken sofort mit der Feder aufzuspießen, ist der Ausfluß des größten Mangels in Jean Pauls dichterischer Begabung: es fehlte ihm an der Bildhaftigkeit des inneren Schauens, an der geistigen Plastik. Das Schreiben war ihm nicht notwendiges Übel, sondern geradezu Gedankenerzeuger, weil es nach seinem höchst charakteristischen Wort die Zeichen der Sachen selbst zu Sachen erhebe. Die Wortbilder mußten ihm die inneren Bilder ersetzen. Das war um so bedenklicher, als er ohnehin in einer papierenen Welt lebte und sich seine Kenntnis des Lebens zum großen Teil nur angelesen hatte. Menschen von solcher Anlage und solchem Entwicklungsgang laufen Gefahr, die Organe ihres Geistes allzusehr nach innen zu wenden und die zur Aufnahme der Außenwelt bestimmten Fähigkeiten verkümmern zu lassen; es fehlt dann gerade an der für den Dichter unentbehrlichen Befruchtung und Berichtigung durch den unablässigen Zustrom äußerer Eindrücke und Erfahrungen. Als Jean Paul in Jena Schiller, den felsigten Schiller, wie er ihn nennt, aufgesucht hatte, da schrieb dieser feine Beobachter und kühle Beurteiler der Menschen, der im Volksbewußtsein seltsamerweise immer noch als eine Art von unpraktischem Träumer herumspukt, über ihn an Goethe (Brief vom 28. Juni 1796): „Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete; fremd wie einer, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens und wahrlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mit Hilfe dieser Sammlungen von Auszügen und Einfällen baute Jean Paul nun seine Werke auf. Leider war er aber nicht der Mann dazu, die Mauersteine so zu behauen und zu verfugen, daß ein einheitlicher Bau daraus entstand. Daher denn der Eindruck des Zusammengestückten, Buntscheckigen, der den Leser zunächst befremdet; daher denn auch, weil eben nichts umkommen sollte, jene Einschiebsel, Exkurse, Vor-, Zwischen- und Nachreden, Extrateile, Sonderkapitel, Abschweifungen, die den Leser in gelinde Verzweiflung versetzen; daher endlich der springende, die verschiedenartigsten Dinge verbindende, beständig neu anknüpfende Gedankengang, der die Aufmerksamkeit des Lesers bis zur Erschöpfung anspannt.

Man glaube nicht etwa, daß Jean Paul den Eindruck einer gewissen genialen Regellosigkeit absichtlich habe erzeugen wollen. Nichts wäre falscher. Er schrieb genau so, wie es ihm natürlich war, wie er konnte und mußte. Ihm, der nur ein bescheidenes Maß von schauender Phantasie sein eigen nannte, stand dafür eine unerschöpfliche Sprachphantasie zu Gebote; diese geschäftige Sklavin trug ihm ohne Unterlaß Einfälle, Kombinationen, Metaphern, Vergleiche, neue Wortfügungen zu, und zwar in solcher Fülle, daß sein Stil vor lauter Bilderreichtum unanschaulich wurde. Die nachschaffende Vorstellungskraft des Lesers wird dermaßen bedrängt, daß sie schließlich ihre Zahlungen einstellt. Jean Paul überschüttet seine Verehrer zwar mit Rosen, aber er erstickt sie auch darunter, wie jener römische Kaiser seine Gäste. Er litt an dem unwiderstehlichen Drang, alles, was ihm durch den Kopf ging, zu Papier zu bringen, ohne jede Rücksicht auf das Publikum und auf das ganze Werk. Die ihm in den Xenien erteilte Mahnung, seinen Reichtum zu Rate zu halten, war ebenso richtig wie nutzlos: denn es wurde ihm damit zugemutet, gefälligst aus seiner Haut zu fahren.

Man bekommt in manchen Schriften und an manchen Stellen das unbehagliche Gefühl, einer hart am Rand des Wahnsinns hinjagenden Gedankenflucht folgen zu müssen. Aber die Angst ist grundlos; Jean Paul trug einen durchaus soliden Kopf auf den Schultern. Was ihn rettete, war die Dichtergabe, die Fähigkeit, sich des Andrangs der Einfälle durch Niederschreiben oder Aussprechen zu entledigen. Doch ging ihm die schnörkelhafte, bildhafte, uneigentliche Ausdrucksweise schließlich derart in Fleisch und Blut über, daß er, wie uns überliefert ist, unfähig wurde, die einfachsten Dinge des täglichen Lebens einfach zu sagen. Und nicht genug damit; die Krankheit war auch ansteckend. Sieben Kindern im Alter von sieben bis fünfzehn Jahren war es vom Schicksal vergönnt, diesen Genius einige Jahre zum Hauslehrer zu haben; er unterzog sich der Aufgabe mit heiliger Begeisterung und berichtete später in seinem theoretischen Werk über Erziehung, der Levana, interessant genug davon — aber bald hatte er den unglücklichen glücklichen Kindern nicht nur seine Schreibwut, sondern auch seine Ausnutzung aller Kenntnisse zur Verfertigung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von witzigen Einfällen und geistreichen Vergleichen eingeimpft. Ebenso verfielen die weniger widerstandsfähigen unter seinen Freunden gänzlich in seinen Ton, und seine älteste Tochter soll die Ausdrucksweise des Vaters mit Zunge und Feder geradezu täuschend nachgeahmt haben. Wer sich lange mit Jean Paul beschäftigt hat, kennt die Verführungsmacht seines Stils und den Kampf gegen den sich unvermerkt einschleichenden Hang, ihn, soweit die Kraft reicht, zu kopieren. Wir dürfen uns noch glücklich preisen, daß er nicht eigentlich Schule gemacht hat; denn was bei ihm zum mindesten originell war, das wäre bei Nachtretern bald unleidlich geworden.

Jean Paul brachte seine ganze fabelhafte Belesenheit in den Dienst der Schriftstellerei; die Kenntnisse aus allen Gebieten des menschlichen Wissens, die er nicht nur in den Exzerpten, sondern auch im Kopf hatte, scheinen unbegrenzt. Doch aus diesen Kenntnissen wurde keine rechte Erkenntnis; er haftete am Einzelnen, ohne den Goethischen Drang, zu umfassenden Anschauungen und Ideen aufzusteigen. Seinem Denken mangelte die organisierende Kraft. Goethes Kopf ist ein Museum, der Jean Pauls eine Rumpelkammer. Aber eine Rumpelkammer, worin sich unter wertlosem Kram die auserlesensten, köstlichsten Dinge finden lassen — wenn man die Geduld zum Suchen hat. Seine Vergleiche, Anspielungen, Einfälle und Scherze holt er unparteiisch aus der Weltgeschichte, der Medizin, der Astronomie, dem Kirchenrecht, den Reisebeschreibungen und einem Dutzend anderer Fächer; und fast immer gibt es Funken, sobald er diese gewichtigen Steine aneinander schlägt. Ohne Schwierigkeit ließen sich (ob es schon geschehen ist, weiß ich nicht) aus seinen Schriften einige Tausend „Geistesblitze", „Lichtstrahlen" oder ähnliche Naturereignisse herausziehen. Neben manchen Glasscherben und Rheinkieseln wäre da ein gewaltiger Haufe Diamanten von reinstem Wasser zusammenzulesen. Es ist unmöglich, durch Zitate eine halbwegs zureichende Vorstellung von seinen kühnen Ideenverbindungen, seiner barocken Bildersprache, seinem in hundert Flächen spiegelnden Witz zu geben; wer eins seiner Bücher aufschlägt, findet fast auf jeder Seite Beispiele in Menge. Nur um einen ungefähren Begriff von der ganzen Art zu vermitteln, greife ich völlig aufs Geratewohl einige davon heraus:

Wenn der Dichter erzählen will, daß es bei einem Hochzeitsmahl Krebssuppe, Karpfen und Geflügelpastete gegeben habe, so spricht er von: dem Suppenzuber oder Fleischbrüheweiher, worin man mit den Löffeln krebsen konnte, wiewohl die Krebse wie die Biber in diesem Wasser nicht mehr hatten als den Schwanz; von einem Behemot von Teichkarpfen, der den Propheten Jonas hätte verschlingen können, der aber das Schicksal des Mannes selber teilte; von dem gebackenen Hühnerhaus einer Pastete, worein das Geflügel, wie das Volk in einen Landtagssaal, seine besten Glieder abgeschickt habe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein langer Gedankenstrich nach einem Satz wird (dies ist nun zufällig ein wahres Musterbeispiel) wie folgt begründet: „Dieser ansehnliche Gedankenstrich soll weder die Sitzstange eines ausgeflogenen Gedankens sein, noch der Fühlfaden eines an sich unempfindsamen Perioden, noch der Staubfaden eines poetischen Blümchens, auch nicht eine Spicknadel, welche die Stelle des Specks zu vertreten pflegt, noch viel weniger der bout rimé eines Sinnes, dessen Ergänzung der Autor dem Leser ansinnt, am allerwenigsten das Seitengewehr oder der Stachel eines Epigramms, und endlich weder der Fettschwanz eines Perioden mit schlechter Wolle noch die geradgespannte Schönheitslinie eines Hogarth ..."

Als Jean Paul, nachdem er jahrelang seine Mitbürger durch eine ungewöhnliche Tracht — sein natürliches Haar und einen weitausgelegten Hemdkragen — geärgert hatte, reuig zu Zopf und Halsbinde zurückgekehrt war, da schrieb er einem Freund: er habe sich jetzt enthülset und seinen bisher broschierten Leib in Franzband eingebunden; seinen Hals presse jetzt das cilicium und der Ringkragen einer Binde, und seine Haare liefen in ein suffixum oder einen accentus acutus aus, den man dortzulande einen Zopf nenne.

Endlich eine gute psychologische Bemerkung zum Beweis dafür, daß Jean Paul, in der Bildung individueller Gestalten nicht sehr stark, ein ausgezeichnetes Auge für typische Züge besaß:

„Eine Frau errät leicht die menschliche, aber schwer die göttliche (oder teuflische) Natur eines Mannes, schwer seinen Wert und leicht seine Absichten, leichter seine innere Farbengebung als seine Zeichnung."

Daß Jean Pauls Stil von größter Originalität ist, daß er in höchstem Maß jenes Etwas hat, das man heute so gern die persönliche Note nennt, kann niemand bestreiten. Trotzdem wird man ihn weder zu den Sprachschöpfern noch zu den großen Stilisten rechnen dürfen. Zum Sprachschöpfer fehlt ihm bei der Prägung neuer Worte und Wortverbindungen die Grundlage der Volkssprache und darum auch die Volkstümlichkeit; er hat zwar Grimms Wörterbuch beträchtlich, die Umgangssprache aber erstaunlich wenig bereichert. Zum großen Stilisten fehlt ihm der ruhige Wellenschlag des starken, ein Werk von Anfang bis zu Ende gleichmäßig durchflutenden Rhythmus; Sätze, Perioden, Kapitel sind bei ihm oft rhythmisch meisterhaft, das ganze Werk ist es nie. Und zu allen beiden fehlt ihm jene Schlichtheit, jene Reinheit der Linien, ohne die ein großes Kunstwerk nicht bestehen kann. Reichtum an Geist und Geistreichigkeit sind eben zweierlei; den ersten besitzt er wie wenig Andere, aber er versteckt ihn regelmäßig unter der Maske der zweiten. Welch kümmerliche Sache das Geistreichsein im Grunde vorstellt, kommt uns bei Jean Paul oft schmerzlich zum Bewußtsein. Ist das Feuerwerk abgebrannt, so erscheint die Nacht nur schwärzer als vorher.

(Schluß folgt.) A. B.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Rosa Voigt, unsere unermüdliche Mitkämpferin und Förderin für die Verwirklichung der Vortrupp-Gedanken, feiert am 10. März dieses Jahres in Dresden ihren achtzigsten Geburtstag. Durch ihre schriftstellerische und soziale Wirksamkeit hat sie sich unablässig mit Erfolg bemüht, in weiten Kreisen Deutschlands vor allem die Gewissen im Kampfe gegen den Alkoholismus zu wecken und das Verantwortlichkeitsgefühl Vieler zu stärken. Ihr durch nichts zu erschütternder Glaube an den Sieg des Guten und ihre feine Begabung für das Volkstümliche kamen ihr dabei sehr zu Hilfe. Möchte sie an einem ungetrübten Lebensabend die Freude haben, zu erkennen, daß auch ihr Weckruf nicht ungehört verhallt ist und daß immer größer die Scharen der Frauen und Männer werden, die gleich ihr unermüdlich ihr Bestes für das Wohl des Vaterlandes einsetzen.

Der Vortrupp.

Kantinen für geistige Nahrung. Ich kam vom Feld übers Lazarett in den Heimattruppenteil. In einer Schule war die Kaserne eingerichtet. Man zeigte mir als die wichtigsten Zimmer: Schreibstube, Kammer, Revierstube und Kantine. Und das muß wahr sein, wo sich Soldaten im Quartier finden, da ist auch allemal eine Kantine zu finden. Für viele kleine Bedürfnisse des Soldaten ist sie allerdings eine Notwendigkeit. Freilich, hier gab es nicht viel mehr, es wird ja auch in den Kantinen knapp. Man kennzeichnete mir diese hier mit den Worten: Da gibt es nur Bier, Zigarren und Stiefelwichse. Es sollte allerdings früher anders gewesen sein. Vor allem in Nahrungsmitteln sei da ein blühender Verkauf gewesen.

Nach dem, was es nun noch in dieser Kantine gab, hatte ich nun allerdings keinen Bedarf.

Aber nach etwas anderem.

Es gibt nun beim Militär zwischen den einzelnen Diensten und auch sonst eine ganze Menge Pausen, die man nicht nutzen kann. Man möchte gern etwas tun, aber — man weiß nicht so recht was.

Manche vertreiben sich diese Wartezeit mit einem allgemeinen Hinträumen. Und manch andere nehmen die Karte zur Hand. Wie denn im Feld unglaublich viel gespielt wird. Und manche lesen! Das heißt, wenn sie etwas haben. Es würden sicher, wenn Lesestoff da wäre, noch mehr sein.

Für das Feld und die Lazarette ist man wohl mit Büchern, ja Büchereien eingesprungen. Hier in der Kaserne fand ich — nichts.

Und sicher wäre wohl mancher hier, besonders der nicht allein auf seine Löhnung angewiesen ist, der sich auch etwas zum Lesen kaufte, wenn er die Gelegenheit hätte, wenn in der Kantine auch billiger Lesestoff geboten würde.

Man sollte nach dieser Seite einmal einen Versuch anstellen. Er ist es wert. Und vielleicht wird das Ergebnis auch nach der finanziellen Seite nicht ganz ungünstig sein.

Das ist natürlich von vornherein klar: Reichtümer sind damit nicht zu erwerben. Aber schließlich sind die Kantinen doch dazu da, und zwar in erster Linie, den Soldaten eine Annehmlichkeit zu verschaffen. Und das würde es sicher sein, wenn sie auch etwas an geistiger Nahrung böten.

Ich denke da zunächst an die Kantinen, die man unter den gegenwärtigen Verhältnissen in größeren Truppenquartieren einrichtet. Es ist aber auch zu überlegen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ob nicht die Marketendereien der Feldtruppenteile auch damit recht gute Erfolge erzielen könnten. Und vielleicht würde sichs sogar für die Friedenskantinen der Kasernen lohnen.

Die zuständigen Behörden würden dem sicher nichts in den Weg legen, vielleicht sogar diese Angelegenheit fördern. Es ist auch nicht einmal ein ganz fremdes Gebiet: Der Kantinenbücherhandel. In meiner aktiven Dienstzeit wurden in der Kantine meines Bataillons schon Liederbücher und Regimentsgeschichten verkauft.

Warum sollte man also nicht einmal auch mit Unterhaltungslektüre anfangen?

Natürlich müßten zwei Anforderungen an sie gestellt werden, die sich aber bei der heutigen Auswahl und bei der großen Zahl von Büchersammlungen ohne weiteres erfüllen lassen. Sie müßten billig und dabei doch gut, das heißt literarisch einwandfrei und spannend sein. Es erübrigt sich, dafür Beispiele anzuführen. Sicherlich würden neben den liefernden Buchhändlern auch andere Personen oder Vereine, denen die literarische Bildung unseres Volkes am Herzen liegt, mit Ratschlägen zur Hand sein.

Warum also nicht?

Würde sich jemand finden, der einen solchen Versuch wagte? Kantinen mit „geistiger Nahrung" könnten sicher in Soldatenkreisen viel Gutes stiften.

Walther Kluge.

Ohne Alkohol geht's nicht. Als Beitrag zu dem Thema „der Alkohol in der Jugendlektüre" möchte ich hier ein Büchlein namhaft machen, das wohl in allen Schulbüchereien vertreten ist und den Schülern gern in die Hand gegeben wird. Es heißt „Der kleine Botaniker in Wald und Feld"; Verfasser Dr. Curt Flöricke, Verlag von E. Nister in Nürnberg.

Der Lehrstoff ist in ein Gespräch eingekleidet, das ein Onkel und drei Kinder von acht bis zwölf Jahren beim Botanisieren führen.

Von den Ebereschen sagt der Onkel: „Da man aus den Beeren auch Branntwein bereiten kann, . . . sollte man die Eberesche mehr anpflanzen." — Die Branntweinbereitung wird als der offenbar wichtigste Grund vorangestellt.

Beim Waldmeister weiß der achtjährige Junge schon, daß das Kräutlein nach Bowle riecht, worauf der Onkel meint: „Nun, du hast eine gute Nase, obwohl du das eigentlich noch gar nicht zu wissen brauchst." — Also später muß er es unbedingt wissen.

Das Antreffen von Birken gibt natürlich Anlaß, auf den Birkenwein zu kommen. „Doch", läßt der Verfasser den Onkel sagen, „erschöpft diese Behandlung (die Abzapfung des Birkensaftes nämlich) die Lebenskraft des Baumes sehr schnell." — Mehr nicht.

Als die jungen Botaniker an Wacholder vorbeikommen, wird selbstverständlich von der Herstellung von Wacholderbranntwein gesprochen, und bei der Betrachtung der Heidelbeeren doziert der Onkel: „Man kann . . . Heidelbeerwein oder Branntwein daraus herstellen. Auch zum Färben von Weinen werden sie benutzt." Bei den Himbeeren fehlt ebensowenig die Erwähnung „des erfrischenden Himbeerweines" wie bei den Brombeeren die Wissenschaft: „Man stellt aus ihnen auch Branntwein her."

Von den mikroskopisch kleinen Pilzen endlich wird gesagt: „Gerade diese winzigen Dinger spielen im Haushalt . . . des Menschen eine sehr wichtige Rolle, teils eine sehr nützliche, teils eine furchtbare und verhängnisvolle. Hierher gehören z. B. die Gärungspilze, wie die Hefe, ohne die wir nicht backen, nicht brauen und keinen Wein bereiten könnten, ..." — —

Bier, Wein, Branntwein, — es ist anscheinend unumgänglich notwendig und pädagogisch streng gefordert, Kindern von acht, zehn und zwölf Jahren die Kenntnis von der Verwertung mancher Pflanzen so gründlich wie nur möglich beizubringen. **P. H.**

Für den Inhalt verantwortlich: i. V. Franziskus Hähnel, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 6 16. März 1917

Nüchternheit und Maßhaltung.

Berlin, den 10. März 1917.

Im August 1916 hatte der Professor Troeltsch in der Zeitschrift „Das neue Deutschland" einen Aufsatz veröffentlicht, den der „Vortrupp" auf meine Veranlassung in Nr. 16 vom vorigen Jahre in den wichtigsten Stücken abgedruckt hat. Der Aufsatz steht dort auf den Seiten 508—510, ich empfehle, ihn jetzt einmal wieder nachzulesen.

Troeltsch spricht da unter anderm von dem, durch unsre Reichsleitung bekundeten, „Geist grundsätzlicher Nüchternheit und Maßhaltung", ohne den „es niemals auf absehbare Zeit einen Frieden geben wird". — Dieser Geist der Nüchternheit und Maßhaltung hat Anstürme von links und von rechts zu bestehen:

Von links:

Es ist ein Mangel an Nüchternheit, wenn jemand Tatsachen nicht sehen kann oder nicht sehen will, die sind:

Die grundlegende Tatsache, von der der gegenwärtige Augenblick bestimmt wird, ist die, die der Kanzler in seiner Reichstagsrede vom 27. Februar in die Worte gefaßt hat:

> „Bei unseren Feinden aber war die verbissene Kriegsleidenschaft ihrer Machthaber stärker als der Schrei der Völker nach Frieden."

Vor dieser Tatsache verschließt sich künstlich, wer die Kriegskredite ablehnt, wie es die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft am 23. Februar getan hat. Wie wenig ein solches Verhalten auf dem Wege liegt, der zum Frieden führt, das hat ungemein treffend der Reichstagsabgeordnete Dr. Ludwig Haas in den folgenden Worten gezeigt, die er in der Morgenausgabe des Berliner Tageblattes vom 27. Februar an den damaligen Sprecher der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft, den Abgeordneten Ledebour, gerichtet hat:

> „Auch Ledebour wird keine beruhigende Antwort darauf geben können, was die Folge wäre, wenn der Reichstag die Mittel zur Fortführung des Krieges nicht bewilligt hätte. Vielleicht hätte die Deutsche Reichsregierung mit Zustimmung des deutschen Volkes in Waffen, das Patronen braucht, solange die Andern schießen, sich das Geld ohne

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zustimmung des Reichstages verschafft. Die schönste Rede Ledebours über Staatsstreich und Volksverrat hätte dann die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß der Parlamentarismus nur so lange bestehen kann, als durch ihn und mit ihm die elementarsten Staatsnotwendigkeiten besorgt werden können. Auch die Entwicklung zum vollendeten Parlamentarismus ist nur möglich mit einer Volksvertretung, die zu praktischer Arbeit entschlossen ist.

Der Parlamentarismus ist für das Vaterland da und nicht das Vaterland für den Parlamentarismus. Wahrscheinlich hätte das deutsche Volk zu einem Reichstag aus lauter Ledebours gesagt: ‚Eher soll den Reichstag der Teufel holen, als daß er uns Alle miteinander holt.' Wenn aber etwa die Reichsregierung so brav und fromm und engelsrein die deutschen Geschicke leiten würde, daß sie am Tage nach der Lex Ledebour dem deutschen Infanteristen keine Patrone, dem deutschen Artilleristen keine Granate und beiden das Essen zur Feldküche nicht mehr liefern würde, ja, lieber Herr Ledebour, was dann? Dann sitzen uns eine Woche später Franzosen und Engländer mit schwarzen und gelben Hilfsvölkern und die von den Abgeordneten der Arbeitsgemeinschaft früher — lang, lang ist's her — ganz richtig bewerteten Kosaken in deutschen Landen, und die Arbeitsgemeinschaft mag sehen, wie sie das Land vom Feinde befreit."

Der Abgeordnete Ledebour hat ja in der Rede, die die Ablehnung der Kriegskredite durch die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft begründen sollte, unter anderm die Wendung gebraucht:

„Wir fordern die Einstellung des uneingeschränkten U-Bootskrieges. Er entspricht ebensowenig den Geboten der Menschlichkeit, wie der englische Aushungerungsplan."

Diese, wie mir scheint, besonders verkehrt gerichteten, Sätze drängen Den, der die Tatsachen nüchtern sieht, dazu, sich ganz ausdrücklich zu dem Worte zu bekennen, das später, am 28. Februar, im Reichstage der Abgeordnete Mertin über den Entschluß zum uneingeschränkten U-Bootskrieg gesprochen hat. Ich meine das Wort:

„Für diesen Entschluß sind wir alle die volle Verantwortung mit zu übernehmen bereit."

Ich brauche nicht nochmals zu betonen, daß ich damit lediglich den uneingeschränkten U-Bootskrieg des Reichskanzlers meine, also denjenigen uneingeschränkten U-Bootskrieg, von dem das Wort unsers niemals übertreibenden Kanzlers vom 31. Januar uns verbürgt hat: daß nunmehr die genügende Zahl von U-Booten für diesen Krieg vorhanden ist, daß die militärische Gesamtlage es jetzt zuläßt, alle seine etwaigen Folgen auf uns zu nehmen, und daß überhaupt nach dem übereinstimmenden Urteil der politischen und militärischen Leitung die Frage am 31. Januar 1917 (im Gegensatz zu allen früheren Terminen) spruchreif war. Kurz denjenigen uneingeschränkten U-Bootskrieg, den der Reichskanzler in demselben Augenblicke — aber Gott sei Dank auch keinen Augenblick eher! — begonnen hat, wo er

„in Übereinstimmung mit der Obersten Heeresleitung zu der Überzeugung gekommen war, daß der uneingeschränkte U-Bootskrieg uns dem siegreichen Frieden nähere".

Es versteht sich dabei, daß ich nach wie vor mit jeder Faser in Kopf und Herz auf dem Boden der Kanzlerrede vom 9. November stehe — daß ich die Notwendigkeiten, die mein Aufsatz „Der Lohn der Opfer" hier darzulegen suchte, mit jedem neuen Tage des Krieges noch dringlicher werden fühle — daß ich die Deutsche Tat vom 12. Dezember für die allerbeste und allerstolzeste Tat aller guten und stolzen deutschen Taten in diesem Kriege halte. Der Abgeordnete Haenisch hat für mein Gefühl durchaus das Richtige getroffen, als er vor wenigen Tagen im Preußischen Abgeordnetenhause den Zustand, in dem sich Europa jetzt befindet, kennzeichnete als dem Reiche des „Untermenschlichen" angehörend. Aber es haben doch nun einmal die gegenwärtigen Machthaber im Zehnverbande, die Lord Northcliffe, Lloyd George, Briand, Sonnino und Genossen, in einer Note, die unser Kanzler in seiner letzten Reichstagsrede mit Recht ein „Dokument barbarischen Hohnes und Hasses" genannt hat, unsre ehrliche Aufforderung, freiwillig wieder auf die Ebene des Menschlichen hinaufzusteigen, abgelehnt. Wider den offenbaren Willen des größten Teils ihrer Völker zwingen diese Machthaber sie, auf der Ebene des Untermenschlichen zu verharren und uns mit darauf festzuhalten. Ja, was in aller Welt sollen wir denn tun, um die Ebene des Menschlichen wieder zu erreichen (auf der allein die Ziele lebendig werden können, die ich im „Lohn der Opfer" zu zeichnen suchte), als jedes taugliche Mittel anwenden, das die gegenwärtigen Machthaber im Zehnverbande zwingen kann, auf jene Ebene wieder mit uns hinaufzusteigen? Ob ein dafür taugliches Mittel an sich „menschlich" ist oder nicht, kann lediglich danach beurteilt werden, ob es verspricht, diesen Erfolg schnell herbeizuführen. In welchem andern Sinne ein Kriegsmittel, besonders ein Kriegsmittel des Maschinenkrieges der Gegenwart, überhaupt „den Geboten der Menschlichkeit entsprechen" könnte, ist mir unverständlich; vielmehr scheint mir unbestreitbar richtig, was der Kanzler schon im März 1916 gesagt hat,

„Jedes Mittel, das den Krieg abzukürzen geeignet ist, ist das allerhumanste."

In Nr. 20 von 1916 habe ich das hier so auszudrücken versucht:

„Einmal wäre es auch gegen den Feind unmenschlich, wollten wir den Krieg nicht so rasch beendigen, wie es uns möglich ist. Und zweitens könnte, selbst wenn das anders stünde, eine Menschlichkeit gegen den Feind niemals die Unmenschlichkeit gegen die deutschen Truppen und das deutsche Volk entschuldigen, die darin läge, wenn unsre Regierung den Krieg auch nur eine Stunde länger währen ließe, als sie gezwungen ist, ihn dauern zu lassen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weil die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft, wie ihr Ablehnen der Kriegskredite zeigt, diese Dinge nicht nüchtern sieht wie sie sind, darum würde es, wenn die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft bei uns die Macht hätte, niemals in absehbarer Zeit einen Frieden geben.

Von rechts:

Am 21. Februar hat im Preußischen Abgeordnetenhause der frondistische nationalliberale Abgeordnete Fuhrmann, ein Mächtiger im Schäferschen Ausschusse, unter anderm die folgenden Sätze gesprochen:

> „Den Staatsmann, der aus diesem Kriege ohne Longwy und Briey zurückkommt, ohne daß Belgien in unserer Hand bleibt, die flandrische Küste dem englischen Machtbereich entzogen ist, und die Maaslinie unseren Interessen gerecht wird, würde die Geschichte den Totengräber deutscher Macht nennen."

Es ist bekanntlich sehr bestritten, ob ein solcher Landerwerb im Westen, wenigstens in dieser ganzen Ausdehnung, für das Deutsche Reich überhaupt wünschenswert wäre, auch wenn wir ihn heute ohne weitere Opfer an deutschem Blute diktieren könnten. Es gibt sehr viele und sehr ernst zu nehmende Menschen, die dafür halten: Daß ein Friede, der mit Annexionen (oder annexionsartigen Angliederungen) solchen Umfanges geschlossen würde, nur ein Waffenstillstand wäre. Weil nämlich die uns jetzt feindlichen Großmächte, die wir ja auch durch den gewaltigsten Sieg nicht aus dem Dasein und, was wenigstens England und Rußland angeht, auch nicht einmal aus dem Dasein als Großmächte, löschen könnten, durch solche Annexionen erst völlig unlösbar zu einem immerwährenden Revanchebunde gegen uns zusammengeschmiedet werden würden. So daß dann das Schicksal Europas, und besonders auch unsres Vaterlandes, das eines hoffnungslosen Ausblutens durch, mindestens jahrzehntelang sich immer wiederholende, Kriege sein würde.

Mag das nun richtig oder zu schwarz gesehen sein, sicher ist jedenfalls das Eine, daß derartige Kriegsziele nur nach zerschmetternder Niederlage aller der Völker, mit denen wir im Kriege stehen, zu erreichen sein würden. Daß ich, in Übereinstimmung mit sehr vielen, sehr klarblickenden Personen, eine soweitgehende Niederlage unsrer Gegner für genau so unmöglich halte wie ihren Sieg, habe ich mehrfach gesagt. Daß aber eine soweitgehende Niederlage unsrer Gegner, wenn sie dennoch möglich sein sollte, frühestens in einem halben Jahrzehnt kommen könnte, nach weiteren Verlusten von Millionen Deutscher und deutscher Bundesgenossen — es spricht alles

dafür, und nichts dagegen. Es spricht aber andrerseits — Gott sei Dank — jetzt sehr Vieles dafür, daß ein Friede, der uns und unsern Bundesgenossen Dasein, Ehre und Entwicklungsfreiheit dauernd sichert, in durchaus absehbarer Zeit zu haben sein wird. Das Verlangen des Abgeordneten Fuhrmann kommt also darauf hinaus, daß Fuhrmann — und zwar in Ausdrücken, die man ohne zu übertreiben als einen Versuch moralischer Einschüchterung ansprechen kann — von der Regierung Dies verlangt: sie solle eine, sich in absehbarer Zeit voraussichtlich bietende, Möglichkeit, das deutsche Volk nach vollem Gelingen unsres Verteidigungswerkes wieder in den Frieden zu führen, verschmähen; und solle anstatt dessen das Kriegselend auf Jahre verlängern und Millionen deutscher und bundesgenössischer Leben zerstören, damit die Eroberungsziele der Richtung Fuhrmann nicht zu kurz kommen. Was mir bei der Betrachtung dieser ganzen Gedankenrichtung, die ja dem ganzen Schäferschen Ausschusse und sämtlichen Alldeutschen gemeinsam ist, immer wieder auffällt, das ist die, wie mir scheint, ungemein geringe Wertung, die im Gehirne dieser Politiker der deutsche Mensch findet. Es kommt mir vor, als nehme der da nur die Wertstufe etwa einer Schachfigur ein; wenn eine bei dem Spiele zerbricht, was tuts, eine andre tritt an ihre Stelle. Wenn Kant gelehrt hat, der Mensch dürfe niemals nur als Mitttel behandelt werden, immer müsse er auch Zweck sein: in jenen Gehirnen erscheint der Mensch, und gerade der deutsche Mensch, n u r noch als Mittel, als ziemlich wertloses, leicht ersetzbares, Mittel zur Durchsetzung der politischen Zwecke Andrer. Wahrlich eine Geisteswelt, grundverschieden von der, die aus den Worten des Kaiserbriefes vom 31. Oktober zu uns spricht:

> „ein Herrscher, der . . . ein Herz hat, für seine und die feindlichen Menschen."

Zwar in der Welt, in der die politischen Gesinnungsgenossen des Abgeordneten Fuhrmann leben, gilt ja die Deutsche Tat vom 12. Dezember, die jener Kaiserbrief vorbereiten half, als „durchtränkt von Sentimentalität". Aber, ob diesen Herren denn wirklich niemals der Gedanke kommt, daß, auch vom aller „unsentimentalsten" Nützlichkeitsstandpunkte aus gesehen, alle eroberten Provinzen nichts nützen, wenn sich das eigene Volkstum bei der Eroberung verblutet hat? Wie die Dinge liegen, ließe sich an Stelle des vom Abgeordneten Fuhrmann gesprochenen Satzes mit sehr viel mehr Recht der andre Satz setzen: Den Staatsmann, der diesen Krieg länger führte, als es nötig ist, um Dasein, Ehre und Entwicklungsfreiheit des deutschen Volkes und seiner Bundesgenossen zu sichern, den würde die Geschichte den Totengräber nicht nur der deutschen Macht, sondern schlechthin des deutschen Volkes nennen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft, so fehlt auch dem Abgeordneten Fuhrmann und seinen Gesinnungsgenossen der „Geist der Nüchternheit und Maßhaltung", ohne den es „niemals auf absehbare Zeit einen Frieden geben wird".

Sehr erfreulich ist es, daß sich der Kanzler auch durch diesen Fuhrmannschen Einschüchterungsversuch aus seiner eigenen nüchternen und maßvollen Behandlung dieser Dinge nicht hat herausbringen lassen: Am 27. Februar hat er im Reichstage, unter ausdrücklichem Hinweis auf jene Erörterungen im Preußischen Abgeordnetenhause, gesagt:

> „Ich würde es doch nicht für gut halten, wenn ich mich meinerseits an solchen Debatten beteiligen wollte: ich kann von meiner Seite aus nicht Versprechungen machen oder ins Einzelne gehende Formulierungen unserer Bedingungen aufstellen. Das wäre unfruchtbar. Die feindlichen Machthaber haben es reichlich getan. Sie haben sich untereinander ausschweifende Zusicherungen gemacht, aber doch nichts weiter damit erreicht, als daß sie sich und ihre Völker immer tiefer in den Krieg verstrickt haben. Was ich über Richtung und Ziel unserer Bedingungen sagen konnte, habe ich wiederholt gesagt: dem Kriege ein Ende machen durch einen dauerhaften Frieden, der uns Entschädigung gewährt für alle erlittene Unbill, und der einem starken Deutschland ein gesichertes Dasein und eine gesicherte Zukunft bietet. Das ist unser Ziel."

Die Anstürme, die, gegen den Geist der Nüchternheit und Maßhaltung in der deutschen Politik, gerade von rechts her gemacht werden, führen aber zwei Gefahren mit sich, auf die besonders hinzuweisen gewisse Ereignisse der letzten Zeit nötig machen:

Gleich in dem ersten der politischen Aufsätze, die ich für den „Vortrupp" geschrieben habe, habe ich (in Nr. 17 vom 1. September 1916) darauf hingewiesen, daß diejenigen Politiker, als deren Wortführer jetzt der Abgeordnete Fuhrmann aufgetreten ist, andauernd einen sehr wichtigen Punkt außer acht lassen: den Punkt nämlich,

> „daß wir einen Koalitionskrieg führen, und daß wir die Kriegsziele gar nicht allein bestimmen können, sondern nur im Einverständnis mit unsern Bundesgenossen: Die Gemeinbürgschaft, die uns jetzt mit Österreichern und Ungarn, mit Bulgaren und mit den Türken verbindet, verbürgt ganz gewiß jedem der vier Bundesgenossen, daß die drei andern durchhalten bis zum guten Frieden auch für ihn. Aber glaubt wirklich irgendein Nüchterner, die Österreicher und die Ungarn, die Bulgaren und die Türken, seien geneigt, ihren letzten Blutstropfen dafür herzugeben, daß jene Vielfordernden bei uns nach einigen Jahren weiteren Krieges (und nach dem dann unausbleiblichen Ruin aller Länder, auch des Vierbundes) möglicherweise ihre maßlosen Ziele durchgesetzt haben könnten?"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie berechtigt diese Warnung war, hat gerade die jüngste Gegenwart erwiesen:

Es hatte ja Graf Tisza, der Ministerpräsident des uns eng verbündeten Ungarn, dreimal kurz hintereinander seiner Meinung über den Frieden so Ausdruck gegeben: Am 24. Januar hatte er in der Abgeordnetenkammer erklärt,

> „daß er weiter mit Sympathie jede Bestrebung begrüßen werde, die auf die Herstellung des Friedens gerichtet sei".

Am 31. Januar, also am Tage der Erklärung des verschärften U-Bootskrieges auch durch Österreich-Ungarn, hatte er dann weiter gesagt:

> „Die Zukunft wird lehren, daß die Verwirklichung des von der Entente angekündigten Planes, uns zu vernichten, unmöglich ist. Sobald sich diese Überzeugung auch bei unseren Feinden Bahn bricht, wird der große und schöne Augenblick gekommen sein, in dem der Friedensgedanke reale Gestalt annimmt."

Und nur fünf Tage später hatte dann Tisza in einer Rede in der Abgeordnetenkammer, einer Rede, in der er nachwies, daß der verschärfte U-Bootskrieg berechtigt sei, wiederum gesagt:

> „Wir stehen auch heute noch auf dem Standpunkte des ... Friedens, der niemanden in seinen Daseinsbedingungen angreifen, niemanden demütigen will, und der geeignet ist, einem neuen Weltfrieden zur Grundlage zu dienen. Wir sind auch heute noch zu verhandeln bereit, sobald wir die Bürgschaft gewinnen, daß unsere Feinde zur Erreichung eines solchen Friedens mit uns zu verhandeln geneigt sind."

Für diese Haltung hat dann der Reichstagsabgeordnete Dr. Wildgrube auf der Generalversammlung des Bundes der Landwirte dem Grafen Tisza, der die Politik des uns eng verbündeten Ungarn verantwortlich leitet, öffentlich eine Rüge erteilt. Herr Dr. Wildgrube hat den letzten großen Aufruf des Alldeutschen Verbandes mit unterzeichnet; die Leser meiner Aufsätze kennen ihn bereits als einen der Mitunterzeichner der Immediateingabe des Fürsten zu Salm-Horstmar, von der ich hier am 16. November des vorigen Jahres gesprochen habe. Der Abgeordnete Scheidemann, der unerbittliche Gegner Ledebours und der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft, hat sicher nicht nur im Namen der von Scheidemann geführten sozialdemokratischen Fraktion, sondern im Namen ungezählter verantwortungsbewußter Menschen in Deutschland gesprochen, wenn er im Reichstage am 27. Februar für das Verhalten des Dr. Wildgrube (ein Verhalten, von dem auch der vornehme Führer der konservativen Partei, Herr v. Heydebrandt, öffentlich abgerückt ist) den Satz geprägt hat von den Leuten,

> „die nach dem Grundsatz zu handeln scheinen, daß wir noch immer viel zu wenig Feinde und viel zu viel Bundesgenossen haben".

Auch die deutsche Regierung hat glücklicherweise sofort erkannt, daß durch solche Reden, wie Dr. Wildgrube sie da gegen einen der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

führenden Staatsmänner Österreich-Ungarns gehalten hat, eines der wesentlichsten Interessen unsrer Kriegführung verletzt wird. Sie hat deshalb, mit nicht gewöhnlicher, aber höchst erfreulicher, Schärfe sofort eingegriffen: Schon am Tage nach Dr. Wildgrubes Rede hat an der Stelle der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", die sie zu amtlichen Kundgebungen benutzt, das Folgende gestanden:

> „In der gestrigen Versammlung des Bundes der Landwirte hat der Abgeordnete Dr. Wildgrube an zwei Reden des ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Tisza eine Kritik geübt, die sachlich ohne Berechtigung ist und schon deshalb scharf zurückgewiesen werden muß. Herr Dr. Wildgrube hat aber auch nicht berücksichtigt, daß die politische Leitung unserer Bundesgenossen in ihren Handlungen und Entschlüssen die volle Unabhängigkeit besitzt, die der Gleichberechtigung unter den verbündeten Mächten entspricht. Keinem deutschen Politiker steht ein Rügerecht gegen den ungarischen Ministerpräsidenten zu, und die schuldige Rücksicht auf einen der getreuesten und erprobtesten Staatsmänner wird außer acht gelassen, wenn jemand es unternimmt, ihm in öffentlicher Versammlung ebenso haltlose wie ungehörige Vorhaltungen zu machen. Wir bedauern daher auf das lebhafteste die Äußerungen, die der Abgeordnete Dr. Wildgrube getan hat."

„Ebenso haltlos wie ungehörig". Das stimmt in jedem Buchstaben.

Sachlich höchst erfreulich ist es ferner, daß, etwa gleichzeitig mit dem Angriffe des Dr. Wildgrube auf den verbündeten Staatsmann Graf Tisza, eine vierte Rede dieses ungarischen Ministers bekannt geworden ist, die Tisza, gerade einen Tag vor dem Wildgrubeschen Angriff auf ihn, wiederum in der Abgeordnetenkammer gehalten hat. Diesmal lauteten Tiszas Worte so:

> „Wir führen diesen Krieg, weil wir ihn zur Rettung unseres angegriffenen Lebens führen müssen. Wir werden ihn gegen jeden führen und unter allen Umständen, so lange, aber auch nicht eine Minute länger, als zur Rettung unseres Lebens, unserer Sicherheit und unserer Existenzinteressen notwendig ist. Darin stimmen alle unsere Bundesgenossen überein ... Ein dauerhafter Friede kann nur so beschaffen sein, daß er bei niemandem Revanchegedanken erregt."

Es haben aber die, die den Geist der Nüchternheit und Maßhaltung aus unsrer deutschen Politik verbannen möchten, in den letzten Wochen noch Gefährlicheres vollbracht, als es selbst jene Handlung des Herrn Dr. Wildgrube gegen den verbündeten Staatsmann war:

Ich habe meinen Lesern soeben die Immediateingabe des Fürsten zu Salm-Horstmar ins Gedächtnis zurückgerufen. Wer meinen Aufsatz vom 16. November nachliest, der wird finden, daß unter jener Eingabe auch der Name des Geheimrats Emil Kirdorf, des mächtigen rheinischen Schwerindustriellen, gestanden hat. Kirdorf ist Mitglied der Hauptleitung des Alldeutschen Verbandes. Er hat sich jetzt aber-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mals mit dem Fürsten zu Salm-Horstmar zusammengetan. Zu einem Vorgehen, woran außerdem noch ein Mitglied des erweiterten Vorstandes des Alldeutschen Verbandes, zwei Mitglieder von dessen geschäftsführendem Ausschusse und der Vorsitzende von dessen Ortsgruppe Hannover beteiligt sind. Ferner ist noch der Graf Hoensbroech dabei. Er war einst Jesuit, dann Jesuitenbekämpfer, hat sich erst zu den Nationalliberalen gerechnet, dann zu den Fortschrittlern, und ist jetzt ein lautes Mitglied der Kanzlerfronde. Diese Männer, darunter also fünf, die im Alldeutschen Verbande hohe und höchste Vertrauensstellungen einnehmen, sind die Treibenden des Treibens, das am Sonntag, den 25. Februar im Hotel Adlon am Pariser Platz in Berlin stattgefunden hat.

Die Tagesordnung, die dort vorlag, lautete bekanntlich: „Der Wechsel im Reichskanzleramt." Schon aus der Reichstagsrede des Abgeordneten Scheidemann vom 27. Februar haben wir erfahren, daß in der Versammlung bei Adlon unter anderm geplant worden ist

„Verhetzung zwischen Militär- und Zivilbehörden zu tragen".

Aber erst die große Reichstagsrede des fortschrittlichen Abgeordneten Haußmann vom 2. März hat völlig klargestellt, um was es sich dabei gehandelt hat: In einer Eingabe, über deren Absendung man bei Adlon beraten hat (man wollte sie ausgerechnet an — den Generalquartiermeister v. Ludendorff schicken; es klingt wie ein schlechter Witz), hat es geheißen:

„Wenn es zu einem Gegensatz käme, entweder Hindenburg oder Bethmann, dann wäre die Beseitigung Bethmanns gesichert."

Und dann hat man in der Eingabe

„die Herbeiführung dieses Gegensatzes"

für erforderlich erklärt.

Wenn der Abgeordnete Schiffer im Reichstage am 28. Februar, wo er allerdings nur erst Scheidemanns allgemein gehaltene und noch nicht Haußmanns ins Einzelne gehende Enthüllung kannte, gemeint hat: er könne das ganze Beginnen nicht sehr ernst nehmen, die Sache habe doch etwas Groteskes an sich, man brauche sich mit den Herren bei Adlon nicht weiter zu beschäftigen — so ist der sonst sehr klar blickende Abgeordnete Schiffer diesmal meines Erachtens sehr im Irrtum gewesen: Er wird vielleicht nicht gewußt haben, wie planmäßig das verbandsamtliche Organ der Alldeutschen, die „Alldeutschen Blätter", seit Monaten danach streben, den eben genannten „Gegensatz" hervorzurufen, dessen „Herbeiführung" im Hotel Adlon gefordert

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

worden ist. Die genauen Belege dafür gebe ich in der Fußnote*). Es ist selbstverständlich, daß diese Propaganda durch das gedruckte Wort nicht gegen das Strafgesetzbuch verstoßen haben kann, und daß sie auch nach den bestehenden Zensurbestimmungen zulässig gewesen sein muß: denn sonst wäre ja längst gegen sie eingeschritten worden. Anders liegt es aber doch wohl mit dem, was jetzt, laut Haußmanns Enthüllungen, im Hotel Adlon geschehen ist. Darüber hat ja Scheidemann in jener Reichstagsrede gesagt:

> „Die Frivolität, mit der man sich zu dem Zwecke bekannt hat, Verhetzung zwischen Militär- und Zivilbehörden zu tragen, übersteigt wirklich alles bisher Dagewesene. Ein solches Treiben inmitten des Krieges grenzt schon an Landesverrat. Wir sind Gegner des Polizeiknüppels im politischen Kampf. Wenn er aber angewendet wird, dann bitte g l e i c h m ä ß i g. Was Liebknecht recht ist, müßte Kirdorf billig sein ... Liebknecht rief am Potsdamer Platz „Nieder mit der Regierung!“ die andern am Pariser Platz. In sachlicher Hinsicht aber war Liebknechts Ruf eine harmlose Schwärmerei verglichen mit dem verderblichen Bombenschmeißen, das man am Pariser Platz vorbereitet hat.“

Und auch mit diesen Worten hat Scheidemann, wie auch hier der Beifall gezeigt hat, den er im Reichstage weit über seine Fraktion hinaus dafür gefunden hat, ein Urteil ausgesprochen, dessen Anerkennung als menschlich und juristisch richtig von keiner Parteiansicht abhängt.

---

*) Es handelt sich um die folgenden Stellen in den „Alldeutschen Blättern“.
Nr. 45, 4. November 1916.
S. 426. „Alldeutsche Umschau“, Spalte 2, Absatz 1, besonders Zeilen 6 bis 10 von unten. S. 427, Spalte 1, Zeilen 1 bis 4.
Nr. 47, 18. November 1916.
S. 444, „Alldeutsche Umschau“, Spalte 2, Absatz 3, auch Absatz 2 am Ende.
Nr. 48, 25. November 1916.
„Alldeutsche Umschau“, S. 455, die ganze Spalte 2, ganz besonders Absatz 2, Zeilen 1 bis 9 von unten. S. 456, Spalte 2, Absatz 2.
Nr. 49, 2. Dezember 1916.
S. 473, „Aus den Gauen und Ortsgruppen“, unter „Heilbronn“.
Nr. 52, 23. Dezember 1916.
„Alldeutsche Umschau“, S. 509, Absatz 1.
Nr. 3, 13. Januar 1917.
„Alldeutsche Umschau“, S. 22, Spalte 1, Absatz 2, Zeilen 13 bis 14 von oben. S. 25, Spalte 1, Absatz 2, Zeilen 1 bis 10 von unten. S. 26, Spalte 1, Absatz 2, Zeilen 1 bis 10 von unten.
Nr. 4, 20. Januar 1917.
Leitaufsatz, S. 29, Spalte 1, Absatz 3, im Zusammenhange mit dem unmittelbar folgenden Absatz 4. „Alldeutsche Umschau“, S. 32, Spalte 1, letzter Absatz. S. 34, Spalte 1, Absatz 2, Zeilen 1 bis 4 von oben. „Aus den Gauen und Ortsgruppen“, S. 41, Spalte 1, Zeilen 1 bis 9 von oben.
Nr. 6, 3. Februar 1917.
S. 56, Spalte 1, Absatz 2, Zeilen 13 bis 18 von unten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und noch Eins: Als der Abgeordnete Haußmann die Namen der an dem Treiben im Hotel Adlon Beteiligten bekannt gab, erschollen aus dem Reichstage laute Zurufe: „Schutzhaft! Schutzhaft!" Nun, ich habe die tiefste Abneigung gegen die Einrichtung der Schutzhaft, ich wollte, sie verschwände schon morgen völlig, und ich glaube, daß damit dem Deutschen Reiche auf das beste gedient wäre. Solange sie aber besteht — — nun, ich möchte wohl wissen, ob unter den Vielen, die von ihr betroffen worden sind, sich auch nur E i n e r befindet, dessen freie Betätigung unserm Reiche in dieser schweren Zeit gefährlicher werden könnte, als die freie Betätigung Derer, die an der „Herbeiführung" des oben genannten „Gegensatzes" arbeiten.

Fidelis.

Kultur und Zivilisation.

Es ist ein eigen Ding um das, was man Kultur nennt. Und es ist auch fast in eines Jeden Munde etwas anderes. Gemeinhin nennen wir Kultur den Inbegriff all unseres geistigen Lebens, Wissenschaft, Kunst und Religion in eins gefaßt, sowohl in ihrer theoretischen Ergründung als auch in ihrer praktischen Ausübung. Wir fühlen uns stolz in diesem Besitz und sehen aus einer nicht gering angenommenen Höhe auf jene Völker herab, denen wir diese Kultur absprechen, die wir als in einem Naturzustand lebend bezeichnen. Dann wiederum sprechen wir in der Geschichte, noch mehr in der Vorgeschichte und Altertumskunde, von „Kulturen" längst verschollener Völker, deren gesamtes Leben sich in nichts von dem jener heute lebenden Völker unterscheidet, denen wir den Ruhm nicht zukommen lassen, Kulturmenschen zu sein. Wie kann denn das eine Mal Kultur sein, was es das andere Mal nicht sein soll? Wie kommt es endlich, daß wir auch innerhalb unserer Kultur noch wieder Kultur im besonderen gegen Unkultur setzen? Welch eine Verwirrung liegt in dem einen Wort — hier Kultur wider Natur, dort Kultur gegen Unkultur und Barbarei! Lohnte es da vielleicht, mit ein wenig Muße bei dem seltsamen Worte zu verweilen?

Geht man auf die lateinische Wurzel des Wortes zurück, so liegt vor uns ein Verb — colere — in der Bedeutung von pflegen, verehren. Dem Sinne des Wortes nach würde Kultur also überall dort einsetzen, wo Menschen beginnen, etwas zu verehren und darum zu pflegen. Sie leben nicht mehr stumpf wie das Tier von heut auf morgen in den Tag hinein; es ist nicht mehr die zufällige Befriedigung des Nahrungs- und Zeugungstriebes das einzige, was ihr Dasein von dem Wesen der anorganischen Welt trennt; sondern es ist ein Vorbedacht über morgen hinaus dazugekommen. Aber nicht ein rein instinktives Sammeln, wie man es in der

Tierwelt auch schon verbreitet findet; nicht daß Erwerben und Vorrat aufspeichern schon Kultur wäre — das tun auch Bienen und Mäuse und Hamster, und es würde wohl selbst dem einfältigsten Europäer nicht einfallen, den Kulturunterschied zwischen sich und dem Feuerländer darin zu suchen, daß dieser ewig ein armer Teufel bleibt, während ihm selber die Möglichkeit zu reichem Gewinne offen steht. Nicht der instinktive oder bedachte Erwerb läßt die Kultur beginnen, sondern daß dieses Schaffen über heute und morgen hinaus mit einem Verehren und Pflegen einhergeht, daß man beginnt, mit dem Herzen zu leben.

Es ist nicht das einfache Bereiten des Bodens, was man „Agrikultur" heißt, und auch der erste religiöse „Kult" ist schon ein Mehr als nur ein bedingungsloses, dumpfes Sichunterwerfen unter ein nur gefürchtetes Geschick. Gerade daß man in urältester Zeit sich die Erde als ein lebendiges, göttliches Wesen dachte, wie auch den Mond und die Sonne, und auch, daß man, je früher die Zeit, um so mehr sich jegliche Gottheit durchaus nur menschlich dachte, mit all unseren Tugenden und Lastern, nur in einer unerhörten Kraftentfaltung — das alles sollte uns Spätgeborene nachempfinden lassen, daß man in früher Zeit, im ersten Dämmern unserer Kultur sehr viel mehr mit dem Herzen beim Schaffen und das Gefühl um vieles stärker war, als das abstrahierende Denken. Und so sonderlich realistisch und rein auf den Profit bedacht uns die erste Kultur des Bodens vorkommen mag, so ist es sicher, daß unsere heutigen Bauern empfindungsloser ihrem Acker gegenüber stehen, als jene vorgeschichtlichen Menschen, die zuerst dem Leib der Erde mit Grabstock und Hacke zusetzten und sicher mit einem von Furcht und Glauben bewegten Herzen an der Arbeit waren.

Wie dem auch sei — Pflege und Verehrung dessen, worauf sich unsere Arbeit erstreckt, gehört seit dem ältesten Wortgebrauch her zu dem, was wir Kultur nennen dürfen; und es ist sicher nicht so sehr das Was, das die Höhe unseres Kulturschaffens bezeichnet, sondern das Wie. So ist man von Zeit zu Zeit einmal wieder sehr erstaunt, so viele Menschen kennen zu lernen, die es für einen Ausdruck der Kultur halten, im Auto fahren zu können, die Luft und den Ozean zu durchmessen, die Erde in ihrer Höhe und Tiefe erforschen zu können, nicht mehr mit der Hand zu schaffen, sondern durch unser Hirn Maschinen arbeiten zu lassen, Dämme, Kanäle, Straßen und Brücken und derlei viel anderes zu besitzen, welch alles an sich wohl die Grundlage einer besonderen Kultur bereiten kann, aber noch nicht selber Kultur ist, vielmehr nur Zivilisation. Man bedenke, wieviel von unseren Errungenschaften, auf die wir mit Recht stolz sind, den Griechen des Altertums unbekannt war, ja selbst Goethe und seinen Zeitgenossen noch — würden wir darum ihnen allen einen geringeren Grad wirklicher Kultur zusprechen? Die Zivilisation, als die Summe aller äußeren Lebenserscheinungen, war eine andere; die Kultur, die in der Einstellung unserer Seele zu den Außendingen beruht, war sicher bei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Großen des Altertums keine geringere als bei den Besten unserer Zeit.

Gerade in dem jetzigen Weltkriege ist das Wort Kultur ein rechtes Schlagwort geworden, mit dem man umherwirft, hüben und drüben, in einer Wahllosigkeit und Gedankenlosigkeit, die nur zeigt, daß Europens Völkern die eigentliche Kultur noch lange nicht der innerliche, feste Besitz geworden ist, dessen ein jedes sich rühmt. Ist es für einen ganz objektiven Zuschauer nicht lächerlich anzusehen, wie europäische Völker des zwanzigsten Jahrhunderts ein jedes sich selber als „das Kulturvolk" betrachtet und den Gegner als Barbaren verschreit? Und daß selbst eine angesehene Presse an solchem Geschrei sich beteiligt? Gewiß ist ein jeder von uns, der für sein Vaterland ficht, stolz darauf, ein Deutscher zu sein, und es ist ebenso gewiß, daß eine hohe deutsche Kultur uns zu solchem Stolze ein Recht gibt. Es kann aber nie zu einem inneren Verständnis zwischen den Streitenden kommen, wenn man sich daran gewöhnt, wegen einer weniger ausgebauten Zivilisation, oft auch nur wegen einer anders gearteten, weil anders begründeten, ein Volk in seiner Gesamtheit als niedriger stehend und geringwertiger zu betrachten.

Da bemüht sich eine statistische Arbeit, unsere kulturelle Überlegenheit nachzuweisen aus der geringen Anzahl der Analphabeten, aus der Zahl der Universitätsstudenten, aus der Büchererzeugung, der Kilometerzahl unseres Schienenstranges und der Telegraphendrähte, aus der Zahl der Postanstalten, der Fernsprecher und vielem ähnlichen. Solche Dinge alle sind von der Urzeit her in beständigem, gleichmäßigem Wachsen. Es kam immer schon eine Erfindung zur anderen und wurde so lange festgehalten und verbessert, bis wieder etwas ganz Neues sich fand. Da ist kein Stocken, kein Rückwärtsgleiten, sondern ein unhemmbarer Drang nach vorwärts, vom Alten und Überlieferten zum Neuen, nie Dagewesenen. Dagegen bewegt sich die Entwicklung der Kultur in Wellenlinien oder den Schwingungen eines Pendels vergleichbar. Es schlägt eine besondere Kulturhöhe langsam in eine längst überwunden geglaubte Tiefe zurück, und auf eine Zeit innerlichster Geisteskultur folgt eine andere von einer schier unbegreiflichen Oberflächlichkeit. Diese längst bekannte Tatsache sollte uns klar beweisen, daß Zivilisation und Kultur durchaus ihre eigenen Wege gehen. Jene kann dieser den Boden bereiten, sie fördern und tragen — sie muß es nicht, anders müßte die Kultur immer und überall mit der unentwegt sich weiter entwickelnden Zivilisation Schritt halten. Sie ist aber durchaus eigensinnig und beliebt zu schwanken und zu pendeln.

Die Zivilisation ist etwas Äußerliches, darum erlernbar wie ein Handwerk; man kann sie einem anderen Volke absehen und nachahmen, wie es die Japaner getan haben. Die Kultur ist etwas Innerliches, Angeborenes, Ererbtes; sie ist eine Eigenschaft, eine Gabe, die gepflegt, an deren Weiterbildung gearbeitet werden kann; aber sie ist nicht zu erlernen und nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nachzuahmen. Sie muß auch nach der Rasse und schon nach der besonderen Art eines Volkes verschieden sein, wenn sie echt und natürlich sein soll. Denken wir uns ganz Europa als einen geeinten Staat, in dem eine einheitliche Zivilisation geschaffen worden wäre durch langjährigen Austausch und lange gemeinsame Arbeit, so muß trotzdem eine besondere germanische Kultur bestehen bleiben, gesondert von einer romanischen und einer slawischen. Durch Völkervermischung werden in den Grenzlanden Übergänge geschaffen werden; aber der Kern des Volkes wird seine eigene Kultur bewahren, und daran wird ein Plus an Eisenbahnen und Telephonkästen, an Büchern und sonstigem Zauber der Zivilisation nichts ändern. Wollen wir also anderen Völkern gerecht werden in unserem Urteil, so müssen wir uns bemühen, säuberlich Zivilisation und Kultur voneinander zu scheiden. Nie können wir einem Volke unsere Kultur bringen, nur unsere Zivilisation; wir können nur einem anderen Volke bei dem Ausbau seiner eigenen Kultur behilflich sein, indem wir dazu beitragen, äußere Hemmnisse hinwegzuräumen — das ist alles.

Was wäre nun Kultur im eigentlichen, engsten Sinne? Sie ist die Art, wie die Seele des Einzelnen wie des Volkes in seiner Gesamtheit auf die Dinge der Außenwelt sich einstellt. Oder sie ist die Innenwelt, die sich die Seele aus der weitesten Umgebung in sich selber ausbaut. Kultur umfaßt also die Art des Verkehrs mit der Natur, die Äußerung des Verkehrs mit den Mitmenschen, von der Enge der Familie bis zur Weite des Staates und gar noch darüber hinaus, sie umfaßt aber vor allem auch die Stellung der Seele zur täglichen Arbeit, zum Beruf, zu den Sorgen und Widrigkeiten sowohl, als auch zu den Freuden, die an uns heranzutreten pflegen. Die Kraft, in jeglichem Wechsel der äußeren Dinge sich selber getreu zu bleiben, aus jeglichem Geschehen, und wäre es das niedrigste und schmerzlichste, noch einen Stein zum weiteren inneren Ausbau der Seele zu finden, das ist Kultur — nicht aber die Fähigkeit, eine Fülle um sich zu breiten, zu der die Seele vielleicht kaum eine Beziehung findet.

Man muß auch bedenken, daß die Zahl der Dinge, zu denen unsere Seele in Beziehung treten kann, gewaltig ist, und daß jede weitere Entwicklung der Zivilisation sie vermehrt. Ferner auch, daß der Fortschritt der Zivilisation uns von Dingen loslöst, mit denen wir einst sehr verwachsen waren, um uns neuen Objekten zuzuführen, die oftmals erst durch unseren Geist geschaffen wurden. Mehr und mehr haben wir uns beispielsweise von der Natur abgewandt; wir leben nicht mehr mit Wald und Heide und Wiese und Acker, wie es unsere Altvordern taten; die Gestirne selbst sind uns nicht mehr jenes gewaltige Erlebnis, das sie als göttliche Wesen erscheinen ließ; wir haben dafür die Kunst und die Wissenschaft, wir haben unsere Technik und unsere Bücher und Zeitungen. Wieviel Großstädter wissen von unseren Haustieren weniger als von den Elefanten und anderen Tieren ihrer zoologischen Gärten! So wechseln

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Dinge der Umgebung, indessen nach wie vor die Seele ihre eigene Welt der Empfindungen daraus zu gestalten sucht. Die Kraft, mit der sie dabei am Werk ist, die Art, wie sie ihr Leben immer wieder neuen Erscheinungen anpaßt, Fühlung mit allem behält, das sie umgibt, um dann aus dieser inneren Kraft heraus auch wieder eine neue Macht über die Außenwelt ausüben zu können — das ist Kultur, nicht aber die Summe der Dinge selbst, mit denen wir uns umgeben.

Es lebt eigentlich kein Volk der Erde, das so arm an äußeren Dingen wäre, daß es nicht imstande wäre, daran eine Kultur zu gewinnen. Die Grundbedingung ist nur die Fähigkeit der Seele, sich von den Dingen lösen zu können, von dem Notwendigen noch ein anderes abstrahieren zu können, in dessen Pflege die Seele sich wohl fühlt und einen Reichtum empfindet. Es gehört also ein gewisser Grad allgemein geistiger Entwicklung dazu, der eben den Menschen über das Tier erhebt. Je größer die gesamte psychische Leistungsfähigkeit einer Rasse ist, um so kulturfähiger ist sie natürlich. Und da auch die Zivilisation eine psychische Leistung ist, so kann man wohl sagen, daß eine begabte Rasse es auch in der Zivilisation weiter bringen muß als eine Rasse mit geringeren psychischen Fähigkeiten. Der Hochstand einer Zivilisation besagt aber nichts weiter, als daß irgendeine Rasse oder ein Volksstamm eine entsprechend hohe psychische Veranlagung besitzt und diese durch Übung zu einer gewissen Vortrefflichkeit entwickelt hat. Damit ist dieser Anlage entsprechend auch die Möglichkeit zu einer hohen Kultur gegeben, nicht aber diese Kultur selber.

Denn zur Kultur gehört außer der allgemeinen psychischen Fähigkeit eine gewisse Sammlungsmöglichkeit, die für die Seele nötig ist, den Abstand von den Dingen zu gewinnen, ohne welchen Abstand es ihr nicht möglich ist, ihr eigenes Leben sich aufzubauen. Während also eine hohe Zivilisation durch rastlose Arbeit am ehesten geschaffen wird, so bedarf die Seele zur Gewinnung einer Kultur gerade der Ruhe. Die Arbeit muß abklingen können, damit die Seele ihren eigenen Ton dazu finde. Und je größer die psychischen Anstrengungen sind, die an uns gestellt werden, sei es durch körperliche oder geistige Arbeit, je mehr eine Arbeit die andere hetzt, um so schwerer wird es uns, Kultur zu erwerben, möchten wir sonst auch die gescheitesten Menschen von der Welt sein.

Je emsiger wir also auf den Ausbau unserer Zivilisation bedacht sind, um so mehr müssen wir gleichzeitig acht geben, über allem Fleiß und allem Wirken nicht die Kultur unserer Seele zu verlieren. Gar Mancher, den der Krieg auf viele Monate aus seinem Schaffen herausgerissen und zu einem allmählichen Sichbesinnen gezwungen hat, wird mit Staunen gefunden haben, auf wieviel Zivilisation man doch eigentlich verzichten kann, um sich nicht nur noch immer als Mensch zu fühlen, sondern um sich vielmehr in ganz ungeahnter Weise glücklich zu fühlen. Und auch das werden viele in ganz unbekannter Deutlichkeit empfunden haben, wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenig die wirkliche, innere Kultur eines Menschen daran haftet, was an äußeren Dingen das Leben ihm einst zur Verfügung stellte. Es herrscht ein verblüffendes Gleichmaß der Menschen in allen gesellschaftlichen Klassen und Ständen, wenn man sie auf ihre Kultur prüft, und es ist fast belanglos, in welchem Grade sie an den Errungenschaften unserer Zivilisation hatten teilnehmen dürfen. Es gibt überall höchstgeborene Proleten so sehr, wie feine Kulturmenschen aus den niedrigsten Ständen, und man kann wohl sagen, daß die Kulturfähigkeit wie jede andere Veranlagung für Geld nicht käuflich ist. Trotzdem ist sie bildungsfähig, so gut wie die Begabung für Musik oder Sprachen.

Aber wie die ganze Kultur eines Menschen etwas schwer Meßbares ist und sich nur durch lange Beobachtung seines Wesens und Handelns herausfinden läßt, so ist auch jegliche Erziehung der Seele zur Kultur, also die Weiterbildung ihrer Anlage zur Kultur, eine höchst schwierige Sache, weil sie größtenteils im Verborgenen arbeitet und in ihren Wirkungen und Erfolgen sich statistisch nicht nachweisen läßt. Dennoch muß jeder, dem die Erziehung eines Einzelnen oder einer Gemeinschaft am Herzen liegt, zugeben, daß die Erziehung zur Kultur der Schwerpunkt aller Erziehung überhaupt sein muß. Nicht die Steigerung materiellen Erwerbs ist es, was das Menschentum adelt, auch nicht die stete Vermehrung des Wissens und Könnens, solange es sich doch nur wieder in den Dienst eben jenes Gütererwerbs stellt. Nicht dadurch machen wir uns zu den Herren über die Dinge, daß wir sie an uns reißen mit aller Kraft des Leibes und des Geistes, sondern daß wir die Fähigkeit in uns steigern, uns von den Dingen zu lösen, unabhängig von ihnen, trotz ihrer ein Leben voll Inhalt und Reichtum zu führen.

Dies mag in der Theorie tausendmal und mehr anerkannt sein, dafür mag auf dem Papier in unserer Erziehung allerorten gesorgt worden sein — unser wirkliches Leben zeigt in aller Nacktheit das Gegenteil. Der Gütererwerb beherrscht unser Leben, nicht das Streben nach Kultur. Auf die leichtere und immer geschicktere Aneignung aller möglichen Realitäten der Welt zielt unser gesamter Schulunterricht selbst in den Fächern, wo er idealen Zielen nachzustreben behauptet. Denn unser Unterrichts- und Erziehungsapparat kann nicht kulturfördernd wirken, weil gerade ihm die Grundlage dazu fehlt — die Zeit des ruhigen Verweilens, des Sichbesinnens. Gerade in jenen glücklichen Jahren der Jugend, wo einer weisen Voraussicht nach eigentlich jegliches Materielle uns noch fernliegen könnte, weil sorgende Eltern es für uns auf ihre Schultern nehmen, auf daß in uns jene tief innerlich ruhenden Eigenschaften wachsen und sich festen, die uns zu Trägern und Förderern wahrer Kultur werden lassen könnten, in eben diesen Jahren legt die Schule eine eherne Hand auf uns und hetzt uns von Arbeit zu Arbeit, daß wir an Leib und Seele geschwächt und geschunden in die unerbittlich harten Jahre des Erwerbslebens ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

treten. Man vergleiche unsere achtzehn- und neunzehnjährigen Schüler mit den russischen Bauernburschen gleichen Alters, man sehe die wuchernde Zahnfäule bei den jüngsten unserer Schulkinder und vergleiche damit die prachtvollen Gebisse der vierzig- und fünfzigjährigen Russen, um einmal deutlich zu fühlen, in welches gefährliche Fahrwasser uns rein physisch genommen unsere kritiklose Verehrung der Zivilisation führt. Und wie die Forderungen der Zivilisation uns nicht Zeit lassen, den Körper unserer Kinder so zu pflegen, wie es das fernere Fortbestehen unseres Volkes fordert, so leidet auch die Seele in allem, was ihren ideellen Wert, die Kultur, ausmacht, in gleicher Weise die bitterste Not. Ist es da ein Wunder, daß man sich mehr und mehr gewöhnt, den Wert eines Menschen nach der Steuerliste zu ermessen, daß wir in unbegreiflicher Weise die sogenannten geistigen Berufe zu ungunsten des Handwerks überschätzen? Weil wir nicht mehr das Schaffen des Menschen nach jener Rückwirkung auf ihn selber beurteilen, die seine Kultur ausmacht, sondern nach dem Geldwert seiner Erzeugnisse. Die Objekte unserer Arbeit sind die Götzen geworden, die wir anbeten; das Göttliche, das in unserer Seele webt und sie reich oder erbärmlich werden läßt, ist in Vergessenheit geraten; denn es liebt nicht den Markt und die Straße.

Gibt es etwas Unnatürlicheres, als es ein Schülerselbstmord ist? Und wie erschreckend nahm ihre Zahl in den letzten Jahren zu! Spricht das nicht jeglicher wahren Kultur Hohn? Die Wandervogelbewegung, ist sie nicht ein öffentlicher und beschämender Protest unserer Schuljugend und der besten Elemente in ihr gegen die seelische Vergewaltigung durch die bei uns so wohlangesehene Methode des Unterrichts und der Erziehung? Mußte das unverderbte, noch natürliche Empfinden jener Unmündigen uns erst zeigen, daß wir Sand gruben, wo wir Gold zu schürfen glaubten? Wenn wir es nur endlich alle einsehen möchten, alsdann sollte es uns selbst um die Fehlgriffe nicht leid sein! Es muß sich gar vieles ändern in unserer gesamten Lebensauffassung, insonderheit aber in unserem Erziehungswesen, wenn wir die physische Kraft unseres Volkes erhalten und die Kultur, deren unser Volk fähig ist, jedem nach seiner Veranlagung zugänglich machen wollen. Die Jugend sei wirklicher Bildung aller Kräfte gewidmet, nicht schon dem Erwerb geistiger Realitäten, dann wird ein gesundes Jungvolk mit einem ungeahnten Glücksgefühl sich in das Meer der Berufe stürzen und darin kraftvoll schwimmen, statt sich hilflos und haltlos treiben zu lassen oder gar unterzugehen. Schaffen wir, daß wir die Kultur erringen, deren jetzt sich gerade die am lautesten rühmen, die sie am wenigsten besitzen, dann wird uns alles andere von selber erblühen: Gesundheit, Kraft, Glück und auch die Anerkennung anderer Völker!

Curt Schwantes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jean Paul.

(Schluß.)*)

Unvermerkt sind wir bei der Besprechung von Jean Pauls Stil auf ein bisher noch nicht betretenes, aber höchst wichtiges Gebiet geraten, nämlich zu der Seite seines Talents, die wir vorläufig ungenau, aber bequem die humoristische nennen wollen. Die Zusammenfassung oder Entgegensetzung weit voneinander abliegender Dinge und Begriffe wird meist einen komischen Eindruck hervorrufen; ein Mann, der diese Methode bis zur Meisterschaft ausgebildet hat, wird zum Witz vorherbestimmt sein. In der Tat: Jean Paul ist ohne Zweifel der witzigste Mensch, der je gelebt hat. Diese Begabung tritt indessen in den verschiedenen Perioden seines Lebens ganz verschieden stark hervor. Er begann als junger Leipziger Student mit einer Reihe rein satirischer Schriften — geistreich, aber natürlich ohne Weltkenntnis und auffallend lieblos; immerhin blieb das, was er in seiner von ihm selbst so getauften satirischen Essigfabrik erzeugte, doch nur Essig, eine harmlose Flüssigkeit im Vergleich mit der konzentrierten Schwefelsäure, die nach ihm literaturfähig wurde. Dann jedoch fing Jean Paul an, sich selbst wegen seiner Herzenskälte zu quälen; es folgte die Periode des Ernstes und der hohen Empfindung. Im letzten Drittel seines Lebens schloß sich der Kreis, indem der Dichter mit vorwiegend humoristischen Werken zu seiner Jugendneigung zurückkehrte.

In die mittlere Periode fallen die großen Romane, die ihn berühmt gemacht haben. Sie gleichen einem einzigen Schlachtfeld, auf dem Jean Pauls Streben nach dem reinen und ernsten Stil einen zähen, aber schließlich aussichtslosen Kampf gegen seinen nicht zu unterdrückenden Hang zur Komik führt. Um in seinen Hauptwerken einen leidlich hohen Ton durchhalten zu können, griff der Dichter manchmal zu künstlichen Hilfsmitteln: vor dem Beginn eines solchen Romans lud er seine humoristischen Einfälle in kleinen Schriften ab, oder aber er sammelte sie, wie beim Titan, in einem besonderen komischen Anhang. Am harmonischsten vereinigen sich die beiden Naturen Jean Pauls in den Flegeljahren; am wildesten durcheinander gehen sie wohl im Hesperus, wo der Leser so lange zwischen dem „Dampfbad der Rührung“ und dem „Kühlbad der Satire“ hin und her gejagt wird, bis er verschnupft ist.

Der Wechsel gefühlvoller und spottender Weltbetrachtung übt bei Jean Paul die Funktion einer ständigen Selbstberichtigung aus, auf der sein inneres Gleichgewicht beruht. Jede Gabe für sich allein hätte ihn schnell zerrütten müssen. Die ernste Hälfte seines Talents hat er aber im ganzen als die wertvollere geschätzt, ohne darum die andere zu verachten. „Verdammt sind bloß die, die keinen Spaß verstehen; denn diese verstehen auch keinen Ernst.“

*) Siehe Nr. 2, S. 51; Nr. 3, S. 81; Nr. 5, S. 153.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Dichter wußte indessen ganz genau, wo die schwache Seite alles Witzes liegt: daß er nämlich nie die Dinge selbst, sondern nur unsere Verhältnisse zu den Dingen und die der Dinge untereinander ergreifen kann. Mit diesen Verhältnissen freilich hat sein Witz beispiellos kühn und phantasievoll gespielt. In die öden Gefilde Kalaus verirrt er sich kaum je; man glaube beileibe nicht, daß Jean Paul jener schrecklichsten aller Menschenklassen, den berufsmäßigen Witzbolden, angehört habe. Sein Scherz ist fast nie leer und ohne tiefere Beziehung; eher sündigt er durch das Gegenteil und wird zu verstandesmäßig, erklügelt, überspitzt, oft mit einem starken Beigeschmack von Bitterkeit oder Melancholie. Der heutige Leser findet wohl meistens, daß der Dichter ihm das Hirn zu sehr und das Zwerchfell zu wenig in Bewegung setze. Wer harmlos lachen will, kommt nicht ganz zu seinem Recht: ein Scherz kann so fein zugeschärft sein, daß die Freude an der technischen Leistung die komische Wirkung geradezu aufhebt. Der Nerv von Jean Pauls Witz steckt in den bis zur Tollheit barocken Vergleichen; damit verträgt sich ganz gut der Zopf einer etwas pedantischen, heute natürlich schon recht verstaubten Gelehrsamkeit. Beides läuft dem herrschenden Geschmack schnurstracks zuwider. Deshalb will sich der naive Genuß von Jean Pauls Witz so schwer einstellen; wer aber einmal Freude daran gefunden hat, der ist fürs Leben versorgt.

Ein wenig besser steht es mit der Grundlage alles wertvollen Witzes, dem Humor. Jean Paul ist einer der größten Humoristen der Weltliteratur. Wie in einem Brennspiegel sammeln sich in ihm die Strahlen des Humors aus der Vergangenheit, von Rabelais und Cervantes, Swift, Pope und Sterne, Rabener und Liscow her; und wie ein Brennspiegel versendet er sie wieder in die Zukunft. Es gibt unter den großen Humoristen des 19. Jahrhunderts kaum einen, der nicht unmittelbar oder mittelbar an ihm geschult wäre. Über die Frage aber, wie Jean Pauls Humor eigentlich beschaffen, und vollends über die Vorfrage, was Humor überhaupt sei, sind sich die Gelehrten bekanntlich nichts weniger als einig. Ohne jeden Anspruch auf wirkliche Begriffsbestimmung darf man, einer Anregung Weiningers folgend, wohl sagen: Humor als innerer Besitz ist eine Methode, das Leben zu ertragen, sich über die durchgehende Bedingtheit der Existenz zu erheben, indem man sich die Unwichtigkeit alles Empirischen klar macht; Humor als Kunstübung ist der Versuch, diese Gesinnung darzustellen. Da wir aber unsere Ketten nur zeitweise und selbst dann nur in Gedanken abwerfen können, so ist der echte Humor immer Galgenhumor.

Auch Jean Paul hat sich an der Lösung dieses Preisrätsels beteiligt und in seiner unsystematischen, aber höchst geistvollen und anregenden „Vorschule der Ästhetik" den Humor als das umgekehrte Erhabene definiert. Das ist ganz schön, aber kaum sehr fruchtbar. Die Rolle, die der Humor als innerer Besitz und als Kunstübung bei ihm spielte, läßt sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

indessen klar erkennen. Er war die ihm von der Natur verliehene Waffe, womit sich diese leicht verletzliche, dem Ansturm der Empfindungen allzu offen liegende Seele des Lebens erwehrte und es zu meistern versuchte. Er hat sich dieses Stoßdegens mit vollendeter Kunst gegen seinen plumpen Gegner bedient. Frei herrscht er über die ganze Klaviatur des Humors; vom handgreiflichsten Spaß über den bitteren Spott, die witzige Selbstironie, das herzhafte Lachen, das wehmütige, verstehende Lächeln bis zu einer verklärten, fast kosmischen Heiterkeit — so geht es unaufhörlich die volle Tonleiter hinauf und hinunter. Der Humor war der Schutzgeist, der seinen dichterischen Genius immer wieder auf die wohlgegründete Erde zurückzog, wenn er im wesenlosen Äther zu zerfließen drohte; was Jean Paul an formender Kraft besaß, dankt er dieser Gabe. Er war sich selbst durchaus klar darüber, daß der Stil des Humoristen gar nicht sinnlich genug, seine Sinnlichkeit nicht farbig genug sein könne. Seine Lebenszone sind die Niederungen der Alltäglichkeit. Die besten unter Jean Pauls Schriften enthalten ganz köstliche Schilderungen des damaligen Lebens und Treibens in den Dörfern, Städtchen, kleinen Residenzen, den Schul- und Pfarrhäusern, Bürgerwohnungen und Schlössern. Nicht nur in die gute Stube werden wir geführt, sondern auch ins Amtszimmer, die Schlafkammer, die Küche. Mit seiner Fülle der Einzelheiten, seiner liebevollen Vertiefung in die hausbackensten Dinge steht Jean Paul unter den Schriftstellern jener Zeit einzig da. Hier hat er über das Reich der Klassiker hinaus der Dichtkunst ganz neue Provinzen erobert. Wenn er in die hohen Gesellschaftskreise aufsteigt, wird er meist entweder sentimental oder höhnisch; aber bei seinen armen Teufeln, bei den Gedrückten und Unterdrückten geht ihm wie uns das ganze Herz auf.

Jean Paul ist, wie ihn Börne mit Recht genannt hat, der Dichter der Armen — aber leider nicht der Dichter für die Armen. Zeitlebens hing er dem Traum nach, das zu erreichen, was ihm Goethe und Schiller verfehlt zu haben schienen: ein Dichter des ganzen Volkes zu werden. Warum er dabei scheitern mußte, ist jedem klar, der auch nur zehn Seiten von ihm gelesen hat. Etwas weniger Volkstümliches läßt sich nicht denken. Die große Menge hat sich denn auch nie um ihn gekümmert. Geschildert hat er die Armen, aber gelesen wurde er von den Reichen, dem Adel und den Prinzen. Darin liegt für jene Stände das Zeugnis einer sehr ehrenwerten geistigen Freiheit; denn sobald Jean Paul auf die kleinen Fürstenhöfe oder gar auf die Hofleute zu sprechen kommt, geht regelmäßig ein wahres Hagelwetter von ebenso witzigen wie bösartigen Bemerkungen nieder. Er verkehrte später viel mit hohen Herren und Damen, aber er wahrte seine Würde, und im Herzen blieb er Demokrat.

Die schönste Blüte hat Jean Pauls Humor in der Schaffung einiger unvergeßlicher Gestalten getrieben. Sie sind untereinander durch eine ausgesprochene Familienähnlichkeit verbunden, denn allen fließt des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dichters Herzblut in den Adern. Seltsame Käuze sind es, arme Schelme, bei der Verteilung der irdischen Güter zu kurz gekommen, lebensfremd und kindlich; ohne Haß verschließen sie sich vor der Welt und suchen in stillem Bescheiden oder in einem verwegenen Phantasieleben ihr bißchen Glück. Je nach der Stimmung mustert der geistige Vater diese seine Kinderschar bald mit Zärtlichkeit und Mitgefühl, bald mit fröhlichem Spott oder schwermütiger Ironie. Das schon erwähnte Schulmeisterlein Wuz ist der Flügelmann, dann folgen Freudel, Fixlein, der bedeutende und aus dem Kleinlichen fast ins Tragische wachsende Siebenkäs, Walt aus den Flegeljahren, Seemaus, Fibel und noch so mancher andere. Besonderer Art sind der kühne, fast geniale, aber unglückliche Schoppe, der derbe Doktor Katzenberger und der Feldprediger Attila Schmelzle mit seiner ergötzlichen Hasenfüßigkeit: nie ist er in der Schlacht hinter einem Offizier seines Regiments zurückgeblieben, wenn dieser „ein Löwe ist und mithin jeden Raub angreift, nur daß er, wie dieser König der Tiere, das Feuer fürchtet". Er flieht die Nähe von badenden Leuten, um nicht einmal einem Ertrinkenden beispringen zu müssen; geht er, mit Arm- und Beinschienen gegen Unfälle versehen, auf die Reise, so muß seine Frau in stürmischen Nächten die Windharfe ans Fenster hängen, damit etwaige Einbrecher glauben, er sei auf und musiziere, während sie tagsüber auf die Wasserflasche achtzugeben hat, damit die Sonnenstrahlen nicht durch sie einen Brand verursachen. Schmelzle bringt uns schon in die Nähe der militärischen Satiren, die von der Belagerung der Reichsfestung Ziebingen und der Doppelheerschau in Großlausau und Kaunzen erzählen. In beiden verbirgt sich hinter erschütternder Komik ein furchtbarer Hohn auf die elende Kleinstaaterei und die kläglichen Militärverhältnisse des damaligen Deutschlands. Man bedenke, daß der Schmelzle ebenso wie jene beiden Grotesken in der von Napoleons riesigem Schatten verdunkelten Zeit entstanden sind, wo „schweres Gold und leichtes Gelächter fast ausgeklungen hatten". Für den damaligen Patrioten müssen diese Schriften ein bitterer Trank gewesen sein; heute dürfen wir sie mit ruhiger Heiterkeit genießen im stolzen Vertrauen auf das stärkste, beste und tapferste Heer, das die Erde je getragen.

An solchen Schnurren und seltsamen Einfällen, solchen verrückten Käuzen ist Jean Paul schlechterdings unerschöpflich. Wenn gewisse Leute ahnten, was es in dieser Schatzkammer noch alles zu entdecken gibt! Man müßte ein dickes Buch schreiben, wollte man nachweisen, daß beinahe sämtliche komischen Darstellungsformen, Typen und Situationen, mit denen die Humoristen des neunzehnten Jahrhunderts arbeiten, bei ihm schon vorgebildet sind. Hier nur ein einziges Beispiel: Eine der besten humoristischen Figuren der neueren Zeit ist Fr. Th. Vischers „Auch Einer" mit seinem berühmten Kampf gegen die Tücke des Objekts; aber der Grundgedanke findet sich bei Jean Paul bereits nicht weniger als drei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mal dargestellt, am deutlichsten in dem Zuchthausprediger Frohauf Süptitz aus dem Kometen, der unfehlbar seine Weste schief zuknöpft, wenn er in höchster Eile auf ein wichtiges Diner soll, und dem ganz gewiß gerade ein Bein eingeschlafen ist, wenn er den eintretenden Vorgesetzten mit einem Kratzfuß begrüßen will.

Es steht bei Jean Paul auf dem komischen Gebiet ebenso wie auf dem ernsten — seine ewig kombinierende, ausspinnende, das Sonderbare suchende Phantasie schafft häufig auf ganz erstaunliche Art zukünftige Dinge im voraus: von dem jungen Gustav aus der unsichtbaren Loge, der als vorgeahnter Kaspar Hauser zehn Jahre unter der Erde erzogen wird, — von dem Fürsten, der, zu bequem, seine Regierungserlasse auch nur selbst zu unterschreiben, wie ein moderner Geschäftsmann einen Stempel mit seinem Namenszug schneiden läßt, — von der als Grabstätte verwendeten Zypresseninsel im Hesperus, dem literarischen Vorbild von Böcklins Toteninsel, — bis zu der schärfsten und interessantesten Figur im Titan, dem Roquairol, in dem Jean Paul ein gewisses, Oskar Wilde als Schutzheiligen verehrendes Ästhetentum unserer Tage bereits ahnungsvoll gebrandmarkt hat, — und bis zu dem Luftschiffer Giannozzo, der, vom Wind über ein Schlachtfeld getrieben, die Kämpfenden von seinem Ballon aus bombardiert, wenn auch nur mit Steinen. „Aktueller" kann man wirklich nicht sein!

So hoch man Jean Pauls Originalität indessen stellen mag, eins ist nicht wegzuleugnen: die Schriftsteller, die sich bewußt oder unbewußt seine humoristische Schöpferkraft zunutze machen, sind ihm in der Ausführung der Motive meist überlegen. Es mangelt eben auch auf diesem Gebiet dem Dichter die Einfachheit; die Einfälle überstürzen und ersticken einander, oder sie werden in so verzwickter Sprache vorgebracht, daß die Schlagkraft, das blitzartig Einleuchtende fehlt. Man wird bei Jean Paul oft lächeln, selten lachen; man wird nicht recht warm, das prachtvolle Gefühl des behaglichen Mitgehens will sich nicht einstellen. Dazu kommt unser zeitlicher Abstand von jenen Werken; nichts veraltet schneller als Witz und Humor, weil sie eben nicht, wie das Tragische, mit dem zeitlos Menschlichen, sondern mit dem Alltäglichen, ewig Wechselnden zu tun haben. Reuter, Dickens, Raabe und sogar Gottfried Keller können sich an Tiefe, Reichtum, Ursprünglichkeit keinen Augenblick mit Jean Paul messen. Trotzdem muß leider gesagt werden, daß uns auch nicht ein einziges seiner Werke einen ähnlichen Genuß bereitet, wie etwa die Franzosentid, die Pickwick Papers, der Hungerpastor oder die Leute von Seldwyla.

Lesen wir einen unserer klassischen Erzähler, sei es nun Goethe, Kleist, Keller oder Fontane, so haben wir die angenehme Empfindung, von einem erprobten Führer an die Hand genommen und auf vielleicht schwierigen, aber stets sicheren Pfaden zu einem festen Ziel geleitet zu werden. Wer aber das erstemal zu Jean Paul kommt, dem wird zumute, als ob

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

er über einen tiefen Stoppelacker hinter einem beständig Haken schlagenden Hasen herlaufen müsse. Kein Wunder, daß die meisten diese anstrengende Leibesübung bald aufgeben. Auch beim Weiterlesen überwindet man schwer eine gewisse Unsicherheit; gerade glaubten wir noch den Dichter auf einem ebenen Gedankengang dicht vor uns wandernd zu erblicken — da ist er schon plötzlich in einen unerwarteten Seitenweg eingebogen; und indem wir ihm eilig dahin nachstreben, hat er schnell Flügel an sich genommen und droht uns irgendwo im Ätherblau zu verschwinden — aber während wir ihn dort oben ängstlich suchen, sitzt er längst wieder hinter uns in einer Ackerfurche und lacht uns aus. Es herrscht bei ihm sozusagen ein dauernder Kurzschluß zwischen den erhabensten und den trivialsten Einfällen, der den Leser nie zur Ruhe kommen läßt.

Absichtlich habe ich keinen von Jean Pauls Romanen nacherzählt und zergliedert. Es wäre das eine unnütze Arbeit, denn wer seine Persönlichkeit versteht, besitzt auch den Schlüssel zu seinen Werken; es wäre aber auch ein höchst undankbares Geschäft, denn die äußere Handlung ist bei ihm das Unwichtigste. Seine Idyllen haben fast gar keine, seine Romane des hohen Stils viel zuviel. Nicht als ob der Dichter die Darstellung verwickelter Geschehnisse an sich geliebt hätte; er glaubte ihrer nur zu bedürfen als Voraussetzung für die ebenso verwickelten Seelenzustände seiner Helden. Ihnen zuliebe tischt er dem Leser mit der größten Ruhe Fabeln von einer Abenteuerlichkeit und Unwahrscheinlichkeit auf, wie wir sie uns heute in dem gewöhnlichsten Unterhaltungsroman nicht mehr bieten lassen. Das darf sich zur Not ein Schriftsteller erlauben, der die Gabe besitzt, einen komplizierten äußeren Tatbestand schlicht und übersichtlich herunterzuerzählen. Aber dessen war Jean Paul vollkommen unfähig. Bei jeder an Geschehnissen reichen Fabel verstrickt die hilflose Darstellung den Leser in ein Labyrinth, worin ihm kein Ariadnefaden geboten wird.

Es würde sich vielleicht lohnen, einmal alle Dichter in Gruppen einzuteilen auf Grund ihres Verhältnisses zu den Schwesterkünsten: welcher davon sie die ersten starken Eindrücke verdanken und welche — es wird fast immer dieselbe sein — ihrem Herzen am nächsten steht. Bei Goethe war es bekanntlich die bildende Kunst; bei Jean Paul ist es die Musik. Er hat sie nicht nur von Kindesbeinen an geliebt, sondern auch selbst auf dem Klavier ausgeübt, allerdings — in diesem Zug steht er wieder ganz vor uns — nur in Form regelloser Phantasien eigener Erfindung. Die bildenden Künste ließen ihn kalt, die Antike, auch die antike Poesie, war ihm gleichgültig. Auf die Gefahr hin mißverstanden zu werden, muß man es aussprechen: Jean Paul war zu deutsch. Deutschtum ist reinstes Gold; aber wenn es ans Prägen geht, dann erweist sich gerade das reinste Gold als zu weich und darum der Legierung bedürftig. Dürer und Goethe sind nach Italien gezogen; Lessing und Schiller haben sich an der Antike

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebildet. Jean Paul hat die klassische Kunst als Vorbild verworfen und grimmig bekämpft; ihre Anhänger, die griechenzenden Formschneider, wie er sie verächtlich nannte, schienen ihm alles Gemüts, alles Humors, alles seelischen Gehalts bar. Seinem leidenschaftlichen Drang nach Erfülltheit, seiner schrankenlosen Subjektivität mußte die Betonung der Form als des wesentlichsten Teils des Kunstwerks notwendig zuwider sein. Die Form war ihm leer und kalt, nicht nur im ästhetischen, sondern auch im ethischen Sinn. Er gehörte nicht zu den Geistern, die wie Goethe ihr Ich zur Umfassung der ganzen Welt ausbreiten und in die Gestalten der Welt kleiden: vielmehr zog er die ganze Welt in sein Ich hinein und machte sie dadurch gestaltlos wie es das Ich selbst ist.

Zweifellos hat Jean Paul seine Überzeugungen unbewußt nach seinen Fähigkeiten zugeschnitten. Man sollte meinen, seine Begabung müsse ihn unwiderstehlich zu zwei Kunstformen gedrängt haben: zum Epigramm und zum lyrischen Gedicht. Das Gegenteil ist der Fall: es klingt fast unglaublich und ist doch buchstäblich wahr, daß er im Leben nicht ein einziges wirkliches Gedicht gemacht hat. Die strenge Sammlung, die Disziplin und die Selbstbeschränkung, die diese Gattung der Poesie erfordert, waren seiner Natur durchaus versagt. Wohllaut flutete ihm „ohne Strand und Ufer".

Ungerecht wäre es, zu behaupten, daß er mit seinem Kampf gegen das antike Kunstideal ganz auf falschem Weg gewesen sei. Mit gutem Grund hat er die Rechte des Humors verteidigt und durch ihn der Kunst neue Möglichkeiten geöffnet. Aber gerade die Deutschen bedurften nicht seiner, sondern Goethes. Erst an Jean Paul wird uns klar, was Goethe weit über seine einzelnen Werke hinaus als Persönlichkeit für uns bedeutet. Bei der Nachwelt hat Jean Paul seinen Prozeß verloren und verlieren müssen; denn in der Kunst wie in der Natur ist schließlich nur das Gestaltete lebensfähig.

Noch ein Anderes trennt ihn zu seinem Nachteil von Goethe: es fehlte ihm an der inneren Entwicklung. Seitdem er als die beiden Gefäße für seinen Schaffensdrang die Idylle und den großen Bildungsroman gefunden hatte, schrieb er im Grunde immer wieder dieselben Werke, rein oder in Mischformen. Während Goethe nach Hoffmannsthals schönem Wort dem Herakles gleicht, dessen Taten, jede in einer anderen Landschaft wohnend, nichts voneinander wissen, während er ewig lernend, aufnehmend, reicher werdend, sich je und je verjüngend von Stufe zu Stufe schritt, drehte sich Jean Paul nur um die eigene Achse; er wußte wohl seinem Stoff immer neue Seiten abzugewinnen, aber er nahm keinen frischen Stoff auf, er wandelte sich nicht und wuchs nicht. Das Stirb und Werde! galt ihm nicht; „unser ganzes Kunststück besteht darin, daß wir unsere Existenz aufgeben, um zu existieren" — dieser Spruch Goethes war für ihn nicht geschrieben. Eine peinliche Selbstgefälligkeit,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jene ärgste Feindin alles inneren Reifens, macht sich bei ihm bemerkbar. Was Goethe nur gelegentlich widerfuhr: an seinen eigenen Kohlen zu schmelzen, das war bei Jean Paul dauernder Zustand. Mit tiefem Erstaunen hörte er erzählen, daß Goethe einen förmlichen Widerwillen gegen manche seiner eigenen früheren Schöpfungen hege. Ihm konnte das nicht geschehen; er las dauernd mit ganz naivem, immer neuem Entzücken seine alten Werke! Ja, er verfiel geradezu dem Bann der eigenen Zauberei und konnte dann wohl einem Freunde schreiben: „Ich bin von nichts so gerührt worden als vom Herrn Jean Paul. Der hat sich hingesetzt und durch seine Bücher mich verdorben und zerlassen."

Dies verschiedene Verhältnis zum eigenen Schaffen — da liegt, in einen Punkt zusammengedrängt, der ganze Gegensatz zwischen einem großen und dem größten Genius.

IV.

Jean Paul ist kein Klassiker und wird es auch nie werden. Aber die Frage, ob man ihn heute noch lesen solle, bejahe ich unbedingt. Zu seinen Lebzeiten bedeutete er eine nicht geringe Gefahr für die Entwicklung unseres Schrifttums; davon kann heute nicht mehr die Rede sein. Mit gutem Gewissen dürfen wir die Schätze heben, die er birgt. Notwendig ist nur ein wenig Anleitung, damit der Leser nicht durch einen Versuch am falschen Ort abgeschreckt werde.

Die meisten-großen Romane: die Unsichtbare Loge (sein erster Wurf), der Hesperus (der ihn berühmt gemacht hat), der Titan (der sein Lebenswerk, sein Wilhelm Meister und Faust werden sollte), der Komet (das Gegenstück zum Titan) — müssen ausgeschaltet werden; ihre Probleme sind für uns nicht mehr problematisch, das Leben und Treiben an den kleinen Höfen interessiert uns nicht mehr, die unmäßige Breite stößt ab. Desto mehr halten wir uns an die Idyllen mit ihrem entzückenden Kleinleben, ihrem köstlichen Humor. Ich empfehle die nachstehende Reihenfolge, die vom Kürzeren zum Längeren, vom Leichteren im allgemeinen zum Schwereren aufsteigt: Schulmeisterlein Wuz (der in die Unsichtbare Loge vermauert ist), Quintus Fixlein, Siebenkäs (für mich, abgesehen vom geschmacklosen Schluß, Jean Pauls bestes Werk), schließlich als Krönung die Flegeljahre. Wer den rein komischen Stil kennen lernen will, mag Katzenbergers Badereise hinzunehmen.

Aber vielleicht ist diese Empfehlung überflüssig; vielleicht wird Jean Paul noch viel häufiger gelesen als ich vermute. Nichts sollte mich mehr freuen, als wenn meine Eingangsbemerkung, der Dichter sei vergessen, recht kräftigen Widerspruch erführe.

Indem ich auf das Geschriebene zurückblicke, will es mir scheinen, als sei ich allzu verneinend gewesen. Das geschieht sehr leicht, sobald man bei Jean Paul ins Analysieren kommt; das beständige Schwanken

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zwischen Bewunderung und Ablehnung, in das der Dichter jeden versetzt, entscheidet sich dann zugunsten der Ablehnung. Als Sühne will ich zum Schluß zwei Kollegen Jean Pauls das Wort geben, die ihn, jeder auf seine Art, hoch gefeiert haben. Der eine ist Stefan George, dessen strenge Kunst mancher mit Verwunderung beim Preise dieses Formverächters antreffen wird. Das Gedicht findet ich in dem „Teppich des Lebens“:

Wenn uns Stets-wandrern und die heimat schmälend
Zu ihr die liebe schönerer nachbar würgt
So rufst du uns zurück — verlockend quälend
Du voll vom drange der den Gott verbürgt.

In dir nur sind wir ganz: so wirkt kein weiser
Der grauen gaue zwischen meer und kolk ...
Du sehnenvoll des heitren südens preiser —
Wie unser breites etwas schlaffes volk

In trübem dämmer bergend stahl und zunder
Draus gluten fahren grell und schillernd mild
Du bist der führer in dem wald der wunder
Und herr und kind in unsrem saatgefild.

Du regst den matten geist mit sternenflören
Dann bettest du den wahn auf weichem pfühl ...
Goldharfe in erhabnen himmels-chören
Flöte von Maienthal und Blumenbühl!

Das zweite, viel ältere Gedicht, poetisch weniger wertvoll, aber dafür den ganzen Jean Paul meisterhaft umgreifend, stammt von einem seiner großen Verehrer, von Friedrich Theodor Vischer:

O du, dem unter Narrheit, unter Witzen
Der Sehnsucht Zähren an der Wimper blitzen,
In Scherz und Schmerzen schwärmender Bacchant!

Der Kunstform unbarmherziger Vernichter!
Du Feuerwerker, der romanische Lichter,
Raketen aufwirft, Wasser, Kot und Sand!

O du, dem hart am überschwellten Busen
Ein Spötter wohnt, ein Plagegeist der Musen,
Der Todfeind des Erhabnen, der Verstand!

Grabdichter, Jenseitsmensch, Schwindsuchtbesinger!
Herz voll von Liebe, sel'ger Freude Bringer
Im armen Hüttchen an des Lebens Strand!

Du Kind, du Greis, du Kauz, Hanswurst und Engel!
Durchsicht'ger Seraph, breiter Erdenbengel,
Im Himmel Bürger und im Bayerland!

Komm, laß an deine reiche Brust mich sinken,
Komm, laß uns weinen, laß uns lachen, trinken,
In Bier und Tränen mächtiger Kneipant! A. B.

Was andre sagen

Die Hilfe. Herausgeber Dr. Friedrich Naumann, Berlin, Jg. 1916, Nr. 44.

Der Krieg als Volkserzieher zur auswärtigen Politik. Von Friedrich Holdermann.

„. . . . . Die bisherige Methode der auswärtigen Politik mit ihrem stark persönlichen Charakter, mit ihren geheimen Verträgen ohne Kenntnis und Mitwirkung von Organen derer, die im Ernstfall dafür einzustehen haben, der Völker, hat versagt. Ihre Zeit ist um. Der Krieg erweist sich auch hier als Demokrat. Er dringt auch in das Altenteil ein, das sich die alte aristokratische Methode der Staatsgeschäfte noch vorbehalten hatte. Auch die Diplomatie muß mit einem Tropfen demokratischen Öls gesalbt werden. Unsere auswärtige Politik muß irgendwie auf eine breitere Verantwortung, in eine Kontrolle der Öffentlichkeit hineingestellt werden. Es muß irgendwie die Möglichkeit gegeben sein, zwischen denen, die sie machen, und den Organen des Volkes, das unter Umständen ihre Kosten zu bezahlen hat, eine Arbeits- und Vertrauensgemeinschaft zu erreichen. Das entspricht dem gesteigerten Selbstbewußtsein des Volkes, das, wie auf allen Gebieten, so auch hier, die Zeit hinter sich hat, wo es nur Objekt der Regierung war. Naumann hat kürzlich in der ‚Hilfe' für die Richtung, in der die Volksstimmung in bezug auf auswärtige Politik sich bewegt, den glücklichen Satz geprägt: ‚Nach den Erfahrungen des Weltkrieges wird man nur noch an Verträge glauben, die sozusagen von den Nationen gegengezeichnet sind.'

Deswegen wird sich die ungeheure Mehrheit unseres Volkes doch immer noch bewußt bleiben, daß die Leitung der äußeren Politik eines großen Volkes eine höchste Kunst ist, die weder von der Gasse noch auf der Gasse gemacht werden kann und letzten Endes auch bei den vollkommensten parlamentarischen Ausschüssen doch immer wieder Vertrauen verlangt zu den Personen, welche durch ihr ganzes Wissen um die Dinge vor anderen urteilsfähig sind und die Verantwortung tragen, zumal, wenn sie durch ihre ganze Persönlichkeit dem Volk den Eindruck erwecken, daß sie ihrer ungeheuren Verantwortung sich auch mit vollstem Ernst bewußt sind. Diesen Eindruck hat trotz allem die große Mehrheit unseres Volkes von dem derzeitigen Leiter der deutschen Politik, dem Reichskanzler von Bethmann Hollweg. Deswegen vor allem haben alle Angriffe, die gegen ihn gerichtet worden sind, nicht in die Tiefe des eigentlichen Volkes dringen können. Alle diese Ausschüsse und Fronden wachsen ans dünnen oberen Schichten. Die Massen, die Arbeiter, das Landvolk, die breiten Schichten des Bürgertums sind davon nicht berührt. . . ."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Der Morgen. Vor kurzem stand ich an einem grauen Morgen an der Brühlschen Terrasse zu Dresden und betrachtete die vier großen Bildwerke Schillings, die die Treppe schmücken, den heiteren Tag, einen Jüngling, der sorglos und zuversichtlich zur Arbeit eilt, den Abend, einen der Ruhe hingegebenen, gelassen freundlichen Mann, die mütterliche Nacht und den raunenden Traum und endlich den Morgen. Mich im Anblick des schönen, unschuldigen, jungfräulichen Weibes, an dessen Seite ein Kind den erquickenden Tau in einem Kruge bereit hält, verlierend, ward ich mir mehr und mehr eines quälenden Unbehagens bewußt, dessen Grund mir verborgen blieb.

War der schwere Wolkenhimmel schuld daran, der so drückend über Stadt und Fluß lag? Beirrte mich der Gegensatz des trüben Morgens mit seinem anmutigen Abbild?

Der Gedanke ließ mich nicht mehr los, daß der Morgen, wie wir Menschen der Großstadt ihn erleben, anders dargestellt werden müßte, nicht so froh und schön, daß der Anblick die Vorübergehenden nur zu oft zu bitteren Vergleichen veranlassen müßte, — vorausgesetzt, daß sie überhaupt Zeit und Lust hätten, den altgewohnten Schmuck der Straßen einmal wirklich zu betrachten und seinen Sinn zu überlegen.

War das Erwachen für die Menschheit der Gegenwart noch so leicht und lieblich? Nahm ihnen der Morgen noch mit sanfter Hand einen friedlichen Schlaf von den Lidern?

Auf dem kindlichen Antlitz des jungen Weibes, das in der heiteren Ruhe der Leblosigkeit auf mich herabsah, fand ich die Stille der ersten Morgenstunden, — auf den Gesichtern der Vorübereilenden nicht mehr, selbst nicht mehr in den Augen der vielen Schulkinder, die des Weges kamen.

Wir kennen die Stille nicht mehr, kennen nicht mehr die „flaumenleichte Zeit der ersten Frühe", die Mörike so liebte. Hart an der Schwelle des Schlafes wartet die Unrast des Tages auf uns. Die große Stadt erwacht mit einem Schlage, reißt uns jählings in Lärm und Licht hinein.

Das schöne Bildnis des Morgens lügt! Das Erwachen ist schwer und schmerzlich für die Bewohner der großen Stadt. Was erweckt uns denn? Das Lied der Vögel? Der Morgenwind, der dem Sonnenaufgang voraufgeht? Die mißtönenden Geräusche der Straße schrecken uns aus dem Schlaf, das Rasseln der Räder und der schrille Pfiff vom Bahnhof her.

Ich sah zu dem Bildnis auf, und ein bitteres Wort kam mir in den Sinn: „Leidlose Steine, wie beneid' ich euch!"

Wer sprach das doch? Wem legte der Dichter es in den Mund?

Einem schwermütigen Träumer, dessen Bildnis Michelangelo schuf.

War es denn immer so? Konnten die Menschen den Tag niemals sorgenlos und dankbar begrüßen, sanft erwachend wie Tier und Pflanze?

Ich wandte mich von dem zarten Bilde fast unwillig ab; es sprach nicht mehr zu mir. Ein anderes Werk erhob sich vor den Augen meiner Seele, müde und gramvoll, schwer zurückgesunken im Kampf mit dem Schlaf, der Morgen, das erwachende Weib am Grabmal des Lorenzo von Urbino zu Florenz.

Tag und Nacht, Abend und Morgen, herbe Gestalten sie alle, keine so schmerzbeladen wie das im wiederkehrenden Bewußtsein unwillig das Haupt erhebende Weib. So sah Michelangelo das Erwachen der Welt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

An einem Grabe vereinte er die Vier, die den Tag der Menschen beherrschen und umgrenzen. Welch ein finsterer Gedanke! Wußte er nichts anderes zu verkünden, als daß Tag und Nacht, Abend und Morgen nur an ein Ziel zu führen wissen, nur in das letzte Nichts? Auf den Lippen des erwachenden Weibes an diesem Grabmal scheint die trübe Lehre zu schweben; Schlafen ist besser als Wachen, und das Beste ist der Tod.

Ach, das Erwachen ist schwer, nur wo der Mensch sich selbst die erste Tagesfrühe verdirbt! Hart war es für Michelangelo, den Unersättlichen, der den Schlaf haßte, weil er ihm den Meißel aus der Hand nahm, der den Dämon seines ruhelosen Strebens im Erwachen an seiner Schulter fand. Ihm war der erste wache Augenblick schon der Beginn des übermenschlichen Kampfes mit den widerstrebenden Mächten der Umwelt und der eigenen Natur. Wie ihm erst der Schlaf der Erschöpfung das Werkzeug aus der Hand schlug, so kannte er auch nicht die Muße der stillen Vorbereitung auf den neuen Tag. Alle Bitterkeit seiner verstörten Morgenstunden, die ihm nur erst das Fieber des Wollens gaben ohne die Erlösung des Vollbringens, grub er in Gestalt und Züge des sich mühsam ins Bewußtsein ringenden Weibes am Grabmal des Mediceers, — an der Stätte, die kein Erwachen mehr kennt.

Hart war der Beginn jedweden neuen Tages in jener ganzen wilden, blutigen Zeit, hart ist es für uns Menschen des blutigen Heute.

Doch auch auf uns noch warten Morgenwind und Vogelstimmen, wartet der Sonnenaufgang über Feldern und Wald. Gott gebe seiner Menschheit einen neuen Morgen.

Melanie Ebhardt.

Das feldgraue Davos. Die stillen, hohen Berge von Davos schauen verwundert auf die seltsamen Gestalten, die jetzt das weite Tal bevölkern. Sonst ein Gewirr von bunten Farben und Menschen aller Rassen und Völker, das seine überströmende Lebenslust oft störend aufdringlich in die erhabene Feierlichkeit der Bergwelt trug, und nun ein schlichter, unauffälliger und doch alles beherrschender Ton — das deutsche Feldgrau. Selbstverständlich ging auch diesen Winter das internationale Sport- und Genußleben weiter, aber es ist nur ein spärlicher Abglanz des früheren und hat etwas Gewaltsames, Fremdes an sich, und man versteht die Menschen, die sich ihm rückhaltlos hingeben, nicht ganz. Denn die stillen, blassen, und doch schon die Spuren der Genesung tragenden Gesichter der Soldaten mahnen zu stark: Draußen ist Krieg — wir haben für euch gelitten, Tausende leiden noch — Und ihr?

Ja — sie litten, aber nun sind sie befreit davon und finden Vergessen der schweren Vergangenheit. Und es gibt viele Hände und Herzen, die ihnen dazu verhelfen wollen. Am 26. Januar jährte sich der Tag, an dem die ersten Internierten hier eintrafen, und dies Erlebnis wird gewiß allen unvergeßlich sein, besonders denen — und das waren nicht wenige — die zum erstenmal Feldgraue sahen. Man war bisher dem erbitterten Ringen dort draußen so fern gewesen, und jetzt warf der Krieg eine Welle ungeahnten Elends in unser stilles Tal, und wir fühlten uns erschüttert dem Geschehen unserer Tage nahe. Da kamen sie, die Opfer des Krieges, zerrissen, zerfetzt, schmutzbedeckt und grau von Kohlenstaub — manche hatten bis zum Abtransport in Kohlenbergwerken arbeiten müssen — und nur mangelhaft gegen die Kälte des Bergklimas geschützt. So fuhren und gingen sie wankenden Schrittes in ihre Quartiere, umjubelt und mit Blumen geschmückt von ihren Landsleuten und Schweizern.

Und nun begann ein emsiges Arbeiten, um den Gästen hier eine wahre Heimat zu schaffen. Mit der Zeit arbeitete der ganze Riesenapparat der Organisation immer besser und wurde auch durch die großen Scharen neuer Ankömmlinge — es sind jetzt über 1100 Internierte allein in Davos — nicht aus der Ordnung gebracht. Der Kan-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ton Graubünden ist für das Internierten-wesen in zwei Bezirke oder Regionen geteilt, und an der Spitze des Kreises, dem Davos zugehört, steht ein schweizerischer Sanitätsoberstleutnant, unter ihm für Davos ein schweizerischer Hauptmann, den seinerseits wieder ein deutscher Offiziersstellvertreter als Ortschef unterstützt. Jedes Militärsanatorium wird von einem erfahrenen Arzt geleitet, dem in militärischer Beziehung ein deutscher Offizier beigeordnet ist. Ein Feldwebel oder Unteroffizier hat als Anstaltschef die laufenden Arbeiten und so weiter zu erledigen und die Aufsicht im kleinen zu führen. Über jedem Hause steht ferner noch eine Präsidentin, meist die Gattin des leitenden Arztes, die den wirtschaftlichen Betrieb überwacht, die Kranken besucht, mit einem Kreis von Damen die Wäsche und Kleidung instand hält und sonst für das leibliche und seelische Wohl ihrer Schützlinge sorgt.

Der deutsche Klub ist natürlich auch eifrig bestrebt, seinen Landsleuten zu helfen. Er hat ein ganzes Unterrichtswesen für die Internierten geschaffen, und so können diese ihre freie Zeit damit ausfüllen, sich für ihr späteres Leben vorzubereiten. Da gibt es Kurse in Buchführung, Stenographie, Deutsch, Englisch, Französisch, Türkisch, Nationalökonomie, Vorbereitung für das Einjährige, die Meister- und Reifeprüfung, Tischler- und Papparbeitskurse. Der deutsche Klub berät auch die, welche durch ihr Leiden gezwungen sind, den Beruf zu wechseln, unterstützt die Bedürftigen nach Kräften und sorgt für billige oder kostenlose Unterkunft der auf Besuch hier weilenden Kriegerfrauen und Kinder.

So wird eine segensreiche Arbeit geleistet, und man meint, in Deutschland zu sein, denn jedem Deutschen hier verkörpern die Soldaten ein Stück Heimat. Bereitwillig öffnen schweizer und deutsche Familien ihre Häuser dem Verkehr mit den Internierten, und manches auf die Art geknüpfte Band wird auch im Frieden noch dauern. Klassen- und Rangunterschiede fallen, der Mensch tritt dem Menschen nahe, und manche veralteten Vorurteile sinken. So verwandelte sich das anfängliche Elend im hellen Bergtal in Segen, und die Soldaten fühlen sich auch meist wie zu Hause... Gewiß mögen sie manchmal sich sehnen, frei zu sein von den Fesseln, die ihnen ärztliche und militärische Vorschriften auferlegen, und die beneiden, die, geheilt, sich hier oder im Tiefland Arbeit suchen, ihrem Berufe oder Studium nachgehen können. Aber sie genießen in vollen Zügen, was ihnen geboten wird, trinken die reine Luft und die herrliche Schönheit der Bergwelt und lauschen den Darbietungen erster Künstler, die sich zur Verfügung stellen.

Und wenn Blaujacken, Schutztruppler und Feldgraue gemächlich im Sonnenschein sich bei den Klängen der Kurmusik ergehen, oft am Arme die Gattin und von ihren Kindern umsprungen, wenn von den Liegehallen fröhliches Lachen und heitere Soldatenlieder erschallen, dann wundern sich die Berge nicht mehr über die neuen Gestalten, sondern lächeln und freuen sich. Denn auch sie scheinen zu empfinden, daß dieses stillere, segensreiche Treiben ihnen mehr entspricht als das überlaute Vergnügungsleben der früheren Jahre, und es ist, als ob sie sich schützend erhöben, um den Frieden des Tales zu bewahren. Denn hier ist Frieden, bis hierher reichen nicht die Stürme des Weltkrieges; und die aus ihnen sich in diesen stillen Hafen retten konnten, für die ist der Krieg versunken wie eine schwere Erinnerung, die man nicht wecken soll.

Martin Platzer.

Ein Bekenntnis Bernard Shaws. Die sachlichen Äußerungen Bernard Shaws über den Krieg hatten den Grimm des Northcliffe-Blattes „Morning-Post" erregt, die ihn am 15. Februar deswegen angriff. Besonders erzürnt war sie darüber, daß er Chestertons Behauptungen über angebliche deutsche Grausamkeiten in Belgien scharf kritisiert habe,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

während er doch für die bekannten Enthüllungen Morels über die belgischen Kongogreuel eingetreten sei.

Aus der Erwiderung Bernard Shaws sind die folgenden Sätze besonders interessant:

„Nach unsrer alten Sitte verwechseln Sie die Sucht nach Händeln mit Patriotismus. Sie haben sich noch nicht einmal eine entfernte Vorstellung davon gebildet, was Patriotismus eigentlich ist. Wenn Ihnen heute irgendein namentlich unbekannter Mensch mitteilt, daß Mr. Morel beim Herzog von York die Treppe hinuntergeflogen ist, oder daß ich selbst dabei abgefaßt worden bin, wie ich mit einer Fahrkarte dritter Klasse in der ersten fuhr, dann vergessen Sie im Nu den Krieg und alle anderen politischen Angelegenheiten Europas über der großen Neuigkeit, die Sie ohne weitere Nachprüfung schleunigst in die Welt hinausposaunen. Sie haben eben weder Ihre persönlichen Gewohnheiten noch Ihre ganze Denkungsweise dem Kriege angepaßt, und wenn Sie mit Menschen in Berührung kommen, die sich bestreben, dies zu tun, so glauben Sie, derartige Leute sympathisierten mit dem Feinde. Sie mögen in Ihrem privaten Leben ein Ehrenmann sein (ich zweifle nicht daran) — aber in Fragen von europäischer Tragweite benehmen Sie sich wie ein Tropf. Ich muß Sie ernstlich ermahnen und daran erinnern, daß Ihr Vaterland im grellen öffentlichen Lichte des Krieges dasteht, und daß daher ein jeder, dessen Haltung und Selbstbeherrschung nicht absolut einwandfrei ist, hinter den zurücktreten sollte, der jenes Licht nicht zu scheuen hat. Wir haben wirklich genug und übergenug von jenem schlechten Benehmen gegenüber dem Feinde, das sich fälschlich für Patriotismus ausgibt. — Und nun lassen Sie uns, bitte, unsere Unterhaltung ganz wie gewöhnliche Menschen weiterführen. . . .

Aber vermutlich werden Sie und mein Freund Cecil Chesterton mir in diesen klaren patriotischen Auseinandersetzungen nicht folgen wollen. Mr. Chesterton ist zwar nicht händelsüchtig, aber dafür sehr streitbar — und in der Wirkung ist dies manchmal das gleiche. Sie wünschen beide nicht die intellektuellen und sittlichen Kräfte Ihres Landes ohne Rücksicht auf deren manchmal verschiedenartige Ausgangspunkte zusammenzufassen gegen den Feind. Vielmehr suchen Sie Streit mit allen, die Intelligenz und Moral an sich noch nicht für etwas Unpatriotisches halten und sich auch nicht zu dem Dogma bekennen wollen, daß sie sündenlose Bürger eines sündenlosen Volkes sind, das von Gott selber zum Streite gegen eine vom Teufel besessene Nation auserkoren wurde. Glücklicherweise gibt es aber genug demütige und von Ihrer eigenen Unvollkommenheit überzeugte Seelen in unserm Lande, diese bilden ein erfreuliches Gegengewicht gegen Leute wie Sie, die einen mit ihrer Naivität beinahe entwaffnen wie wirkliche Unschuld.

Ihre Entdeckung, daß meine Stellungnahme zum Kriege die eines völlig Neutralen gewesen sei, besitzt den Vorzug der überraschenden Neuheit. Man hat mich bereits als Deutschenfreund und hat mich auch schon als Jingo charakterisiert: Ihnen blieb die Entdeckung meiner Neutralität vorbehalten. . . .

Alle moralischen Beschuldigungen gegen den Feind von dem Augenblick an, da der Kampf begonnen hat, sind bloße Zeitvergeudung. Wir, die wir zu Hause bleiben und schwatzen, leisten keine Hilfe. Wollen wir nicht lieber damit aufhören? Wenn der Krieg vorbei ist und der Verband in Stücke geht, wie es unweigerlich geschehen wird, dann werden Leute wie wir, Mr. Morel einbegriffen, empfindlich vermißt werden. Wollen wir uns daher nicht lieber für jenen Augenblick aufsparen, wo man uns brauchen wird, anstatt jetzt unverständigerweise den Feinden das Opfer unseres guten Rufes zu bringen?“

Betrunkenheit als Lachobjekt. Auf einer der größten Varieteebühnen Norddeutschlands gab's vor Kurzem allabendlich die Scherzszene „Der zerbrochene Spiegel“. Der „Held“ ist ein betrunkener Leutnant.

Die Szene beginnt damit, daß der Offiziersbursche und das Dienstmädchen

am frühen Morgen beim Reinmachen einen großen Spiegel mit Donnergepolter kaput schmeißen, worauf im Schlafzimmer nebenan die gänzlich besoffene Stimme des halberwachten Leutnants ertönt (ich glaube, er sagt so was ähnliches wie „Zweites Geschütz — Feuer!", was frenetischen Jubel des Publikums auslöst). Darauf erscheint der Offizier, halbangezogen, schaut in den leeren Spiegelrahmen, hinter dem der Bursche nachahmend steht, und hält dabei sein getreues Faktotum im schweren Sektrausche für sein eigenes klägliches Bild. (Großer Jubel.) Dann versucht er das Dienstmädchen in der bekannten Weise der Betrunkenen abzutasten; und bei dem Hin und Her des erotischen Tändelns und Ringens wirft der Bursche den zerbrochenen Spiegel mit lautem Geklirr so geschickt um, daß der stark beschäftigte Herr Vorgesetzte glauben muß, er habe das getan. (Unbändige Heiterkeit.)

Dies ist kurz der Inhalt der Scherzszene. Dazu ein paar kurze Worte:

1. Manche halten die jetzige Zeit, die ja so voll ist des Großen, Furchtbaren, stark Bewegenden, für eine Zeit der Läuterung. Ich nicht. Es sei denn, daß mir jemand die Frage befriedigend beantwortet: Woran erkennt man heute die Hebung und sittliche Wandlung der deutschen Volksseele?

2. Der Offizier ist durch die Art seiner Tätigkeit und durch die hervorragende soziale Stellung, die man ihm bei uns einräumt, zum Volkserzieher geworden, was natürlich auch große Verantwortung einschließt. Das Volkserzieherische im Offiziersberuf spielt gerade im Urteil unserer besten und tüchtigsten Offiziere eine ganz besonders wichtige Rolle. Es mag nun zugegeben werden, daß sich hie und da mal ein Offizier vergißt und seinen Untergebenen und der Umwelt das klägliche Schauspiel einer Alkoholvergiftung, einer selbstverschuldeten Geisteskrankheit, bietet. Derart räudige Schafe gibt's aber unter der Herrschaft der deutschen Trinksitte in jedem Stande. Auch Offiziere sind Menschen mit menschlichen Schwächen. Aber darf man einen solch traurigen Vertreter seines Standes auf die Bühne vor einen allabendlich vollgepfropften Saal bringen? Und das in einer Zeit, wo der Offizier da draußen auf dem Schlachtfeld eine so vorbildliche Rolle zu spielen hat, wo in seiner Hand das Schicksal unserer Lieblinge ruht, wo an seinem moralischen Beispiel der jeweils wankende Mut des einfachen Soldaten eine Stütze finden soll? Das Volk neigt bekanntlich zum Verallgemeinern dessen, was es an „Typen" auf der Bühne sieht und hört. Das ist eine sehr alte psychologische Wahrheit.

Nun noch eine Frage: Wird nicht gerade in einer Zeit wie der jetzigen der wichtige Stand des Offiziers besonders empfindlich geschädigt durch solche Schaustellung? Wird das Amt des militärischen Volkserziehers nicht erschwert durch solche ekelhaften Possen? Haftet das Bild des versoffenen, blöden, geilen, moralisch verlausten Leutnants bei der massenhaft im Saal vertretenen halbwüchsigen Jugend beider Geschlechter nicht auf lange Zeit hinaus, ja vielleicht fürs Leben? Sehen sie nicht später in jedem jungen schneidigen Offizier ungewollt noch ein Stückchen dieses Kalibans, des Leutnants Udo v. Hammelburg? Wenn irgendwo, hier wäre tatsächlich der Polizeizensurknüppel am Platze. Denn dagegen ist Brotwucher und Nahrungsmittelvergiftung das kleinere Übel. Oder ist der Leib des Volkes wichtiger als die Seele?

O. Wanderer.

* * *

Druckfehlerberichtigung. In Nr. 5 auf S. 139 muß es in Zeile 26 heißen anstatt „16. September" vielmehr „16. Dezember" und in Zeile 27 anstatt „vier Monate später" vielmehr „drei Wochen später". **Vortrupp.**

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg. Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 7 1. April 1917

Frühling.

Berlin, den 21. März 1917.

Heute ist Frühlingsanfang — —

In Nr. 4 des „Vortrupp" von diesem Jahre las ich einen Feldpostbrief, den die Schriftleitung dort hat abdrucken lassen. Ich wiederhole ihn hier:

> „... Ein sehr großer Teil meiner Kameraden im Felde beschäftigt sich häufig mit der bangen Frage: Wie wird es nach dem Kriege? Wird es in Deutschland politisch vorwärts gehen, oder wird sich der deutsche Michel wieder die Zipfelmütze über die Ohren ziehen und von neuem schlafen legen? Was aus den von uns besetzten feindlichen Gebieten wird, ist eine Frage, die tatsächlich wohl für viele Kriegsteilnehmer weit in den Hintergrund tritt, und auch die Frage der Kriegskostenentschädigung und Schuldentilgung verschwindet hinter der Sorge um das innerpolitische Wohlergehen des deutschen Volkes.
>
> Aller Voraussicht nach wird ja der Krieg ein für uns günstiges Ende haben. Da liegt dann die Gefahr sehr nahe, daß an dem bisherigen „System", das sich ja „bestens bewährt" hat, nicht nur nichts geändert wird, sondern daß sogar Reformen rückschrittlicher Natur eingeführt werden."

„Ein sehr großer Teil meiner Kameraden im Felde." Viele, die die Stimmung an der Front kennen, bestätigen, daß der Schreiber jenes Feldpostbriefes diese Stimmung richtig sieht.

Auf die Frage wird Antwort gegeben, Antwort in dreifacher Steigerung, durch drei Reden des Kanzlers.

Bis Mitte März standen schon die beiden ersten Stufen der Antwort; der Kanzler hat diese beiden Stufen gebaut in seinen Reichstagsreden vom 28. September 1916 und vom 27. Februar 1917. Die Worte daraus, die ich meine, sind diese:

Vom 28. September:

> „Die gewaltigen Aufgaben, die auf allen Gebieten des staatlichen und sozialen, des wirtschaftlichen und politischen Lebens unser harren, bedürfen zu ihrer Lösung aller Kräfte, die in unserm Volke leben. Eine Staatsnotwendigkeit, die sich gegen alle Hemmungen durchsetzen wird, ist es, diese Kräfte, die da sind, im Feuer geglüht, die nach

Schaffen und Wirken rufen und verlangen, für das Ganze zu nützen. Freie Bahn für alle Tüchtigen, das sei unsre Losung.

Wenn wir diese Losung vorurteilsfrei durchführen, dann wird unser Reich, festgefügt, weil jeder Stein und jeder Balken mitträgt und mitstützt, einer gesunden Zukunft entgegengehen; dann werden die Starken aus allen Ständen gern und freudig teilnehmen an den Werken des Friedens wie jetzt am blutigen Kampfe."

Vom 27. Februar:

„Neuorientierung! Kein schönes Wort. Ich glaube, ich nehme es heute zum erstenmal in den Mund. Es erweckt so leicht eine falsche Vorstellung, als ob es in unserm Belieben läge, ob wir uns neu orientieren wollen oder nicht. Nein, meine Herren, eine neue Zeit mit einem erneuerten Volke ist da! Der gewaltige Krieg hat sie geschaffen! Ein Geschlecht, das durch so ungeheures Erleben bis in die letzten Fasern seiner Empfindungen erschüttert ist, ein Volk, von dem ein ergreifendes Wort eines feldgrauen Dichters sagen konnte, daß sein ärmster Sohn auch sein treuester war, eine Nation, die es tausendfältig jeden Tag erfährt, daß nur gesamte Kraft die äußere Gefahr bestehen und überwinden kann — meine Herren, das sind lebende Kräfte, die sich von keinem Parteiprogramm, weder von rechts noch von links, einschränken und aus ihrer Bahn werfen lassen. Wo politische Rechte neu zu ordnen sind, da handelt es sich nicht darum, das Volk zu belohnen für das, was es getan hat! Das ist geradezu unwürdig. Es handelt sich nur darum, den richtigen politischen und staatlichen Ausdruck für das zu finden, was dieses Volk ist! Meine Herren, gewaltige politische, geistige, wirtschaftliche, soziale Aufgaben stehen uns nach dem Kriege bevor. Lösen können wir sie nur, wenn die gesamte Kraft, deren Zusammenfassung uns allein es ermöglicht, den Krieg zu gewinnen, auch im Frieden fortwirkt, wenn ihr die Bahnen geöffnet werden, daß sie frei und freudig fortwirken kann. Das regelt sich nicht nach Parteischablonen, das ist eine Forderung der inneren Stärke unsres Staates, und diese Forderung wird sich durchsetzen."

Jetzt, am 14. März 1917, hat der Kanzler die dritte und höchste Stufe der Antwort auf jene „bange Frage" gebaut, in seiner großen Rede im Preußischen Abgeordnetenhause. Und zwar durch drei Stellen dieser Rede, die Allgemeines behandeln und durch zwei Stellen, die Besonderes betreffen.

Die drei allgemeinen Stellen sind diese:

„Ich habe mich im Reichstage wiederholt über die großen innerpolitischen Fragen ausgesprochen, das letztemal vor wenigen Wochen. Ich habe dabei meiner unerschütterlichen Überzeugung Ausdruck gegeben, daß das Erleben dieses Krieges zu einer Umgestaltung unsres innerpolitischen Lebens in mancher Beziehung führen muß und führen wird allen Widerständen zum Trotz. Ich nehme ausdrücklich Bezug auf die Worte, die ich im Reichstage gesprochen habe.

. . . . . .

Eine solche Politik der Stärke und eine solche innere und äußere Politik können wir nur führen, wenn die politischen Rechte der Gesamtheit des Volkes in allen seinen Schichten, auch in seinen breiten Massen, voll berechtigte und freudige Mitwirkung an der staatlichen Arbeit ermöglichen. Das erfordert unsere Zukunft nicht um theoretischer Probleme willen, sondern damit wir leben können.

. . . . . .

Wehe dem Staatsmann, der die Zeichen der Zeit nicht erkennt! Wehe dem Staatsmann, der glaubt, daß wir nach einer Katastrophe, wie sie die Welt überhaupt noch nicht gesehen hat, deren Umfang wir Mitlebenden und Mithandelnden überhaupt noch gar nicht verstehen können, glaubte, er könnte wieder anknüpfen an dem, was vorher war — er könnte neuen und jungen Wein in die alten Schläuche füllen, ohne daß diese zersprengten. Wehe diesem Staatsmann!"

Die beiden besonderen Stellen aber lauten so:

„Vor dem Kriege sind die Interessen der Arbeiterschaft häufig in einen angeblichen, unversöhnlichen Gegensatz zu den staatlichen Interessen und zu den Interessen der Arbeitgeber gestellt worden; ich hoffe, dieser Krieg kuriert uns endgültig von diesem Irrwahn. Denn, täte er es nicht, wären wir nicht entschlossen, alle die Folgerungen, die sich aus dem Erleben dieses Krieges ergeben, entschlossen zu ziehen, in allen Fragen politischen Lebens, in der Regelung des Arbeiterrechts, in der Regelung des preußischen Wahlrechts, bei der Ordnung des Landtags im ganzen ... wenn wir nicht entschlossen sind, diese Folgerungen zu ziehen, rückhaltlos zu ziehen — und ich werde es für meine Person tun, mit dem Vertrauen, das mir in diesem Krieg eingewachsen ist zu allen Söhnen des Volkes — dann gingen wir inneren Erschütterungen entgegen, deren Tragweite kein Mensch übersehen kann. Meine Herren, ich werde diese Schuld nicht auf mich laden.

. . . . . .

Daß die königliche Staatsregierung eine Reform des preußischen Wahlrechts vorschlagen wird, hat sie wiederholt in unmißverständlicher Weise ausgesprochen."

Am Schlusse meines Aufsatzes „Drinnen" im „Vortrupp" Nr. 3 von diesem Jahre ist gesagt worden:

„Wenn irgendetwas einem Kanzler nach innen hin eine Stellung verleihen kann, vor der jede Fronde in nichts zerstiebt, und nach außen hin, bei den künftigen Friedensverhandlungen, eine moralische Macht, wie kein andrer Staatsmann der Erde sie besitzt, — dann wird das die Begeisterung sein, mit der nach durchgeführter Neuorientierung neun Zehntel des deutschen Volkes den Kanzler, der sie durchgeführt hat, als den Mann der Erfüllung fühlen und feiern werden."

Aber zugleich ist dort betont worden, daß dieser Gesichtspunkt (und noch zwei andre, gleichgerichtete, dort unmittelbar vorher angeführte

Gesichtspunkte) abgewogen werden müßte gegen entgegenstehende Erwägungen. Es sei auch für diese Sache die Überzeugung begründet, daß der Kanzler auch hier ohne jede Übereilung abwägen werde, welche Gesichtspunkte für einen früheren und welche für einen späteren Anfang der „Neuorientierung" (es fehlt eben noch an einem schöneren Worte!) sprächen. Kein Verständiger werde versuchen, ihn zu drängen.

Die Kanzlerrede vom 14. März hat nun in diese Dinge eine doppelte Klärung gebracht: Sie hat einmal bewiesen, daß unter den Erwägungen, die d a g e g e n sprechen, die „Neuorientierung" schon während des Krieges zu beginnen, e i n e von durchschlagendem Gewicht ist. Aber diese Kanzlerrede hat dann auch kraft ihrer besonderen Eigenart dem Kanzler bereits die Stellung verliehen — nach innen wie nach außen hin, gegenüber dem deutschen Volke, wie auch gegenüber dem Auslande —, von der in jenem Schlußabsatze des Aufsatzes „Drinnen" gesprochen worden ist.

Für das deutsche Volk insbesondere ist der Kanzler schon durch seine Rede vom 14. März der „Mann der Erfüllung" geworden, von dem es nicht mehr lassen wird.

Der Kanzler hat am 14. März ein Raunen, das umging, in klare Worte gebannt, so daß er es fassen konnte:

> „Also die Vorwürfe, die mir gemacht werden: ja, der Reichskanzler spricht über die Neuorientierung, spricht über die Gedanken, die er für die Zukunft hat, aber es sind l e e r e Worte, es sind Versprechungen — diese Vorwürfe sind furchtbar billig, aber haltlos, sobald man die Sache bis ans Ende durchdenkt."

„Wir wollen uns",

so hat er ferner gesagt,

> „doch einmal offen über die Sache aussprechen."

Und, während er bei dieser Aussprache auf der einen Seite nicht den leisesten Zweifel darüber gelassen hat, daß sein persönlicher W u n s c h das Werk sofort beginnen möchte:

> „Ich kann Ihnen versichern, nichts wäre mir lieber, als wenn ich die Absichten, die ich für das Heil unsres Vaterlandes für notwendig halte, baldmöglichst durchführen könnte",

so hat er auch andrerseits mit der gleichen unmißverständlichen Klarheit bekannt, was ihn zwingt, g e g e n diesen seinen Wunsch, den Beginn des Werkes bis zur Beendigung des Krieges zu verschieben: Dies nämlich:

> „daß diese Reform, die unzweifelhaft zu schweren inneren Kämpfen führen wird, nicht zu einer Zeit in die Hand genommen werden kann

> wo wir noch vom Feinde von außen berannt werden, weil wir in einer solchen Zeit innere Kämpfe nicht ertragen können".

Das ist überzeugend, weil niemand diese Wirkungen, ihre Art und ihre Stärke, besser beurteilen kann, als der, der die Übersicht von der Stellung aus hat, die der Kanzler (und Ministerpräsident in Preußen) einnimmt. Deshalb scheint mir auch die Frage, die der „Vorwärts" am Schlusse seines Leitaufsatzes vom 15. März stellt:

> „Warum aber dann die Verzögerung der Reform bis nach dem Kriege?"

unberechtigt; der Kanzler hatte eben diese Frage schon beantwortet, bevor sie gestellt war.

Übrigens: Ohne im geringsten verwischen zu wollen, daß auch ich es bedaure, daß die Reform erst nach Beendigung des Krieges in Angriff genommen werden kann, halte ich es doch für richtig, nicht zu verschweigen, daß dieses Übel des späteren Beginnes des Werkes auch wieder einen Vorteil mit sich bringt: Es handelt sich ja, wie auch in der Kanzlerrede hervorgehoben ist, ganz wesentlich um die Reform des preußischen Wahlrechts; ein denkbar gutes Wahlrecht für Preußen zu finden, das wird nun aber nicht nur, wie das der Kanzler hervorgehoben hat, eine Sache „schwerer innerer Kämpfe" sein, sondern auch eine Sache größter geistiger Arbeit. Wenn der „Vorwärts" in dem genannten Leitaufsatze meint,

> „der Schlachtruf kann nach Lage der Dinge nur sein: das allgemeine gleiche Wahlrecht für Preußen ...",

so ist das allgemeine gleiche Wahlrecht ganz gewiß besser, als das heute bestehende preußische Dreiklassen-Wahlrecht. Aber es wäre unehrlich, wollte man verschweigen, daß das allgemeine gleiche Wahlrecht — wenigstens so, wie es für den deutschen Reichstag ausgestaltet ist — auch zwei recht erhebliche Schattenseiten zeigt, über deren Vermeidung oder wenigstens Verbesserung für das neue Wahlrecht in Preußen nachzudenken es sich immerhin lohnt: Das allgemeine gleiche Wahlrecht in der Form unsres Reichstagswahlrechts hat, nach aller Erfahrung, regelmäßig nicht die Neigung, die Wahl der auf irgendeinem Gebiete besonders Sachverständigen zu begünstigen; und dann: es brutalisiert die Minderheiten.

Es liegt ein Vergleich nahe: Da besteht noch eine andre öffentliche Einrichtung, die hergebrachtermaßen gleichfalls als ein Palladium der Freiheit gilt, und die dabei doch nach dem Urteile fast Aller, die je dabei gewesen sind, alles andre eher ist als das: Ich meine das Schwurgericht. Gerade auch als Schutz für den Angeklagten wirkt es denkbarst unsicher. Weil auf der Geschworenenbank der für diesen besonderen Fall in Betracht kommende Sachverstand, also der richter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liche Sachverstand, grundsätzlich und absichtlich ausgeschaltet ist, deshalb bietet die Geschworenenbank nur allzuoft das Bild eines unglücklichen Regenwurms, der vom Staatsanwalt und vom Verteidiger wie von zwei übermächtigen Kröten, an beiden Enden gefaßt ist und hülflos hin- und hergezerrt wird. Und dabei lassen sich die Ziele, denen die Einrichtung des Schwurgerichts dienen soll, nämlich eine freiheitliche, volkstümliche Rechtsprechung in Strafsachen, nach dem Urteile fast Aller, die in diesen Dingen praktische Erfahrung haben, nahezu ideal durch die Einrichtung des Schöffengerichts erreichen; einfach darum, weil hier auf der Richterbank die Laien zwar immer noch das Übergewicht haben, der richterliche Sachverstand aber doch nicht mehr ausgeschaltet ist.

Und so scheint es mir auch durchaus nicht undenkbar, dem allgemeinen Wahlrecht eine Form zu geben, durch die es gerade für seine eigentlichsten, seine freiheitlichen, Zwecke, unserm Reichstagswahlrecht um ebensoviel überlegen wird, wie es das Schöffengericht dem Schwurgerichte ist. Vor allem zum Beispiel durch die Einführung der Verhältniswahl, wodurch die Rechtlosigkeit der Minderheiten aufgehoben würde. Dann aber auch etwa dadurch, daß eine beschränkte Anzahl von Sitzen im Parlament freigehalten würde für Sachverständige der wichtigsten Gebiete, wobei durch die Art, wie diese gewählt würden, durchaus dafür gesorgt werden könnte, daß keine Klasse und kein Beruf zu kurz kommt.[1]

Ich verkenne gar nicht, daß, wenn es ein Volk gibt, das mit den unleugbaren Schäden, die das allgemeine gleiche Wahlrecht in der Form des Reichstagswahlrechts hat, verhältnismäßig gut fertig werden kann, dies das schon jetzt in allen Klassen verhältnismäßig hochgebildete deutsche Volk ist; und bei noch weiter erhöhter Volksbildung wird diese Fähigkeit noch größer werden. Aber darum bleibt doch die Pflicht bestehen, zu prüfen, ob bei einer Neuschöpfung für Preußen solche Schäden am Wahlrecht nicht von vornherein vermeidbar sind. Und ebenso besteht natürlich die Pflicht, zu prüfen, welches etwa die Vorteile des Systems der Zusatzstimmen sind, eines Systems, das keinerlei Beigeschmack einer Begünstigung des Reichtums zu haben braucht. Alle diese Fragen — die man aus Gründen der Gewissenhaftigkeit auch bei einer Entscheidung während des Krieges kaum ungeprüft lassen könnte — lassen sich nach dem Kriege schon um deswillen leichter lösen, weil dann bei ihrer Prüfung und Entscheidung eine Reihe von Intelligenzen (aller Stände) mitwirken können, deren Kräfte während des Krieges durch Aufgaben der Landesverteidigung gebunden sind.

Diese eine gute Seite der, im Endergebnis dennoch zweifellos zu

bedauernden, Notwendigkeit, daß die Reform bis nach Kriegsende aufgeschoben werden muß, soll man also nicht verschweigen.

Und trotz dieses Aufschubes hat, wie gesagt, die Kanzlerrede vom 14. März 1917, kraft ihrer besonderen Eigenart den Kanzler, nach innen wie nach außen hin, bereits zum „Mann der Erfüllung" gemacht:

Einmal, weil diese Rede schon eine T a t war. Noch nicht die Endtat, aber eine die Endtat verbürgende Vorbereitungstat. Denn Worte können Taten sein, wenn sie unter gewissen Umständen gesprochen werden.

So war es hier:

Seit vielen Monaten sehen wir vor uns das immerwechselnde Bild des von gewissen Kliquen betriebenen Treibens gegen den Kanzler. Nach außen hin tritt es in zwei Formen auf: als Treiben gegen seine Kriegsmittel und als Treiben gegen seine Kriegsziele. Aber schon in der zweiten Oktobernummer des „Vortrupp" vom vorigen Jahre habe ich betont, daß das nur Masken sind, und daß die Wahrheit so aussieht:

> „Den Drahtziehern geht es bei der ganzen Hetze gegen den Kanzler gar nicht um den Krieg, sondern um innerpolitische Dinge. Ihnen ist Bethmann Hollweg der tödlich verhaßte Vertreter des Gedankens der ‚Neuorientierung'."

Und ebendort habe ich prophezeit — und zwar mit Recht, wie besonders das fast noch verstärkte Fortdauern des Treibens auch nach der Entscheidung vom 31. Januar 1917 zeigt —:

> „Die Agitation dieser Drahtzieher wird nicht aufhören, solange der Krieg dauert, weil ihr Ziel, nämlich das, die innere ‚Neuorientierung' zu verhindern, erst jenseits des Kriegsendes liegt."

Gelegentlich allerdings trat das eigentliche Gesicht der Fronde trotz der genannten beiden bergenden Masken doch zutage: So in der Broschüre, die vor der Reichstagseröffnung im September 1916 an die Reichstagsabgeordneten versandt wurde, und an deren schönster Stelle es vom Reichskanzler ja wörtlich hieß:

> „Der — dem Phantom einer inneren Erneuerung nachjagend, das deutsche Volk den furchtbarsten Kämpfen Aller gegen Alle entgegenführt, der drückendsten Not und der Selbstzerfleischung."

So in der Immediateingabe des Fürsten zu Salm-Horstmar, deren wichtigste Stellen in meinem Aufsatze in der zweiten Novembernummer abgedruckt sind.

So endlich in dem — der Ausstattung nach von besonders zahlungsfähiger Seite herrührenden — Schmäh-Flugblatt vom Januar 1917, das sich so ausläßt:

> „Die landsässigen Geschlechter, die alten Offiziers- und Beamtenfamilien, alles, was in Land und Stadt nationalen Sinn in preußischer

> Weise hat: sind beiseite geschoben und an die Wand gedrückt. Mit verbissenem Zorn und geballter Faust stehen sie machtlos da, weil eins sie hindert, dem volksverderbenden Kanzler an die Kehle zu springen. Und dies eine ist die alte Loyalität, selbst in diesem Schädling doch immer noch den Minister des Königs zu sehen. Darüber kann Land und Volk verloren gehen."

(Wobei sich die ganze Größe der „alten Loyalität" des Flugblatt-Verfassers, der natürlich die landsässigen Geschlechter und die alten Offiziers- und Beamtenfamilien in schwerster Weise beleidigt, indem er sich als ihren Sprecher ausgibt, in einem Satze des Flugblattes zeigt, der so lautet:

> „Was Wunder, wenn hier und dort ein Flüstern durch das Land ging, der Kanzler sei durch England gewonnen, dem er jedenfalls die besten Dienste geleistet hat, während er das eigene Vaterland nur schädigte.")

Unmittelbar vor der neuesten Kanzlerrede aber waren die eigentlichen Ziele des Kampfes gegen den Kanzler in einem Vorgehen zutage getreten, dessen Träger zwar nichts gemein haben mit der wüsten Anrempelung durch jene Flugblätter, auch nichts mit den Torheiten der Salmschen Immediateingabe. In einem Vorgehen aber, bei dem es in der Sache doch um ganz dasselbe ging: Am 9. März hatte dem preußischen Herrenhause eine, vom Abgeordnetenhause bereits genehmigte, Regierungsvorlage vorgelegen, durch die für die Mitglieder des Abgeordnetenhauses Anwesenheitsgelder eingeführt werden sollten anstatt der bisherigen Diäten, und Freifahrtkarten anstatt der bisherigen Reiseentschädigungen. Diese an sich nicht übermäßig bedeutungsvolle Vorlage war von den beiden hochkonservativen Herrenhausmitgliedern Graf Yorck v. Wartenburg und v. Buch als Veranlassung benutzt worden, um Reden zu halten, von denen am 14. März im Abgeordnetenhause der Abgeordnete Pachnicke mit Recht gesagt hat, daß sie gegen die „Neuorientierung" gerichtet waren und darauf hinausgingen, die innere Politik des Reichskanzlers zu durchkreuzen. Die Mehrheit des Herrenhauses hat dabei, wie die Abstimmung gezeigt hat, auf seiten jener beiden Redner gestanden. Und niemand im Herrenhause hat ein kräftiges Wort der Abwehr gefunden.

Eben diese Gelegenheit aber hat nun der Kanzler benutzt, um in seiner Eigenschaft als preußischer Ministerpräsident mit solcher Klarheit und Wucht, wie seine Rede vom 14. März sie zeigt, sein innerpolitisches Ziel zu betonen:

> „Ich w i l l diese Gedanken und ich w e r d e sie durchführen. Und ich werde mein Letztes darangeben";

so spricht nur die völlige Furchtlosigkeit eines Mannes, der seines Zieles, aber auch seiner Macht, es zu erreichen, sicher ist. Der es heute

schon erreichen könnte und den erfolgsicheren Griff nach dem Ziele nur darum heute noch aufschiebt, weil seiner sittlichen Überzeugung nach das Wohl des Volkes, solange der Krieg dauert, diesen Aufschub noch gebietet.

Als das, was sie war, nämlich als eine Tat, ist aber die Kanzlerrede vom 14. März auch von allen Hörern und Lesern empfunden worden. Von den Hörern im Abgeordnetenhause und von den Lesern im Lande und an der Front. Und alle diese Hörer und Leser haben es gefühlt, daß diese Rede, gehalten unter diesen Umständen, die Endtat, also die wirkliche Durchführung der Neuorientierung, sicher verbürgt. Welche Zeitung immer man liest, der Eindruck von der gewaltigen Wirkung der Rede ist stets derselbe: Von den sozialdemokratischen Zeitungen — hinweg über die fortschrittlichen, die nationalliberalen, die des Zentrums — bis hin zu den freikonservativen, ist dabei kaum ein Unterschied zu bemerken an freudiger Zustimmung; aber selbst die hochkonservative Presse, die Trägerin der Gedanken, die von dem Grafen Yorck v. Wartenburg und Herrn v. Buch im Herrenhause vertreten wurden, kann sich dem Eindrucke nicht ganz entziehen. Am schönsten kommt die Wirkung in dem Telegramm eines Hörers der Rede an die fortschrittliche Frankfurter Zeitung zum Ausdruck, einem Telegramm, das aber genau so gut in einem nationalliberalen oder freikonservativen Organ hätte stehen können; dies Telegramm lautet in seinen wichtigsten Sätzen:

„Und da sah man einmal, wie solch ein, in offenbar freier Rede sich losringendes, Bekenntnis eines ernsten, Volk und Vaterland mit heißem Herzen umfassenden Mannes wirkt. In diesem Abgeordnetenhause, in dem verschiedene Strömungen während des Krieges auch gegen den Kanzler und Ministerpräsidenten gearbeitet haben, zeigte sich heute in der Abwehr gegen den jedem Fortschritt abholden Geist des Herrenhauses ein einheitliches Zusammenhalten von der äußersten Linken bis zu den Freikonservativen, und als der Kanzler sprach, da wuchs der stürmische Beifall, der ihm aus den Reihen dieser großen Mehrheit entgegenschallte, bis zu der ganz ungewöhnlichen Huldigung des Händeklatschens im Hause und auf den Tribünen. Auf einmal stand hinter diesem Bekenner, der auch seiner Überzeugung von der Notwendigkeit eines freiheitlichen Wahlrechts starken Ausdruck gab, die Mehrheit dieses Abgeordnetenhauses. Es ist nicht eine persönliche Empfindung des Einzelnen, sondern Viele bekennen sich dazu, daß diese Rede so, wie sie gesprochen wurde, auf sie einen erschütternden Eindruck gemacht hat ... Es war das Bekenntnis eines Mannes, den seine Gegner einen Professor nennen, oder wenn sie milde sind, einen Idealisten. Der Idealist hat heute die große Mehrheit des Abgeordnetenhauses zu stürmischem Beifall hingerissen, und dieser Idealist ist, wie ja auch seine Gegner immer erklärten, ein wägender Grübler. Aber er ist auch ein zäher Mann."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und die nationalliberale „Kölnische Zeitung" fand in ihrem Leitaufsatze „Hier steh ich" die warmen Worte:

> „Dem Telephonanruf, der gestern nachmittag Herrn von Bethmann Hollweg von der hochpolitischen Wendung der Debatten im Abgeordnetenhause Kenntnis gab und es ihm geraten erscheinen ließ, selbst nach dem Rechten zu sehen ... verdankt der Kanzler einen der größten Erfolge seines Lebens. ... Bethmann Hollweg hat ... sich mehrfach rücksichtslos zu dem Geiste, den Lehren und den Folgen der Augusttage von 1914 bekannt. Aber nie bisher mit solcher Wärme und inneren Ergriffenheit wie am gestrigen Tage! Und so wurde es ein Sieg auf der ganzen Linie, wohl sein größter Erfolg vor dem sonst so kühlen Parkett der preußischen Landboten. Beifallsbezeigungen, wie sie diesmal das Haus von den Bänken der Sozialdemokratie Haenischscher Färbung bis weit in die Reihen der Freikonservativen hinein durchdröhnten, die bald in sonst ganz unparlamentarisches Händeklatschen übergingen und schließlich gar noch unvorschriftsmäßiger die dichtgefüllten Tribünen ansteckten, dürfte der Riesensaal an der Prinz-Albrecht-Straße kaum je erlebt haben. ... Der 14. März 1917 hat vor aller Welt gezeigt, daß das in strahlender Durtonart erklingende hohe Lied vom Vertrauen zum „erneuerten Volk" triumphieren muß über den ächzenden Mollgesang von der Wertschätzung der Bremse. Auf dem nunmehr entschlossen eingeschlagenen Pfade, von dem es kein Zurück mehr geben kann, wird der Kanzler, der offenbar seines Rückhalts an der Krone sicher ist, das ganze Volk mit verschwindenden Ausnahmen hinter sich haben. ... Auf einige Verbissene trifft vielleicht das vorjährige Kanzlerwort zu von den vertrockneten Herzen ..."

Besonders bezeichnend ist die starke Wirkung auf die Sozialdemokratie. Es ist ja noch erinnerlich, wie der „Vorwärts", das Organ der sozialdemokratischen Fraktion, schon zu der großen Kundgebung der deutschen Gewerkschaften an den Kanzler von Mitte Januar schrieb:

> „Es ist gewiß ein ungewöhnlicher Vorgang, daß sich die Vertreter der Arbeiterklasse in solcher Weise an die Vertreter von Mächten wenden, mit denen sie, oder doch wenigstens ein sehr bedeutender Teil von ihnen, sich bis zum Ausbruch des Krieges in stetem Kampf befunden haben."

Und noch viel wuchtiger hat derselbe „Vorwärts" das gegen früher völlig veränderte innere Verhältnis der Arbeitermassen zu dem verantwortlichen Träger der deutschen Regierungspolitik zum Ausdruck gebracht am Morgen nach der neuesten Kanzlerrede: Da sagt der „Vorwärts" einerseits über die Vergangenheit

> „so wenig bis heute ein Staatsmann auf Grund des Willens und des Vertrauens des Volkes an den leitenden Platz gelangt ist, so wenig hat sich bis heute dort einer die Liebe und Zuneigung des Volkes zu erwerben gewußt."

Aber dann wird, und zwar so, daß es nur auf den Kanzler und seine neueste Rede bezogen werden kann, in Sperrdruck gesprochen von einem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Manne, ... dessen Politik die überwältigende Mehrheit des Volkes anerkennt und durchzusetzen fest entschlossen ist."

Und zwar, obwohl der „Vorwärts" in demselben Aufsatze gar kein Hehl daraus macht, daß hinsichtlich des Tempos und wahrscheinlich auch hinsichtlich des Umfanges der Neuorientierung und besonders der Wahlrechtsreform, zwischen der sozialdemokratischen Fraktion und dem Kanzler ein unleugbarer Gegensatz besteht.

Wir sehen ja fast täglich die Versuche, die seit Monaten immer wieder gemacht werden, den Kanzler und den Führer der sozialdemokratischen Fraktion, den Reichstagsabgeordneten Scheidemann, der Öffentlichkeit als engere Gesinnungsgenossen vorzuführen. Das sind demagogische Mätzchen. Teilweise gehen sie von der Fronde aus und stellen dann einen törichten Versuch dar, den Kanzler beim Kaiser anzuschwärzen — einen namenlos törichten Versuch gegenüber unserm Kaiser, dem wir das herrliche Wort verdanken: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!" (In demselben Geiste und ebenso töricht hat ja auch die Salmsche Immediateingabe mit dem Gespenst der Schatten-Monarchie gearbeitet.) Teilweise aber kommen diese Dinge auch von der sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft und von noch weiter links stehenden Gruppen; dann bezwecken sie — nicht minder töricht und vergeblich — den Abgeordneten Scheidemann bei den Arbeitern als einen verkappten Regierungsoffiziösen zu verdächtigen. In Wahrheit besteht sicherlich zwischen dem Kanzler und dem Abgeordneten Scheidemann nicht mehr Gemeinsamkeit der politischen Anschauungen, als das zwischen zwei vaterlandsliebenden deutschen Männern, ganz gleichgültig, welches ihre Parteirichtung ist, immer — und in diesen Zeiten mehr als je — der Fall sein wird; abgesehen davon aber, könnte zweifellos auch Scheidemann das Wort gesprochen haben, das im letzten September der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Landsberg über den Reichskanzler gesagt hat: „Letzten Endes trennt uns eine Weltanschauung." Doch gerade darum zeigt die Tatsache, daß Bethmann Hollweg heute auch die sozialdemokratische Fraktion an sich zwingt, welche Gewalt der Idee dieser eine Mann heute verkörpert.

Von der andern Seite her kann man das auch daran sehen, zu was für Mitteln seine Gegner jetzt schon greifen müssen: Da brachte die hochkonservative „Kreuzzeitung" in ihrer Abendausgabe vom Freitag, den 16. März einen Brief, der von einem im Felde stehenden Bataillonskommandeur herrühren sollte, und worin es unter anderm hieß:

„Es ist sehr bedauerlich für uns Preußen hier im Felde, die Rede des Reichskanzlers lesen zu müssen ... Sind die daheim denn gänzlich verrannt?"

Wozu man dies bedenken wolle: Die Abendausgabe der „Kreuzzeitung" wird etwa um 4 Uhr nachmittags ausgegeben; was in ihr erscheint, muß also schon vormittags im Besitz der Schriftleitung sein. Nun ist die Rede des Reichskanzlers am Mittwoch den 14. März, nachmittags nach 4 Uhr, gehalten worden, lesen konnte man sie zuerst in den Morgenblättern vom Donnerstag, den 15. März. Es ist also schon unglaublich, daß ein im Felde stehender Bataillonskommandeur am Freitag, den 16. März vormittags die Rede auch nur gelesen haben könnte — vollends undenkbar ist es aber, daß zu diesem Zeitpunkt schon seine briefliche Auslassung über die Kanzlerrede in der Schriftleitung einer Berliner Zeitung sollte eingetroffen sein.

Schon am 6. Juni 1916 hat der Abgeordnete von Payer im Reichstage gesagt:

> „Der Reichskanzler verfügt über das unbegrenzte Vertrauen der Bundesfürsten und des Bundesrats, unsrer Verbündeten und ihrer Staatslenker, und täglich mehr über das Vertrauen des ganzen deutschen Volkes."

Der 14. März 1917 hat dieses Wort unerschütterlich wahr gemacht:

> „Ich w i l l diese Gedanken und ich w e r d e sie durchführen",

am Schlusse seiner Rede vom 14. März 1917 d u r f t e Bethmann Hollweg das sagen: denn in seinem Lager ist seit dieser Rede Deutschland.

Thomas Carlyle hat einmal geschrieben:

> „Es ist oft gesagt und muß immer wieder betont werden, daß alle Reformen, ausgenommen die sittlichen, sich als vergeblich erweisen. Politische Reformen, die ja dringlich genug begehrt werden, können wohl das Unkraut ausroden (giftigen Schierling, Mengen unnützen Unkrauts), aber sie lassen den Boden kahl und die Frage offen, ob er nun edle Früchte oder neues Unkraut tragen wird."

Dürfen wir erwarten, daß Bethmann Hollwegs Reform unsres öffentlichen Lebens auch eine sittliche Reform sein wird?

Meine Antwort darauf wolle man in Dem lesen, was ich in Nr. 3 dieses Jahrganges in meinem Aufsatze „Drinnen" auf den Seiten 70 bis 75 gesagt habe.

Und dann: Bethmann Hollweg ist der Mann, der die Rede vom 9. November gehalten, und der, Hand in Hand mit unserm Kaiser, die Deutsche Tat vom 12. Dezember getan hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Er ist es auch, den seine Feinde hassen, weil er auch „Menschheits- und Kulturinteressen" vertritt, und er ist der, der das Wort gesprochen hat von dem

> „ernsten Bewußtsein der Heiligkeit des Lebens, das uns von einer höheren Macht geschenkt wurde, und das nicht leichtsinnig zerstört werden darf."

Und heute ist Frühlingsanfang. ...

Fidelis.

Schulreform, Landdienstpflicht und Bodenreform.

Schule, Arbeitsteilung und Technik sind die Grundpfeiler der Zivilisation des Menschengeschlechts. Auf ihnen beruhen auch unsere großen Erfolge in diesem Weltkriege. Aber wie alles, haben auch sie ihre Grenzen, über die hinaus sich die schädlichen Nebenwirkungen geltend machen; und auch diese Grenzen hat der Weltkrieg uns an manchen Punkten fühlen lassen.

Der Krieg hat Deutschlands Volkswirtschaft plötzlich auf eine ganz andere Grundlage gestellt, indem er es zum weitaus größten Teil auf seine eigenen Erzeugnisse angewiesen hat. Die fortschreitende Arbeitsteilung in der Menschheit hatte aber Deutschland aus einem überwiegend Ackerbau treibenden Lande, das es 1850 noch war, zu einem Industrielande gemacht, das auf die Einfuhr eines Zuschusses an Lebensmitteln im Austausch für seine Industrieprodukte angewiesen war und das zur Fortführung seiner Industrie der Zufuhr von Rohstoffen, großenteils aus anderen Klimaten, bedurfte und auch für seine Landwirtschaft der Dünge- und Futtermittel von Übersee und der Saisonarbeiter aus dem Osten. Jetzt aber entzog ihr noch dazu der Krieg gleichzeitig die einheimischen Arbeiter und Leiter. Durch Organisation und Wissenschaft und die wackere Haltung des größten Teiles unserer Frauen ist es möglich geworden, diese ungeheuren Schwierigkeiten zu überwinden.

Einen großen Anteil am Erfolge hatte dabei die Selbstversorgung der Bevölkerung durch Kleingärten. Wer es irgend konnte, wurde Gartenbauer, Landwirt im kleinen, sogar Viehzüchter. Die Hausgärten, bis dahin ein angenehmer Luxus, verwandelten sich in eine Hauptstütze des Haushalts, und die bis dahin von unseren Behörden viel zuwenig geförderten Laubenkolonien schossen überall wie die Pilze empor. Aber wie viele von denen, die sich mit reger Überzeugung und gutem Willen an diese Arbeit machten, werden mit Bedauern empfunden haben, daß sie von der Sache so wenig verstehen! Und wieviel Mißerfolg ist das Ergebnis dieser Unkenntnis gewesen! So mancher wird bedauert haben, daß ihm die Schule nichts dafür mitgegeben hatte, statt nicht wenigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

toten Ballastes, womit sie ihn bepackt hat. War auch schon vor dem Kriege eine erfreulich lebhafte Strömung für die Rückkehr zur Natur, für Landleben und Wandervogeltum lebendig geworden, so hat doch erst der Krieg es uns als etwas Ungesundes zum allgemeinen Bewußtsein gebracht, daß ein so großer Teil des Volkes in der Fabrik oder der Studierstube allen Zusammenhang mit der ältesten Grundlage der menschlichen Kultur, dem Pflanzenbau, verloren hat. Das Interesse und die Bewunderung, die wir den Fortschritten der industriellen Technik entgegenbrachten, hätten wir viel mehr auch auf die Technik des Pflanzenbaus ausdehnen sollen, deren Erfolge in manchen Musterbetrieben in Deutschland und im Auslande zeigten, daß dem heimatlichen Boden noch unvergleichlich größere und bessere Erträge abgewonnen werden können, als es durchschnittlich heute geschieht.

Die vielfachen Einzelwünsche und Forderungen, die seit Kriegsbeginn mit zunehmendem Nachdruck ausgesprochen worden sind, lassen sich in zwei große Sätze zusammenfassen:

1. Körperliche und geistige Gesundheit unseres Volkes, insbesondere seiner männlichen Jugend.

2. Hebung von Landwirtschaft und Gartenbau, Unabhängigkeit Deutschlands von Getreideeinfuhr und von fremden Zeit-Arbeitern, Einschränkung der Landflucht.

Ich glaube, daß diese Forderungen am besten durch die einheitliche Organisation erfüllt werden können, die ich im Folgenden darzustellen versuchen werde.

Beginnen wir mit der Schule. Von dem großen Problem der Schulreform möchte ich nur über einen Teil der sachlichen Aufgaben der Schule etwas sagen, nichts über die Methode; man wird aber leicht sehen, daß sich das Vorgeschlagene ohne Schwierigkeit in die Forderung der Arbeitsschule einfügen läßt.

Der erziehliche Wert der Pflege und des Beobachtens der lebenden Pflanze ist längst von Pädagogen erkannt und betont; aber gegenüber der Unsumme von Ansprüchen, mit denen allmählich die Schule überladen worden ist, und der engen Bebauung unserer Städte haben nur wenige Anstalten für Begünstigte diese Grundsätze tatsächlich durchgeführt; die praktische Seite der Frage ist dabei sogar kaum beachtet worden.

Der Krieg hat in sehr Vielen die bis dahin schüchternen Zweifel verstärkt, ob es wirklich zweckmäßig ist, daß unsere Kinder in den höheren Schulen unter der pflichtmäßigen Erlernung von 2 bis 4 fremden Sprachen seufzen, die — mit den Hausaufgaben — mehr als die Hälfte ihrer Schularbeitszeit in Anspruch nehmen. Immer wieder ertönt die Klage, wie wenig bei dieser jahrelangen Plage herauskommt, wie Wenige — und meist nur bei Selbststudium oder Sprechgelegenheit — wirklichen Nutzen für neue Sprachen von der Schule haben und wie unbeweisbar gar derjenige

der alten Sprachen sei. Selbstverständlich ist ein Teil dieser Klagen übertrieben, aber doch nur ein Teil.

Bekanntlich kommen Engländer und Franzosen, auch höchstgestellte, großenteils mit viel geringeren Sprachkenntnissen aus, als wir Deutsche sie für nötig halten. Nur die kleineren Kulturvölker — wie Holländer, Schweden und Rußlands Oberschicht — lernen viel Sprachen, weil ihre eigene Sprache ihnen einen zu kleinen Kulturkreis eröffnet.

Wer in reifen Jahren eine fremde Sprache erlernt, kann die Wahrnehmung machen, daß sie ihn, indem sie ihn zwingt, die Beziehungen zwischen den Begriffen zu erkennen und in teilweise neuen Formen auszudrücken, zu klarerem Denken erzieht. Das ist der formale Wert des Sprachenlernens, der früher mit einseitiger Bezugnahme auf die alten Sprachen stark betont wurde, aber bei jeder fremden Sprache vorhanden ist; durch die Grammatik der Muttersprache läßt er sich nicht ersetzen, weil diese dem Schüler ohnehin zum größten Teile selbstverständlich ist, nur ein Bewußtwerden von etwas viel früher unbewußt Erworbenem bringt und ihm daher als unnütze Quälerei erscheint. In der fremden Sprache kann er jede Regel gleich anwenden und mit jeder seinen Sprachbereich erkennbar erweitern; in der Muttersprache bringt sie ihm gewöhnlich nichts.

Diese Trennung von Inhalt und Form, die in der Muttersprache in scheinbarer Selbstverständlichkeit verschmolzen sind, ist der schwierige, aber für klares Denken wertvolle Schritt, der hauptsächlich bei der Erlernung der ersten fremden Sprache getan wird. Jede weitere wird immer leichter, weil man immer schneller das abweichende Sprachgefühl erwirbt, hat aber auch entsprechend weniger formal bildende Wirkung.

Der Vorteil, den das Sprachenlernen bringt, wird leider mit einem gewaltigen Gedächtnisballast erkauft, der mehr noch als in den zu lernenden Wortwurzeln in dem unnützen Aufwand an gleichbedeutenden Formen und den Unregelmäßigkeiten besteht, die jede natürliche, tote oder lebende, Sprache aufweist. Jede hat eine Anzahl Deklinationen und Konjugationen und dazu noch eine Unmasse von „Ausnahmen". Das ist es, was die Erlernung jeder natürlichen Sprache so schwierig und zeitraubend macht; viel weniger der Wörterschatz selbst. Eine Kunstsprache kann und muß diese Unzweckmäßigkeit selbstverständlich vermeiden. Von den vielen Vorschlägen zu solchen haben nur wenige zu wirklich durchgebildeten Sprachen geführt: das Volapük, das noch recht unbeholfen war, und das Esperanto sowie die daraus abgeleiteten Varianten, die aber keineswegs als Verbesserungen anzusehen sind. Nachdem Dr. Zamenhof in seinem Esperanto eine wirklich geniale Lösung der Frage erreicht hat, ist es natürlich leicht, unter Einhaltung der Grundprinzipien durch Änderungen an allerlei Einzelheiten Sprachen zu erfinden, die Manchen mehr gefallen und in diesem oder jenem Punkte Vorteile haben; aber da Esperanto eine Schöpfung aus einem Gusse ist, so bringen diese Änderungen

an anderen Punkten wieder Nachteile mit sich. Die große Ausbreitung des Esperanto in der ganzen Welt, die Unzahl seiner Vereine und seine vielen Zeitschriften geben auch dem Fernerstehenden den Beweis für seine Brauchbarkeit; auch im mündlichen Gebrauch hat es sich auf zahlreichen Kongressen, namentlich auf den neun Esperanto-Weltkongressen 1905—13, glänzend bewährt. Es besteht also keine Veranlassung, seine gute Entwickelung durch Änderungen in Frage zu stellen. Denn diese führen zu Spaltungen, die der Weltsprache-Bewegung verhängnisvoll werden können. Nirgends ist ja Einigkeit ein so absolutes Erfordernis für den Erfolg, wie in der Weltsprachenfrage. Dies nur zur Erklärung, warum ich im weiteren, wenn ich von Weltsprache rede, einfach Esperanto sage.

In seiner Rede im sächsischen Landtag am 1. Februar 1916 hat Herr Dr. Steche aus Leipzig in treffender Weise die Vorteile einer allgemeinen obligatorischen Einführung des Esperanto in die Schule unter Einschränkung des übrigen fremdsprachlichen Unterrichts auseinandergesetzt. Weiter ausgeführt finden sich ähnliche Gedanken in dem Werke von H. Nienkamp (E. Kliemke): Kultur und Sprache (Verlagshaus Vita, 1916). Einige Hauptsätze aus der Stecheschen Rede mögen hier wiedergegeben sein. Er sagt: „Die neuen Verhältnisse drängen darauf hin, daß 1. das Lateinische aus den Seminaren, den mittleren und höheren Schulen, abgesehen von den Gymnasien, verschwinde, 2., daß das Französische und Englische Nebenfächer oder durch eine andere Sprache ersetzt werden, 3., daß die Standesschule aufhöre, und 4., daß auch den Kindern minderbemittelter Stände eine einfache fremde Sprache neben ihrer Muttersprache geboten werde, durch die sie sich den Wortschatz und die damit verbundenen Begriffe der europäischen Kultursprachen in einfacher Weise erwerben und logisch denken und sprechen lernen können. Die Erfüllung dieser vier schwerwiegenden Forderungen wird nun zweckentsprechend und Zeit, Geld und Mühe sparend ermöglicht durch die in den letzten 25 Jahren durchgebildete und im Kriege besonders erprobte Welthilfssprache Esperanto“ . . . „Maßgebend scheint mir zu sein, daß man die Schüler im allgemeinen Unterricht eine möglichst breite und einfache sprachliche Grundlage lehrt, auf der fußend sie im Bedarfsfalle die fremden Nationalsprachen schnell erlernen können. . . . Diese praktische Grundlage ist aber Esperanto.“ Französisch und Englisch werden dadurch nach Steches Meinung weitgehend ersetzt. „Wir müssen aus wirtschaftlichen, erzieherischen und gesellschaftlichen Gründen natürlich diese Sprachen kennen lernen, aber in die allgemeine Schule gehören sie nunmehr höchstens als Nebenfach hinein“ . . . „Die allgemeine Einführung der in einem Jahre für den Durchschnittsschüler erlernbaren, leicht faßlichen Hilfssprache schafft eine grundlegende Zusammenfassung und ist ein ungemein wichtiger Schritt zur Einheitsschule, die ja auch in diesem Hause von den liberalen Parteien so nachdrücklich gefordert

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

worden ist. Sie kommt der Sehnsucht der Arbeiterschaft nach kultureller und sozialer Anerkennung entgegen, denn jedes Kind unseres Volkes, ohne Unterschied, kann sich dann kostenlos die weltverbindende Esperantosprache aneignen" . . . (Sie) „muß die e i n e fremde Sprache sein, welche j e d e r Deutsche möglichst beherrschen muß. Denn sie stärkt die Willensentwicklung des Kindes und macht den Erwachsenen frei und sprachlich unabhängig."

Der Gebrauch einer lebenden Nationalsprache zur Vermittelung des Verkehrs zwischen verschiedensprachigen Völkern gibt naturgemäß dem, der sie als Muttersprache spricht, ein starkes Übergewicht. „Ich habe es", sagt Dr. Steche, „auf meinen großen Auslandreisen immer als niederdrückend empfunden, beim Gebrauch einer fremden Nationalsprache jedem, auch dem geringsten Angehörigen der entsprechenden Nation, sprachlich untergeordnet zu sein. Beim Gebrauch des Esperanto fällt dies vollständig fort" . . . „Unsere deutsche Sprache wird mehr und mehr in der Welt gesprochen werden, das ist von ungeheurer politischer und kultureller Wichtigkeit und mit allen Mitteln zu fördern; nur wo sie versagt, trete Esperanto als Mittlersprache ein, nicht aber Französisch oder Englisch."

Dies Versagen wird aber, darüber darf man sich nicht täuschen, in sehr weitem Umfange der Fall sein. Das neue Wirtschaftsbündnis Mitteleuropa ist im Entstehen. Es umfaßt die Sprachen Deutsch, Polnisch, Tschechisch, Slowenisch, Kroatisch-Serbisch, Italienisch, Madjarisch, Ruthenisch, Rumänisch, Bulgarisch, Albanisch, Türkisch, Griechisch, Armenisch, Syrisch, Arabisch, von allerlei minder wichtigen abgesehen. Jetzt ist der Verkehr mit den Gebildeten im Türkischen Reiche, dank sei es vor allem der Vielzahl der französischen Schulen, französisch. Auch in Persien ist es so; man vergleiche: in Teheran wird Französisch an über 100 Schulen mit 14 000 Schülern gelehrt, Deutsch in 1 Schule mit 400 Schülern! Die Aussichten des Esperanto im Orient sind recht gut, nachdem u. a. das Haupt der unter gebildeten Persern usw. sehr verbreiteten Bahaisten seinen etwa 2 Millionen zählenden Anhängern empfohlen hat, es zu lernen. Ehe das schwierige Deutsch im Orient an die Stelle der französischen Sprache tritt, wird mindestens sehr viel Zeit vergehen; wahrscheinlicher ist, daß dieses nie eintritt, weil das Mittelmeer überwiegend romanisch ist, und daneben Englisch die am meisten gesprochene Sprache der Welt, insbesondere der Ozeane ist. Dagegen ist für das schnell erlernbare Esperanto, dessen zu $^2/_3$ romanische Wurzeln dem Türken durchs Französische, dem Deutschen durch die Fremdwörter großenteils bekannt sind, dieser rasche Sieg durchaus möglich, weil auch die, auf ihre Gleichwertigkeit sehr eifersüchtigen Türken die völlige Gleichheit schätzen werden, in der beim Gebrauch der neutralen Welthilfssprache beide Parteien stehen.

Gelingt es, Esperanto zunächst in Deutschland und, wenn auch in südostwärts vorläufig stark abnehmendem Maße, auch bei seinen Ver-

bündeten allgemein zu machen, so ist sein Sieg in England und Frankreich, wo bereits mehr als in Deutschland dafür geschehen ist, eine Frage weniger Jahre. Denn auch diesen Schritt werden unsere Gegner, wie die Dienstpflicht, die Sommerzeit, die Brotkarte usw., als Kampfmittel ansehen und uns, trotz allen Hohns und Hochmuts, nachmachen, wobei der Vorsprung uns aber zugute kommen wird. Damit aber ist der entscheidende Schritt für die allgemeine Einführung der Welthilfssprache unter Vortritt der Mittelmächte geschehen, den man sich bis jetzt nicht recht vorstellen konnte. Ein Jahrzehnt weiter, und das Esperanto herrscht auf allen internationalen Kongressen, und sein Nutzen ist auch im gewöhnlichen Verkehr zwischen Angehörigen verschiedener Völker so auffallend, daß es kein Mensch mehr missen will.

Wird an unseren höheren Schulen an Stelle einer der obligatorischen fremden Sprachen Esperanto eingeführt, so ist genügend Zeit für den am Eingang dieser Auseinandersetzung geforderten Unterricht gewonnen, da nahezu $^1/_5$ der Unterrichtszeit dadurch frei würde. Es genügt, die Welthilfssprache nur in den Winterhalbjahren zu treiben und ihr in allen Klassen je 2 Stunden wöchentlich zu widmen, mindestens bis zur Untersekunda; dann werden die Einjährig-Freiwilligen diese Sprache sämtlich in weit höherem Maße beherrschen, als die besseren unter ihnen bisher das Französische oder Englische. Die freiwerdende Zeit ist zum theoretischen und praktischen Betriebe eines neuen Gegenstands zu verwenden, der den Pflanzenbau und die damit zusammenhängenden Fächer umfaßt. Also erstens, auf allen Stufen, Naturkunde in viel größerer Ausdehnung, als bisher getrieben wurde; die Bewegung dafür hat bereits seit einer Reihe von Jahren eingesetzt. Zweitens, gleichfalls auf allen Stufen, praktischer Betrieb in einem großen, außerhalb der Stadt gelegenen Schulgarten, mit Erklärungen und Ausflügen. Drittens, in den oberen Klassen, Physiologie der Organismen, insbesondere einerseits der Pflanzen*), andererseits der menschlichen Ernährung, und Grundlagen der Volkswirtschaft. Damit werden noch lange keine Fachlandwirte herangezogen, aber Menschen, die für diese ersten Grundlagen der menschlichen Kultur Verständnis haben und die, wenn sie später in den wünschenswerten normalen Verhältnissen leben und infolgedessen mehr oder weniger mit Pflanzenbau zu tun haben, sich leicht auch in dessen rationellen Betrieb hineinarbeiten.

Für die praktische Ausführung im einzelnen kann ich mich vollständig auf die vortreffliche Ausarbeitung von Dr. Edert beziehen, die als Nr. 12

*) Vgl. Molisch: Pflanzenphysiologie als Theorie der Gärtnerei. Jena 1916. — Viehzucht kommt nur als Nebensache in Betracht, schon deshalb, weil Fleischnahrung eine Verschwendung ist und auch die Fette dem Pflanzenreich entnommen werden können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der „Säemanns-Schriften im Verlage von Teubner 1914 erschienen ist*). Der Plan baut sich auf dem Gedanken auf, daß die Schüler nicht, wie jetzt, zum Unterricht in die Großstadt hinein, sondern aus ihr hinausfahren sollen. Neue Schulen sollten also vor den Toren, mit den nötigen großen Gärten, angelegt werden. Für die alten Schulen müssen, nach meiner Ansicht, diese Gärten draußen erworben und die Schüler an bestimmten Wochentagen hinausgeführt werden — ein Notbehelf, aber auch schon ein großer Fortschritt! Dr. Edert sieht dabei noch den vollen Lehrplan einer Oberrealschule vor; die Reform wird noch erheblich erleichtert und kann vertieft werden, wenn Esperanto an die Stelle einer der beiden fremden Sprachen tritt. Es ist nicht zu zweifeln, daß es, wenigstens in Norddeutschland, das Französische sein wird, das weichen muß. Denn das Englische hat, nicht nur wegen seiner Verbreitung in Amerika und auf den Ozeanen, sondern auch wegen seiner technischen und wissenschaftlichen Literatur, heute weit größere Bedeutung als das Französische, dessen Glanzzeit hinter uns liegt. Wo die Umstände dafür günstig liegen, kann die Wahl zwischen beiden auch den Eltern überlassen werden; Gelegenheit zum wahlfreien Treiben auch der zweiten Sprache für eifrige und sprachbegabte Schüler ist natürlich wünschenswert.

Nicht ganz so leicht wird die Durchführung der Reform an der Volksschule sein, weil der Raum dafür erst zu schaffen ist. Eine Beschränkung des massenhaften Memorierstoffs, der jetzt an ihnen die Religion und die deutsche Rechtschreibung belastet und mehr oder weniger verekelt, dürfte aber der Volksschule nur zum Vorteil gereichen. Katechismus und Kernsprüche können jetzt wirklich nicht die Rolle spielen, wie zu Luthers Zeit. Die deutsche Rechtschreibung hat, wie jede historisch gewordene, ihre zahlreichen Fallstricke, deren Kenntnis im Publikum eine viel zu große Bedeutung beigemessen wird. Zur wirklichen Bildung trägt sie gar nichts bei, aber sie ist deren kenntlichstes äußeres Merkmal, und ein Vergehen gegen diese willkürlichen Regeln trägt dem Schüler viel sicherer Tadel ein, als alles unlogische Denken. Man sollte die Punkte, gegen die am häufigsten in der Schule Verstöße vorkommen, einfach aus unserer Rechtschreibung ausmerzen, z. B. den Unterschied von das und daß und die großen Anfangsbuchstaben der Hauptwörter. Es ist wirklich unnötig, daß das ganze Volk beim Niederschreiben eines Satzes grammatische Überlegungen anstellt; — genug, wenn es auf seinen Inhalt und seinen Klang achtet. Das richtige Gehör, das das Kind in die Schule mitbringt, wird ihm aber durch die willkürliche „Rechtschreibung" geradezu ausgetrieben.

Das Esperanto sollte auf der Volksschule, wenn auch nur im Winterhalbjahre, aber in allen Klassen getrieben werden, und zwar, wie Kliemke

*) Die Tagesschule — die Schule der Großstadt. Der Plan ihrer Ausführung in Kiel. Von Dr. E. Edert, Oberlehrer an der Oberrealschule 1 in Kiel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit Recht vorschlägt, als Teil des deutschen Unterrichts. Es wird diesen so erleichtern und beleben, daß ein Mehr an Zeit dafür nicht nötig ist. Ich vermute, daß die Erfahrung, wenn erst einige Lehrer den Mut dazu gehabt haben, dahin führen wird, die ersten Begriffe über Redeteile und Grammatik, vielleicht auch die von der Wiedergabe des Lauts durch das Zeichen überhaupt, unseren Kindern nicht am Deutschen, sondern am Esperanto beizubringen, das alles dies weit einfacher und klarer darbietet: ureinfache Wortbildung nach Stamm, Suffix und Flexion, lauttreue Schreibung. Es wäre das nichts so Neues und Ungeheuerliches, sondern nur eine weit besser begründete Auffrischung mittelalterlichen Brauchs, wo Latein vor der Muttersprache kam.

II.

Das Schwierigste in unserem Erziehungssystem, das am dringendsten des weiteren Ausbaues bedarf, sind aber nicht die schulpflichtigen Jahre, sondern die Jahre zwischen dem 14. und 20., zwischen der Schulpflicht und der Militärdienstpflicht beim männlichen oder der Heiratsfähigkeit beim weiblichen Geschlecht. Hier gähnt noch für einen großen Teil unseres Volkes eine unausgefüllte Kluft, und zwar gerade in dem am schwierigsten zu leitenden Lebensalter, wo die beginnende Kraft noch nicht durch das reifende Urteil, die Lebenserfahrung und das Maß für sein Können geregelt wird. Früher standen diese Jahre noch leidlich unter der patriarchalischen Macht der Familie und des Lehrherrn; jetzt ist diese überlieferte Macht zum großen Teil zersetzt, und nun muß der Staat für sie eintreten. Das versucht er seit einigen Jahren, zögernd und tastend, zu tun, jedoch im wesentlichen nur auf dem Gebiete des Unterrichts, durch die Fortbildungsschule, nicht der Erziehung. Darum haben sich Private und Parteien dieser Jahre angenommen, aber bei dem widerspenstigen Material nur stellenweise mit Erfolg. Auch der Konfirmandenunterricht, den man einst mit gutem Grund in diese Jahre gelegt hat, verfängt jetzt wenig. In der Großstadt steht es am schlimmsten, doch schlimm genug auch auf dem Lande. Das sind die Jahre der „Halbstarken", „Butjes" und „Briten" nach Hamburger Ausdruck, die überall zu Radau und Zerstörung geneigt sind und so oft sinnlose Vergehen und Verbrechen begehen. Und die den sittlichen Gefahren dieses Alters entgehen, verfallen viel zu oft in ihm, durch ungeeignete Wohnungen und Arbeitsräume und anderes, körperlichen Schädigungen, die zwar meist nicht schnellen Tod, aber Schwächung und Siechtum für die besten Lebensjahre bringen.

Diesen Schäden sucht u. a. die seit einigen Jahren emporgekommene Jugendwehr-Bewegung entgegenzustreben, jedoch in einer einseitigen, nicht unbedenklichen Richtung auf Militarisierung der Jugend.

Diesem Alter gilt nun der z w e i t e Teil meines Vorschlags. Er geht dahin, zwischen die Schulpflicht und die Militärdienstpflicht eine allge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meine Landdienstpflicht von 7 Monaten — etwa 1. März bis 30. September — einzuschalten, von der nur Krüppel und Bettlägerige befreit werden. Sie soll in ländlicher Arbeit in Feld, Wald oder Garten abgedient werden, und soll im schwierigsten Lebensalter Disziplin, körperliche Frische, Annäherung an die Natur und Verständnis für den Landbau vermitteln. Das Alter kann, innerhalb dieser Grenzen, nach Wunsch gewählt werden; bei Volksschülern wird in der Regel die Zeit gleich nach Verlassen der Schule vorgezogen (Lehre), bei Schülern höherer Schulen oft das letzte Halbjahr vor dem Einjährigen-Dienst gewählt werden, um den Jüngling für die Strapatzen des letzteren stark zu machen. Die Dienstpflicht soll, zur Vereinfachung der großen Reform, zunächst nur für das männliche Geschlecht eingeführt werden und erst 10 bis 20 Jahre später auch für das weibliche obligatorisch werden; es ist zu erwarten, daß inzwischen mehr und mehr auch Mädchen sich freiwillig ihr in diesem Alter unterziehen werden. Eine solche Ungleichzeitigkeit in der Einführung ist um so mehr angebracht, als ja die Einrichtung für die Mädchen recht wesentlich von derjenigen für die Burschen verschieden sein wird.

Die jungen Burschen können ihren Landdienstsommer nach Wahl und Gelegenheit entweder in größeren Gruppen auf Staatsgütern, oder einzeln bei Privaten abdienen. Für die damit empfangene Arbeitskraft haben private Landwirte dem Staate eine gewisse Vergütung, vielleicht von 100 M., und dem Burschen freie Station und ein Taschengeld zu geben. Der Staat gestaltet seine Domänen zu Musterbetrieben, auf denen er je eine solche Landbau-Lehranstalt mit dem nötigen Lehr- und Aufsichtspersonal einrichtet. Dieses Personal oder ein Teil davon hat zugleich die Verpflichtung, den Bezirk zu bereisen und sich persönlich von der zweckmäßigen Unterbringung der bei einzelnen Landwirten arbeitenden Burschen zu überzeugen, insbesondere festzustellen, daß von diesen weder zuviel noch zuwenig verlangt und der erziehliche Zweck erreicht wird; Spielerei darf der Dienst auch für die Söhne der Reichen nirgends werden. Im übrigen haben die Anleiter die Zöglinge der Anstalt zu leiten und zu lehren, letzteres zum Teil durch Abendunterricht in den Zeiten, wo die landwirtschaftliche Arbeit sie weniger stark beschäftigt. In den allgemein bildenden Fächern lassen sie sich ergänzen durch die älteren Zöglinge mit guten Schulzeugnissen; die achtzehnjährigen lehren die vierzehnjährigen; bei diesen Versuchen wird zugleich manches pädagogische Talent erkannt und sich bewußt werden, während jetzt die Wahl des Lehrerberufs aufs Geratewohl geschehen muß. Gebäude zum Unterbringen der Schüler hätte man gerade jetzt in den Gefangenenlagern genug: sie müßten nur zerlegt und an den neuen Orten aufgestellt werden. Die Erzeugnisse des intensiven Anbaus dieser Lehrgüter dienen zur Versorgung der benachbarten Städte, deren Sicherstellung und Preisregelung sie wohltätig beeinflussen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im Winter hat dieses Lehrpersonal sich den ländlichen Einwohnern seines Bezirkes zu widmen in der Richtung der Hebung sowohl der Landwirtschaft als der Kultur überhaupt. Auch wo es nicht möglich ist, mit seiner Hilfe vollständige Volkshochschulen ins Leben zu rufen, hat es, ausgerüstet mit den besten Apparaten für Lichtbilder und Kinematographen, sowohl belehrende als unterhaltende Vorträge abzuhalten und so sein Teil dazu beizutragen, den oft beklagten Mangel an Anregung und Zerstreuung auf dem Lande und den Drang nach der Stadt zu mäßigen. Dichtkunst und Musik werden ihm dabei helfen. Von den Dorfschullehrern wird es größtenteils mit Freuden unterstützt werden. Vorbilder für solche Kulturarbeit stellt uns manche Erzählung aus der deutschen Literatur vor Augen, aber es sollte viel mehr und auch von Staats wegen für geistige und moralische Hebung der Landbevölkerung geschehen, um den Sinn für ideale Bestrebungen und das Verständnis für die edlen Seiten der städtischen Kultur in ihr zu wecken, — die unedlen lernt sie nur zu leicht kennen! Niemand kann leugnen, daß es daran sehr fehlt. Die gefährliche Entfremdung und Verständnislosigkeit zwischen Stadt und Land ist eben gegenseitig! Aber auch auf dem engeren Gebiet der Acker- und Gartenbautechnik könnte in der Unterweisung der Bevölkerung weit mehr geschehen als jetzt; das Vorbild von Nordamerika zeigt die Wege dazu.

Daneben hat das Lehrpersonal seine winterliche Muße zu verwenden zur Ergänzung seines Wissens in allen einschlägigen Fächern und zu Untersuchungen mit dem Ziele immer höherer Steigerung der Produktion durch Verbesserung der Anbaumethoden, der Rassen usw., in steter Berührung mit den vorhandenen Versuchsstationen und höheren Lehranstalten — kurz, auch an Winterarbeit wird es ihm nicht fehlen.

Dieser allgemein obligatorische Landdienstsommer unter staatlicher Aufsicht würde der erste Anfang in der Richtung der von J. Popper-Lynkeus geforderten allgemeinen Nährpflicht sein, die sich nach ihm freilich vom 18. bis zum 31. Lebensjahre erstrecken sollte.

Dieser Landdienst der männlichen Jugend, verbunden mit fleißigem Turnen und Wandern während der Jahre vor und nach ihm, dürfte auch der Forderung nach ihrer Wehrhaftmachung entgegenkommen, ohne auf die ernsten pädagogischen Bedenken zu stoßen, die gegen ihre verfrühte militärische Dressur ausgesprochen worden sind.

In den höheren Schulen wird die jeweilige Unterbrechung des Besuchs durch ein Sommersemester wohl keine bedeutende Störung verursachen. Wahrscheinlich wird hierzu in den meisten Fällen, solange die Einjährigenberechtigung besteht, die Zeit nach deren Erwerbung gewählt werden. Natürlich wird während des Landdienstes manches vergessen werden; aber die körperliche und geistige Kräftigung, mit der die Schüler zurückkehren, wird dieses wohl ausgleichen und die Rücksichtnahme auf die neue Einrichtung leicht machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Um welche Zahlen handelt es sich bei der Maßregel und welche Wirkung wird sie auf die Landwirtschaft haben? Ein Jahrgang Jugendlicher männlichen Geschlechts in diesem Lebensalter umfaßt in Deutschland etwa 700 000 Köpfe. Gegenüber den etwa 7 Millionen landwirtschaftlichen Arbeits- und Hilfspersonals beiderlei Geschlechts in Deutschland bedeutet das, besonders bei der Geringwertigkeit der Kräfte, an sich nicht sehr viel, kann aber doch den Zuzug an ausländischen Saisonarbeitern, auf dessen Bedenklichkeit und Unsicherheit schon vor dem Kriege vielfach aufmerksam gemacht worden ist, teilweise ersetzen. Landwirtschaftliche Betriebe über 1 Hektar, die für solche Stellen vorwiegend in Frage kommen, gibt es in Deutschland 3 Millionen; solche unter 1 Hektar $2^1/_4$ Millionen. Die Unterbringung der jungen Burschen wird also leicht sein. Landbewohner und solche Städter, die Bekannte oder Verwandte auf dem Lande haben, werden ihre Söhne wohl überwiegend in privaten Wirtschaften unterbringen. Vielleicht wird aber doch die Hälfte aller Burschen auf den staatlichen Landbau-Lehranstalten Aufnahme suchen, für 1 Million Einwohner also etwa 5000. Auf so viel würde also eine Stadt wie Hamburg sich einzurichten haben.

Die Gewinnung von Arbeitshänden wird aber nur eine der Wirkungen der vorgeschlagenen Maßregel auf die Landwirtschaft sein; zwei ebenso wichtige liegen in der Arbeit des großen vorgesehenen Lehrpersonals, besonders dessen Winterarbeit, und in der Hebung des Verständnisses und der Wertschätzung für Landbau und Landleben in der künftigen Generation. Aber noch eine erhoffte Wirkung möchte ich erwähnen, das ist die Verjüngung und Veredelung des Bauernstandes durch frisches Blut, durch Rückwanderer aus der Stadt.

Durch jahrhundertelange Überlieferung hat sich in bösen und guten Zeiten in unserem Bauernstande ein starres Festhalten an jedem pekuniären Erwerb ausgebildet, eine Engherzigkeit, die schon im Frieden jeder kennen gelernt hat, der aus ihrem Ersparten etwas für milde oder kulturelle Zwecke zu erhalten suchte, und über die in diesem Kriege genug geklagt worden ist. Die wechselnden Erträge der Landwirtschaft und die Notwendigkeit eines Reservekapitals in ihr haben den Bauer gelehrt, alles Ersparte festzuhalten, und die Abwesenheit geistiger Anregung läßt ihm die idealeren Fragen, die dem städtischen Arbeiter nahetreten, gleichgültig bleiben. Wenn jene recht haben, die behaupten, daß nur der auf einem Bauernhof Geborene ein erfolgreicher Landwirt werden kann und daß der einmal in die Stadt Übergesiedelte für das Land verloren ist, so ist die Verödung des Landes unter den jetzigen Umständen unaufhaltsam; denn die Abwanderung vom Lande wird wohl stets größer sein als der Überschuß der Geburten über die Sterbefälle daselbst. Es muß möglich werden, daß auch in der Stadt Geborene mit Freude und Erfolg auf dem Lande wohnen können und sich dort mindestens einen guten Teil ihrer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nahrung und Notdurft erwerben. Dieses geistig beweglichere Element wird dann auch in unsere Landbevölkerung frisches Leben und sozialeres Denken hineinbringen, während es selbst von den Schäden der Stadt gesundet.

Die Möglichkeit der Rückwanderung aufs Land oder wenigstens des Rückhalts am Gartenbau, die die hier geschilderte Erziehung bietet, ist besonders wichtig in den Krisen, denen die Industrie teils durch Änderungen in der Produktion, teils durch Schwankungen des Absatzes über See ausgesetzt ist. Jeder solche Rückschlag wird, statt Tausende ins Elend zu stürzen, dem platten Lande erwünschte Arbeitskräfte zuführen, von denen ein Teil es vorziehen wird, auf ihm zu bleiben.

III.

Was hilft es aber, wenn unsere Jugend so durch Schule und durch Landdienstpflicht für das Landleben vorbereitet ist und ihr dann doch durch unglückliche Gestaltung des Bodenbesitzes die Möglichkeit genommen ist, selbst das kleinste Stückchen Garten ihr Eigen zu nennen und sie gezwungen ist, ihr Leben dauernd zwischen hohen Mauern zuzubringen? Die Reform, die wir wünschen müssen, setzt sich also aus der Dreiheit zusammen: Schulreform, Landdienstpflicht und Bodenreform, insbesondere Entwickelung eines Heimstättenrechts. Durch einen glücklichen Griff ist dies jetzt in Verbindung mit dem Kriege gebracht und dem ganzen Volke innerlich nahegerückt worden durch die schnell herangewachsene Bewegung für Kriegerheimstätten. Über diese und die Bodenreform überhaupt ist aber in dieser Zeitschrift schon Vieles gesagt worden. Diese Fragen werden noch oft erörtert werden. Der Gegenstand ist ein zu wichtiger und weitschichtiger, um hier so gelegentlich behandelt zu werden. Das deutsche Volk muß sich rechtzeitig dessen bewußt werden, daß an schlechtem Bodenrecht und an der Ansammlung des Bodenbesitzes in wenigen Händen das alte Rom und Spanien zugrunde gegangen sind und jetzt Rumänien, Süditalien, Irland und Großbritannien schwer kranken. Nicht ohne kräftiges Zugreifen der Regierung werden sich auch in Deutschland diese Schäden vermeiden lassen. Nicht nur die Reichszuwachssteuer muß in verbesserter Form wieder hergestellt werden — die Geldnot des Reiches nach dem Kriege wird wohl schon dazu führen —, sondern der Großgrundbesitz muß gezwungen werden, geeignete Teile seiner Länder nach Bedarf und unter staatlicher Mitwirkung in Erbpacht zu vergeben; die Majorate müssen sehr eingeschränkt werden, usw. Das wird um so notwendiger sein, als das Industriekapital seine Kriegsgewinne in Luxusgütern anzulegen bestrebt ist, was uns direkt englischen Zuständen zuzuführen droht. Die Ansiedelung auch von Nicht-Landwirten auf Kleinbesitz muß gefördert werden, auf Großgütern muß sie im Interesse der Nation verhindert werden. Ich möchte aber hier nur noch vom Zusammenhang dieses Gliedes mit den beiden vorhergehenden in jener Dreiheit sprechen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In dem Aufsatz „Erst wägen, dann wagen" (Vortrupp vom 1. Dezember 1916) warnt Georg Asmussen eindringlich vor den Enttäuschungen, welche die erleben, die nur Lust, aber keine Kenntnisse zum Landbau und keine richtige Vorstellung von der nötigen Arbeit mitbringen. Darin liegt gewiß eine große Gefahr für die ganze Frage der Gartenstädte und Kleinsiedelungen von Städtern auf dem Lande in der Nähe ihrer Arbeitsstätte. Für die Kriegerheimstätten wird man dieser Gefahr in provisorischer Weise tunlichst begegnen müssen*); für die weitere Entwickelung der Heimstättenfrage und die so wünschenswerte teilweise Rückwanderung der Städter aufs Land werden aber die im Vorstehenden vorgeschlagenen Reformen die wichtigsten Sicherungen für ihr gutes Gelingen zum Segen unseres Vaterlandes sein.

Wir müssen danach streben, daß ein möglichst großer Teil des deutschen Volkes Anteil am deutschen Boden habe, Grundbesitzer sei, auch wenn er nicht seine ganze Einnahme aus dem Boden zieht. Was in der Industrie und dem Handel meist richtig ist: daß der Großbetrieb wirtschaftlicher ist, gilt für Land- und Gartenbau nicht, wenigstens können die Vorteile des Großbetriebs hier durchs Genossenschaftswesen ebenfalls erreicht werden. Die Intensität kann beim Kleinbetrieb so viel größer sein, weil auf dieselbe Scholle Land mehr Arbeit aufgewendet, und diese Arbeit nicht von Mietlingen in bestimmten Stunden erledigt, sondern vom Besitzer und seiner Familie mit Eifer und Liebe in jeder freien Zeit betrieben wird. Aber es gehören Kenntnisse und Anleitung dazu.

Die Arbeits*kraft* nicht nur, sondern auch der Arbeits*wille* des deutschen Volkes sind zurzeit bei weitem nicht voll ausgenutzt. Nicht allein gibt es stets — bald wenig, bald viel — unfreiwillig Arbeitslose, sondern die möglichst „gemäßigte" Ausnutzung der Arbeitszeit ist sogar zu einem Parteidogma geworden, um die Anstellung einer größeren Zahl von Arbeitern zu erzwingen. Der Widerstand, den die Arbeiterschaft der schärferen Verwertung der Arbeitszeit (dem Taylorsystem) entgegensetzt, weist darauf hin, daß in unserer Lohnarbeit ein Grundfehler stecken muß. Denn da der Zweck der Arbeit das Produkt ist, so ist es widersinnig, auf eine Arbeit 8 Stunden zu verwenden, die man in 4 Stunden ohne größere Ermüdung machen kann. Wie die Dinge heute liegen, hat freilich die Arbeiterschaft allen Grund zu fürchten, daß die größere Frucht-

*) In vorbildlicher Weise hat die Stadt Minden i. W. soeben mit einer Kriegerheimstätten-Siedelung auf städtischem Lande die Anlage eines Lehrgutes verbunden, das den Ansiedlern helfen und zugleich an der Versorgung der Stadt mitwirken soll. Dagegen belegt Hamburg das Wohnen außerhalb der Stadt direkt mit einer Geldstrafe, indem es seine Außengemeinden die volle städtische und außerdem noch eine Ortssteuer zahlen läßt — erstaunlicherweise. Von der „Residenzpflicht", womit es seine Beamten den städtischen Grundherren zinspflichtig macht und gesundes Wohnen behindert, will ich gar nicht reden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

barkeit ihrer Arbeit nur dazu dienen würde, den Unternehmer zu bereichern und einen Teil ihrer selbst brotlos zu machen. Denn Menschenglück gilt in dem „freien Spiel der Kräfte" nichts, die wenn auch sinnlose Vermehrung des Produkts alles. Das Richtige ist, wenn die bessere Ausnutzung der Zeit in der Hauptsache nicht zur gesteigerten Produktion, sondern zur Verkürzung der Arbeitszeit dient. Die gewonnene Zeit wird der von Natur fleißige Arbeiter zum Teil auf seinen Garten und sein Feld verwenden. Starke Arbeiterverbände können das für den inneren Markt durchsetzen; für den äußeren kaum, weil sie auf ihm von der Konkurrenz weniger entwickelter Arbeiterschaften abhängen.

In einer neueren Denkschrift des englischen Ministeriums für Landwirtschaft wird den englischen Landwirten mit mancherlei Zahlenangaben das Beispiel Deutschlands vorgehalten, um sie zu intensiverer Bearbeitung des Bodens anzuregen. Von einer Fläche, die in Deutschland 70—75 Personen ernährt, leben in England nur 40—45; das kommt daher, weil dieselbe Fläche, die in Deutschland 18,3 Menschen Arbeit gibt, in England nur 5,8 beschäftigt. Einen der Hauptgründe dafür sieht die Denkschrift darin, daß in Deutschland 93% des landwirtschaftlichen Bodens vom Eigentümer selbst bewirtschaftet wird, in England nur 11%. Namentlich die Frauenarbeit ist in Deutschland viel stärker als in England; wenn das nicht wäre, würde die Entziehung der Arbeitskräfte durch den Krieg sich bei uns ganz verhängnisvoll geäußert haben.

Aber die Intensität der Bewirtschaftung könnte auch in Deutschland noch außerordentlich gesteigert und aus dem Boden noch weit mehr herausgeholt werden. Das zeigt uns England selbst in seinen Musterfarmen. Major Hallett zum Beispiel pflanzte, nachdem er durch jahrelange Zucht besonders fruchtbare Spielarten von Weizen erhalten hatte, die Körner in Abständen von 25 cm in Reihen und erntete, während sonst jedes Korn 2—4 Ähren gibt, von jedem 10—25 Ähren, jede mit weit mehr Körnern. Ebensolche Beispiele kann man aus Deutschland, Frankreich usw. beibringen. Nordamerika, das sonst mit extensiv betriebenen Riesenfarmen wirtschaftete, beginnt jetzt auch zur intensiven Kultur überzugehen und gewaltige Mengen Getreide auf kleinem Raum zu ernten. Die Regierung tut dort außerordentlich viel für die Erprobung rationeller Kulturmethoden und drängt die Ergebnisse ihrer Versuche den Landwirten förmlich auf, indem sie sie in Hunderttausenden von Drucksachen verbreitet und in den kleinsten Dörfern Vorträge halten läßt. Besonders die wertvollen Pflanzungen von Südfrüchten — Zitronen u. dgl. — werden auf kostspieligste, aber lohnende Weisen vor Frösten und Schädlingen geschützt.

Wenn Deutschland so Vieles aus dem Auslande einführte, so liegt das vor allem „daran, daß es der Landwirtschaft an Arbeitskräften fehlt, und zwar nicht nur an gewöhnlichen Arbeitern, sondern noch weit mehr an einem Heer wissenschaftlich und zugleich praktisch gebildeter landwirt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaftlicher Unternehmer, die geneigt und befähigt wären, der Landwirtschaft neue Wege zu zeigen. Es bedarf für diese rationellen Methoden durchaus keiner großen Kapitalien, weder zum Ankauf eines ausgedehnten Landes, noch zu kostspieligen Maschinen, vielmehr genügt der kleinste Garten, und die Werkzeuge sind die denkbar einfachsten. Nur zwei Dinge sind nötig: Arbeitskräfte und ein aufnahmefähiger Markt. Beides aber kann uns, wenn wir nur wollen, der Zuwachs unserer Bevölkerung liefern, und deshalb ist dieser nicht eine Verlegenheit, sondern unsere beste Hoffnung und die Quelle unseres Wohlstandes"*).

Die landwirtschaftliche Produktion Deutschlands muß gesteigert werden; wir können froh sein, daß sie in den letzten Jahrzehnten so zugenommen hat, daß sie uns das „Durchhalten" jetzt einigermaßen ermöglicht hat. Aber für diese Hebung sind Zölle und Ausfuhrprämien sehr bedenkliche Mittel. Nicht durch Verteuerung seiner Erzeugnisse, sondern durch größere Ergiebigkeit seiner Erträge infolge rationellerer Methoden muß der Landbau lohnender werden. Was die Regierung durch Vertiefung der wissenschaftlichen Grundlage, durch Unterweisung und jedwede Förderung dafür tun kann, muß sie tun. Natürlich wird auch dadurch der Preis des Bodens steigen, sobald er mehr einträgt; aber diese Steigerung ist eine natürliche, jede künstliche dagegen muß vermieden werden; und auch diese unvermeidliche muß durch bodenreformerische Steuern usw. gemäßigt werden, weil sie die Verzinsung des in landwirtschaftliche Unternehmen gesteckten Kapitals herabdrückt und den für die Nation notwendigen Landbau weniger einträglich macht, als die schädliche Landspekulation, was ein Unglück für das Land ist.

Von einer gewissen Kulturstufe an ist überall die Entwickelung der Industrie schneller, als die der Landwirtschaft. Dadurch entsteht, wenn keine künstlichen Eingriffe erfolgen, eine Arbeitsteilung zwischen den Ländern, und diese leiden Not, sobald der Austausch ihrer Erzeugnisse stockt. Solche Stockungen geschehen aber sehr leicht durch Änderungen in der Zollgesetzgebung, durch Mißernten oder durch das Erscheinen von Konkurrenten. Daneben geht die allgemeine Entwickelung dahin, diese Arbeitsteilung dadurch zu zerstören, daß die bisherigen Agrarländer ihre Industrie weiter entwickeln und sich selbst versorgen, also als Kunden ausscheiden. Für die Entwicklung eines Landes ist es daher gefährlich, die Ausfuhr seiner Industrieprodukte zur Grundlage seines Wohlstands werden zu lassen. Vielmehr muß seine Industrie weitaus überwiegend für einen sicheren inneren Markt arbeiten, der durch einen hohen Stand seiner Landwirtschaft sowohl die Versorgung der Industrie mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen, als die Abnahme ihrer Erzeugnisse

*) Ernst Müller-Holm, Der englische Gedanke in Deutschland. München 1915. S. 111.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zum großen Teile übernehmen kann, so daß nur das einzuführen bleibt, was das Land seinem Klima usw. nach nicht hervorbringen kann. Der Krieg hat gezeigt, daß wir vieles vom Ausland Eingeführte durch inländische Produkte ersetzen können, zum Teil mit dauerndem Vorteil. Ein solcher innerer Markt ist keinen plötzlichen Krisen ausgesetzt und bleibt auch im Kriege bestehen, soweit nicht die Schützenlinie ihn direkt durchschneidet. Ein erhebliches Maß von Autarkie, von Selbstgenügsamkeit, muß daher für jeden größeren Staat oder jede Staatengruppe auch im Frieden dringend erwünscht sein. Damit fällt auch eine der wichtigsten Ursachen fort, die jetzt die Welt in ewiger Kriegsfurcht halten. Denn zu den uralten Kriegsursachen, den menschlichen Leidenschaften, vor allem dem Machthunger, ist in den letzten Jahrhunderten der Wettstreit der Industriestaaten und derer, die es werden wollen, um die ausländischen Märkte hinzugetreten.

Das Verhängnis immerwährenden Wachsens, fortdauernder Einverleibung neuer Gebiete, scheint freilich den Weltreichen gemeinsam zu sein, denn wir finden es beim Agrarstaat Rußland ebenso wie beim Industriestaat England — hoffentlich kommt Deutschland nie in dieses Stadium!

Prof. Dr. W. Köppen.

Rund um uns

„Bismarck-Kommers." Wieder prangte an den Anschlagsäulen Berlins die alljährlich sich wiederholende Einladung zum großen öffentlichen Bismarck-Kommers am Vorabend des 1. April. Unterzeichnet war sie vom Bismarck-Ausschuß, dem führende Männer des Berliner öffentlichen Lebens angehören. Ein bekannter Universitätsprofessor werde die Festrede halten.

Man traut seinen Augen nicht: Nach 2½ Jahren Krieg, in einem Augenblick, wo das Dasein des deutschen Volkes davon abhängt, ob wir mit unserer Getreideernte auskommen, will man das Gedächtnis des Reichsgründers durch eine Massenvertilgung künstlich entwerteter Gerste feiern, nur, weil alte Unsitte es so fordert, und Männer in sozial verantwortlicher Stellung decken ein solches Unterfangen mit ihrem Namen! Und wieder — wie bei so mancher Zeiterscheinung — beschleicht einen der schmerzliche Gedanke, ob nicht aller Heldenmut und alle Opfer schließlich umsonst sind, weil innere Feinde unser Volksleben schon allzusehr durchsetzt und vergiftet haben.

Doch nein: wir glauben an den gesunden Kern in unserm Volke. Wenn erst der Friede gekommen ist, wollen wir wirken und schaffen, daß unser Volk auch der innern Feinde sich dauernd erwehre.

H. V.

Reform der Arbeitszeit. Der Gedanke, die durchgehende Arbeitszeit einzuführen (vgl. Vortrupp 1916 Nr. 3, 14 und 16) wird neuerdings auch in Bankkreisen erörtert. Mit diesem Gedanken beschäftigt sich ein Aufruf, den jüngst

der Allgemeine Verband der Deutschen Bankbeamten an die deutschen Banken und deren Beamten richtete. In dem Aufruf heißt es unter anderm:

„Die bisherigen Erfahrungen haben gelehrt, daß bei durchgehender Arbeitszeit und rechtzeitiger Beendigung derselben die Leistungen des Einzelnen nur erhöht werden. Das zeitraubende Hin- und Herfahren am Mittag, die Nachteile der längeren Arbeitsunterbrechung kämen in Wegfall, ganz abgesehen davon, daß diese unterbliebenen Fahrten gleichzeitig eine erhebliche Entlastung unserer in den Großstädten unzureichenden Verkehrsmittel mit sich bringen würden. Auf der andern Seite braucht den Banken kein Nachteil zu erwachsen, wenn die Börsenverhältnisse der Neuregelung angepaßt würden. Der Einwand, daß mit Rücksicht auf die zwischen 12 und 2 Uhr stattfindende Börse der Frühschluß nicht möglich ist, ist nicht stichhaltig, denn gerade in der Kriegszeit ist eine zeitliche Verlegung der Börsenzeit auf frühere Tagesstunden ohne jede Schwierigkeit möglich. Da jetzt eine Verbindung mit den außerdeutschen Plätzen ohnehin nicht in Frage kommt, wäre es nur eine Frage der Gewöhnung, die Börse z. B. von 11 bis 1 Uhr abzuhalten. Ein weiteres Hindernis soll das Eintreffen der Züge sein. Indes lassen sich doch wichtige Börsenaufträge immer durch Telegramme übermitteln. Die Börse kann also nicht den Hemmschuh bilden, der die sonst so notwendige Änderung der Arbeits- und Börsenzeit in den Banken undurchführbar machen soll.

Zum „Aufruf an die Jugend", den A. Kurella in Nr. 2 des „Vortrupp" veröffentlicht hat, erhielten wir die folgenden Zuschriften:

I.

Der in Nr. 2 des „Vortrupp" S. 63 u. 64 zum Abdruck gebrachte Aufruf eines Herrn Kurella schließt mit dem Satze:

„Es soll wieder eine Freie Schulgemeinde in der Welt geben; dafür wollen wir unser Alles einsetzen!"

Diese Worte mußten in jedem Leser, der die tatsächlichen Verhältnisse nicht kennt, die irrige Auffassung erwecken, daß, seitdem Wyneken die letzten Beziehungen, die ihn noch mit Wickersdorf verbanden, abgebrochen hat, es keine Freie Schulgemeinde mehr auf der Welt gebe. Ob Wickersdorf wirklich mit diesem Augenblick aufgehört hat, eine Freie Schulgemeinde darzustellen, darüber vermag wohl die dortige Anstaltsleitung sichere Auskunft zu geben. Wer die Anstalt und ihre Entwicklungsgeschichte kennt, der wird es für höchst unwahrscheinlich halten. Auf jeden Fall aber sei festgestellt, daß seit fast 7 Jahren in Oberhambach bei Heppenheim a. d. Bergstraße in der Odenwaldschule eine große Anstalt besteht, die die Verfassung der Freien Schulgemeinde in besonders vollkommenem Maße verwirklicht hat. Über sie hat ausführlich berichtet: Dr. Robert Drill in der Frankfurter Zeitung, Ende Juli 1912. Eine eingehendere Würdigung erfuhr sie in einem kürzlich erschienenen Buche, das auch über die Freie Schulgemeinde Wickersdorf ausführlich berichtet: Landerziehungsheime und Freie Schulgemeinden. Aus vieljähriger Praxis in Deutschland, England, Frankreich und der Schweiz. Kritische Beschreibung von Dr. F. Grunder. Mit 28 Abbildungen, Leipzig, Verlag von Julius Klinkhardt, 1916. **Paul Geheeb.**

II.

„Es soll wieder eine Freie Schulgemeinde geben!" sagt Kurella in seinem „Aufruf an die Jugend". — Gibt es keine mehr? Hat Wickersdorf aufgehört zu bestehen? Alle, die Wickersdorf kennen, müssen sich so fragen. Um so mehr, da erst vor kurzer Zeit in mehreren Zeitschriften Herr Dr. Wyneken in dem Aufsatz: „Die freie Jugendgemeinde" mehreres von der Freien Schulgemeinde Wickersdorf berichtete.

Kurellas Aufsatz gibt uns keinen Aufschluß, was geschehen ist, was es bedeuten soll: es gibt keine Schulgemeinde mehr. Und ich weiß: Wickersdorf lebt, nicht nur

die Anstalt, nein, die Freie Schulgemeinde Wickersdorf lebt. Was soll dann der Aufruf? Ich weiß es nicht. Mir erscheint er wie ein Zankapfel. Was will Kurella mit seinen Wünschen nach einer Schulgemeinde, mit seinem Fordern, sich Wyneken anzuschließen? Kennt er Wickersdorf, war er jemals dort?

Vor einigen Wochen, als man Weihnachten feierte, besuchte ich die Schule. Das Fest war mir ein Ausdruck für Geist und Glauben und lebendiges Zeugnis für die Schule.

Ich war dort und habe mit alten und neuen Kameraden gesprochen und vielerlei Ansichten über die inneren Kämpfe der letzten Monate gehört. Da ist ein Wort, das in Kurellas Aufruf fehlt: innere Kämpfe. Soll man sie loslösen von der Schule und sie der Öffentlichkeit unterbreiten? Ich halte das gerade jetzt, wo Dr. Wyneken mit seinem Vorschlag der Jugendgemeinde kommt, für verfehlt. Es genügt das Ergebnis.

Dr. Wyneken hält eine Entscheidung der Lehrerkonferenz (in inneren Angelegenheiten) und deren Billigung durch die Schulgemeinde für eine Verleugnung des Geistes und der Grundlagen der Freien Schulgemeinde und kommt zu folgendem Schluß:

„Wickersdorf ist in meinen Augen gegenwärtig keine Freie Schulgemeinde mehr. Es ist ein Landerziehungsheim geworden, das in manchen Beziehungen andere derartige Anstalten übertreffen mag, in manchen von anderen übertroffen wird, und in dem zweifellos auch manche tüchtige Arbeit geleistet wird, das aber die Verfassung einer Freien Schulgemeinde ohne innere Berechtigung beibehält. Diese Beurteilung Wickersdorfs soll keine Verurteilung sein, sondern nur die Feststellung der Tatsache, daß man in Wickersdorf den Problemen und Anforderungen einer Freien Schulgemeinde gegenwärtig nicht mehr gewachsen ist und den geschichtlichen Namen der Freien Schulgemeinde komprimittiert."

Die Schulgemeinde kann sich seiner Auffassung nach Lage der Dinge nicht anschließen. Gut! So soll er seine Ansicht haben. Muß es deswegen auch unsere, der Jugend, Ansicht sein? Sollen wir sagen: „Er hat gesprochen" und schweigend seine Behauptung zu unserer Ansicht machen? Wir wollen die anderen fragen: wie steht es, wie denkt ihr? Und aus Wickersdorf werden sie uns kaum mit großem Wortschwalle antworten: Ihre Antwort wird die Tat sein. Die lebendige schöpferische Arbeit der Jugend mit ihren Führern, die in Wickersdorf mit dem festen freudigen Willen an der Schule baut. „Kommt und seht!" Und da wir nicht alle kommen können, soll ein jeder Zeuge sein für Wickersdorf, der es kann. Da ich erst vor einigen Wochen dort war, will ich meinen Eindruck kurz sagen. Ich kann ihn am besten in die Worte eines Wickersdorfer Kameraden kleiden, der — ein Anhänger Dr. Wynekens — beim Auftauchen des Streitfalles und bei seiner ersten Entwicklung mir schrieb: „Es ist alles grau und grau, ich sehe keine Lösung, die mich befriedigt, ich fürchte Wickersdorf verliert sich ..." — der mir einige Wochen später dann schrieb: „Ich muß mich der allgemeinen Lösung anschließen, sie besteht zu Recht. Und überall ist der Sreit (obwohl Wyneken ihn weiter führen wird) innerlich abgetan. Man spürt neues Leben, es sind zwar meist Anregungen, Pläne, aber sie wachsen, werden, und ich sehe wieder Lebendigkeit: Wickersdorf wird sich durchsetzen, der Kern ist zu stark, als daß ihn äußere Einflüsse angreifen könnten."

So kann ich in Kurellas Aufruf keinen Zweck sehen. Hat er sich einfach Wynekens Ansicht angeschlossen, so kann er doch nicht einfach vor der Jugend behaupten: wir haben keine Schulgemeinde mehr. Wenn die Auseinandersetzungen Wyneken—Wickersdorf wirklich in die Öffentlichkeit gebracht werden sollen — und der Aufruf erscheint mir wie ein „Aufruf zum Sturm" —, so dürften noch recht viele, die dem Gedankenkreis der Freien Schulgemeinde nahe stehen, die Freude zu eingehender Beschäftigung damit verlieren: denn der kleinliche Streit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dürfte zu leicht das Bild des großen Gedankens trüben. Gerade jetzt, wo Dr. Wyneken seinen Plan der Jugendgemeinde der Jugend unterbreitet und dafür wirbt, würde ich dieses Auseinandergehen innerhalb desselben Gedankenkreises bedauern — abgesehen davon, daß mit mir wohl viele Feldkameraden mit Besorgnis an die Entwicklung der Jugendbewegung nach dem Kriege denken und kleinliche Zersplitterung befürchten.

Ernst H. Putz.

III.

(Als Rückentgegnung auf die Ausführungen von Putz.)

Kann man, ohne es von vornherein gewollt zu haben, aus meinem Aufruf den „Ruf zum Sturm" herauslesen? Ich bitte den Wortlaut sich noch einmal vorzunehmen: Anknüpfend an die Tatsache der Trennung Dr. Wynekens von Wickersdorf richte ich an die Jugend die Aufforderung, ihre Schuld gegenüber Wyneken (die darin besteht, daß sie ihn nicht kennt, sich mit einem Zerrbild seines Wesens abspeisen läßt) abzulösen. Indem sie sich von neuem vorurteilsfrei mit seinen Werken beschäftigt und so den Weg zu ihm zu finden sucht. Ist das nicht eindeutig und klar? Mir schien es so.

Mehr wollte, mehr möchte ich auch heute am liebsten nicht sagen, aber ich sehe mich dazu gezwungen. Wenn also der „Fall" Wyneken—Wickersdorf hiermit an die Öffentlichkeit gezogen wird, so lehne ich die Verantwortung dafür ab. Ich habe in dem Aufruf getan, was auch Putz verlangt; was ich der Öffentlichkeit vorgelegt habe, ist das Ergebnis. Die Entgegnung fordert zu einem Eingehen auf Einzelheiten heraus, indem Putz unter anderen Stellen aus einem mir ebenso wie ihm bekannten Schreiben Wynekens Lob (ob mit besonderer Ermächtigung oder nicht, entzieht sich meiner Kenntnis) veröffentlicht.

Was ich zu geben habe, ist eine Erklärung, warum ich glaube zu einer Arbeit aufrufen zu müssen, die den Boden zum Wiedererstehen einer Freien Schulgemeinde bereitet, kurz warum Wickersdorf keine Freie Schulgemeinde mehr ist. Es scheint mir nicht ganz nebensächlich zu sein, daß diese Behauptung in meinem Aufruf wörtlich nirgendwo ausgesprochen ist; ich wählte dafür die Form, die gleichzeitig die Begründung enthält: Wyneken hat sich von ihr trennen müssen. Daß es damit keine Freie Schulgemeinde mehr ist, scheint erst besonders gezeigt werden zu müssen Nun denn:

Der geistige Schöpfer des Gedankenkreises der Freien Schulgemeinde ist Wyneken, durch seine Idee, durch seine Tat wurde aus einem Landerziehungsheim eine Freie Schulgemeinde. Wer anders als er ist da wohl berechtigt, zu entscheiden, ob Wickersdorf noch das ist, was es sein soll, was zu sein es vorgibt, indem es den von ihm geschaffnen Namen führt? Und er hat entschieden. Nicht leichten Herzens (das wissen Alle, die in den Tagen der letzten Entscheidung mit ihm zusammen waren), nach langem Zögern und erst, als er die Hoffnung, Wickersdorf könne vielleicht wieder das werden, als was es gedacht und angelegt war, durch ein besonderes Ereignis endgültig zerstört schien.

Putz fragt, ob ich Wickersdorf selbst aus Erfahrung kenne. Er weiß vermutlich, daß ich Nein sagen werde. Ich gebe ihm die Frage zurück: Kennt er Wyneken? Und von der Beantwortung dieser Frage scheint mir nach allem für die Entscheidung der Frage: Ist Wickersdorf eine Freie Schulgemeinde (ich bitte zu bedenken: dieser Name ist kein Ausdruck für einen Tatbestand, sondern eine Forderung, eine Idee!) weitaus mehr abzuhängen, als von der mir gestellten.

Was nun dieses heutige Wickersdorf, das ich leider nicht persönlich kenne, angeht, so stehe ich in seiner Beurteilung ganz auf dem Standpunkt der Worte, die Putz darüber zitiert. Ich bezweifle nicht im geringsten, daß dort in dem Landerziehungsheim bei Saalfeld noch ein frischer Geist weht, daß ein „starker Kern" vorhanden ist. Aber dies „neue Leben" dies „Wachsen und Werden"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geht auf „Anregungen und Pläne" zurück, die mit dem Geist einer Freien Schulgemeinde nur wenig mehr zu tun haben. Sie sind auf dem Boden einer Gemeinschaft gewachsen, die schon seit geraumer Zeit lediglich dem Namen nach eine solche Freie Schulgemeinde war. Denn (und damit komme ich zu dem Punkt, den vor eine breite Öffentlichkeit zu ziehen ich mich am wenigsten gern entschließe) es ist nicht etwa so, daß es sich hier um den Kampf einer organisch fortgewachsenen Schöpfung mit ihrem stehengebliebenen Schöpfer, also des Fortschritts mit der Reaktion handelt, was zu glauben naheliegt. Vielmehr hat sich Wickersdorf seit der Entfernung Dr. Wynekens aus der Leitung unter dem in vielen Punkten bewußt gegen den Schöpfer gerichteten Einfluß bestimmter Leute in einer Weise entwickelt, daß der im Kreise der Lehrer und der Schüler herrschende Geist (mit wenigen Ausnahmen und, wie es scheint, ohne daß man sich selbst darüber klar ist) die Grundgedanken der Freien Schulgemeinde nur noch sehr getrübt widerspiegelt. Aus dem Geiste Wynekens aber, der das Leben der Schule dauernd begleitete, wuchs das Bild der Schule, wie sie hätte sein und in jedem praktischen Fall eigentlich hätte handeln müssen, immer wieder klar heraus, in ihm bildete sich die Idee der Freien Schulgemeinde folgerichtig fort. Also nicht organische Fortentwicklung hier und Stehenbleiben dort, sondern bewußte Änderung auf der einen und klare Durchbildung, wahrhafte Fortentwicklung auf der anderen Seite haben im Grunde zu dem Bruch geführt. Auch der unmittelbare Anlaß zu ihm, die Relegation zweier Schüler, die bei einer Gelegenheit, gar zu offen scheints, für Wyneken einzutreten wagten, ist in all seinen Einzelheiten nur ein Beweis dafür, daß das heutige Wickersdorf das Recht auf jenen Ehrentitel verloren hat. Wir achten es als eine auch heute noch einzigartige Erziehungsanstalt und werden seine Entwicklung mit Interesse verfolgen. Aber eine Freie Schulgemeinde gibt es heute nicht mehr. Und darum muß wieder eine werden! Die Jugend kann dafür zunächst nichts anderes tun, als versuchen, vorurteilsfrei den Weg zu Wyneken zu finden, von dem allein uns das Geschenk der Wiedererstehung kommen kann. Und dazu rief ich auf. **Alfred Kurella.**

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Sohnrey, Heinrich: Die Landjugend. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. 21. Jg. Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H., Berlin SW. 11.

Schmid, Prof. Dr. Bastian: Das Tier und wir. Ein Beitrag zu dem Kapitel: Die Seele des Tieres und seine Ausdrucksmöglichkeiten. Deutsche Naturwissenschaftliche Gesellschaft. Geschäftsstelle Theod. Thomas Verlag. Leipzig.

Meerwarth, H. und Soffel, Karl: Novellen aus dem Tierleben. Entnommen dem Werke: Lebensbilder aus der Tierwelt. A. Voigtländers Verlag. Leipzig.

Zeiske, Arno: Der neue Gefährte 1917. Taschenbuch für Wandervögel. Holze & Pahl, Dresden-A.

Jahrbuch für Alkoholgegner 1917: II. Jg M. 1.–. Deutschlands Großloge II des J. O. G. T. Hamburg 30.

Scheffer, Dr. Theodor: Heimat und Arbeit. M. 2,50. A. Haase, Leipzig.

Zeiler, A.: Gesetzliche Zulagen für jeden Haushalt. J. Heß, Stuttgart.

Hofstätter, Walther: Deutschkunde. Ein Buch von deutscher Art und Kunst Mit 2 Karten 32 Tafeln und 8 Abbildungen. M. 2,70. B. G. Teubner, Leipzig.

Flex, Walter: Der Wanderer zwischen beiden Welten. Ein Kriegserlebnis. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck, München.

Jacobsohn, Siegfr.: Die ersten Tage. M. 0,50. Reuß & Itta, Verlagsanstalt. Konstanz a. B.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 8 16. April 1917

In zwölfter Stunde.

Am 6. Januar d. J. hatte Dr. Burckhardt, der Generalsekretär des Deutschen Bundes evangelisch-kirchlicher Blaukreuzverbände, eine Unterredung mit dem Präsidenten des Kriegsernährungsamts Herrn v. Batocki, über die er im Februar-März-Heft der Monatsschrift „Das Blaue Kreuz", (Blaukreuzverlag, Berlin W 15) berichtet. Sie ist in mehrfacher Hinsicht interessant und verstärkt den Eindruck, den man von Herrn v. Batockis Stellung zur Alkoholfrage durch seine Ausführungen im Reichstage am 3. November vorigen Jahres erhalten hatte. Zwar vom „Abwehrbund gegen die Ausschreitungen der Abstinenzbewegung", der zu des Präsidenten Stellung seine lebhafte Zustimmung erklärt hatte, will Batocki ebensowenig etwas wissen, wie das preußische Kriegsministerium, auf dessen Veranlassung mehrere stellvertretende Generalkommandos die Verbreitung der Druckschriften des Abwehrbundes in den Lazaretten und bei den Ersatztruppenteilen verboten haben. Und diese Verneinung einer Gesinnungsgemeinschaft von einer Seite, der man Alkoholfeindlichkeit doch sicherlich nicht nachsagen kann, zeigt am besten, wie durchsichtig die Maske uneigennütziger Volksfreundlichkeit ist, hinter der die Männer vom Abwehrbund ihre eigentlichen Absichten zu verhüllen suchen. Im Übrigen aber liefert die Unterredung den Beweis, daß sich das Verständnis des obersten Leiters unsres Ernährungswesens auch nur für die wirtschaftliche Bedeutung der Alkoholfrage noch nicht weiter entwickelt hat und daß seine Behauptung vom 3. November, es werde über diese Frage niemals zu einer Einigung kommen, wenigstens jetzt noch immer zu Recht besteht. Und so wird es bleiben, falls es nicht seinem Gegenpart, der in hohem Grade die Gabe besitzt, Licht zu verbreiten und an die Herzen zu rühren, gelungen ist, was bisher allen Andern versagt blieb.

Zu dem Inhalt der Unterredung, die man am besten an der bezeichneten Stelle selbst nachliest, möchte ich im Folgenden einige Gedanken äußern, die ganz in der Richtung der Ausführungen meines Aufsatzes: „Ein Schatten auf der deutschen Kriegswirtschaft"*) liegen. Von dem, was ich dort gesagt habe, brauche ich kein Wort zu streichen; die dort erhobene Forderung der Einführung von „Karten für alkoholische Getränke, zu deren Her-

*) „Vortrupp" 1916, Heft 23.

stellung Getreide, Kartoffeln und Obst gebraucht werden, oder noch besser durch ein vollständiges Verbot ihrer Herstellung überhaupt", weil dadurch Mengen von Gerste für Brot, Graupen, Grütze und Grieß für die Zeit der Not frei würden, hat in den Tatsachen eine leider für uns recht unerfreuliche Stütze gefunden. „Brauereien zu!" oder „Bierkarten heraus!" So tönt der Ruf heute lauter als je. Was weitblickende Vaterlandsfreunde schon seit Kriegsbeginn in Wort und Schrift nachdrücklich verlangt haben, ist jetzt zum Feldgeschrei von Hunderttausenden geworden. Nicht darum handelt es sich jetzt in erster Linie, ob das Bier nur ein Genußmittel ist (in diesem Falle wäre ein Brauverbot unbedingt nötig), auch nicht darum, ob es ein viel zu teures Nahrungsmittel ist, das in diese Zeit der Preissteigerung nicht paßt, nein, hier kommt es darauf an, ob ein kleiner Bruchteil der Bevölkerung das Recht haben soll, sich in dieser Zeit der Lebensmittelnot von der der allgemeinen Ernährung entzogenen verbrauten Gerste eine Menge einzuverleiben, die ihre Begrenzung nur am guten Willen des Verkäufers und an der Größe des Geldbeutels des Käufers findet, oft auch an der Macht des Fordernden, seinen Willen durchzusetzen. Man denke nur an den Bierstreik der Brauburschen einer Jenaer Brauerei, die die Herabsetzung des ihnen vertragsmäßig zustehenden täglichen Freitrunks von 5 (!) auf 2 Liter (und entsprechende Geldentschädigung) mit Erfolg bekämpft haben, so daß jeder von ihnen demnach noch immer der Allgemeinheit eine Gerstenmenge wegtrinkt, die, in Graupen verwandelt, gut und gern eine 5—6 köpfige Familie sättigen könnte. Selten steht eine Forderung sicherer auf dem Boden der Logik und Gerechtigkeit, als die auf Einführung der Bierkarte. Wenn diese trotzdem nicht gekommen ist und, wie wir jetzt wissen, auch nicht kommen wird, wenigstens nicht durch einen Machtbefehl des Kriegsernährungsamts, so müßten die Gründe, die die maßgebenden Kreise davon abhalten, sich auf jenen Boden zu stellen, doch recht gewichtig sein. Aber sind sie es wirklich?

Die jetzt freigegebene Gerstenmenge von 35 v. H. für Bayern und 25 für das übrige Reich, sagte Herr v. Batocki in jener Unterredung, seien im Verhältnis zu der zur Verteilung kommenden Brotmenge viel zu klein, als daß sich die Einführung einer neuen Karte und die damit verbundene Mehrbelastung der Gemeinden rechtfertigen ließe.

Soll das wirklich ein stichhaltiger Grund sein? Und wäre die Ersparnis auch noch so gering: wollen wir mit dem Sparen gerade vor der Gerste Halt machen, jetzt, wo uns bei Umrechnung der Kartoffeln in Körnerwert 2 Millionen Tonnen weniger Getreide zur Verfügung stehen als im vorigen Jahre, wo nichts vergeudet werden soll, keine Brotkrume, keine Obst- und Kartoffelschale, kein Gemüseabfall oder Obstkern; wo man Dinge, die sonst in den Müllkasten wanderten, sorgfältig sammelt, um sie weiter zu verarbeiten und zu verwenden; jetzt, wo das Gebot der Zeit dem Wahlspruch der Reichsfechtschule „Viel Wenig machen ein Viel" zur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allgemeinen Anerkennung und praktischen Durchführung verholfen hat? Und weiter! Viel höher noch als jeder materielle Gewinn ist der moralische einzuschätzen, den die Herstellung eines dem Rechtsgefühl entsprechenden Zustandes bringt. Er schon ist so groß, daß dagegen die „Mehrbelastung" der Gemeinden gar nicht ins Gewicht fallen kann, wenn man überhaupt den Zusatzaufdruck auf den für die erwachsenen männlichen Familienglieder bestimmten Brotkarten — denn nur jene kommen doch wohl in Betracht und ebenso nur ein Aufdruck auf schon vorhandenen Karten und nicht besondere — so nennen darf.

Daß jetzt wirklich das Rechtsgefühl all derer beleidigt ist, die über die Sachlage nur einigermaßen nachgedacht haben und nicht an der Sklavenkette der Gewinn- und Genußsucht liegen, das lehrt ein Blick in die Blätter, die ihre früher geübte Zurückhaltung zum Teil aufgegeben haben. Hier nur aus der großen Zahl der Zeitungsstimmen eine Äußerung der in Stuttgart erscheinenden „Metallarbeiter-Zeitung", eines der größten Gewerkschaftsorgane Deutschlands, vom 18. November 1916:

> „Man braucht kein sogenannter ‚Temperenzler' zu sein, um fordern zu können, daß die Alkoholtrinker ihr Bedürfnis nicht zum Schaden der Allgemeinheit befriedigen sollen. Wer sein Bier oder seinen Schnaps nicht entbehren kann, soll ihn unsertwegen weiter genießen, nur soll er allemal eine entsprechende Menge Brot- oder Kartoffelmarken dafür hergeben. — Dann beeinträchtigen die Alkoholtrinker nur ihre eigne Ernährung, nicht die ihrer Volksgenossen. Die Sache ist doch so einfach, daß jedermann sie verstehen sollte."

Das ist ebenso deutlich wie wahr, und die Beweisführung wird Vielen besonders darum schlüssig erscheinen, weil sie nicht aus dem Lager der Alkoholgegner stammt.

Die gleiche Forderung der Billigkeit, nur noch in eine radikalere Form gegossen, stellten vor einiger Zeit die sozialdemokratischen Frauen beider Kölner Reichstagswahlkreise in einer Eingabe an den Oberbürgermeister und die Stadtverordneten-Versammlung Kölns:

> „Unter diesen Umständen" (da die Kinder nicht mehr genügend ernährt werden können) „ist es den Frauen unbegreiflich und es erfüllt sie mit wachsender Erbitterung, daß noch gewaltige Mengen Gerste für Brauzwecke verschwendet werden. — Wir halten es für ein Verbrechen an der Entwickelung unserer Kinder, daß ihnen die wichtigste Nahrung zur Herstellung von Bier entzogen wird. In dieser Zeit höchster Not muß ein Genußmittel, auch wenn es noch so angenehm und beliebt sein mag, vor dem dringenden Verlangen nach vollwertigen Nahrungsmitteln zurückstehen."

Allerdings stößt die Behauptung, daß die Alkoholtrinker nur ihre eigene Ernährung schädigten, wenn der von ihnen genossene Alkohol auf ihre Brotmarke angerechnet werde, auf Widerspruch. Denn unter den Gründen, aus denen der Antrag des Reichstagsabgeordneten Liz. Mumm auf Anrechnung des Bieres auf die Brotkarte vom Kriegsernährungsamt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abgelehnt wurde, bildet einen die Befürchtung, „daß die Maßnahme einen ungünstigen Einfluß auf die Ernährungsverhältnisse der Beteiligten haben wird, indem die in erster Linie zur Ernährung dienenden Ausweise zugunsten einzelner Familienglieder für Bier verwendet werden".

Das heißt kurz und derb: man befürchtet, daß bierdurstige Väter ihren Kindern das Brot wegtrinken könnten. Aber ganz abgesehen davon, daß man einem solchen Mißbrauch der väterlichen Gewalt durch die von mir bereits angegebene Beschränkung des Aufdrucks entgegenarbeiten kann: sollen denn dafür, daß manche gewissenlose Trinker ihre Familien schädigen, was ja leider auch unter den günstigen Ernährungsbedingungen des Friedens nur zu häufig vorgekommen ist, Millionen von Frauen und Kindern büßen, denen gegenüber der Trinker das in diesem Falle höchst fragwürdige Recht der Familienzugehörigkeit nicht geltend machen kann?

Aber wäre denn die Ersparnis wirklich so unbedeutend, wie Herr v. Batocki annimmt? Man betrachte sie nur einmal unter dem Gesichtswinkel der jetzigen Not, dann kommt man sicher zu einem entschiedenen Nein. Sie wäre sogar sehr beträchtlich gewesen, wenn die Gerste, wie die Alkoholgegner verlangten, gleich von Kriegsbeginn an nicht verbraut, also nicht in den Dienst einer Minderheit, sondern in den der Allgemeinheit gestellt worden wäre. Über 45 Millionen Zentner Inlandsgerste oder, nach Abzug des für das Heer nun einmal für unbedingt nötig erachteten Bedarfs, mindestens 40 Millionen haben den Brauereien vom Beginn des Kriegs bis zum Schlusse des vorigen Jahres für die Heimatbevölkerung zur Verfügung gestanden. Das sind auf den Kopf der Bevölkerung über 33 kg oder täglich mindestens 25 g Graupen. 25 g täglich! Wo jetzt nur ein Bruchteil dieses Betrags an die darbende Bevölkerung ausgegeben werden kann, in Hamburg, wie man liest, 75 g wöchentlich, das sind 10,7 g täglich, in anderen Städten weit weniger, bis 3 oder 4 g täglich herunter!

Weit besser aber noch als diese doch unstreitig nicht unbeträchtliche Vermehrung des stark beschränkten Nahrungsmittelbestands wäre eine andere Verwendung des dem Braukessel Entrissenen gewesen. Wir hätten es als vorsichtige Haushalter für Zeiten der Not aufsparen sollen, die leicht bei dem Mangel anderer Nahrungsreserven kommen konnten und infolge besonders widriger Umstände auch wirklich über uns gekommen sind. Unbedingt nötig war ja in den ersten beiden Kriegsjahren eine Bereicherung des Speisezettels zunächst nicht. Gewiß, wir mußten auf manches verzichten, was uns lieb und angenehm gewesen war; wir litten unter dem Mangel an Fett, die meisten auch unter der nach dem Überfluß der Friedenszeit doppelt und dreifach fühlbaren Knappheit an Fleisch. Aber wir hatten doch zu unserer Ernährung im allgemeinen noch völlig genug; das können wir jetzt am besten beurteilen, wo wir mit Sehnsucht jener Zeit als des silbernen Zeitalters gedenken, und an eine wirkliche Unterernährung konnte nur der glauben, der sich daran gewöhnt hat, als Maßstab seines

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wohlbefindens lediglich die Wage zu betrachten und im Schwinden der Körperfülle ohne weiteres auch schon einen gesundheitlichen Rückgang zu sehen. Haben doch, wie Ministerialdirektor Dr. Kirchner Ende Januar im preußischen Abgeordnetenhause berichtete, umfangreiche Untersuchungen namentlich an unserer Schuljugend in den verschiedensten Gegenden Deutschlands unwiderleglich ergeben, daß sich die gesundheitlichen Verhältnisse nicht etwa verschlechtert, sondern vielfach sogar verbessert haben. In diesem Winter sind wir allerdings in das eiserne Zeitalter eingetreten, und lauter und immer lauter klopft der erbarmungslose Mangel an die Türen der breiten Massen. Und immer schwerer wird die Abwehr, nachdem die unbarmherzige Strenge des scheidenden Winters klaffende Lücken in unsere Bestände gerissen hat. In den ersten Kriegsjahren hatten wir doch noch ausreichende Rücklagen, im Ausgange des zweiten Kriegswinters aber nur die Hoffnung auf eine günstige Ernte. Wie diese getäuscht worden ist, wissen wir alle. Der schlechten Kartoffelernte liegt es zur Last, daß das Gesamtergebnis, wie schon erwähnt, noch hinter dem wenig günstigen der Vorjahrsernte zurücksteht. Hätten wir nun die während des Krieges verbraute und vertrunkene Gerste für diese Notzeit aufgespart, dann könnte sich uns das Hungergespenst nie und nimmer nahen, und wir könnten sorglos der teuflischen Pläne unsers erbittertsten Gegners lachen. Wer das bezweifelt, der rechne nach! 33 Kilogramm Gerste hätten wir für den Kopf der Bevölkerung zur Verfügung; das bedeutet auf den Kopf für die ersten acht Monate dieses Jahres wöchentlich ein Mehr von über 1¼ Pfund an Graupen oder Grieß!

Doch „was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück". Drum lassen wir die Wenn und die Aber! Sie haben ja nur dann Wert, wenn sie die Grundlage für die Erkenntnis bilden, daß es die höchste Zeit ist, zu retten, was zu retten ist. Und das ist doch immerhin noch etwas. Über 24 000 Zentner Gerste täglich sind den Brauern durch Bundesratsbeschluß vom 16. Dezember vorigen Jahres bewilligt worden. Das würde etwa 12 g Graupen auf den Kopf der Bevölkerung täglich ergeben, wenn — nicht ein Teil schon vermälzt und verbraut wäre.

Nein, Herrn von Batockis erster Grund kann vor der Kritik nicht bestehen. Mindestens die Bierkarte fordert die Not der Zeit, wenn nicht ein Alkoholverbot überhaupt. Aber zu diesem sich zu verstehen, daran hindert ihn ein anderer Grund: die Rücksicht auf die notleidenden Gastwirte.

Rücksichten und immer wieder Rücksichten auf Teile und nicht aufs Ganze! Rücksicht auf den sauren Wein brachte den Weinbauern die bekannte Spende von Zucker, der, wenn die Frankfurter Zeitung recht hat, gar nicht überall zur Süßung des Weines verwendet, sondern von manchen Winzern für gutes Geld weiter verkauft worden ist. (Freilich soll ja auch der Zucker — unsere Hausfrauen und die Nährmittelfabrikanten, die unter Zuckermangel für ihre Betriebe leiden, werden es mit Staunen lesen — in erster Linie nur ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leckerbissen sein!) Rücksicht auf das Gewissen der Schnapstrinker, die nicht zu wahrheitswidrigen Angaben verleitet werden sollten, führte zur Ablehnung des Vorschlags, den Schnaps zu beschlagnahmen. Und nun die Rücksicht auf einen einzelnen Stand, der ganz gewiß in unserem Kulturleben eine recht wichtige Rolle spielt, aber doch auch zurzeit an einer Überfüllung und an Schäden leidet, die längst schon zu schweren Bedenken Anlaß gegeben haben. Sonderbar nur, daß rücksichtsloses Zugreifen gerade vor dem Alkohol und allem, was mit ihm in Verbindung steht, Halt macht. Es hat tatsächlich den Anschein, als ob er in Deutschland unter allen Umständen Tabu wäre. Wie viel ist schon beschlagnahmt worden, ohne daß volkserzieherische oder moralische Bedenken ein Hemmnis gebildet hätten! Viele Stände leiden bittre Not, viele Betriebe sind zu Grunde gegangen, lebenskräftige Glieder des Staatskörpers, die ihrer Kulturaufgabe vollkommen gewachsen waren. Aber ihnen ward keine Hilfe, konnte auch keine werden. Denn höher als das Wohl des Einzelnen steht das der Gesamtheit.

Die Rücksicht auf die Gastwirte kommt übrigens mehr noch als ihnen selbst der Brauindustrie zugute. Es ist kein Geheimnis, daß sich der größte Teil der Wirte in Abhängigkeit von den Brauereien befindet. In England sind, wie man auf dem Mailänder Kongreß gegen den Alkoholismus erfuhr, nicht weniger als neun Zehntel wirtschaftliche Hörige des Braukapitals, und ob es in Deutschland viel anders ist, darf füglich bezweifelt werden. Die Fürsorge für die Wirte kommt demnach auf die Unterstützung einer Industrie hinaus, der selbst die Verminderung des Gerstekontingents nicht viel oder nichts hat anhaben können. Stieg doch der Durchschnitt der Dividenden von 63 großen Brauereien im zweiten Kriegsjahre gegen das letzte Friedensjahr um ein volles Prozent.

Von der Rücksicht auf die Stimmung der Biertrinker liest man in Dr. Burckhardts Bericht nichts. Aber wir wissen es längst, wie groß ihr Einfluß auf die Entschließungen der maßgebenden Männer ist, wie diese noch immer selbst in dieser schwersten aller Zeiten vor dem Geßlerhute der Alkoholsitte ihre tiefe Reverenz machen. Freilich, wenn man des elenden, kaltstirnigen Wuchers nicht Herr wird, der doch immer auf der Flucht vor der Volks w u t sein muß, dann scheint es fast ein aussichtsloses Beginnen, einer Gewohnheit zu Leibe zu gehen, die im höchsten Maße die Volks g u n st besitzt. „Der Deutsche, auch der heroische und geniale Deutsche", so sagt Prof. Schuster in der Zeitschrift für evangelischen Religionsunterricht (XXVII, Heft 1), „ist gemeiniglich dem Alkohol gegenüber ein Schwächling, trägt ein bedenkliches Stück vom Bierphilister in sich. Der Durchschnittsdeutsche aber, so tüchtig er auch sonst sei, ist ein Bierphilister. Das ist kaum zu hart geurteilt."

Nein, zu hart ist dies Urteil nicht; für Viele ist tatsächlich das Bier beinahe das A und das O ihres Daseins. Wäre es anders, dann fände man

keine Erklärung dafür, daß sich vor kurzem das stellvertretende Münchner Generalkommando tadelnd über die Leute aussprechen mußte, die „gewohnheitsmäßig auf Kosten ihrer Mitmenschen dem Biergenuß frönen", keine für die fast unglaubliche Tatsache, über die man lieber weinen als lachen möchte, daß in München vom Lebensmittelamt im vorigen Jahre den Minderbemittelten nahrhafte weiße Bohnen für billigen Preis angeboten wurden, aber keinen besonderen Absatz fanden, während die Leute stundenlang nach Bier anstanden, keine auch für das ebenso törichte wie leichtfertige Wort eines „Gebildeten": „Lieber wollte ich sterben, als auf mein Bier verzichten", das ebenso gut hätte lauten können: „Mag alles zu Grunde gehen, wenn ich nur meinen Schoppen habe. Her mit dem Bier um jeden Preis!": „Hoiho! Die Pforten brech ich ein und trinke, was ich finde". Das ist der Kommersbuchgeist, der uns so oft schon zum Gespötte des Auslands gemacht und uns wahrscheinlich mehr geschadet hat, als wir uns träumen lassen.

Aber kann es auch anders sein? Ist denn von den maßgebenden Stellen auch nur einmal ernsthaft der Versuch gemacht worden, das deutsche Volk seinem in dieser Zeit doppelt verhängnisvollen Irrglauben zu entreißen, der ihm das Bier als wertvolles Nahrungsmittel erscheinen läßt? In unzähligen Stimmungsaufsätzen wird es zugunsten oder ungunsten von diesem oder jenem mit gutem Erfolg beeinflußt; aber die Losung „Verzicht auf Entbehrliches zugunsten von Unentbehrlichem ist jetzt vaterländische Pflicht" ist bisher nur von einem kleinen Teile der Tageszeitungen auf das Bier ausgedehnt worden, während ungezählte Aufsätze der Brauinteressenten dem gläubigen und zufrieden schmunzelnden Leser immer wieder das Märchen von der besten Ausnutzung der Gerste im Biere predigen. Sollte es wirklich wahr sein, was Dr. Burckhardt als schmerzliche Überzeugung aus der Unterredung mit dem Präsidenten des Kriegsernährungsamts mit fortgenommen hat, „daß die führenden Geister für diese nie wiederkehrende Gelegenheit, den Alkoholismus zu besiegen, nicht reif sind"?

Nein, zu durchgreifenden Maßnahmen, die den Krieg überdauern, sind weder sie, noch das Volk reif. Aber es scheint doch, als ob endlich die Stimme der Not und der Gerechtigkeit wenigstens für jetzt Gehör finden sollte. Diese Hoffnung gibt uns die Rede, die der neue preußische Staatskommissar für Ernährungsfragen, Dr. Michaelis, am 7. März im preußischen Abgeordnetenhause gehalten, und in der er mit schonungsloser, aber höchst dankenswerter Offenheit den ganzen Ernst unserer Ernährungslage enthüllt, zugleich aber durchgreifende Maßnahmen und scharfes Vorgehen gegen mancherlei Mißstände, wie den der Verfütterung von Brotgetreide und der Mehlvergeudung in manchen Mühlen, angekündigt hat. Zwar hörten wir nichts von einer beabsichtigten Beschlagnahme der in den Brauereien liegenden Gerstenvorräte zur Vermahlung und der be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reits vermälzten zur Verfütterung, aber die ganze Persönlichkeit des Sprechers scheint nach dem, was man von ihm hört, dafür zu bürgen, daß seine Tatkraft, wenn sie nicht irgendwie gehemmt wird, nicht gerade nur bis zu den Toren der Brauereien reichen wird. So dürfen wir hoffen, daß die Malzsperre, die Mitte Januar zunächst für 4 Wochen verhängt worden ist, aber zurzeit immer noch besteht, mindestens bis zur Sicherstellung einer völlig ausreichenden Ernährung durchgeführt wird.

Die vorstehenden Ausführungen, die ein gütiges Geschick davor bewahren möge, in ihrem hoffnungsfreudigen Ausblick bei ihrem Erscheinen als Irrtum erwiesen zu werden, sollten ursprünglich die Überschrift tragen: „Zu spät!" Zu spät ist es ja nunmehr wirklich für ein Fernhalten des jetzigen Notstandes. Aber diese Überschrift konnte mißverstanden werden und zu der irrigen Meinung verleiten, als zweifle ich an der Möglichkeit unsres wirtschaftlichen Durchhaltens, und darum wählte ich die andere, die Hoffnung und Warnung zugleich ausdrückt. Denn des bin ich gewiß, daß britische Gewissenlosigkeit über deutschen Siegeswillen niemals triumphieren wird. Aber gesagt soll es sein: Die Geduld unsres Volkes ist auf eine harte Probe gestellt worden. Und doch hätten seine Opferwilligkeit und Treue es verdient, daß ihm sein Kampf gegen die Not schon längst erleichtert worden wäre und nicht erst in zwölfter Stunde.

Dr. Richard Ponickau.

Kriegsbeschädigtenfürsorge.

I. Berufsberatung.

Als 1914 die ersten Verwundeten aus dem Felde zurückkehrten, herrschte im Vaterlande noch die hohe Begeisterung der ersten Kriegsmonate. Begeisterung, Liebe und Dankbarkeit waren die Gründe, aus denen man sich drängte, denen zu helfen, die dem Vaterlande ihre gesunden Glieder zum Opfer gebracht hatten. Die Beweggründe waren sehr edel, aber sie kamen nicht zur vollen Wirksamkeit, weil es an Plan und Leitung fehlte. Planmäßig war nur die Fürsorge im Lazarett, die ihrem Wesen nach zuerst eine ärztliche sein mußte. Die freiwillige Bereitschaft, die außerhalb des Lazarettes vorhanden war, namentlich den Schwerverletzten ihr Schicksal zu erleichtern, war jedoch zu wertvoll, um sie ohne weiteres beiseite zu schieben. Einsichtige Männer der Rheinprovinz erkannten zuerst, daß eben die Planlosigkeit das größte Hindernis einer gedeihlichen Zusammenarbeit mit der Fürsorge der Heeresverwaltung war. Sie schufen daher in Verbindung mit der Landesversicherungsanstalt und den kommunalen Verwaltungen die erste bürgerliche Kriegsbeschädigtenfürsorge-Organisation. Die Lazarette in Deutschland füllten sich mehr und mehr; man folgte bald in anderen Provinzen und Landesteilen dem Beispiel der

Rheinlande; es entstanden zahlreiche — insgesamt 39 — Haupt- oder Landesausschüsse zur Kriegsbeschädigtenfürsorge, je nach den verschiedenen Landesverhältnissen verschieden gestaltet, bis endlich der „Reichsausschuß für Kriegsbeschädigtenfürsorge" in Berlin das Gebäude krönte. Gegenwärtig überspinnt ein Netz von etwa 3000 Fürsorgestellen das Reichsgebiet, und die äußere Entwicklung ist damit zu einem gewissen Abschluß gediehen.

Militärische und bürgerliche Fürsorge müssen zu einheitlicher Arbeit lückenlos miteinander verbunden sein. Auch hier muß sich zeigen, daß Heer und Volk ein Ganzes sind. Die Verbindung wurde in der ersten Zeit des Zusammenarbeitens, d. h. Anfang 1915, durch einen Vertrauensmann der Fürsorge bewirkt. Dieser besuchte die Kranken und Verwundeten im Lazarett, nahm über ihre persönlichen Verhältnisse einen Fragebogen auf, beriet mit ihnen ihre Zukunft und führte sie der Fürsorge und ihren Einrichtungen zu. Als aber nach Mitte 1915 immer stärkere Einberufungen erfolgten und damit jedem Daheimgebliebenen doppelte Pflichten auferlegt wurden, entstand manche Lücke unter den Vertrauensleuten, und es drohte die Gefahr, daß die Verbindung zwischen Lazarett und Fürsorgestelle sich löste. Die Folgen waren, daß mancher Kriegsbeschädigte von der Fürsorge nicht oder nicht rechtzeitig erfaßt wurde, daß kostbare Zeit verloren ging und daß nicht selten eine Schädigung für seinen ganzen späteren Lebensgang unabwendbar gemacht wurde. Auf verschiedene Weise suchte man Fühlung zu behalten. Jetzt erst ist wenigstens im Gebiete einiger Generalkommandos eine gute Lösung der Verbindungsfrage dadurch erreicht, daß die Lazarette nach dem Muster der Ersatz-Bataillone Versorgungsabteilungen eingerichtet haben. Ein vom Lazarett eingesetzter Beamter, der durch seine bürgerliche Stellung die notwendige Berührung mit dem sozialen Leben hat, hat im Lazarett alle Kranken und Verwundeten, die nach ärztlichem Urteil voraussichtlich als dauernd untauglich zur Entlassung kommen werden, aufzusuchen und sie der bürgerlichen Fürsorgestelle zuzuführen. Er ist bei den Beratungen in der Fürsorge zugegen und achtet darauf, daß die Ergebnisse derselben durchgeführt werden, namentlich soweit militärische Maßnahmen, Kommandierungen, Urlaubserteilungen, dienstliche Reisen für den Kriegsbeschädigten erforderlich sind. Wo diese Art der Verbindung zwischen militärischer und bürgerlicher Fürsorge sinngemäß durchgeführt worden ist, hat sie sich sehr bewährt. Daß auch andere Formen gut sein können, ist selbstverständlich; im allgemeinen ist jede Art der Verbindung gut, die sich als zweckdienlich erwiesen hat.

Als die Fürsorge in ihrer ersten Zeit noch ohne eigentlichen Plan arbeitete, dachte man sich ihre Aufgaben ziemlich einfach. Man glaubte in Deutschland kaum an einen mehrjährigen Krieg. Man würde nach wiedergekehrtem Frieden die Verwundeten gut herauspflegen, den Schweramputierten einen Anstellungsschein für irgendeinen staatlichen Betrieb

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geben und sie inzwischen passend unterrichten und ausbilden. Damit wäre ihnen und ihren Angehörigen am besten geholfen. Die Rente ist ein daneben bewilligter Ehrensold. Dieser Zukunftsplan hatte für manchen Kriegsbeschädigten viel Bestechendes, und es ist nicht zu leugnen, daß er sich in manchen Köpfen sehr festgesetzt hat. Aber je länger der Krieg andauerte, je höher die Zahl der Kriegsbeschädigten anwuchs, desto tiefer sank die Aussicht, die Kriegsbeschädigten mit einem staatlichen oder behördlichen Posten abzufinden, und an dem Tage, an dem sich die Kriegsbeschädigtenfürsorge organisierte, organisierte sich auch der Kampf gegen den Wahn vieler Kriegsbeschädigter, sie hätten auf staatliche Anstellung Anspruch.

Mit der wachsenden Zahl der Kriegsbeschädigten erfaßte die bürgerliche Fürsorge als Kern ihrer ganzen Arbeit die „Wiederertüchtigung" des Mannes, das heißt ihn wieder instand zu setzen, sein und der Seinen Brot in redlicher Arbeit zu verdienen. Es kann an dieser Stelle, so verlockend es wäre, nicht auf die Darstellung von Einzelfällen solcher Wiederertüchtigung eingegangen werden. Wer Einzelbeispiele erhebender Art kennen lernen will, der greife zu dem trefflichen Buche von dem Erziehungsdirektor Hans Würtz, „Der Wille siegt"*), dem auch hier das Wort „Wiederertüchtigung" entlehnt ist. Den ursprünglichen Grund der Fürsorge, der in der Dankbarkeit des Vaterlandes gegen den verletzten Krieger liegt, erkennen wir auch in ihrer entwickelten Form, denn man kann einem Kriegsbeschädigten schwerlich besser dankbar sein, als wenn man ihm ein gesichertes wirtschaftliches Dasein verschafft. Aber als neuer Beweggrund gewinnt mehr und mehr die soziale Seite der Kriegsbeschädigtenfürsorge an Bedeutung, durch die sie sich eng verknüpft mit den Sorgen um die wirtschaftliche Zukunft des Vaterlandes. Je länger der Krieg dauert, desto mehr Männer der Arbeit, gleichviel ob Geistesarbeiter oder Werkarbeiter, müssen sich den feindlichen Waffen aussetzen. Und der Feind verfolgt mit großer Zähigkeit das Ziel, möglichst viele deutsche Arbeiter nicht nur kampfunfähig, sondern zeitlebens arbeitsunfähig zu machen, um dadurch Deutschlands Wettbewerb dauernd aus der Welt hinauszudrängen. Die Kriegsbeschädigtenfürsorge hat das entgegengesetzte Ziel: wir müssen jedem Arm, auch dem verstümmelten, und jedem Kopf in möglichst vollkommener Weise die alte Fähigkeit wiedergeben, das heißt wir müssen dafür sorgen, daß der Kriegsbeschädigte seinem Berufe erhalten bleibt.

Man wird nun nicht annehmen, daß man dem Kriegsbeschädigten nach der Heilung nur das Ersatzglied anzulegen braucht, um ihn als arbeitsfähiges Glied dem Volke zurückzugeben. Was der Kriegsbeschädigte mit der Prothese nicht immer zugleich anlegt, ist das Selbstvertrauen und die

*) Hans Würtz, Erziehungsdirektor des Oskar-Helene-Heims, Berlin-Zehlendorf. „Der Wille siegt", Bd. 1: Der Kriegsinvalide. Verlag Eugen Kalkhoff, Preis M. 1.50.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

notwendige Anpassungsfähigkeit. Zwar strebt die militärische Fürsorge mit allen Mitteln dahin, den Kriegsbeschädigten nicht eher zu entlassen, als bis er sich mit seiner Prothese eingearbeitet hat, aber die bürgerliche Fürsorge hört noch gar zu oft von ihm, daß er mit dem Kunstarm „nichts machen kann"; er legt ihn, zu Hause angekommen, ab und hängt ihn in den Schrank. Dies unerwünschte Ergebnis wird vermieden durch rechtzeitige und zweckmäßige Berufsberatung.

Die meisten amputierten Kriegsbeschädigten neigen dazu, ihren Beruf aufzugeben. Sie können sich nicht denken, wie sie in ihrem alten Berufe eine lohnende Beschäftigung finden sollen, nachdem sie einen Arm oder ein Bein verloren haben. Während der ganzen Behandlung im Lazarett gehört es zu den schweren Aufgaben des Arztes als Berufsberater, rechtzeitig das verlorene Selbstvertrauen wieder zu erwecken und den Kranken wieder mit mannhaft-soldatischer Gesinnung zu erfüllen. Von dem Sachwalter der bürgerlichen Fürsorge muß man verlangen, daß er sich voll in die Lage des Kriegsbeschädigten zu versetzen weiß. Er muß über umfangreiche Sachkenntnis der verschiedensten Berufe verfügen und muß ein guter Psychologe sein, der mit warmem Herzen, aber nicht mit weichen Worten, vielmehr mit besonnenem Rat und ohne langes Zögern zu helfen weiß. Vor allen Dingen muß er die Fäden bloßlegen können, an denen die Neuertüchtigung anknüpfen kann. Ohne Zweifel haben von diesem Standpunkt der Berufsberatung die Angehörigen gelernter Berufe einen nicht zu unterschätzenden Vorteil auf ihrer Seite. Bei dem hohen Stande der gewerblichen Entwicklung in Deutschland haben die meisten Berufe eine weitgehende Auszweigung in Sonderberufe erfahren. Das bietet dem Kriegsbeschädigten, der ein gelernter Handwerker ist, den großen Vorteil ausschließlicher Beschäftigung mit Spezialarbeit. Die bereits mehrjährigen Erfahrungen der Fürsorge haben gezeigt, daß mit solcher Sonderarbeit mancher Kriegsbeschädigte trotz seiner Verletzung im alten Berufe ein gutes Fortkommen gefunden hat. Die Berufsberatung trägt natürlich eine besonders schwere Verantwortung; denn nichts ist gefährlicher als ein tröstendes und wohl auch zuerst geglaubtes „Es wird schon gehen!" Wenn irgendwo die Zukunft kühl und nüchtern zu bedenken ist, so ist das in der Berufsberatung der Amputierten nötig. Die meisten unserer Kriegsbeschädigten haben noch ein langes Leben vor sich, und wer da an der Weiche steht, muß genau wissen, wohin die Bahn führt, auf die man das Schicksal einfahren läßt.

Nun werden wir wohl im ganzen Deutschen Reich einen Berufsberater vergeblich suchen, der das ganze Berufsleben bis in seine letzten Einzelheiten genau kennt. Wohl aber gibt es tüchtige Sachverständige für die Sondergebiete, und diese kann die Berufsberatung nicht entbehren. Ja, jedes Sondergebiet findet eine doppelte Beurteilung vom Standpunkt des Arbeitgebers und des Arbeitnehmers. Darum kann die Berufs-

beratung nur da Segen stiften, wo ihr ein allseitiges fachkundiges Urteil zugrunde liegt. Wie im einzelnen die Berufsberatung sich ausgestaltet hat, das ist nach den örtlichen Verhältnissen sehr verschieden. Hier soll das Beispiel herausgegriffen sein, das in Altona besteht, weil es sich sehr bewährt hat und für viele Fürsorgestellen vorbildlich geworden ist. Die Fürsorgeeinrichtung in Altona ist dem organisatorischen Scharfblick ihres Direktors Bauersfeld zu verdanken. Sie stellt die Industriellen, die Innungen, die Gewerkschaften, die kaufmännischen Verbände, die Handwerkskammern, die Gewerbeaufsicht, die Fachschulleitungen und den städtischen Arbeitsnachweis in den Dienst der Berufsberatung. Die Berufsberatungen sind gemeinsame Zusammenkünfte, bei denen die Sache des Kriegsbeschädigten zugleich geprüft wird von dem Chefarzt und dem behandelnden Arzt des Lazarettes, einem orthopädischen Facharzt, Arbeitgebern und Arbeitnehmern des alten und des etwa in Frage kommenden neuen Berufes, dem Gewerbeinspektor, dem Leiter des städtischen Arbeitsnachweises und wenn nötig einem Vertreter der Fachschule. Auch nimmt zumeist ein Vertreter der Versorgungsabteilung des Generalkommandos an der Beratung teil, der über die zu erwartende Rente und andere Dinge der militärischen Versorgung Auskunft geben kann. Die Beratung ist auf einen familienhaft vertraulichen Ton gestimmt; der Kriegsbeschädigte kann alle seine Sorgen und Bedenken ruhig und offen vorbringen. Keineswegs wird ihm ein Entschluß aufgedrängt; es werden ihm die Aussichten, Hilfsmittel und Ausbildungsmöglichkeiten von sachkundiger Hand gezeigt, die Bedenken und Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, aber den letzten Entschluß muß er selber fassen. Er braucht sich nicht sofort zu entschließen, sondern hat nach Belieben Zeit zur Überlegung; ist aber der rechte Entschluß gefaßt, dann hilft die Fürsorge planmäßig weiter. Falsch würde es unter allen Umständen sein, wollte man mit dem Grundsatz der Berufsberatung, daß der Kriegsbeschädigte in seinem Berufe bleiben soll, durch Prinzipienreiterei Mißbrauch treiben. So blieb zum Beispiel ein gelernter Steindrucker, der vor dem Kriege schon als Elektriker gearbeitet hatte, bei der Elektrotechnik, ein Stukkateur dagegen, dessen Gewerbe in seinem Heimatgebiet in völligem Niedergang begriffen ist, gab seinen Beruf auf und trat in die Lehre als Zigarrenarbeiter. Daß die eingeschlagenen Wege dieser Berufsberatung zum Ziele führen, hat sich aus zahlreichen Beispielen erwiesen. Einer unserer Kriegsbeschädigten, der vorerwähnte Steindrucker, sprach das besonders deutlich aus, nachdem er längst ausgebildet und angestellt war: Die Berufsberatung in der Fürsorge war der Wendepunkt in meinem Leben, von da an ging's bergauf!

Es ist natürlich nicht nötig, jeden Fall der Berufsberatung diesem umfangreichen Ausschuß vorzulegen. Die Erfahrungen, die sich aus den Beratungen ergeben, setzen die Geschäftsführung instand, typisch ähnliche Fälle selbständig oder doch mit einfacheren Mitteln zu entscheiden. Jeder-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeit verfügt die Geschäftsstelle über einen Ingenieur, einen Fabrikanten, einen Kaufmann, einen Gewerkschaftsvertreter und einen Gewerbelehrer. Ein orthopädischer Facharzt erscheint regelmäßig, um die schwierigen ärztlichen Fragen aufzuklären.

Als ein Schmerzenskind der Berufsberatung hat sich vielfach der schweramputierte ungelernte Arbeiter erwiesen, wie etwa der Hafenarbeiter oder der Bauarbeiter, ganz besonders wenn er schon im vorgerückten Lebensalter stand. Er muß vor allen anderen Kriegsbeschädigten mit dem Wettbewerb des jüngeren Nachwuchses rechnen. Das Ausweichen in Pförtner- und Botenstellen ist nicht immer möglich. Der ungelernte Arbeiter entgeht der Gefahr des Unterliegens am besten, wenn er durch die Fürsorge rechtzeitig zum angelernten Arbeiter ausgebildet wird. Langes Theoretisieren ist dabei nicht am Platze; am besten stellt man den Kriegsbeschädigten gleich in den technischen Betrieb, für den er geeignet ist. Die Fürsorgestelle Altona hat für diese Fälle der Berufsberatung einen Sonderausschuß gebildet, dem Inhaber und Betriebsleiter der größeren industriellen Anlagen, ein Gewerkschaftsvertreter und ein orthopädischer Facharzt angehören. Diesem Ausschuß werden die genannten Kriegsbeschädigten vorgestellt, und an der Hand des Fürsorgeberichtes und des ärztlichen Gutachtens bilden sich die Vertreter der Industrie ihr Urteil, für welche Art der Beschäftigung der Kriegsbeschädigte am besten geeignet ist. Im Einverständnis mit dem Verein Ottensener Industriellen besucht ein Oberingenieur als Mitarbeiter der Fürsorge ständig die zugehörigen Betriebe, um Arbeitsplätze für Kriegsbeschädigte ausfindig zu machen. Die Zeit der Anlernung wird entlohnt. Die Frage, ob die Anlernung besser in besonderen Lazarettwerkstätten oder in der Fabrik erfolgt, kann verschieden beantwortet werden. Ist die Anlernung überwiegend als ärztliche Maßnahme der Arbeitstherapie anzusehen, oder soll der Kriegsbeschädigte nicht für einen industriellen, sondern für einen handwerklichen Beruf, beispielsweise als Flickschuster, angelernt werden, so verdient die Lazarettwerkstatt den Vorzug. Handelt es sich aber lediglich um das Einüben der technischen Fertigkeit, so kann sie sicherer und wirtschaftlicher in der Fabrik erreicht werden in derselben Weise, wie auch sonst der Werkmeister seine Leute anlernt.

Eine besondere Beachtung verdienen die Kriegsbeschädigten, die der Landwirtschaft entstammen, schon wegen ihrer großen Zahl. Fast die Hälfte unserer Kriegsbeschädigten gehört landwirtschaftlichen Berufen an. Die Neigung, sich von ihrem Berufe abzuwenden, ist bei ihnen meist besonders groß. Sie haben im Frieden selten Menschen mit verstümmelten oder künstlichen Gliedmaßen neben sich arbeiten oder gar vollwertige Arbeit in ihrem Berufe leisten sehen. Dagegen haben sie während ihrer Lazarettzeit die Großstadt und ihren Glanz und Schimmer gesehen, den sie nicht so bald als trügerisch erkennen. Das veranlaßt sie zur Landflucht und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bringt sie in Gefahr, daß sie der Landwirtschaft verloren gehen. Die deutsche Landwirtschaft aber braucht jeden Mann und wird ihn erst recht gebrauchen, wenn der Friede gekommen und die Arbeitskraft der Kriegsgefangenen wieder abgewandert sein wird. Hier liegt eine besonders verantwortliche Aufgabe der Berufsberatung, die sie am besten löst in Verbindung mit den Landwirtschaftskammern, den landwirtschaftlichen Fachschulen und Musterwirtschaften. Die Berufsberatung muß dafür sorgen, daß die landwirtschaftlichen Kriegsbeschädigten sobald wie möglich zu landwirtschaftlicher Arbeit angehalten werden. Auch muß ihnen die Bahn geöffnet werden zu den gehobeneren Stellen ihres Berufs als Vogt, Verwalter und Inspektor. Die Erfahrungen der Fürsorge haben bewiesen, daß bei zweckmäßiger Beratung der landwirtschaftliche Kriegsbeschädigte nur in sehr seltenen Fällen, zu denen etwa doppelte Amputation und gänzliche Erblindung zu rechnen wären, genötigt war, seinen Beruf aufzugeben. Ja, auch dann ist es meist noch möglich, ihn seiner landwirtschaftlichen Umgebung zu erhalten; so wurde ein an beiden Oberschenkeln amputierter landwirtschaftlicher Arbeiter aus einem Kreise mit vorwiegendem Gemüsebau zum Korbmacher ausgebildet, damit er den Gemüsebauern die Weidenkörbe liefern kann, und ein anderer wurde Holzpantoffelmacher in seinem Heimatdorf. Schließlich kommt dem Kriegsbeschädigten aus der Landwirtschaft der volle Vorteil des Kapitalabfindungsgesetzes zugute, wie das Thiken im „Vortrupp" 1916 Nr. 19 bereits besprochen hat.

Wilhelm Vosgerau.

Lyzealbildung.*)

Darin offenbart sich das heutige Lyzeum als rechtes Kind seiner Zeit, daß für seine innere wie äußere Gestaltung ganz vorwiegend sachliche Erwägungen, viel weniger aber die Menschen, denen sie galt, und ihre naturgegebene Eigenart ausschlaggebend waren. Über dem Streben nach Anerkennung und Ausgestaltung als „höhere" Schulen, nicht zuletzt um der damit verbundenen Berechtigungen willen, wurde der Blick von dem Kern der Frage fast völlig abgelenkt: rein menschlich wohl zu verstehen. Aber je länger die „Reform von 1908" sich in der Praxis auswirkt, desto unzweideutiger tritt zutage, daß das einst so heiß ersehnte Ziel einer vertieften Bildung teils höchst unvollkommen, teils überhaupt nicht erreicht wurde; die Bemühungen dieser Art sind vielmehr meistens in

*) Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, daß im Folgenden nur die (einschließlich der Vorschule) zehnstufige, in Preußen bis 1911 „höhere Mädchenschule" genannte höhere Lehranstalt gemeint ist. Die über das Lehrziel der Lyzeen hinausführenden Schulen für die weibliche Jugend nehmen diesen gegenüber eine verhältnismäßig selbständige Stellung ein und würden schon aus diesem Grunde eine eigene Betrachtung erfordern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

recht äußerlichen, daher unfruchtbaren Auffassungen steckengeblieben. So viel scheint jedenfalls unumstößlich sicher: der ganze innere und äußere Aufbau ist zwar dem der höheren Knabenschule, insbesondere der Realschule, weitgehend angeglichen worden; darum hat man doch das alte Töchterschulideal, namens „Alles-gehabt-haben", nicht nur nicht aufgegeben, sondern es eher noch zu neuer „Blüte" gelangen lassen.

Die allgemeine geistige Schulung, so vor allem das Denk- und Urteilsvermögen der „höheren Tochter" unseligen Andenkens schien bedenklich gering; flugs wurden fremde Sprachen und namentlich Mathematik ausgiebig verordnet und daran nach Vorbild der höheren Knabenschulen tüchtig „Geistesgymnastik" getrieben. Geschichts- und Geographiekenntnisse ließen zu wünschen übrig, oder doch das Verständnis der jungen Mädchen für viele in den genannten Schulfächern beschlossenen wichtigen Fragen staatsbürgerlicher und verwandter Natur: und schon wurden die Lehraufgaben nach der rein stofflichen Seite ins Uferlose gestreckt und Lehrbücher genehmigt, die zwar von großer Gelehrsamkeit ihrer Verfasser zeugten, leider aber auch vielfach von hochtrabenden professoralen Katheder-wendungen und andern Unjugendlichkeiten strotzten. Von einem pädagogischen Verständnis für die Mädchenseele, für die geistige und körperliche Eigenart der Schülerinnen ließen sie oft genug herzlich wenig vermuten.

Es bedeutet daher die „Reform von 1908" sehr wahrscheinlich nicht einmal einen vorläufigen Abschluß in der Neugestaltung des höheren Mädchenschulwesens. Eine Schulform zu schaffen, die nach Menschenmöglichkeit allen gegenwärtig und für absehbare Zeit geltenden Verhältnissen, namentlich aber *der weiblichen Eigenart* gerecht wird — dies hohe Ziel ruht einstweilen im Schoße der Zukunft.

Ich weiß wohl, daß ich mit den letzten Worten auf viel Zweifel und Bedenken stoße. „Weibliche Eigenart? hier stock ich schon . . ." wird von mancher Seite eingeworfen werden. Zugegeben, daß die Aufgabe, um die es sich handelt, schwer ist, so schwer, wie nur eine Neuschöpfung sein kann. Aber man sollte nie vergessen, daß es noch bei keiner Reform ganz ohne Härten zugegangen ist. Auf den Mut kommt es an, in dem einen oder dem andern Punkte sich falsch zu entscheiden, soll anders der große Wurf gelingen. Gewiß soll das Lyzeum die allgemeinsten *Voraussetzungen* für eine weibliche Berufsvorbildung schaffen, so besonders ein ausreichendes Wissen und Können als Grundlage, auf der weitergebaut werden kann. Aber man lasse endlich von der Zwangsidee, dies oder jenes müsse notwendig auf dem Lyzeum getrieben werden, weil diese oder jene Gruppe von Berufen, oder gar, weil — das Oberlyzeum es erfordere! Was soll man bei nüchterner Erwägung aller in Betracht kommenden Umstände dazu sagen, wenn zum Beispiel neuerdings der Einführung der Säuglingspflege in die 1. Lyzealklasse, womöglich „als Schulfach", das Wort ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

redet wird, noch dazu unter „reichem Beifall der Versammelten", nämlich von Schulfachleuten! (vgl. „Die höheren Mädchenschulen", 1916, S. 547). So segensreich derartige Kurse ganz selbstverständlich sein können, gehören sie doch auf keine allgemeinbildende höhere Schule. Denn wird erst an einem Punkte in diesen ihren Charakter eine Bresche gelegt, so sind die Folgen nicht abzusehen: warum nicht zum Beispiel ein Kursus im Kindergarten, in Buchführung usw., natürlich „als Schulfach"?! Muß denn wirklich ein junges Mädchen von 16 bis 17 Jahren, um „gebildet" zu sein, notwendig über alle erdenklichen Dinge „mitreden" oder gar darin mittaten können? Es gibt auch eine geistige Unberührtheit, in der Riesenspannkräfte schlummern; hüten wir uns, ihnen durch allzu vielseitige und zu frühzeitige Anforderungen dauernd Abbruch zu tun!

Sicherlich ist in der Gegenwart das Urbild der — nicht gelehrten, aber — gebildeten deutschen Frau erst im Werden begriffen: der Frau, die ihren Aufgaben in Familie und Beruf, in Staat und Gesellschaft hinlänglich vorbereitet gegenübersteht; der Frau, die ihre gesellschaftliche Bildung nicht in der Pensionopolis Lausanne gekrönt, noch ihre Lyzealbildung mehr oder minder auf Kosten der Gesundheit oder doch der körperlichen Entwicklung beendet hat. In diesem Sinne äußert sich der derzeitige Vorsitzende des Vereins für das höhere Mädchenschulwesen, Direktor Prof. Dr. Lohmann-Hannover*), wörtlich wie folgt:

> „. . . Auf Grund meiner 35jährigen Erfahrung im Unterricht der fremden Sprachen und des Deutschen auf dem Lyzeum bin ich zu der Überzeugung gekommen:
>
> 1. Daß die große Masse unserer Schülerinnen, nicht nur einzelne, in zwei fremden Sprachen Minderwertiges leistet, d. h. nicht das, was der großen Arbeit der Lehrenden und Lernenden entspricht, so daß die gesteckten Ziele, Einführung in die Kultur der fremden Völker und die Fähigkeit, die beiden fremden Sprachen mündlich und schriftlich mit einiger Gewandtheit zu gebrauchen, nur im bescheidensten Maße zu erreichen sind;
>
> 2. daß durch die doppelte Stundenzahl und die doppelte Wertung der beiden fremden Sprachen gegenüber dem Deutschen auch dieses Zentral- und Hauptfach leidet, daß daher auch die Zielleistungen in der Muttersprache nicht dem entsprechen, was wir der zukünftigen Frau und Mutter mit ins Leben hinausgeben müssen.
>
> Noch mehr aber! Zur Zeit wird in keinem Hauptfach und auch in keinem Nebenfach das geleistet, was man eine sichere Allgemeinbildung nennen könnte. Daß dies Tatsache ist, beweisen die Klagen der Fachlehrer und die Forderung von mehr Stunden für die einzelnen Fächer. Das beweist auch das überaus beschämende Ergebnis der in Cöln angestellten Prüfung von Lyzeistinnen, die, obwohl teilweise mit sehr guten oder guten Schulzeugnissen versehen, die überaus leichten Aufgaben, nicht nur in den fremden Sprachen, sondern leider auch im Deutschen und Rechnen in einer Weise gelöst haben, daß man dem Direktor Hambach (vgl. Frauenbildung 1915, Heft 12, S. 434 ff.) von der höheren Handelsschule recht

*) Nach der „Frauenbildung" 1916, S. 74 f.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geben muß, wenn er erklärt, auf die durch das Lyzeum vermittelte Allgemeinbildung lasse sich keine Berufsbildung aufbauen. Dann ist aber auch die Bildung, die das Lyzeum den Mädchen gibt, nicht für das Leben genügend. Das Ergebnis ist um so betrübender, als es offenbar auf Kosten der Gesundheit der Mädchen erreicht wird. Wer das nicht zugeben will, der höre den hervorragenden Hygieniker Dr. v. Drigalski; er hat 1913 auf unserer Hauptversammlung in Halle erklärt: ‚Hinsichtlich der Blutarmut, der Herzstörungen und der Kurzsichtigkeit ist die Schülerin der höheren Töchterschule ganz augenscheinlich beträchtlich schlechter gestellt als die Schülerin der Volksschule.' Ferner: ‚Es bleibt die Tatsache bestehen, daß die Herzstörungen, Wirbelsäulenverkrümmungen, Augenfehler und skrofulösen Veränderungen bei der höheren Tochter am meisten gefunden werden.' Aus diesen Gründen habe ich als derzeitiger Vorsitzender des deutschen Vereins das Recht und die Pflicht abgeleitet, im Einverständnis mit dem Engeren Ausschuß den Landesvereinen zur Erwägung zu stellen, ob und wie es das Lyzeum in Zukunft in höherem Maße als bisher erreichen kann, gesunde und deutsche Mädchen zu entlassen. . . ."

So weit die sehr beherzigenswerten Worte Lohmanns. — Die Schulgeschichte lehrt, daß pädagogische Dogmen in der Regel nur durch praktische Versuche und wagemutige Neuerungen endgültig zu Grabe getragen werden. In dieser Lage befindet sich zurzeit — nicht etwa die humanistische Bildung an und für sich, wohl aber der alte Philologenwahn, nur die Bildung, wie sie das humanistische Gymnasium vermittelt, sei für die große Mehrzahl der Universitätsstudiengebiete eine geeignete Vorbereitung. Die letzten anderthalb Jahrzehnte haben reichliche Gelegenheit gegeben, dies Dogma auf seinen Wahrheitsgehalt zu prüfen: Wer ohne Voreingenommenheit urteilt, muß anerkennen, daß die Vertiefung, das heißt Beschränkung auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet, die klassischen Sprachen, das wundertätige Elixier ist, das man ehedem ziemlich allgemein dem Unterricht im Lateinischen und Griechischen als solchem — und nur diesem — zuschrieb. (Man vergleiche allein schon die bedeutend höhere Stundenzahl, über die die genannten Fächer am Gymnasium verfügen, mit der den Hauptfächern an Realanstalten gewidmeten!) Weniger der Lehrstoff, als die gesamte Unterrichts- und Arbeitsweise ist also im tiefsten Grunde entscheidend für den inneren Wert der Schulleistungen.

Auf die Lyzeen angewandt, ergibt sich aus dieser Erfahrung

1. die Forderung der denkbar sorgfältigsten und unerbittlichen Sichtung der Lehrstoffe zum Zweck der Vertiefung, d. h. Stärkung des selbsttätigen Arbeitsvermögens, vor allem auch in der Richtung auf Denken und Urteilen;

2. die dringende Mahnung, das Schielen nach der — ohnehin nicht ganz auf der Höhe der Zeiterforder-

nisse stehenden — höheren Knabenschulbildung grundsätzlich aufzugeben.

Es liegt mir völlig fern, den gegenwärtigen Zustand der Lyzealbildung grau in grau darzustellen. Unverkennbar ist aber, daß durch die heute geltenden Bestimmungen und Lehrpläne die ehemalige „Höhere Mädchenschule" nur sozusagen auf ein durchschnittlich „höheres geistiges Niveau" gebracht worden ist. Rückhaltlos erfreulich sind daher erst gewisse, wenn auch bescheidene Ansätze zu einer zeitgemäßen Auffassung mancher Dinge von grundlegender Bedeutung; sie eröffnen immerhin einige Aussichten für dereinstige tiefergehende Reformarbeit. Solche schwachen Ansätze zu mutigen Neuerungen durchgreifender Art finden sich bereits in der „Reform von 1908"; ihre Lehrpläne enthalten mehrere bis dahin in amtlicher Form nicht festgestellte methodische Anweisungen, die als wünschenswert erkannt wurden; beispielsweise wurde mit der altväterhaften Auffassung vom ganz nebensächlichen Wert der technischen Fächer aufgeräumt; und die Mathematik sollte nicht zuletzt dem bei Mädchen oft einseitig stark entwickelten Gemütsleben entgegenwirken, sie also zur Gedankenklarheit zwingen. Ferner ist in den beiden obersten Lyzealklassen die Befreiung vom Unterricht einer der beiden Fremdsprachen zwar statthaft; die Schülerin erhält im gegebenen Falle aber kein vollgültiges sogenanntes „Schlußzeugnis". Alte Erfahrung lehrt nun, daß gerade manche sprachlich Minderbegabten besonders Tüchtiges in der Mathematik oder in naturwissenschaftlichen Fächern leisten (wie auch umgekehrt!). Wäre es daher nicht eine viel glücklichere Lösung des angedeuteten Problems, die sprachlich schwachbegabten Schülerinnen nur eine Sprache lernen zu lassen und einen Ausgleich durch weitergehende Anforderungen in der Mathematik oder Naturkunde oder nötigenfalls einem anderen Fache herbeizuführen? (Entsprechend wäre bei den mathematisch Schwachbegabten zu verfahren.)

Der Grundsatz der Abstufung der Anforderungen nach den Anlagen ist — mindestens in der Theorie — auf den höheren Knabenschulen ziemlich ausreichend verwirklicht worden; ja, die seit Jahren vielerorten obendrein veranstalteten Versuche, gerade auf der Oberstufe für die Schüler „Vorzugs"- und „wahlfreie" Fächer einzurichten, sind als allgemein recht befriedigend zu betrachten. Demgegenüber erinnert der summarische Charakter der Lyzealbildung sehr stark an die Zeit der Alleinherrschaft des althumanistischen Gymnasiums: ein Bildungsideal — eine Bildungsmöglichkeit. — In diesem oben angeregten Punkte hätte also eine Anknüpfung an eine der wesentlichen Seiten der höheren Knabenschulen für das Lyzeum ersprießlich werden können! Denn ganz zweifellos sind innerhalb der Grenzen der weiblichen Eigenart die jeweiligen persönlichen Anlagen, Neigungen und Fähigkeiten kaum viel weniger verschieden als bei der männlichen Gesamtnatur.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In unseren Tagen wird wohl keine zweite pädagogische Losung so häufig gehört wie diese: „Freie Bahn dem Talent!" Ob man nun die sogenannte „Einheitsschule" als den zweckmäßigen Weg ansieht, die Spreu vom Weizen zu sondern, oder nicht — jedenfalls bedarf der bloße Gedanke dringend der Ergänzung durch einen anderen: Fernhaltung Ungeeigneter von den höheren Schulen! Auf die besonderen Verhältnisse der Lyzeen angewandt, bedeutet er: Fort mit der Standesschule, fort sogar mit dem blassen Anschein einer Standesschule! Lyzealbildung soll wie jede andere höhere Schulbildung nicht nur eine Steigerung und Erweiterung, sondern namentlich eine Vertiefung der Volksschulbildung sein — nein, werden! Uneingeschränkt gilt diese Forderung sicherlich für diejenigen Lyzeen, die aus öffentlichen Mitteln unterhalten werden.

Endlich vergesse man auch nicht, daß keine noch so schönen Lehrpläne, keine noch so wohlerwogenen Vorschriften und Bestimmungen eine Schule in des Wortes edlerem Sinne zu einer „höheren" machen, d. h. zu einer Denk- und Problemschule, keiner Geistesschminkanstalt — wenn nicht eine den leitenden Ideen nach gleichmäßige Vorbildung aller an ihr Unterrichtenden vorhanden ist. Soweit aber aus bestimmten, hier nicht zu erörternden Gründen dieser Grundsatz praktisch nicht genügend durchgeführt werden kann, sollte doch für eine scharf umrissene Abgrenzung der Verwendungsmöglichkeit der einzelnen Lehrkräfte nach Lehrfächern und nach Klassenstufen ernstlich Sorge getragen werden. Ist es der „Geist, der sich den Körper schafft", so nicht minder gewiß die Gesamtheit der Lehrkräfte, die die Schule, das Lyzeum, von innen aufbauen. Wo viele Gaben sind, sei doch ein Geist!

Die Lyzealreform, die diesen Ehrennamen redlich verdienen will, bedeutet demnach mindestens ebensosehr eine Personal- wie eine Sachfrage.

Welche Formen die Lyzealbildung über kurz oder lang annehmen wird, vermag heute niemand mit Sicherheit zu sagen. Wenn sie nur aus dem Geiste echter vaterländischer Gesinnung geboren werden möchte, aus wahrem Verständnis für die Menschen, denen sie zuteil werden, für Volk und Staat, denen sie dienen soll! Denn das Deutschland der Zukunft bedarf der Frauen, die von öder Bildungsphilisterei und von kastenhafter Bildungsauffassung chemisch rein sind; die ihren Mitmenschen nicht nach dessen Kenntnis oder Unkenntnis des neuesten Moderomans einschätzen; und die nicht die Nase rümpfen, wenn ihre Freundin einmal einen englischen Namen unenglisch ausspricht.

Hans Offe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freideutsche Gefolgschaften.

Je mehr sich die Reihen der ins Feld gezogenen Eidgenossen vom Hohen Meißner lichten, um so eindringlicher, flehentlicher, beschwörender klingt die Klage, Sehnsucht, Sorge, um so eifriger suchen, werben und sichern sich Fortsetzer, Nachfolger, Erben —: die immer einsamer werdenden, heute noch lebenden, morgen vielleicht auch schon in den Staub sinkenden Führer der Freideutschen Jugendbewegung.

Wie viele gesundheitstrotzende Sonnenkinder, stark an Leib und Seele, wie manche vielverheißende Prachtkerle haben nun schon ins Gras gebissen! Und wie manche vielleicht werden ihr junges Leben noch opfern müssen! Bluten will einem das Herz vor ständig sich mehrender Trauer; lähmende Totenklage möchte sich einschleichen und einen gefangenhalten. Indessen würden wir unsere Gefallenen schlecht ehren, wenn wir innehielten und nicht mit aller Kraft unentwegt weiterarbeiteten an der Verwirklichung unserer gemeinsamen Zukunftshoffnungen, an der Vollendung unseres werdenden Weltbildes, an der Eroberung der Heimat, für die sie sich geopfert haben.

Von dieser grundlegenden Mahnung rede ich heute nicht zum ersten Male, aber sie verdient es, immer wieder ausgesprochen und unterstrichen zu werden.

* * *

Als das Jahr 1917 seinen Einzug hielt, lag ich für viermal zwei Nachtstunden vor Reims zwischen unseren vordersten Drahtverhauen auf Horchposten. Höchste Alarmbereitschaft, größte Aufmerksamkeit waren geboten, denn gerade an unseren Feiertagen versucht es der Franzmann mit Vorliebe, uns zu überrumpeln. So lauschte und spähte ich mit gespanntesten Sinnen in die gottvoll schöne Champagne hinein, dieses anheimelnde, molligmilde Stück Feindesland, in dem um die Jahreswende schon Frühlingsblumen zu blühen beginnen.

Es erscheint mir wichtig und wertvoll, allemal festzuhalten, unter welchen Umständen und aus welcher Stimmung heraus ein Gedankengang geboren worden ist. — Tief im Kreidekeller drinnen, mitten in der Neujahrsnacht, beim matten Lichtschein eines letzten Kerzenstümpfchens, während knapper zwei Stunden, die zwischen zwei Horchposten liegen, schreibe ich diese Zeilen mit aufs Äußerste wachen Sinnen. Mein rückschweifender Blick fiel auf meine Neujahrsfeiern, zu denen sich kleine Horden ausgesucht zuverlässiger Treugenossen alljährlich in winterlicher Bergeseinsamkeit planend und gelobend zusammenfanden, weiter an die Verheißungen vom Hohen Meißner und an die Wege zu ihrer Erfüllung. Immer mehr hat der fürchterliche Weltkrieg die Reihen Derer gelichtet, die weiterbauen können am Freideutschen Weltbilde! Und es bleibt die

bitterste Sorge der noch lebenden Freideutschen draußen und daheim: wie schaffen wir es, daß unser Weltbild oben bleibt, daß es unser ganzes Volk erfaßt, Dauer und Zukunft bekommt?

* * *

Schon während des Krieges ist mit dankenswertem Eifer am Freideutschen Weltbilde weitergeschafft worden. Fragen vorzugsweise organisatorischer Art sind ernsthaft und eingehend erörtert, neue Bünde und Gemeinschaften sind ins Leben gerufen worden. Indessen — bei aller Anerkennung für das bereits Geleistete —: es läßt uns viel zu kalt und beschwichtigt unsere Sorgen nicht. Warum? Weil dies alles nicht organisch herausgewachsen ist aus den starken Wurzeltrieben der Freideutschen Jugendbewegung, weil es an einem allzu scharfen Beigeschmack nach Vereinsmeierei leidet. Die Richtung zukünftiger Entwicklung und die Formen des Zusammenhaltens, sozusagen die Verfassung des Freideutschen Volkes von morgen und übermorgen, liegen bereits fest und bedürfen keiner künstlichen Gestaltung mehr; als Keim ruhen sie in der Bewegung; jede Ablenkung, Abweichung, Vergewaltigung, Einzwängung muß sich rächen.

* * *

Es war der Geist herzlicher, fördernder Freundschaft, der Hordengeist des Wandervogels, der die Freideutsche Jugend hochgebracht hat. Welch herrliche Wucht steckte in ihr, als sie auf dem Hohen Meißner zum ersten Male geschlossen hervortrat. Welch neue große Hoffnungen weckte sie bei Jedem, der da zum ersten Male mit ihr in engere Berührung kam. Diese Wucht, dieses stürmisch wilde Draufgängertum vom Hohen Meißner darf nicht hängen bleiben in den Maschen vereinsmeierlichen Netzwerkes, darf sich ebensowenig erschöpfen in Kirchturmspolitik und organisatorischer Kleinarbeit, wie es nicht stecken bleiben darf in den Dämmen, die gesinnungsgegnerische Boshaftigkeit und nichtverstehende Hohlheit ihr entgegenbauen. Sondern: muß noch weit über sich hinauswachsen, muß ein großes Neues zeugen, würdig der gewaltigen Opfer des Weltkrieges. Und dieses Ziel ist nur erreichbar, wenn die strebenden Kampfgenossen beseelt bleiben vom alten Geiste fördernder Freundschaft, wenn sie sich um starke, selbstgewählte Führerpersönlichkeiten scharen, wie sie es im Wandervogel getan haben; wenn sie sich um künftige Meister der Freideutschen Lebenskunst, um Muster Freideutscher Kulturstimmung, um Vorkämpfer des neuen jungdeutschen Kulturwillens zusammenschließen zu gleichgesinnten kleineren und größeren *Freideutschen Gefolgschaften*.

* * *

Es ist ein schwerwiegender Vorwurf, der einem Teil unserer Wandervogeljugend nicht erspart bleiben kann: daß er der natürlichen Entwick-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lung der Jugendbewegung vorgreifen mußte, indem er ausgerechnet während des Krieges die zur Führerschaft berufenen, älter gewordenen, bewährten und nach wie vor herzlich interessierten Führer, die Träger, das Wärme und Umlauf zeugende Herzwerk der Bewegung, kurzerhand an die Luft setzte, noch ehe neue Formen zur Aufnahme der freiwerdenden Kräfte zur Verfügung standen. Viel wertvolles Menschengut ist der Bewegung durch diesen beklagenswerten Mißgriff verloren gegangen. Und auch der Wandervogel selbst mußte schlecht bei der Ausschaltung der beseelenden, befruchtenden, klarer sehenden, weiter blickenden Führernaturen abschneiden! Im großen Ganzen gehen ihm jetzt die Merkmale der Jugendbewegung ab; er steht im Begriff zu verknöchern, von Zeit zu Zeit sich zu mausern, er wird zu einer Einrichtung, die sich von Jugend zu Jugend, von einer Schülergeneration zur anderen als eine Art festliegendes Sprungbrett ins Leben, gleichsam als eine verkalkte Etappe vererbt. Wobei der Segen einer solchen von uns liebevoll mitgeschaffenen Einrichtung keineswegs verkannt werden soll, wenn wir uns unseren Wandervogel auch anders gedacht, wenn wir auch Größeres mit ihm geplant haben. Die selbständig aus sich heraus Neues zeugende Bewegung mit ihrer herrlichen Wucht und einnehmenden Stoßkraft, mit ihren führenden guten gereifteren Geistern hat, einem dummen Zwange folgend, den Wandervogel leider hinter sich lassen müssen. Hätte man zu warten verstanden: von selber wäre als reife Frucht vom Baume der Freideutschen Jugendbewegung herabgefallen was jetzt ins Leben gelockt werden muß: Freideutsche Gefolgschaften.

* * *

Trotz gewaltiger Kriegsopfer ist in den Kreisen der Freideutschen Jugend die Zahl starker Führernaturen noch groß, die sich bereits ein einigermaßen abgerundetes, deswegen in seiner Entwicklung keineswegs abgeschlossenes, klares Weltbild erarbeitet haben, deren Wirken und Lebensführung bereits programmatische Bedeutung beigemessen werden darf. Solchen Führernaturen — früher blieben sie Könige ohne Volk — solchen Führernaturen als zukünftigen Wirbelpunkten der Bewegung geloben die Heranwachsenden, die durch die Schule des Wandervogels Gegangenen, Gefolgschaft, Mitarbeit, Kampfesgenossentreue, Heerfolge, treten in ein noch innigeres Verhältnis zum Führer als die Vortruppgemeinde zu Harringa-Popert. Wodurch die Gelobenden sich dem erwählten Führer keineswegs mit Haut und Haaren zu verschreiben brauchen; sie bleiben in seinem Gefolge, solange es ihnen beliebt, bis sie sich gedrungen fühlen, einem ihnen näher Verwandten Gefolgschaft zu leisten oder selbst an die Spitze einer neuen Gefolgschaft zu treten. Die Freideutschen Gefolgschaften werden immer zahlreicher, immer weiter ihre Kreise. Bis das Ziel erreicht ist: bis aus den Freideutschen Gefolgschaften

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Freideutsche Volk herauswächst, von Freideutscher Gesinnung, von neuem Geist erfüllt.

* * *

Was ich hier Freideutsche Gefolgschaft nenne, braucht sich nicht anzulehnen an historisch Gegebenes, findet aber bereits viel Verwandtes: Jahn und seine Getreuen, die Schulen der Philosophen, Maler, Dichter, beim Handwerk. Im Wandervogel selbst fanden wir schon Ansätze, Auswüchse dazu. Was sich — um nur zwei zu nennen — um Blüher und Fulda scharte, das waren nicht mehr bloß Wandervögel, sondern antifeministisch und antisemitisch gerichtete Kampfgenossen, Gefolgschaften. Am deutlichsten prägt sich der Charakter des von mir Gemeinten im Kreise um Wyneken, dem immer mehr Vereinsamenden, aus. Eine Gemeinde treuer Verschworener hat sich um ihn geschart und erstrebt mit ihm auch sein neues Ziel: die Jugendburg. Schon die Wörter Jugendburg und Gefolgschaft lassen die Ähnlichkeit, Verwandtschaft des dort und hier Erstrebten erkennen.

* * *

Auf anderem Wege hat man bisher einen engen Zusammenschluß zu erreichen versucht: indem man Zeitschriften herausgab, Vereine, Gemeinden, Bünde schuf, um darin die aus dem Wandervogel herausfliegenden älter gewordenen Freideutschen aufzufangen. Aber zu eigenwillige Menschenkinder sind das, deren Beste gerade sich in kein Prokrustesbett eines noch so wohlgemeint gegründeten Vereins legen mögen. Die Freideutschen sind alles Andere als Vereinsmenschen; sie suchen nicht nach dem Wege, den man geht, sondern nach ihrem Wege. Und den finden sie durch Anlehnung an irgendeine Freideutsche Gefolgschaft, die ihnen nicht mehr stellt, als gleichsam das Gerüst für ihr wachsendes und reifendes Weltbild. Da können sie sich zur Klarheit durchringen, werbend und verteidigend, ausbauend und klärend mitarbeiten, helfen einem gereifteren Freunde. Sie geloben dem Meister Kampfgenossentreue und sagen es ihm freimütig, wenn sie es müde werden, ihm Gefolgschaft zu leisten. Für ihn ist es Auszeichnung, willkommene Hilfe; für sie: Gnade, Sonnenschein; für beide Teile: Segen, fördernde Kraft, Konzentration, Mehrung der Macht.

Mit solcher Kleinstaaterei, mit Rittertum und Zunftbetrieb, mit Jugendburg und Heergefolg muß es im Freideutschen wieder beginnen.

* * *

Kommt die Freideutsche Jugendbewegung erst einmal wieder in lebhaften Fluß, so wird sie schnell weitere Kreise — auch unter den Soldaten — ziehen. Wie ein Feuer werden sich die neuen Gedanken Bahn schaffen;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auswachsen werden die Freideutschen Gefolgschaften letzten Endes zum Freideutschen Volk in einer verjüngten Welt. Auch aufs Wirtschaftliche, Politische werden die Freideutschen Gefolgschaften zweifellos über kurz oder lang übergreifen und mithelfen an der Überwindung des modernen Parteigezänkes. Dementsprechend werden sie sich auch nicht lange nur auf solche junge Menschen beschränken, die durch die Schule des Wandervogels gegangen sind.

Satzungen brauchen die Freideutschen Gefolgschaften vorerst nicht. Auch tut nicht etwa wieder eine neue Zeitschrift not; keinem Unternehmen wird das Wasser abgegraben. Im Gegenteil: Zuwachs sollen die Freideutschen Gefolgschaften den Zeitschriften freideutscher Richtung bringen, auch den schon bestehenden Vereinigungen: dem Vortrupp und dem Dürerbunde, den Landsgemeinden, Siedlungsgemeinden, den Deutschen Wanderern und was Ähnliches jetzt in unserem Deutschland keimt und wächst. Ein kleines Nachrichtenblatt wäre das Einzige, was neu ins Leben treten könnte: damit die verschiedenen Gefolgschaften ihre Pläne bekanntgeben und sowohl Treffen als auch sonstige gemeinsame Schritte durchgeführt werden können, was sich aber auch mit Hilfe der bekannten Organe freideutscher Richtung durchführen läßt.

* * *

Vorm Kriege steckte leider noch viel Wirrnis in der Freideutschen Jugend. Das ist unbestreitbar und war allzu offensichtlich. Aber vollkommene Reife kann man schlechterdings selbst beim Alter nicht erwarten, wieviel weniger bei einer Jugendbewegung. Es ist ein Mangel an Disziplin, wenn die Jugend auf hirnverbrannte Vorschläge bedauernswerter Wirrköpfe hereingefallen ist. Dem in Zukunft zu begegnen, wird eine segensreiche Aufgabe der Freideutschen Gefolgschaften sein.

* * *

Die Freideutsche Jugendbewegung muß aus ihrer Starrheit befreit werden und neu in Fluß kommen. Nach solcher Wiederbelebung unserer Hoffnungen sehnen wir uns, wir heimatfern Kämpfenden.

Würde eine fördernde, klärende Meinungsäußerung meinen Vorschlägen folgen, so könnte die Angelegenheit bereits zum geplanten Zweiten (Freideutschen) Jugendtage (Herbst 1917 auf dem Hohen Meißner) ins Reine kommen und spruchreif werden.

Walter Hammer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Deutscher Wille. Herausgeber: Dr. Ferdinand Avenarius. 30. Jg. Heft 11.

„Das Reich." Von A. Bonus.

„. . . . . .

Sind nun aber Zorn und Haß Wallungen, genauer beschrieben Surrogatwallungen der zu Haus Gebliebenen für ernstere Kampfgefühle der wirklich im Blut Stehenden, — so lohnt es sich auch kaum, dagegen anders anzukämpfen, als durch Ermunterung der entgegengesetzten Gefühle, die ebenfalls zum ehrlich und recht geführten Kampf gehören. Denn wenn wir diejenigen fragen, die wirklich den Kampf kennen, statt nur zu Haus in die Tinte zu pusten, daß sie Blasen wirft, so finden wir sehr schnell als das Hauptgefühl — manchmal fast anstößig stark für unser schwächliches Empfinden zu Haus — das der Achtung vor dem Feinde.

Es ist eine der wüstesten Entstellungen der Wirklichkeit, wenn die Hetzer in den verschiedenen Völkern sich immer wieder auf das geflossene Blut berufen, das den Frieden verbiete, den Haß und die Rache fordere. Dieses Blut hat allerdings Stimme; es schreit sogar, und das gen Himmel. Aber Gott möge die, welche sich jetzt so oft auf die Forderung dieses Blutes berufen, davor bewahren, daß sie gar zu pünktlich in Erfüllung geht.

. . . . . .

Europa darf stolz sein auf die einzelnen Typen seiner Volkspersönlichkeiten und -gemeinschaften, der alten gefestigten, doch auch der jungen, noch nicht recht zusammengewachsenen. Wer mit ruhigem, gleichmessenden Blick das Kampffeld überblickt, wird unwillkürlich mit Ehrfurcht im Herzen sagen können: wie wundervoll, wenn diese Kräfte einst zusammen- statt gegeneinanderwirken können! Was für ein Ehrgeiz für einen Staatsmann, der die nötige Wucht, Autorität und auch wieder Weisheit hätte, diese auseinanderstrebenden Kräfte in der Arbeit an einem gemeinsamen Ziel zusammenzubinden!

. . . . . .

Man wiederholt bis zum Überdruß die Frage: soll all dieses Blut umsonst geflossen sein? und meint die Antwort: es sei umsonst geflossen, wenn nicht noch mehr fließe. Die Antwort lautet anders. Sie lautet: es fließt umsonst so lange, bis auch die Völker die Achtung voreinander lernen, welche ihre Heere gelernt haben!

Der Zeitgeist. (Beiblatt zum „Berliner Tageblatt") 1916, Nr. 46.

Neuheldentum. Von Dr. J. Spier-Irving, München.

„Unser modernes Heldentum entbehrt nicht einer gewissen Nüchternheit, einer doktrinären Härte, die wenig mit der Poesie der Vorzeit zu tun hat . . .

Diese Kampfflieger unserer Tage sind Rechenmeister. Kalte Mathematiker, die mit Tourenzahlen, Manometerdruck, Visierlinien, Schnelligkeitstabellen, Geschoßflugbahnen usw. rechnen, wenn sie auf ihrem Katheder dozieren wollten.

Eine geringste Nachlässigkeit kann das Ende bedeuten.

Überschwang, rolandhafte Raserei, genialisches Ungebundensein helfen dem Helden der Neuzeit wenig.

Diese modernen Helden haben keine poetische Profession. Sie gehen früh schlafen und enthalten sich der Venus und des Bacchus . . .

Die leiseste Störung des Muskelgefühls, die unbemerkte Hemmung in dem Verlauf der Assoziationen bedeutet Tod . . . Alkohol, Nikotin und ähnliche Genußgifte sind heimliche Schädlinge für solch feinnervierte Individuen. Man

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weiß niemals, wo die Schädigung, die Erschwerung des Ablaufs subtiler seelischer und nervös-muskulärer Vorgänge beginnt, und wann sie wieder aufhört. Es handelt sich dabei um die überhaupt nicht mehr meßbaren Schwankungen. . ."

Rund um uns

Auch heute noch! Zufällig fällt mir da ein Heft der „Burschenschaftlichen Blätter" in die Hände (Kriegs-Semester 1916/17, Nr. 12 vom 15. III. 1917). Darin finde ich, ohne Kommentar, aber sicher nicht zustimmend, abgedruckt auf Seite 189 eine Stellungnahme der deutschen Korpszeitung (Nr. 428) zu den neuzeitlichen Reformvorschlägen der deutschen studentischen Korporationen. Das bekannte korpsstudentische Organ meint dazu unter anderem Folgendes:

„Die Vorschläge berücksichtigen überhaupt nicht das wechselnde Material von Füchsen und überhaupt Aktiven bei jedem Bunde. Um eins herauszugreifen: ‚Kein Trinkzwang! Kein Resttrinkenlassen!*) Kein Vollpumpen!'**) Derartige Kneipen habe ich, ohne vorhergegangene Reformen, oft genug bei den verschiedensten Korps erlebt, manchmal semesterlang. Und später bei denselben Bündern Abende, an denen alles rollte (d. h. stiermäßig besoffen war. W.). Es waren eben andere da, und die hielten eben viel Trinken für schön und angenehm, sehr oft aber auch für notwendig. Und die Möglichkeit des Vieltrinkens und des Vieltrinkenlassens ist auch notwendig (! W.). Verbieten wir das Resttrinkenlassen, so kann jederzeit jeder trinkfeste Fuchs jeden weniger vertragenden Korpsburschen in Grund und Boden trinken, und die Autorität ist hin, oder aber, wir schaffen die Bierehrlichkeit und damit die Grundlage jeder Kneipgemütlichkeit ab. Verbieten wir das Vollpumpen, so geben wir ein Erziehungsmittel (! W.) aus der Hand! Ich bitte diese Worte nicht aus dem Zusammenhang gerissen zu zitieren. Unser Korpsleben soll doch eine Kette von Erziehungsversuchen darstellen. Und jeder Korpsstudent wird bestätigen, daß er nie mehr im Leben so deutlich, so ungeschminkt, so unglaublich grob manchmal die Wahrheit zu hören bekam, wie im Korps. Und wie kam's, daß er sich das gefallen ließ? So lächerlich es

*) Auf den Zuruf „Rest weg!" eines „Bierburschen", d. h. eines Korpsburschen, der sich in feierlicher Handlung gelegentlich zu dieser Würde „herauspaukte" (mit unzähligen Ganzen, das tun die allermeisten), muß der „Fuchs", d. h. der junge Nochnichtbursche, alles, was er noch im Glase hat, schnell austrinken. Manchmal ist der Bursche gnädig und sagt: „Geschenkt!", noch ehe das Glas geleert ist. Manchmal! Oft aber hörte ich auch: „Du meldest dich gleich bei mir mit einem weiteren Ganzen!" Wer einen Teil derart lieblichen Getues in recht gelungenem Gemälde sehen will, der lese noch einmal im „Harringa" das die Korpskneipe behandelnde Kapitel.

**) Das ist eine recht häufig angewandte Strafe: Hat ein Bursch sich über den anderen geärgert, so „brummt" er ihm einen „Bierjungen" auf, darauf noch einen usw., wobei er oft auch noch andere aufhetzt, seinem Widersacher „Bierjungen aufzubrummen". Jeder „Bierjunge" ist ein rekordmäßig schnell getrunkener Ganzer. Einfacher hat's der Bursche mit dem Fuchs. Den läßt er „Rest weg" trinken, oder er stachelt die Konfüchse an, ihm „Bierjungen aufzubrummen".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

klingt: Infolge der Kneipe! Die Kneipe ist für uns, was der vielgelästerte Kasernenhofdrill, der Parademarsch für den Soldaten. So wie dort das hundertmal wiederholte ‚Kniee beugt!' nacheinander Faulheit, Wurstigkeit, Trotz, Wut, Schlappheit und Ermattung überwindet und aus dem Gefühl hilfloser Ohnmacht und völliger Willenlosigkeit vor dem Vorgesetzten die Disziplin hervorgehen läßt, so bietet bei uns das ‚Rest weg!' dem Älteren vor dem Jüngeren immer Gelegenheit, seine unbedingte Überlegenheit (! W.) zu zeigen, zu strafen, Abstand zu wahren, die Atmosphäre zu erhalten, die für das ständige Erziehungswerk des Korpslebens unbedingtes Erfordernis (! W.) ist, wollen wir nicht Klubs werden. Das ‚Rest weg!' ist natürlich nicht immer, nicht bei jedem angebracht, aber es muß über der Kneipe schweben, wie das ‚Kniee beugt!' über jedem Kasernenhof. Auf beiden kann es trotzdem urgemütlich zugehen.*)"

Ich weiß, daß mancher denkende und aufgeklärte Leser angesichts dieses in der Gegenwart besonders eindrucksvollen Kulturdokuments mir zurufen möchte: „Nur keinen Kommentar! Jedes Begleitwort trübt den ganz eigenartigen Eindruck dieser Auslassung über die sogenannte Korpserziehung!" Aber ich kann der Verführung nicht standhalten, wenigstens einige befreiende Worte mir von der Seele zu reden. Nein, es wird nur ein Stammeln sein; denn ich bin mir bewußt, daß meine Worte, bei der lähmenden Verfassung, in der mich der historisch-pennalistische Stumpfsinn dieser pädagogischen Erörterung versetzt hat (hab ich's doch einst selbst unter Wut und Auflehnung getragen!), nur einen winzigen Bruchteil von all dem andeuten können, was mir an Lachlust, Ekel und — Sorge durch Kopf und Herz flutete, als ich das las. Man mache sich einmal klar:

Der Weltkrieg tobt seit bald drei Jahren. Noch ermessen wir nicht das Ende — —

Neues bricht sich Bahn, überall, überall, neue Gedanken, neue Ordnungen, neue Werte — —

Um unzeitgemäße Energiemörder unschädlich zu machen, blitzen längst überall am feindlichen Horizont Entschlüsse auf, die sich besonders gegen den Alkohol richten. Auch andere Freiheiten kommen auf — —

Haß umgärt uns immer stärker. Haß erfordert vor allem Wachsamkeit und Selbsterkenntnis. — —

Und zur selben Zeit tritt ausgerechnet das Organ des „führenden" Teiles der deutschen Studentenschaft dafür ein, daß das „Vollpumpen" nicht aufgegeben werde, daß der Ältere den Jüngeren, um seine „unbedingte Überlegenheit" zu zeigen, „Rest weg!" trinken lassen kann, so oft er will, und anderes mehr. (Man lese noch einmal und spüre dem Geiste nach, in dem das geschrieben ist. Im Frieden würden sich reife Menschen über das negerhaft Groteske dieser Ichthyosaurussitten vielleicht halbtot lachen. Jetzt vergeht einem das Lachen, und es schnürt dem, der an Deutschlands Sendung immer noch glaubt, die Kehle zusammen.)

Ist's möglich? Leuchtet da wirklich noch kein Stern? Haben Bunge, Forel, Kräpelin, Gruber, Holitscher umsonst gelebt? Sind denn bestimmte akademische Kreise von Gott und allen guten Geistern verlassen, daß sie diesen sklavenmäßig niederträchtigen Raubbau an Menschenkraft noch immer treiben? Und daß sie sich des offenen Bekenntnisses dazu nicht

*) Diese Einschränkung ist irreführend. Tatsächlich tönt das „Rest weg" alle paar Minuten, und ist natürlich viel häufiger als das (übrigens recht gesunde und wenigstens in frischer Luft geübte) Kniebeugen. Bei letzterem zittern doch schließlich nur die Kniee. Bei ersterem aber das ganze seelische Gefüge, während Erbrechen, Betrunkenheit nebst Herz-, Leber- und Nierenabnutzung nur leichte Begleitumstände sind. Man glaube mir: keine Seele geht ganz sauber aus dieser Schule hervor, wenn sie ohne Widerspruch sich duckte. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schämen? Jetzt noch dies abwegige, negerhaft verzerrte Deutschtum der Biererziehung, der „Direktion"? Das nationale Grundübel der „sanften Entartung im Geiste" (Nietzsche)! Und so deutsch systematisch, so gründlich? Immer noch diese bestimmungsmäßige Drangabe geistig körperlicher Energieprozente, die in die Speibecken und Pissoire rinnen! Immer noch dies deutsche tragikomische Minotaurusopfer der Siiwert Taakens! Und am schlimmsten scheinbar bei den Korps, die sich die Führung anmaßen in der deutschen Studentenschaft, durch Erziehung, Adel, Wohlhabenheit! Jetzt noch, da gerade die letzte armseligste Körper- und Geisteskraft, die letzte vergessenste Energieeinheit aus allen Winkeln und Ecken hervorgeholt wird, um den deutschen Damm gegen die ihn bis zur Deichkrone umbrüllende Flut zu schützen! Jetzt und auch nachher, nach so oder so überstandener Kriegsnot, da doch der Aufbau alle, alle Kräfte fordern dürfte! —

Kürzlich hörte ich in einer starken Wehrlogen-Sitzung einen Unterricht in der Alkoholfrage. „Was ist der Alkohol im Lebenskampfe?" Jubelnd, sicher, schneidig, vierzigfach aus jugendlichem Munde scholl es: „Ein Energieräuber!!" Aber des Deutschen Reiches Speisemeister z. B. weiß das nicht. Und viele hundert leitende „Stellen", die wissen das auch nicht. Die meisten solcher „Stellen" sind Korpsstudenten gewesen, haben wohl hundertmal auf der Kneipe korpsstudentischen „Parademarsch" und geistiges „Kniee beugt!" geübt. Könnte da nicht die Bonner, Heidelberger, Göttinger Korpserziehung durch allzu vielen Kneipendrill das freie Urteil in gewisse spanische Stiefeln geschnürt haben, wie bestimmte Jesuitenexerzitien angeblich den freien Willen?

Wenn nun die Gehirntätigkeit der späteren Diplomaten, Minister und einflußreichen Männer, der „Führer des Volkes" gelegentlich leichte Fehler zeigen würde, solche von einer ganz eigenen Art, die man fast geneigt wäre, „politischen Alkoholismus" zu nennen [als Arzt möchte ich's taufen: „zerebralen Meta-Alkoholismus"; die Kollegen verstehen mich!], also wenn diese mächtigen und einflußreichen „Stellen" etwa Fehler schwer faßbarer Art machen würden, im Takt, im Ton, im Tiefenmessen, im Schauen, Fühlen, Spüren, im Übersehen von „Unwägbarkeiten", die recht schwer wiegen und ihres Namens spotten, Fehler, die meist an sich weder niedrig noch gemein sind, die aber durch ihre ganz eigentümliche, schwer festzunagelnde Art ein tüchtiges, fleißiges, gebildetes Volk vor allen Kulturstaaten der Welt in Verruf brächten, — wohl gemerkt, ich sage nur: wenn es so wäre, — könnte man nach den bekannten Ergebnissen der Alkoholwissenschaft dann nicht an eine ursächliche Verknüpfung zwischen der angedeuteten Erscheinungsform des „Meta-Alkoholismus" mit jenem Affentheater von Menschenerziehung denken?

Es ist gewiß nicht schwer einzusehen, daß, wenn es so wäre, dadurch das öffentliche Wohl Schaden litte. Ja, noch viel mehr! Im furchtbaren Existenzkampfe der Völker der Erde könnte einmal einem biologisch so treulosen, instinktunsicheren, gottverlassenen Volke, das mit seinen herrlichen, reichen Pfunden so schlecht wuchert, einem Volke, das die Zeichen der Zeit so wenig kennt, daß es alten häßlichen Stammesgöttern weiter opfert, die bekannte Flammenschrift an der Wand erscheinen. Sie braucht ja nicht immer gleich „Mene tekel" zu heißen. Sie könnte viel deutlicher sein, z. B.: „Rest weg!"

O. Wanderer.

Wie Neumanns wohnen. Gestern war ich bei Herrn und Frau Neumann, und ich kann nicht unterlassen, Ihnen, lieber Vortrupp-Leser, hier einiges von diesem Besuche zu erzählen. Der Grund nämlich, der es mir wertvoll erscheinen läßt, Ihnen die Bekanntschaft dieser Leute zu vermitteln, liegt in der Art, in der merkwürdigen und auffallenden Art, wie sie wohnen, wie sie sich eingerichtet haben.

Ich schicke voraus: Neumanns gehören zur sogenannten guten Gesellschaft; der

Herr hat eine leitende Stellung in einer Fabrik. Sie sind jung verheiratet und leben sehr zurückgezogen. Ich war durch einen Zufall mit ihnen bekannt geworden, und da mir die Leute sehr gefielen, so wollte ich ihnen durch den gestrigen Besuch meinen Wunsch nach fernerem Verkehr zu erkennen geben.

Als ich an der Tür schellte, öffnete Frau Neumann selbst. Aha, dachte ich, das Mädchen hat heute Ausgehnachmittag. Indessen ich irrte mit dieser, sonst in dergleichen Fällen meistens zutreffenden Annahme. Denn im Laufe des Besuches erfuhr ich den wahren Grund: Dienstboten waren einfach nicht da, überhaupt nicht vorhanden. Nur mit Hilfe einer kleinen Aufwärterin besorgt die Dame des Hauses alle Arbeit selbst. Nach dem, was ich bei Neumanns sah und hörte, überraschte mich diese Tatsache allerdings nicht besonders. Aber im allgemeinen sind wir doch nicht gewöhnt, daß die gnädige Frau die Fußböden wischt. Das kommt wohl gelegentlich im Notfalle vor, sonst aber gilt bei uns als Kennzeichen der vornehmen Dame, daß sie so gut wie nichts an Hausarbeit verrichtet. Ich weiß, Sie möchten mich hier mit dem bekannten „schändet nicht" unterbrechen und mit einer philosophischen Betrachtung über den Wert der Arbeit im allgemeinen und der körperlichen im besonderen. Bemühen Sie sich nicht; ich sagte und sage mir das alles selbst. Überhaupt — lassen wir ein näheres Eingehen auf diese Frage, es führt zu weit ab; genug: Frau Neumann öffnete, und ich trat ein.

Im Flur prägte sich die Neumannsche Besonderheit noch wenig aus. Daß ich die übliche Flurgarderobe nicht antraf, beachtete ich kaum, denn ich kannte schon einige Familien, die auf diese Zusammenkoppelung von Hakenbrett, Schirmständer, Spiegel, Tisch usw. verzichtet und, wie Neumanns, die Gegenstände einzeln aufgestellt und aufgehängt hatten. Was mir aber sofort auffiel, das war der Mangel eines weichen Flurläufers.

Und dann kamen der „Mängel" noch zahlreiche. Denn als ich in die Stube trat — es war das Wohnzimmer — kostete es mich allerhand Mühe, meine außerordentliche Verblüffung zu bemeistern und die Herrschaften mein Erstaunen nicht merken zu lassen. Als ob den Tag vorher der Gerichtsvollzieher dagewesen war! Sofa — abwesend; Sessel — abwesend; Teppich — abwesend; Gardinen — abwesend. Ich sage Ihnen, auf den ersten Blick einfach dürftig: Ungefähr in der Mitte des Raumes ein Tisch mit ein paar zwanglos drangestellten Stühlen — von Tischdecke natürlich keine Spur —, die rechte Zimmerseite durch Schreibtisch und Bücherschrank als „Herrenzimmer" gekennzeichnet, an der linken Wand ein Klavier, vor dem einen Fenster ein Armlehnstuhl nebst Nähtischchen als Andeutung des Reiches der Dame, — das war wirklich alles. Der übliche Wohnzimmerspiegel mit der Stufe oder dem Schränkchen darunter glänzte ebenso durch Abwesenheit wie Palmenständer, Hocker, Wandbretter und andere bekannte Einrichtungsstücke.

Aber ehe ichs vergesse — das muß ich sagen: was da von Hausgerät aufgestellt war —, alles gediegene Stücke! Die Maserung der viereckigen Tischplatte, — so was Schönes hab ich noch selten gesehen! Und auf den Stühlen saß sichs außerordentlich bequem, und sie waren ganz ausnehmend schön gearbeitet. Kurz: die Möbel hätte ich wohl haben mögen, sie gefielen mir. Ebenso das Ölgemälde an der Wand. Übrigens: dieses Bild einziger Zimmerschmuck. Nichts sonst, gar nichts an den Wänden. Und die Wände selbst von oben bis unten hellgraue Tapete. Muster kaum zu erkennen. Ganz hellgrau — ich sage Ihnen, eine Helligkeit in dem Raume, eine Fülle von Licht —, als ob wir draußen säßen. Die auseinandergezogenen Leinenvorhänge ließen aber auch herein, was hinein wollte. Im ersten Augenblick machte mich diese Helligkeit ebenso starr wie die Leere — will sagen die geringe Zahl der Ausstattungsstücke —, und wie ich über den nackten Fußboden stapfte, überkam mich

wahrhaftig so etwas wie Beschämung über mein kräftiges, plumpes Zutreten. Herr und Frau Neumann hatten dagegen einen auffallend leisen Schritt. Mir kam dabei sofort die Frage, ob wir nicht wegen der vielen Teppiche und Läufer verlernt haben, geschickt und leicht zu gehen, und nachher habe ich mich tatsächlich zusammengenommen, um leise aufzutreten. Aber das nebenbei. —

Also wie gesagt: zuerst völlig baff und nur mit Anstrengung ein höfliches Staunen unterdrückend. Zweifellos: ein feiner Ton lag in der ganzen Einrichtung. Aber die Gewöhnung an das Althergebrachte, an das, was so zum festen Bestande eines Wohnzimmers gehört, konnte sich mit dieser Dürftigkeit zuerst gar nicht befreunden. Je länger ich weilte, desto besser gelang mir das allerdings. Zumal da mir allerhand weise Überlegungen kamen. Der Besucher, sagte ich mir, verweilt doch meistens nur wenige Minuten auf dem Sofa, und zahlreiche Leute vermeiden grundsätzlich das Sitzen auf Polstermöbeln. Sich zu einem Nachmittagsschläfchen auszustrecken, dazu werden meine Gastgeber wohl das mit dem abgeschafften Fremdwort benamsete Liegesofa besitzen, vielleicht im Schlafzimmer. Wenn nicht, so schadet das gesunden Leuten ebensowenig wie das Unterlassen des Schläfchens. Sofas und Sessel sind überhaupt im Gebrauch verhältnismäßig viel zu teuer. Obendrein darf man sie mit ziemlicher Berechtigung verweichlichend nennen, — und so weiter.

Solche guten Überlegungen räumten — wenn auch nicht völlig, so doch beinahe völlig — mit meinem Befremden auf, und als mich nachher Neumanns zum Abendbrot ins Eßzimmer führten (— bis zum Abendbrot zu bleiben, hatte gar nicht in meiner Absicht gelegen, aber die Leute waren so nett, die Zeit verging so schnell, besonders weil wir einige Bilder aus Neumanns reicher Mappensammlung betrachteten, — Frau Neumann hatte übrigens in wenigen Minuten ein einfaches Essen aus Tee, Butterbrot und Früchten bereitet, — so daß ich einfach nicht anders konnte und, offen gestanden, auch gern blieb —) also: ich hatte mich so hineingefunden in die „spartanische" Wohnlichkeit, daß mich der Eßtisch mit den vier Stühlen und der kleine Kredenzschrank ganz und gar nicht verblüfften. Ich mußte zugeben: in ein Eßzimmer für eine kleine Familie gehört nicht mehr hinein. Wände und Fußboden natürlich ebenso unverdeckt wie im Wohnzimmer. Zwei Kupferdrucke in Birnbaumholzrahmen und auf der Fensterbank eine Reihe Resedatöpfe waren für Auge und Nase das einzige.

Eindruck von Öde, meinen Sie? Keineswegs. Wenigstens kam mir nicht die Empfindung. Schon deshalb nicht, weil die Zimmer nur mäßig groß waren. Aber obwohl sie nicht groß waren, — bewegen konnte man sich ausgezeichnet. Das Unbeengtsein gab eine gewisse wohlige Freiheit, und außerdem — ja, das muß ich Ihnen noch sagen: meine Stimme hatte da einen ganz anderen Klang. Gar nicht so matt wie bei mir oder bei Anderen. Nein, so recht voll und kräftig, daß ich mich sogar mäßigen mußte. Neumanns sprachen im allgemeinen viel leiser als ich. Natürlich hängt das mit der gänzlichen Abwesenheit von Vorhängen, Teppichen und Polstersachen zusammen. Ob es ein Vorzug ist oder nicht, darüber bin ich noch nicht ganz im klaren, aber da ich diese „Begleiterscheinung" keineswegs unangenehm nennen kann, so neige ich stark zur Bejahung der Frage. —

Na, um zu Ende zu kommen, — der Besuch bei Neumanns hat mich einigermaßen in Aufruhr versetzt. Mit welchem Gefühl ich in mein eigenes, durchaus nicht übermäßig vollgestopftes Heim trat, werden Sie sich vorstellen können. Heute hat mich die alte Gewöhnung ja etwas beruhigt, aber loslassen tut mich das Bild der Neumannschen Einrichtung nicht mehr. Ich wälze in meinem inwendigen Menschen Betrachtungen über überflüssigen Geldaufwand, über die Arbeit der Zimmerreinigung und die ewige Staubwischerei, über vornehme

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einfachheit und unbequemen Ballast und über anderes mehr, und — — ja, und ich konnte die Zeit nicht erwarten, bis ich Ihnen die Geschichte von meinem Besuche bei Neumanns erzählte, denn meinen Sie nicht, daß diese Geschichte auch für Sie mindestens des Nachdenkens wert ist?

Paul Hundt.

Landaufenthalt für Stadtkinder. Ein Flugblatt ist mir ins Haus geflogen, das hat einen goldenen Schein mitgebracht. Als Kopf steht darauf: „Landfrauen helft", und es ist unterzeichnet von einem neuen Verein, der erst vor wenigen Wochen gegründet worden ist. Aber er brauchte nur gegründet zu werden, um zu beweisen, wie sehr der Gedanke, der zur Gründung des Vereins führte, gerade jetzt zum Volk gehört, und wie doch — allem Reden zum Trotz — Land und Stadt und Stadt und Land ein Ganzes sind, ein Ganzes, das füreinander da ist, wenn Not an Mann ist.

Der Verein heißt: „Landaufenthalt für Stadtkinder. E. V. Seine Anschrift ist: Berlin W. 9, Potsdamerstr. 134a. Er steht unter dem Schutze der deutschen Kaiserin. Der Vorsitzende ist Oberbürgermeister Dr. Scholz in Charlottenburg. Angeschlossen haben sich fast alle großen Organisationen des Reiches. Anschließen werden sich Tausende und Abertausende von Einzelpersonen in Stadt und Land. Ihnen allen wird der Aufruf mehr sein als eine Bitte, die man hört, um über sie hinwegzugehen. Es gilt ja, unsere Kinder zu schützen und nach Möglichkeit an ihnen auszugleichen, was diese Jahre, ganz besonders dieses letzte Jahr, ihnen vorenthielten. Vorbeugen will man, schützen, helfen durch Taten, nicht durch Worte.

Wohl arbeiten schon Jahre lang in gleicher Weise viele Vereine, deren Aufgabe die Unterbringung von Ferienkindern war. Viel haben sie geleistet und erreicht. Aber jetzt gilt es mehr, und nicht in den Händen Einzelner könnte ein Werk bleiben, das dem ganzen Vaterlande gehört und von Allen in Stadt und Land mit getragen werden muß.

Landaufenthalt für Stadtkinder! Bittend und fordernd steht es da. Es muß sein, hinaus müssen alle Kleinen, die unter den Ernährungsschwierigkeiten körperlich zu leiden hatten, alle die kleinen Helden, die mit wenig sich zufrieden gegeben und auch sonst viel entbehren mußten. Hinaus sollen sie gebracht werden in Sonne und Licht, auf Feld und Wiese, in Wald und Heide, hinaus aufs Land zu freundlichen, stillen und fleißigen Menschen, die vor Arbeit nicht wissen, wo ihnen der Kopf steht, aber keinen Augenblick sich besinnen, eine neue Belastung auf sich zu nehmen.

Ob es den Müttern in der Stadt einmal recht zum Bewußtsein kommt, was man ihren Kindern draußen alles gibt? Ob es den Müttern in der Stadt dann nicht die Wege jetzt leicht macht und die Sorge um die Kleinen von ihnen weicht? Ob die Mütter in der Stadt nicht auf einmal wissen, daß die Mütter draußen ihre Schwestern sind?

Ein schöneres Band kann ja gar nicht zwischen Stadt und Land geknüpft werden, ein besseres Verständnis füreinander gar nicht gewonnen werden!

Dort erzählen unsere Stadtkinder. Es sind nicht immer frohe Dinge, die sie berichten. Vielleicht wird aber doch vielen Müttern draußen auf einmal klar, wie gesegnet sie sind. Das kleine Haus, der Garten, der einfache Brunnen, die stille Dorfstraße, das Vieh und das Feld — ja — sie sind reich, denn es ist Besitz, es ist eigener Grund, es ist Heimat.

Und die Kleinen selber lernen sehen. Es kann gar nicht anders sein. Sie lernen sehen, wie fleißig alle die Menschen draußen sind und wie viel sie können und wie viel sie wissen, obwohl oder gerade weil sie Bauern sind. Wußten unsere Stadtkinder wohl, wie ein Pferd angeschirrt wird, wie eine Ziege oder eine Kuh gemolken wird, wie Schwein, Enten und Hühner zu füt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tern sind, wie Korn und Kraut zu behüten, Kartoffeln und Gemüse zu bewachen sind? Die meisten wußten es nicht. Sie werden unendlich viel sehen und lernen, werden es mit heim bringen und gar nicht anders können, als davon erzählen. Dann werden die Mütter in der Stadt zuhören und manche werden plötzlich sich erinnern, daß auch sie einmal draußen waren und daß sie die Arbeit kennen und verstehen und im Grunde ihres Herzens noch lieb haben. Vielleicht wird auch eine oder die andere Frau, die nicht durch ihren Beruf an die Stadt dauernd gebunden ist, den Weg zum Landleben zurückfinden. Sie wird auf einmal wieder wissen, daß Landarbeit wohl sehr schwer ist, aber daß die Kinder — nein auch sie selber — doch die Sonne, die dort anders scheint, wiedergefunden haben.

Und die Gesundheit der Kleinen? Blaß und recht schmal ziehen wohl die meisten Kinder aufs Land, und müde und schlaff auch manche. Aber „Landluft hat es in sich", wie ein alter Bauer einmal zu mir sagte. Wir Städter wissen es alle, was für einen Zauber einige Wochen Landaufenthalt hervorbringen.

Ich habe es selber erlebt. Jahre hindurch hatte ich, als ich noch in meiner schleswigschen Heimat auf dem Lande lebte, einen kleinen Städter in seinen Sommerferien bei mir. Er kam blaß und durchsichtig an, obwohl seine Mutter damals noch viel für ihn tun konnte. Er war auch im Sommer angezogen, wie wenn es Herbst sei. Nur wenige Tage, da lief er barfuß, nur mit Hemd und Hose bekleidet, umher, und am Ende der Ferien sah er so wundervoll frisch aus, daß mir das Herz bei seinem Anblick stets lachte. Als er wieder heimfahren mußte, nahm er eine solche Liebe zu unserem Landleben mit, daß ich ganz sicher wußte, er wird nun alle Ferien wiederkommen. Und so ist es gewesen.

Und noch ein anderes schönes Bild steigt vor mir auf. Im Herbst 1914 durfte ich 12 zarte Kinder in den Spreewald zu Bauern bringen. Manche von ihnen waren ein halbes Jahr und länger dort. Und wie wundervoll hatten alle diese Kleinen sich erholt! Ich habe sie gar nicht wiedererkannt, so sehr hatten sie sich verändert.

Ja, die Landluft hat es in sich. Die Sonne segnet dort das Land, segnet die fleißigen Menschen, segnet die Kinder! Der Segen ist nicht fortzuleugnen. — —

Nur kurze Zeit besteht der Verein. Aber wie ein Sturmwind geht es durch Deutschland, denn in der kurzen Zeit hat zum Beispiel allein eine einzige Provinz sich bereit erklärt, 50000 Kinder ohne Entgelt aufzunehmen. Diese Provinz ist unser Ostpreußen. Und ein Bezirk in Pommern konnte melden, daß 2700 Kinder dort willkommen seien.

Das sind Anfangszahlen, die goldenen Schein hineinbringen in mein Zimmer. —

Wer will mithelfen?

Der Verein erteilt Auskunft auf jede Anfrage, er nimmt auch jede Spende mit Dank an. Man kann auch heimlich und ohne Anfrage senden. Die Postscheknummer ist Postscheckamt Berlin: Nr. 546.

Ein bißchen Teil am Sonnenlicht dieser Arbeit sollten wir alle uns gönnen. Es gilt, für unsere Kinder zu sorgen. Die Landfrauen werden helfen, sie werden viel Sonnenschein verbreiten. Wollen wir Stadtfrauen nicht auch unser Teil tun?

Schwester Lotte Möller.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Schücking, Walther: Der Weltfriedensbund und die Wiedergeburt des Völkerrechts. Verlag Naturwissenschaften, G. m. b. H., Leipzig.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg. Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 9 1. Mai 1917

Buchkritik

Die „Buchkritik" des „Vortrupp" steht ein für allemal unter den Grundsätzen des gleichnamigen Aufsatzes von Hermann Popert in Nr. 20 des Jahrganges 1916. Wir besprechen hier nur solche Bücher, von denen wir den Vortrupplesern mit gutem Gewissen raten können, sie sich anzuschaffen.
Vortrupp.

Baumgartens Flugschrift.

Berlin, den 21. April.

Der Geheime Konsistorialrat Professor Otto Baumgarten in Kiel hat eine Flugschrift erscheinen lassen, die ich im „Vortrupp" besprechen möchte. Auf Wunsch der Schriftleitung soll das in der Form geschehen, die der Herausgeber des „Vortrupp" für dessen Buchkritiken vorgeschrieben hat.

* * *

Inhaltsangabe.

Baumgartens Flugschrift ist das erste Heft einer Schriftenreihe, die den Namen trägt „Der Tag des Deutschen"; diese Schriftenreihe wird herausgegeben von Martin Wenck, dem Leiter der „Deutschen Korrespondenz". Baumgartens Flugschrift, verlegt bei Eugen Diederichs in Jena, hat den Titel „Das Echo der alldeutschen Bewegung in Amerika". Sie ist geschrieben im Hinblick auf die — bei Erscheinen der Flugschrift bereits sicher bevorstehende — Kriegserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Als Gedankengang der Schrift ergibt sich dieser:
Baumgarten will die Frage beantworten, die er in den Satz faßt:

> „In diesem Augenblick ... drängt sich uns die Frage gebieterisch auf, wie die feindliche Stimmung des amerikanischen Volkes gegen das in traditioneller Freundschaft mit ihm verbundene deutsche Volk zu erklären ist."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seine Antwort auf diese Frage gibt Baumgarten in den beiden folgenden von ihm aufgestellten Behauptungen:

Zum Ersten:

„Die alldeutsche Bewegung gibt den amerikanischen Kriegshetzern Vorwand und Möglichkeit, ihre rein geschäftlichen und machtpolitischen Tendenzen dem amerikanischen Volk gegenüber zu umkleiden mit dem Anschein eines edelmenschlichen Eintretens für die von Westeuropa [angeblich] vertretenen demokratisch-humanitären Ideale gegen die [angeblich vorhandenen] militärisch-autokratischen, die Welt mit steter Kriegsbereitschaft erfüllenden Herrschaftstriebe der deutschen Rasse."

Und zum Zweiten behauptet Baumgarten, daß die alldeutsche Bewegung auch objektiv geeignet sei, den amerikanischen Kriegshetzern einen solchen Vorwand zu liefern; Baumgarten drückt das so aus:

„Man wird gewiß nicht zu viel sagen, wenn man das Echo der alldeutschen Bewegung in Nordamerika kurz als die Erweckung der feindseligen Stimmung gegen uns bezeichnet, auf die sich die Machthaber stützen können, wenn sie nun den Frieden der Welt herbeizwingen wollen durch Eintritt in den Krieg an der Seite der Entente."

Baumgarten umgrenzt dabei seine erste Behauptung auf das schärfste dahin, daß es sich da für die amerikanischen Kriegshetzer wirklich nur um einen Vorwand handle. Diese amerikanischen Kriegshetzer seien bösgläubig, wenn sie, durch massenhaftes Überschwemmen ihres Landes mit Zitaten aus alldeutschen Schriften, in ihren Landsleuten bewußt den Eindruck erweckten

„daß der alldeutsche Geist ... der Deutschland beherrschende sei".

Daß die amerikanischen Kriegshetzer hierbei wider besseres Wissen handelten, sei deshalb sicher, weil sie

„durch die jahrelange Wirksamkeit unseres deutschen Botschafters, durch die wiederholten deutlichen Ablehnungen unseres Reichskanzlers, durch die nicht seltenen Feststellungen der deutsch-amerikanischen Presse"

durchaus darüber aufgeklärt seien,

„daß die alldeutschen ... Bestrebungen durchaus weder das deutsche Volk in seiner Mehrheit noch die deutsche Regierung mit ihrer Verantwortlichkeit hinter sich hatten."

Den Zweck seiner Schrift stellt Baumgarten fest in dem Satze:

„Daß die heißblütigen Vorkämpfer der alldeutschen Idee für die so naheliegende Ausbreitung ihrer Maßlosigkeiten durch die amerikanische Presse und Regierung verantwortlich sind, soll aber nicht etwa deshalb festgenagelt werden, um die geschichtliche Frage der Mitschuld an der Kriegserklärung zu lösen — solche zurückblickenden Erörterungen der Schuld, die nur die Einmütigkeit der Nation beeinträchtigen könnten, sind ein Luxus, den wir uns zurzeit nicht gestatten können —, sondern nur zu dem Zwecke, um ins künftige und für das vor uns liegende entscheidende Stadium dieses Krieges die Mitverantwortung des deutschen Volkes im ganzen wie seiner durchaus maßvollen Regierung für diese Ausschweifungen der Gefühlspolitik ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für allemal abzulehnen und — freilich ohne großen Glauben an den Erfolg — die persönlich durchaus hochzuschätzenden Vorkämpfer der Alldeutschen an ihre Verantwortlichkeit gegenüber der Nation zu erinnern."

Den Beweis für seine beiden Behauptungen tritt Baumgarten folgendermaßen an:

Seine erste Behauptung, also die, daß die amerikanischen Kriegshetzer wirklich d i e s e n Vorwand benutzen, belegt Baumgarten durch eine große Zahl von Zitaten aus Schriften der folgenden Männer der nordamerikanischen Öffentlichkeit:

W. T. Arnold; Beck; John Chapman; Jos. Choate (des früheren amerikanischen Botschafters in London); Price Collier; Coolidge; Professor Dewey; Dillon; Charles W. Eliot (des früheren Präsidenten der Harvard-Universität); Garrett (des bisherigen Berliner Korrespondenten der New-York-Times); Archibald Hurd; Maurice Leon; G. Lowes-Dickinson; E. S. Martin; Ohlinger; Usher; Owen Wister; White (des Kurators der Universität Philadelphia).

(Dillon und Hurd sind nicht Nordamerikaner, sondern Engländer, wirken aber auch auf die öffentliche Meinung Nordamerikas.)

Der Kern der Aussprüche dieser Männer ist stets der gleiche, nämlich der, den White im Jahre 1914 in seiner Schrift „America and Germany" in den Satz gefaßt hat:

„Deutschland ist der Urheber des Krieges, dessen Ursprung in den Schriften und Lehren der Alldeutschen zu suchen ist."

(Der Ausdruck, den diese amerikanischen Schriftsteller in ihrer Sprache gebrauchen, um das Wort „Alldeutschtum" zu übersetzen, ist „Pangermanism" oder „Panteutonism". Bei Pangermanism wolle man beachten, daß das englische Wort „German" nicht denselben Sinn hat, wie das deutsche Wort „Germane", sondern die engere Bedeutung „Deutscher" hat.)

Für seine zweite Behauptung nimmt Baumgarten die Beweisantretung s o vor: Er zeigt, wie jene nordamerikanischen Schriftsteller gegenüber ihren Lesern die alldeutsche Richtung charakterisieren, und er untersucht dann, welche aus Deutschland stammenden Äußerungen für jene amerikanischen Kriegshetzer bei dieser Charakterisierung benutzbar waren. Von diesen deutschen Äußerungen wiederum stellt Baumgarten unter Beweis, daß ihre Urheber der alldeutschen Bewegung angehören.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die allgemeine Charakterisierung — also aus der Seele derjenigen Amerikaner heraus, die zu ihrem kriegshetzerischen Zwecke ihrem Volke vorlogen, daß in der alldeutschen Agitation die Willensmeinung des deutschen Volkes erscheine — gab zum Beispiel der amerikanische Kriegshetzer Chapman im Jahre 1914 in seiner Schrift „Deutschland über Alles" so:

> „Das große neutrale Publikum fühlt, daß in Deutschland ein Element des Unverstandes wirkt, und instinktiv lehnt es sich dagegen auf ..."

Diese allgemeine Charakterisierung zerlegt sich im wesentlichen in vier Teilrichtungen. Die amerikanischen Kriegshetzer behaupten: Die Deutschen hielten sich für ein „auserwähltes Volk" — diese deutsche Meinung sei ein religiöser Kult, eine Rassenreligion geworden — diese Religion habe das Dogma „Macht geht vor Recht" angenommen und damit die Lehre des Christentums verworfen — diese Religion sei endlich eine Religion des Hasses.

Den ersten dieser vier Punkte drückt der amerikanische Kriegshetzer Professor Dewey in seinem Buche über die Diplomatie des großen Krieges im Jahre 1916 so aus:

> „Im 19. Jahrhundert hat sich unter den Deutschen und besonders unter denen, die das deutsche Kaiserreich geschaffen haben, der Glaube herausgebildet, sie seien ein auserwähltes, über die andern Rassen erhabenes Volk, das eine höhere Zivilisation besitze und imstande sei, eine höhere Entwicklung zu erreichen."

Unter den von Baumgarten angeführten und von ihm als „alldeutsch" bezeichneten Äußerungen erscheinen die vier folgenden als diejenigen, die für die amerikanischen Kriegshetzer als Vorwände zur Aufstellung dieser ersten Behauptung gut benutzbar waren:

Houston Stewart Chamberlain im „Volkserzieher" Nr. 1 von 1915:

> „Die Menschen müssen einsehen lernen, daß, wer nicht deutsch kann, ein Paria ist."

„Volkserzieher" Nr. 4 von 1915:

> „Wir sind es, die jetzt Ton und Takt angeben in dem großen Völkerkonzert; wir sind das warmschlagende Herz Europas — ihr aber seid die Glieder! Wir durften euch den Fuß auf den Nacken setzen; wir halten den Gral in unentweihten Händen; denn es ist so geschehen, wie es geweissagt ist: das Ideal hat sich herabgelassen in die Sichtbarkeit, in das Gesamtempfinden eines würdigen und reinen Volkes!"

„Volkserzieher" Nr. 16 von 1915:

> „Wir Deutschen sind von Haus aus ein Herren- und Herrschervolk. Kein Sklavenvolk wie alle Slawen — Sklave und Slawe ist dasselbe! — kein Krämer- und Räubervolk wie die Engländer und Amerikaner, kein Weibervolk wie die Franzosen und Italiener!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Professor v. Kraiger im „Upland“:

„So würde auch, wenn Preußen und Deutschland einmal bewußt an die Eroberung der Welt ginge, etwas sehr Ordentliches, auch für die Eroberten, dabei herauskommen: Organisationen, die uns, den Herrschern, und ihnen, den Beherrschten, erst die rechten menschlichen Lebensmöglichkeiten schüfen.“

Den zweiten Punkt faßt der kriegshetzerische Schriftsteller Dillon in seiner Schrift „A scrap of paper“ so:

„Teutonismus ist nicht nur ein politisches System, es ist auch ein religiöser Kult, ein Symbol des Glaubens ... Pangermanismus ist eine Rassenreligion geworden; der Geschichte und anderen Wissenschaften ist die Aufgabe zugefallen, diese Wahrheit zu begründen.“

Unter den von Baumgarten angeführten und von ihm als „alldeutsch“ bezeichneten Äußerungen erscheint die folgende als diejenige, die für die amerikanischen Kriegshetzer als Vorwand für die Aufstellung dieser zweiten Behauptung gut benutzbar war:

In der Zeitschrift „Heimdall“ schrieb Adolf Reinecke:

„Wir brauchen einen deutschen Kult und Stammestempel. Wir müssen uns, um Eindruck auf die Masse des Volkes zu machen und bei ihm eine größere Weihestimmung hervorzurufen, die römische Kirche in bezug auf Entfaltung größeren Prunkes und des Einwirkens auf das Gefühl zum Vorbilde nehmen.“

Worauf dann der Plan eines Stammestempels mit drei Ruhmes- und Weihehallen entfaltet wird; und zwar findet man in der dritten, der „allerheiligsten“,

„in einer herrlichen Gruppe die Götter der Deutschen mit Wotan auf dem Throne.“ ...

„Während der Kultstunden, wo das Volk Zutritt hat, tönt aus unsichtbaren Nebenräumen gedämpfte (Wagnersche) Musik, und sind die Hallen mit Weihrauch geschwängert.“

Den dritten Punkt hat der, leider ebenfalls kriegshetzerisch gewordene, frühere Präsident der Harvard-Universität, Charles W. Eliot in die Worte gekleidet (in seiner Schrift „The Road towards Peace“)

„Deutschland hat ... das Dogma ‚Macht geht vor Recht‘ angenommen. Damit verwarf es die Lehre des Christentums.“

Unter den von Baumgarten angeführten und von ihm als „alldeutsch“ bezeichneten Äußerungen erscheint die folgende als diejenige, die für die amerikanischen Kriegshetzer als Vorwand für die Aufstellung dieser dritten Behauptung gut benutzbar war:

In den „Alldeutschen Blättern“ von 1913 auf S. 282 ff. schreibt K. F. Wolff, den die Schriftleitung dabei als „bekannten Rassengelehrten“ bezeichnet, das Folgende:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Verfolgen wir nun einmal den Lauf der natürlichen Entwicklung! In ältester Zeit, als der Mensch noch von der Jagd lebte, mußte bei Vermehrung der Bevölkerung Krieg geführt werden, um neue Jagdgründe zu gewinnen. Die Besiegten tötete man. Als dann der Ackerbau erfunden war, kamen die Eroberer auf den Einfall, die mühsame Feldarbeit durch die Besiegten verrichten zu lassen. So entstand die Sklaverei, die, vom Standpunkt der Menschlichkeit betrachtet, ein großer Fortschritt war, weil sie der allgemeinen Ausmordung ein Ende machte. Die großartigste politische Schöpfung des Altertums, das römische Reich, gehört noch in die Zeit der Sklaverei: der römische Eroberer wußte, was er wollte; er hatte bestimmte Grundsätze und er verfuhr danach. Auf die Abschaffung der Sklaverei folgte eine Übergangszeit, in der wir heute noch leben; denn wir haben den Schlüssel zu der dritten großen Entwicklungsperiode, die nun folgen muß, noch nicht gefunden. Übergangszeiten sind reich an Irrungen und Mißgriffen."

Baumgarten bemerkt hierzu, man sehe sofort, daß das Christentum die Hauptschuld an diesen „Irrungen und Mißgriffen" in der — fast zweitausendjährigen — „Übergangszeit" trage, aus der K. F. Wolff uns herausführen will. Den „Schlüssel" zu der neuen Entwicklungsperiode gibt nun aber Wolff in den folgenden Sätzen:

„Wo in aller Welt steht es nun geschrieben, daß die erobernde Führerrasse die Verpflichtung habe, den Besiegten nach einiger Zeit politische Rechte zu gewähren? Bildet nicht die Ausübung politischer Rechte einen Vorzug, der eben den Führerrassen biologisch zukommt? Wenn man aber im Namen der Menschlichkeit fordert, daß dem Bürger, der in einem Staate lebe, auch politische Rechte zuzuerkennen seien, denn es wäre unbillig, die Unterworfenen dauernd zu Menschen zweiten Ranges herabdrücken zu wollen, so liegt hier ein Verstoß gegen die Logik vor, nämlich eine Einbeziehung der politischen Rechte in die Menschenrechte. Diese beiden haben aber nichts miteinander zu tun ... Was haben nun mit diesen Menschenrechten irgendwelche politische Rechte zu tun? Nicht das Geringste; denn politische Rechte sind Herrschaftsrechte auf ein bestimmtes Landgebiet, sie stehen auch nicht in unseren Herzen geschrieben, sondern werden durch Krieg erworben; es sind Rechte, die erfochten werden müssen, Rechte der Führerrassen, Kriegerrechte, Siegerrechte. Nur Irrungen der Übergangszeit konnten die Sieger so verblenden, daß sie sich verpflichtet glaubten, den Unterworfenen Anteil an jenen Herrenrechten zu gewähren. Die natürliche Entwicklungsreihe aber ist folgende: Der Jäger der Vorzeit tötete die Besiegten, der Ackerbauer des Altertums machte sie zu Sklaven, der Kulturmensch der nächsten Zukunft wird ihnen alle Menschenrechte lassen, alle politischen Rechte jedoch versagen."

Über den vierten Punkt aber äußert sich wiederum der amerikanische Kriegshetzer Chapman folgendermaßen; und zwar auch im Jahre 1914 in seiner Schrift „Deutschland über Alles":

„Die guten Deutschen, die von Natur niemanden hassen, haben sich eine Religion des Hasses zu eigen gemacht. Je empfindsamer und idealistischer sie von Natur waren, um so perverser mußten sie jetzt werden. Ihr schon sehr reizbares Empfinden ging durch eine Schule

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Politikern ..... die sich ..... den Anschein zu geben wußten, sie lehrten die wahre ‚Realpolitik'."

Unter den von Baumgarten angeführten und von ihm als „alldeutsch" bezeichneten Äußerungen erscheinen die vier folgenden als diejenigen, die für die amerikanischen Kriegshetzer als Vorwände für die Aufstellung dieser vierten Behauptung gut benutzbar waren:

Ein Bericht der „Alldeutschen Blätter" über einen Vortrag eines Dr. Bernhard in Dortmund, von 1909:

„Die Phrasen von Völkerverbrüderung, ewigem Frieden, Pflege der Humanität wurden der verdienten Lächerlichkeit preisgegeben."

„Hammer" 1914, Bd. 2, Seite 340:

„Betrügt man nun nicht die deutschen Kindergemüter, wenn man ihnen schon in der Schule von allen fremden Völkern lehrt: Es sind Menschen wie wir?"

Drittens gehört hierher der durch Zitierung der „Alldeutschen Blätter" belegte Satz bei Baumgarten

„Unter Beifall des Alldeutschen Verbandes verurteilt der bei ihm hochangesehene Schulmann Professor Heinrich Wolf öffentlich ‚die Wahnidee des Gottesstaates und der einheitlichen Menschheit'."

Viertens: Medizinalrat Dr. W. Fuchs sagt in seiner im Jahre 1914 — vor dem Kriege — erschienenen Schrift „... weil wir nicht kriegsbereit sind!" (Berlin, Verlag C. A. Schwetschke & Sohn) auf Seite 14:

„Und deshalb ist die deutsche Forderung des Tages: Propädeutik der Volksseele! Die Familie an die Front! Der Staat muß folgen, zunächst in der Schule, dann in der äußeren Politik. Erziehung zum Haß! Erziehung zur Hochachtung des Hasses! Erziehung zur Liebe zum Haß! Organisation des Hasses! Fort mit der unreifen Scheu, mit der falschen Scham vor Brutalität und Fanatismus! Auch politisch gelte das Wort Marinettis: ‚Mehr Backpfeifen, weniger Küsse!' Wir dürfen nicht zögern, blasphemisch zu verkündigen: ‚Uns sind gegeben Glaube, Hoffnung und Haß! Aber der Haß ist der größte unter ihnen'."

(Die hier gesperrten Worte sind auch in der Schrift von Dr. Fuchs, selbst gesperrt.)

Dieses Zitat ist in Nordamerika besonders verbreitet worden von dem amerikanischen Kriegshetzer Beck in seiner Schrift „The evidence of the case".

Baumgarten schildert außerdem dann noch dies: Jene kriegshetzerischen nordamerikanischen Schriftsteller werfen weiter die Behauptung in ihr Volk, die alldeutsche — von ihnen, wie gesagt, bösgläubig als gesamtdeutsch ausgegebene — Richtung bedrohe die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit einem Angriffskriege. Woraus dann am 29. September 1916 die New-York-Times die Nutzanwendung zogen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Sie können sich über die Bedeutung des europäischen Krieges für die Vereinigten Staaten klar werden, und was jeder Sieg der Alliierten für ihr Land bedeutet."

Unter den von Baumgarten angeführten und von ihm als „alldeutsch" bezeichneten Äußerungen erscheinen die beiden folgenden als diejenigen, die für die amerikanischen Kriegshetzer als Vorwände für die Aufstellung jener Behauptung gut benutzbar waren.

Dr. Karl Eisenhart, „Die Abrechnung mit England", München, bei J. F. Lehmann. — Baumgarten berichtet von den Seiten 73 bis 74 dieser Schrift:

„Eisenhart malt sich mit möglichst beleidigenden Zutaten aus, wie die Vereinigten Staaten sich der schwersten Demütigung durch Deutschland ohne Krieg unterwerfen, denn: ‚trotz aller großen Worte wußte man in Washington, daß man einen Seekrieg mit Deutschland nicht führen könne —!'"

Weiter berichtet dann Baumgarten hierzu über einen Aufsatz „Furor teutonicus", den im Juli 1915 Kurd v. Strantz, langjähriges Vorstandsmitglied des Alldeutschen Verbandes, geschrieben hat. In diesem Aufsatze fordert v. Strantz die „dreißig Millionen Deutschen" in den Vereinigten Staaten auf, „mit der Faust" zu Deutschlands Gunsten einzugreifen und sich — mit Hilfe der Iren — staatlich selbständig zu machen. Zwischen dem Deutschen Reiche und den Vereinigten Staaten bestand damals Friedenszustand, und das Deutsche Reich hatte damals bekanntermaßen das größte Interesse daran, daß dieser Friedenszustand jedenfalls so lange aufrecht erhalten werde, bis gewisse andere internationale Dinge zu unsern Gunsten geregelt waren.

* * *

Beurteilungsgrundsätze.

Der natürliche Maßstab für die Kritik der Flugschrift Baumgartens scheint mir gegeben durch die folgenden drei Fragen:

Erstens: Hat Baumgarten bewiesen, was er behauptet?

Zweitens: Ist die Veröffentlichung politisch nützlich?

Drittens: Wie ist die Flugschrift sprachlich und technisch zu beurteilen?

* * *

Urteil.

Die beiden ersten Fragen bejahe ich.

Zum Ersten: Baumgarten hat wirklich bewiesen, was er behauptet: Einmal, die von Baumgarten gegebenen zahlreichen Anführungen aus den oben genannten kriegshetzerischen nordamerikanischen Schriftstellern — Anführungen, von denen ich nur einen kleinen Teil wiedergegeben habe, und die man im übrigen bei Baumgarten selbst nachlesen wolle — lassen keinen Zweifel darüber, daß es eben

die alldeutsche Bewegung ist, die von den amerikanischen Kriegshetzern als Vorwand für ihre Zwecke benutzt wird. Als weitere amerikanische Männer der Öffentlichkeit, die mit dem gleichen Vorwande in dem gleichen Sinne gearbeitet haben, hätte Baumgarten zum Beispiel noch hinzufügen können: F. W. Whitridge, Morton Prince und Theodor Roosevelt*). Daß aber ferner die von Baumgarten angeführten, und von ihm als „alldeutsch" bezeichneten, Äußerungen objektiv geeignet waren, den amerikanischen Kriegshetzern einen Vorwand für ihre unheilvolle Tätigkeit zu geben, ist nach dem Wortlaute dieser Äußerungen ebenfalls ohne weiteres klar. Ich bemerke, daß ich auch von diesen Zitaten Baumgartens selbstverständlich nur einen Teil wiedergegeben habe, den Rest wolle man auch hier bei ihm selbst nachlesen.

So bleibt noch zu erörtern, ob Baumgarten recht hat, wenn er behauptet, daß die Urheber dieser Äußerungen der alldeutschen Bewegung angehören. Ich halte diesen Beweis ebenfalls für geführt. Bei den von mir wiedergegebenen Äußerungen steht es damit so: Die Äußerungen von A. F. Wolff und von dem Schulmanne Heinrich Wolf sind ja dem verbandsamtlichen Organ „Alldeutsche Blätter" selber entnommen. Kurd v. Strantz war lange Zeit Vorstandsmitglied

*) Ob Wilson selbst zu den Kriegshetzern gehört, oder zu denen, die von diesen verhetzt worden sind, darüber gibt es zwei Meinungen. Hat die Meinung recht, die das Erstere behauptet, so ist alles, was Wilson früher, zum Beispiel in Cincinnati, über die „Gesellschaft der Nationen", zu der man kommen müsse, gesagt hat, Heuchelei gewesen. Wer meine Aufsätze gelesen hat, weiß, daß ich diese Meinung nicht teile, und Wilson also für verhetzt halte. Auch so gilt für ihn das, was der nationalliberale Reichstagsabgeordnete Schiffer am 8. April in der Morgen-Ausgabe der „Berliner Börsenzeitung" geschrieben hat:

> „Die Menschheit ist aus den Fugen gegangen, aus dem Geleise geraten und findet aus Mord und Brand, aus Lug und Trug, aus Haß und Wahnsinn den Weg nicht mehr zur Menschlichkeit zurück.
>
> Einer hätte ihn weisen können. Einer schien berufen, all dem Unheil das Ende zu bereiten, aus Jammer und Elend seine Mitmenschen wieder zu Ruhe und Frieden zu bringen. Eine Aufgabe wäre ihm beschieden gewesen, wie sie kaum je einem Sterblichen zugefallen war. Als ein Erlöser aus Not und Tod wäre er begrüßt worden, hätte er in der Geschichte fortgelebt und nicht bloß sich, sondern auch seinem Volke Ehre und Ruhm und einen auf Sittlichkeit und Dankbarkeit begründeten Vorrang gesichert. Herr Wilson hat es anders gewollt, hat in unbegreiflicher Verblendung von sich gewiesen, was ein gütiges Schicksal ihm bot, und hat es vorgezogen, von der Höhe, auf die es ihn weit über alle Kämpfenden gestellt hatte, in den Staub der Kampfgefilde herabzusteigen ... Was er sich und seinem Volke damit angetan hat, wird einst die Geschichte beurteilen, die zugleich feststellen wird, daß in der Hauptsache Amerika nur sich, nicht uns geschadet hat."
>
> D. Verf.

des Alldeutschen Verbandes. Houston Stewart Chamberlain ist in den Verband eingetreten, unmittelbar nachdem er, während des Weltkrieges, die englische Staatsangehörigkeit aufgegeben und die deutsche erworben hatte. Der Herausgeber der Zeitschrift „Hammer" ist Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses des Alldeutschen Verbandes. Die Zeitschrift „Der Volkserzieher" hat sich erst kürzlich (am 28. Januar 1917) selbst als alldeutsch bezeichnet; die Zeitschrift „Upland" wiederum steht mit dem „Volkserzieher" in ganz enger Verbindung. Daß die Zeitschrift „Heimdall" dem alldeutschen Gedankenkreise angehört, ergibt sich aus den „Alldeutschen Blättern" von 1914, Seite 372. Die Schrift des Dr. Karl Eisenhart ist in dem offiziellen alldeutschen Verlage J. F. Lehmann in Münschen erschienen. Was endlich Herrn Medizinalrat Dr. Fuchs angeht, so ergibt sich seine Zugehörigkeit zu den alldeutschen Gedankenkreisen aus einem Aufsatz in der „Post", den er dort im Januar 1912 veröffentlicht hat, zu einer Zeit, wo deren damaliger Hauptschriftleiter und Verleger zum Vorstande des Alldeutschen Verbandes gehörte; ein, den Äußerungen des Medizinalrates Dr. Fuchs in der Sache verwandtes, Lob des Hasses ist übrigens auch auf dem alldeutschen Verbandstage von 1913 ausgesprochen worden. (Vgl. „Alldeutsche Blätter" 1913, Seite 328.) — Der gleiche Beweis läßt sich auch für den (oben von mir nicht wiedergegebenen) Rest der von Baumgarten zitierten aus Deutschland stammenden Äußerungen führen, der großenteils unmittelbar aus den „Alldeutschen Blättern" entnommen ist. — Und übrigens nimmt, wie zu dieser ganzen Beweisfrage Baumgarten mit Recht hervorhebt, der offizielle „Alldeutsche Verband" alles, was seinen Gedankenkreisen angehört, ganz ausdrücklich als sein eigenes Werk in Anspruch: In der Flugschrift Nr. 8 des Verbandes („Der Alldeutsche Verband, seine Geschichte, seine Bestrebungen und Erfolge" von Hugo Grell) heißt es auf Seite 17

> „Die ganze alldeutsche Bewegung, welche ins Werk gesetzt zu haben das alleinige Verdienst des Alldeutschen Verbandes ist ..."

Zu bemerken ist, daß Baumgarten in einer Einzelheit einen Fehler macht: Auf Seite 25/26 seiner Flugschrift führt Baumgarten unter den aus Deutschland stammenden, von ihm als alldeutsch angesehenen, Schriften, die den Amerikanern einen Vorwand gegeben hätten, zu behaupten, die Deutschen hielten sich für ein „auserwähltes Volk", auch Houston Stewart Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" an und besonders auch den Satz aus diesem Werke

> „Wirkliche Geschichte beginnt erst von dem Augenblicke an, wo die Germanen mit kraftvollen Händen die Erbschaft des Altertums antreten."

Baumgarten hätte aber hervorheben müssen, daß diese Äußerung Chamberlains und überhaupt dessen ganze „Grundlagen" objektiv

nicht geeignet sind, um dem betreffenden Amerikaner (es ist Beck) einen Vorwand für jene Behauptung zu geben: Die Germanentheorie, die Chamberlain in seinen „Grundlagen" verficht, ist weder eine Selbstverherrlichung der Deutschen, noch hat sie an sich mit den alldeutschen Lehren und Zielen das Mindeste zu tun. Sie umfaßt und verherrlicht (wie schon die sprachliche Bedeutung des deutschen Wortes „Germanen" zeigt und wie Chamberlain fast auf jeder Seite der „Grundlagen" ausspricht) genau so gut die Skandinavier und die Angelsachsen, also auch die Engländer und Nordamerikaner, wie die Deutschen. Ja, sie umfaßt sogar, da Chamberlain in seinen „Grundlagen" das Wort „Germanen" in der Regel im Sinne von „Slavo-Kelto-Germanen" braucht, auch große Teile des russischen und französischen Volkes — ganz abgesehen davon, daß ja auch in diesen Völkern, wie auch in den Südeuropäern, große Massen eigentlich germanischen Blutes vorhanden sind, was Chamberlain in den „Grundlagen" selbst stets hervorhebt. (Chamberlain war übrigens, als er die „Grundlagen" schrieb, noch englischer Staatsangehöriger und dementsprechend damals noch gar nicht Mitglied des Alldeutschen Verbandes.) Der kriegshetzerische Amerikaner Beck verwechselt infolge mangelhafter Kenntnis der deutschen Sprache hier offenbar das deutsche Wort „Germanen" und dessen weite Bedeutung mit dem englischen Worte „Germans", das bekanntlich nur „Deutsche" bedeutet. Richtig ist allerdings, daß Chamberlains Germanentheorie von alldeutscher Seite des öfteren, unrichtigerweise und ohne jede Grundlage in Chamberlains eigenen unmißverständlichen Ausführungen in den „Grundlagen", so benutzt worden ist, als bezöge sie sich nur auf die Deutschen. — Für Baumgartens Beweisgang bedeutet dieser von ihm gemachte Fehler allerdings nichts weiter, als daß in der überwältigenden Zahl von Urkunden, mit denen er seine Behauptungen belegt, eine einzige unbrauchbar ist. Die Wucht des von ihm geführten Beweises leidet darunter nicht.

Zum Zweiten: Baumgartens Veröffentlichung ist politisch nützlich.

Einmal in ihrer möglichen Wirkung auf das Ausland. Das wäre dann nicht der Fall, wenn die von Baumgarten angeführten Äußerungen irgendwo im Auslande heute noch unbekannt wären. Aber das sind sie eben leider nicht: die ganze Ententepresse, und zwar die englische und französische genau so gut wie die amerikanische, geht seit langem damit hausieren und gibt diese Äußerungen verkehrterweise als die Meinung des deutschen Volkes aus. Und die neutrale Presse, zum Beispiel die holländische, macht es leider genau so. — Daher kann es in der Wirkung auf die Neutralen und ebenso auf diejenigen, an Zahl immer wachsenden, Menschengruppen in den Ländern unsrer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Feinde, die die Wahrheit sehen wollten, nur nützlich sein, daß ein Mann von der geistigen Bedeutung und von der öffentlichen Stellung Otto Baumgartens so scharf von diesen Dingen abrückt und so scharf betont, daß die Alldeutschen nicht das Recht haben, im Namen des deutschen Volkes zu sprechen.

Nützlich ist aber Baumgartens Veröffentlichung ebenfalls für unser eigenes Volk; wir können vieles aus Baumgartens Flugschrift lernen. Unter anderm Dies:

Wir können daraus lernen, w i e recht Bismarck hatte, als er sagte, daß jedes Volk schließlich die Kosten für die Fensterscheiben bezahlen muß, die seine Presse eingeworfen hat. Es ist diesmal sehr offensichtlich, daß die „New York-Nation" leider recht hat mit ihrer von Baumgarten angeführten Äußerung, die schon im Oktober 1914 feststellte, daß diese Dinge

> „Deutschland mehr Schaden getan haben als zehn feindliche Armeekorps".

Wir können weiter aus Baumgartens Flugschrift lernen, daß einem Volke solche Fensterscheiben-Rechnungen nicht nur für das vorgelegt werden, was seine große Tagespresse verfehlt hat, sondern genau so gut für das, was kleine, ihm selbst oft kaum bekannte, Zeitschriften, Broschüren oder Schriftsteller getan haben. Wie Wenige bei uns kannten bisher Herrn K. F. Wolff, und wie wenige Deutsche vollends werden bisher von Herrn Medizinalrat Dr. Fuchs auch nur etwas gehört haben! Aber die uns feindlich Gesinnten im Auslande kannten, lasen und — benutzten sie; und leider kam es nur darauf an, was d i e taten.

Und wir können zum Dritten daraus lernen, daß die Rechnung oft erst nach Jahrzehnten vorgelegt wird: Die Schrift des Dr. Eisenhart zum Beispiel stammt aus dem Jahre 1900! Aber jetzt, während des Weltkrieges, wird sie von dem amerikanischen Kriegshetzer W. T. Arnold gegen uns verwendet. Die Rechtswohltat der Verjährung ist für die Wirkung schädlicher Veröffentlichungen leider noch nicht eingeführt.

Und aus Alledem werden wir dann hoffentlich den Schluß ziehen, daß Carlyles Forderung, es solle ein jeder Schriftsteller seine Feder erst in sein Gewissen und dann erst in die Tinte tauchen, doppelt und dreifach für den gilt, der über Dinge schreibt, die das Verhältnis seines Vaterlandes zum Auslande beeinflussen können.

Und wir werden schließlich wohl auch Das daraus lernen, daß eine Realpolitik die sich auf die w a h r e Wirklichkeit der Dinge aufbauen will, und nicht nur auf die künstlich zurechtgemachte Wirklichkeit der Dinge, die gewöhnlich Denen den Blick verbaut, die sich heute bei uns

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit Vorliebe „Realpolitiker" nennen — daß eine solche echte Realpolitik wissen muß, wie ungemein wirkliche und wirksame Dinge in der Welt die Ideale der „Menschheit", der „Menschheitskultur" und der „Freiheit" sind. Und daß man daher uns feindlich gesinnten Hetzern eine furchtbare Waffe in die Hand spielt, wenn man ihnen Vorwände dafür gibt, ihren Völkern vorzuspiegeln, wir Deutschen seien Feinde dieser Ideale. Daß mithin bei uns nie eine bessere und echtere Realpolitik getrieben worden ist, als durch die Kanzlerrede vom 9. November, durch die Deutsche Tat vom 12. Dezember, durch den zur Vorbereitung dieser Tat an den Kanzler gerichteten Kaiserbrief und dessen Veröffentlichung, und durch die Osterbotschaft des Kaisers.

Schriftstellerisch und technisch hat Baumgartens Flugschrift gewisse Mängel. Mich wenigstens befriedigt ihr Aufbau nicht völlig; es bedarf nicht unerheblicher Gedankenarbeit — ich hoffe sie den Lesern des „Vortrupp" durch die „Inhaltsangabe" erleichtert zu haben —, um den Beweisgang des Verfassers wirklich zu verstehen, und diesen Beweisgang dann allerdings als richtig zu erkennen. Das liegt daran, daß zwar jedes Beweisstück für jeden von dem Verfasser ausgesprochenen Satz vorhanden ist, daß aber die Beweisstücke, wenigstens meiner Meinung nach, oft nicht an der Stelle stehen, wo sie stehen sollten. Die Arbeit des Lesens der Flugschrift wird auch dadurch erschwert, daß eine klare, in die Augen fallende, drucktechnische Unterscheidung fehlt zwischen dem, was eigene Ausführung des Verfassers und dem, was Zitat ist. Bei den Zitaten sähe ich oft Jahrgang, Erscheinungsjahr und Seitenzahl gern noch genauer angegeben. Ein sehr sinnstörender Druckfehler geht durch die ganze Zeile 4 auf Seite 27, ein störender Druckfehler steckt auch in der Zitierung des Jahrganges und der Seitenzahl am Ende des ersten Absatzes auf Seite 29.

Aber das sind Nebensächlichkeiten, gemessen an der sachlichen Bedeutung der Flugschrift, von deren reichem Inhalte meine „Inhaltsangabe" nur das Allerwesentlichste gibt. Wegen dieser sachlichen Bedeutung ist der Flugschrift Baumgartens die weiteste Verbreitung zu wünschen: in Deutschland und im Auslande.

Das gleichzeitig in demselben Verlage erschienene zweite Heft der Wenckschen Schriftenreihe ist verfaßt von Joachim Kühn und heißt „Französische Kulturträger im Dienste der Völkerverhetzung".

Fidelis.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kriegsbeschädigtenfürsorge.

II.

Berufsschulung, Berufsumschulung und Arbeitsvermittlung.

In engster Verbindung mit der Berufsberatung steht die zweite große Aufgabe der Fürsorge, die Berufsschulung und -umschulung. Gestreift wurde dies Gebiet schon bei der Berufsberatung ungelernter Arbeiter. Der Unterricht der Kriegsbeschädigten war in der ersten Zeit der Fürsorge ihr am auffälligsten hervortretender Teil. Es lag nahe, die brachliegende Zeit der Verwundeten mit wertvollem Inhalt durch Unterricht zu füllen. So entstanden wenigstens bei den größeren Fürsorgestellen zahlreiche Unterrichtskurse, deren Leitung in erster Linie Gewerbe- und Volksschullehrer freiwillig und ehrenamtlich übernahmen. Die Chefärzte der Lazarette förderten vielfach die gute Sache, denn die geistige Anregung wirkte vielfach wohltuend auf das körperliche Befinden der Kranken. Die Unterrichtskurse waren teils allgemeiner, teils fachlicher Natur, teils lehrten sie Einzelfertigkeiten wie Stenographie und Maschinenschreiben. Die Kurse waren größtenteils offen, d. h. sie führten nicht zu einem bestimmten Abschluß. Die Schuld daran trug ein Fehler, der dem Unterricht der Kriegsbeschädigten zuerst anhaftete, indem man nicht unterschied zwischen wieder dienstfähig werdenden und dauernd untauglichen Kriegsbeschädigten. Das brachte viel Unruhe mit sich: wer heute noch in der Klasse saß, war morgen schon auf der Fahrt zu seinem Ersatzbataillon. Abmeldungen erfolgten meistens nicht; auch wurde der für den Unterricht gewährte Urlaub nicht selten mißbraucht. Erst nachdem der genannte Unterschied, der übrigens keineswegs leicht zu ziehen ist, genügend beachtet wurde, hat der Unterricht eine ruhigere Entwicklung genommen und bessere Früchte eingetragen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß bei vielen Fürsorgestellen die Tendenz beobachtet wird, die theoretischen Kurse zugunsten praktischer Arbeit einzuschränken und den Unterrichtszweig der Fürsorge auf das ihm gebührende Maß zurückzuschneiden.

Unter den Allgemeinkursen seien genannt die für Schönschreiben, Deutsch, bürgerliches Rechnen und einfache Buchführung. Sie kommen in erster Linie in Betracht für ungelernte Arbeiter, die infolge schwerer Beschädigung selbst für industrielle Teilarbeit nicht mehr geeignet sind und als Werkstattschreiber oder Werkzeugausgeber Verwendung finden sollen. Ferner nehmen an den Allgemeinkursen mit Vorteil schwer beschädigte gelernte Leute teil, die nach dem Ergebnis der Berufsberatung aus ihrem Berufe ausscheiden müssen, auch in einem verwandten Beruf nicht mehr unterzubringen, sondern für die Erteilung des Anstellungsscheines vorgeschlagen sind. Endlich ist die Teilnahme an Allgemeinkursen zu empfehlen für staatliche Arbeiter, die nach vorliegenden Erklärungen ihrer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vorgesetzten Behörden Aussicht haben, in Unterbeamtenstellen aufzurücken. Ausnahmefälle können immer berücksichtigt werden. So hat z. B. ein von deutsch-russischen Eltern abstammender Gefreiter, der Analphabet war, während seines Lazarettaufenthaltes noch leidlich Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt.

Fachklassen sind fast in der Vollständigkeit einer gut ausgebauten Gewerbeschule vorhanden. Es gibt solche für Maurer und Zimmerleute, Schlosser, Maschinenbauer, Klempner, Mechaniker, Tischler, Maler, Uhrmacher, für die graphischen Gewerbe u. a. m. Eine besonders wertvolle Bereicherung hat der Kriegsbeschädigtenunterricht in Altona durch die Errichtung einer Abteilung für Elektrotechnik erfahren. Zweck der elektrotechnischen Kurse ist es nicht, aus ungelernten Leuten Elektrotechniker zu machen, sondern Elektotechniker, die infolge ihrer Arm- und Beinbeschädigung in ihrer Berufsausübung mechanisch beschränkt sind, durch praktisch-theoretische Schulung instand zu setzen, daß sie mit dem Kopfe leisten, was an Handgeschick verloren gegangen ist. Die Gelegenheit zu gründlicher Ausbildung wird begierig ergriffen und hat bisher fast ausnahmslos zum Erfolg geführt. Weiter ist ein Hauptzweck der elektrotechnischen Abteilung die Ausrüstung kriegsbeschädigter Maschinenbauer, Schlosser, Stellmacher und ähnlicher Berufsangehöriger mit elektrotechnischen Kenntnissen für ihren Beruf. Für den Schlosser, der U-Boote baut, wie für den Schmied und Stellmacher, der die Dynamomaschine auf dem Gutshofe wieder in Ordnung bringen soll, ist die elektrotechnische Kenntnis von täglich wachsendem Wert. Dazu bietet die theoretisch-praktische Ausbildung von schwer amputierten, hauptsächlich einarmigen Monteuren und Hilfsmonteuren die Möglichkeit, als Zählereicher oder Zählerkontrollbeamte bei den großen Elektrizitätswerken ein lohnendes Brot zu finden, das in keiner Weise nach Gnadenbrot schmeckt.

Die kaufmännischen Kurse bedürfen einer besonders sorgfältigen Leitung. Sie müssen streng fachlich gehalten werden; jedenfalls ist es ein Mißgriff, der sich gewöhnlich später sehr rächt, wenn man einem Kriegsbeschädigten ohne kaufmännische Lehrzeit und ohne enge Beziehung zum Kaufmannsstande durch Aufnahme in die Kurse glauben macht, daß er nach kürzerem oder längerem Besuch als vollwertige Kraft im kaufmännischen Beruf Stellung finden wird. Der Kaufmannsstand hat nicht viel offene Stellen für diese ungelernten Kriegsbeschädigten.

Ein Wort muß hier noch Platz finden über die Einzelfertigkeiten. Linksschreiben ist natürlich immer erforderlich, wo die rechte Hand verloren gegangen oder gebrauchsunfähig geworden ist. Stenographie und Maschinenschreiben sind gewiß nützlich und manchmal auch notwendig, aber man hüte sich vor der Annahme, daß der Kriegsbeschädigte, der sonst nichts gelernt hat, mit der Beherrschung der Schreibmaschine und der Stenographie für einen schreibenden Beruf geschickt ist. Der Unterricht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Maschinenschreiben hat schon manchen Kriegsbeschädigten in die Irre geführt, vor der er nur bewahrt bleibt, wenn ihn die Berufsberatung rechtzeitig und rückhaltlos aufklärt.

Die Fachkurse verlangen, wenn sie Nutzen haben sollen, einen bestimmten Abschluß, der bei einigen, wie bei den Meisterkursen, durch eine besondere Prüfung bewirkt wird. Die militärische Fürsorge fördert die Fachausbildung, indem sie in der Regel die Entlassung des Kriegsbeschädigten aus dem Heere nicht eher ausspricht, als bis der Abschluß erreicht und die Unterbringung in einer Arbeitsstelle gesichert ist. Das ist überaus wertvoll, weil damit die wirtschaftliche Sicherstellung während der Ausbildungszeit gegeben ist. Andrerseits darf aus erklärlichen Gründen die Entlassung nicht über das gebührliche Maß hinausgeschoben werden. Dauert die Ausbildung voraussichtlich über den Zeitpunkt der Entlassung hinaus, so gibt die militärische Fürsorge der bürgerlichen nach vorheriger Verständigung die erforderliche Zeit, um den Kriegsbeschädigten während der Ausbildung wirtschaftlich sicher zu stellen. Bei richtigem Zusammengehen ist auf diese Weise fast immer die Sache des Kriegsbeschädigten zu einem guten Ende zu führen.

Erheblich schwieriger gestaltet sich die Frage der Ausbildung, wenn die Berufsberatung die Notwendigkeit eines mehrjährigen Fachschulbesuches erkannt hat, wie das vorkommen kann bei Schlossern und Maschinenbauern, Maurern und Zimmerleuten, Malern und Kunstgewerblern, Seeleuten u. a. Neben der Vorbildung und der geistigen Befähigung muß die wirtschaftliche Frage besonders sorgfältig geprüft werden, damit der Schulbesuch nicht aus Mangel an Mitteln vorzeitig abgebrochen werden muß. Zwar gewähren die Regierungen auf Ansuchen der Fürsorgestellen Schulgelderlaß, wie sie selber vielfach die Lieferung der nötigen Lehrmittel übernehmen. Aber ohne einen Aufwand von mindestens 100 M. monatlich für Kost, Wohnung und Kleidung ist der Fachschulbesuch wohl in keiner Stadt Deutschlands mehr durchzuführen. Die militärische Rente erreicht diesen Betrag nur in seltenen Fällen, die ausnahmslos sehr schwere Verletzungen betreffen. Es entsteht daher den bürgerlichen Fürsorgestellen die Aufgabe, die noch fehlenden Mittel zu beschaffen. An dieser Stelle haben die Renten und Zuschüsse von den Landesversicherungsanstalten und der Reichsangestelltenversicherung in großem Segen gewirkt, ebensosehr die Stipendien, die von Gemeinden, Handels- und Handwerkskammern bereitgestellt wurden, und die Zuwendungen, die von Vaterlandsfreunden für das Wohl der Kriegsbeschädigten gestiftet worden sind. — Erwähnenswert ist, daß benachbarte Fürsorgestellen, wie z. B. in Hamburg und Altona, über ihre kriegsbeschädigten Fachschüler das Abkommen getroffen haben, daß sie im Wege der Gegenseitigkeit Schulgeld- und Lehrmittelfreiheit gewähren. Es wäre gewiß von Vorteil,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn ein ähnliches Vertragsverhältnis zwischen allen größeren Landesfürsorgestellen geschaffen werden würde.

Eine besondere Beachtung verdienen in der Kriegsbeschädigtenfürsorge die kaufmännischen und handwerklichen Lehrlinge, die vor Beendigung der Lehrzeit in das Heer eingetreten sind. Sie sind zwei Jahre oder noch länger im Felde gewesen, als gereifte Menschen zurückgekehrt und haben vielfach die Lust verloren, in die alte Lehrstelle zurückzukehren. Ihnen gegenüber muß die Fürsorge mit allem Nachdruck erreichen, daß sie ihre Lehrzeit abschließen, wenn sie körperlich und geistig noch dafür geeignet sind, oder daß sie in einen verwandten gelernten Beruf übergehen. Die Handels- und Handwerkskammern haben alles Entgegenkommen zugesagt, das dringend nötig ist, damit der Stamm an gelernten Leuten in Zukunft nicht leidet. Die Fürsorgestellen müssen vor allen Dingen rechtzeitig eingreifen, die Berufswahl leiten oder prüfen und dem kriegsbeschädigten Lehrling die wirtschaftlichen Sorgen für die Zeit der Lehre abnehmen. Dann gelingt es fast immer, ihn vor dem Hinabsinken zum ungelernten Arbeiter zu bewahren. —

Die dritte große Aufgabe der Fürsorge, die sich entweder unmittelbar an die Berufsberatung oder an die Berufsausbildung anschließt, ist die Arbeitsvermittlung. Der Arbeitsnachweis der Fürsorge wird voraussichtlich die meisten anderen Fürsorgeeinrichtungen überleben; denn die Berufsberatung und Berufsausbildung werden ein gut Teil ihrer Aufgaben erledigt haben, wenn der letzte Kriegsbeschädigte dieses Krieges den feldgrauen Rock abgelegt haben und wieder in das bürgerliche Leben zurückgekehrt sein wird. Unzweifelhaft hat der Kriegsbeschädigte ein Recht auf Arbeit, wie ebenso unzweifelhaft auf seiten der Arbeitgeber mindestens die moralische Verpflichtung zur Wiedereinstellung besteht, wenn nicht ganz besonders schwerwiegende Bedenken gegen den Kriegsbeschädigten vorliegen. Einen gesetzlichen Zwang zur Wiedereinstellung hat Österreich-Ungarn eingeführt. Er wurde auch in Deutschland erwogen, doch scheint für ihn kein allgemeines Verlangen vorhanden zu sein. Verlangen kann man aber, daß die staatlichen Betriebe so viele Kriegsbeschädigte wenigstens im Arbeiterverhältnis einstellen, als es die Sicherheit und Wirtschaftlichkeit der Betriebe irgendwie zulassen und daß Privatbetriebe, die für staatliche Aufträge arbeiten, einen bestimmten Hundertsatz von Kriegsbeschädigten dauernd beschäftigen. Tatsächlich hat sich eine Reihe wirtschaftlicher Verbände, darunter die größten industriellen Unternehmungen, bereit erklärt, wenigstens ihre eigenen Kriegsbeschädigten wieder aufzunehmen.

Handwerker, gelernte und ungelernte Industriearbeiter sind im allgemeinen am günstigsten zu versorgen. Die Rüstungsindustrie nebst ihren Nebenbetrieben und die Nahrungsmittelindustrie können zurzeit fast jede frei werdende Arbeitskraft aufnehmen. Auch nach dem Kriege

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird es den meisten deutschen Industrien an Arbeitsaufträgen nicht fehlen. Viel schlechter ist der Handlungsgehilfe gestellt. Wir wollen zwar die Redensart der Feinde über den „Krieg nach dem Kriege" nicht allzu ernst nehmen, aber es wird immerhin einige Jahre dauern, bis der deutsche Handel seine alten Zahlen in Einfuhr und Ausfuhr wieder erreicht haben wird. An unsern kriegsbeschädigten Handlungsgehilfen haben wir wahrscheinlich auf längere Zeit hinaus Bewerber genug für die im Handelsstand offenen Stellen, und eine Fürsorgestelle tut nicht ihre Pflicht, wenn sie nicht Angehörige anderer Berufe oder ungelernte Leute von dem Eindringen in den Kaufmannsberuf zurückhält.

Überaus schwer geschädigt ist durch den Krieg ohne Zweifel der kleine selbständige Gewerbetreibende sowohl aus dem Handels- wie aus dem Handwerkerstande. In diesen Betrieben war gewöhnlich der Inhaber zugleich der erste Verkäufer und der Meister sein erster Geselle. Viele Geschäfte dieser Art liegen still seit Kriegsbeginn. Einem Kriegsbeschädigten ist es wahrhaftig nicht leicht, wieder Leben hineinzubringen. Seine Zugehörigkeit zur Landesversicherungsanstalt hat er meistens aufgegeben, von dort her kann ihm nicht geholfen werden. Und doch wäre es nicht zu verantworten, wenn der wertvolle Bestandteil des arbeitenden Volkes, der durch die selbständigen Gewerbetreibenden gebildet wird, durch den Krieg, und besonders wenn Kriegsbeschädigung vorliegt, vernichtet werden sollte. Zwar sind in einzelnen Gemeinden Kriegsdarlehenskassen begründet worden, die dem Kleinhändler und Kleinhandwerker die Mittel zur Wiederaufnahme ihres Geschäftes geben, aber diese Grundlage ist viel zu schmal für die durchgreifende Hilfe an einer ganzen sozialen Schicht. Hier hat der Staat eine sehr ernste Pflicht, die zu erfüllen die ersten Schritte bereits getan sind durch die in Aussicht genommenen Reichsdarlehnskassen für Kriegsteilnehmer. Bedauerlich ist es, daß das Kapitalabfindungsgesetz für gewerbliche Betriebe nicht angewandt werden kann. Für den Kleingewerbetreibenden bleibt der Fürsorge meist nichts anderes übrig, als ihm nach Möglichkeit zur Wiedereröffnung seines Geschäftes behilflich zu sein, oder wenn das ganz unmöglich ist, ihn vorläufig in einem Zwischen- und Aushilfsberuf unterzubringen, bis bessere Zeiten kommen werden. Ähnlich ergeht es den Angehörigen der freien Berufe, Künstlern und Kunstgewerbetreibenden. Am besten ist es noch, wenn man, der Natur dieser Berufe folgend, sich vor jeder Verallgemeinerung hütet und jedem hilft, wie es gerade für ihn am zweckmäßigsten erscheint. — Die Unterbringung in Zwischenberufe ist auch da unvermeidlich — gewiß nicht zum Vorteil einer wirklichen Fürsorge —, wo in einem Orte die für ihn maßgebenden Beschäftigungsarten infolge des Krieges völlig oder fast völlig ruhen. So muß z. B. Hamburg viele seiner kriegsbeschädigten Hafenarbeiter einstweilen in Aushilfsberufen unterbringen, weil eben der Hafenbetrieb fast ganz still liegt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die landwirtschaftlichen Kriegsbeschädigten finden verhältnismäßig am leichtesten in ihrer Heimat eine bleibende Statt. Sofern eine Ausbildung an einer landwirtschaftlichen Fachschule vorangegangen ist, läßt sich die Stellenvermittlung sehr vorteilhaft mit der Leitung der Fachschule verbinden. Im übrigen halten die Haupt- und Provinzialfürsorgestellen mit den ihnen zugeordneten Kreisfürsorgestellen durch Austausch von Stellenlisten enge Fühlung miteinander. Ganz besonders notwendig ist es jedoch, daß bei der Arbeitsvermittlung langes Schreibwerk vermieden wird. Der Bauer ist nicht fürs Schreiben. Persönliche Vorstellung und sofortige Verhandlung von Mund zu Mund führen am schnellsten zum Ziele.

Wo öffentliche, gemeinnützige oder auch den großen wirtschaftlichen Verbänden angehörige Arbeitsnachweise bestehen, tut die Fürsorge gut daran, mit ihnen zusammenzuarbeiten. Die private gewerbsmäßige Stellenvermittlung schließt man am besten gänzlich aus, denn sie hat mehr Interesse an einem häufigen Stellenwechsel als an einer einmaligen Vermittlung in eine Dauerstellung. Regelmäßige persönliche Meldungen des stellungsuchenden Kriegsbeschädigten beim Geschäftsleiter der Stellenvermittlung sind eben so unerläßlich wie die persönliche Vorstellung bei Bewerbung um die offene Stelle. Der Arbeitgeber will den Kriegsbeschädigten erst sehen, ehe er ihn einstellt, und auch dieser muß an Ort und Stelle sehen und hören, welche Leistungen von ihm verlangt werden. Schriftliche Vermittlungen, namentlich solche nach auswärts, sind fast immer Schläge ins Wasser. Von den Behörden und öffentlichen Betrieben wie Post und Eisenbahn muß man erwarten, daß sie die nach Wiedereinstellung ihrer eigenen Kriegsbeschädigten noch offen bleibenden Stellen, die sich für Kriegsbeschädigte eignen, im Einvernehmen mit der Fürsorgestelle des Bezirks besetzen. Die eingehendere Kenntnis der Fürsorgestelle von der Persönlichkeit, den Fähigkeiten und der Vorbildung des Kriegsbeschädigten setzt sie instand, die geeigneten Leute vorzuschlagen. Für zahlreiche Gemeindeverwaltungen, wie für einige Post- und Eisenbahndirektionen besteht schon heute ein geregeltes Zusammenwirken mit der Fürsorgestelle. Aber keine, auch die sorgsamste Arbeitsvermittlung kann einen häufigeren Stellenwechsel völlig vermeiden: es bleibt immer möglich, daß der Kriegsbeschädigte trotz sorgsamer Auswahl der Arbeitsstelle, trotz eigenen Eifers, trotz seines Kunstgliedes und trotz allen Entgegenkommens seines Arbeitgebers seinen Platz nicht ausfüllt. Er muß auf einen anderen Platz gestellt werden, und das allein begründet die Notwendigkeit einer dauernden Fürsorge.

Und noch eins darf man nicht vergessen: viele Kriegsbeschädigte sind verheiratet; zu ihnen gehört eine ganze Familie, die durch die Verletzung ihres Oberhauptes oft schwerer getroffen wurde als dieses selbst. Die militärische Versorgung, die zumal unter den heutigen Verhältnissen nicht einmal für den Mann ausreicht, reicht ganz und gar nicht für die Familie.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hier taucht eine Unzahl von Fragen und Aufgaben der Kriegsbeschädigtenfürsorge auf, die an dieser Stelle nicht mehr besprochen werden können. Reform der gesetzlichen Bestimmungen unter Rücksicht auf Stand und Familie, Fürsorge für die Kriegsbeschädigten, die ohne eigentliche Verletzung an inneren Leiden erkrankt sind, Heilbehandlung in Verbindung mit der sozialen Versicherung, Berufsausbildung und Arbeitsvermittlung für die Frau des Kriegsbeschädigten seien als solche Aufgaben hervorgehoben. An vielen Stellen hat man diese Pflichten schon erkannt und ihre Erfüllung begonnen, aber alles wird Stückwerk bleiben, wenn nicht das ganze Gebiet der Kriegsbeschädigtenfürsorge, das in der Tat unser ganzes Volks- und Wirtschaftsleben durchdringt, eine reichsgesetzliche Regelung erfährt.

Wilhelm Vosgerau.

Die Zweikinderehe und ihre Bekämpfung.*)

Es wäre müßig, hier im Vortrupp über die Gefahren des Geburtenrückgangs viele Worte zu verlieren. Darüber, daß dringende Abhilfe geboten ist, sind wir ja wohl einig. Die geeigneten Mittel zu ergreifen, darf uns gewiß auch nicht die geschichtliche Lehre des alternden Römerreiches abhalten. Freilich scheinen dort, soweit aus dem Überlieferten überhaupt Schlüsse darüber möglich sind, die angewandten Mittel der Gesetzgebung ziemlich versagt zu haben; aber auf diesem Gebiete so wenig wie anderswo wäre es verständig, die Erfahrungen des einen Volkes einfach auf die anders gearteten Verhältnisse eines anderen zu übertragen. Vermutlich war das Übel in Rom schon zu tief eingefressen, die Gesellschaft schon allzusehr verdorben, als daß eine Abhilfe noch hätte frommen können; vielleicht auch waren die Mittel, die man dort anwandte, verfehlt oder unzulänglich, oder es ließ ihre Durchführung zu wünschen übrig. Hier sind so viele Ursachen des Fehlschlags denkbar, daß uns wahrlich die Erfahrungen des Römerreichs nicht berechtigen, entsagend — wie manche wollen — die Hände in den Schoß zu legen. Ein Volk, das eben erst den Ansturm einer Welt von Feinden standhaft überwunden und unanfechtbarste Beweise körperlicher und sittlicher Tüchtigkeit gegeben hat, gibt kein Recht dazu, an der Möglichkeit einer Vorkehr gegen Fortbestand und Umsichgreifen des Übels zu verzweifeln. Daraus ergibt sich unabweisbar die Pflicht, alle Mittel, die zur Verfügung stehen, plan- und kraftvoll anzuwenden.

*) Wir verweisen den Leser auch auf den nächstfolgenden Aufsatz (von Ernst Müller-Holm), der ebenfalls die Frage des Geburtenrückganges behandelt. Die Darlegungen beider Verfasser — in einzelnen Punkten übereinstimmend, in anderen einander widersprechend — enthalten, wie uns scheint, besonders beachtenswerte Vorschläge zur Lösung dieser wichtigen Volksfrage. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn ich im Folgenden von den wirtschaftlichen Gründen des Rückgangs allein zu sprechen habe und demgemäß von Abwehrmaßnahmen, die auf diesem Gebiete liegen, so geschieht dies, wie zu aller Vorsorge gesagt sein mag, mit nichten in dem Sinne, als wären mir die anderen Gesichtspunkte bedeutungslos. Der wirtschaftliche Grund des Geburtenrückganges ist nur einer der Gründe, wenn auch nach meiner Auffassung der wichtigste. Ich teile hier die Auffassung berufener Beurteiler der Frage. Es liegt aber auch wenig daran, ob wir auf diese Ursache das Hauptgewicht legen; denn daß sie neben den anderen von starkem Gewichte ist, wird niemand bestreiten.

In einem beachtenswerten Briefe des Oberstabsarztes Dr. von Niedner (der in den Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik 1. Jahrg. S. 47 abgedruckt ist), findet sich die feine Bemerkung: „Die Wurzeln jenes Übels liegen nicht im Notstand, sondern im Wohlstand des Volkes." Das Fortschreiten des Wohlstandes trägt in immer breitere Schichten des Volkes eine Erhöhung der Lebensbedürfnisse, und da — zumal bei dem immer stärkeren Abgehen von der urtümlichen Naturalwirtschaft — mit jedem neuen Kinde, mit jedem neuen Lebensjahr des Nachwuchses die Last des Haushaltes steigt, unter wachsenden Sorgen, unter Not und Entbehrungen, bei zahlreicherer Kinderschar selbst die Gefahr des wirtschaftlichen Rückganges und Verderbes, so wäre es zu verwundern, wenn sich nicht immer mehr der Übergang zur Zweikinderehe vollzöge und viele Ehen selbst unter dieser Kinderzahl blieben. Die Unterschiede benachbarter Einkommenschichten sind lange nicht so groß wie die wirtschaftlichen Gegensätze zwischen den Unverehelichten, der kinderlosen, der kinderreichen Familie. Darum der Ruf nach der Junggesellensteuer, die da und dort sogar schon Verwirklichung gefunden hat, freilich mit einer Zaghaftigkeit der Durchführung, die keine Wirkung üben kann, als daß sie Verärgerung in die Kreise der Betroffenen trägt. Mir scheint diese Ausführung des Gedankens einer Heranziehung der Unverehelichten unbeholfen und plump. Haben wir auch erkannt, daß hier einzusetzen ist und daß sich der Unverehelichte der durch die Jahrhunderte geheiligten wirtschaftlichen Vorzugsstellung fürder nicht mehr erfreuen darf, daß er also zu einem erklecklichen Ausgleiche der Familienlasten herangezogen werden muß, so gibt das noch kein Recht, ohne weitere Überlegung ihm eine irgendwie willkürlich bestimmte Steuer aufzulegen — als polizeiliche Strafe gewissermaßen dafür, daß er seine Pflicht gegenüber dem Vaterlande verabsäumt habe.

Der Ausgleich muß vielmehr auf eine andere Grundlage gestellt werden. Der Nachwuchs ist nicht eine Angelegenheit der einzelnen Ehe, sondern eine Lebensfrage der Gesellschaft, des Staates, des Volkes. Seine Schaffung in der möglichen Vollzahl und seine tüchtige Aufziehung ist von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

höchster Bedeutung für alle in gleicher Weise, also auch für jeden Unverehelichten und für jede Ehe, die — beklagt oder gewollt — kinderlos oder kinderarm geblieben ist. Darum muß die Last für die Erzielung und die Aufzucht des Nachwuchses wenigstens zu einem guten Teil auf die Schultern der Allgemeinheit gelegt werden, und es kann hierfür — unter vollständiger Ausschaltung jedes Gedankens an Strafe oder mittelbaren Zwang ins Ehejoch — nichts anderes ausschlaggebend sein als die ruhig abgewogene Prüfung der Leistungsfähigkeit eines Jeden.

Auf dieser Grundlage steht meine kürzlich im Buchhandel erschienene Schrift „Gesetzliche Zulagen für jeden Haushalt"*). Ich habe hier den von vielen Seiten geäußerten Gedanken der Gewährung von Beihilfen an kinderreiche Familien aufgenommen, habe aber versucht, die meist nur in unbestimmtester Form erhobene Forderung auf eine sichere Grundlage zu stellen, indem ich auf der Grundlage der erhobenen Familien- und Einkommensverhältnisse von rund 2000 Einkommenbeziehern einer Mittelstadt eine Reihe von Versuchsberechnungen durchgeführt habe. Meine Schrift bringt das Ergebnis dieser Berechnungen und stellt unter eingehender Erörterung der Einzelfragen den förmlichen Plan einer Familienbeihilfenordnung auf. Ein Anhang von 20 Zahlentabellen und Zeichnungen dient zur näheren Erläuterung.

In aller Kürze nur kann hier das Wesentlichste mitgeteilt werden. Doch wird es genügen, um sich ein ungefähres Bild von dem Plane zu machen.

Ich fordere nebeneinander mehrfache, teils fortlaufende, teils einmalige Beihilfen. Vor allem eine grundlegende „Haushaltungsbeihilfe" von jährlich 150 v. T. des Einkommens für jede Ehe; dann fortlaufende Beihilfen für jedes Kind (vom ersten an!), gestuft nach dem Alter und der Kostspieligkeit der Erziehung; erhöhte Sätze also für den Besuch von Mittel- und Hochschule. Ferner einmalige Zulagen für die Militärdienstpflicht des Sohnes und zur Ausstattung der heiratenden Tochter. Alle Beihilfen nach dem Verhältnisse der Einkommenshöhe, jedoch (mit Ausnahme der Haushaltungsbeihilfe) begrenzt nach Höchst- und Mindestbeträgen.

Ich war sorgsam bemüht, in den gewählten Sätzen nicht zu hoch zu greifen, nicht allein um nicht zu ganz ungeheuerlichen Bedarfszahlen zu kommen, sondern weil ich es aus sittlichen Gründen verwerfen würde, der Familie die Last der Kinderaufzucht ganz oder fast ganz abzunehmen. Trotz dieser bedachten Zurückhaltung komme ich freilich immer noch zu einer sehr hohen Bedarfszahl, die jedoch glücklicherweise etwas weniger schrecken wird, da uns die Kriegszeit an die hohen Zahlen gewöhnt hat. Jedenfalls könnten die Aufwendungen nicht auf dem gewöhnlichen Wege

*) Bei J. Heß in Stuttgart. 1.20 M.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Besteuerung gedeckt werden, vielmehr müßte, auch sachlich ganz angemessen, ein eigenes Umlegungsverfahren eingerichtet werden. Der nötige Gesamtbetrag würde genau verhältnismäßig auf sämtliche Einkommen der natürlichen Personen ausgeschlagen, jedoch in der Weise, daß von jedem Einkommen so viel unbelastet bleibt, als dem „notdürftigen Lebensunterhalt" entspricht. Diesen Einkommensteil setze ich durchweg (um zugleich den erheblichen örtlichen Verschiedenheiten der Lebenskosten gebührend Rechnung zu tragen) gleich dem Zweihundertfachen des ortsüblichen Taglohns eines erwachsenen männlichen Arbeiters.

Meine auf solchen Grundlagen durchgeführte Berechnung ergab eine Deckungsumlagenhöhe von 24 v. H.

Zum Schlusse mag ein Beispiel eine bessere Anschauung geben.

Nehmen wir ein Einkommen von 1000 M. an einem Orte mit einem Taglohnsatz von 3 M., dann beträgt die Deckungsumlage

$$(1000 - 200 \times 3) \times \frac{24}{100} = 96 \text{ M.}$$

Das Einkommen schwindet also zunächst einmal auf 904 M. Dieser Betrag ist zugleich das „berechtigte Einkommen" des Unverheirateten; denn für ihn bleibt es bei diesem Betrage, da er keine Familienlasten zu tragen hat, also natürlich auch keine Beihilfen bezieht. Ist der Einkommenbezieher verheiratet, so erhält er (ohne Rücksicht auf den Kinderstand) 150% des Roheinkommens als „Haushaltungsbeihilfe", hier also 150 M;. weiterhin erhält beispielsweise ein Familienvater mit Frau und fünf Kindern von 5, 7, 10, 11 und 14 Jahren (von denen keins eine Mittel- oder Hochschule besucht) weitere 390 M. als „Kinderbeihilfen".

Nach dieser Berechnung ergibt sich dann für folgende Roheinkommensbeträge, nämlich von

	M. 1000	2000	4000	6000
das „berichtigte Einkommen":				
a) des Unverheirateten zu	„ 904	1664	3184	4704
b) des kinderlosen Ehepaares zu	„ 1054	1964	3784	5604
c) jenes Familienvaters mit Frau und fünf Kindern zu	„ 1444	2359	4496	6672

Der Blick in die Zukunft ist uns versagt. Wird der schwere Ernst der Zeit die Kraft äußern, die geforderte Maßnahme — so oder in einer ähnlichen Form — durchzusetzen gegen die mancherlei Widerstände, auf die sie stoßen wird? Sei dem wie ihm wolle. Meine Pflicht war es, das für richtig und notwendig Erkannte zur Erörterung zu stellen. Die Pflicht der Allgemeinheit ist es, den Plan auf Güte und Durchführbarkeit zu prüfen.

A. Zeiler,
I. Staatsanwalt in Zweibrücken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Geburtenrückgang und seine Bekämpfung.

Es gibt in Deutschland immer noch Menschen, die mit Sorgen in die Zukunft schauen wegen unserer überquellenden Volksmenge, die ängstlich fragen: wohin mit dem Überschuß? Eine ganz andere Sorge beschäftigt aber die Männer vom Fach, die Statistiker. Diese wissen, daß wir für die Zukunft weit mehr auf ein Zuwenig an Menschen zu rechnen haben als auf ein Zuviel. Es ist nach den jüngsten Erfahrungen kein Zweifel mehr erlaubt, daß wir, wenn es so weiter geht wie bisher, in wenigen Jahrzehnten dieselben Erscheinungen haben werden wie in Frankreich: Stillstand, endlich Rückgang der Bevölkerung. Übrigens sei bemerkt, daß die Frage mit Sittlichkeit sehr wenig zu tun hat. Es hat sehr sittliche Völker und Zeitalter mit geringer Volksvermehrung gegeben und umgekehrt. Das übliche Gerede von dem „Verdorren des natürlich-sittlichen Empfindens" bei den Franzosen kann man sich deshalb ersparen, sonst müßte man dieselben absprechenden Urteile auf uns selber anwenden.

Über die Tatsache des Geburtenrückganges besteht bei den Statistikern kein Streit, wohl aber über ihre Ursachen. In dieser Hinsicht scheint mir die kleine Schrift von Felix Theilhaber „Das sterile Berlin" das Treffendste zu bieten. Das Buch gibt weit mehr als sein Titel verspricht, es handelt keineswegs bloß von Berlin, sondern von Deutschland überhaupt.

Hier zunächst einige Zahlen, um den Leuten, die der Sache noch fern stehen, zu zeigen, an welchem Abgrund wir uns bereits befinden. 1871 wurden in Berlin (bei einer Bevölkerung von 826 000) 29 100 Geburten gezählt, 1876 46 300, 1912 (bei 2 095 000 Einwohnern) 44 000). Die Fortpflanzung von 2 Millionen Berlinern ist heute geringer, als die von einer Million vor einem Menschenalter, obgleich auch diese schon ganz erheblich unter dem Durchschnitt des Landes stand. Die eheliche Fruchtbarkeit ist in besonders erschreckendem Maße heruntergegangen, weniger die uneheliche, die aber bekanntlich für die Zunahme der Bevölkerung weit weniger in Betracht kommt. 1872 kamen auf 1000 Ehefrauen noch 231 Geburten jährlich, 1876 gar noch 240, aber 1910 nur noch 90, 1912 ungefähr 80. Die eheliche Fruchtbarkeit ist in Berlin so niedrig, wie sonst in Europa nirgends, außer in Paris, selbst in Frankreich ist sie $1^1/_2$mal so groß wie in Berlin.

Nun ja, wird man erwidern, Berlin! Da drängt sich freilich alle Unsittlichkeit aus dem ganzen Reich zusammen. Aber sonst herrschen in Deutschland Gott sei Dank noch gesunde Zustände.

Ich bedaure dem Leser diesen Wahn benehmen zu müssen. Die verhältnismäßige Abnahme der Geburten ist eine allgemeine Erscheinung der Großstädte. Zum Beispiel hatte Hamburg 1890 559 000 Einwohner und 20000 Geburten, 1911 bei 945 000 Einwohnern war die Geburtenzahl dieselbe. In ganz Deutschland ist die Geburtenziffer im Sinken. Es wurden geboren auf 1000 Menschen: 1872 41,1, 1882 38,7, 1892 36,9, 1902 36,2,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1908 33, 1909 32, 1910 30,7, 1911 29,5, 1912 29,1. Die Abnahme seit 1908 steht also gerade beispiellos da. Das Erschreckende ist nicht das Sinken, sondern diese unheimliche Beschleunigung des Sinkens seit einigen Jahren.

Wohl haben wir noch einen beträchtlichen Überschuß an Geburten, aber keinen so großen mehr wie vor 10 Jahren, obgleich inzwischen unsre Volkszahl gewachsen ist. Unsre Zunahme wird immer langsamer. Man wird sagen: Nun, wenn wir nur zunehmen! Für den aber, der in die Zukunft blickt, ist nicht die Zunahme die Hauptsache, sondern die Geburtenziffer. Der Überschuß ist nur deshalb noch immer beträchtlich, weil die Sterblichkeit stark abgenommen hat. Unter 1000 Menschen starben 1876 noch 30,6, 1912 nur noch 16,4. Das ist ja an sich sehr erfreulich. Aber auf die Dauer kann die verringerte Sterblichkeitsziffer die Bevölkerungsziffer nicht oben halten, denn jene hat ihre Grenzen, die schon jetzt nahezu erreicht ist.

Aber die ländlichen Kreise! Die denken doch noch nicht an Beschränkung der Geburten! — Auch dieser Trost steht auf schwachen Füßen, auch auf dem Lande sind bereits die ersten Anfänge der Bewegung bemerkbar. Auf 100 verheiratete Männer, die in der Landwirtschaft beschäftigt waren, kamen 1894—96 20,3 Geburten, aber 1907 nur noch 18,8. Wären nicht die polnischen Landesteile, deren Geburtenzahl noch recht hoch ist, so würde auch die Statistik des flachen Landes ein trauriges Bild aufweisen. Denn stellenweise hat schon jetzt die Landbevölkerung die Berliner Richtung eingeschlagen.

Nun zu den Ursachen des Übels! Diese liegen — das hat Theilhaber nach meiner Meinung überzeugend nachgewiesen — in den wirtschaftlichen Zuständen. Es ist die bittere Sorge um die eigene Existenz und die Zukunft der Kinder, die die Ehegatten zur Beschränkung der Kinderzahl zwingt. Theilhaber zeigt, daß solche Kreise, die sich in der schwersten wirtschaftlichen Bedrängnis befinden, auch die kinderärmsten sind. Es sind dies nicht allein und nicht einmal vorwiegend die Arbeiter. Durch die moderne wirtschaftliche Entwicklung werden vielmehr die mittleren Beamten am schwersten getroffen. Hier fehlt der Nebenverdienst der Frau und der Kinder, wodurch sich manche Arbeiter über Wasser halten. Die Beamten können auch nicht die öffentliche oder private Wohltätigkeit in Anspruch nehmen, schon deshalb nicht, weil ihr Einkommen bekannt ist. Auch setzt ihre gesellschaftliche Stellung voraus, daß sie für ihre Kinder etwas tun. Bei den Lehrern herrschte nach Theilhabers Erhebungen die allerniedrigste Geburtenzahl. Dann folgen die Vertreter der akademischen Berufe, wo oft unter einer glänzenden Außenseite sich die Sorge birgt. Auch die kaufmännischen Angestellten schneiden schlecht ab, schon besser die selbständigen Kaufleute. Am fruchtbarsten waren die niederen Beamten und besonders die Arbeiter, bei diesen hatte die Hälfte der Ehen noch 3 Kinder, 27% hatten 7 und mehr Kinder. Aber die geistig höherstehenden

Arbeiter, besonders Schriftsetzer und Buchdrucker, ähnelten bereits den oberen Zehntausend. Die ungelernten Arbeiter sind die Träger der höheren Geburtsziffern. Es ist aber gewiß kein Zufall, daß gerade bei ihnen auch die Kinderarbeit eine große Rolle spielt. Die Kinder sind für den kleinen Mann oft geradezu eine Quelle des Einkommens, wenigstens scheint es den Eltern so, da der bare Verdienst in Mark und Pfennig, den sie ins Haus bringen, sich eher berechnen läßt als das, was sie verzehren.

In den letzten Jahren ist nun die Gesetzgebung gegen die Kinderarbeit ziemlich kräftig vorgegangen. Eben das, so löblich es auf der einen Seite ist, scheint andrerseits auf die Geburten ungünstig eingewirkt zu haben.

Die Frage ist nun: was läßt sich zur Eindämmung des Unheils tun?

Die Vorschläge zur Abhilfe, die Theilhaber macht, sind teils ungenügend, teils bedenklich. Ein Sturmlaufen gegen die Hemmungen, die der Staat, die Gemeinden, die Privaten dem Kinderzeugen in den Weg legen, verheißt wenig Erfolg, weil der Egoismus stärker ist als alle moralischen und patriotischen Erwägungen. Steuernachlässe, Unterstützung von Wöchnerinnen u. dgl. sind zu kleine Mittel. Damit hat man es schon in der römischen Kaiserzeit versucht, aber ohne jedes Ergebnis. Gemeinsame Kinderspeisung in der Schule, vollständige Bekleidung, Wohnungs- und Erziehungszuschüsse — dergleichen kann man sich als Ausnahme, in dringenden Fällen, zur Not gefallen lassen, aber verallgemeinert wären diese Einrichtungen höchst bedenklich, weil sie das Gefühl der Verantwortung schwächen. Das Familienleben ist ohnehin schon durch die wirtschaftlichen Zustände auf das ärgste bedroht, ein Staatssozialismus wie dieser, der jedes Band zwischen Eltern und Kindern zerreißt, würde seinen Tod bedeuten.

Wir brauchen eine wirtschaftliche Reform, die nicht nur den Wohlstand hebt, sondern zugleich die Familienbande festigt und das Pflichtgefühl stärkt, sonst züchten wir ein Geschlecht träger Staatsrentner heran. Wenn wir unsre ganze Volkswirtschaft auf eine mehr vernunftgemäße und natürliche Grundlage stellen, so wird auch die Sorge um den Nachwuchs des Volkes sich verringern. Ich darf hier vielleicht auf die Ausführungen verweisen, die ich in meinem Buch „Der englische Gedanke in Deutschland" (bei E. Reinhardt, München 1915) gegeben habe. Ich trete dort ein für ein höheres Maß von Selbstgenügsamkeit (nicht für völlige Autarkie, wie mir hier und da untergeschoben worden ist), und zwar nicht nur bei dem Volke im allgemeinen, sondern auch in den einzelnen Wirtschaften, für die Ausgleichung der Gegensätze von Stadt und Land. Dadurch würden Mangel, Krisen und Arbeitslosigkeit einen großen Teil ihrer Schrecken verlieren.

Dies Programm im einzelnen zu entwickeln, ist hier nicht der Ort*). Aber

*) Vielleicht wird es mir möglich sein, dies in einer nach dem Kriege erscheinenden Schrift zu tun.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenigstens auf einen Punkt möchte ich hier hinweisen. Wir müssen überlegen, ob unser bisheriges Verhalten gegenüber der Kinderarbeit richtig war.

Wenn einer befürwortet, auf die Kinderarbeit zurückzugreifen, so klingt das allerdings sehr rückschrittlich. Aber man darf sich nicht durch Schlagworte einschüchtern lassen. Es läßt sich zeigen, daß wir damit den Kindern durchaus nicht zu nahe treten, daß vielmehr eine sich in den richtigen Grenzen haltende Kinderarbeit für die Kinder nicht ein Fluch, sondern ein Segen ist.

Die unter Andern auch von den Sozialdemokraten vertretene Forderung, daß jede Erwerbsarbeit der Kinder unter 14 Jahren einfach zu verbieten sei, steht zunächst im schroffsten Widerspruch mit allem, was die geistigen Führer des Sozialismus von jeher verlangt haben. Gerade die eifrigsten Sozialisten und wärmsten Menschenfreunde sind die entschiedensten Befürworter der Kinderarbeit gewesen. Fourier wollte die planmäßige Erziehung zur körperlichen Arbeit schon mit dem 4. oder 5. Jahr beginnen lassen. Nach Owens Erziehungsplan wurde mit dem 8. Jahr die Unterweisung in körperlicher Arbeit begonnen, mit dem 13. begann die ernste Teilnahme an der produktiven Arbeit. Auch Marx hat sich durch die Greuel der kapitalistischen Kinderausbeutung nicht in seiner Überzeugung von der Notwendigkeit und Nützlichkeit der Kinderarbeit erschüttern lassen. Erst Bellamy, dieser oberflächlichste, aber gelesenste aller sozialistischen Utopisten, hat das gräßliche Ideal eines Schulunterrichts ohne produktive Arbeit, der bis zum 20. Jahre geht, wobei jeden, der das Wesen der Schule kennt, ein Schauder überlaufen muß. In allerletzter Zeit scheinen die Sozialdemokraten auf den vernünftigen Weg zurückkehren zu wollen, so Kautsky und besonders David in seinem ausgezeichneten Buch „Sozialismus und Landwirtschaft".

Gewiß ist mit der Kinderarbeit ein arger Mißbrauch getrieben worden. Führte doch der Abgeordnete Peus am 30. Jan. 1902 im Reichstag eine Anhalter Polizeiverordnung vom Jahre 1898 an, wonach Kinder unter 8 Jahren nur einen halben Tag beim Rübenziehen beschäftigt werden dürfen. Die Übertretung dieses Verbots wird — mit 15 M. Geldstrafe bedroht. Aber alle Ausschreitungen genügen nicht, um das radikale Verbot der Kinderarbeit zu rechtfertigen. Die einzig berechtigte Forderung hat vielmehr zu lauten: zu beseitigen ist solche Kinderarbeit, die der körperlichen und geistigen Entwicklung der Kinder im Wege steht.

Die vernünftige Kinderarbeit, in gewerblichen Betrieben und namentlich in der Landwirtschaft, bietet dagegen ein heilsames und überaus notwendiges Gegengewicht gegen die herrschende Überspannung der geistigen Arbeit. Offenbar ist der Sport, den man als Heilmittel anwendet, nicht genügend, ganz abgesehen von seiner wirtschaftlichen Unproduktivität. Er kann nur eine Festtagsbeigabe sein. Das wahre Heilmittel besteht dagegen in produktiver Arbeit, die schon in ziemlich frühem Alter beginnen kann und bei der auch Bezahlung nicht unterbleiben darf. Nötig ist aller-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dings, um für diese Arbeit Zeit zu gewinnen, eine Beschränkung der Volksschule, gegen deren Übergriffe sich schon längst sehr beachtenswerte Stimmen erhoben haben. Die Volksschule darf nicht das Mädchen für alles sein, sie muß sich auf ihre bescheidenen Unterrichtsziele zurückziehen, wenn nicht die Kluft zwischen Schule und Haus noch erweitert werden soll.

Wenn die tägliche Schulzeit verkürzt wird, so brauchen darum die eigentlichen Aufgaben der Schule keineswegs verringert, die Unterrichtsziele nicht niedriger gesteckt zu werden, im Gegenteil. Ein langer Schultag verbürgt noch keineswegs größere Erfolge im Unterricht, eher läßt sich sagen, daß eine zu weit getriebene Belastung der Kinder in dieser Hinsicht ihrer geistigen Entwicklung schadet. Vor 60—80 Jahren war in den meisten Schulen die tägliche Schulzeit viel länger als jetzt. Daß die Kinder 6—8 Stunden in der Schule zubrachten, war die Regel. Auch waren die Ferien viel kürzer. Wurde aber darum etwa mehr gelernt? Im Gegenteil, die Leistungen waren im ganzen geringer, und am geringsten da, wo der Schultag am längsten war. Einen noch stärkeren Beweis bringt Marx aus den Erfahrungen, die man in England mit Fabrikkindern machte, die nur die halbe Zeit in der Schule saßen. „Die Fabrikinspektoren entdeckten bald aus den Zeugenverhören (soll heißen: Zeugenaussagen) der Schulmeister, daß die Fabrikkinder, obgleich sie nur halb soviel Unterricht genießen als die regelmäßigen Tagesschüler, ebensoviel und oft mehr lernen. ... Diejenigen, die sich nur einen halben Tag in der Schule aufhalten, sind stets frisch und fast immer fähig und willig, Unterricht zu empfangen. Das System halber Arbeit und halber Schule macht jede der beiden Beschäftigungen zur Ausruhung und Erholung von der andern und folglich viel angemessener für das Kind als die ununterbrochene Fortdauer einer von den beiden" (Marx, Das Kapital I 448).

Dennoch werden vermutlich manche mir Bildungsfeindlichkeit vorwerfen. Aber in Wahrheit liegt die Sache so, daß bei Erfüllung meiner Forderung nicht nur keine Beschränkung, sondern sogar eine wesentliche Erweiterung der Unterrichtsziele sich ermöglichen läßt. Setzt man nämlich die tägliche Schulzeit ganz bedeutend herab (vielleicht auf 3 Stunden), so steht nichts mehr im Wege, das schulpflichtige Alter auszudehnen, etwa bis zu 16 Jahren. Das aber hätte außerordentliche Vorteile. Um nur einen zu nennen: ein 14 jähriger Schüler kann, und wenn er noch so lange täglich in der Schule festgehalten wird, viele Dinge nicht erfassen, weil dazu durchaus eine gewisse Reife erforderlich ist. Das gilt z. B. von der Geschichte, wenn sie mehr sein soll als bloßer Anekdotenkram oder sinnloses Auswendiglernen. Ein Sechzehnjähriger kann dagegen in Gebiete eingeführt werden, die dem Vierzehnjährigen schlechterdings verschlossen sind.

Welche segensreichen Folgen aber eine solche Schulreform in wirtschaftlicher Beziehung haben würde, das brauche ich kaum anzudeuten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Kinder, die nicht mehr, wie heute, bis zum Alter von 14 Jahren durch die Schule völlig in Anspruch genommen werden, können den Eltern sehr bald eine Hilfe sein, während sie jetzt eine Last sind. Sie können namentlich in der Landwirtschaft sich sehr früh nützlich machen. Damit fällt ein Hauptanlaß für die Beschränkung der Kinderzahl weg. Damit wird zugleich eine Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion bewirkt. Ich denke dabei weniger an die Ackerkultur als an die Gartenkultur. Der Kultur des Spatens, auf der die Zukunft der Landwirtschaft beruht, werden zahlreiche Kräfte zugeführt. Es tritt die Möglichkeit ein, in der Stadt selbst eine höchst intensive Landwirtschaft zu betreiben. Die Ausgleichung der Gegensätze von Stadt und Land wird begonnen. Eine Reform, die beim ersten Anblick nur den Kindern zugute kommen, nur dem pädagogischen Gebiet anzugehören schien, erweist sich für die ganze Volkswirtschaft, für die geistige und körperliche Hebung des Volkes und nicht zum wenigsten für seine Wehrkraft fruchtbar. Mit einem Worte: diese Reform ist harmonisch, nicht antinomisch, sie reißt nicht auf der einen Seite ein Loch auf, um auf der andern eins zuzustopfen, sondern sie befriedigt alle Teile und verletzt nirgends berechtigte Ansprüche.

Ernst Müller-Holm.

Rund um uns

Freideutsche Jugendgemeinschaften in Österreich. Starke Jugendbewegungen hatte es in Deutschösterreich seit 1848 immer schon gegeben: Empörermut, Kampf gegen Gewissensknechtung und Schuldrill und das Streben nach freierer und reicherer Geselligkeit und Geistigkeit hatten stets auch im Habsburgerreiche Versuche unserer deutschen Jugend gezeitigt, selbsttätig zu suchen und zu ringen. Die Bindungen hierbei waren oft Vereinigungen, so bei der erwerbstätigen Jugend zwischen 14 und 18 Jahren, aber auch an den Mittelschulen, wo Vereinigungen durchweg verboten waren. An den Hochschulen herrschte ein dem reichsdeutschen wesensverwandtes Korporationsleben.

Der Sprachgrenzkampf brachte ständig neue Erweckungen und Anregungen und erhöhte besonders die Anteilnahme der Jugend an den öffentlichen Dingen. In all ihrer Gärung, Wildheit und mit all ihrem Feuer warf sich die Jugend auf die national wichtig erkannten Aufgaben, machte die nunmehr schon hunderttausende Mitglieder und einen Millionenumsatz zählenden deutschen Schutzvereine Österreichs groß, jubelte dem Gedanken der Erhaltung und Stärkung des deutschen Volkstums zu und griff mit an, wo man sie dies lehrte.

Als dann, erst vor einem Jahrzehnt, die besten Führer Deutschösterreichs die Bedeutung der Alkoholfrage einzusehen begannen und auf diese Frage aufmerksam machten — von „aufrütteln" kann man nur bei ganz wenigen Ausnahmen sprechen — scharten sich die frischesten, tüchtigsten und feinsten Burschen, erst die an Geist und Willen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

führenden, dann aber auch die körperlich stärksten, Hoch- und Mittelschüler allgemach um das Banner des Kampfes gegen die Trinksitten. So erstand der „Deutsche Hochschülerbund für völkische Tüchtigkeit" in Wien, daraus später die „Deutsche Kraft", eine akademische Guttemplergruppe, und aus dieser die „Deutschakademische Gemeinschaft". Um dieselbe Zeit war auch schon zu Prag der deutschvölkische Hochschüler-Abstinentenverein „Freiland" zur Blüte gekommen. Der Kampf gegen die Trinksitten, aber auch gegen alles Phrasentum und die öde Parteidogmatik war der Ausgangspunkt, Selbsterziehung Ziel und Mittel der Arbeit. Die deutsche Schutzarbeit, die Volksbildung, die Bestrebungen der Ausdruckskultur, soziale Fragen wie die Bodenreform, Innenkolonisation usf. wurden eifrig erörtert und, wo immer möglich, schritt man zur Mitarbeit. Auch Kunsterziehung und körperliche Erziehung der Mitglieder wurden kräftigst gepflegt.

In der Wiener deutschakademischen Gemeinschaft, dem Quellpunkt nahezu aller weiterer deutschösterreichischen Arbeit auf diesem Gebiete, stieg die Zahl der Mitglieder trotz strengster Auslese im Laufe der Jahre von 1910 bis Kriegsbeginn von 12 auf 106. Die Teilung in die Gemeinschaftsgruppen „Freiland", „Freischar" und „Trutzbund" erleichterte die Arbeit und vergrößerte die Macht. Die starke Steigerung der Mitgliederzahl war vor allem dem eigentlichen Gründer der Gemeinschaft, Otmar Miklau, und nächst ihm seinem Bruder Paul Miklau, die dann beide später auch den deutschösterreichischen Wandervogel gründeten, zu danken. Diese zwei Jungen haben damals mit eisernem Willen für den Guttempler- und Gemeinschaftsgedanken, für Reinheit und Zucht, für die Bestrebungen der Ausdruckskultur und für eifrige Körperbildung unter ihren Kameraden geworben. Sie sind von Wien nach Dresden in der Sommerhitze des Jahres 1911 zu Fuß gewandert, haben dort an der Alkoholgegnerwoche teilgenommen und wanderten dann über den Großglockner — zu Fuß von Dresden! — nach Sarajewo, wo ihr Vater das bosnische Forstwesen leitete.

Von all diesem Erleben und Erfahren bereichert, wirkten diese Jungen und all die, welche mit ihnen in Verbindung standen, aufrüttelnd und zugleich erziehlich auf immer weitere Kreise der Hoch- und Mittelschuljugend Deutschösterreichs. Schlicht und ohne viele Worte, ernst und voll gediegener Kraft, wuchs so eine Jugend heran, die es in Deutschösterreich auch bei all den alten Hochschulkorporationen und Mittelschulverbindungen durchsetzte, daß schon vor dem Weltkrieg der fünf Jahre früher noch mächtige Trinkzwang gebrochen war, die Trinksitten kaum irgendwo mehr verteidigt und nirgends mehr hoch geachtet wurden. Dabei pflegte diese neue Jugend die Selbsterziehung, kam heraus aus der Wüstheit, Schwäche und Leere sinnlicher Triebmenschen, ward ursprünglich, unbefangen und freudig, schuf eine Reihe von Guttemplergruppen in Industriestädten (z. B. Mährisch Schönberg) und in der Bauernschaft (z. B. Kärntens), weiter ein Netz von Wandervogel-Ortsgruppen über ganz Deutschösterreich, verbreitete überall den „Gesundbrunnen" und das Büchlein „Heb mich auf!", auch die Schatzgräberhefte des Dürerbundes und die Meisterbilder des Kunstwarts, den „Helmut Harringa" von Popert, die „Wiesbadener Volksbücher" und das Volkslied, so wechselseitig fördernd und gefördert. Sie begann den „Kunstwart" und den „Vortrupp" zu lesen, kümmerte sich eifrigst um sozialstudentische Bestrebungen und ward verantwortungsbewußt.

Dabei war sie eine wirkliche Gemeinschaft: All diese Jungen glühten ja für das Gleiche im Herzen, für deutsche Wohlfahrt und Ehre, deutsche Sitte und Bildung; alle waren sie voll heiligen Strebens und edlen Wetteifers; wenigstens in den vorgeschilderten Gemeinschaften war dies so. Jeder hatte für den Andern Anteilnahme, Liebe und Hilfe. Das war kein bloßer loser Zweckverband; das war ein Wollen und Müssen, ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bruderbund; fest und tief verankert wie die alte deutsche Burschenschaft. Da gab es keine Ehrgeizlinge, keine Vereinsstreber, keinen Neid, keinen Groll; wo man anderer Überzeugung in sachlichen Fragen war, sagte mans einander oft grob, aber nie ging man heim mit irgendeiner Verbitterung oder Verdrossenheit; jede Sitzung brachte schließlich Klärung, Bereicherung, Freude und neue Antriebe. Der größte Teil der Jungen, die wir damals zusammen in Wien und in allen Teilen Deutschösterreichs wirkten, uns sehnten, die wir träumten und strebten, steht im Felde. Viele von ihnen sind schon gefallen: feine Gesellen, liebe, tapfere Burschen, Gemeinschaftler und Wandervogelführer. Manche dürften noch fürs Vaterland fallen, aber die übrig bleiben, stehen, umschwebt und geleitet von den Gefallenen, treuer zur Sache denn je.

In Gegenden, wo, wie in der Olmützer Sprachinsel, zwanzigtausend Deutsche am Nordrand der Hanna unter hunderttausend Tschechen wohnen, lehrt die Notwendigkeit, unser bester Ratgeber, daß wir unser Volk bis in die tiefsten Schichten hinein gemäß dem Rat Fichtes zu gründlicher Geistes-, Gemüts- und Willensbildung führen müssen; dies ist der stärkste Ansporn für echte freideutsche Jugendgemeinschaft: ganz frisch, ursprünglich und echt sein und werden, um wirklich helfen zu können! Da werden dann, so wie es die „Freie studentische Vereinigung für Volksbildung und Volkswohl im Olmützer Kreise" im Sommer 1913 tat, Volksliederabende veranstaltet und die alten schönen Weisen des Volksgesanges, die verklungen waren, wieder aufgefrischt, Lichtbildervorträge in den kleinsten Gebirgsdörfern, wo man nie derlei gesehen hatte, gehalten, alte Volksballaden vorgetragen, die Büchereien geordnet und ergänzt, schlichte, echte und daher durchaus volkstümliche nationale Gedenkfeiern begangen, gute, billige Bücher und Schriften verbreitet und derlei mehr. Hinzu kommt die Mitarbeit von der Jugendfürsorge, Jugendpflege und in den Schutzvereinen, im Heimatsschutz und das Eintreten für die Volksgesundheit durch Vorträge über Alkoholfrage, Volksseuchen und Wohnungsnöte. Am feinsten und liebsten hilft die Jugend den Kindern. So hat die obengenannte „Freie Vereinigung" im Sommer vor Kriegsausbruch in der Olmützer Sprachinsel mehrfach Märchenvorlesungen für Schulkinder abgehalten, immer mit gutem Erfolge. So wars z. B. in Powel. Die Veranstalter kamen am frühen Nachmittag in den Ort, wo durch den Schulleiter die Jugend in einem Glaspavillon versammelt war. Wie Heftelmacher saßen die Kinder da, ihre Augen hingen andächtig an den Lippen des Vortragenden, als ihnen Märchen von Grimm und Mörike vorgelesen und geeignete Gedichte von Goethe, Chamisso und Kopisch vorgetragen wurden. Quartette von Haydn und Schumann vervollständigten die Wirkung.

Dr. Fritz Koberg.

Aus einem Feldpostbrief an den Vortrupp. „... Es kämpft das deutsche Volk. Es verteidigt sein Wesen, sichert seinen Anteil an der Entwicklung der Menschheit. Das deutsche Wesen will sich fremden Völkern nicht aufdrängen, es will nur ungehemmt wachsen können. Der deutsche Staat ist des Volkes Wohnhaus, das ihm Schutz und Sicherheit bei seiner Arbeit bietet. Der Staat ist nicht Selbstzweck. Er ist aus der Not entstanden. Wie das Bauernhaus sich von der Kaserne unterscheidet, so hat der deutsche Staat seine Form gewechselt, wie's die Not der Zeit gebot. Nur als Einheit konnte das deutsche Volk bestehen, so entstand das Deutsche Reich. Das wachsende Volk mußte seine Lebensbedürfnisse befriedigen können, dadurch wurde seine Politik bestimmt. Es waren wirtschaftliche Interessentengruppen, die an der Politik teilnahmen, die sie kontrollierten. Wer am Wirtschaftskampf nicht beteiligt war, brauchte keinen Vertreter.

Es kam der Krieg, der Volkskrieg. Alle kämpfen für Alle, sei es an der Front, sei es in der Heimat — und Alle müssen Anteil haben am Erfolg des

Kampfes, am Sieg und am Lohn der Opfer. In der inneren Teilnahme am Völkerringen liegen die Quellen unsrer Kraft. Nicht Technik und nicht Disziplin verbürgen die Sicherheit Deutschlands, sondern der Geist, der Wille seiner Söhne. Soll die Volksleistung gesteigert werden, und das fordert die Stunde, so müssen die Quellen unsrer Kraft erweitert werden. Jeder muß mit innerer Teilnahme dabei sein. Er muß das Geschaffene überschauen können, er muß den Weg, der ihn noch vom Ziel trennt, klar erkennen, muß überzeugt sein, es ist auch sein Weg. Fehlt ihm diese Gewißheit, dann verliert er den Lebensmut, bricht seelisch und körperlich zusammen, zum Schaden der Gesamtheit. Was will ich damit sagen? Das gesamte deutsche Volk muß durch seine Vertreter Einblick haben in die Politik. Es genügt nicht mehr, daß nur ein Teil des Volkes, die Abordnungen der alten Interessentengruppen, im Reichstag vertreten ist. Wir Alle wollen uns ein neues Haus bauen, wollen uns nicht bei Anderen einmieten. Wollen kein Warenhaus bauen, wir wollen alles zusammen neubauen, drum müssen Alle dabei sein, die den Grund und Boden verteidigt haben. Alle müssen die Pläne sehen und sich überzeugen können, daß auch für sie Platz sein wird. Die neue Zeit fordert einen neuen Staat. . ."

Es ist noch Geld da. In Rüdesheim ist im März dieses Jahres wieder Weinversteigerung gewesen. Aus den Berichten, die ein großer Teil unserer Zeitungen über dieses höchst wichtige Ereignis brachte — die Tagungen des Guttemplerordens im letzten Sommer erwähnten sie dagegen mit keiner Silbe, die Bodenreformer-Versammlung taten sie mit drei Zeilen ab —, seien hier die Schlußsätze als „Dokumente" aus der schweren Kriegszeit festgehalten.

„Während es sonst üblich ist, daß beim Überbieten der Satz von zehn zu zehn Mark auf das Fuder gilt, kam es bei diesen „Forensen" überhaupt nicht erst auf zehn und hundert Mark an. Von tausend zu tausend Mark sprangen die Steigerungssätze in die Höhe, und nach jedem Schlag lauschte die Versammlung der erlesensten Weinkenner des ganzen Deutschen Reiches, wer doch wohl noch den Mut besäße, weiter zu bieten. Aber immer wieder folgten 1000 Mark neu hinzu, bis schließlich die Summe so schwindlig geworden war, daß man zu den Hunderten und zu den Zehnern zurückkehrte. 58030 Mark für knapp 1000 Liter, also über 58 Mark für ein Liter Rheinwein, das ist doch denn zunächst — für dieses Kriegsjahr wahrscheinlich endgültig — das Höchstgebot geblieben."

Den letzten Satz darf man wirkungsvoll mit einem anderen zusammenstellen, der in derselben Zeit in allen Zeitungen des Vaterlandes stand: „Auf jede Mark kommt es an für die 6. Kriegsanleihe!"

P. H.

Ein weiblicher Regierungsvertreter. An den Erörterungen einer unserer Reichstagskommissionen hat vor kurzem zum ersten Male eine Frau als Vertreterin der Regierung teilgenommen. Es ist die Leiterin der Frauenzentrale im Kriegsamt, Fräulein Elisabeth Lüders, die auch den Vortruppkreisen nahesteht. Fräulein Lüders war gebeten worden, in der Reichstagskommission für Bevölkerungspolitik sich an der Beratung über Arbeiterinnenfragen zu beteiligen, und hat dieser Bitte unter anderm durch Mitteilung wertvoller Erfahrungen aus ihrer umfassenden sozialen Tätigkeit entsprochen. Man darf diese erstmalige Hinzuziehung eines weiblichen Regierungsvertreters zu den Arbeiten einer Reichstagskommission wohl als besonders bedeutungsvoll begrüßen. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser Fall nicht vereinzelt bliebe.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 10 16. Mai 1917

Björnsons Deutschland-Buch.

Berlin, den 2. Mai 1917.

Es trägt den Titel „Vom Deutschen Wesen" und den Untertitel „Impressionen eines Stammverwandten 1914 bis 1917". Es ist erschienen im Verlage von Gesterheld & Co. in Berlin. Gerhart Hauptmann hat ein Geleitwort dazu geschrieben. Darin heißt es am Ende: „Björnson hat sich mit diesem Werk, das man in Hütten und Palästen dankbar bewegt lesen wird, im deutschen Herzen ein dauerndes Denkmal gesetzt." Das ist so, und deshalb würde es mir anmaßend erscheinen, wollte ich über Björnsons Buch eine „Kritik" schreiben, selbst eine so eingehende und nachprüfbare Kritik, wie die „Buchkritiken" im „Vortrupp" nach den mir ja bekannten Vorschriften seines Herausgebers es sein müssen. Vielmehr will ich das Erscheinen des Buches als politisches Ereignis würdigen. Denn daß dieser Neutrale dieses Buch geschrieben hat, ist ein politisches Ereignis.

In seinem Geleitwort nennt Gerhart Hauptmann Björnsons Buch „den zusammenfassenden Schluß eines literarischen Wirkens während des Weltkrieges, das uns, unserem Wesen und unserem Kampfe gerecht werden will". Jenes Wirken hat Björnson vor allem geübt als Begründer und Leiter der Korrespondenz „Norden", die in den neutralen Ländern den Lügen der Northcliffe-Presse und der Presse der französischen Machthaber entgegentritt. Und eine weitere scharfe Waffe gegen diese Lügen ist nun auch Björnsons Buch. Es erscheint zu gleicher Zeit in mehreren Sprachen, auf deutsch, norwegisch, holländisch, französisch und wahrscheinlich auch auf englisch; überall, wo diese Sprachen gesprochen werden, wird es wuchtig wirken: kraft seines Inhaltes und kraft der weltweit bekannten Persönlichkeit des Verfassers — und wird gern gelesen werden wegen der leichten, reizvollen Form, in die sein gewichtiger Inhalt gegossen ist.

Das Buch politisch zu würdigen, gibt es mehrere Möglichkeiten. Man könnte zum Beispiel eine Übersicht der darin aufgeführten Lügen geben, die Northcliffe und Genossen verbreiten; Björnson weist nach, daß diese Lügen buchstäblich so weit gehen, daß man uns Deutsche der Menschenfresserei bezichtigt. Man könnte ferner aus dem Inhalte des Buches ein Bild davon malen, was für ein entsetzliches Ding der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zarismus gewesen ist, von dem nun die russische Revolution, die wiederum nicht möglich gewesen wäre ohne Hindenburgs Siege, die Welt befreit hat. Und reizvoll wäre es vor allem, die Grundanschauungen zusammenzustellen, die Björn Björnson, der stammverwandte Neutrale, der an unsre Seite tritt, über Krieg und Frieden, über die kämpfenden Völker und über die Menschheit hat. Doch mag das Betrachten dieser Dinge dem Leser des Buches überlassen bleiben — es zu lesen, und womöglich zu besitzen, scheint mir Pflicht.

Denn das Wichtigste für den Deutschen, der Björnsons Buch politisch würdigen will, ist es, aus dem Buche Dies systematisch herauszuheben und festzustellen: Welches Bild vom deutschen Volke lebt in diesem Nordgermanen, der sich, keinem Zwange, nur dem eigenen Herzen folgend, auf unsre Seite stellt, sicherlich wohl wissend, welche Massen Schmutzes Northcliffes unmittelbare Sklaven in den Ententeländern und Northcliffes mittelbare Sklaven in Neutralien nach ihm schleudern werden? Björnson tritt doch d a r u m mit dem Einsatze seines ganzen Namens und Ansehens zu uns, weil er uns s o sieht, wie er uns sieht. Und darum mögen wir durch solche systematische Bearbeitung seines Buches wohl lernen, welche Züge unsres Wesens uns Freunde werben können, zumal unter germanischen Völkern. Und auch, welche Züge unsres Wesens Das nicht tun: denn das Bild anzuschauen wird für uns Deutsche um so lehrreicher sein, als Björnson es, wie er selber hervorhebt, nicht mit Rosenwasser gemalt hat; er spricht sehr deutlich auch das aus, was er n i c h t an uns mag. Und so will ich darstellen:

Erstens: was ihm an uns mißfällt;

Zweitens: was ihm an uns das Gute dünkt;

Drittens: wie er unsre Zukunft sieht.

Diese systematische Bearbeitung gibt natürlich nichts wieder von der anmutigen Form des Buches selbst, das gar nicht systematisch ist, sondern nach seinem eigenen Zeugnis besteht aus „Erlebnissen und Stimmungen, im Fluge festgehalten"; auch ein Querschnitt durch eine schlanke Waldbirke zeigt nichts von der Anmut ihres Wuchses und von der reizvollen Biegung ihrer Zweige — aber er hat Wert für Den, der wissen will, wie ihr Holz gebaut und gefasert ist.

Von den folgenden Zügen, die Björnson in unserm Bilde zu sehen glaubt, sagt er deutlich, daß er sie nicht liebt:

Daß es in Deutschland und unter den Deutschen, die reisen, einen Typus Menschen gebe, die es so „irritierend" gut von sich selbst wüßten, daß sie tüchtig sind, die am liebsten die Andern zu ewigen Schulbuben machen möchten. Daß die Deutschen ein wenig viel mit ihrem Eigensten prahlten. Daß bei uns nicht selten ein Geist vorkomme, der, voll Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ehrung für seine eigene „Schneidigkeit", jede politische und soziale Lebensrichtung, die sich seinem Kommando nicht gehorsam zeige, im Unteroffizierston zur Ordnung rufe. Vor diesem Ton habe Europa Angst. Daß bei uns oft eine allzu offizielle Förmlichkeit herrsche, die einem Fremden schwer auf die Brust fallen könne. Daß in Deutschland der Zugang zum Paradies der Macht und der Ehre meist durch Rang, Uniform und Titel gehe. Besonders in Preußen, sagt Björnson, sei das der Fall, und zwar mehr als in allen andern Ländern, ausgenommen nur Rußland (er meint noch das zaristische Rußland). Daß die meisten deutschen Bürgersleute, wenn sie diesen Dingen, also dem Range, der Uniform und dem Titel, gegenüberstehen, gern etwas zu eifrig ihre eigene Persönlichkeit auslöschen. Daß sich in Deutschland, zumal in Preußen, der kleinste uniformierte Mann im kleinsten Amte so fühle, als stehe er den höheren Mächten bedeutend näher als ein gewöhnlicher Sterblicher im bürgerlichen Rock. Daß bei uns Deutschen im Allgemeinen eine „aufrichtige und menschenfreundliche" Verwunderung darüber bestehe, daß irgendein Wesen lebe, das nicht in eine bestimmte Rubrik einregistriert sei. Daß es verdrießlich sei, daß in einem so prächtigen Volke wie dem deutschen Volke, „ihrer so viele mit ihren Formen und Manieren draufpatschen, als kämen sie von heute und gestern". Daß es die bekannte Weise deutscher Reisender sei, an geschichtlich bedeutenden Orten die Wände, die Türen, die Fenster — und selbst die Decke mit ihren Namen zu beschmieren.

Alles Das schätzt Björnson durchaus nicht. Wobei er übrigens an verschiedenen Stellen seines Werkes seine Meinung dahin ausspricht, daß die meisten dieser ihm unlieben Züge am deutschen Wesen nur an E i n z e l n e n vorhanden seien. Aber diese Einzelnen schadeten der Wirkung des deutschen Wesens, wie ein bitterer Tropfen einem guten Trank schaden könne. Besonders weil sich gerade d i e s e Einzelnen, auch bei Reisen im Auslande, allzu laut und aufdringlich zur Geltung zu bringen suchten. Wie es stets so gehe: die „am wenigsten Repräsentablen" machten sich am meisten bemerkbar — zumal auf Reisen.

Was weiter noch als etwas Unerfreuliches auf Björnson wirkt, sind die Gedanken und die Sprechweise der Alldeutschen, auch wo ihm deren Wesen in einem Menschen entgegentritt, mit dem er befreundet ist: „Er ist persönlich ein prächtiger Mensch, gerät aber in Paroxysmus, wenn er von seinem Lande spricht ... Die Deutschen sind in seinen Augen — Gottes auserwähltes Volk auf Erden. Erkläre ich ihm, daß andere Völker auch gern von ihrem Herrgott was abkriegen wollen, so habe ich ihn fast so weit, daß er, ich glaube aus persönlicher Freundschaft für mich, seine Zustimmung dazu gibt." Ebenso ablehnend steht

Björnson den Gegnern der „Neuorientierung" gegenüber. Und daß er an dem Köller-Regiment in Nordschleswig keine Freude gehabt hat, das gibt er auch zu verstehen — taktvoll, aber unmißverständlich.

Björnson denkt auch nicht daran, solche deutsche Anschauungen, die ihm falsch erscheinen, deshalb zu schonen, weil einige Leute bei uns es für patriotisch erklären, sie zu hegen. Wohl spricht er seitenlang begeistert von Sir Roger Casement: „Glorie liegt über ihm." Aber als ehrlicher Mann sagt er auch: „Jedes Land hätte sein Urteil gefällt wie England. In Deutschland las ich in einzelnen Blättern, daß er ‚ermordet' worden sei. Wäre ein polnischer Mann aus Posen über Rußland zurückgekommen, um hier die Polen zu ‚befreien', er hätte nicht vergebens auf sein Todesurteil warten dürfen." — — Wohl sagt Björnson gegen die jetzigen Machthaber Englands, die Mörder Europas, und gegen die Lügen der Northcliffe und Genossen, was gegen die zu sagen ist, und das ist viel. Aber er verbeugt sich nicht vor dem Geiste Lissauer-Reventlow, der eine Erbfeindschaft zwischen dem deutschen und dem englischen Volke stiften möchte; er spricht vielmehr aus: „Ich habe den Glauben, daß, unter Deutschlands kämpfenden Feinden, aus England einmal die ersten besonnenen Stimmen kommen und Abstand von diesen wilden und phantastischen Beschimpfungen gegen das deutsche Volk nehmen werden. England ist eine alte Herrennation. Sehen sie erst einmal die Wahrheit, so gibt es im Lande die Personen, die aufstehen und ihre Meinung sagen — so, daß sie gehört wird."

Und nun zu Dem, was Björnson an uns liebt und bewundert, zu Dem, was ihn bewogen hat, so scharf gegen die Lügen der Northcliffe und Genossen an unsre Seite zu treten. Was Björnson da schaut, das läßt sich in sieben Gruppen darstellen; was er liebt und bewundert, das sind des deutschen Volkes: Tüchtigkeit, Organisation und Organisationsfähigkeit, Ethik, Kultur; es sind weiter des deutschen Volkes Gemüt, seine innere Stellung zum Kriege und endlich seine Frauen. Um einen Eindruck von der Wärme zu geben, womit Björnson diese Dinge sieht und ausspricht, will ich das Bild, das er von ihnen malt, in direkter Rede wiedergeben.

Des deutschen Volkes Tüchtigkeit: Deutschland hat eine unüberwindliche seelische Kraft, die niemals versagt und niemals besiegt wird. Es gehört keine Prophetengabe dazu, das zu sagen, wenn man Deutschland kennt. Was die Deutschen aus sich selbst machen, aus ihrer eigenen Person, an konzentrierter seelischer und körperlicher Ausdauer und Kraft, das reicht bis zu den Höhen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von denen die Gläubigen jene Worte über den Menschen vernahmen, daß er einen Teil der Ewigkeit in sich trage. — — Es ist für Björnson ein Erlebnis gewesen, in der kurzen Zeit seiner Reise an die Westfront die Bekanntschaft mit so vielen ungewöhnlichen und seltenen Menschen zu machen, wie er die unter den deutschen Offizieren und Militärärzten in Belgien und Frankreich gefunden hat. — — Die deutschen Militärbehörden fassen die Dinge rasch, sicher und liebenswürdig an, etwaige Fehlgriffe räumen sie gern ein. — — Die preußischen Junker, bei denen Björnson keinen Zweifel darüber läßt, daß er ihnen politisch recht fern steht, sind Persönlichkeiten in Reinkultur, sie haben eine unvergleichliche Note. — — Ein Major, der eine deutsche Truppe führt, reitet beim Vormarsch in Belgien, so oft man sich einer Stadt nähert, persönlich mit seinen Offizieren seiner Truppe weit voraus: er will seine Leute nicht zuerst ins Ungewisse hineinschicken.

Des deutschen Volkes Organisation und Organisationsfähigkeit. Die Deutschen haben einen angeborenen Drang, geordnete Verhältnisse einzuführen. Darum entfalten sie in Belgien, und überall, wohin sie sonst kommen und wo sie die Macht dazu haben, ihre gewaltige organisatorische Begabung, zum Heil des Landes, das sie besetzt halten. Ein belgischer Arbeiter sagt: „Der Teufel hole die Deutschen, aber da sie nun mal hier sind, mögen sie schon eine Weile bleiben. Wir können von ihnen lernen. Niemals hat hierzulande größere Ordnung geherrscht." — — Auch der einzelne deutsche Soldat in Feindesland, selbst im Schützengraben und im Unterstande, hat das Bedürfnis, zu bewahren, zu erhalten und zu ordnen, wo er hinkommt. Das ist ein Grundzug seines Charakters und seiner Erziehung. — — In Deutschland selbst wird den Notleidenden vom Staate geholfen; aber wer von denen dazu imstande ist, der muß dafür arbeiten; denn von Gaben leben, das ist nicht deutsche Art. Aber die Arbeit wird den Notleidenden festlich gemacht, soweit es möglich ist, denn gerade das wird jetzt gebraucht, wo die Trauer auf jedermanns Schwelle steht; in den großen Strickstuben zum Beispiel, da ist für Musik gesorgt, da wird laut vorgelesen, da wird erzählt. — — Weil die Deutschen, und ganz besonders die Norddeutschen, das Volk der Organisation sind, deshalb werden sie nie zu Franktireurs. Denn solche regellose, phantastische, abenteuerliche Kriegführung mit Verkleidung und Verstecken widerspricht dem deutschen Volkscharakter: in Ostpreußen ist 1914 nicht ein Schuß von irgendeinem Zivilisten gegen die Russen abgefeuert worden, selbst da nicht, wo die Russen am schlimmsten hausten. — — Ein Fall scheint Björnson so typisch deutsch: Eine talentvolle Schriftstellerin ist während des Krieges in Not und Krankheit gekommen: Nun

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sorgt eine Frauenorganisation dafür, daß ihre Schriften gelesen und gekauft werden, daß sie selbst in ein Sanatorium und dann aufs Land kommt, damit sie wieder gesund wird, wieder schreiben und wieder verdienen kann. — — Die Kinderhygiene hat in Deutschland eine Höhe erreicht wie nirgends sonst. Und diesen Segen hat Deutschland während des Krieges auch nach Belgien gebracht: die Kindersterblichkeit in Belgien ist jetzt während des Krieges geringer als jemals zuvor. In Brüssel allein sind fünfhundert Familien unter den Armen, denen die deutsche Organisation der Kinderpflege zugute kommt. — — In denjenigen belgischen Tabaksfabriken, die von Belgiern errichtet sind und von Belgiern betrieben werden, herrschen schlechte Luft, Schmutz und Schlamperei. Wenn aber die Deutschen in Belgien eine solche Fabrik anlegen, so kommt gleich im ersten Augenblick ihre Sanitätspolizei und mißt aus, wieviel Arbeiter in jedem Saale sitzen dürfen, damit die Luft nicht schlecht werde. Und wenn dann die Fabrik im Gange ist, dann soll man kommen und sehen, wie freundlich und hell es die belgischen Frauen haben, die bei den Deutschen arbeiten.

Des deutschen Volkes Ethik: Kraft angebornen Empfindens hat der Deutsche Respekt vor dem „Sittlichen", vor der ethischen Forderung, die die Gesellschaft an ihn stellt. Und — nun kommt ein Punkt, wo Björnsons ganzes Herz dabei ist — aus der gleichen Grundgesinnung heraus hat man gerade in Deutschland jetzt angefangen, der „Realpolitik" (in Anführungszeichen), die von Björnson ganz besonders gering geschätzt wird, den Krieg zu erklären und ethische Anforderungen auch an die Politik zu stellen. Björnson meint, er könnte seitenlang zitieren, wenn er nur die Hervorragendsten in Deutschland berücksichtigen wollte, die das jetzt tun. Mit Namen nennt Björnson die Arbeit des „Vortrupp" auf diesem Gebiete und führt zustimmend Sätze an aus meinem Aufsatze „Das Kanzlerwort über Belgien", den ich hier am 1. November 1916 schrieb. Von diesem Kanzlerwort über Belgien stellt Björnson dann ausdrücklich fest, daß es auf die Neutralen — ganz gleichgültig, wie ihre politischen Sympathien sonst standen — einen guten Eindruck gemacht hat. Das stimmt also völlig mit den Beobachtungen überein, die zum Beispiel ein genauer Kenner Schwedens über die Wirkung jenes Kanzlerwortes insbesondere in Schweden gemacht hat, Beobachtungen, über die ich in jenem Aufsatze am 1. November hier berichtet habe. Ob nun dieses Zeugnis Björnsons die törichten Redereien über die schädlichen Wirkungen dieses Kanzlerwortes, an denen gewisse Leute bei uns sich nicht satt reden können, endgültig totschlägt? Björnson berichtet, ein „Realpolitiker" habe gemeint, Bethmann Hollweg hätte damals am 3. August 1914 eine leere Mappe vor den Augen des Reichstages emporhalten und ausrufen sollen: „Hier in dieser Mappe habe ich die Beweise da-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für, daß Belgien nicht neutral ist." Die Dokumente, meint der „Realpolitiker", hätte Bethmann Hollweg schon noch gefunden — das hätte sein Instinkt ihm sagen müssen. Björnson freut sich, daß der Kanzler des Deutschen Reiches für dergleichen zu reinlich ist. Das gleiche Vertrauen, das er zu unserm Kanzler hegt, fühlt Björnson auch für den Staatssekretär unsres Auswärtigen Amtes, Dr. Zimmermann.

Des deutschen Volkes Kultur: Es ist das Deutschland der Kultur, an dessen Seite Björnson so entschlossen tritt, das Deutschland des allgemeinen Wahlrechts zum Reichstage und das Deutschland der sozialen Reform. Das Land der Gewerkschaften, die man kennen muß, um die Kultur und den Idealismus des deutschen Arbeiters zu verstehen; der Gewerkschaften, die allein im Jahre 1913 die Summe von 3,4 Millionen Mark für Bildungsmittel ausgegeben haben; der Gewerkschaften, die durch ihre Tarifverträge für große Massen deutscher Arbeiter die Arbeitszeit verkürzt und ihnen dadurch Zeit für Erholung, für Weiterbildung und für öffentliche Betätigung verschafft haben. — — Björnson liebt das Deutschland, an dessen kämpfenden Fronten die Bibel, der Faust und Nietzsches Zarathustra die meistgelesenen Bücher sind. Nietzsches Wort vom „Willen zur Macht" faßt aber Deutschlands Jugend so auf, daß es den Willen zur Kulturmacht meint, und daß die den Sinn des Wortes fälschen, die daraus ein Schlagwort zur Verherrlichung des Krieges machen wollen; so berichtet Björnson von der deutschen Jugend, und dieses ihres Geistes freut er sich. — Während Deutschlands Truppen in der belgischen Stadt Löwen heimtückisch überfallen werden, rettet der deutsche Hauptmann Thelemann unter Gefahr seines Lebens die Kunstwerke der Sankt Peters-Kirche. — — Der Ausbruch des Krieges kann die Berliner Arbeiter nicht hindern, im Oktober 1914 ihre „Volksbühne" zu eröffnen, groß und modern, mit Plätzen für 2500 Zuhörer, $4^1/_2$ Millionen Mark hat sie gekostet. „Wir Arbeiter hier in Deutschland", so sagt darüber zu Björnson ein alter Mann, möchten immer gern noch etwas mehr haben, als bloß unsre Arbeit! Etwas Reelles, was andre und bessere Gedanken gibt, und das tut die Kunst, die gute Kunst, mein Herr." — — Die Stadt Meiningen hat 17 000 Einwohner. Der Garantiefonds für ihr berühmtes Theater hat während des Krieges nicht angegriffen zu werden brauchen, denn die Bevölkerung abonniert auch während des Krieges so stark, daß sich das Theater ohne Zuschuß bezahlt macht. In einer deutschen Stadt von 17 000 Einwohnern, und unter den Bürden dieses Krieges! „Wieviel Kultur gehört dazu!" ruft Björnson bewundernd aus.

Des deutschen Volkes Gemüt: Ein belgisches Mädchen von fünfzehn Jahren schießt auf eine Gruppe deutscher Offiziere und tötet einen Leutnant; „schade, daß Sie es nicht waren, Herr Komman-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dant!" ruft sie dem deutschen Major entgegen. Ein deutscher Soldat schießt sie rächend nieder. „Ich hätte nie den Befehl dazu gegeben", erzählt der deutsche Major, „wir hätten wohl einen andern Ausweg gefunden, solange noch Krieg war; und war er vorüber, hätte sie uns vielleicht nicht mehr gehaßt, wie jetzt, wo sie da vor uns stand." — — In einem leeren Hause in Feindesland, die russischen Besitzer haben es verlassen, liegt eine deutsche Wache. Zwei ältere Landstürmer, die zur Wachmannschaft gehören, begießen die Blumen. „Es ist ja nicht nötig, daß die Blumen zuschanden werden, weil die Herrschaft fort ist", sagen sie zu dem hinzutretenden Björnson. — — Kurz, nachdem Hindenburg Ostpreußen befreit hat, kommt Björnson in eine von den Deutschen besetzte russische Stadt. An sämtliche Läden des Ortes hat der deutsche Kommandant mit Kreide Inschriften anbringen lassen. Die lauten alle entweder „Besitzer ein Jude" oder „Besitzer ein Pole". Viele der Besitzer sind zwar Russen, aber der deutsche Kommandant hält es für besser, diese Tatsache etwas zurückzustellen. Denn der deutsche Soldat hat soeben erst die Taten der Russen in Ostpreußen gesehen; die deutsche Militärverwaltung aber will hier in Rußland — schonen. „Das war kein einzelner Fall," sagt Björnson, „ich weiß eine Anzahl Beispiele von ähnlicher Rücksichtnahme von allen deutschen Fronten." — — Im besetzten Nordfrankreich steht ein deutscher Posten bei einer angepflöckten Kuh. Es gibt da nämlich sechs französische Kinder, die an irgendeiner Krankheit leiden, und denen zur Kur dafür von den deutschen Militärärzten ganz einwandfreie Milch verordnet ist. Die deutsche Untersuchung hat festgestellt, daß diese Kuh diese einwandfreie Milch gibt. Dafür, daß diese Milch von dieser Kuh nur diesen — französischen — Kindern zugute kommt, hat der deutsche Posten zu sorgen. — — Diesem deutschen Gemüte entsprießt auch die Höflichkeit des Herzens, die ein junger deutscher Unteroffizier zeigt: Mit Björnson und zwei deutschen Soldaten betritt er ein Zimmer in einem verlassenen Hause Rußlands. In dem Zimmer steht ein Flügel. Der Unteroffizier, im bürgerlichen Beruf ein kleiner Postbeamter aus Hamburg, setzt sich an den Flügel und spielt das Norwegische Nationallied: „Ja, vi elsker dette landet", dessen Text ja Björnsons Vater gedichtet hat. „Norwegens Nationalhymne" sagt der deutsche Unteroffizier zu den beiden deutschen Soldaten. Die machen eine Ehrenerweisung, und der Unteroffizier spielt das Lied noch einmal. „In welchem andern Lande außerhalb Skandinaviens hätte mir das passieren können?" fragt Björnson warm.

Des deutschen Volkes innere Stellung zum Kriege: Björnson sieht sie so, und er liebt und bewundert das deutsche Volk dafür: Für die deutsche Gründlichkeit und Objektivität ist selbst der Haß gegen das Deutschtum, den die feindlichen Kriegshetzer in

ihren Ländern entzündet haben, ein Gegenstand der gewissenhaften Untersuchung. Und weil es, wenns darauf ankommt, keinen tieferen Selbsterkenner gibt, als das deutsche Volk, so werden die Deutschen nach dieser Untersuchung ruhig sagen: „Da und da haben wir die Schuld." Denn sie glauben nicht, daß sie allein in allem recht haben und die ganze übrige Welt nur unrecht. — — Keiner erkennt stärker als die Deutschen die Tapferkeit beim Feinde an. Kein deutscher Staatsmann steht auf, um ehrenrührig von den Gegnern zu sprechen. — — Die Zahl der Chauvinisten, Björnson haßt sie, ist gerade in Deutschland unter allen Ländern verhältnismäßig gering. Und man trifft noch immer weniger Chauvinismus je näher man der deutschen Front kommt. „Man hat hier draußen anderes zu tun, als zu hassen", sagt zu Björnson ein höherer deutscher Offizier. Der Geist in Bernhardis Kriegsbuch, das stellt Björnson ganz ausdrücklich und mit Beweisen fest, ist nicht der Geist des deutschen Volkes. — — Rühmend gedenkt Björnson des Mannes, der vor kurzem im Preußischen Abgeordnetenhause aufstand und über die künftigen Geschichtsbücher für die deutsche Jugend sprach: sie sollten nicht so geschrieben werden, daß sie den Haß predigten. „Das war", fügt Björnson hinzu, „ein echter deutscher Mann, der diese Worte sagte. Sie kamen aus dem Innersten des deutschen Wesens." — — Ein deutscher Soldat liegt lange in einem Schützengraben des Ostens. Was immer an Kräften seines Geistes der Dienst noch freiläßt, das arbeitet unaufhörlich an dem einen Gedanken: „Was sollen wir tun, was sollen die Andern tun, damit nach dem Kriege alle guten Geister in den verschiedenen Ländern zueinander finden können?" Er schreibt ein Buch darüber, — im Schützengraben. Man beurlaubt ihn, auch um es ihm möglich zu machen, das Buch drucken zu lassen. — — „Mein Vaterland," so spricht zu Björnson ein andrer deutscher Soldat, der an der Westfront kämpft „das sind die Menschen, die mit meinen Anschauungen und meiner Lebensauffassung übereinstimmen. Ich kenne die meisten von ihnen begreiflicherweise in Deutschland und weiß, was sie wert sind, und weiß, wie sie verleumdet werden; für sie, für das ihre und für das meine kämpfe ich. Aber ich finde sie auch hier, an der Westfront, unter den Franzosen. Ich bin einquartiert bei einer Familie, und wir sprechen viel zusammen. Wir teilen unsre Ration und unsre Anschauungen. Und die zählen mit zu dem Vaterland, das der Menschheit angehört. Und das muß einmal so stark werden, daß wir keine Kriege mehr bekommen." — — Weil das der deutsche Geist ist, darum kann es auch geschehen, daß im deutschen Kriegsgefangenenlager zu Erfurt ein russischer Kriegsgefangener in einer Rede, die er, zugleich im Namen seiner mitgefangenen russischen Kameraden, hält, in heftiger Gemütsbewegung ausruft: „Erst hier in der deutschen Gefangenschaft

haben wir Russen eine Vorstellung bekommen von der Würde des Menschen und darüber hinaus von all jenen Schätzen des Wissens, deren Besitz den Menschen vom Tier unterscheidet und deren Dasein uns sozusagen verborgen gewesen ist. Wir werden es Deutschland niemals vergessen, daß wir in der Gefangenschaft Lesen, Schreiben, Rechnen gelernt und eine Vorstellung von Geschichte, Geographie und den andern Wissenschaften bekommen haben"*). — — Auch Björnson bekennt sich zur Deutschen Tat vom 12. Dezember. „Sie wird einmal", so sagt er, „eine positivere Tatsache werden, als es jetzt noch den Anschein hat." — — Ein höherer deutscher Offizier spricht mit Björnson über das, was geschehen wird, wenn das Wort „F r i e d e n" erschallt: „Da sollen Sie erleben", sagt der deutsche Offizier, „wie die Feinde, die jetzt draußen aufeinander losgehen, plötzlich einen unsagbaren Drang spüren werden, sich die Hände entgegenzustrecken. Ich habe genug gesehen, um das zu wissen."

D i e d e u t s c h e n F r a u e n: Von ihnen und von dem, was sie während des Krieges gewesen sind und getan haben, singt Björn Björnson ein Hohes Lied. Eine trifft er, die hat ihren Vater, ihren Mann und ihren einzigen Sohn auf dem Schlachtfelde verloren. Jetzt lebt sie nur für Andere, für deren Kummer und für deren Kinder, denen sie den eigenen Glauben an die Zukunft des Vaterlandes schenkt. „Eine seltene Frau — und doch gibt es Tausende wie sie," sagt Björnson. — — Nun die Geschichte von der Rittmeistersfrau in Ostpreußen, die sich drei Wochen lang auf ihrem Gute mitten unter den Kosaken behauptet, sich selbst und fünfzehn Mädchen. Das muß man gelesen haben. — — Dann aber malt Björnson die „streitbare Arbeit" der deutschen Frauengesamtheit in dieser Zeit. Er schreibt vom deutschen „Heere der sozialen Frauen", von der „sozialen Hilfsorganisation der deutschen Frauen", die den englischen Aushungerungskrieg mit einem gewaltigen Gegenschlage beantwortet hat. Außer den Erfahrungen des allgemeinen Lebens brachten die deutschen Frauen zu diesem Werke auch noch die Erfahrungen des Hauses mit. Und so hatten sie ein Verständnis für ihre Arbeit, das dem „oft allzu schematischen Bureaukratismus des Mannes" nicht selten überlegen war. „Sie taten die Arbeit der Männer, besaßen deren Ausdauer und sicher mehr Geduld." — — Ein deutscher Landstürmer schildert Björnson das, was die Frau des Landstürmers, während dieser im Felde war, zu Hause geschaffen hat: Sie a l l e i n hat die Kinder, das Haus und den kleinen Garten besorgt und — auch noch das Geschäft verwaltet. Und dann ist sie noch abends in Vorträge für Frauen gegangen und

*) Die Schriftleitung des „Vortrupp" möchte hierzu auf ihren Aufsatz „Lehrgänge für Kriegsgefangene" in Nr. 14 von 1916 verweisen. Dr. Kraut.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hat mitgetan bei der sozialen Arbeit. „Sie hat weit mehr geschafft, als mir je gelungen wäre." Der Landsturmmann meint, sie sollte Bürgermeister werden: „Würde sie es, so würde sie immer noch Zeit behalten, für mich und die Kinder zu sorgen — obendrein fürs Geschäft"*).

Das sind die Dinge, die der stammverwandte Björnson am Deutschland des Krieges liebt und bewundert.

Für unsre deutsche Zukunft aber prophezeit und wünscht Björnson Dies: Mancher Deutsche wird nach diesem Kriege entdecken, daß er einen kräftigeren, einen geraderen Rücken bekommen hat, als er vorher zu haben glaubte. Mit manchen veralteten Dingen und Begriffen, die Deutschlands Feinden einen Vorwand gaben, über Deutschlands „Militarismus" zu schreien, wird es dann vorbei sein. Gewisse, „allzeit großsprechende" Leute unter uns sollen wir Deutschen dann schweigen heißen — das Land wird für sich selbst Zeugnis ablegen. Aber wir sollen dann die Rechten von uns hinausschicken, hinaus ins Ausland, als „stillschweigende Reklame" für gutes deutsches Wesen und gute deutsche Erziehung, für das, was aus dem eigentlichsten deutschen Gemüte stammt.

Das Kanzlerwort „Freie Bahn für alle Tüchtigen" ist, so glaubt Björnson, der Anfang einer neuen Ära gewesen. Nun erst wird das deutsche Volk im ganzen, werden besonders auch seine Mittelklassen anfangen, sich ernsthaft und erfolgreich für Politik zu interessieren. Und dann wird das deutsche Volk erkennen, daß Goethes Wort „Ein politisch Lied, ein garstig Lied", zwar auf manchen Politiker paßt, aber nicht auf die Politik. Das deutsche Volk wird entdecken, daß es selbst dieses Lied verschönern kann. Ja, das große deutsche Volk wird dann für die Politik einen Text und eine Melodie erfinden, die die Menschen einst über die ganze Welt hin mit Freuden vernehmen werden. „Blickt man", so zitiert Björnson zustimmend aus einer großen deutschen Zeitung, „auf die Methoden der inneren und äußeren Politik vor dem Kriege zurück . . ., so kann kein denkender Mensch glauben, in der früheren Weise könnte weiter gewirtschaftet werden." Für die „Realpolitiker" (in Anführungszeichen) wird eine schlechte Zeit kommen: die Weltkarte, die sie zu einem Schachbrett gemacht

*) Die Schriftleitung des „Vortrupp" möchte das, was unser politischer Mitarbeiter hier aus Björnsons Buch berichtet, noch dahin ergänzen, daß nach Björnsons Bericht jener Landsturmmann die gewaltige Arbeitskraft seiner Frau mit dem Satze begründet: „Sie saß auch nicht im Wirtshaus und trank Bier und quatschte mit Freunden die Nacht hindurch." Dr. Kraut.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben, wird bald lebendige Figuren bekommen, die darauf herumspazieren, wie sie selber wollen. Und alle Politiker werden weit mehr als bisher daran denken müssen, daß zuletzt Alles, auch auf ihrem Arbeitsfeld, im rein Menschlichen wurzelt. Das prophezeit Björnson, und er hofft dabei, daß die Frau nach dem Kriege mehr Einfluß auf das öffentliche Leben Deutschlands erlangen wird als vorher.

Preußen wird sich einen Teil der besten Eigenschaften seiner süddeutschen Bundesbrüder und auch der Österreicher aneignen — diese wieder werden viel von dem nachzuahmen suchen, was an den verschiedenen preußischen Einrichtungen ausgezeichnet ist. „Da ist ein roter Streifen neben dem schwarzen und weißen in der Flagge des Deutschen Reiches — die rote Farbe ist die Farbe des Lebens."

Fidelis.

Soziale Jugendpflege.

Das Wort Jugendpflege ist zu einem Schlagwort geworden, zu einer Losung für Staat, Parteien und Vereine. Erst in den allerletzten Jahren haben die Bestrebungen, die man unter dieses Wort zusammenfaßt, die breite Öffentlichkeit gewonnen. Aber man weiß schon heute, daß es sich bei dieser Frage nicht um einen Gedanken handelt, der eben gefördert werden muß, weil er den Reiz der Neuheit hat, sondern um eins der allerernstesten Probleme der Volkserziehung.

Die Jugendpflege ist durchaus kein neuer Gedanke. Die Anfänge reichen weit zurück. Aber bis vor kurzem hatte die Jugendpflege nicht die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit gewonnen. Wer sich der Jugend zuwandte, tat's in aller Stille, aus eigener Kraft, selbständig im Willen und mit eigenen Mitteln. Die Beweggründe, die zur Arbeit an der Jugend führten, waren verschieden. Der Ruf Jahns nach einem abgehärteten, frischen, freien Geschlecht führte seine Anhänger, die Turner, dazu, die Sehnen zu straffen und die Muskeln zu stärken. Der Kirche galt es, das religiöse Leben zu festigen und den sittlichen Lebenswandel zu verfeinern. Als viele Jahre später größere Verbände und auch die sozialdemokratische Partei sich der Jugend annahmen, kam es ihnen auf einen geschulten Nachwuchs an. Es ist aber auch ohne Berechnung eines Nebenzweckes, aus innerster Teilnahme für dieses Alter, manch ein Jugendkreis gegründet und geführt worden. All diesen Jugendverbänden fehlte die große, zusammenfassende Zielsetzung. Ungleichem Boden entwachsen, von den verschiedensten Gedanken befruchtet, ging die Richtung ihres Strebens stark auseinander. Auch stand der Staat seitab. Er duldete zwar die Sorge um die Jugend gern, aber er förderte sie nicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da trat mit dem Jahre 1911 ein Umschwung ein. Der Staat besann sich auf eine Aufgabe. Das preußische Kultusministerium veröffentlichte am 18. Januar seinen bekannten Erlaß, in dem es auf die hohe Bedeutung der freiwilligen Jugendbildungsarbeit hinwies. Mit einem Schlage wurde die Jugendpflege zu einer Angelegenheit für die Allgemeinheit. Kongresse und Kurse beschäftigten sich mit diesem Thema, ein Heer freiwilliger Helfer stand auf, Behörden liehen ihre Unterstützung, der Staat gab Geld. Die still geleistete, aus einem warmen Herzen geborene Arbeit mancher alter Vereinigungen wurde in den Schatten gestellt. Es entstanden andere Formen des jugendlichen Zusammenschlusses, neue Aufgaben tauchten auf, bei älteren wurde die Zielsetzung bestimmter. Die eine Seite der Jugendpflegebestrebungen, die auf Jahn zurückgeht, gewann eine große Erweiterung. Eine bedeutende Anzahl von Jugendvereinen, die alle auf die Schaffung eines körperlich tüchtigen Geschlechts ausgehen, Pfadfinder und Jugendwehren, entstanden überall im weiten Vaterlande in rascher Folge und gaben der Jugendpflege eine stark nationale Richtung.

Es war weniger die Liebe zur Jugend und der Wunsch, ihre Nöte kennen zu lernen und zu mindern, als die tiefe Sorge um das glückliche Gedeihen des Vaterlandes, das weite Kreise veranlaßte, sich der Jugend zuzuwenden. Die Städte schwollen immer stärker an, in dumpfen Wohnungen, dunklen Höfen, auf lärmvollen, staubigen Straßen wuchsen die Kinder auf, der jugendliche Arbeiter wanderte in die Fabriken, und zu alledem griff eine immer größere Verwöhnung und Verweichlichung um sich. All diese bedenklichen Erscheinungen lehrten jedem auch ohne Statistik, daß die Jugendkraft und damit die Volkskraft zurückging. Aber die trockenen Zahlen vermehrten die Wucht dieser Beobachtungen. Sie bewiesen, daß die Militärtauglichkeit von Jahr zu Jahr abnahm, im letzten Jahrzehnt um 4 v. H., und daß die Reichshauptstadt unter 100 Wehrpflichtigen nur noch 28 stellte. Dieser höchstbedauerliche Abstieg mußte des Reiches Sicherheit gefährden. Vor allem, da die geographische Lage Deutschlands mit seinen offenen Grenzen und seine politische Stellung zu seinen vielen Neidern und großen Nebenbuhlern ein starkes, wehrhaftes Geschlecht verlangte. Heute wissen wir aus der geschichtlichen Entwicklung, daß der Freiherr v. d. Goltz, der in unermüdlicher Weise auf den Niedergang unserer Jugendkraft hinwies und für die körperliche Schulung des deutschen Nachwuchses eintrat, den Ernst der politischen Lage richtig eingeschätzt hat.

Der Gedanke der nationalen Jugendpflege, für den vor allem der Jungdeutschlandbund eifrig eintrat, gewann eine große Zahl von Anhängern, Förderern und Mitarbeitern. Da brach der Krieg aus, und sogleich stand die Jugend auf, um des Vaterlandes Grenzen schirmen zu helfen. Der Krieg, der alte Anschauungen gestürzt oder verstärkt und neue gebildet hat, hat die Anhänger einer planmäßigen, tatkräftigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nationalen Jugenderziehung bedeutend vermehrt und ihre Forderungen beträchtlich erhöht. Die Schwere der Zeit läßt gar viele den Wunsch aussprechen, daß von einem bestimmten Alter an, etwa vom 17. Lebensjahre, jeder deutsche Junge pflichtmäßig für den Heeresdienst vorbereitet werde.

Käme es zur Erfüllung dieses Rufes, dann wären darin Umwälzungen für die Jugenderziehung beschlossen, wie wir sie ähnlich stark nie erlebt haben. Darum ist eine ernste Prüfung des Für und Wider geboten.

Die Jugend ist unsere Hoffnung. Nur wenn aus der Jugend ständig neue, ungeschwächte Triebe aufwachsen, bleibt das Volksganze gesund und stark. Wo aber angestrengte geistige Tätigkeit in frühen Jahren verlangt und angreifende körperliche Arbeit in ungesunden Räumen geleistet wird, da sind freie Stunden, die der Leibesübung dienen, ein natürliches Gegengewicht. Vor dem Kriege jedoch war der größte Teil der Jugend einer geregelten Leibeszucht ferngeblieben. Es ist aber notwendig, jeden zu fassen. Deshalb ist die Behauptung nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, daß wir mit Freiwilligkeit nicht alles erreichen und die Anwendung eines Zwanges nicht vermeiden können.

Als Ziel der körperlichen Ausbildung wird die Wehrhaftmachung aufgestellt und ihm zu Liebe gefordert, daß nicht Leibesübungen schlechthin gepflegt werden, sondern daß eine ganz bestimmte Schulung ausgesucht werde, die die Erreichung dieses Zieles am besten verbürgt. Bei dieser Frage hat eine lebhafte Gegenströmung eingesetzt, und man kann in der Tat nicht verkennen, daß schwere Bedenken gegen diese einseitig militärische Ausbildung zu erheben sind.

Eine früh einsetzende militärische Vorbereitung droht das Schwergewicht der Jugenderziehung ganz auf die Kultur des Körpers zu legen. Es ist aber ein unbestrittenes Erziehungsziel aller großen Pädagogen, den Menschen allseitig zu bilden. Doppelt gefährlich wäre es, von diesem Grundsatz abzuweichen in Lebensjahren, wo der Jugend bei einer großen Inanspruchnahme im Berufsleben nur wenig Zeit bleibt, den inneren Menschen zu gestalten. So sehr wir Kraft und Stärke wünschen müssen, sie allein machen ebensowenig den Wert des Menschen, wie insbesondere den des Soldaten aus. Wir hätten die gewaltigen Erfolge an der Ostfront gegen die uns an Körperkraft überlegenen Russen nicht erringen können, wenn nicht die Hingabe an seine Aufgabe, der Wille zum Siege in jedem Kämpfer lebendig wäre. Diese sittliche Kraft ist uns vom ersten Kriegstage an eigen gewesen. Ohne sie hätten wir nicht bestehen können. Ob aber diese „Kraft des Gemüts", wie Fichte sie nennt, in einer einseitigen, zwangsweisen, früheinsetzenden, militärischen Vorbereitung zur schönsten Blüte getrieben werden kann, erscheint recht zweifelhaft; in einer freien Jugendform, deren Bestreben die Bildung des ganzen Menschen ist, ist sie eher gewährleistet.

Die gesetzliche militärische Vorbereitung könnte der Tod der freien

Jugendverbände werden. Das wäre das größte Unglück, das uns treffen könnte. Nichts ließ die Hoffnung auf eine Gesundung unseres Lebens von innen, aus der Jugend heraus, in den letzten Jahren so lebendig sein, wie die freie Jugendbewegung. Es darf unseren Wandervogelgruppen, den Vereinigungen der freideutschen Jugend, der Vortrupp-Jugend, den Wehrlogen, den kirchlichen, politischen und neutralen Jugendverbänden und ebenfalls den Turn-, Sport- und Spielvereinen, den Pfadfindern und den Wehrkraftvereinen der Lebensnerv nicht durchschnitten werden. Will man die militärische Form der Vorbereitung, so bleibt als unerläßliche Forderung, daß die Freizeit der Jugendlichen nicht angetastet werde. Denn die Jugendlichen müssen die Möglichkeit offen behalten, sich selbst ihren Kreis zu wählen, damit die Segnungen dieser zum Teil in jahrelanger Arbeit erprobten Jugendverbände nicht aufgehoben werden und ihre stete Weiterentwicklung abgeschnitten wird. Was nämlich in diesen freien Vereinigungen an Erziehungsarbeit geleistet worden ist, sei es in bezug auf körperliche Ausbildung, sei es an Bildung des Verantwortungsgefühls, der sozialen Pflichterfüllung, des Lebensernstes, das ist bedeutungsvoll genug gewesen. Wir würden das Beste verlieren, wenn wir diesen Geist der Jugend, sich selbst die Treue zu halten und sich ernsten Sinnes vorzubereiten für den Dienst im Vaterlande — und nicht nur für den Dienst mit der Waffe — nicht zur Entwicklung verhelfen würden.

Diese Ausbildung der sittlichen Kräfte soll man nicht gering einschätzen. Wenn Begeisterung und Hingabe an ein großes Gemeinsames in der jugendlichen Seele lohen, dann wiegen diese moralischen Eigenschaften ein Häuflein militärischer Kenntnisse bei weitem auf, die bestenfalls zur Dienstzeit mitgebracht werden. Übrigens ist die Notwendigkeit, die Vorbereitung der Jugend den Bedürfnissen des Heeres in Übung und Kommando eng anzupassen, bis heute noch nicht überzeugend nachgewiesen. Ob einige Formierungen, Schwenkungen, Bewegungen im Gelände von den Rekruten als fester Besitz mitgebracht werden, ist belanglos, wichtiger ist, daß ganz allgemein Körper und Wille für den Eintritt in das stehende Heer vorbereitet sind. Deshalb genügt es, wenn der Jugendliche klettern, springen, laufen, schwimmen kann, wenn er im Tragen von Lasten geübt ist, Ausdauer im Marschieren besitzt und an Wind und Wetter gewöhnt ist. Diese Ausbildung des Körpers wird aber schon heute von Turnern, Pfadfindern und Wandervögeln betrieben, und auch andere Jugendbünde wenden sich mit steigendem Eifer der Leibeserziehung zu. Ein Teil der Jugend erfüllt mithin schon seine Pflicht dem Vaterlande gegenüber. Weil aber der größere Teil nicht freiwillig kommt, so kann die Ausübung eines gewissen Zwanges nicht ausbleiben. Besser jedoch als eine Vorschule des Heeres ist eine Fortsetzung der Schule, der Ausbau der Fortbildungsschule, deren Besuch für jeden verpflichtend werden muß, auch für den ungelernten Arbeiter.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn dieser Pflichtfortbildungsschule ein Turnunterricht eingegliedert würde — ein Turnunterricht im weitesten Sinne, zu dem auch Spiel und Wanderung zu rechnen sind —, dann würden wir jeden deutschen Jungen fassen. Wir hätten aber bei diesem Ausbau der Fortbildungsschule viel eher die Gewähr, die Leitung der Ausbildung in pädagogisch geschulten Händen zu wissen, als wenn wir die neue Organisation der militärischen Vorbereitung schaffen, für die es an den geeigneten, zur Führung berufenen Kräften fehlt.

Wenn man die vielen Anregungen prüft, die eine körperliche Festigung der Jugend sichern sollen, so kann man sich des Gefühls nicht erwehren, daß Vorschläge zur Besserung, die erst in zweiter Linie stehen, mit Nachdruck verfochten werden, ohne daß wichtigere, weil grundlegende, mit demselben Eifer vertreten werden. Man soll nämlich nicht glauben, daß der zunehmenden Entkräftigung der Jugend allein durch Leibesübungen zu begegnen ist. Diese Entartungserscheinungen — denn um solche handelt es sich offenbar — haben bestimmte Ursachen, und nur wenn wir diese ändern, bessern, leisten wir ganze, Erfolg bringende Arbeit.

Was die Not der Jugend heraufbeschworen hat, ist die Entwicklung unseres Landes von einem Agrarlande zu einem Industriestaat. Diese Entwicklung, so segensvoll sie nach mancher Seite war, hat uns an der Volksgesundheit tiefe Wunden geschlagen. Nun werden wir, selbst wenn wir es könnten, niemals eine rückläufige Bewegung zu einem Agrarstaat anstreben. Unsere weltwirtschaftliche Stellung wäre dann erschüttert. Wir werden eher einen Ausbau unseres Handels und unserer Industrie wünschen müssen. Was wir aber erreichen müssen, das ist, die Fülle der beklagenswerten Nebenerscheinungen zu bekämpfen, die an unserer Volkskraft zehren.

Der Aufstieg unserer Industrie zwang immer größere Teile unserer Bevölkerung in ihren Dienst. Nicht nur viele Arbeiter und einen Teil der weiblichen Bevölkerung, auch viele Jugendliche, und zwar beiderlei Geschlechts, machte sie sich untertan. Man kennt die Zahlen für die Beteiligung der jugendlichen Arbeiter in der Industrie. Die Statistik unterscheidet 3 Altersstufen und zählte im Jahre 1907

an	14—16jährigen	über	600 000
„	16—18 „	„	780 000
„	18—20 „	auch etwa	780 000.

Das sind zusammen mehr als 2 Millionen jugendliche Arbeiter.

Diese jugendlichen Arbeiter stehen zwar unter dem gesetzlichen Schutz. Der ist aber für den größten Teil nicht erheblicher als für Volljährige. Nur für die 14—16jährigen sind dem Arbeitgeber einige wichtige Beschränkungen auferlegt. (Die Arbeitszeit darf 10 Stunden nicht überschreiten, Verbot der Nachtarbeit und der Sonntagsarbeit.) Die über 16 Jahre alten Arbeiter werden, von einigen Schutzbestimmungen abgesehen, die sich auf

gewisse schwere oder angreifende Arbeiten beziehen, wie die Erwachsenen behandelt, dürfen also mehr als 10 Stunden beschäftigt und zur Nacht- und Sonntagsarbeit herangezogen werden. Man kann ein Freund einer strammen Erziehung der Jugend sein, in der die geregelte, ernste Arbeit einen weiten Raum einnimmt, und kommt doch dazu, erweiterte Schutzbestimmungen zu fordern. Für 14- und 15jährige 10 Stunden Arbeitszeit, zu denen unter Umständen noch 2 Stunden Fortbildungsschulunterricht treten, 16jährige auf einer Stufe mit Erwachsenen und der Überarbeit und Nachtarbeit schutzlos preisgegeben, darin liegen die größten Gefährdungen für dieses empfindliche Alter. Und wenn auch die hygienischen Einrichtungen der Arbeitsstätten mit jedem Jahre besser werden: die Arbeit, die an vielen Orten getan werden muß, das Getöse der Maschinen, die Überhitzung der Räume, die staubbeladene und dunstgeschwängerte Luft, sie hemmen eine gesunde körperliche Entwicklung und führen oft geradezu ins Gegenteil. „So teilt König nach Erisman mit, daß die Arbeiter bestimmter gesundheitsgefährlicher Berufe im jugendlichen Alter zwar nicht so sehr im Wachstume, wohl aber in der Zunahme des Brustumfanges und der des Körpergewichts zurückbleiben. In der Metall-, Maschinen- und Instrumenteninduſtrie ist das Erkrankungsprozent der Jugendlichen zwischen 15 und 19 Jahren, die die Leipziger Ortskrankenkasse besonders beobachtet hat, höher als in den beiden nächsten Altersgruppen; ebenso in den Eisenhütten- und Walzwerken, wo die Nachtarbeit der Jugendlichen bisher noch erlaubt ist. Von noch schlimmerer Einwirkung auf die Gesundheit scheint die Nachtarbeit der Jugendlichen (von 14—16 Jahren) in der Glasinduſtrie zu sein."

Früh werden die Jugendlichen dem Hause entrissen und an die Maschinen gestellt. Wenn dann wenigstens in den freien Stunden, die ihnen bleiben, ein wirkliches Heim sie aufnehmen würde. Aber ihnen, die so sehr des Schutzes eines Familienlebens bedürfen, fehlt diese Stätte behaglicher Häuslichkeit. In engen, lichtarmen, überfüllten Wohnungen, gelegen in kahlen Straßen oder dunklen Höfen, sollen sie Erholung und Ruhe finden. Schlimmer noch, wenn sie bei Fremden eine Schlafstelle suchen und so des letzten Haltes der Familie entbehren müssen.

Daß gerade in diesem Alter, wo der Mensch der Beaufsichtigung und Führung so dringend bedarf, wo er guten und schlechten Einwirkungen gegenüber besonders empfänglich ist, die Familie die Einwirkung verliert, ist verhängnisvoll. Früher trat für die Familie der Lehrherr ein, aber dieses patriarchalische Verhältnis, das dem Lehrling eine feste Stütze gab und ihm die Segnungen eines Familienlebens nicht vorenthielt, ist in der Stadt dem Untergange geweiht. Das Hineinwachsen in ein Handwerk mit seinen überlieferten Sitten und Gebräuchen, die Handarbeit, die gegenüber der heutigen Fabrikarbeit reich und anregend war, die ständige Beaufsichtigung durch den Meister übten den besten Einfluß auf den Lehrling

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus. Aber heute fehlt dem jugendlichen Arbeiter das feste Arbeitsverhältnis mit seiner der Charakterbildung förderlichen Einengung. In seiner Freizeit ist der Jugendliche auf sich selbst gestellt. Und da ihm die Tagesarbeit oft nur Fron ist, so sucht er sich — die Erwachsenen sind ihm ein Vorbild — in den Abendstunden und am Sonntag schadlos zu halten. Da seine Kost seinen überanstrengten Körper nicht reizen und seine Müdigkeit nicht vertreiben kann, so wählt er derbere Genüsse, aufregende oder prickelnde Lektüre, sensationelle Filmstücke, derbe Possen und Lokalstücke, das Varieté mit seinem bunten Vielerlei, die Schlüpfrigkeit des Tingeltangels, die seichte Operette. Straße, Wirtschaft und Tanzboden müssen ihm das Haus ersetzen. Mit dem Erfolg, daß er in den freien Stunden nicht arbeitstüchtiger wird, sondern daß die Vergnügungs- und Genußsucht dazu beiträgt, die ohnehin schon angegriffenen Kräfte des Jugendlichen noch weiter abzubauen.

An diesen volkswirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen, die für das Wohl der Jugend von einschneidender Bedeutung sind, sollte die Jugendpflege nicht vorübergehen. Und es ergibt sich für alle die, die ihr Herz und ihre Arbeitskraft der Jugend schenken wollen, daß sie die Ursachen der Jugendverderbnis bekämpfen. Dabei ist wesentlich, daß wir der kaltherzigen Auffassung begegnen, die in dem Jugendlichen nur das Arbeitsobjekt von bestimmtem rechnerischen Wert sieht und nicht den werdenden Menschen, von dessen Wohlergehen unser Fortbestand als Nation abhängt. Im einzelnen werden wir für einen verstärkten gesetzlichen Jugendschutz eintreten, wir werden uns dem Wohnungselend entgegenstemmen, den Schau- und Vergnügungsstätten unsere Aufmerksamkeit leihen, die Schankstätten bekämpfen.

Nun hat schon immer die wirtschaftliche und gesellschaftliche Not der Jugend warmherzige Männer dazu getrieben, sich ihr hinzugeben, um ihr zu dienen, einzelne Menschen, die in der Stille schufen. In größerem Maßstabe hat, von dieser, der s o z i a l e n Seite kommend, das Hamburger Volksheim seine Arbeit an der Jugend aufgenommen. Clemenz Schultz und Walter Classen sind die Anreger und Gestalter dieser Volksheimarbeit gewesen, die schon längst über das Weichbild ihrer Stadt hinaus Kreise gezogen hat und die als bedeutungsvoller Markstein in der Entwicklung der Jugendpflegebestrebungen anzusehen ist.

Walter Classen kommt zu der Jugend nicht aus weltwirtschaftlichen Erwägungen, sondern aus der Kenntnis der Jugend. Ihr Lebensmut, ihre überbrausende Kraft, der heitere Sinn, der die gesunde Jugend auszeichnet, nimmt ihn gefangen, aber oft genug sieht er, wie Mut und Kraft frühzeitig in der harten Lebensschule gebrochen werden. Und darum geht er zu ihr, aus selbstloser Liebe. „Eins fehlt dieser vielköpfigen, beweglichen, frischen Jugend", schreibt Classen, „der rechte Freund, der sie lieb hat. Ohne Beratung und Leitung lebt diese ganze Klasse vier bis fünf Jahre

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dahin — nur unter dem Zwang des Berufs und der (meist nicht sehr starken) Autorität der Eltern, voll Begeisterungsfähigkeit, die keinen Gegenstand findet, voll Jugendfrische, die sich nicht zu bewegen weiß".

Die der Schule entwachsenen Jungen sammelt das Volksheim in Lehrlingsvereinen, die am Sonntagnachmittag tagen, meistens in einer Turnhalle. Ihrem großen Bewegungsdrang kommt die Leitung entgegen, indem sie viel Zeit für Spiel und Turnen ansetzt. Geistige und sittliche Anregungen gehen von dem Vortrag aus, der, von einem Erwachsenen geboten, den Schluß des Tages ausmacht. Der Erwachsene, der den Lehrlingsverein leitet, steht inmitten der Jungen. Er ist ihr Führer dank seiner stärkeren Begabung und seines bestimmteren Willens. Erziehend wirkt sein Beispiel. Auf der starken Führerpersönlichkeit, auf seiner Begeisterung, seiner Tatkraft und seiner Hingabe beruht aller Erfolg. Erziehend wirkt aber auch die Mitarbeit der Lehrlinge, die Einstellung der Jugend in den Verein. Sie lernen es, sich dem Ganzen ein- und unterzuordnen, auf Eigenwünsche zu verzichten, Pflichten zu übernehmen und durchzuführen. So bildet sich ein Gefühl dafür, daß es außer der Selbstsucht noch etwas anderes gibt, das uns Rücksichten abnötigen kann, und damit sind die ersten sozialen Gedanken geweckt.

Für die späteren Altersstufen bildet der Gehilfenverein den Kreis, der sie aufnimmt. Spiel und Unterhaltung treten dem ernsteren Streben entsprechend zurück. Der Kreis der Fragen, die zur Behandlung drängen, weitet sich.

Es ist das Bestreben des Volksheims, die sozialen Gegensätze auszugleichen. Der Gebildete und der Arbeiter, arm und reich, jeder ist willkommen, sei es als Mitarbeiter, sei es als Mitglied eines Jugendkreises.

Das Volksheim hat längst festen Fuß gefaßt und daraus spricht am deutlichsten sein Erfolg. Es hat das Vertrauen weiter Kreise. Was ihm dabei geholfen hat, ist die völlige Neutralität, die es in kirchlicher und politischer Hinsicht vertritt. Es muß ihm als höchstes Verdienst angerechnet werden, daß es das Vertrauen der Jugendlichen errang und gerade viele von denen erfaßte, die andere Jugendbünde nicht gewinnen konnten. Wer mit dem Volksheimkreise in Berührung gekommen ist, der weiß, daß es sich auch dem schönsten Ziel sozialer Jugendpflege nähert. Durch den Verkehr der Jugend mit sozial empfindenden Männern wird auch in ihr der Funke entfacht, und die ersten Regungen des sozialen Pflichtgefühls entstehen.

Es ist für die weitere gesunde Entwicklung unseres gesellschaftlichen Lebens von höchster Bedeutung, daß dieses soziale Pflichtgefühl tiefer Wurzel faßt. Heute fehlt noch beinahe alles. Wir brauchen uns nur umzusehen in diesen Kriegsjahren, wo beides, Licht und Schatten der Volksseele, schärfer als sonst heraustreten. Der Egoismus, der die Kinderjahre der Menschheit sowohl, wie die des einzelnen Menschen beherrschte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist nicht entthront. Der Blick für die Bedürfnisse des Volkes, der Wille, zu Nutz und Frommen des Ganzen zurückzustehen mit seinen Sonderwünschen, ist wenig ausgeprägt, sonst könnten die vielen trüben Erscheinungen hier im Innern, die uns das Durchhalten so sehr erschweren, Preistreibereien, spekulatives Zurückhalten der Waren, Wuchern, nicht solch weiten Umfang angenommen haben. Ein großer Teil unseres Volkes steht ganz unter dem Bann eines rücksichtslosen Geschäftsgeistes. Verdienen, Besitzen und Genießen sind für manche das Lebensziel geworden. Wir erkranken von innen, wenn wir's so weiter treiben. Es ist bitter nötig, daß wir über unsern engsten Kreis hinwegsehen, daß wir nicht unser Wohlbefinden oder gar Wohlleben als allein Erstrebenswertes ansehen, sondern uns mit dem Ganzen verwachsen fühlen, daß wir das Glück der Gesamtheit als unser Glück ansehen, daß wir die Nöte, die ein Teil unserer Volksgenossen erleidet, mitempfinden und zu helfen suchen, soweit es in unsrer Macht steht.

Es ist ohne weiteres klar, daß es die größten Schwierigkeiten macht, Erwachsene zu dieser idealeren Lebensauffassung zu bekehren. Wollen wir mit Erfolg soziale Gedanken erwecken, dann müssen wir es bei der Jugend tun. Das ist bis dahin nicht ausreichend geschehen. Man hatte viel zu sehr im Auge, die Jugend zu bewahren; bewahren wollte man vor Schund und Schmutz, vor Tabakgefahr und Alkoholgenuß, vor Verführung und Leichtsinn, daneben in positivem Sinne hinleiten zu edlerer Geselligkeit, zur echten Dichtkunst, zu Musik und Malerei. Dieses Wort „bewahren" klingt uns aus fast allen Programmen der Jugendverbände entgegen. Aber entschieden ist damit die Aufgabe zu niedrig gestellt. Nicht nur bewahren soll der Jugendkreis, sondern schaffen, aufbauen, die höchste Begeisterung erwecken und den Wunsch, in den Reifejahren tätig zu sein im Dienste der Menschheit. Das heiße ich Jugendpflege treiben, in der Jugend diese Sehnsucht zu erwecken. Wer für diese Gedanken gewonnen wird, der kehrt sich ab vom brutalen Egoismus, in ihm wächst ein Gefühl der Mitverantwortung auf, das sich zu dem der sozialen Dienstbereitschaft erweitert.

Ein Jugendverein, der sich den Kranz nicht zu niedrig hängen will, muß sich dieses hohen Zieles bewußt sein und nicht Ruhe und Rast kennen, um Mittel und Wege zu finden, diese Aufgabe zu erfüllen. Ganz klar sollte man diese Aufgabe, die wichtigste, sehen, nämlich die Jugend hinzuführen zur Opferbereitschaft, zur Hingabe an große, allgemeine Ziele, zum freiwilligen Dienst für andere. Es kann gar kein Zweifel obwalten, daß diese Seite des menschlichen Charakters bei der Jugend im Keime vorhanden ist, und daß es nur einer sorgsamen Pflege bedarf, um den Keim zur Entfaltung zu bringen. Man muß sich nur vor einem verhängnisvollen Irrtum hüten. Man muß die sozialen Tugenden nicht durch *Belehrung* züchten wollen, da nur die wirkliche *Erziehung* sie för-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dern kann. Kerschensteiner hat in seinen Schriften über die staatsbürgerliche Erziehung nachdrücklich auf diesen riesengroßen Unterschied zwischen Belehrung und Erziehung hingewiesen. Ein kaltes Wissen von Staat und Gesellschaft macht den Menschen nicht besser und hilfsbereiter, sondern nur die Weckung der entsprechenden Tugenden kann uns frommen. Er weist auf das Wort des Aristoteles hin: „Tugenden entstehen nur dadurch, daß man die entsprechenden Handlungen ausführt." Es würde wenig fruchten, wenn wir der Jugend nur Vorträge böten aus dem Gebiete des sozialen Lebens und darauf zielten, durch unser Wort die schlummernden sozialen Tugenden zu wecken. „Wo etwas kalt geworden ist im Volk, da wärmt nicht das Wort, sondern die sich selbst vergessende Tat."

Nun stellt sich dem sozialen Wirken der Jugend aber eine unüberwindliche Schwierigkeit entgegen. Ihrem frühen Alter fehlen Kraft und Erfahrung für den sozialen Hilfsdienst; auch soll sie die Entwicklungsjahre benutzen, um zu sammeln und aufzubauen. Es kann uns also niemals einfallen, zu fordern, daß man die Jugend hinausschicken möge ins tätige Leben, um dort soziale Samariterdienste zu leisten. Nein, wir müssen uns damit begnügen, ihre Gedanken in die entscheidende Richtung zu lenken. Und das geschieht am besten, wenn man der Jugend den Gedanken nahelegt, sich freiwillig eine Beschränkung aufzuerlegen, um anderen zu helfen. Da gibt es nichts, was der Jugend so stark nützt wie der Enthaltsamkeitsgedanke. Die Jugend ist für die Forderung empfänglich, alle alkoholischen Getränke zu meiden, um anderen ein Beispiel zu geben. Die Verheerungen, die die Rauschgetränke im Volkskörper anrichten, liegen auch für die Jugend offen zu Tage. Hat sie die einzig mögliche Abwehr, nämlich die völlige Enthaltsamkeit, erkannt, so scheut sie nicht vor dem entscheidenden Schritt zurück. Sie bekennt sich zur enthaltsamen Lebensweise und hat damit ihre erste soziale Tat vollbracht. Eine Tat ist dieser Schritt ohne Zweifel. Denn es gilt, überlieferte, durch die Sitte geheiligte Gewohnheiten abzulegen. Auch stellt sich jeder Enthaltsame in einen Gegensatz zur Mitwelt, und das ist für manchen, besonders aber für den Jugendlichen, unbequem. Weiterhin bedingt das Beharren in der Enthaltsamkeit ein ständiges Abwehrenmüssen der verschiedensten Lockungen. Daß es Lebenslagen gibt, wo es schwer ist, ihnen stand zu halten, das wissen alle, die ihre Enthaltsamkeit im Felde durchfechten mußten. Aber wer sich selbst die Treue hält, dem fällt nicht nur ein hoher Gewinn zu, der leistet auch der Allgemeinheit einen Dienst durch das Beispiel, das er andern gibt. Der Jugendliche wächst mit diesem ersten Schritt sozialen Handelns aus der egoistischen in die soziale Lebensauffassung hinein. Er lernt, über sich selbst hinauszudenken und den Blick auf das Ganze einzustellen. Bei weiterem Eindringen in dieses eine Gebiet der sozialen Frage, der Alkoholfrage, sieht er, daß er sein Leben nicht als Einzelleben zu werten hat, sondern daß sein Wohl und Weh

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit dem der Volksgenossen verknüpft ist; er erkennt vor allem, daß er durch sein Denken und Wirken mitverantwortlich und mitbestimmend für die Entwicklung des Ganzen ist. Der harte Boden selbstsüchtigen Lebens ist damit gebrochen, und neue Anregungen sozialer Natur werden nun leicht aufgenommen. Man kann die Beobachtung machen, daß Jugendliche, die den ersten Schritt getan haben, enthaltsam zu sein, einen starken Hang zeigen, sich mit andern sozialen Fragen zu beschäftigen. Es entsteht ein Hunger nach sozialer Betätigung. Sie können kaum die Zeit erwarten, daß sie hinaustreten ins Leben, um zu helfen und zu dienen.

So wird die Enthaltsamkeit zum Erwecker sozialen Denkens. Darum sollte jeder Jugendverein seine Arbeit auf dieser Grundlage aufbauen. Wohlverstanden, auf dieser Grundlage. Daneben möge er in den Kreis seiner Betätigung ziehen, was jeweils als besonders wünschanswert angesehen wird: Wandern, Turnen, Spiel, Geländeübungen, Literatur-, Musik- und Kunstpflege.

Mit diesem Eintreten für eine enthaltsame Lebensweise der Jugend verlassen wir keineswegs die neutrale Stellung, die wir diesem Alter gegenüber einzunehmen haben. Denn wenn wir der Jugend den Weg weisen zu einem Leben ohne Narkose, das alle schlummernden Kräfte voll zur Entfaltung bringt, dann leisten wir der Jugend gewiß und wahrhaftig die wertvollste Hilfe, die man sich denken kann, und der menschlichen Gesellschaft führen wir Kräfte zu, die tätigen Anteil an ihrem glücklichen Aufstieg nehmen wollen. Laut und vernehmlich klingt ein Wort Walter Classens an unser Ohr: „Neue Ordensritter brauchen wir." Gewiß, dringender als je bedürfen wir Menschen, die mit voller, selbstloser Hingabe im Sinne eines sozialen Ausgleichs wirken, damit keine Kraft verkümmert, sondern alles Lebenstüchtige zur Blüte kommt. Ohne Zaudern wird die Jugend folgen, wenn wir zu ihr gehen und nicht nur geben, sondern auch fordern. Es liegt an uns, ob sie den Ruf hören wird.

Carl Will.

Unsere Vortrupp-Jugend*).

Die Vortrupp-Jugend, über deren Entwicklung, Eigenart und Aufgaben die folgenden Darlegungen zusammenfassend berichten wollen, fällt, wie der Wandervogel E. V. und die Freideutsche Jugend mit ihren Verbänden nicht unter das Gebiet der Jugendpflege, wie zuweilen angenommen wird, aber gewiß wird kein Freund der Jugend unserer Zeit bezweifeln, daß sie in Zukunft manchem Zweige der Jugendpflege eine

*) Nach einem Vortrage auf der von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt einberufenen Konferenz der Leiter deutscher Jugendpflegeverbände in Eisenach am 27. Juni 1917.

nicht unwillkommene Hilfe und Unterstützung zu bieten imstande ist. Zwischen der Wandervogeljugend und der Freideutschen Jugend im allgemeinen und der Vortrupp-Jugend bestehen Wechselbeziehungen und Zusammenhänge sowohl in der Mitgliederzusammensetzung wie auch in dem Bestreben, aus eigener Bestimmung mit innerer Wahrhaftigkeit und unter eigenem, kräftig sich entwickelnden Verantwortlichkeitsgefühl ihr Leben zu gestalten.

Die Entstehung der Vortrupp-Jugend-Bewegung hängt mit der des Deutschen Vortrupp-Bundes aufs engste zusammen. 1910 war vom Deutschen Dürer-Bunde Hermann Poperts Roman „Helmut Harringa" herausgebracht worden. Er hatte die Gewissen weiter Volkskreise kräftig geweckt, gegen die starken inneren Feinde unseres Volkes, gegen den wachsenden Materialismus unserer Tage, gegen die Alkoholnot, gegen die Wohnungsnot usw. sich energisch einzusetzen. In verschiedenen Städten hatten sich kleine Leser- und Freundesgruppen des Buches, die sogenannten Harringa-Gruppen gebildet, die nach dieser Richtung hin zu wirken sich bemühten und die Gedanken des „Helmut Harringa" in die Wirklichkeit überzuführen als ihre besondere Aufgabe erachteten. Zu diesen Gruppen gehörte vor allen auch eine größere Zahl aufwärtsstrebender junger Mädchen und Jünglinge. In den Kreisen dieser Harringa-Gruppen war man besonders erfreut, als Ende 1911 Dr. Hermann Popert den Plan bekanntgab, in einer Halbmonatsschrift seinem so warm aufgenommenen Roman „Helmut Harringa" eine Dauerfortsetzung zu geben, in einer Zeitschrift also, die dem Werdenden zu dienen beabsichtigte: „Allem Gesunden, was in unserem Land und Volk wächst und wird". Mit dem Jahre 1912 begann dann bekanntlich die Herausgabe des „Vortrupp", und schon im Februar desselben Jahres wurde — zunächst vornehmlich in den erwähnten Harringa-Gruppen — der Wunsch nach einem Zusammenschluß derjenigen Leser unserer Zeitschrift laut, die im Sinne der lebensreformerischen Aufsätze des „Vortrupp" eine bewußte soziale und volksaufklärende Tätigkeit auszuüben bemüht sein wollten. Man wollte besonders die folgenden vom „Vortrupp" gepflegten und widergespiegelten Gebiete in der Richtung der gegebenen Anregungen weiter zu fördern helfen: Bodenreformbewegung, Enthaltsamkeitsbewegung, Heimatschutz, Dürerbundbestrebungen, Reform der Jugenderziehung, Schulreform, Wandervogelbewegung, Ernährungsreform und Körperkultur.

So entstanden bald in einer Anzahl von Städten sogenannte Vortrupp-Gruppen, die bereits bis September 1912 auf etwa 50 angewachsen waren und eine eigene Organisation zur Vereinigung der Arbeit erforderlich machten. Es wurde nun der Deutsche Vortrupp-Bund (Vorsitzender Dr. jur. Hermann M. Popert, Hamburg) mit einer eigenen Geschäftsstelle gebildet. Mitglieder dieser freien Tatgemeinschaft waren diejenigen Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zieher des „Vortrupp", die durch ihren Anschluß an den Bund dem Arbeitsausschusse erklärten, daß sie für die von ihnen in erster Linie vertretene Lebensreformbewegung im Vortrupp-Sinne besonders tätig sein wollten, für sie gewissermaßen einen freiwilligen Vortrupp bildend. Bis zum Beginn des Krieges, der unsere Arbeit durch die Einberufung fast der Hälfte aller Mitglieder zunächst sehr empfindlich schwächte, waren die Vortrupp-Gruppen auf etwa 150 mit über 4000 Mitgliedern angewachsen. Von Anfang an war die strebende deutsche Jugend, die sich mit verantwortlich für die Not unserer Zeit fühlte, sehr stark an der Entwicklung der Vortrupp-Bewegung beteiligt. Schätzungsweise sind etwa ein Drittel aller Mitglieder des Deutschen Vortrupp-Bundes zu der Jugend im weitesten Sinne des Wortes zu rechnen. Einige Vortrupp-Gruppen, wie Bremen, Hannover, Lübeck, Angerburg, Jena, Greifswald, Liegnitz u.a. bestanden anfangs fast nur aus solcher Jugend, die, durch den „Vortrupp" angeregt, für die Aufartung unseres Volkes nach besten Kräften einzusetzen für ihre Pflicht erkannte. So hieß es in einem Werbeblatte des Vortrupp Bremen vom Frühjahr 1913 u. a. „Der Vortrupp Bremen ist der Sammelpunkt derjenigen Bremischen Jugend, die in bewußter Abkehr von großstädtischer Unkultur sich bestrebt, in der Pflege des Wanderns und des Spieles im Freien, der Kameradschaftlichkeit und der Achtung vor dem andern Geschlecht die sittlichen Kräfte, den Willen zum Guten, die Kraft zur Abwehr verderbenbringender Einflüsse unter der Jungmannschaft zu wecken und zu fördern, damit das künftige Geschlecht so gesund, so tüchtig, so schön und so gut werde, wie es zur dauernden Erhaltung des Deutschtums notwendig ist. Die deutsche Vortrupp-Bewegung ist der Ausdruck des wiedererwachten deutschen Idealismus! ..."

Es ist bei solchen Überzeugungen auch nicht verwunderlich, daß die Vortrupp-Jugend bei der Zusammenkunft der als Freideutsche Jugend zusammengefaßten Lebensreformjugend auf dem Hohen Meißner im Oktober 1913 sehr stark — mit über 600 Mitgliedern — beteiligt war.

Die erste für sich organisierte Vortrupp-Jugendgruppe bildete sich im Sommer 1913 in Lübeck, und zwar an dem dortigen Gymnasium, dem Katharineum. Im Winter 1912 hatte Marine-Oberstabsarzt Dr. Buchinger im Verein für Schulgesundheitspflege dort einen Vortrag „Wider den Alkohol" gehalten, an dem eine größere Schülerzahl des Katharineums so lebhaft Anteil nahm, daß Dr. Buchinger den Vortrag am nächsten Vormittag vor den versammelten Oberklassen der Schule wiederholen mußte. Die überzeugende Darstellung machte auf einige Schüler einen so tiefen Eindruck, daß sie beschlossen, zu einer Vereinigung sich zusammen zutun, die im Sinne des „Vortrupp" für die Volksaufartung tätig sein sollte und vor allem die eigene Ertüchtigung, körperlich wie geistig, sich zur Aufgabe setzt. So entstand unter der erbetenen Mithilfe der Oberlehrer Dr. Deecke und L. Dühring und durch das Entgegenkommen des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leitenden Direktors Prof. Dr. Reuter der „Vortrupp am Katharineum zu Lübeck" mit über 20 Mitgliedern als eine freie Freundschaftsvereinigung abstinenter Primaner und Sekundaner.

Die §§ 2—5 der Satzung sagen über Ziel und Aufgaben dieser Vortrupp-Jugendgruppe das Folgende: „Der Vortrupp am Katharineum bezweckt die körperliche und geistige Ertüchtigung seiner Mitglieder. Er sucht seinen Zweck zu erreichen durch allseitige Ausbildung des Körpers und Pflege gesunder Geselligkeit. Er veranstaltet monatlich eine Beratungsversammlung, wöchentlich, für Primaner und Sekundaner getrennt, Lese- und Vortragsabende. Zur körperlichen Ertüchtigung wird vorzugsweise gewandert, gefochten und gesegelt. Lehrer der Anstalt, die die Bestrebungen des Vortrupp kräftig unterstützen, können zu Mitgliedern ernannt werden."

In dem Werbeblatte „Was wir wollen" hieß es dann wie folgt:

> „Der Vortrupp am Katharineum zu Lübeck" will eine freie Freundschaftsvereinigung aller der Primaner und Sekundaner sein, die sich aus dem Bewußtsein ihrer Jugend heraus für die Zukunft verantwortlich fühlen.
>
> Wir wollen deshalb die uns in ungeschwächter Fülle zu Gebote stehenden körperlichen und geistigen Kräfte nicht um flüchtiger, gegenwärtiger Genüsse willen sinnlos vergeuden. Wir erblicken vielmehr in ihrem Besitz einen Vorzug, den wir uns nicht rauben lassen, und in ihrer Gesunderhaltung und zweckmäßigen Ausbildung eine vaterländische Pflicht, der wir uns nicht entziehen dürfen. Durch deren Erfüllung allein glauben wir den Grund zu einem glücklichen und für Vaterland, Gesellschaft und Familie nutzbringenden Leben legen zu können.
>
> Wir wollen deshalb unsere Überzeugung durch Enthaltsamkeit von allen berauschenden Genußgiften und durch gegenseitige Belehrung festigen und vertiefen. Wir wollen durch Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit im Wesen, durch Stählung des Körpers und durch gesunde Geselligkeit betätigen, daß wir ein wahrer Vortrupp auf dem Wege zu gesteigerter Empfänglichkeit, Kraft und Freude sind! Auf zu gemeinsamer Arbeit!"

Die in diesem Programm dargelegten Aufgaben zeigen mit wenigen inzwischen eingetretenen Erweiterungen die Ideale, deren Verfolgung von der gesamten Vortrupp-Jugend heute als notwendig im Dienste des Volksganzen erkannt wird. Die Enthaltung von geistigen Getränken und vom Gebrauche des Tabaks ist für die Vortrupp-Jugend eine selbstverständliche Forderung zur eigenen Ertüchtigung.

Während sich in Lübeck die Vortrupp-Gruppe zunächst auf eine einzelne höhere Schule beschränkte, ist die Vortrupp-Jugend in allen anderen Orten ohne Rücksicht auf die Schulbildung und Berufsstellung der Mitglieder zusammengesetzt, hauptsächlich das Alter von 16—22 Jahren umfassend. Ausgenommen waren bis zum Krieg nur einige Orte mit Lehrer-Seminaren, wie Angerburg in Ostpreußen, wo mit Genehmigung der betreffenden Anstaltsleitung eigene Vortrupp-Jugendgruppen unter den Seminaristen gebildet wurden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf dem I. Deutschen Vortrupp-Tage, der vom 3.—6. Juni 1914 in Leipzig stattfand, wurde nach einem Vortrage von Prof. Dr. Reinhard Strecker-Gießen über „Fichtes sittliche Forderung an die Schule" folgende Entschließung einstimmig angenommen:

> „Der Erste deutsche Vortrupp-Tag ist der Überzeugung, daß die Jahrhunderterinnerungen dieser Jahre ihren Zweck erst dann wirklich erfüllen, wenn auch der große Geist jener Tage als der eigentliche Nährboden der großen Volkstaten von damals wieder nachhaltig lebendig wird und bleibt; auf den Ideen Kants und Fichtes und der anderen Denker des deutschen Idealismus müssen wir Deutschen unsere Bildung noch viel mehr und noch viel bewußter aufbauen als bisher. Die höheren Schulen könnten durch verständnisvolle Einführung in die Schriften Kants und Fichtes sehr wesentlich dazu beitragen. Von der deutschen Vortrupp-Jugend aber wird mit Zuversicht erwartet, daß sie auch aus eigenstem Antrieb sich dem ernsthaften Studium jener Gedanken hingebe. Die Durchdringung unseres Seins und Arbeitens mit diesen Ideen wird nicht nur unser eigenes Leben festigen und bereichern, sondern auch der ganzen Kultur unseres Volkes erst die Seele und den besonderen unersetzlichen Wert unter den Kulturen der anderen Völker geben."

Unter lebhafter Beteiligung von Vertretern der Vortrupp-Jugend wurden u. a. die folgenden Richtungslinien anerkannt: Die Vortrupp-Jugend habe zu zeigen, daß sie mehr als jede andere Jugend Tat-Jugend ist. Je mehr sie ihr Verantwortlichkeitsgefühl empfinde, desto kräftiger werde sie sich auch bereits sozial in echter Vaterlandsliebe und in echtem Pflichtgefühl betätigen. Dazu biete ihr „Der Vortrupp" reiche Anregungen. Vor allem wolle die Vortrupp-Jugend ihre nächsten natürlichen Pflichten musterhaft zu erfüllen suchen. „Schlechte Söhne oder bummelige Schüler wünschen wir nicht unter uns." Um die Jugend in solchen Bestrebungen zu unterstützen, werde der Deutsche Vortrupp-Bund überall da, wo der Jugend dabei Hindernisse durch unverständige Schulleitungen, durch unberechtigte Angriffe usw. erwachsen, entsprechende Eingaben machen. Da unklare Köpfe und Schwarmgeister nur allzuleicht glauben, in reformatorischen Bewegungen, wie der Vortrupp-Bewegung, ihr Erntefeld zu finden, so sei es notwendig, daß die erfahrenen Vortrupp-Freunde in solchen Fällen zeitig genug bremsen; denn nichts schade einer guten Sache mehr, als die Gemeinschaft mit Schwarmgeistereien.

Auf Veranlassung des mit so vielen Vortrupp-Freunden durch den Krieg uns leider bereits genommenen Vertreters der Kasseler Vortrupp-Jugend, Julius Dürbeck, fand während der Leipziger Vortrupp-Tagung eine eigene Versammlung der Vortrupp-Jugend statt, in der er selbst als Berichterstatter die erfreuliche Feststellung machte, daß ein besonderer Gegensatz zwischen der „Vortrupp-Jugend" und der Freideutschen Jugend nicht bestehe. Deshalb könne die Vortrupp-Jugend auch in ihrem Endziel, das Hermann Popert in seinem Aufsatz „Freideutsche Zukunft" gezeichnet habe, ferner mit ihr einmütig zusammengehen. Um die Lebens-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reformbewegungen im Sinne des „Vortrupp" zu fördern, empfahl der Redner eine Entschließung wie folgt:

a) Wir wollen dafür sorgen, daß an allen Orten Vortrupp-Jugend-Gruppen entstehen, die den Zweck haben, eine Sammelstelle zu sein für solche einzelnen Jugendbünde, die im Sinne des „Vortrupp" arbeiten. Sie sollen auch allen diesen Jugendbünden Mitglieder und vor allem arbeitende Mitglieder zuführen.

b) Die jungen Vortruppleute, die bereits Mitglieder bestimmter Jugendvereinigungen sind, wollen dafür sorgen, daß in die Gemeinschaften, denen sie angehören, Vortrupp-Geist einzieht, und wollen darauf hinarbeiten, daß der Deutsche Vortrupp-Bund als die Gemeinschaft betrachtet werde, in der alle Jugendvereinigungen als geeint erscheinen können.

Wenn man in dieser Versammlung aus taktischen Gründen die Zeit auch noch nicht für gekommen hielt, um eine solche weittragende Entschließung schon jetzt anzunehmen, so wurde in der Folgezeit doch in dem von Dürbeck vorgeschlagenen Sinne von der Vortrupp-Jugend zu wirken gesucht.

Allerdings legten die Kriegsereignisse zunächst jede Werbe- und Organisationstätigkeit für die Vortrupp-Jugend lahm. Die weitaus meisten männlichen Mitglieder traten freiwillig in den Dienst der Verteidigung des Vaterlandes oder wurden dazu einberufen. Die größere Zahl der Vortrupp-Gruppen mußte zunächst aufgelöst werden, waren doch schon im ersten Kriegsjahre nahezu 2000 Mitglieder des Deutschen Vortrupp-Bundes im Kriegsdienste tätig. Viele unserer Besten haben inzwischen den Heldentod gefunden, von den jugendlichen Besuchern des I. Deutschen Vortrupp-Tages können wir kaum noch der Hälfte je wieder die Hand reichen.

Doch Ende 1914 zeigten die Daheimgebliebenen immer stärker, daß der alte Vortrupp-Geist trotz der herben Kriegszeit in ihnen lebendig geblieben war, und in den noch arbeitenden Vortrupp-Gruppen war es sehr oft die Vortrupp-Jugend, die im Sinne des „Vortrupp" versuchte, rechte Kriegsarbeit zu leisten.

Besondere Vortrupp-Jugendgruppen neben der Vortrupp-Gruppe, der Ortsgruppe des Deutschen Vortrupp-Bundes, entstanden in Hamburg, Cassel und Leipzig, in den ersten beiden Städten mit anheimelnden eigenen Heimen für die regelmäßigen Zusammenkünfte. Die Vortrupp-Jugend Hamburg, eine starke Abteilung des Vortrupp Hamburg mit etwa hundert männlichen und weiblichen Mitgliedern, hat in ihrer Satzung u. a. die folgenden Bestimmungen:

Die Vortrupp-Jugend Hamburg umfaßt solche junge Menschen, deren Bestreben es ist, im Vortruppsinne sich und andere innerlich zu fördern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sittliche Reinheit, Enthaltung von Alkohol und Nikotin sind die Grundforderungen zur Erreichung unserer Ziele.

Zur geistigen und körperlichen Ertüchtigung, die wir anstreben, dienen uns Nestabende und vornehmlich das Wandern nach Wandervogelart.

Um eine gemeinsame Arbeit zu ermöglichen, wird es von jedem als selbstverständlich angesehen, daß er sich nach Kräften der Gruppe widmet. . . .

Unser Selbst frei und aufwärts zu entwickeln, um es dann dem Dienst der Allgemeinheit zu widmen, das sei unsere Aufgabe. . .

Nach dem I. Deutschen Vortrupp-Tage wurde in den Kreisen der Vortrupp-Jugend lebhaft der Wunsch geäußert, es möchte für sie die bisherige monatliche Kinderbeilage des „Vortrupp" zu einer besonderen Beilage ausgestaltet werden. So wurde von Januar 1915 an dem „Vortrupp" die von Hans Paasche unter Verantwortung der Schriftleitung herausgegebene monatliche Beilage „Vortrupp-Jugend" angefügt, bis im Sommer vorigen Jahres die Papierknappheit zunächst wieder eine Verschmelzung der Beilage mit dem Hauptteil erforderlich machte. In dieser Beilage „Vortrupp-Jugend" ist viel vom Wollen und Wirken unserer Vortrupp-Jugend mitgeteilt worden, die Mehrzahl der Aufsätze haben die Mitglieder der Jugendgruppen selbst geliefert. Aus den mehrfach hier, wie auch im „Vortrupp" selbst wiedergegebenen Feldpostbriefen der vor dem Feinde stehenden Jugend zeigt sich der Geist, der die Vortrupp-Jugend beseelt. Nur einige wenige Belege zum Beweise dafür, was wir und was nicht zum letzten die Jugendpflege von dieser Jugend zu erwarten hat.

So schreibt ein junger Kriegsfreiwilliger, der zur Vortrupp-Jugend gehört und außerdem Wandervogel ist, von der Front im Westen folgendes:

. . . Die Vortrupp-Jugend wird den Nacken steif halten müssen und sich bewußt sein, daß für sie nur Arbeit da ist, die ihren Lohn nur in sich selbst findet. Wir müssen zeigen, daß wir aus unserm Wandern und Schauen, aus all dem Schönen und Hohen auch die Tat gelernt haben! Jetzt werden wir erst wirklich Tatmenschen, und greifbar deutlich muß vor unserm Geist der Reiter aus dem Ohemoor erstehen und uns an sein Gelöbnis mahnen*). Für uns ist das Spiel vorbei; wenn dieser Krieg beendet ist, müssen wir wissen, daß die goldene Jugend, die wir bisher erlebten, vorüber ist, und wir dürfen darüber nur Freude empfinden! Was wir bisher gewollt und gefordert haben, nur im Interesse unseres Volkes und unseres Vaterlandes, das müssen wir unnachsichtlich weiter verfolgen, denn unser sind so viele gefallen, und viele werden noch folgen! Das Blut unserer Brüder im engeren Sinn darf nicht umsonst geflossen sein! Wir dürfen nicht dulden und zugeben, daß auch der geringste Teil vom Siege vergeudet wird, nicht so

*) Siehe „Helmut Harringa", 2. Kap.: „Ich will ein Krieger sein im Heere des Lichts!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für unser Bestes verwandt wird, wie wir es erkannt haben! Gewiß, je schwerer die Zeit wird, um so besser wird der Boden unseren Gedanken geöffnet sein, aber der Kampf wird trotzdem hart genug werden und unser ganzes Leben erfüllen! Aber wir dürfen nicht locker lassen, es geht um unsere Ideale, um die Wahrheit! Selbstverständlich meine ich nicht, daß wir finster und gehässig werden sollen, daß wir jegliche Freude am Leben verlieren sollen, dann wär' es ja verfehlt, nein, licht und hell, klar und freudig soll unser Kampf sein, aber trotzdem scharf und schneidig. Sie werden mich schon recht verstehen, und ich glaube, alle rechten Vortruppler auch . . .

Ein anderer junger Freund schreibt aus einem Schützengraben in Frankreich u. a.:

„. . . Ich hoffe, daß sich aus dem Vielerlei von Wandervögeln, Abstinenten, Vegetariern und Reformern doch noch einmal, und recht bald nach dem Kriege, eine kernige Einheit herausringt, die eine geschlossene, überlegene Macht wird im Kampf gegen innere Feinde, nachdem wir die äußeren besiegt haben. In dieser Hoffnung könnten wir noch weit Schlimmeres ertragen und morgen oder heute fallen; und kommen wir aus diesem Kriege wieder nach Hause, dann soll erst recht ein Kampf von Minderheiten gegen eine Übermacht ausgefochten werden, und ich glaube, das wird das Größte sein, was uns Freideutschen vom Kriege geschenkt worden ist: Viele werden vorm Feinde bleiben, aber die wenigen, die heimkommen, haben gelernt zu kämpfen — und zu siegen!"

An die Vortrupp-Jugend daheim schreibt Julius Dürbeck (Vortrupp-Jugend 1915, Nummer 6, Seite 46 f.) u. a.

. . . „Der Vortrupp" will Menschen der Tat, Kräfte zur Mitarbeit an dem Werke sammeln, das er vollbringen will: „die endliche Zusammenfassung deutscher Kultur, zu der die Zeit jetzt reif ist" (Paasche). Dieses Ziel müßt Ihr mit Eurem ganzen Wesen als Vortrupp-Jugend erfassen. Euch ist es gegeben, den Geist des neuen Lebens, den neuen Kulturwillen, der aus der gesamten Vortrupp-Arbeit spricht, zu gewinnen. Ihr werdet in den Zielen des Vortrupps nicht ein Zusammen von Einzelbestrebungen erblicken —; Euch wird aus den Vortruppheften der frische, reine Hauch eines ganz neuen Lebens entgegenwehen. Das ist der Vortrupp-Geist, den Ihr in Euch aufnehmen müßt, um Teil zu haben an der Wiedergewinnung echter deutscher Kultur . . ."

In einer kleinen Betrachtung „Wir und die anderen" gibt Gustav Wehrt, ein begeistertes Mitglied der Vortrupp-Jugend, in ähnlichen Gedankengängen folgende (Vortrupp-Jugend 1915, Nummer 9, Seite 70) Darlegungen wieder:

„. . . Wir tun gut daran, uns nicht so stolz die Stärksten unter den Weltvölkern zu nennen, auch wenn Gott uns jetzt den Sieg verleiht, sondern besser die am wenigsten Schwachen. Bleiben wir stets dessen eingedenk, daß, wenn von dem Opfermut, dem Idealismus und Gottvertrauen des deutschen Volkes die Rede ist, damit niemals die Gesamtheit, sondern — ehrlich sei's gestanden! — immer nur ein Teil, wenn auch ein großer, vielleicht größter, gewissermaßen eine Oberschicht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gemeint sein kann. Mit dieser Einsicht erkennen wir gleichzeitig aufs klarste unser aller gemeinsame Lebensaufgabe: mit allen Kräften, ein jeder an seinem Teile, mitzuarbeiten an dem großen Werke, die Kulturarbeit, die von den genannten Kräften bisher an Einzelnen geleistet wurde, nun an jedem Volksgenossen zu tun, damit das Deutschland, das von so vielen erträumt wird, aber bisher doch immer ein Traum blieb, recht bald zur Wirklichkeit werde. Damit arbeiten wir gleichzeitig an dem allgemeinen Fortschritt der Menschheit. . . . .

Der Hauptteil der zu leistenden Arbeit muß aber von der Jugend und an der Jugend geleistet werden. Niemand besitzt die idealen Kräfte und die selbstlose Einsicht, die nötig sind, in dem Maße wie die Jugend. Und andererseits ist nichts so wichtig, wie die richtige Erziehung dieser Jugend. . . . ."

Doch die Vortrupp-Jugend sucht weniger durch Worte zu wirken als durch die Tat. Sie kennzeichnet sich vor mancher Lebensreformjugend unserer Tage in erster Linie dadurch, daß ihr das Verträumte, das Versonnene fehlt. Mit blanken Augen schauen die Vortrupp-Mädel und -Jungen in die Welt, in der vollen Überzeugung, daß es von jedem Einzelnen abhängt, ob die Übel- und Mißstände, die sich überall den offenen Augen bieten, abnehmen und beseitigt werden sollen. Von guter, praktischer Arbeit hören wir aus dem Berichte der selbständigen Vortrupp-Jugend-Gruppen und der Vortrupp-Jugend in den Ortsgruppen des Deutschen Vortrupp-Bundes: Von emsiger Hilfe bei der Saatbestellung und bei der Ernte, vom Singen und von sonstigen Vortragsdarbietungen in den Lazaretten, vom Wandern mit der Volksschuljugend (planmäßig in Breslau, Cassel und Hamburg ausgebildet), vom Märchenerzählen bei der Volksschuljugend, von Führungen durch die Sehenswürdigkeiten des Heimatortes, von der Bekämpfung des Schundes in Wort und Bild, von dem Bestreben, die Frauen und Männertracht schöner, gesunder und praktischer zu gestalten, von der Einrichtung freundlicher Heime zum Aufenthalte für die Jugendlichen und von manchem stillen sozialen Wirken in verschiedenen Vereinigungen und auch in der privaten Jugendpflege. Und alles das ist für die Vortrupp-Jugend etwas Selbstverständliches, etwas, was zu ihrer Wesensart gehört. Es wird nicht weiter darüber gesprochen, es wird kein Rühmens davon gemacht. Jeder weiß, daß es seine Aufgabe ist, für die Gesundung des deutschen Volkes sich einzusetzen*).

*) Die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes hat unter den bekannten Vortrupp-Flugschriften des Vortrupp-Verlages Alfred Jansen in Hamburg eine Anzahl besonders zur Unterstützung des Wirkens der Vortrupp-Jugend herausgegeben. Sie werden sehr fleißig benutzt und verbreitet. Es sind u. a. die folgenden: Fahrende Schüler von O. Wanderer, Wandervögel von Roderich Müller, Wie die Deutschen essen von Hans Paasche, Das Vaterland hat gerufen von Hans Paasche, Der Wandervogel von Walter Köhler, Abstinenz und Sittlichkeit von Heinrich Scharrelmann, Siiwert Taaken, ein deutsches Schicksal von O. Wanderer, Der Kaiserkommers von Hans

Wenn auch die Vortrupp-Jugend sich bewußt freihält von der Beteiligung an konfessionellen Streitfragen, so geht doch, wie u. a. aus vielen Feldpostbriefen, Tagebuchblättern und Briefen der Daheimgebliebenen an die Freunde im Felde hervorgeht, ein starker religiöser Zug durch unsere Vortrupp-Jugend. Ohne besondere Beeinflussung scheint bei ihr der Grundgedanke herrschend zu werden: Religion nicht mehr neben oder über unserem Leben, unser ganzes Leben Religion. Deshalb auch der ausgesprochene Drang, allem zu dienen, das ehrlich und treu begeistert in echtem Tatmenschentum am Aufstieg unseres Volkes zu wirken sich bemüht.

Die Vortrupp-Jugend steht wie die Ortsgruppen des Deutschen Vortrupp-Bundes jedem parteipolitischen Getriebe fern, aber doch erkennt man auch bei ihr immer deutlicher, wie in fast allen Vortrupp-Kreisen, den ausgesprochenen Willen zur Macht. „Nach dem Kriege müssen wir Vortruppler mit doppelter Kraft auftreten, wir müssen zu jenem Zeitpunkte bereits eine Macht sein ... Dann kann dem Siege der Waffen über unsere äußeren Feinde auch der endliche Sieg des Deutschtums folgen", so ruft Julius Dürbeck in seinem Leitaufsatze „Auf, zum Siege" in Nummer 2 der „Vortrupp-Jugend" seinen jungen Freunden zu. In diesem Sinne sind viele Mitglieder der Vortrupp-Jugend begeistert zu wirken bemüht, und manche Lebensreformvereinigungen haben dadurch neuen und erfreulichen Zuwachs an tatkräftigen Mitgliedern erhalten. Wie viele Mitglieder der Vortrupp-Jugend in Verbänden der Freideutschen Jugend, wie in Wandervogelgruppen, in Wehrlogen, in Ortsgruppen des Bundes abstinenter Studenten, in den Jugendgruppen des Bundes abstinenter Frauen usw. tätig sind, so sind sie auch bemüht, diesen Vereinigungen neue Kräfte zu werben und zuzuführen. Aller Voraussicht nach wird nach dieser Richtung hin die Vortrupp-Jugend nach dem Kriege eine weitere emsige Tätigkeit entfalten und dadurch eine Arbeit leisten, die auch der deutschen Jugendpflege hervorragend zugute kommen wird.

Nach dem I. Deutschen Vortrupp-Tage hat die Presse sich sehr eingehend auch mit der Vortrupp-Jugend beschäftigt, und mehrfach kam der folgende Gedanke zum Ausdruck, den Alfred Riebau, Redakteur der Weser-Zeitung, in einer Plauderei „Praktische Idealisten" für die „Kieler Zeitung" niederlegte: „... Einmütig kam das freudige Bekenntnis zum Fichteschen Geist der Tat zum Ausdruck, den jetzt die Besten der deutschen Jugend zu erfassen beginnen, und die Erkenntnis, daß diese Jugend mit ihrem unerschütterlichen Glauben an die Zukunft zu allererst berufen ist, der Not der Zeit Herr zu werden, die heute in dem Materialismus, in der

---

Paasche, Freideutsche Zukunft von Hermann Popert, Die Federmode von Hans Paasche, Warum sollen wir Idealisten sein von Reinhard Strecker, Geselligkeit von O. Wanderer, Jesus Christus von Hermann Popert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

platten Alltäglichkeit, in der Vergötterung der Sachgüter und der dadurch drohenden Vernichtung von Körper und Seele des Menschen besteht." Das „Kölner Tageblatt" sagte in einer längeren Betrachtung aus gleicher Veranlassung u. a. „... Diese Vortrupp-Jugend ist und bleibt eine erfreuliche Erscheinung der Zeit, ähnlich wie der Wandervogel, mit dem sie schon äußerlich in Tracht und Benehmen vieles gemein hat. Nur daß hier zum Wanderprogramm ein umfassenderes Kulturprogramm hinzukommt und dementsprechend bei aller Jugendfrische doch schon ein reiferes Alter mit selbständigerem Urteil und größerer Bewegungsfreiheit vorausgesetzt wird ..."

Nach dem Kriege wird die Vortrupp-Jugend stärker als vorher gemeinsam mit den älteren Mitgliedern des Deutschen Vortrupp-Bundes den im „Vortrupp" zusammengefaßten Bestrebungen sich widmen. Das liegt in ihrer ganzen Wesensart begründet. Die von den Fronten heimkehrenden Mitglieder der Vortrupp-Jugend haben auch zu stark erfahren, daß das Geheimnis der Machtentfaltung in dem festen Zusammenstehen und Zusammengehen aller Kräfte ruht. Dann wird aber auch die ursprüngliche Frische und die Natürlichkeit des Empfindens noch mehr die Älteren beeinflussen und dazu beitragen, daß auch diese wiederum stärker noch mit der Jugend empfinden und von ihrem Geiste in sich aufnehmen.

Franziskus Hähnel.

Rund um uns

Dr. L. L. Zamenhof ist am 14. April in Warschau im Alter von 58 Jahren gestorben. Es gibt viele, die diesen Namen, der zu den meistgenannten der Erde gehört, nie beachtet, vielleicht nie gelesen oder gehört haben. Es ist der Name des Mannes, der vor 30 Jahren unter dem Decknamen Dr. Esperanto das erste Büchlein über die von ihm erfundene internationale Sprache veröffentlicht hat. Diese Sprache erwies sich, nach der vorübergehenden Erscheinung des Volapük, als erste wirklich brauchbare internationale Hilfssprache; sie hatte einen dauernden Erfolg und fand in allen Ländern der Erde eine immer wachsende Zahl von Anhängern, die sie in Wort und Schrift praktisch verwerteten und eine reiche Literatur in Zeitungen, Zeitschriften, Übersetzungen und Originalwerken schufen. Der aus dieser Sprache genommene Name ihres Erfinders („Der Hoffende") wurde zum Namen der Sprache selbst. Wer mit ihr und der ganzen mit ihr zusammenhängenden Bewegung etwas näher vertraut ist und von der auch als Mensch ausgezeichneten Persönlichkeit ihres Schöpfers etwas kennt, der weiß, daß die ganze Kulturwelt durch seinen Tod einen schweren Verlust erlitten hat. Wir werden in einem besonderen Aufsatz auf das Leben und Schaffen Zamenhofs weiter eingehen.

„Vortrupp".

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 11 1. Juni 1917

Aber wer fest . . .

Berlin, den 21. Mai 1917.

Das Wort Goethes — es gehört zu den letzten Versen des Schlußgesanges von „Hermann und Dorethea" — lautet in voller Länge:

Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.

Dies Wort bietet, so scheint mir, den besten Rahmen für das, was zu sagen ist, nachdem der Deutsche Reichstag am 15. Mai verhandelt hat.

Das Wort gibt eine Verheißung für Den, der „fest auf dem Sinne beharrt".

Was ist am 15. Mai im Reichstage geschehen? Zwei Interpellationen, eine der Hochkonservativen und eine der Sozialdemokraten, hatten vom Kanzler eine programmatische Erklärung zur Frage der Kriegsziele verlangt. Der Reichskanzler hat darauf erwidert in einer Rede, deren entscheidender Satz lautet:

> „Die Abgabe einer solchen Erklärung im gegenwärtigen Augenblick würde den Interessen des Landes nicht dienen, deshalb muß ich sie ablehnen."

Welches ist der wesentliche Zug in dem Geschehen vom 15. Mai? Die Frage mag von Verschiedenen verschieden beantwortet werden, ich für meinen Teil sehe diesen wesentlichen Zug in dem Folgenden:

Ich gehe aus von der Entstehungsgeschichte dieser Interpellationsdebatte. Deren erste Entstehungsursache ist die zuerst eingereichte, die hochkonservative, Interpellation. In ihr hat der Kanzler, wie seine Rede zeigt, einen Versuch erblickt, ihn auf Eroberungsziele programmatisch festzulegen. Daß er mit dieser Auffassung recht hat, beweist meines Erachtens die Rede, womit der hochkonservative Abgeordnete Dr. Roesicke die Interpellation begründet hat. Wie sich der Kanzler zu diesem Versuche der Hochkonservativen, ihm in der Frage der Kriegsziele und der taktischen Behandlung der Kriegszielfrage ihren Willen aufzuzwingen, einem Versuche, der seit Wochen mit allen

Mitteln öffentlicher und sonstiger Beeinflussung vorbereitet worden war — wie sich der Kanzler zu diesem Versuche stellen werde, und wie es für ihn ausgehen werde, falls er sich diesem Unterwerfungsversuche nicht fügen sollte, das war meiner Ansicht nach die Frage, die am 15. Mai zur Entscheidung stand. Daneben bringt, für mein Gefühl, die sozialdemokratische Interpellation k e i n e n entscheidenden Zug in das Gesicht dieser Reichstagssitzung: Nach den Gesetzen politischer Schwerkraft und Polarität war es von Anfang an sicher, daß diese sozialdemokratische Interpellation durch die hochkonservative Interpellation hervorgerufen werden müsse, zumal ja die letztere in der äußeren Fassung eines Angriffes auf die sozialdemokratische Partei auftrat; ebenso sicher war es aber von vornherein, sicher ohne Zweifel besonders auch für die Sozialdemokraten selbst, daß der Kanzler sich n i c h t auf die sozialdemokratische Kriegsziel-Formel programmatisch festlegen werde. Die sozialdemokratische Interpellation war von den Interpellanten meiner Meinung nach als ein Bekenntnis gedacht, das sie um seiner selbst willen ablegen wollten, obwohl sie wußten, daß der Kanzler die Reichspolitik nicht auf dieses Bekenntnis binden werde; die Interpellation der Hochkonservativen dagegen halte ich für eine höchst ernsthaft gedachte Machtprobe mit dem Zwecke, den Kanzler entweder zur Unterwerfung zu bringen, oder aber seine Stellung zu erschüttern und ihn womöglich sturzreif zu machen. Dafür, daß diese Auffassung der beiden Interpellationen richtig ist, spricht übrigens unter anderm auch das nachträgliche Verhalten der Presse der beiden interpellierenden Parteien.

Und welches ist die innere Bedeutung der äußeren Geschehnisse vom 15. Mai? Eben diese, daß der Kanzler Das getan hat, woran das Goethe-Wort seine Verheißung knüpft: der Kanzler hat „fest auf dem Sinne beharrt".

Eine der geschichtlichen Aufgaben, die der Weltkrieg dem deutschen Reichskanzler v. Bethmann Hollweg gestellt hat, ist die, dafür zu sorgen, daß die Politik des Deutschen Reiches keine Politik des Hasardspieles werde. Immer wieder während des Krieges haben einflußreiche Gruppen dahin gedrängt, das Reich in eine solche Politik zu stürzen: Man hat es auf den Bruch mit Nordamerika ankommen lassen wollen zu einer Zeit, wo die gesamte Lage und wo besonders unser Verhältnis zu den übrigen Neutralen noch nicht reif war, einen solchen Bruch ertragen zu können. Man hat versucht, hat es immer wieder und mit schlechthin a l l e n Mitteln versucht, die Entscheidung, die dann der Kanzler am 31. Januar getroffen hat — die er getroffen hat,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sobald nach dem übereinstimmenden Urteil der politischen und militärischen Leitung die Zeit dafür reif war — schon zu erzwingen, bevor diese Reife nach dem Urteil jener politischen und militärischen Sachverständigen vorhanden war. Und jetzt wird, in demselben Geiste des Hasardspieles, ein programmatisches Festlegen der Reichsregierung auf Eroberungsziele verlangt.

Daß ein solches Festlegen wirklich eine Politik des Hasardspieles wäre, daß ferner Die, die es verlangen, das auch wissen, beweist am besten die Rede, die einer der Hauptwortführer unter ihnen am 2. Februar in der Philharmonie zu Berlin gehalten hat. In dieser Rede — ich sprach von ihr bereits in Nr. 4 dieses Jahrganges — hat ja jener Herr das Wesen der von ihm und seinen Freunden betriebenen Politik sehr richtig selbst gekennzeichnet durch die Forderungen: Wenn nun vielleicht nach einiger Zeit aus England Verständigungsstimmen kommen sollten, dann solle Deutschland sagen: Nein, du oder ich! In diesem Kriege komme es nicht auf Verständigung an, sondern darauf, welche Mächtegruppe ruiniert werde.

Diese Herren wissen eben genau, daß zunächst ein Augenblick kommen wird, wo die Feinde zum Verhandlungsfrieden bereit sein werden. Während aber klare und verantwortungsbewußte Politiker deutlich erkannt haben, daß der Friede, der d i e s e n Krieg beenden wird, überhaupt nichts andres sein k a n n als ein Friede der Verhandlungen — der Freiherr v. Zedlitz und Neukirch zum Beispiel, der Führer der Freikonservativen, hat das zu Anfang dieses Jahres in einem Aufsatze in der „Europäischen Staats- und Wirtschaftszeitung" ausgesprochen —, wollen die Eroberungspolitiker, daß der Augenblick für einen Verhandlungsfrieden verpaßt, und daß unentwegt weitergekämpft werden soll, bis der Friede von uns d i k t i e r t werden kann. Daß dies insbesondere auch die Meinung des Herrn Dr. Roesicke ist, der die hochkonservative Interpellation im Reichstage vertreten hat, geht klar daraus hervor, daß er ein Kriegsergebnis verlangt hat, wo der Feind

„so am Boden liegt, daß wir jede Entschädigung von ihm haben können".

Weil es nun, und zwar auch n a c h dem 31. Januar 1917, zum mindesten höchst unsicher ist, ob wir j e m a l s einen solchen Zustand erreichen können (ich für meine Person halte es für unmöglich), deshalb ist eine Politik, die den richtigen Augenblick für einen Verhandlungsfrieden verpassen und einem Diktierfrieden nachjagen will, ein Spiel um einen mindestens ganz unsicheren Gewinn, mit andern Worten ein Hasardspiel. Ein Hasardspiel, bei dem, wie ja auch jener Philharmonieredner ganz richtig gesehen und ausgesprochen hat, möglicherweise auch wir und unsre Bundesgenossen „ruiniert werden" können.

Also auch noch ein Hasardspiel mit einem ganz ungeheuerlich hohen Einsatz. Auf den übrigens jetzt gleich drei Einzahlungen zu machen wären:

Die erste sofortige Einzahlung bestünde in der Übernahme des Risikos, daß der Krieg endlose Dauer bekäme. Mit Recht sagt der Kanzler in seiner Reichstagsrede

> „Ich würde damit [mit einem Eroberungsprogramm] lediglich das Spiel der feindlichen Machthaber spielen, ich würde es ihnen erleichtern, ihre kriegsmüden Völker weiter zu betören und den Krieg ins Ungemessene zu verlängern."

Auch hier in meinen Aufsätzen ist verschiedentlich betont worden, und man muß es immer wieder betonen, daß eine so weitgehende Niederlage unsrer Gegner, wie das Programm unsrer Eroberungspolitiker sie voraussetzt — wenn sie, was ich nicht glaube, überhaupt möglich sein sollte —, frühestens in einem halben Jahrzehnt kommen könnte, nach weiteren Verlusten von Millionen Deutscher und deutscher Bundesgenossen. Unsre Eroberungspolitiker stellen es ja immer so dar, als sei der zerschmetternde Sieg, der die Voraussetzung für ihr Programm ist, eigentlich schon errungen, und als sei es „ein schweres Unrecht gegen unsre Feldgrauen", wenn man sie wieder nach Hause schickte, ohne Das fest in der Hand zu behalten, was sie durch ihre dreijährige schwere Kriegsarbeit schon fest erworben hätten — und das sollen dann nach der Behauptung der Eroberungspolitiker eben die Gegenstände ihrer Kriegsziele sein. Damit vergleiche ich ein Eingesandt in einer holsteinischen Provinz-Zeitung, die mir der „Vortrupp" übersendet, unterzeichnet von einem „Vater, der mehrere Söhne im Felde hat". Dieser Vater hat kürzlich eine Versammlung mitgemacht, die der bekannte eroberungspolitische „Unabhängige Ausschuß" des Professors Dr. Dietrich Schäfer veranstaltet hatte. Der Einsender möchte nun gern, eben als Vater von mehreren Söhnen im Felde, eine Frage beantwortet haben, über die sich — zu seinem Erstaunen, wie er sagt — in jener Versammlung niemand geäußert hat. Und die Frage lautet: „Wenn nun aber in einiger Zeit die Feinde bereit sein sollten, einen Frieden zu machen, in dem nicht alle Wünsche des Schäferschen Ausschusses erfüllt werden sollten, soll dann nach der Meinung des eroberungslustigen Professors Schäfer und seiner Anhänger das Morden, und das Sterben der Deutschen im Felde, doch noch immer weitergehn?" Die Antwort des Professors Schäfer und des „Unabhängigen Ausschusses" müßte natürlich kurz und einfach „Ja!" lauten; ich glaube aber nicht, daß Professor Schäfer oder auch sein Ausschuß es für zweckmäßig halten wird, sie dem Vater der mehreren im Felde stehenden Söhne (und Andern in derselben Lage) zu geben.

Die zweite ungeheuerlich hohe Einzahlung, die das von den Er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oberungspolitikern gewünschte Hasardspiel sofort von uns verlangen würde, wäre die Erschütterung des Verhältnisses zu unsern Bundesgenossen. Es ist leider schon wieder einmal nötig geworden, auf das nachdrücklichste den Satz zu wiederholen, den ich in dem ersten meiner politischen Aufsätze für den „Vortrupp" geschrieben habe, nämlich den Satz:

> „daß wir einen Koalitionskrieg führen, und daß wir die Kriegsziele gar nicht allein bestimmen können, sondern nur im Einverständnis mit unsern Bundesgenossen: Die Gemeinbürgschaft, die uns jetzt mit Österreichern und Ungarn, mit Bulgaren und mit Türken verbindet, verbürgt ganz gewiß jedem der vier Bundesgenossen, daß die drei andern durchhalten bis zum guten Frieden auch für ihn. Aber glaubt wirklich irgendein Nüchterner, die Österreicher und die Ungarn, die Bulgaren und die Türken seien geneigt, ihren letzten Blutstropfen dafür herzugeben, daß jene Vielfordernden nach einigen Jahren weiteren Krieges (und nach dem dann unausbleiblichen Ruin aller Länder auch des Vierbundes) möglicherweise ihre weitgehenden Ziele durchgesetzt haben könnten?"

Unsre Eroberungspolitiker können es nun einmal nicht lernen, diesen Tatsachen ins Gesicht zu sehen, weshalb sie auch über die leitenden Staatsmänner unsrer Bundesgenossen andauernd Äußerungen tun, die im Interesse des Deutschen Reiches schlechthin nicht getan werden dürften. Am 16. März habe ich hier über das gesprochen, was der hochkonservative Eroberungspolitiker Dr. Wildgrube gegen den ungarischen Ministerpräsidenten Graf Tisza gesagt hatte; gegen das Verhalten des Dr. Wildgrube fiel ja damals im Reichstage der sehr treffliche Satz über die Leute,

> „die nach dem Grundsatz zu handeln scheinen, daß wir noch immer viel zu wenig Feinde und viel zu viel Bundesgenossen haben".

Diese Art Leute, sie gehören alle zu unsern Eroberungspolitikern, sind neuerdings in verstärktem Maße an der Arbeit: Am 30. März hatte der österreichisch-ungarische Minister des Äußern, Graf Czernin, dem Chefredakteur der Wiener Zeitung „Fremdenblatt" eine Unterredung gewährt. Graf Czernin hatte dabei dem Gedanken Ausdruck gegeben, alle kriegführenden Staaten sollten zu einer Konferenz zusammentreten, während derer der Krieg zunächst noch weitergehen könne. Bei dieser Unterredung hatte Graf Czernin unter anderm auch geäußert:

> „Wenn der Regimewechsel in Rußland dahin führt, daß die gequälten Völker des russischen Reiches einsehen, daß die Fortsetzung des Krieges ein Verbrechen ist, daß sie ebenso wie die Entente jeden Tag einen ehrenvollen Frieden mit den Zentralmächten schließen können, dann wird diese entsetzliche Menschenschlächterei ihrem Ende entgegengehen. Wir sind nicht zu vernichten, aber wir wollen auch nicht vernichten"

und

„Garantien für unsern Bestand und unsre Existenzmöglichkeiten müssen wir erhalten. Sobald die Gegner ihre unerfüllbaren Ideen, uns zu zerschmettern, fallen lassen, sobald sie bereit sind, über einen für sie wie für uns ehrenvollen Frieden zu verhandeln, steht den Verhandlungen nichts im Wege."

Das Wiener „Fremdenblatt", das bekanntlich überhaupt ein Organ der österreichisch-ungarischen Regierung ist, brachte dann noch am 27. und am 29. April zwei Aufsätze „Antwort an die Sozialdemokraten" und „Friedensbund und Kriegsbereitschaft". In dem ersten hieß es unter anderm:

„Unsre Monarchie hat keine aggressiven Pläne gegen Rußland und beabsichtigt nicht, ihr Gebiet auf dessen Kosten zu erweitern. Wenn wir uns bereit gefunden haben, ein Friedensangebot zu machen, so ist es geschehen, weil wir nutzlose Menschenschlächtereien verhindern und alles aufbieten wollen, um kostbare Menschenleben, die die Fortsetzung des Krieges erfordern muß, zu erhalten"

und in dem zweiten:

„Wir wollen den Frieden [nicht aus Schwäche, sondern] weil wir nicht wollen, daß die gesamte Menschheit sich verblute."

Gegen die Politik, die in diesen Äußerungen zum Ausdruck kommt, das bedeutet gegen die amtliche Politik des uns verbündeten Österreich-Ungarn, führen nun unsre Eroberungspolitiker einen erbitterten Feldzug. Dabei tut sich besonders eines ihrer Hauptpreßorgane, die „Deutsche Tageszeitung" hervor. Daß sie die letztangeführte Äußerung des Wiener „Fremdenblattes" als „sentimentale Phrasen" bezeichnet, nebenbei. Das Wesentliche ist aber, daß die genannte Zeitung es für angebracht hält, den Grafen Czernin, also den Staatsmann, der die auswärtige Politik unsres größten Verbündeten verantwortlich leitet, seit Anfang April mit einem Hagel von feindseligen Aufsätzen zu überschütten, bei denen oft schon der Titel zeigt, wie ungemein zweckmäßig unsre Eroberungspolitiker Bundesgenossen zu behandeln wissen. Solche Titel dieser Aufsätze sind:

„Eine Friedensbörse."
„Manöver drüben, Hoffnungen hüben."
„Klippen für das Hin- und Herschieben."
„Offiziöse Verzicht-Propaganda."

Im Text der Aufsätze finden sich dann ähnliche taktvolle Zweckmäßigkeiten: Czernins Äußerungen sind

„erstaunlich"

und

„die Konferenz, von der Czernin spricht, würde der Börse und ihrem Betrieb nicht unähnlich sein".

Durch Czernins Politik sollen die Feinde bewogen werden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„sich gnädig herbeizulassen, in Verhandlungen mit den Mittelmächten einzutreten".

Czernins Politik heißt die

„Politik der chronisch entgegengestreckten Hand",

und die „Deutsche Tageszeitung" gibt dieser Politik die Zensur

„Die Regierungen der beiden Mittelmächte würden besser getan haben, die Hand, anstatt sie entgegenzustrecken, nützlich zu beschäftigen."

Sehr schön heißt es auch:

„Wenn die jetzige Regierung, d. h. der Ring von Bethmann Hollweg, Hertling, Czernin nicht will, dann ist es Zeit, daß der Reichstag sich endlich einmal seiner Pflichten gegen das deutsche Volk erinnere und bewußt werde, und daß er anstatt der kleinen Anfragen die großen stelle."

Es ist Geschmackssache, ob man die Palme des politischen Taktes und der politischen Zweckmäßigkeit diesen Äußerungen der „Deutschen Tageszeitung" geben will oder etwa den „Alldeutschen Blättern" vom 5. Mai, die von einer

„K. u. K. Eilfertigkeit"

sprechen und so ungemein gewinnend ausführen, das Deutsche Reich stehe doch in Rußland

„militärisch ganz anders da"

als Österreich-Ungarn und werde das gegenüber Rußland auch n a ch dem Kriege tun. — Den Vogel aber hat in diesen Dingen abgeschossen der heute schon einmal erwähnte Geheime Regierungsrat Professor Dr. Dietrich Schäfer, der am 5. Mai in einer Versammlung seines „Unabhängigen Ausschusses" zu Berlin verkündet hat, auf jene Äußerungen aus Österreich

„gehöre, um mit Bismarck zu reden, ein kalter Wasserstrahl".

Die Bismarckschen „kalten Wasserstrahlen" waren bekanntlich sehr scharfe Aufsätze des deutschen amtlichen Regierungsorgans gegen fremde Regierungen. Bismarck wendete sie in solchen Fällen an, wo es ihm auch auf einen B r u ch mit der fremden Regierung nicht ankam. Sowohl die „Deutsche Tageszeitung" (vom 6. Mai 1917, Morgenausgabe) als auch die „Alldeutschen Blätter" (vom 19. Mai) führen diese Äußerung Dietrich Schäfers mit Genugtuung an. Da der Burgfriede immer noch besteht, so muß man sich darauf beschränken, auszusprechen, daß es unter seiner Herrschaft bedauerlicherweise nicht möglich ist, zu sagen, was „auf solche Äußerungen gehört". Daß aber solche Äußerungen gegen unsre Bundesgenossen — objektiv — der Kriegsmacht des Deutschen Reiches Nachteil zufügen und den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

feindlichen Mächten Vorschub leisten, wird man, weil es unleugbar wahr ist, immerhin sagen dürfen; wie wahr es ist, zeigt unter anderm die Erklärung, die der englische Minister Bonar Law am 14. Mai im Unterhause abgegeben hat, eine Erklärung, die durchaus darauf hinauskommt, daß England unsern Bundesgenossen einen Sonderfrieden anbietet. In subjektiver Beziehung wird man allerdings zugunsten des genannten Geheimrats und der angeführten beiden Preßorgane annehmen müssen, daß sie alle drei nicht wissen, was sie tun.

Aber noch mehr: Selbst auf eine noch höhere dritte Einzahlung scheint es Denen, die jenes politische Hasardspiel wollen, nicht anzukommen; ich meine: auf die Lockerung des inneren Gefüges unsres Reiches selbst. Man wolle in meinem Aufsatze in Nr. 6 des „Vortrupp" nochmals nachlesen, was am 25. Februar im Hotel Adlon in Berlin vorgegangen ist, besonders welchen „Gegensatz" die damals dort versammelten Eroberungspolitiker herbeiführen wollten. Ich habe in einer Fußnote zu jenem Aufsatze die urkundlichen Belege dafür gegeben, daß die „Alldeutschen Blätter" schon seit November 1916 planmäßig danach streben, diesen Gegensatz" hervorzurufen; der Abgeordnete Haußmann hat ja am 12. Mai im Hauptausschuß des Reichstages auf diesen von mir geführten Beweis Bezug genommen. Nun danach, diesen „Gegensatz" hervorzurufen, hat auch inzwischen die Presse der Eroberungspolitiker unentwegt weitergestrebt: Da sind wiederum die „Alldeutschen Blätter", diesmal die vom 5. Mai 1917 auf Seite 203, Spalte 2, Absätze 2 und 3. Da sieht man ferner jetzt vor allem die „Deutsche Tageszeitung". Der Leitaufsatz ihrer Abendausgabe vom 21. April ist ganz diesem Zwecke gewidmet; und aus einem Zitat, das sie in jenem Aufsatze gibt, und ferner aus langen Zusammenstellungen von Äußerungen gleichgesinnter Preßorgane, die sie in den Abendausgaben vom 23. und vom 27. April bringt, erfahren wir, daß jenen „Gegensatz" ebenfalls hervorzurufen suchen: der „Deutsche Kurier", die „Berliner Neuesten Nachrichten", die „Mecklenburger Warte", die „Tägliche Rundschau". Eine sehr erhebliche Leistung in dieser Richtung hat dann weiter die „Süddeutsche Zeitung" geboten, eine Leistung, die von der zustimmenden „Kreuzzeitung" in die Morgenausgabe ihrer Nummer vom 10. Mai übernommen worden ist. Wer von den Lesern meiner Aufsätze irgend Zeit und Gelegenheit hat, diejenigen Artikel, die ich soeben mit Daten zitiert habe, nachzulesen, der soll sich die Mühe nicht verdrießen lassen. Er wird dann von der etwaigen Sorge, daß die Leute, die nach der Herbeiführung des fraglichen „Gegensatzes" streben, irgendwie ungebührlich geknebelt würden, ein- für allemal befreit sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch am 15. Mai, wie in den früheren Fällen, wo die Eroberungspolitiker den Kanzler in eine Politik des Hasardspiels hineintreiben wollten, hat Bethmann Hollweg „fest auf dem Sinne beharrt". Die Münzen für jene zweite und dritte Einzahlung auf den Einsatz für das von ihnen gewünschte politische Hasardspiel, — Münzen, die die Eroberungspolitiker ihrerseits ja einzahlungsbereit in der Hand trugen — hat er ihnen aus der Hand geschlagen durch die beiden Sätze

> „Die neuerdings aufgetauchte Annahme, als bestünden in Friedensfragen Meinungsverschiedenheiten zwischen uns und unsern Verbündeten, gehört in das Gebiet der Fabel. Ich stelle das hiermit ausdrücklich und in der Gewißheit fest, damit die Überzeugung der leitenden Staatsmänner der uns verbündeten Mächte auszusprechen"

und

> „Unsre Kriegsziele, bezüglich deren ich mich in voller Übereinstimmung mit der Obersten Heeresleitung befinde."

Und von der ersten Einzahlung auf jenes Hasardspiel, also von dem Risiko der Kriegsverlängerung ins Unendliche, hat der Kanzler deutlich gesagt, daß er nicht gewillt ist, sie zu machen. Er hat ja eben ein Eroberungsprogramm um deswillen abgelehnt, weil es

> „den Krieg ins Ungemessene verlängern"

würde. Und er hat betont, das, worauf es ankomme, sei eben

> „den Krieg verkürzen"

und

> „die Feinde zum Frieden bringen."

Der Kanzler hält auch diesmal unverändert fest an den „allgemeinen Grundlinien", die er in der Friedensfrage schon früher im Reichstage ausgesprochen hat, und er bekennt auch diesmal wieder ausdrücklich, daß das dieselben Grundlinien sind, die auch in der Deutschen Tat vom 12. Dezember „feierlichen Ausdruck gefunden" haben. Damals, am 12. Dezember, war ja die Losung

> „Dasein, Ehre und Entwicklungsfreiheit"

der Deutschen und ihrer Verbündeten. Und, das aufs neue bekräftigend, spricht der Kanzler jetzt, am 15. Mai, nochmals aus:

> „Nicht um Eroberungen zu machen, sind wir in diesen Krieg gezogen. Und wenn wir jetzt im Kampf fast gegen die ganze Welt stehen, so geschieht das ausschließlich, um unser Dasein zu sichern und die Zukunft der Nation fest zu gründen."

Das Wort Goethes verheißt Dem, der fest auf dem Sinne beharrt, er werde „sich die Welt bilden". Auch diesmal und auch für den Kanzler hat das Wort sich bewährt:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zwar auch schon vor der Reichstagssitzung vom 15. Mai wußten wir, daß die Politik und besonders die Kriegsziel-Politik unsres Kanzlers einen sehr festen Grundbau in der Welt der Wirklichkeit habe.

Einen festen Grundbau zunächst in der sicheren Zustimmung der Bundesgenossen: Schon am 31. März hatte sich der bulgarische Ministerpräsident Radoslawow in der Sobranje ausdrücklich einverstanden erklärt mit den Äußerungen, die der Reichskanzler kurz vorher über Rußland gemacht hatte; der 6. Mai brachte den Depeschenwechsel des Kanzlers mit dem Grafen Czernin, worin das „vollste Einverständnis" und das „gegenseitige Vertrauen" der beiden Staatsmänner öffentlich festgestellt wurde. Und am 9. Mai folgte ein gleichwertiger Telegrammwechsel zwischen unserm Kanzler und dem türkischen Großwesier Talaat Pascha.

Einen festen Grundbau aber auch in dem unerschütterlichen Vertrauen des Bundesrates, der das Organ der deutschen Bundesfürsten ist: Ebenfalls am 9. Mai hat die Sitzung des Bundesrats-Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten stattgefunden, wo

> „die von voller Zuversicht auf eine baldige und glückliche Beendigung des Krieges getragenen Ausführungen des Kanzlers über die gesamte Lage und die zu befolgende Politik die einhellige Zustimmung der anwesenden bundesstaatlichen Minister fanden".

Jetzt, in der Reichstagssitzung vom 15. Mai, ist nun noch eine Kundgebung der berufenen Vertretung des deutschen Volkes hinzugekommen: als der Abgeordnete Spahn im Namen des Zentrums, der Fortschrittlichen Volkspartei, der Nationalliberalen Partei und der Deutschen Fraktion die Zustimmungserklärung abgab zu dem Verhalten des Kanzlers gegenüber den Interpellationen. Trotz einiger Absplitterungen bilden die Parteien, in deren Namen Spahn sprach, die Mehrheit des Reichstages.

Wie sagte doch, auch im Reichstage, am 6. Juni 1916 der Abgeordnete v. Payer?:

> „Der Reichskanzler verfügt über das unbegrenzte Vertrauen der Bundesfürsten und des Bundesrats, unsrer Verbündeten und ihrer Staatslenker, und täglich mehr über das Vertrauen des ganzen deutschen Volkes."

Fidelis.

Ernährungspolitische Unverständlichkeiten.

Was noch beim Jahreswechsel ausgeschlossen schien, ist Wirklichkeit geworden. Der anscheinend unverrückbare Pol in der Ernährungserscheinungen Flucht ist aus seiner Lage gedrängt worden, ins Ungewisse hinein. Und das wird wohl auch dem harmlosesten Gemüte klar sein:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn der Brotanteil, der seit mehr als zwei Jahren die unangetastete Grundlage unserer Volksernährung bildete, gezwungen ist, sich der unerfreulichen Operation einer Verkürzung zu unterziehen, dann müssen die von weitblickenden Sachkennern in Wort und Schrift schon längst und oft ausgesprochenen Befürchtungen Wahrheit geworden oder ihr wenigstens nahe gerückt sein. Daß es so gekommen ist, daß wir, um bis zur nächsten Ernte durchhalten zu können, noch knapper leben müssen als bisher, verschuldet die minderwertige Kartoffelernte, die mit ihrem starken Weniger das Ergebnis der Gesamternte trotz dem Mehr an Getreide noch unter die zur völlig ausreichenden Ernährung nötige Mittellinie hinabgedrückt hat, verschuldet aber auch die außergewöhnliche Strenge des dahingegangenen Winters, die die Zufuhr von Kartoffeln teilweise unmöglich gemacht und zur stärkeren Verwendung der Mehlvorräte genötigt hat. Das Zusammentreffen dieser Widrigkeiten war ein Unglück, das niemandem zur Last fällt; die Sorglosigkeit, die eine solche Möglichkeit nicht in Voranschlag brachte, dagegen ein Fehler, der um so unbegreiflicher erscheint, als oft genug vor ihm gewarnt worden ist.

Warum die Warnungen so hartnäckig in den Wind geschlagen worden sind? Der Gründe gibt es mancherlei. Wahrscheinlich hat dabei auch die unselige Ansicht, daß die Rufe der Zionswächter als alkoholgegnerische Übertreibungen zu werten seien, eine größere Rolle gespielt, als man annehmen möchte. Jetzt endlich macht die Not zur Selbstverständlichkeit, was Voraussicht und Gerechtigkeitssinn vergebens gefordert haben: die Gerstelieferung an die Brauereien ist eingestellt (nun hoffentlich endgültig bis zur völligen Sicherstellung der Volksernährung und bis zur Ansammlung genügender Nahrungsreserven), freilich erst, nachdem sie unbegreiflicherweise von der ihnen durch Bundesratsbeschluß vom 16. Dezember in drei Raten zu liefernden Gerstenmenge nach Mitteilung der Vossischen Zeitung vom 12. April immer noch etwa zwei Drittel der zweiten Rate erhalten haben*).

Hier hat die Not endlich Klarheit, wenn auch eine unangenehme, geschaffen und mit eisernem Griff das zu ihr nicht Passende beseitigt. Unklarer aber sind, wenigstens für den Uneingeweihten, die Verhältnisse auf einem anderen Ernährungsgebiete, auf dem des Zuckers, der seit Jahresfrist dem Schicksal der „Rationierung" ebenso verfallen ist, wie alle anderen mehr oder weniger unentbehrlichen Nahrungsmittel, einem Schicksal, das man ihm ehedem im ertragsreichsten Rübenzuckerlande der Erde nie und nimmer zu prophezeien gewagt hätte. Beim Brot war es allgemein verständlich; wir wußten, daß da zu unserer Friedensernährung auch das Ausland hatte mit beitragen müssen. Aber beim Zucker? Ja, konnte denn über ein Land, das das Doppelte von dem erzeugte, was es ver-

*) Vgl. auch die Aufsätze im „Vortrupp" 1916 Nr. 23 und 1917 Nr. 8.

brauchte, der Mangel überhaupt herfallen? Daß daran auch maßgebende Kreise zunächst nicht gedacht hatten, scheint die Tatsache zu beweisen, daß die Presse im ersten Kriegsjahre den Wert des Zuckers für die Ernährung in allen Tonarten pries und ungehindert zu seinem ausgiebigen Verbrauch, sogar zur Verfütterung der Zuckerrübe, aufforderte. Da tauchte zum allgemeinen Staunen, ja Schrecken, im zweiten Kriegsjahre das Gespenst der Knappheit auf und wuchs sich allmählich zu einem Umfange aus, der die Bewegungsfreiheit der deutschen Hausfrauen ebenso empfindlich stört, wie die der vielen Industrien, die des Zuckers benötigen.

Auf die Gründe dieser Knappheit einzugehen, ist hier nicht meine Aufgabe. Etwas anderes steht in Frage: Ist es bei der Zuckerverteilung, die nun leider einmal notwendig geworden ist, zu ähnlichen Unbegreiflichkeiten gekommen, wie bei der Verwendung des Getreides?

Die Frage muß leider bejaht werden. Der unbestreitbare Satz, dem die Unerbittlichkeit der Zwangslage keine, aber auch gar keine Ausnahme gestatten sollte, daß Entbehrliches dem Notwendigen jederzeit weichen muß, falls kein Platz für beides vorhanden ist, hat auch auf diesem Gebiet eine Auslegung erhalten, die dem Verständnis wohl der Meisten schnurstracks zuwider läuft.

Was ist geschehen? Der Genußmittelindustrie ist der Zucker gesperrt worden. Das ist verständlich und verständig, denn der Genuß muß trotz seines unleugbaren physiologischen Rechts zurückstehen, wenn durch ihn die Ernährung leiden würde. Nun kommt aber eine Unverständlichkeit. In Wüstenbrand, einem Orte der Chemnitzer Kreishauptmannschaft, bestehen chemische Werke, denen ich schon immer ein ihnen selbst bis jetzt noch unbekanntes, sozusagen freundnachbarliches Interesse entgegengebracht habe. Verbrachte ich doch in dem Wüstenbrand benachbarten Städtchen Hohenstein (=Ernstthal) einen Teil meiner Kindheit, zu einer Zeit allerdings, wo diese Werke meines Wissens noch friedlich im Zeitenschoße ruhten. Diese chemischen Werke stellen ein Nährmittel her, das einzig in seiner Art ist: ein dickflüssiges, schokoladeartiges Präparat aus ganz fein aufgeschlossenem Kakao in innigster Verbindung mit Zucker sowie einer großen Menge der für die Ernährung so wichtigen Frucht- und Nährsalze. Trotz ihrer Jugend hat die Fluade — das ist der Name des Präparats — schon eine Beliebtheit erlangt, in der Heimat wie im Felde, selbst über Deutschlands Grenzen hinaus, die wohl der beredteste Beweis ihrer Güte ist. Man mag den günstigen Zeugnissen, die den Fluadewerken in Menge zugegangen sind, mit so viel Mißtrauen begegnen, wie man will; aber es geht nicht an, dieses Mißtrauen auf Männer zu übertragen, deren Urteil immer lediglich durch den Wert oder Unwert einer Sache bestimmt wird. Ich nenne aus ihrer Zahl nur drei, Ärzte, deren Namen den meisten Vortrupplesern wohlbekannt sind: den verstorbenen „Turnvater" Dr. Götz, der der deutschen Turnerschaft die Fluade warm empfahl, Oberstabsarzt

Dr. Lion, den Verfasser des bekannten Pfadfinderbuches, dessen begeisterte Äußerung („Hätten wir Fluade noch nicht, so müßte es erfunden werden") ich schon an anderer Stelle angeführt habe, sowie Oberstabsarzt Dr. Bonne, der sich für die Fluade wiederholt in Wort und Schrift eingesetzt hat und den ich hier durch Anführung einer Stelle aus seinem Aufsatze „Was schicken wir unsern Tapfern ins Feld?" selbst sprechen lassen möchte:

> „Ein ganz hervorragendes und an sich schon zuckerreiches und daher wärmespendendes Nähr- und Genußmittel zugleich ist die Fluade, ein neues Kakaopräparat von prächtigem Schokoladengeschmack. Man kann dieselbe in dem halbflüssigen Zustande genießen, wie man sie in dem Handel bekommt, bei warmem Wetter als erfrischendes Getränk in kaltem Wasser angerührt, bei kaltem Wetter am besten mit heißem Wasser eingerührt. Diejenigen unserer Feldgrauen, die im glücklichen Besitze eines kleinen Spiritusapparates sind, können sich mit leichter Mühe einen geradezu wundervollen, erquickenden und wirklich wärmenden Trank selbst bereiten. Wer aber nicht im Besitze einer kleinen Kochmaschine ist, dem empfehle ich, ein oder zwei Teelöffel von der Fluade in seinen heißen Kommißkaffee zu tun, um diesen hierdurch zu einem höchst wohlschmeckenden und nahrhaften Getränk umzuwandeln. Aber neben den kraft- und wärmespendenden Kohlenstoffen enthält die Fluade noch Eiweißstoffe, vor allem nervenstärkende Nährsalze, wodurch sie zu einem idealen Stärkungs-, Erwärmungs- und Erfrischungsmittel für unsere Soldaten wird."

Der Erzeugung der Fluade hat sich nun die Zuckerknappheit hindernd in den Weg gestellt. Vergeblich waren die Bemühungen der Fluadewerke, zur Fortführung des Betriebes Zucker zu bekommen, dessen sie um so mehr bedurften, als alle Versuche mit Ersatzmitteln sich als Fehlschläge erwiesen, vergeblich auch die Eingaben gemeinnütziger Vereine, die im Interesse der von ihnen vertretenen Sache den Fluadewerken unterstützend zur Seite traten. „Die Zuckerknappheit", so hieß es in einem ablehnenden Bescheide, „hat dazu gezwungen, die Verwendung von Zucker zur Herstellung von limonadeartigen Getränken zu untersagen." Das ist nur recht und billig. Limonaden und limonadeartige Getränke gehören allerdings nur unter die Rubrik „Entbehrliches". Aber es mag dem Leser überlassen bleiben, sich vorzustellen, wie es bei der angegebenen Zusammensetzung der Fluade und angesichts der Möglichkeit, sie nicht nur als nährstoffreiches Getränk, sondern auch als Brotaufstrich, als ein den gewöhnlichen Marmeladen nicht nur ebenbürtiges, sondern weit überlegenes Nahrungsmittel, zu einer derartigen Beurteilung des Wüstenbrander Präparats durch den Sachverständigen der Reichszuckerstelle kommen konnte.

Aber das Befremden, das die ablehnende Haltung der Reichszuckerstelle zweifellos auslösen muß, wird noch dadurch gesteigert, daß dieser Ablehnung eine Zuckerbewilligung zur Verbesserung eines Getränks gegenübertritt, dem man den Wert eines unentbehrlichen Nahrungsmittels

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unmöglich zubilligen kann. Mit Staunen lasen im vorigen Jahre die einen, mit Entrüstung die Anderen, daß dem durch die Ungunst der Witterung mißratenen Wein der sonst so gesegneten Pfalz durch eine Zuckergabe von 70 000 Doppelzentnern, von weit mehr als dem Hundertfachen dessen, was den Fluadewerken den Weiterbetrieb gesichert hätte, Süße und — Alkoholgehalt künstlich zugeführt werden und aus der neuen Ernte eine noch größere Spende folgen solle. Ob es zu dieser zweiten Zuckergabe überhaupt oder in dem angekündigten Umfange gekommen ist, ist mir allerdings nicht bekannt geworden; aber das steht fest, daß nach den Angaben des stellvertretenden Reichskanzlers aus den Beständen der Zuckerernte von 1915/16 und 16/17 nicht weniger als rund 176 000 Doppelzentner zur Herstellung von Trauben- und Obstwein, also zu Genußzwecken, zur Verfügung gestellt worden sind.

Die Gründe dieses zunächst stark befremdenden Handelns sind in erster Linie Erwägungen psychologischer Natur. Muß man schon von vornherein im Hinblick auf die ungeheure Verantwortung, die auf den mit der Volksernährung betrauten Männern lastet, annehmen, daß nur für sie sehr wichtige Gründe ihnen die Nichtbeachtung des oben angeführten Grundsatzes ratsam erscheinen ließen, so erhält man aus verschiedenen Äußerungen des Präsidenten des Kriegsernährungsamts die Bestätigung der Richtigkeit dieser Annahme und zugleich Aufschluß über den Hauptgrund selbst: Tief im Volksleben wurzelnde Sitten und Gewohnheiten sollen nach Möglichkeit geschont werden, um die in diesen schweren Zeiten ohnedies sehr schwankende Stimmung nicht noch mehr aus dem Gleichgewicht zu bringen. Deshalb (und nicht aus Rücksicht auf die betreffenden Industrien, das müssen wir schon glauben) wurde Gerste weiter verbraut, deshalb wurden Kartoffeln weiter in Trinkbranntwein verwandelt, deshalb auch zum Weinsüßen, zur Verbesserung eines „schwer entbehrlichen Genußmittels" Zucker hergegeben, der ja auch mittlerweile seines Charakters als Nahrungsmittel teilweise entkleidet und „in erster Linie ein Leckerbissen" geworden ist.

Nun läßt sich nicht leugnen, daß unter Umständen die Klugheit gebietet, der Rücksicht auf die Seelenstimmung der Menschen die auf Logik und Gerechtigkeit unterzuordnen. Der Krieg hat uns die ungeheure Wichtigkeit solches Handelns zur Genüge gezeigt. Nur darf dann keine psychologische Gegenanzeige vorhanden sein, sonst verwandelt sich die Klugheit leicht in ihr Gegenteil. In unserem Falle aber steht es so. Das Verbrauen der Gerste, das Verbrennen der Kartoffeln, die Verwendung von Zucker zum Süßen von Wein bedeutet zweifellos eine Verminderung unseres knappen Nahrungsmittelbestandes. Daraus ergibt sich mit Notwendigkeit, daß die Rücksicht auf die Einen, denen jene Genußmittel zugute kommen, also auf einen geringen Bruchteil des Volkes, den Mangel an Rücksicht auf die Andern, denen ein Teil der kärglichen Nahrung entzogen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird, also auf das Volksganze, bedeutet. Die psychologische Rechnung ist somit nicht richtig.

„Der Wein erfreut des Menschen Herz." Ganz recht, das stimmt für Viele, und Vielen ist das Bibelwort eine Art von Lebensmotto geworden. Aber neben oder vielmehr über das Wort des alten Testaments stelle ich doch ein anderes, das zwar nicht dem Wortlaut, wohl aber dem Geiste nach dem Testamente der Liebe entstammt: Erfreue dein Herz nicht auf Kosten deiner Nächsten!

Dr. R. Ponickau.

Der gordische Knoten des Wirtschaftsstreites.

Wie lange haben wir uns theoretisch und praktisch um die Aufgabe gemüht, die Arbeitskämpfe unseres Wirtschaftslebens und die daraus nicht nur für Unternehmer und Arbeiter, sondern auch für die Gesamtheit entspringenden Schäden zu vermeiden. Jedesmal, wenn ein Streik im Bergbau, in der Metall- oder Textilindustrie oder sonst wo das Wirtschaftsleben erschütterte, die Öffentlichkeit erregte, hat der gute Bürger scharf den Arbeiter getadelt, der rücksichtslos um seines Vorteiles willen wichtige Betriebe still legte — ohne genügend zu berücksichtigen, daß der Vorteil der Gesamtheit nur die Fortführung des Betriebes, nicht das Fortbestehen der bisherigen Arbeitsbedingungen erfordert; daß also der Arbeitgeber, der die Arbeiterforderungen ablehnt, genau so gut den Stillstand herbeigeführt hat; und daß nur eine unparteiische, sachverständige Prüfung der Verhältnisse entscheiden kann, ob die Forderungen berechtigt waren, wer also sittlich verwerflich gehandelt hat. Und andrerseits, wenn die Sozialreformer dieses unparteiische Sachverständigenurteil verlangten, dann haben die Unternehmer sich gegen Schiedsgerichte gesträubt, als ob damit ihre Betriebsleitung und das Bestehen des Gewerbes zusammenbrechen müßten. Trotzdem hat der Gedanke des Einigungsamtes und des Schiedsspruches allmählich Boden gewonnen, trotzdem ist vor allem in den Tarifverträgen eine wirksame Waffe zur Vorbeugung von Arbeitsstreitigkeiten, zur Sicherung des Friedens und friedlichen Ausgleichs von Meinungsverschiedenheiten geschaffen worden. Aber es darf niemals übersehen werden, daß die Staatsverwaltung herzlich wenig dazu beigetragen, vielleicht weniger, als sie durch Hemmung der Arbeitervereinigungen geschadet hat; daß die Einrichtungen des Wirtschaftsfriedens von den Gewerkschaften, unter Beihilfe von Sozialpolitikern, vielfach im Gegensatze zur Rechtsprechung und Polizeigewalt durchgeführt sind.

Da kam der Krieg und brachte die militärische Diktatur auf so vielen Gebieten, auf denen bisher ein umständlicher Apparat von Behörden und Vertretungen gearbeitet hatte. Vieles, was bisher technisch unmöglich geschienen, wurde unter dem Drucke der Not befohlen — und ging.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und vieles, was bisher als eine einseitige, krasse Interessenforderung der Arbeiter oder eine utopische Idee verstiegener Sozialmoralisten abgelehnt war, erschien den allmächtigen kommandierenden Generälen als ganz vernünftig, wurde befohlen — und bewährte sich.

Den Gipfel solcher Wandlung haben wir erlebt in der Rede, mit der im Reichstagsausschuß der Chef des preußischen Kriegsamtes Stellung zum Streik der Rüstungsarbeiter nahm. Mit kurzen, fast burschikosen Worten hieb Exzellenz von Gröner den gordischen Knoten durch: In dieser Notzeit muß gearbeitet werden; deshalb: „ich verlange, daß die Streiks aufhören! Es gibt keinen Streik mehr!" Aber „wenn wir von den Arbeitern verlangen, daß sie bei der Arbeit bleiben, und daß sie unentwegt bis zum glücklichen Ende des Krieges auf jeden Streik aus innerer Überzeugung verzichten, müssen wir den Arbeitern unter allen Umständen Sprachrohre geben, durch die sie ihre Wünsche rechtzeitig, richtig und an die richtigen Stellen bringen können". Und in diese Stellen „müssen Arbeiter hinein, damit sie selbst mitarbeiten und mitwirken, damit sie sehen, wie die Dinge stehen, und welche Maßregeln nötig sind, und damit sie auf diese Weise wieder zurückwirken auf ihre Kameraden".

In drei einfachen Sätzen ist hier die Lösung der anscheinend so schwierigen Frage gegeben: Streikverbot in gemeinnötigen Betrieben, Sprachrohre für die Arbeiter und ihre Mitwirkung bei allen Maßnahmen, die sie betreffen. Das ist nichts anderes, als was seit Jahrzehnten die Sozialpolitiker gepredigt haben und was sie nicht durchsetzen konnten, weil das mächtige Interesse der Unternehmer sich dagegen sträubte, und weil die Forderung politisch bedenklich schien. Aber wie sagt Exzellenz Gröner? „Das ist nicht eine politische Maßregel. Das ist nichts anderes als eine immens praktische Maßregel." Fast scheint es, als würde alles umgekehrt: Die „verstiegenen Ideologen" sehen ihre Bestrebungen als immens praktisch anerkannt, und die Männer der Praxis werden mit ihren politischen Bedenken beiseite geschoben. Mit gutem Grunde, denn es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß der Leiter des Kriegsamtes den Nagel auf den Kopf getroffen hat, und daß auf dem von ihm beschrittenen Wege ohne Mühe und Gefahr die Interessen der Gesamtheit sichergestellt werden können. Man gebe den Arbeitern die Möglichkeit, ihre Wünsche und Beschwerden rechtzeitig und richtig zu Gehör zu bringen. Man gebe ihnen Einblick in alles, was geschieht, man lasse sie mitwirken an allen Maßnahmen, aber nicht durch Strohmänner, sondern durch die Männer ihres Vertrauens, also vor allem durch die Gewerkschaftsführer; und man wird sich wundern über die Verständigkeit unserer organisierten Arbeiter.

Das gilt nicht nur in dieser Kriegszeit, sondern auch im Frieden. Und es ist dringend zu wünschen, daß die neue Erkenntnis nicht mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Friedensschlusse verloren geht. Denn bei der Wiederumstellung unseres Wirtschaftslebens vom Kriege auf den Frieden werden wir vor soziale Aufgaben gestellt, die schwieriger und gefährlicher sind als alles Bisherige. Dann fehlt der Druck der äußeren Gefahr, der gemeinsamen Not. Dann wird der Wunsch nach recht fettem Anteile an der Beute, an der Zukunftskonjunktur noch viel schärfer hervortreten, als es leider schon bisher geschah. Dann wird das Mißverhältnis zwischen sinkenden Löhnen und hochbleibenden Nahrungsmittelpreisen zu schwersten Erschütterungen unserer Industrie führen, wenn nicht rechtzeitig vorbeugende Maßnahmen getroffen sind. Diese Maßnahmen können keine anderen sein als die von Gröner genannten: Die Arbeiter müssen mitwirken bei der Gestaltung der Arbeitsbedingungen, sie müssen mitwirken in allen öffentlich rechtlichen Organen, welche über die Neuordnung des Wirtschaftslebens, über die Versorgung mit Lebensmitteln, über die Preisregelung usw. bestimmen. Sie müssen in diesen Organen ihre vertrauenswürdigen Sprachrohre besitzen und aufrichtig unterrichtet werden über das, was geschehen kann und was geschieht. Nur unter dieser Vorbedingung ist es zulässig, Stillegung von Teilen unserer Wirtschaft durch Streik oder andere Wirtschaftskämpfe zu hindern. Nach dem Friedensschlusse brauchen wir die Arbeit jedes Arbeitsfähigen genau so wie jetzt im Kriege, nur auf anderen Gebieten. Es ist ein öffentliches Interesse, daß die Arbeit nicht stille steht. Aber dieses öffentliche Interesse darf sich nicht auf Kosten der Arbeiter durchsetzen, sondern durch gerechte Gestaltung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Millionen.

Bodo Hoff.

Zamenhof.

Ein Unsterblicher ist gestorben. Ein Held des Kampfes ist in den ewigen Frieden eingegangen, kein Kriegsheld. Keine kriegerische Ehrenwache stand an seinem Sarge, keine Ehrenschüsse krachten über seinem Grabe, wie jetzt Tag auf Tag über Tausenden von Gräbern in dem blutgetränkten Europa. Nie, solange die Welt steht, starben in nun schon mehr als tausend Tagen so viele wackere Männer den Tod, den man den Heldentod nennt. Wer achtet da auf einen schlichten Friedenskämpfer, der mitten im Weltgetümmel die von Leid und Mühen, von nimmerrastender Arbeit geschwächten Augen für immer schloß?

Und doch, wenn von all den Gräbern der in blutiger Schlacht Gefallenen kaum eine Spur geblieben ist, wenn ihre Ruhmestafeln von Erz und Marmor verwittert sein werden, dann wird man noch den Namen Zamenhof nennen und wird ihn umkränzen mit dem nimmerwelkenden Lorbeer des schöpferischen Friedenshelden.

Dr. Ludwig Zamenhof ist am 15. Dezember 1859 in Bialystok geboren

und am 14. April 1917 in Warschau gestorben. Sein Vater war Lehrer und gab französischen und deutschen Sprachunterricht. Der Sohn besuchte von 1869 an die Realschule in Bialystok, von 1874—1879 das Gymnasium in Warschau und studierte darauf Medizin, zuerst in Moskau, von wo er nach zwei Jahren, als ihm die Mittel zum Leben ausgingen, nach Warschau ins Vaterhaus zurückkehrte. Hier vollendete er 1885 sein Studium und wurde Arzt. Er versuchte an mehreren Orten vergeblich, eine bescheidene Praxis zu finden, nahm einen Kursus in Wien in der Augenheilkunde, kehrte nach Warschau zurück, wo er sich als Augenarzt niederließ und 1887 verheiratete. Die lohnende Praxis blieb aber weiter aus, und nach zwei Jahren zog er wieder von Ort zu Ort, um seinen Lebensunterhalt zu finden, bis er 1897 wieder nach Warschau zurückkehrte und sich dauernd dort niederließ. Aber weder als Arzt noch als weltberühmter Schriftsteller hat er Reichtümer erworben; bis an sein Lebensende hat er in dürftigen Verhältnissen gelebt, ja zuletzt, als Kränklichkeit und Krankheiten seine Arbeitsfähigkeit schwächten, mit schweren Sorgen kämpfen müssen.

In ihm brannte aber die Flamme eines Ideals, das ihm die Kraft gab, nicht nur über die Schwierigkeiten des Lebensunterhaltes hinwegzukommen, sondern sich gegen eine ganze Welt des Hohnes und Spottes, des Unverstandes und der Bosheit durchzusetzen. Das Werk, das sein Leben überdauert und Gemeingut der Kulturwelt geworden ist, begann er schon als Knabe. In seiner Heimat spielte die Verschiedenheit der Sprache eine, wie er bald erkannte, unheilvolle Rolle. Er gewann die Überzeugung, zuerst in kindlicher Unklarheit, später durch ernste Studien vertieft, daß die Verschiedenheit der Völker, der Staatszusammengehörigkeit, der Religion die Menschen nicht so trennte wie die Verschiedenheit der Sprache. Jeder Mensch ist ja von jedem Menschen verschieden, und doch leben sie friedlich miteinander, wenn sie dieselbe Sprache sprechen. Gäbe es eine neutrale Sprache, in der sich jeder mit jedem verständigen könnte, ohne durch nationale Eigentümlichkeiten zu verletzen oder sich verletzt zu fühlen, so würde der Haß der Völker gegeneinander, der sich aus dem mangelnden gegenseitigen Verständnis ergibt, verschwinden und das Zusammenleben der Völker friedlicher werden. Das war sein Glaube, und wenn es in Wahrheit auch auf die Sprache allein nicht ankommt, so ist sie doch von so großer Bedeutung, daß der Grundgedanke Zamenhofs dadurch nicht an Wert verliert. Er betraf jedenfalls eine der wichtigsten Voraussetzungen eines friedlichen Zusammenlebens der Völker.

Der junge Knabe nahm sich vor, eine solche neutrale Sprache zu schaffen und fing, wie jedes Kind, das sich in ähnlicher Weise beschäftigt hat, mit Versuchen an, einfache Silben zu nehmen, irgendwelche Wörter zu bilden und ihnen irgend eine Bedeutung zu geben. Aber er merkte bald, daß eine solche Sprache viel zu schwer zu erlernen ist, als daß sie Gemein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gut der Völker werden könnte. Dann ersah er auf dem Gymnasium aus dem Vergleich der lateinischen und der englischen Sprache die Entwicklung von dem Formenreichtum der alten Sprachen zu der Einfachheit und Abgeschliffenheit der heutigen und fand in den übrigen neueren Sprachen, die er kannte und noch hinzulernte, daß es eine große Menge von Wörtern gab, die mehr oder minder international waren. Diese nahm er nun als Grundlage seiner neutralen Sprache und vollendete seinen ersten Entwurf im Jahre 1878, also noch als Gymnasiast. Die Begeisterung seiner Schulkameraden, die schon den Beginn einer neuen Zeit feierten, hinderte nicht, daß teilnehmende Freunde seinen Eltern sagten, daß der Sohn wahrscheinlich geisteskrank sei oder es bestimmt werden würde, so daß er das Versprechen geben mußte, seine Idee wenigstens bis zum Verlassen der Universität aufzugeben. Aber sein innerer Drang war stärker als alle Vorsätze und Versprechungen. Sieben Jahre lang arbeitete er im stillen weiter, änderte seinen ersten Entwurf, studierte und probierte, indem er Übersetzungen aus allen möglichen Sprachen machte, und schrieb das erste Lehrbuch des bis auf den heutigen Tag unverändert gebliebenen Esperanto. Nachdem er zwei Jahre lang vergeblich einen Verleger gesucht hatte, veröffentlichte er selbst das Büchlein am 26. Juli 1887. Es erschien in russischer Sprache mit dem Titel: „Dr. Esperanto. Internationale Sprache." Es enthielt die Erklärung: „Die internationale Sprache ist, wie jede nationale, allgemeines Eigentum; der Autor entsagt für immer allen persönlichen Rechten an ihr." Noch im selben Jahre gab er dasselbe Lehrbuch in polnischer, französischer und deutscher Sprache heraus.

Nun begann ein harter Kampf und viel neue Arbeit. Zamenhof forderte die ganze Welt zur Mitarbeit auf und bat um Hinweis auf Fehler und um Verbesserungsvorschläge. Er hoffte, daß so in kurzer Zeit die Sprache so vollkommen werden würde, wie es eine Sprache sein kann, und dann in den allgemeinen Gebrauch übergehen würde. Er legte den Lehrbüchern Karten bei mit folgender Erklärung: „Ich Unterschriebener verspreche, die von Dr. Esperanto vorgeschlagene internationale Sprache zu erlernen, wenn erwiesen sein wird, daß zehn Millionen Personen öffentlich dieses selbe Versprechen abgegeben haben." Hatte er so viele Versprechen, so wollte er ein Adreßbuch des so entstandenen Esperanto-Volkes herausgeben, die Sprache konnte dann ihr wirkliches Leben beginnen. Er selbst wollte nicht Schöpfer der Sprache sein, sondern nur ihr Anreger, und erklärte, daß er nur als einfacher Anhänger der Sache auf derselben Stufe wie jeder andere stehe, weder größere Sachkunde, noch einen moralischen oder materiellen Vorzug beanspruchen wollte.

Große Hoffnungen setzte er darauf, daß eine wissenschaftliche Körperschaft die Führung übernehmen würde. Die American Philosophical Society in Philadelphia hatte 1887 Einladungen an alle wissenschaftlichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gesellschaften der Erde gesandt, um einen Weltkongreß zur Prüfung der Frage einer internationalen Verständigungssprache vorzubereiten. Als diese Gesellschaft Kenntnis von der Schrift des Dr. Esperanto erhielt, erschien ihr dessen Entwurf einer internationalen Sprache als die beste Grundlage für die Verhandlungen des Kongresses. Der kam aber nicht zustande. Die einladende Gesellschaft empfing nach langem Warten auf ihre sämtlichen Einladungen ganze fünf Antworten, vier zustimmende und eine ablehnende. Eins der vielen lehrreichen Beispiele von der Förderung neuer Ideen durch die Wissenschaft! Es blieb nicht das einzige. Hätte sich die Wissenschaft gegenüber der weiteren Entwicklung der Esperantobewegung wenigstens unparteiisch abwartend verhalten, so hätte diese Bewegung schneller und umfangreicher den praktischen Beweis der Möglichkeit und Brauchbarkeit des Esperanto erbringen können, und die Wissenschaft hätte eher ihre theoretischen Bedenken an den lebendigen Tatsachen prüfen können. Aber kaum war die Bewegung in eine breitere Öffentlichkeit gedrungen, so hielt es mancher Gelehrte für seine Pflicht, aus der Tiefe seiner durch keine praktische Erfahrung getrübten Erkenntnis zu beweisen, daß eine Sprache wie Esperanto einfach eine Unmöglichkeit sei. Und als auf den verschiedensten Kongressen der Esperantisten aller Völker tagelang nur in Esperanto verhandelt wurde, als Zeitung auf Zeitung, Buch auf Buch in Esperanto erschien, als tausendfältige Proben erbracht wurden, mit welchem Nutzen Esperanto im schriftlichen und mündlichen Verkehre unter den Menschen der verschiedensten Zungen praktisch verwendet wurde, da nahmen diese Gelehrten nicht etwa Anlaß, sich mit eigenen Augen und Ohren von diesen Tatsachen zu überzeugen, sondern schrieben weiter, daß Esperanto einfach eine Unmöglichkeit sei. Und das, obwohl inzwischen andere Gelehrte für die Sache eingetreten waren, obwohl Männer in hohen Stellungen des praktischen Lebens auf Grund eigener Erfahrungen Zeugnis von der erprobten Brauchbarkeit der Sprache ablegten, Männer, die einen Namen zu verlieren hatten und unmöglich in dem Verdachte stehen konnten, sich mit kindischen Narrheiten abzugeben und erlogene Behauptungen darüber zu verbreiten. Und wenn der Kampf gegen Esperanto noch wenigstens immer wirklich wissenschaftlich und rein sachlich geführt worden wäre! Aber vielfach trat an Stelle eingehender Begründung eine überlegene Abfertigung mit allgemeinen Redensarten, mit spöttischen und beleidigenden Bemerkungen. Zamenhof kümmerte sich aber nicht darum. Die Zahl seiner Anhänger wuchs in allen Ländern, und die begeisterungsvolle Verehrung, die ihm aus ihren Kreisen entgegengebracht wurde, mochte ihn für alle Enttäuschungen und Verunglimpfungen entschädigen. Wo sich die Verehrung, wie es vorkam, zur Schwärmerei steigerte, war sie seinem bescheidenen Gemüte unangenehm.

Zur Erklärung für diese Begeisterung muß bemerkt werden, daß

sie nicht bloß durch das Esperanto als ein genial erfundenes, leichtes und praktisches Verständigungsmittel hervorgerufen wurde, sondern daß noch zweierlei dahinter stand, die Persönlichkeit ihres Schöpfers und die sogenannte »interna ideo«. Wer Zamenhof persönlich oder aus seinen Reden und Schriften näher kennen gelernt hatte, der mußte in ihm einen seltenen Menschen schätzen, einen Menschen von lauterem Charakter, edelster Gesinnung und wärmster Menschenliebe, der sein Leben selbstlos nur dem Wohle der Menschheit widmete. Auch ihm war es nicht bloß darum zu tun, daß der Verkehr der verschiedensprachigen Menschen durch eine bequeme internationale Sprache erleichtert würde, er wollte die Völker näher aneinander bringen und aus den in ewiger Kriegsbereitschaft einander feindlich gegenüberstehenden eine friedliche Völkerfamilie sich bilden lassen, innerhalb derer jeder Mensch nur als Mensch, als gleichberechtigter Menschenbruder betrachtet wird.

Das war die „innere Idee", die auch mit dem Worte Esperantismus oder Homaranismus (homar' = Menschheit, ano = Mitglied, Anhänger) bezeichnet wurde, und in deren Verwirklichung viele Anhänger Zamenhofs in allen Ländern der Erde das durch Esperanto zu fördernde Ziel ihres Strebens erblickten. Wie es auch in der Esperantohymne heißt, sollten die Jahrtausende alten Schranken unter den Völkern fallen und der Friedenstraum der Menschheit sich erfüllen. Und wenn die Esperantisten von ihrer „heiligen Sache" sprechen, so meinen sie dieses Ziel, nicht das bloße Verständigungsmittel, wie die Gegner annehmen, die sich über die „an religiöse Schwärmerei grenzende Verehrung eines kindlichen Spielzeugs" lustig machen. Zamenhof selbst hatte in letzter Zeit die Absicht, zur Förderung seiner Kultur- und Menschheitsgedanken mit besonderen Vorschlägen an die Öffentlichkeit zu treten, und noch wenige Tage vor seinem Tode schrieb er mir, seine Grundgedanken seien denen meines Buches „Fürsten ohne Krone" sehr ähnlich, obwohl die Wege des Strebens zu ihrer Verwirklichung etwas verschieden wären, und er hoffe, daß wir nach dem Kriege einander viel helfen könnten.

Daß es ihm nur auf die Sache ankam, keineswegs auf seine persönliche Erfindung, geht auch aus seinem vollständigen Verzichte auf jedes Recht an dieser hervor. Der Verzicht erstreckte sich nicht nur auf materielle Vorteile, sondern Zamenhof erklärte auch, damit zufrieden zu sein, wenn die wissenschaftliche Gesellschaft, von deren Führung er die Verwirklichung des Gedankens einer internationalen Hilfssprache erhoffte, überhaupt einer solchen Sprache die Wege ebnen würde, und sollte sein Entwurf dabei auch so umgeändert werden, daß er nicht mehr wiederzuerkennen wäre. Ganz mit Unrecht hat man Zamenhof vorgeworfen, daß er sich gegen jede Änderung seines Esperanto eigensinnig gesträubt habe. Weise Erkenntnis der Tatsachen und Erfahrung hat vielmehr dazu geführt, daß schließlich selbst sehr eifrige Befürworter von Änderungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einsahen, daß man sich bis zur Einführung der Sprache in den allgemeinen Gebrauch jeder Änderung enthalten müsse. Denn auf die öffentliche Aufforderung Zamenhofs, ihm Änderungsvorschläge zu machen, kamen so viele und einander geradezu widersprechende, von ganz unbedeutenden, nur Äußerlichkeiten betreffenden bis zu solchen, die einen vollständigen Umbau der ganzen Sprache notwendig gemacht hätten, daß es unmöglich war, allen Wünschen Rechnung zu tragen. Man fing in einem größeren Kreise an, die Vorschläge zu beraten, und dabei stellte sich heraus, daß die eine Seite es für eine Lebensfrage der Sprache erklärte, daß eine bestimmte Änderung vorgenommen würde, und die andere Seite behauptete, es sei eine Lebensfrage der Sprache, daß gerade diese Änderung nicht vorgenommen würde. Und dieser Kreis war, worauf Zamenhof selbst hinwies, auch nur ein Zufallsausschnitt aus der Gesamtheit derer, für die die Sprache bestimmt war. Was immer man änderte, man mußte sicher sein, daß es immer Leute geben würde, die es anders gemacht haben würden, und wie sollte je eine Sprache in den allgemeinen Gebrauch übergehen können, wenn sie fortwährend geändert wurde, so daß keiner wußte, ob morgen noch richtig sein würde, was er heute gelernt hatte. So kam man allseitig zu dem Beschlusse, überhaupt nichts zu ändern, sondern erst für die Einführung der Sprache in der einmal gegebenen Form zu sorgen und es dann der Entwicklung zu überlassen, welche Änderungen sich aus dem lebendigen Gebrauche als empfehlenswert ergeben würden, und mit deren Festsetzung eine internationale Akademie der Esperantisten zu betrauen.

Mit dem Aufhören der die Kräfte zersplitternden Änderungsbestrebungen nahm die Esperantobewegung einen großen Aufschwung und ging ihrem endgültigen Siege entgegen. Wieder war es aber wissenschaftliche Theorie, die sich um die Erfahrungen des Lebens nicht kümmerte, die die Bewegung um Jahre zurückwarf und ihr schwer zu ersetzenden Schaden zufügte. Einige Gelehrte, denen Esperanto nicht „wissenschaftlich" genug war, traten für ein „verbessertes" Esperanto ein, daß von einem der besten Freunde Zamenhofs, L. de Beaufront, hinter dem Rücken Zamenhofs und unter verräterischem Mißbrauch eines in ihn gesetzten besonderen Vertrauens unter dem Namen Ido (Abkömmling, Sproß, nämlich des Esperanto), veröffentlicht worden war, und für das in Deutschland besonders Professor Ostwald eifrig Propaganda machte. Zwischen dem ursprünglichen Esperanto und seiner Abart entstand nun ein heftiger Kampf, der jetzt wohl wissenschaftlich wie nach den praktischen Erfolgen zugunsten Esperantos entschieden ist. Aber viele, die weder das eine noch das andere kannten, sagten sich, daß sie keins von beiden lernen wollten, da man ja nicht wissen konnte, welches eingeführt werden würde, und ob nicht bald noch neue Änderungen kämen. In der Tat erschienen denn auch bald verschiedene Abarten auch des Ido, man kam aus den Ände-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rungen nicht heraus, und trotzdem man schließlich auch beim Ido zu dem Beschlusse kam, eine Weile nichts zu ändern, konnte weder dieses noch ein ähnlicher Entwurf in nennenswertem Maße in den praktischen Gebrauch oder den internationalen Verkehr übergehen. Esperanto hatte zum zweiten Male die große Gefahr überstanden, die nicht nur ihm, sondern dem Gedanken der internationalen Sprache überhaupt aus der Eigenbrötelei kurzsichtiger Freunde erwachsen war.

Doch ich wollte hier keine Geschichte des Esperanto schreiben, sondern nur einiges hervorheben, was zur Beleuchtung der Persönlichkeit Zamenhofs, seines Strebens und Schaffens, seiner Kämpfe mit ihren Enttäuschungen und Erfolgen dienen kann. Es wäre noch sehr viel über ihn und sein Werk zu sagen. Aber ein Nachruf braucht nicht bei den Äußerlichkeiten des Lebensganges des Dahingeschiedenen zu verweilen, sondern soll wie die Eröffnung eines geistigen Testamentes sein. Wir ehren einen großen Toten am besten, wenn wir uns als seine Vermächtnisnehmer betrachten, und es ist nicht nötig Esperantist zu sein oder zu werden, um aus Zamenhofs Leben zu lernen, seien es auch längst bekannte, aber immer wieder mißachtete Wahrheiten.

Denn: Wir sehen, daß man nicht geisteskrank zu sein braucht, wenn man sich einer großen Idee hingibt, und sei es auch schon in früher Jugend.

Weiter: Zamenhof hoffte als Jüngling, in kurzer Zeit schon zehn Millionen Anhänger zu haben und damit seine Sprache in den allgemeinen Gebrauch eingeführt zu sehen; er ist als reifer Mann gestorben, ohne diesen Erfolg erlebt zu haben, und hat doch in der Hauptsache recht behalten. Wäre er nicht, trotz aller Enttäuschungen, seiner Sache im Innersten sicher gewesen und hätte nicht unermüdlich, unerschütterlich für Unmögliches gekämpft, so hätte er nicht einmal das Mögliche erreicht.

Weiter: Wenn etwas Neues ins Leben kommen will, lehnt sich das Alte dagegen auf, und es ist zuerst immer stärker als das junge Neue. Wenn also jemand, und sei er noch so gelehrt, behauptet, das Neue sei eine Unmöglichkeit, so gebe man nichts auf Behauptungen, sondern überzeuge sich von den Tatsachen.

Weiter: Man sage nie, man habe keine Zeit für Kulturfragen neben seinem Berufe. Wenn ein großer Mann trotz harten Lebenskampfes nebenbei so viel Zeit findet, ein Werk für die ganze Menschheit zu ersinnen und aufzubauen und die ungeheure Arbeit zu bewältigen, es in jahrzehntelangen Kämpfen zu verteidigen, so wird selbst ein kleiner Mensch die paar Stunden erübrigen können, es sich einmal anzusehen.

Weiter: Wer einer großen Sache dienen will, dem darf es nicht auf persönliche Wünsche ankommen. Ehe die Hauptsache gesichert ist, soll man sie nicht durch Streit um Nebensachen gefährden. Kein menschliches Werk ist gleich oder überhaupt vollkommen. Will man warten, bis es jedermann gefällt, so kommt es nie ins Leben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und zum Schlusse das traurigste Vermächtnis, das uns nach so vielen Großen des Geistes auch Zamenhof hinterlassen hat: Wann werden wir so viel Kultur haben, daß wir nicht mehr die edelsten und schöpferischsten Führer der Menschheit sich in der Sorge um das tägliche Brot aufreiben lassen, daß nicht mehr ein Kriegslieferer mühelos reich wird und ein Friedensfürst bis zum Schlusse eines mühevollen Lebens darben muß! Wer Millionen von Menschen Gutes tut, dürfte nicht selber Not leiden müssen, und wer seine ganze Kraft an ein großes Werk setzt, kann nicht Zeit und Muße genug haben, um den Segen zu entfalten, der in ihm liegt.

Zamenhof ist tot. In der Blüte des Mannesalters ist er dahingesunken, weil sein Herz in der Mühsal seines Lebens zu schwach geworden war, den zermürbten Körper aufrecht zu erhalten, den Träger eines Geistes, der der Menschheit noch viel schenken konnte. So dankt die Menschheit ihren Wohltätern. Und vielleicht hat man nicht so ganz unrecht, wenn man diese Wohltäter Narren oder Toren nennt, daß sie mehr an andere als an sich denken. Aber in ihnen liegt der Weltgeist der Entwicklung, und wollten sie auch mit dem Tagesglück der „Weisen" tauschen, sie können es nicht. Wer das Leid der Menschheit in sich spürt, dem ist das Leid des eigenen Lebens nichts. **Heinrich Nienkamp.**

Rund um uns

Dr. Wyneken und die Freie Schulgemeinde. In der Angelegenheit Dr. Wyneken (vgl. „Ein Aufruf an die Jugend" in Nr. 2 und „Zum Aufruf an die Jugend" in Nr. 7) ist uns der folgende Aufsatz „Wer ist der Schöpfer der Freien Schulgemeinde?" zugegangen. Da wir grundsätzlich niemanden mundtot machen, veröffentlichen wir diesen Aufsatz; nehmen aber zu seinem Inhalte keinerlei Stellung. Herr Dr. Wyneken hat, wie er uns schreibt, aus militärischen Gründen gegenwärtig keine Zeit, zu den erwähnten Auseinandersetzungen in Nr. 2 und 7 des „Vortrupp" das Wort zu ergreifen. Er bittet uns, auf einen Aufsatz von ihm in den Heften 2/3 und 4 des laufenden Jahrganges der „Freien Schulgemeinde" hinzuweisen. Selbstverständlich steht in dieser Angelegenheit Herrn Dr. Wyneken der „Vortrupp" zu jeder von ihm gewünschten Zeit (also auch nach dem Kriege) zur Verfügung. **Vortrupp.**

Wer ist der Schöpfer der Freien Schulgemeinde?

Aus einer Wickersdorfer disziplinären Angelegenheit, die Dr. Wyneken auf breitestem Raum einer zum Glück höchst wenig interessierten Öffentlichkeit darlegt, ist durch den Aufruf des Herrn Kurella, weiter durch Entgegnungen und eine Rückentgegnung eine Diskussion herausgewachsen. In diesen Ausführungen tritt öfters eine Unwahrheit zutage, die schon oft bemerkt, aber bisher als anscheinend harmlose Eitelkeitspose nicht bekämpft wurde, die aber jetzt gefährlich zu werden droht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In seiner Rückentgegnung begründet Herr Kurella seine These, daß Wickersdorf keine Freie Schulgemeinde mehr sei, damit, daß Wickersdorf sich im Gegensatz zu Dr. Wyneken, „dem geistigen Schöpfer des Gedankenkreises der Freien Schulgemeinde", gestellt habe, „durch dessen Idee, durch dessen Tat aus einem Landerziehungsheim eine Freie Schulgemeinde geworden" sei. Kenner des Entwicklungsganges der Freien Schulgemeinde lesen solche Sätze mit staunendem Lächeln; noch vor einiger Zeit konnte man sie für Entgleisungen von einigen Uneingeweihten halten; doch kommt man mehr und mehr zu der Erkenntnis, daß in der Verbreitung der Behauptung, Dr. Wyneken sei der Schöpfer der Freien Schulgemeinde, System liegt: nicht nur Wyneken-Jünger wie Hans Blüher vertreten diese Ansicht, nicht nur kann ein Artikel der „Schriften zur Jugendbewegung" mit der Überschrift „Die Freie Schulgemeinde als das geistige Bauwerk G. Wynekens" unwidersprochen bleiben, nicht nur hört man in den meisten Kreisen, die etwas von Wickersdorf wissen, den Satz von Wynekens Schöpferrolle immer wieder als unumstößlich aussprechen, sondern auch Wyneken selbst ist anscheinend von diesem allgemeinen Glauben seiner Jüngerschaft suggestiv berührt, wie wieder eine Äußerung im letzten Heft der „Freien Schulgemeinde" zeigt.

Im Interesse der Wahrheit sei es hier endlich vor weiterem Kreise ausgesprochen: Die Behauptung, Dr. Wyneken sei der Schöpfer der Freien Schulgemeinde, ist unwahr; weder der Idee, noch der Tat nach hat Dr. Wyneken die Freie Schulgemeinde geschaffen.

Das Wesentliche einer Freien Schulgemeinde ist ihre demokratische Verfassung, die ihren deutlichsten Ausdruck findet in der Einrichtung, von welcher der Erziehungsstaat den Namen hat, in der Schulgemeinde. Wer diese auf gegenseitigem Vertrauen ruhende, auf soziale Menschwerdung zielende Schul-Verfassungsidee zuerst erfaßt und verwirklicht hat, der ist der Schöpfer der Freien Schulgemeinde. Ich darf zur Beantwortung der Überschrift-Frage einen unverdächtigen Zeugen heranziehen. Dr. Robert Drill sagt in der Frankfurter Zeitung Ende Juli 1912: „Ich habe noch von der eigenartigen Einrichtung der ‚Schulgemeinde' zu sprechen, aber das geschieht am besten in Verbindung mit der Odenwaldschule. Der Eigentümer der Odenwaldschule, Herr Paul Geheeb, der früher bei Dr. Lietz war, hat in Haubinda, das er zwei Jahre leitete, im Jahre 1905 die ‚Generalversammlung', dann in Wickersdorf, das er begründete und mit Dr. Wyneken leitete, dasselbe unter dem Namen ‚Schulgemeinde' eingeführt." Objektive Beobachter wissen, daß diese Darstellung den Tatsachen entspricht. Paul Geheeb, der erste konsequente Denker des Schulgemeinde-Gedankens, erkannte genau, daß eine solche neue Schulverfassungsidee sich nicht mit einem Schlage in Form bringen läßt; deshalb ließ er die zunächst noch nicht voll demokratische Haubindaer „Generalversammlung" sich langsam demokratisieren. Sein Kollege Dr. Wyneken verhielt sich dem Versuch gegenüber passiv-wohlwollend. Als Geheeb Wickersdorf gründete, stellte er von Anfang an die nunmehr gereifte Schulgemeinde-Verfassung in den Mittelpunkt des neuen sozialen Organismus. Nach dieser Lebens-Zentrale nannte sich ja dann auch die neue Schöpfung. Dr. Wyneken, der erst auf dringende Verwendung Paul Geheebs als Mitleiter Wickersdorfs anerkannt wurde, kümmerte sich auch jetzt zunächst noch wenig um den Ausbau der Wickersdorfer Schulgemeinde. Er übernahm Geheebs Idee und vertrat sie in seinen Schriften. Als es ihm dann gelungen war, Paul Geheeb, den Denker und Verwirklicher der Idee der Freien Schulgemeinde, aus Wickersdorf hinauszudrängen, trat er, auf den Grundmauern, die der andere erbaut hatte, stehend, mit verdoppelter Entschieden-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heit als Prophet des neuen Gedankens auf. Wyneken inszenierte dann die ganze Bewegung des Bundes für Freie Schulgemeinden, in der nun immer nur von Wyneken, niemals mehr von Geheeb die Rede war. Beispiel und Beweis für Wynekens leidenschaftliche und tiefschürfende Ausführungen war immer Wickersdorf, der Idee und der Tat nach die Schöpfung des andern. Brennpunkt der ganzen Bewegung aber war nicht, wie es der Idee entsprochen hätte, die Tatgemeinschaft, sondern die Persönlichkeit Wynekens, des Anhänger werbenden Agitators. Gute Beobachter haben schon lange erkannt, daß das Gefolgschaftsbedürfnis auf der einen, die Jüngerschaftsbildung auf der andern Seite dem Grundgedanken der Freien Schulgemeinde widerspricht. Dies hat seinen Grund eben darin, daß Dr. Wyneken einen Gedankenkomplex vertritt, der im Grunde gar nicht seine eigene Lebensbasis ist, daß er eine sozialpädagogische Idee verkündet, ohne selbst sozialisiert zu sein.

Paul Geheeb, dem es nicht auf Anerkennung seiner Person oder des Primates ankam, sondern auf die Tatgestaltung seiner Idee, suchte sich ein neues Arbeitsgebiet. In allem Äußern und Innern tief durchdacht, täglich neue Säfte ziehend aus dem gegenseitigen Vertrauen ihrer Glieder, ruhend auf den Grundpfeilern der Schulgemeinde, der Koedukation und der Arbeitsschule wuchs in Geheebs Geist die Odenwaldschule heran. In ihrer Entwicklung war sie wohl manchmal gehemmt durch den grenzenlosen Menschenglauben des Leiters, der öfters von ehrgeizigen und nichtverstehenden Mitarbeitern ausgenützt wurde; aber gerade dieses unumstoßbare Zutrauen zum Guten im Menschen ist wesenscharakteristisch für einen Träger der Idee der Freien Schulgemeinde: es löst alle Kräfte zu freier Entfaltung und verpflichtet zutiefst. In dieser Lösung und Bindung hat sich auch die Schulgemeinde der Odenwaldschule weiterentwickelt, immer weiter abrückend von Staatchenspielerei und Parteikampf, immer mehr getragen vom Gefühl der Verantwortlichkeit, immer mehr strebend nach Verstehen und Verständigung auf der Basis restlosen Vertrauens, und so immer mehr sich nähernd dem sozialen Ideal.

Aus dem Gesagten kann verständlich werden, daß Geheeb nicht der Mann der Reklame und der vielwortigen Polemik ist. Tat-Arbeits-Last und eine innere Reinlichkeit, die große und laute Worte haßt, lassen seine Stimme in all dem Getöse der Jugend-„Führer" selten vernehmen. Daß in Dr. Wynekens Kreise die Namen Geheeb und Odenwaldschule nicht erwähnt werden, auch nicht in der Zeitschrift, die sich „Die Freie Schulgemeinde" nennt, ist — menschlich begreiflich. Die Odenwaldschule hat solche Fürsprache nicht nötig. In emsiger, geschlossener Weiterarbeit freuen wir uns des gefestigten Geistes der Schule und des wachsenden Vertrauens der Besten. Auch diese Worte sollen nicht der Verunglimpfung oder der Ehre eines Einzelnen oder einer Gemeinschaft dienen, sondern sie wollen für die angegriffene Wahrheit zeugen.

Hermann Harleß.

Staatsbürgerliche Selbsterziehung der Jugend. Seit einigen Jahren ist in der Jugendbewegung die Richtung im Wachsen begriffen, die — vielfach in bewußter Nachfolge der Burschenschaftsbewegung vor 100 Jahren — ihre Aufgabe wesentlich in der Vorbereitung auf die Erfüllung ihrer Pflichten gegen die politische Gemeinschaft, den Staat, sieht. Die unaufhaltsam fortschreitende Demokratisierung des deutschen Volkslebens macht eine solche Jugendarbeit ja auch zu einer immer dringenderen Notwendigkeit.

Statt einer kritischen Betrachtung von Wesen und Geschichte dieses (in sich nicht einheitlichen) Flügels der Jugendbewegung möchte ich hier lieber eine Darstellung davon geben, wie sich in Magdeburg allmählich eine solche Jugendgemeinschaft mit dem Ziele der staatsbürgerlichen Erziehung gebildet hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ihre Anfänge gehen auf einen bald nach Kriegsbeginn gegründeten Kreis (damals etwa siebzehnjähriger) Wandervogelführer und -führerinnen zurück. Gemäß unserem Alter und unserer Tätigkeit beschäftigten wir uns in diesem Kreise zunächst ganz ausschließlich mit dem Wandervogel, seiner Geschichte und seinen Zielen. Wir beschafften uns die ältesten Jahrgänge seiner Zeitschriften, lasen die Druckschriften über ihn und kamen bald dazu, zu seinen Streitfragen Stellung zu nehmen und in den Kampf um diese gemeinsam einzugreifen. Vor allem dienten unsere Zusammenkünfte aber dazu, uns in unserer Führerarbeit innerhalb der Ortsgruppe und über sie hinaus gegenseitig zu beraten und gemeinsam Pläne zu schmieden.

Allmählich aber erkannten wir eine Gefahr, die in unserer Betätigung lag, nämlich die, einseitig zu werden. Wir verließen daher unser bisheriges Thema und gingen dazu über, Fragen des sozialen Lebens zu besprechen. Zunächst lasen wir Hebbels soziales Epos „Mutter und Kind", sprachen dann aus einem bestimmten Anlaß über die Stellung der Kirche im heutigen Kulturleben, über die Schule und die leichter verständlichen Fragen der Bevölkerungspolitik. Nach mehreren Monaten erkannten wir, nunmehr schon klarer geworden und fähiger zu systematischer Arbeit, daß es vor allem notwendig sei, uns mit der wichtigsten Erscheinung des Gesellschaftslebens, der politischen Organisation, dem Staate so gründlich wie möglich vertraut zu machen. Es erschien uns erforderlich, bei der Ausführung dieses Planes von der Rechtsphilosophie auszugehen. Dazu bedurften wir natürlich sachkundiger Führung, die zwei befreundete, philosophisch gebildete Erwachsene übernahmen. Durch sie wurden wir nachdrücklich auf die auf Kant fußende Friessche Philosophie hingewiesen. Mit deren ethischem und rechtsphilosophischem Teile beschäftigten wir uns nun eingehend — fast dreiviertel Jahr, später in selbständiger Arbeit — und erkannten zu unserer Freude, wie sehr Fries in seinen politischen Forderungen seiner staatsverachtenden, individualistischen Zeit vorauseilte und besonders in der Rechts- und Sozialpolitik schon Forderungen aufstellte, um deren Verwirklichung noch heute gestritten wird.

Mittlerweile waren auf unsere Anregung hin noch zwei weitere, in gleicher Weise arbeitende Kreise entstanden. Diese und der schon länger bestehende kamen in ihrer Entwicklung zu gleicher Zeit, vor anderthalb Monaten etwa, dahin, mit den gewonnenen Voraussetzungen — nunmehr gründlich und nach einheitlichem Plane — an die Besprechung des historisch gewordenen Staates, also an die Erörterung rein politischer Fragen herangehen zu wollen. Zu diesen auch mit der Tat Stellung nehmen zu können, soll ja das Ziel unserer Arbeit sein.

Wir stellten nun folgenden Plan auf: alle drei Kreise schließen sich zu einer — straff organisierten, jeden Einzelnen zur Arbeit heranziehenden — Gruppe für staatsbürgerliche Erziehung zusammen, der jeder Jugendliche — mag er nun Wandervogel, Wanderer, Wanderschärler, Mitglied der Arbeiterjugend oder gar nicht organisiert sein — angehören kann, vorausgesetzt, daß er mitarbeiten will.

Als untere Altersgrenze gilt etwa das 18. Jahr. Diese Gruppe teilt sich nach Sondergebieten in Abteilungen, die sich nun durch Vorträge der Mitglieder und Berichte über Bücher und Zeitschriften in wöchentlichen Zusammenkünften gründlich und systematisch in ihr Gebiet hineinarbeiten. Über die Ergebnisse ihrer Tätigkeit berichten diese Abteilungen in regelmäßigen Vollversammlungen der Gruppe und teilen sich auf diese Weise gegenseitig von den Früchten ihrer Arbeit mit, so daß Einseitigkeit vermieden wird.

Wir sind nun mitten in der Ausführung dieses Planes: durch einen werbenden Vortrag über Fries und das Wartburgfest vergrößerten wir zunächst unsere Mitgliederzahl, so daß wir jetzt 29 und einige regelmäßige Gäste zählen; dann gaben wir uns eine feste Arbeitsordnung, durch die möglichst weitge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hende Mitarbeit aller erzielt wird, und sind jetzt beim Ausbau einer schon viel benutzten Bücherei. Wir halten auch eine Reihe von Zeitschriften, z. B. die Hilfe, die Sozialistischen Monatshefte, die Preußischen Jahrbücher, den Vortrupp u. a.

Wir haben uns, den hauptsächlich vorhandenen Interessen entsprechend, zunächst in vier Abteilungen gegliedert: Sozialpolitik, Wirtschaftstheorien, Bildungswesen, Frauenfragen. Doch ist diese Einteilung in Abteilungen noch nicht durchgeführt, sondern wir beschäftigen uns einstweilen noch in wöchentlichen Vollversammlungen mit grundlegenden Themen geschichtlicher und staatsrechtlicher Art; Gestützt auf geeignete Bücher behandeln wir in einer Reihe von Vorträgen die Entwidlung des Staatsbegriffs in den einzelnen Abschnitten der Geschichte, dabei Parallelen zur Gegenwart ziehend, und werden dann die wichtigsten Verfassungsformen, vor allem die deutsche und preußische besprechen. Je nach Gelegenheit beschäftigen wir uns außerdem auf Grund von Berichten einzelner Mitglieder mit den Augenblicksfragen, besprechen regelmäßig die politischen Vorträge, die in unserer Stadt gehalten werden, und benützen in dieser Weise, soweit es die freie Zeit der Mitglieder erlaubt, jede Gelegenheit, uns allmählich ein möglichst gründliches Wissen von den Dingen des öffentlichen Lebens anzueignen und damit die Voraussetzung einer unsern Kräften entsprechenden Mitarbeit an ihnen zu schaffen.

Durch Vorträge im hiesigen Ortsverband, Rundbriefe und andere Mittel suchen wir auch nach außen hin in unserm Sinne zu arbeiten. Wir haben auch Fühlung mit ähnlich arbeitenden Gruppen in anderen Städten.

Wir sind der Überzeugung, daß die zunehmende Interesselosigkeit (der bürgerlichen Kreise überhaupt wie besonders der gebildeten Jugend) gegenüber den Lebensfragen der politischen Gemeinschaft infolge der durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse bei beiden Geschlechtern einer regen Anteilnahme am öffentlichen Leben weichen muß, und daß also die auf dem Meißnerfest gelobte Erneuerung des Geistes der Jugendbewegung vor 100 Jahren auch nach der politischen Seite hin doch noch verwirklicht werden wird.

Gerhard Weißer.

Aufruf an die Wandervereine der Mark. Auf Wunsch des Unterzeichneten veröffentlichen wir folgenden Aufruf:

An der Eingangspforte der „Märkischen Schweiz", in Falkenberg in der Mark, hat sich ein Verein gebildet, der den Wandervereinen einen mehrtägigen Aufenthalt in unsern herrlichen Waldbergen durch Errichtung einer geräumigen Schutzhütte verschaffen will.

Sie soll am Fuße des weit ins Oderbruch hineinspringenden, bewaldeten Schmiedeberges bei Falkenberg stehen und Raum für 30 Personen bieten. Der Besitzer des nahen Rittergutes Cöthen, Major v. Jena, hat den Platz zur Verfügung gestellt.

Die Schutzhütte ist als Hallenbau gedacht mit Unter- und Obergeschoß. Das erstere soll einen geräumigen heizbaren Wohnraum, eine Küche und einen Führerraum enthalten, das letztere die Schlaf- und Waschräume. Ein naher Waldquell liefert das Wasser.

Die Kosten sind auf 4—5000 Mark veranschlagt, wovon bereits die Hälfte durch Kreisbeitrag und freiwillige Spenden aufgebracht ist. Die andere Hälfte soll nun durch einmalige oder fortlaufende Beiträge der Wandervereine, besonders die der Mark, aufgebracht werden. Vielleicht beteiligen sich auch die Schulleitungen im Interesse des Schulwanderns an dem guten Werke.

Den zahlenden Vereinen soll, je nach Maßgabe ihres Beitrages, die mehr oder weniger kostenlose Benutzung der Schutzhütte zugestanden werden. Auf jeden Fall wird die Benutzungsgebühr nur eine ganz geringe sein (etwa 10 Pf. für Tag- und 20 Pf. für Nachtbenutzung).

Die Wartung der Hütte soll vom

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hüttenausschuß einem kriegsbeschädigten „Hüttenwart" übertragen werden.

Die interessierten Wandervereine wollen sich mit Anfragen und Beiträgen an den Vorsitzenden des Vereins, Herrn Geheimen Justizrat Kempf, Berlin W 15 Kaiser-Allee 212, oder an den Unterzeichneten wenden.

Paul Matzdorf, Cöthen (Mark).

Deutscher Verein zur Erhaltung wichtiger Nahrungsmittel. In Stuttgart ist vor Kurzem ein Verein gegründet worden, der die Aufgabe hat, für eine bessere Ausnützung der Nahrungsgewächse und eine gesundere Ernährung unseres Volkes einzutreten. In einem Aufruf, den diese Vereinigung*) verbreitet, heißt es unter Anderm: „Eine der wichtigsten Fragen für die Zukunft unseres deutschen Volkes ist die Frage einer gesunden Ernährung. Eine falsche Ernährung hat schon in Friedenszeiten die Volkskraft schwer gefährdet und zusammen mit den Wirkungen des Stadtlebens den Vorrat an Gesundheit und Kraft, die Voraussetzungen von Vermehrung und Aufstieg, untergraben. Der Krieg hat uns in eine doppelte Not versetzt. Wir müssen sparen: 1. mit unserer Volkskraft, um die gewaltigen Menschenverluste rasch und gesund wieder ausgleichen zu können, 2. mit unseren Nahrungsmitteln, einerseits um in dem von England gewollten Hungerkrieg durchzuhalten, andererseits um aus unserer Nahrung nicht gerade das zu vergeuden, was die Volkskraft hebt. ... Vor allem muß jetzt die unverantwortliche Vergeudung von Getreide, Kartoffeln, Obst, Beeren und Zucker durch Brauen und Brennen aufhören. Auf diese Forderung müssen jetzt alle einsichtigen Deutschen sich mit aller Kraft vereinigen. ..."

Unsere Leser sehen, daß es sich hier um Forderungen handelt, für die auch der „Vortrupp" stets eingetreten ist und die heute mehr denn je Beachtung verdienen. Wer es mit unserem Volke gut meint, wird dem neugegründeten Vereine die besten Erfolge wünschen und in seinem Sinne wirken. **Vortrupp.**

*) Der Verein nennt sich: Deutscher Verein zur Erhaltung wichtiger Nahrungsmittel. Geschäftsstelle: Stuttgart, Landhausstraße 223 II.

Der deutsche Frauenstimmrechtsbund bittet uns, die folgenden Zeilen im „Vortrupp" zu veröffentlichen:

Noch ehe die Personen für den Verfassungsausschuß gewählt waren, hatte der deutsche Frauenstimmrechtsbund ihm bereits seine Anträge unterbreitet; sie lauten: „allen verfassungsrechtlichen Reformarbeiten des Ausschusses die politische Gleichberechtigung der Frauen als unumgängliche Bedingung zugrunde zu legen und nicht nur für die Männer, sondern auch für die Frauen zum Reichstage und zu den Landtagen der Bundesstaaten das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht zu fordern".

Den Anträgen ist eine ausführliche Begründung beigegeben, die unter andern klarlegt, daß der Staat sich selbst aufs schwerste schädigen würde, wenn er all die Frauenkraft brach liegen ließe, die ihm in schwerer Zeit als Helfer in der Not erstand.

Wildpflanzen und Kriegsgemüse (eine Mahnung zur Ausnutzung der einheimischen Pflanzenwelt).

Ist es Euch unbekannt geblieben, daß viele, sehr viele unsrer einheimischen Gewächse, ja daß grade von den verhaßten und viel gelästerten Unkräutern sehr viele für den Menschen genießbar sind? Daß sie sogar ein sehr schmackhaftes Essen abgeben, das den Vergleich mit Kohl und Spinat aushält und an Bekömmlichkeit ihnen ebenbürtig, wenn nicht überlegen ist? Solltet Ihr, die Ihr so oft Euer Interesse an heimischen Bräuchen und an den Gepflogenheiten unsrer Großväter und Urgroßväter betont, vielleicht vergessen haben, daß sehr viele von den Kräutern, an die ich denke, in der Küche unsrer Voreltern die Rolle gespielt haben, auf die sie wegen ihres Nährstoffreichtums und ihrer Schmackhaftigkeit Anspruch haben? Grade die Jugend des

neuen Deutschland, die sich nirgends wohler fühlt als im Freien, soll unsre einheimischen Pflanzen nicht nur der ihnen innewohnenden Poesie wegen lieben, sondern soll auch die ihnen eignen Kräfte kennen und verwerten lernen. Es wäre eine schwierige Aufgabe, die Gründe zu ermitteln und aufzuzählen, welche leider noch immer breite Schichten der Bevölkerung von diesen billigsten aller Nahrungsmittel fernhalten. Die Hauptsache bleibt für uns, daß die Eigenschaften der Pflanzen selbst ein ablehnendes Urteil unter keinen Umständen rechtfertigen. Wer da zweifelt, belehre sich durch eine Probe.

In erster Linie kommt die Brennessel in Betracht. Im Frühling sind die ganzen Sprosse genießbar — von oben bis unten; späterhin werden die Stengel holzig, und genießbar bleiben bloß ihre Triebspitzen. Was die Zubereitung dieses und vieler andrer Wildgemüse betrifft, so gilt, daß die Herrichtung auf Art des Spinats immer das einfachste und zweckdienlichste ist.

Der Löwenzahn liefert mit seinen Blättern Spinat- und Salatgemüse. Im Frieden konnten es sich verwöhnte Zungen leisten, nur ganz zarte, künstlich blaßgehaltene Blätter zu genießen, auf Grund vielfältiger Erfahrung darf ich aber versichern, daß auch die normal grünen Blätter, wie sie von der Natur geliefert werden, zart und wohlschmeckend sind. Der schwach bittre Geschmack wird von vielen besonders geschätzt.

Weitere Gemüsepflanzen, die schon der Frühling liefert, sind die Vogelmiere, die auf manchen Äckern massenhaft auftritt, der Huflattich, dessen gelbe Blütensterne schon im Vorfrühling auf lehmigen Abhängen erscheinen, und das Gänseblümchen. Von der Vogelmiere ist alles eßbar: vom Huflattich nehme ich die Blüten wie Blütenschäfte und verarbeite sie wie Spinat oder zu Klößen und Bratlingen; von dem Gänseblümchen werden die Blütenköpfe denselben Prozeduren unterworfen oder die Blätter zu Salat verarbeitet.

Ein paar Wochen später erscheinen die als Melden bekannten Unkräuter auf dem Plan — darunter die als „Guter Heinrich" benannte Form. Die „weiße Melde" hat ihren Namen von der mehlartigen Bestäubung ihrer Triebspitzen. Die Blätter und die zarten Anteile der Stengel liefern — oft noch bis spät in den Sommer hinein — ein sehr schmackhaftes, spinatartiges Gemüse, von dem man sich an den Rändern unserer Äcker bequem die größten Mengen sammeln kann.

Im Frühling und Sommer leicht zu haben sind die Blätter der Schafgarbe; auch sie werden nach Art des Spinats verarbeitet.

Dasselbe gilt von mehreren Vertretern der Doldengewächse: dem Giersch (Geißfuß) und der Bärenklau; letztere sammeln wir auf Wiesenwegen ihrer jungen, weichbehaarten Blätter wegen; an Giersch ist in den meisten Obstgärten, an Flußufern usw. kein Mangel; seine Blätter haben einen feinen Petersiliengeschmack und liefern ganz delikate Gemüsegerichte.

Die wenigen Pflanzen, die ich hier genannt habe, stellen nur eine kleine Auslese von dem dar, was die Pflanzenwelt an Wildgemüse bietet. Den Hopfen, dessen junge Triebe in vielen Teilen Deutschlands auf den Markt kommen, habe ich nicht genannt, weil er doch nur ausnahmsweise so reichliche, sättigende Gerichte liefern kann, wie die oben empfohlenen Gewächse; er beansprucht mehr den Wert einer Delikatesse. Nur stellenweise häufig und an feuchten Wiesen, an Flußufern zu Hause ist der Beinwell, dessen junge Stengel genießbar sind. Die Disteln sind wegen ihrer jungen Blätter, ihrer mehlreichen Wurzeln und des zarten Inneren ihrer jungen Blütenköpfe zu beachten. Ähnliches gilt von der Klette. Den Sauerampfer habe ich nicht genannt, weil die Verwendbarkeit dieser Wildpflanze zu Suppen und Gemüse allgemein bekannt ist. —

Die Organisation des menschlichen Körpers gestattet es uns nicht, allein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Gemüsen zu leben; aber wird deren Eiweißreichtum, ihr Gehalt an Salzen deswegen minder wertvoll? Mir scheint, es ist für jeden, der die Wildgemüse kennt und von ihrer Bekömmlichkeit Bescheid weiß, eine vaterländische Pflicht, alles Erreichbare einzuernten und der Nutzung durch den Menschen zugänglich zu machen.

Zum Schluß eine wichtige Mahnung: Wer den eßbaren Unkräutern nachgeht und dabei den von der Hand des Landmanns gepflanzten Feldfrüchten Schaden tut, der hat seine Kenntnisse und seine Zeit schlecht verwendet; er gleicht einem schlechten Geschäftsmann, der 10 Mark ausgibt, um eine Mark zu verdienen. Schont die Felder und schont die Wiesen! Zum Ernten der Unkräuter bleibt an Wegrändern, auf Schutthalden, an Flußufern, ja auf leeren Bauplätzen inmitten der Stadt noch Raum und Material genug.

Dr. phil. Gertrud Küster.

Eine humanistische Preisaufgabe. Vor kurzem ging folgende Notiz durch die großen Tageszeitungen: „Wie läßt sich auf dem Gymnasium im Griechischen und Lateinischen, in Darbietung und Anforderungen, der innere Ertrag des Unterrichts den Bedürfnissen der Zeit entsprechend steigern?" — „Gewünscht werden eingehende Vorschläge, wie auf dem Gebiete der Schriftstellerlektüre und der stilistischen Übungen eine stärkere äußere und innere Anteilnahme der Schüler zu erzielen sei, wie insbesondere die letzten Schuljahre durch Heranziehung der Schüler zu umfassenderer und eindringenderer Betätigung sich gestalten lassen zu einem dauernd wirksamen Erlebnis."

Es wurde bereits früher einmal in diesen Blättern darauf hingewiesen, nach welcher geistigen Grundrichtung eine wahrhafte Reform der höheren Schulen und ihrer Lehraufgaben zu suchen sein dürfte (vgl. Vortrupp 1914, S. 354 f.). „Viel zu sehr neigen namentlich wir Deutschen dahin, für eine innere Belebung eine gelehrte Beschäftigung einzusetzen und statt einer geistigen Substanz viel schulgerechtes Wissen zu bieten." (Rudolf Eucken.) — Aber auch abgesehen von dieser inhaltlichen Seite ist die Preisaufgabe höchst bemerkenswert: wird sie doch von keinem anderen als der „Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums" veranstaltet; es sind also großenteils die Leute „vom Bau" selbst, die offen erklären, daß der innere (!) Ertrag des lateinisch-griechischen Gymnasialunterrichts (der doch wahrlich auch heute noch über eine sehr hohe Stundenzahl verfügt) gesteigert werden müsse; womit zweifellos zugegeben wird, er sei entwicklungsfähig und entwicklungsbedürftig.

Ferner dürften die Genannten recht haben mit der Annahme, daß die „vielfach erregten Rufe nach umstürzenden Reformen auf den höheren Schulen Deutschlands" im Anschluß an die weltbewegenden Zeitereignisse einer sachlichen Kritik nicht immer standhalten. Daneben will es beinahe nur wie eine kleine Entgleisung erscheinen, wenn gefordert wird, sogar die stilistischen Übungen sollten dem reiferen Schüler zu einem dauernd wirksamen Erlebnis werden.

Bei aller Anerkennung nun, die der humanistischen Preisaufgabe als solcher auf Grund unparteiischer Prüfung gebührt, lassen sich doch meines Erachtens namentlich folgende beiden grundsätzlichen Bedenken gegen die Wahrscheinlichkeit einer Verwirklichung im Sinne ihrer Urheber anführen:

Erstens: Werden die Preisrichter eine glückliche Hand haben bei der Auswahl der Bewerber? Es liegt nämlich in der (zumal für das Lateinische) jahrhundertelangen Schulüberlieferung trotz allen guten Willens der vielen Beteiligten die große Gefahr, daß die Reichweite des fraglichen Problems in sachlicher und persönlicher Beziehung verkannt wird. Es genügt allerdings nicht, wenn man zum Beispiel hier einen zu Unrecht vergessenen antiken Schriftsteller wieder ans Licht der Schulstube zieht, dort die bisherige dogmatische Fassung grammatischer Regeln mit ein paar Tropfen wissenschaftlichen Öls dem jugendlichen Geist annehmbarer macht u.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dgl. m. — und im übrigen das klassische Altertum nach wie vor „ohne eine Verwandlung in eigenen Besitz mit kühler Gelehrsamkeit" weiter behandelt.

Zweitens ist es wohl erlaubt, zu fragen, auf welchem Wege und in welcher Zukunft (unter Voraussetzung einer glücklichen theoretischen Lösung) der sehr viel schwierigeren praktischen Seite unserer Frage in dem Grau gymnasialer Alltäglichkeit ihr Recht zu schaffen ist. Denn jeder, der sich einmal ernsthaft um Schulreform bemüht hat, weiß ein Lied zu singen von dem zermürbenden Stellungskrieg gegen das Heer philologischer Schuldoktrinäre.

Kämen aber beide Teile, der theoretische wie der praktische, wider alles berechtigte Erwarten zu einer befriedigenden und schnellen Erledigung, dann würde das im Andenken weiter Kreise unseres Volkes in späteren Zeiten ein Ereignis bedeuten; für alle daran Beteiligten aber wäre in diesem Falle schon die humanistische Preisaufgabe selbst — ein Erlebnis.

Hans Offe.

Das Trinkhorn. In einem Münchener Witzblatte stand neulich der Stoßseufzer eines Sportjüngers, der für eine Bootswettfahrt seine Kräfte übte: „Merkwürdig, da darf ich seit sechs Wochen keinen Tropfen Alkohol zu mir nehmen, und dabei dreht sich die ganze Sache um ein Trinkhorn." —

Welch ein Hohn liegt in diesem Bekenntnis! Eine Zusammenkoppelung zweier sich so schroff gegenüberstehender Gesinnungen, wie der hierin enthaltenen, findet sich nicht häufig. Auf der einen Seite die klare Erkenntnis dessen, was zur zweckmäßigen Vorbereitung des Wettkampfes notwendig ist, nämlich den Alkohol in jeder Form unbedingt zu meiden, da er für Nerven und Muskeln Gift ist, — und auf der anderen das blinde Festhalten an der alten Gewohnheit, als Preise für die Sieger in Sportkämpfen und in den weniger anstrengenden Wettbewerben, z. B. Ausstellungen, allerhand Trinkgeräte zu wählen, Trinkhörner, Humpen, Pokale, Becher, Bowlen, Likörservice usw.

Das eine vernünftiger Fortschritt, das andere unverständiges Beharren in ererbter Unkultur. Unkultur — nicht nur vom Standpunkt gesunder Lebensweise aus, sondern auch in kunstästhetischer und wirtschaftlicher Hinsicht. Gegen die Verwendung der unnötigen, zwecklosen und kunstgewerblich meistens geringwertigen Trinkgeschirre und sonstigen Luxusgegenstände, die als Preise beliebt sind, hat der Dürerbund schon lange seine Stimme erhoben. Aber leider ist er mit seiner Mahnung noch wenig durchgedrungen: das Trinkhorn, die Bowle und das Likörservice spielen noch immer eine Hauptrolle und werden noch lange nicht von den Gabentafeln der vielen Vereine verschwinden.

Warum sie aber bei Sportvereinen ein so zähes Leben führen — und der oben mitgeteilte „Witz" ist ja durchaus noch „zeitgemäß", trotz Krieg und Dürerbund-Aufklärungsarbeit, und wird es auch noch eine Weile bleiben —, das einzusehen fällt einigermaßen schwer. Wohl lebt man auch in Sportkreisen keineswegs ohne Alkohol; sehr viele, vielleicht die meisten Sportleute meiden den Alkohol nur während der Vorbereitung zu den Wettkämpfen; aber man kennt in diesen Kreisen doch den Unwert des alkoholischen Tranks besser, als vielleicht anderswo, man weiß doch, was nüchterne, naturgemäße Lebensweise für den Sport bedeutet. Daß man aber trotzdem nicht vom Trinkhorn und seinen Vettern lassen kann, das offenbart eine so merkwürdige Halbheit, das wirkt so widersinnig, daß der unbeteiligte — aber nicht teilnahmslose — Dritte es zwar nicht als einen „Witz" ansehen, aber doch nur mit bedauerndem Lächeln betrachten kann.

Paul Hundt.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 12 16. Juni 1917

Anders, als sonst in Menschenköpfen . . .

Berlin, den 9. Juni 1917.

Eine Sache hat in den letzten Wochen sehr viel Staub aufgewirbelt. Von dieser Sache will ich — gemäß den vom Herausgeber des „Vortrupp" aufgestellten Grundsätzen über „Aktualität" — das behandeln, was „auch sechs Monate, nachdem es geschehen ist, noch wert sein wird, behandelt zu werden".

Der Tatbestand ist dieser: Es war schon lange bekannt, daß im Mai 1915 der Alldeutsche Verband beim Reichskanzler eine Denkschrift eingereicht hatte, die die „Forderungen zum Kriegsziel" dieses Verbandes enthielt. Am 9. Dezember 1916 hatten ja die „Alldeutschen Blätter" diese verbandsamtlichen Kriegsziele veröffentlicht, die so aussahen:

> Im Westen verlangen die „Alldeutschen" dies: Deutschland soll Belgien in der Hand behalten. Deutschland soll die nordfranzösische Küste am Kanal bis etwa zur Mündung der Somme gewinnen, ferner entsprechendes Hinterland dieser Küste, sowie auch die Festungslinie Verdun-Belfort. — In den so erlangten Gebieten, also in Belgien und in den genannten bisher französischen Ländern, dürfen aber die Bewohner keinen Einfluß auf die politischen Geschicke des Deutschen Reiches haben. Ferner sollen in Belgien der französisch gesinnten und verwelschten Oberschicht die ihr die Beherrschung des Landes ermöglichenden Unternehmungen und Besitzungen durch Überführung in die deutsche Hand entzogen werden. Ebenso sollen die in den zu erlangenden französischen Gebieten vorhandenen wirtschaftlichen Machtmittel, einschließlich des größeren und mittleren ländlichen Besitzes, in deutsche Hand überführt werden; die Eigentümer sollen durch Frankreich entschädigt und übernommen werden.
>
> Im Osten sollen die polnischen Grenzgebiete, die russisch-litauischen Gouvernements und „die" Ostseeprovinzen genommen werden, wobei die Bevölkerung ebenso behandelt werden soll, wie in Belgien und in dem zu gewinnenden Teile Frankreichs.
>
> Was dann die Kolonien angeht, so soll das deutsche Kolonialreich vergrößert, und es sollen weitere koloniale Stützpunkte erworben werden.

Dagegen ist es erst am 22. Mai 1917 öffentlich bekannt geworden — sehr Viele wußten es infolge von geheimer Verbreitung durch die Alldeutschen selbst allerdings schon lange —, daß jener Denkschrift des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alldeutschen Verbandes noch ein Begleitschreiben an den Reichskanzler beigelegen hatte, datiert vom 5. Mai 1915, unterzeichnet vom stellvertretenden Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes.

Der Text dieses Begleitschreibens hat in fast allen Tageszeitungen gestanden, so daß ihn jedermann kennt; die aufsehenerregendste Stelle darin war ja diese

> „Die Stimmung in den breitesten Kreisen unseres Volkes ist heute verbittert, ja, der Verzweiflung nahe: die Ursachen dieser mit der Größe unserer Volksleistung im Widerspruch stehenden Erscheinung zu untersuchen, ist hier nicht der Platz; es sei nur gesagt, daß allzu vieles dafür spricht, daß die Reichsregierung das politische Kriegsziel zu eng gesteckt hat und daß gerade jene treuesten und politisch zuverlässigsten Kreise hierin einen Verzicht auf die Ausnutzung unseres sicheren Sieges erblicken müssen.
>
> Mein Gewissen gebietet mir, vor solch einem Verzicht zu warnen — es wäre der verhängnisvollste politische Fehler, der gemacht werden könnte, und seine nächste Folge wäre die Revolution."

Dieses Begleitschreiben vom 5. Mai 1915 hat großes Aufsehen erregt, es ist viel darüber hin und her geschrieben worden. Aber in alledem, was ich darüber gelesen habe, habe ich den Gesichtspunkt vermißt, den ich für denjenigen halte, der in der Beurteilung dieser Sache dauern wird. Diesen Gesichtspunkt drücken für mein Gefühl am besten aus Schillers Worte im „Don Carlos":

> Anders,
> Begreif' ich wohl, als sonst in Menschenköpfen
> Malt sich in diesem Kopf die Welt.

Wobei man allerdings in Anwendung auf unsern Fall anstatt „in diesem Kopf" vielmehr sagen muß „in diesen Köpfen". Denn das Begleitschreiben vom 5. Mai 1915 ist keineswegs etwa eine Privatarbeit des Herrn, der es unterzeichnet hat, sondern es ist durchaus als ein verbandsamtlicher Akt des Gesamt-Vorstandes des Alldeutschen Verbandes anzusehen. Gerade Dies hat allerdings der Unterzeichner des Begleitschreibens nachträglich zu bestreiten versucht: In einem weiteren Briefe an den Reichskanzler (vom 20. Mai 1915) erklärt er nämlich:

> „Ich beginne mit der Bitte, das von mir persönlich stammende Begleitschreiben und die im Auftrage des Alldeutschen Verbandes übersandte Eingabe über die politischen Kriegsziele auseinander zu halten.
>
> Für das Begleitschreiben trage ich allein die Verantwortung."

Und in einem dritten Briefe an den Kanzler (vom 15. Juni 1915) sagt der Verfasser des Begleitschreibens wiederum:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Ich stelle nochmals fest, daß von mir im Auftrage des Alldeutschen Verbandes lediglich die Denkschrift ‚Forderungen zum Kriegsziel' an Eure Exzellenz übersandt wurde, das Begleitschreiben aber ein Privatschreiben von mir darstellt, für das ich allein die Verantwortung trage."

Diese nachträglichen Verwahrungen können jedoch an der klaren Natur des Begleitschreibens vom 5. Mai 1915 nichts ändern: Schon an sich kann der schlichte Menschenverstand nicht begreifen, wieso ein Begleitschreiben zu einer streng verbandsamtlichen Denkschrift, ein Begleitschreiben, das ausgeht von dem stellvertretenden Vorsitzenden des Verbandes, nicht verbandsamtlich, sondern privat sein soll. Zumal der erste Absatz des Begleitschreibens, beginnend:

Euer Exzellenz habe ich die Ehre, im Auftrag des Gesamt-Vorstandes des Alldeutschen Verbandes eine Zusammenstellung derjenigen Forderungen zum politischen Kriegsziel zu unterbreiten .....

sich durch seinen Wortlaut als ganz unzweifelhaft verbandsamtlich gibt, demnach also die private Natur des Begleitschreibens, wenn sie vorhanden wäre, erst beim zweiten Absatze beginnen könnte. Und zumal sich weiter im drittletzten Absatze dieses angeblichen „Privatschreibens" der Unterzeichner ganz ausdrücklich darauf bezieht, daß er seine Beschwörungen an den Empfänger des Schreibens „im vollen Einverständnis mit seinen politischen Freunden" mache. Aber auch wer trotzdem noch Zweifel haben sollte, der kommt nicht herum um den klaren Beweis, den der letzte Absatz des Begleitschreibens liefert: Da sagt dessen Unterzeichner nämlich selbst, daß er als Beauftragter handle, daß er als Beauftragter Abschriften des Begleitschreibens an die bundesstaatlichen Regierungen zu senden habe; die Auftraggeber können dabei keine andern sein, als die im ersten Absatze des Begleitschreibens bereits genannten. Deshalb hat auch der Kanzler in einem Antwortsbriefe (vom 13. Mai 1915) mit Recht gesagt, daß ihm das Begleitschreiben vom 5. Mai 1915 „im Namen des Alldeutschen Verbandes" übersandt worden sei; und deshalb hat ebenfalls mit Recht der Unterstaatssekretär in der Reichskanzlei in einem weiteren Antwortsbriefe (vom 26. Mai 1915) das Begleitschreiben vom 5. Mai 1915 genannt ein „im Auftrage des Alldeutschen Verbandes an den Herrn Reichskanzler und die deutschen Bundesregierungen gerichtetes Schreiben".

Warum allerdings der Unterzeichner des Begleitschreibens vom 5. Mai 1915 nachträglich versucht hat, es als seine bloße Privatarbeit hinzustellen, ist wohl zu begreifen: In dem soeben genannten Antwortsbriefe vom 13. Mai 1915 hatte nämlich der Kanzler das Begleitschreiben so charakterisiert:

„Der Krieg und seine Erfahrungen haben ... den Mangel an politischer Einsicht in den Kreisen des Alldeutschen Verbandes indes, wie

ich dem Schreiben Ew. Exzellenz*) entnehme, nicht behoben, sondern ins Groteske gesteigert.

Die treumonarchischen Kreise, die Ew. Exzellenz vertreten wollen, würden ihre Pflicht gegen die Krone dadurch aufs Gröblichste verletzen, wenn sie, statt abzuwarten, bis die Regierung den Moment der offenen Sprache für gekommen hält, im Volke eine Unruhe über eine nicht vorhandene, durch nichts bewiesene flaue und kleinmütige Politik zu schüren versuchten. Nach Ew. Exzellenz Worten soll diese Unruhe bis zur Erbitterung, ja zur Verzweiflung und zu drohenden Hinweisen auf Revolution gestiegen sein. Hier gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder ist das wahr, dann trifft die Verantwortung jene, die diese Stimmung durch Mangel an politischem Urteil und nationaler Disziplin trotz aller unmißverständlichen Erklärungen der Regierung geschürt haben, statt ihr entgegenzutreten, oder diese Behauptung ist falsch — dann muß ich in ihr eine Drohung und den Versuch einer Minderheit erblicken, die von der Krone berufenen Leiter der Reichsgeschäfte ihrem Willen zu unterwerfen."

Und der Kanzler hatte ferner am Schlusse dieses Antwortbriefes — mit etwas grausamer Ironie — gesagt:

„Einer Publikation dieses Briefwechsels durch den Alldeutschen Verband steht nichts entgegen"

und hatte, die Grausamkeit verschärfend, noch die Worte hinzugefügt:

„Ich behalte mir eine solche [Publikation] meinerseits für eine mir passend erscheinende Gelegenheit vor."

Es war nun von vornherein ziemlich klar, wie die danach drohende „Publikation" in der Öffentlichkeit wirken würde. Deshalb hat der Unterzeichner des Begleitschreibens vom 5. Mai 1915, um wenigstens einen Versuch zu machen, das Unheil für den Alldeutschen Verband abzuwenden, dann eben in seinen weiteren Schreiben vom 20. Mai und 15. Juni 1915 das getan, wovon jetzt die „Alldeutschen Blätter" im Leitaufsatze ihrer Nummer vom 26. Mai 1917 sagen, er habe

„in seiner stets bewährten Ritterlichkeit den Brief vom 5. Mai 1915 auf seine eigene Kappe genommen."

Weder für die Anerkennung einer besonderen Ritterlichkeit, noch auch für die Anwendung des Ausdruckes „auf seine eigene Kappe nehmen" wäre Raum gewesen, wenn die Verantwortung, die der Unterzeichner des Begleitschreibens vom 5. Mai 1915 nachträglich hat übernehmen wollen, wirklich seine eigene, ihn ohnehin treffende, Privatverantwortung gewesen wäre, und nicht vielmehr die ganz offizielle Verantwortung des Gesamtvorstandes des Alldeutschen Verbandes. Die Ritterlichkeit des Versuches ist übrigens, auch vom Gegner, allen Ernstes anzuerkennen; nur diente sie eben einer verlorenen Sache.

*) Der Unterzeichner des Begleitschreibens vom 5. Mai 1915 trägt den Titel Exzellenz.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

War demnach der Inhalt des Begleitschreibens vom 5. Mai 1915 damals, als es geschrieben wurde, die verbandsamtliche alldeutsche Meinung, so hat auch noch im Sommer desselben Jahres der geschäftsführende Ausschuß des Verbandes diese verbandsamtliche Auffassung nochmals unterstrichen: indem er nämlich dem Unterzeichner des Begleitschreibens ausdrücklich „den Dank für die von ihm in diesem Falle eingenommene Haltung ausgesprochen hat", wie die „Alldeutschen Blätter" in ihrem eben genannten Leitaufsatze mitteilen. Ja, diese verbandsamtliche alldeutsche Meinung ist nachweislich auch jetzt noch die gleiche geblieben — nach Allem und trotz Allem, was seitdem in mehr als zwei Kriegsjahren geschehen ist: Am Schlusse jenes Leitaufsatzes der „Alldeutschen Blätter", also des offiziellen verbandsamtlichen Organs, heißt es auch jetzt noch, am 26. Mai 1917, daß die „Auffassung", die der stellvertretende Vorsitzende des Verbandes in dem Begleitschreiben vom 5. Mai 1915 vertreten habe,

> „wie die Dinge liegen, von Ungezählten im Vaterlande geteilt werden muß".

Auch in den „Alldeutschen Blättern" selbst ist dieses Bekenntnis in Sperrdruck gesetzt.

Wenn ich nun der Meinung bin, daß das Wesen jenes alldeutschen Begleitschreibens vom 5. Mai 1915 durch nichts besser charakterisiert wird, als durch das oben zitierte Schillerwort aus dem „Don Carlos", so ruht diese meine Meinung — das möchte ich scharf betonen — eben darauf, daß ich jenes Begleitschreiben genau so auslege, wie die Alldeutschen selbst es wollen: Es ist nämlich heftig darüber gestritten worden, ob das Begleitschreiben eine „Drohung" enthalte oder eine „Warnung": ob es „drohen" wolle, die Alldeutschen selbst würden eine Revolution machen, wenn die deutsche Regierung einen Frieden schließe, ohne darin die von den Alldeutschen aufgestellten Kriegsziele zu verwirklichen; oder ob es nur davor „warnen" wolle, daß in diesem Falle andre Leute — „das enttäuschte Volk", wie das Begleitschreiben sie nennt — die Revolution machen würden. Das Begleitschreiben selbst ist nun so abgefaßt, daß, wenn die Gesetze logischen Denkens darauf anzuwenden wären, die erstere Auffassung, also die von der „Drohung", zutreffen müßte: Denn eben die „breitesten Kreise unsres Volkes", deren Stimmung, gemäß dem wichtigsten oben zitierten Teile des Begleitschreibens, „heute verbittert, ja der Verzweiflung nahe" sein soll, eben diese Kreise bezeichnet ja das Begleitschreiben gleich darauf als die „treuesten und politisch zuverlässigsten", was nach der bekannten alldeutschen Ausdrucksweise nur auf die Alldeutschen selber gehen kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was diesem — soweit die Gesetze der Logik gelten, unausweichlichen — Schlusse entgegensteht, ist die Erklärung des Verfassers des Begleitschreibens, der in seinem nachträglichen Schreiben an den Reichskanzler vom 20. Mai 1915 sagt:

> „Ich drohte nicht — ich warnte Ew. Exzellenz! ... Dabei stelle ich fest, daß die Warnung sich nicht auf etwaige staatsfeindliche Handlungen der Kreise bezieht, für die ich zu Ew. Exzellenz spreche, sondern auf solche, die sich enttäuscht und wirtschaftlich bedrückt fühlen würden, wenn der Friede — was Gott gnädig verhüten wolle — nicht ihren berechtigten Forderungen entsprechen sollte."

Das ist darum glaubhaft, weil die Natur der den Alldeutschen zur Verfügung stehenden Machtmittel für eine Revolution durchaus ungeeignet ist, und weil das ihnen selbst bewußt sein muß. Die Machtmittel der Alldeutschen liegen in den einflußreichen Beziehungen etlicher ihrer Mitglieder und — neuerdings — in sehr viel Geld (das sehr wesentlich aus den Kriegsgewinnen bestimmter Erwerbskreise stammt). Daher besteht die Taktik, auf die die Natur der Dinge die Alldeutschen hinweist, einmal im Arbeiten nach dem Modell „Adlon"*) und ferner im Aufkaufen und Neugründen von Zeitungen und Zeitschriften, was jetzt massenhaft von ihnen betrieben wird. Zu gewaltsamem Auftreten aber wären keinerlei Kräfte vorhanden, und aus diesem Grunde ist Dem zuzustimmen, was die „Alldeutschen Blätter" in dem genannten Leitaufsatze vom 26. Mai 1917 sagen:

> „Daß die ... Revolution nicht von den Alldeutschen versucht würde, ist eine ... politische Selbstverständlichkeit."

Woraus sich dann ja allerdings gleichzeitig ergibt, daß das Begleitschreiben vom 5. Mai 1915 nicht nach den Gesetzen der Logik beurteilt werden darf; von der Verworrenheit dieses Begleitschreibens wird heute auch noch in einem andern Zusammenhange zu sprechen sein. — Ich fasse also, genau wie die Alldeutschen selbst, den Inhalt des Begleitschreibens vom 5. Mai 1915, auf als eine „Warnung" vor etwas, was das „enttäuschte Volk" tun könnte. Und gerade diese Natur des Begleitschreibens macht das Schiller-Wort darauf so anwendbar:

Unter dem „enttäuschten Volk" will das Begleitschreiben offensichtlich verstanden wissen die Massen der vermögenslosen kleinen Leute, besonders die Arbeiter. Wer sich und andern ein Bild davon machen will, wie diese unter bestimmten Umständen voraussichtlich handeln

*) Das unentwegte Weiterarbeiten nach diesem Modell ist letzthin besonders kräftig hervorgetreten in den Abendausgaben der „Deutschen Tageszeitung" vom 19., 21., 23., 24. Mai. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden, der muß als Stoff für dieses Bild den Inhalt der Zeitungen benutzen, die tatsächlich als Organe der deutschen Massen in Betracht kommen, und die Reden der Personen, in denen diese Massen tatsächlich ihre Vertreter sehen. Wobei ich nicht etwa voraussetze, daß Der, der diese Zeitungen und Reden liest, mit deren politischem Standpunkte sympathisiere, sondern wobei ich nur annehme, daß Der, der sie liest, aus ihnen objektiv herauszufinden sucht, was in dem Denken und Empfinden der deutschen Massen tatsächlich vorgeht. — Nun hat zwar ganz gewiß der sozialdemokratische „Vorwärts" durchaus das Denken und Empfinden der deutschen Massen wiedergegeben, als er am 24. Mai 1917 über die zwei Tage vorher gehaltene Rede des französischen Ministerpräsidenten Ribot schrieb:

> „Herr Ribot war so gütig, die Bedingungen, die Frankreichs würdig sind, näher zu bezeichnen: es handelt sich um die Hergabe Elsaß-Lothringens und einer noch nicht genau bestimmten Summe Geldes. Wenn wir Herrn Ribot Elsaß-Lothringen und unser Portemonnaie zur Verfügung stellen, können wir sofort Frieden haben. Das wissen wir jetzt ganz bestimmt.
>
> Herr Ribot weiß aber auch seinerseits ganz genau, daß nach drei Jahren des schrecklichsten Krieges kein Deutscher daran denkt, sich um solchen Preis den Frieden zu erkaufen."

Ebenso gewiß aber hat man in den sämtlichen Zeitungen und Reden, wo das tatsächliche Denken und Empfinden der deutschen „Massen" zum Ausdruck kommt, noch nie die Spur einer Besorgnis gefunden, daß „die Reichsregierung das politische Kriegsziel zu eng gesteckt" habe — und nie den Schatten einer Furcht, die deutsche Regierung werde auf die „Ausnutzung" eines bereits „sicheren" Sieges „Verzicht" leisten. Auch niemals das leiseste Wort zugunsten der alldeutschen Kriegsziele. Wohl aber findet man dort — und zwar täglich — die allerschärfsten Verwahrungen dagegen, daß für alldeutsche Eroberungsziele, und für die durch sie bedingte unermeßliche Kriegsverlängerung, deutsches Geld und vor allem deutsches Blut geopfert werde. Statt aller Einzelbelege dafür — wenn es wirklich jemanden geben sollte, der die verlangt — genügt der Hinweis auf die Reichstagsverhandlung vom 15. Mai 1917.

Der Gedanke, die deutschen Massen seien geneigt, Revolution zu machen wegen eines nach alldeutschen Begriffen zu frühen Friedensschlusses, wegen eines Friedensschlusses, der den Feinden nicht sämtliche alldeutschen Bedingungen auferlegt — ein solcher Gedanke kann also nur in Köpfen wachsen, in denen sich schwarz malt, was weiß ist, und das Weiße schwarz. Die alldeutsche Warnung vor einer solchen Revolution — ausgesprochen in dem Begleitschreiben vom 5. Mai 1915, und auch jetzt noch aufrechterhalten im Schlusse des Leitaufsatzes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der verbandsamtlichen „Alldeutschen Blätter" vom 26. Mai 1917 — war und ist demnach recht müßig.

Der Urgrund für diese merkwürdigen Bilder in den alldeutschen Köpfen ist übrigens derselbe, wie der für die Schiefheit fast aller alldeutschen Kriegsziel-Betrachtungen: Hinsichtlich der vorhandenen kriegerischen Möglichkeiten werden Wunsch und Wirklichkeit andauernd verwechselt. Auch diesmal wieder herrscht darüber völlig verworrenes Denken: Nach dem Begleitschreiben vom 5. Mai 1915 wäre es ja ein „Verzicht auf die Ausnutzung unseres sicheren Sieges", wenn Deutschland einen Frieden machte, ohne den Feinden sämtliche alldeutsche Friedensbedingungen aufzuerlegen. Wenn Worte Sinn haben, so bedeutet das, daß nach der Meinung der Alldeutschen die militärische Lage schon bei Abfassung des Begleitschreibens — also am 5. Mai 1915! — oder zum mindesten in damals nächster, greifbar sicherer, Zukunft gestattete, den Feinden die sämtlichen alldeutschen Bedingungen aufzuerlegen. An andern Stellen des Begleitschreibens ist dann zwar wieder die Rede davon, daß solch ein Friede noch „erkämpft werden" müßte und daß für ihn noch weitere „militärische Maßnahmen" erforderlich wären; das Begleitschreiben ist eben auch in diesem Punkte völlig verworren. Aber der „sichere Sieg", der — am 5. Mai 1915 — bereits vorhanden ist und also nur „ausgenutzt" zu werden braucht, damit man die sämtlichen alldeutschen Kriegsziele in der Hand habe, bleibt doch das Leitmotiv des ganzen Begleitschreibens.

Seitdem sind nun zwei Jahre, genauer zwei Jahre und anderthalb Monate, an uns vorübergezogen. Ebenso unüberwindlich wie damals trotzt auch heute die Wehrmauer der Mittelmächte allen Angriffen der Feinde, und wird das alle Zeit tun, solange die Feinde noch an ihrem Eroberungswahn hängen. — Aber die alldeutschen Kriegsziele sind auch heute nicht erreicht. — —

Anders, als sonst in Menschenköpfen . . .

Fidelis.

Wege zur wirtschaftlichen Kraft.

Unser Reichskanzler v. Bethmann Hollweg hat am 27. Februar 1917 über Richtung und Ziel unserer Friedensbedingungen gesagt: Dem Kriege ein Ende zu machen durch einen dauerhaften Frieden, der uns Entschädigung gewährt für alle erlittene Unbill, und der einem starken Deutschland eine gesichertes Dasein und eine gesicherte Zukunft bietet. Das ist unser Ziel.

Ob eine solche Entschädigung auch eine Kriegskostenzahlung wird enthalten können, die alle unsere Aufwendungen deckt, wissen wir heute noch

nicht. Es dürfte, bei der schwierigen und immer schlechter werdenden Vermögenslage der feindlichen Staaten, die Zahlung einer Geldentschädigung an uns und unsere Bundesgenossen, für allen Sachschaden und alle greifbaren Verluste, auf Schwierigkeiten stoßen. Wir müssen jedenfalls damit rechnen, daß ungeheure Arbeitsleistungen und Geldsummen nötig sind, um wieder zu schaffen und herzustellen, was in diesem Kriege ausgegeben, vernichtet, verloren gegangen und versäumt ist. Auch die Entschädigungen an verletzte und kranke Krieger, an die Kriegswitwen und -waisen und manche andere notwendige Fürsorge wird auf lange Zeit hinaus große Summen erfordern. Mit Hinblick auf all dieses, und namentlich auf die großen Summen der Kriegsanleihen, ist denn auch wiederholt und von den verschiedensten Seiten darauf hingewiesen, daß unser Volk harten Zeiten entgegengehe und schwere Lasten zu tragen haben würde.

Es kommt hinzu, daß ein großer Teil der Männer, die als wichtige und kräftige Glieder und Triebfedern im Erwerbsleben standen, in fremder Erde ruhen, und daß viele arbeitsunfähig und krank heimkehren. Und vielen der Heimkehrenden wird es schwer werden, nach diesem jahrelangen Kriegsleben sich wieder hineinzufinden in die alten oder die neuen Friedensverhältnisse und -arbeiten! — Wieviel Nähr- und Kulturwerte müssen wieder geschaffen, wie viele Räder müssen wieder in Gang gesetzt, wie viele verschüttete Quellen müssen neu erschlossen werden! — Wieviel und wie schwer das ist, werden wir nach dem Kriege erst merken, und wir werden es lange fühlen. Wir werden aber um so länger darunter leiden, je mehr wir uns um kräftige Heilverfahren herum drücken. Wir werden um so eher mit den Schwierigkeiten fertig werden, je offener und ernster wir allem, was kommen kann, ins Auge sehen, je entschlossener wir die Arbeit anpacken.

Der Reichskanzler hat am 27. Februar zum ersten Male das Wort „Neuorientierung" in den Mund genommen, so dürfen wir das hier auch wohl einmal tun. — Eine Neuorientierung in unseren Lebensgewohnheiten und in unserem Wirtschaftsleben muß vorgenommen werden, und wir müssen uns schon jetzt darüber klar werden, daß wir nicht zu den Friedensgewohnheiten, die vor dem Kriege uns in ihrem Bann hielten, zurückkehren dürfen. Der Krieg ist es, der uns schon auf den neuen Weg hingewiesen hat. Wir müssen ihn planmäßig ausbauen und weiter gehen.

Betrachten wir nun zunächst unsere Vermögenslage. Im Jahre 1914 wurde unser Volksvermögen auf 375 Milliarden geschätzt, das jährliche Einkommen auf rund 43 Milliarden, der jährliche Vermögenszuwachs auf rund 10 Milliarden; in den letzten Jahren vor dem Kriege war der Zuwachs wohl etwas höher.

In ersten fünf Kriegsanleihen sind 47 Milliarden Mark eingegangen, die sechste hat etwa 13 Milliarden gebracht, das macht 60 Milliarden. Diese und noch kommende Schulden müssen verzinst und abgetragen werden; hinzu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kommen dann noch auf viele Jahre hinaus die laufenden Ausgaben für Renten. Nur nach und nach kommen Industrie, Handel und Verkehr wieder ins rechte Geleise. Auch die Landwirtschaft hat viel nachzuholen, denn sie hat in den letzten Jahren in mancher Beziehung Raubbau treiben müssen. Es wird uns zudem der Wettbewerb am Welthandel nicht leicht gemacht werden, denn unsere Feinde werden uns auch nachher noch mancherlei Steine in den Weg legen. Ihre Kaufkraft wird auch geringer sein als früher, unsere Ausfuhr dementsprechend schon um so geringer.

Mit den früheren Einkommen und Überschüssen dürfen wir also angesichts all dieser Tatsachen und Ausblicke, nicht rechnen, und das um so weniger, wenn wir die Lebensweise wieder aufnehmen wollen, die wir vor dem Kriege uns angewöhnt hatten. Wir müssen vielmehr weiter sparen, damit unsere wirtschaftliche Kraft erstarkt. Wir müssen mehr nutzbringende Arbeit leisten und in unserem häuslichen und wirtschaftlichen Leben unnütze Ausgaben und Vergeudung vermeiden und bekämpfen. Wir müssen zielbewußt arbeiten und zweckmäßig sparen. Beides geht Hand in Hand.

England hat uns abgesperrt vom Welthandel. Wir haben dadurch verzichten gelernt, und wir haben erfahren, daß der Verzicht auf manches, was wir früher für unentbehrlich hielten, leicht wurde. Damit soll beileibe nicht gesagt sein, daß dieser Zustand ein allgemein befriedigender ist. Die Kartoffelnot ist hart — aber Schnaps gibt es trotzdem. Die Graupen- und Grützezuteilung ist ungenügend, aber es wurden seit Ausbruch des Krieges bis Ende 1916 45 Millionen Zentner Gerste zu Bier verbraut. Es fehlt an Fett und an vielem. Namentlich in den Großstädten herrscht Mangel. — Aber Millionen haben die Erfahrung gemacht, daß eine einfache Lebensweise besser bekommt, als die reichlichen Mahlzeiten. Wir haben vorher auch viel zuviel Fleisch gegessen; übertrafen wir doch in unserem Fleischverbrauch — namentlich in den Großstädten — alle anderen Völker. Wenn ich an so manche Entsagung denke, so kommt mir ein Ausspruch eines Herrn in den Sinn, der wahrlich kein Kostverächter war, der oft und gern an einem üppigen Mahl teilnahm, und der sich auch eines guten Magens erfreut. Dieser sagte eines Mittags, als wir vor einem „zusammengekochten Essen" ohne Fleisch saßen: „Wir werden einst unseren Enkelkindern viel erzählen von dieser schweren Zeit. Und wir werden ihnen dann auch sagen: Was hatten wir damals immer für einen feinen Hunger, wenn wir uns an den Tisch setzten, und was war uns das einfachste Gericht für ein Genuß! Jede Mahlzeit ein Fest!" — Die gleiche Erfahrung hat Mancher gemacht. Und die Eiweiß-„Autoritäten" der Wissenschaft haben sich vor der Erfahrung der Pflanzenkostesser beugen müssen. Jeder von uns, das ganze Volk hat viel gelernt. Sollen wir das Gelernte wieder preisgeben? — Die noch länger anhaltende knappe Zeit wird die erhaltenen Lehren immer wieder einprägen, und wir sollten zu klug sein, um wieder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in den alten Zustand des Verschwendens und Schlemmens zu verfallen. Das mag für die Eßkünstler ein harter Schluß sein. Es gab in der Tat viel zu viel Leute, die sich auf solche „Künstlerschaft" etwas zugute taten.

Vernünftige Sparsamkeit im Essen und in der ganzen Lebenshaltung gewähren aber wesentliche Überschüsse vom Volkseinkommen. Diese werden uns unsere Lasten leichter tragen lassen, um so leichter, je weniger Geld wir für unseren Lebensunterhalt ins Ausland gehen lassen.

Vor dem Kriege führten wir — außer vielem anderen — jährlich ein: 100 000 Tonnen Kaffee, 21 000 Tonnen Kakao, 3000 Tonnen Tee, 9000 Tonnen Gewürze, 160 000 Tonnen Südfrüchte, 125 000 Tonnen Reis, 1 000 000 Tonnen Erdöl. Wir wissen es jetzt, daß manches davon entbehrlich ist, daß vieles davon erspart werden kann.

Auf dem Lande ist man vielfach zur Morgensuppe oder -grütze zurückgekehrt, oder man trinkt, statt des jetzt allerdings auch „deutschen Kaffees", Magermilch. In den Städten wird man später auch mehr Milch haben, und es wäre durchweg kein Schade, wenn der Kaffeegenuß eingeschränkt und mehr Milch getrunken würde. Auch der Kaffeehausbesuch mit all seinem Luxus könnte stark beschnitten werden.

Schokolade ist Manchem ein „Hochgenuß", sie wurde über Gebühr als „kräftigend" hingestellt — weil sie gut schmeckte. Oft dämpfte sie aber das Verlangen nach wirklicher und natürlicher Nahrung; jedenfalls kann viel davon entbehrt werden. Ein gesunder, ein besserer Ersatz ist die getrocknete Obstpaste.

„Deutschland ist kein Teeland", ist mir oft gesagt worden, wenn ich den Wert guten und dünnen Tees hervorhob, wie man ihn in Rußland trinkt. Die geringen Teesorten lassen sich durch einheimische Kräuter einigermaßen ersetzen, man kann sich auch an ihren Geschmack gewöhnen.

Manche der fremdländischen Gewürze kann man entbehren, wenn man unsere Gewürzkräuter besser kennen lernt und verwertet. Wir werden wieder mehr davon im Garten anbauen, wie Großmutter es tat; Wiese und Wald bieten auch Vieles und Gutes.

Unsere heimische Obsterzeugung kann sehr wohl die ausländischen Früchte entbehrlich machen; es muß für gute Aufbewahrung des Winterobstes und für bessere Verbindungen zwischen Erzeuger und Käufer gesorgt werden. Die Vorliebe für das, was „von weit her" ist, muß auch hier schwinden.

Für den Reis bietet die Gerste mannigfachen Ersatz: Grütze, Graupen, Flocken und Gries. Man soll aber dafür sorgen, daß nicht solche Unmengen bester Gerste durch Bierbrauen vergeudet werden.

Der Erdölverbrauch ist während der Kriegszeit so erheblich gesunken, wie man es früher nicht für möglich gehalten hat. Die Karbidlampe ist besser als ihr Ruf, wenn sie nur ordentlich behandelt wird, und sie ist verbesserungsfähig. Vorzüglich ist das Spirituslicht. Wo und wenn land-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirtschaftliche Gründe den Anbau der Industriekartoffeln fordern und die Brennerei rechtfertigen, so soll man den Spiritus nicht zur Verelendung der Menschheit verwenden, sondern für Industrie- und Beleuchtungszwecke.

Das sollen nur ein paar kurze Hinweise sein, um anzudeuten, daß wir nicht nötig haben, soviel Geld wie früher ins Ausland zu senden für Genußmittel. Sie führten uns geradewegs zur Alkoholfrage. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß es eine Schande wäre, wenn wir wieder französische und italienische Weine, englischen Porter und dergleichen einführen würden. Ich will aber hervorheben, und ich möchte jedem Alkohol- und Tabakverbraucher es sagen: Ein Volk, das vor dem Kriege sich die maßlose Verschwendung gestattete, 4—5 Milliarden für Bier und Tabak jährlich auszugeben, darf nicht sagen, es könne nicht die Zinsen für 62 oder 100 Milliarden Mark aufbringen. Das Geld für Alkohol und Tabak ist nicht nur ganz und gar unnötig ausgegeben, es verursacht auch noch eine Unmenge weiterer Lasten und Ausgaben. Die Alkoholschäden, die in Kranken- und Irrenhäusern behandelt werden, die in Gefängnissen, Zuchthäusern und Armenanstalten die Zahl der Insassen mehren, und die hemmend und hindernd in unserem wirtschaftlichen Leben auftreten, verschlingen weitere Unsummen. Das „Quellenmaterial zur Alkoholfrage", herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt in Berlin, gibt an, daß in Deutschland jährlich 30 000 Menschen durch den Alkohol irrsinnig wurden, daß von den über 30 Jahre alten Männern, die im Städtischen Krankenhause zu Charlottenburg lagen, jeder dritte Mann an ausgesprochenen krankhaften Veränderungen infolge reichlichen Alkoholgenusses litt, daß in einer Stadt wie Halle etwa ein Drittel der öffentlichen Armenlasten dem Alkoholismus zugeschrieben wird. Wollen wir diese und andere Unsummen, die für die Alkoholistenfürsorge ausgegeben werden, nicht lieber der Kriegsbeschädigtenfürsorge zugute kommen lassen?!

In vom Alkohol „befruchteten" Gefilden und im Alkoholsumpf gedeiht aber noch viel mehr, was Geld und Zeit verschlingt, was häßlich, unnötig, unnütz ist, was schädigend wirkt. Es gibt eine Unmenge von üblen Veranstaltungen, die mit dem Vertrieb berauschender Getränke verknüpft sind, und es gibt eine Unzahl von „Vergnügungen", die mit deren Genuß und den Nachwirkungen solchen Genusses in engen Beziehungen stehen. Ich denke da nicht nur an Menschenfallen, wo die gröbsten sinnlichen Genüsse als Köder aushängen. Es gibt viele der Unterhaltung gewidmete Stätten, Kabaretts, „Musentempel" usw., in denen flache, prickelnde und gepfefferte Sachen geboten werden, wie sie vornehmlich den durch Alkohol angereizten, für feinere Genüsse abgestumpften Sinnen und Seelen zusagen. An vieles Kaffeehausgedudel und an so manche geschmacksverrenkende und fratzenhafte „Kinokunst" sei außerdem erinnert.

Inwieweit der Rauschtrank und die unter seiner Ein- und Mitwirkung gedeihende grobsinnliche Genußsucht auch zu manchem anderen über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

triebenen Aufwand die Triebfeder ist, soll hier nicht weiter erörtert werden. Der aufdringliche Prunk, der durchweg die Stätten auszeichnet, wo die Anhänger dieser Richtung sich wohlfühlen, läßt aber den roten Faden erkennen, der sich durch das ganze Gewebe zieht. Wo sieht man denn die schreiendsten und gröbsten Auswüchse der „Mode"? — Und ist es nicht überhaupt ein würdeloses Nachäffen, wenn wir uns von Paris und London vorschreiben lassen, wie wir uns kleiden sollen? — Welche Unsummen wurden für oft unschönen, ja lächerlichen Tand verschleudert, der heute „modern" ist, und der in kurzer Zeit in die Trödlerläden wandert! Und wieviel deutsches Geld ging dafür ins Ausland!

Nun sage man nicht: Aber viel Geld dafür blieb auch im Inland und gab fleißigen Händen Arbeit und vielen Leuten Brot, die sonst nichts anzufangen wußten. — Wir haben zu unterscheiden zwischen unnützer und nutzbringender Arbeit!

Wir sind jedenfalls gezwungen, das in Zukunft zu tun! — Wir müssen ausscheiden und meiden, was bisher in verschiedenartigen Industrien und Schaustätten Männer und Frauen Unnützes und Schädigendes schufen und darboten. Wir müssen auch bedenken, daß nützliche Dinge dadurch vernichtet und vergeudet werden. Es wird zudem an Händen und Gehirnen fehlen, die unsere nutzbringende Arbeitsleistung mehren. Die körperliche und geistige Arbeit der Hunderttausende, die nicht zurückkehren, und derer, die später nur halbe Arbeit leisten können, muß nach Möglichkeit ersetzt werden! Die Gesamtarbeitsleistung unseres Volkes muß möglichst und mit allen Kräften vermehrt werden, wenn es uns ernst ist mit dem Worte: Deutschland in der Welt voran! — Und die da draußen den ewigen Schlaf schlummern, die Verkrüppelten und Verletzten dürfen wohl die Forderung an uns stellen, daß wir nun alle dies Wort ernst nehmen.

Um nicht mißverstanden zu werden, um nicht den berufsmäßigen Verteidigern „eines heiteren Lebensgenusses" es gar zu leicht zu machen, um nicht denen als ein „Bußprediger in der Wüste" zu erscheinen, die sich schon ungemütlich angehaucht fühlen, wenn sich eine Hand nach ihrem Biertopf ausstreckt, wenn ihre lieben alten Sitten und Gewohnheiten angegriffen werden, sage ich: ich bin kein Bilderstürmer. Ich will keineswegs „die Freude am Leben" verkleinern, und nicht wertvolle Genüsse mindern. Ich weiß, daß der Mensch der Erholung, der Anregung, des fröhlichen Genusses bedarf, und will selbst diese nicht entbehren. Kein ehrlicher Mensch aber kann leugnen, daß nach und nach, mehr und mehr, die gute fröhliche Kunst, der edle und erhebende Genuß verdrängt wurde durch flache, alberne, irreführende und üble Darbietungen. Das gilt auf fast allen Gebieten. Wir leben in einer Zeit der „Surrogate" und „Ersatzmittel". — Da eben muß man mit eisernem Besen auskehren, da muß die „Neuorientierung" einsetzen.

Aber es lassen sich noch viel mehr Kräfte „produktiv" machen, es lassen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich große Mengen von Stoffen mancherlei Art, die jetzt vergeudet werden, nutzbringend verwerten. Wenn man in Brauereien und Brennereien Rüben, Kartoffeln und mancherlei anderes zu Dauerware umwandeln, wenn man in den Mälzereien Obst und Gemüse trocknen würde, dann würden Millionen Tonnen Getreide und Kartoffeln nicht vergeudet, sondern es würden außerdem noch große Mengen von anderen Nahrungsmitteln geschaffen und erhalten, die uns jetzt fehlen, und die noch lange knapp und teuer sein werden. Menschenhände, die frei werden, wenn die das Volksleben treibenden Quellen nicht mehr — oder immer sparsamer — fließen, sollen b e s s e r e Arbeit liefern.

Auch im Handel können manche entbehrliche Zwischenglieder ausgeschaltet und frei gemacht werden; dadurch würde manche Ware billiger an den Verbraucher kommen. Wenn man früher dergleichen anregte, so erhob sich sofort ein großes Geschrei: „Schutz den kleinen Existenzen!" Wollte man zum Beispiel Markthallen errichten, nahm eine gut eingerichtete Fabrik kleinen Handwerkern die Kunden, eröffneten „Konsumvereine" große, gut geleitete Verkaufsstellen, immer wurden die „kleinen Leute" und Läden, die „kleinen Existenzen", dagegen ins Feld geführt, die geschädigt wurden. Heute ist das anders. Es wird und muß heißen: „Mehr Hände für produktive Arbeit!" Wir müssen überall weniger Räder im Getriebe haben, die lose mitlaufen, oder hemmend wirken. Ein Beispiel für viele: In manchen Stadtgegenden enthält jedes vierte oder fünfte Haus einen Gemüse- oder „Grünkramladen". Der Inhaber zieht mit Pferd und Wagen oder mit seiner Karre zum Markt und kauft dort ein, zuweilen beim Erzeuger, oft beim Zwischenhändler. Die Händler haben dort das Wort und den Einfluß, die Hausfrauen werden als Eindringlinge angesehen und behandelt. Der Ladeninhaber kauft, was nach seiner Ansicht für die Kundschaft paßt und wobei er guten Verdienst hat; seine Frau und er hökern und bringen dann die Ware aus. Der verhältnismäßig geringe Kundenkreis muß die Kosten für den Lebensunterhalt der Familie, für Betriebsmittel und Ladenmiete aufbringen. Und es gibt Grünkramgeschäfte, die sehr gut ihren Mann ernähren. Je knapper das Gemüse und Obst wurde, desto mehr mußte auf den Preis aufgeschlagen werden, damit er leben konnte. Man vergleiche nur einmal die Kriegs-Höchstpreise für den Erzeuger und den Kleinhandel, und man wird staunen über die Verteuerung, die für viele Nahrungsmittel eintritt.

Es fällt mir nicht ein, einem solchen Kleinhändler, dem es gut ging, einen Vorwurf zu machen: er war fix und strebsam in seinem Geschäft. Aber ein besseres Verteilungsverfahren (Markthallen, Verkaufsläden von Erzeugergruppen oder anderen Vereinigungen usw.) würde die Ware besser und billiger in die Hände des Verbrauchers bringen und Zwischenkräfte frei machen für andere notwendigere Arbeit. Auf beides kommt es nunmehr an! — Ähnliches gilt von anderen Geschäften, die Lebensmittel,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Brennmaterial usw. vertreiben. Es gibt eben viel zuviel solcher „kleinen Existenzen". Man braucht nur die Beteiligten selbst zu fragen: stets wird man Klagen über die „Konkurrenz" hören, am meisten bei Gastwirten und kleinen Ladeninhabern. Gerade unter ihnen findet man aber auch sehr viele, die früher Arbeiter waren, nicht wenige stammen vom Lande, wo heute die Kräfte fehlen. Oft hörte man, daß dieser und jener, der in der Fabrik oder beim Meister arbeitete, sich eine Wirtschaft oder ein kleines Ladengeschäft kaufte, nachdem er eine Erbschaft gemacht hatte oder sonstwie zu etwas Geld gekommen war. Man suchte geradezu die Gelegenheit, von der Werte schaffenden Arbeit frei zu kommen; in Zukunft muß das anders werden. Der Austausch der Güter muß sich auf kürzerem Wege besser und billiger gestalten.

Es sind oft Stimmen laut geworden, die sich gegen den „Bureaukratismus" richteten, weil er viele Hände „beschäftigt", weil er viele Kräfte und Werte lahm legt. Auch las ich kürzlich in einer angesehenen Zeitung den Aufsatz eines hohen und sachverständigen Beamten, in dem eine Vereinfachung des Gerichtsverfahrens gefordert wurde, weil oft bei der Behandlung von untergeordneten Sachen, von Kleinkram, eine Unmenge von Zeit und Geld und wertvoller Arbeitskraft vergeudet werde. Erfahrene Schulmänner behaupten, daß auf das Studium der alten Sprachen und Geschichte bisher zuviel Zeit verwendet würde. Auf vielen anderen Gebieten heißt es auch: Die neue Zeit bringt neue Forderungen.

Nun stehen wir aber vor der großen Frage: W i e soll das alles erreicht werden? — Ja, diese Frage ist schwierig, aber d a r u m müssen wir D e u t s c h e n an ihre Lösung herangehen. Der erste Schritt dazu ist, daß wir — statt über die kommenden Lasten zu klagen — uns darüber klar werden, daß wir es selbst in der Hand haben, durch Vermehrung der nutzbringenden Arbeit einerseits und weise Sparsamkeit andererseits, der Schwierigkeiten Herr zu werden. Und der Einzelne wird dabei nicht schlecht fahren!

Wir müssen die Geister wachrufen, damit diese Erkenntnis in immer weitere Kreise dringt, damit sie Regierung und Reichstag antreibt, im rechten Sinne zu wirken. Schon sucht man eifrig nach neuen Quellen, aus denen Geld fließt. An das Verstopfen der Löcher, aus denen viel Volksvermögen, große Mengen guter Nährwerte und viel wirtschaftliche Kraft abfließt, denkt man noch zuwenig. Und doch wäre dies eigentlich das Nächstliegende und Notwendigste, das Vernünftigste.

Es gibt verschiedene Wege zum Ziel. Manchmal kommt man auch erst auf Umwegen dorthin. Regierung und Reichstag reden von neuen S t e u e r n; auch von Monopolen spricht man. Soweit beide zu hohen Preisen führen für Sachen, die dem Luxus dienen, die Geld für Überflüssiges ins Ausland leiten, die unseren Volkswohlstand mindern oder gar die Arbeitskraft und Schaffenslust und Volksgesundheit gefährden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

können sie dem Verbrauch entgegenwirken. Das ist nun einmal nicht zu leugnen, das hat auch diese Kriegszeit gezeigt. Andererseits hat sich auch gezeigt, daß weite Kreise unseres Volkes heute noch nicht so weit aufgeklärt sind, um für durchgreifendere Maßnahmen zugänglich zu sein. Für weitere Aufklärung müssen wir also sorgen, wenn wir weiter kommen wollen. Von Gesetzen ist wahrscheinlich zunächst nicht viel zu erwarten.

Das ist wenig, wenn man die Leistungen und Wandlungen der letzten Jahre dagegen betrachtet. Ja, die Blüte deutscher Jugend, die Ernährer der Familien, die besten Volks- und Arbeitskräfte mußten geopfert werden, Millionen bluteten und darbten, das ganze Denken, Arbeiten und Wirtschaftsleben des Volkes war darauf gerichtet, das Vaterland zu schützen, sollte man da nicht meinen, das ganze Volk würde nun auch nachher alles daran setzen, um dem Vaterlande die alte Kraft zu erringen und ihm neue zuzuführen! — Sollte man da nicht hoffen dürfen, es werde die Drohnen zur Arbeit anhalten und mit eisernem Besen die Schädlinge auskehren, die diese Kraft zermürben! — Wenn wir dann aber wieder daran denken, daß es nicht einmal gelang, in dieser schweren und knappen Zeit die Massenvergeudung des so wichtigen Nährmittels G e r s t e — durch Brauen — zu verhindern, obwohl Hunderttausende und Millionen es forderten, dann erkennen wir, wie sehr andere starke Kräfte und die Rücksicht auf schwer bewegliche Massen den Fortschritt zu hemmen vermögen. Leider! — Aber es ist so. Wir müssen damit rechnen. Es wird auch im neuen Deutschland immer nur schrittweise vorwärts gehen. Aber trotz alledem und alledem: vorwärts und aufwärts muß es gehen!

Wir dürfen hoffen, daß die gewaltigen Aufgaben, die vor uns liegen, und die wir lösen müssen, auch neue Kräfte wecken werden, und daß der Sturm, der durch das Land geht, alte Vorurteile stürzen wird. „Unsere Zeit ist ein großer Wecker. Die große eiserne Wanduhr rasselt und ruft mit gewaltigen Schlägen." Dies Wort von Herder war nie so zutreffend wie heute. — Mancher Mann, der in Not und Todeserwartung Tag für Tag, Jahr um Jahr im Felde lag, manche Frau, die in Sorgen und Zagen die Nächte durchwachte, wird das Tick-Tack dieser Uhr gehört haben, und sie werden helfen, Wecker zu sein. Wir alle aber wären der Opfer nicht wert, die gebracht sind, wenn wir nicht entschlossen auf den Wegen weiter gehen wollten, den unsere Streiter und Dulder vorangingen. Jene da draußen kämpften und starben für die Freiheit des Vaterlandes, wir aber sollen leben und kämpfen, damit ein neuer wirtschaftlicher, sittlicher, geistiger Aufschwung unser Volk an die Stelle führt, die ihm gebührt.

Georg Asmussen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mehr Takt!

Immer wieder überrascht uns Deutsche im Kriege die Tatsache, daß wir fast nirgends in der Welt auf freundschaftliche Gefühle stoßen, dagegen oft unerwartet auf mehr oder weniger versteckte Feindseligkeit. Man führt das mit Recht auf den Neid zurück, den unser mächtiges Emporblühen erweckte, auf die Angst der fremden Völker, von uns erdrückt zu werden, und es läßt sich nicht leugnen, daß hier ein Teil unsrer Presse durch maßloses Übertreiben nach der einen wie nach der andern Seite eine große Schuld auf sich lud. Dies alles aber erklärt noch nicht die Abneigung gegen uns Deutsche in Kreisen, die unberührt von politischen Bedenken und Handelsneid sind.

Hier scheinen mir persönliche Eindrücke, die der Ausländer von Deutschen empfing, eine große Rolle zu spielen, und hier, glaube ich, ist der Punkt, an dem jeder einzelne Vertreter unsres Volkes zu seinem Teile dazu beitragen kann, Achtung vor dem deutschen Wesen zu erwecken. Denn nicht durch die großen, weithinleuchtenden politischen Taten werden langdauernde Wirkungen erzielt, sondern die kleinen, an sich gänzlich belanglosen Handlungen des täglichen Lebens sind es, die durch ihre Wiederholung den nachhaltigsten Einfluß haben.

Es sollte uns allmählich klar werden, daß wir als junge, aufstrebende Macht, die unbedingt durch ihr Wachstum alte Rechte verdrängen muß, keine Liebe erwarten können, und wir sollten endlich das uns erniedrigende Werben um die Gunst der andern einstellen. Wohl aber können wir erreichen, daß man uns achtet, daß man nicht überall voll Haß und Hohn uns und unsern Bestrebungen entgegenkommt.

Wir werden als Emporkömmlinge betrachtet; eine alte Herrenschicht belächelt diese aber nur, solange sie sich von ihnen ungefährdet in ihren oft angemaßten Besitztümern weiß. Glaubt sie diese angetastet, so wandelt sich das Lächeln in Haß. Immer jedoch wird sie den Neulingen gegenüber einen gewissen Abstand wahren, und diese erleichtern ihnen ihre Bemühung und sorgen durch ihr Wesen dafür, daß sich die Kluft nicht schließt. Denn nur durch taktvolles, stilles, fest in sich ruhendes Selbstbewußtsein der jungen Kräfte kann der Abgrund überbrückt werden. Und was sich bei den einzelnen Menschen zeigt, wiederholt sich bei den Völkern, und so erweist sich die Neuheit unsrer errungenen Weltstellung zum Schaden unsres Volkes bei sehr vielen, ja den meisten unsrer Landsleute in einem gewissen Mangel an Takt — Mangel an Takt nicht nur in inneren, sondern auch in äußeren Dingen. Man darf die Rolle, die diese letzteren im Leben spielen, nicht unterschätzen, denn — mag es noch so bedauerlich sein — es ist eine nicht wegzuleugnende Tatsache, daß immer noch die meisten Menschen sich von einem äußeren Eindruck sehr leicht bestimmen lassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Deutsche im Auslande besitzt in seiner Taktlosigkeit ein fast unglaubliches Talent für die Kunst, sich unbeliebt zu machen, und jeder, der längere Zeit in der Fremde gelebt hat, weiß ein Lied davon zu singen.

Da ist es zunächst die eine Gattung Reisender, die überall durch ihr lautes Wesen unangenehm auffällt. Sie macht in Geschäften wegwerfende Bemerkungen über die ausländischen Waren, die man bei uns zehnmal billiger und besser bekäme, sie zieht bei allen Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen nörgelnde Vergleiche mit unsern deutschen, gibt ihrer Geringschätzung einen durch keinerlei Höflichkeit abgeschwächten Ausdruck und liebt es, ihre Erhabenheit zu beweisen, indem sie sich zum Besuch von Kirchen und Kursälen mit Eispickeln und Nagelschuhen bewaffnet. Sie pocht bei jeder Gelegenheit auf die Macht des Deutschen Reiches, von dessen Gnade die kleinen Nachbarstaaten abhingen, erklärt mit Vorliebe im gefüllten Eisenbahnwagen, daß Deutschland bald alle diese Länder einstecken werde. Man möchte dieses alberne Gebaren als dumme Jungenstreiche mit einem Lächeln abtun, wenn nicht von ihrem törichten Geschwätz so mancher Stachel haften bliebe, so daß dann die Hetzversuche unsrer Gegner leichtes Spiel haben und alle Friedenserklärungen unsrer Regierung wirkungslos sind.

Das Gegenspiel, und doch ebenso schädlich dem deutschen Ansehen, sind diejenigen unsrer Landsleute, die einen Überfluß an Takt zu haben scheinen, und damit die gleiche Wirkung erzielen, als hätten sie zuwenig dieser segensreichen Gabe. Sie kriechen anbetend vor allem Fremden und überbieten sich fast, alles Deutsche schlecht zu machen. Alles, was vom Auslande kommt, ist schon aus diesem Grunde weit über alles Deutsche erhaben, mag es sich nun um Sprache, um ein Gesetz, ein Kunstwerk oder eine Krawatte handeln. Just die sogenannten höchsten und meist über große Geldmittel verfügenden Kreise huldigen dieser Neigung, in ihrem Äußern ängstlich das Ausland nachzuahmen, und es ist nicht gerade ein Zeichen von Geistes- und Gemütstiefe, wenn sie selbst jetzt im Kriege nicht davon lassen. Man sollte es nicht für möglich halten, daß in einem schweizerischen Winterkurort ein deutscher Reichsgraf sich nicht entblödete, bei einem gesellschaftlichen Anlaß in vollem Ernste den Schluß des Völkermordens als unbedingt erwünscht anzusehen, weil — er sonst nichts anzuziehen habe! Denn nur ein englischer Schneider ist fähig und würdig, Seiner Erlaucht die gebührende Kleidung zu verfertigen. Und da, wie gesagt, die andre Gattung Deutscher es an Geschmack in äußeren Dingen bedenklich vermissen läßt, so verallgemeinert der Fremde das eine wie das andre, und die Einflüsterungen unsrer Feinde finden wiederum willigere Ohren.

Diese Herabwürdiger alles Deutschen und brünstigen Verehrer des Fremden bilden sich ein, dadurch Liebe für unser Volkstum zu erwecken, bedenken aber nicht, daß sie im günstigsten Falle sich lächerlich machen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fast immer jedoch die Eigenliebe der Ausländer steigern und deren Geschrei über unser Barbarentum neue Nahrung geben.

Die Neigung, das Beste der fremden Kulturen sich anzueignen, ist ein Grundzug deutschen Wesens, ihn vertilgen, würde für uns eine Verarmung bedeuten. Er darf aber nicht als Deckmantel für den Mißbrauch benutzt werden, alles Deutsche grundsätzlich als minderwertig anzusehen.

Beiden Vertretern des Deutschtums, seinen Über- wie Unterschätzern, ist der Grundfehler gemeinsam — der Mangel an Taktgefühl.

Takt ist angeboren und kann nicht vollständig anerzogen werden. Bis zu einem gewissen Grade aber kann er sehr wohl durch Erziehung, vor allem Selbsterziehung, herangebildet werden. Wir müssen uns täglich, stündlich vor Augen halten, daß das Auftreten jedes Einzelnen von uns auf unser ganzes Volk bezogen wird; wir müssen uns unsres Deutschtums so bewußt werden, daß diese Bewußtheit uns allmählich in Fleisch und Blut übergeht — zur Selbstverständlichkeit wird. Bei andern glücklicheren Völkern ist dies schon lange der Fall, weil sie ihr Nationalgefühl vor Jahrhunderten bereits erwarben. Wir teilen unsern Mangel in dieser Beziehung mit den Amerikanern, die deshalb in ähnliche Fehler verfallen wie wir. Sie aber haben den großen Vorzug vor uns, daß fast nur die mit irdischen Glücksgütern reich gesegneten Vertreter nach Europa kommen, und Geld blendet immer noch. So wird ihnen das, was man bei uns scharf tadelt, lächelnd verziehen, wie man einem verwöhnten Kinde seine Launen nicht nachträgt. Bei uns aber liegen die Verhältnisse anders, der Glorienschein des Goldes verklärt nicht unsre Handlungen.

Deshalb müssen wir uns hüten vor allzu lautem und aufdringlichem Gebaren ebenso, wie vor ängstlichem Leisetreten und Kriechen dem Fremden gegenüber. Fest und unbeirrt müssen wir uns des Wertes deutscher Kultur bewußt sein, so fest und so unbeirrt, daß wir nicht ständig glauben, Reden darüber halten und andre davon überzeugen zu müssen. Wir wollen nicht die Auswüchse englischen Wesens nachahmen, aber den deutschen Reisenden könnte man ein wenig gönnen von der ruhigen Sicherheit der Briten. Sorge jeder Deutsche an seinem Teile dafür, sich keine Taktlosigkeiten in dieser oder jener Beziehung zuschulden kommen zu lassen, so wird er dazu beitragen, dem deutschen Wesen Achtung zu gewinnen, und mit der Achtung kommt dann vielleicht eines Tages doch die Liebe, so daß wir nie wieder das Opfer der feindlichen Verleumdungen werden können.

Martin Platzer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Buch im Felde.

Viel haben wir Deutschen uns stets darauf zugut getan, daß man uns das Volk der Dichter und Denker genannt hat. Indessen versäumt man es jetzt, den ins Feld hinausgezogenen Kern dieses Dichter- und Denkervolkes hinreichend mit geistiger Kost zu versorgen. Beschämen sollte es die Daheimgebliebenen, daß die Klagen über Mangel an Lesestoff an den Fronten nicht verstummen wollen.

Ein ungebührlicher Vorrang wird hier draußen dem Alkohol und Tabak eingeräumt. In dieser Zeit bitterster Lebensmittelnot wird für ausgesprochene Volksgifte, welche die Herzkraft unserer Krieger schwächen, wird für Bier, Wein und Schnaps, für Tabak, Zigarren und Zigaretten in erster Linie gesorgt. In manchen Kantinen gibt's kaum etwas anderes zu kaufen als Stiefelschmiere, Rauchwaren, Bier, Wein und Schnaps. So wird ausschließlich oder doch in unverdientem Übermaß den Bedürfnissen der Raucher und Trinker Rechnung getragen. Die Wünsche der Nichtraucher und Nichttrinker hingegen, die sich keineswegs nur auf Ersatzgetränke und einen ihnen rechtmäßig zustehenden, aus ihrem Verzicht auf Alkohol und Tabak sich ergebenden Nährwertanteil richten, ihr Durst nach der Schönheit deutscher Dichtung, ihr Hunger nach kräftiger, gediegener geistiger Kost, bleiben in der Regel unerfüllt. Da müssen es sich alle Geistigen im deutschen Volke hinfort zur Pflicht machen: Raum und Gleichberechtigung für das Buch zu beanspruchen, dem Buch zu seinem Rechte zu verhelfen, ihm die ihm gebührende Stellung und Achtung allenthalben zu erobern.

Neben der Musik, neben dem Liede, neben dem Briefe ist das Buch das schwerste Gegengewicht gegen die unverkennbare geistige Abstumpfung im Laufe des fast nur von Sorgen um menschliche und dienstliche Notdurft ausgefüllten Kriegerdaseins. Das Buch ermöglicht es dem Soldaten, die wenigen Mußestunden, die ihm im Graben und im Ruhedorf bleiben, aufs beste, fruchtbarste auszunutzen. Das Buch weist sowohl dem zuweilen schier unaufhörlichen Schimpfen, Nörgeln und Trübsalblasen Schranken, als es auch oft genug dem verblödenden Kartenspiel ein Ende zu bereiten vermag. So ist es die volkserzieherische Pflicht jedes Deutschen daheim, an der planmäßigen und gründlichen Befriedigung der geistigen Bedürfnisse unserer Frontsoldaten mitzuwirken. Wer den geistigen Hunger hier draußen stillen hilft, stiftet reichen Segen.

Es gilt, aller Welt klar zu machen und zum Bewußtsein zu bringen: daß das Buch eine unter Umständen ausschlaggebende geistige Macht darstellt. Mehr und mehr sollte es von einem bloßen Zeitvertreiber zu einem Vermittler neuer Lebenswerte aufrücken. Zumal im sorgenden Hinblick auf unsere Jugend müssen wir auch schon an die Zeit nach dem Kriege denken. Infolge der langen Dauer dieses fürchterlichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ringens sieht sich auch das deutsche Volk leider gezwungen, immer jüngere Soldaten in Tod und Lebensgefahr zu schicken. Diesen ihre schönsten Jugendjahre opfernden Heranwachsenden ist das deutsche Volk in erster Linie verpflichtet. Für ihr Innenleben muß durch reichliche Versorgung mit guter Lesekost vor allem gesorgt werden. Denn sie sind nicht nur Kriegsleute, sondern darüber hinaus auch die Gestalter des neuen Deutschlands. Reiche Ernten können aus der Saat sprießen, die ein gut gewähltes Buch in die Herzen unserer jungen Krieger streut, ein Meer von Segen kann es auf die Zukunft unseres Volkes ausgießen.

Wieviel hier auf dem Spiele steht, erkennt man draußen mit schmerzlicher Deutlichkeit, wenn man es immer wieder sehen muß: wie der junge Soldat begierig nach allem Lesbaren greift und mangels besserer Kost selbst ausgesprochene Schundliteratur verschlingt, namentlich die geschäftsklug verkappte: Mignonromane, Krieg und Liebe, Romanperlen und was dergleichen Talmiware und Falschmünzer-Ausgeburt mehr ist. Gleich den Läusen taucht dieser Schund immer wieder auf. Ob man auch noch soviel verbrennt, ob man sich auch noch so bissig lustig darüber macht, man scheint des Leseschundes draußen nicht Herr werden zu können. Und am wenigsten natürlich dann, wenn man nicht genügend gutes Buchmaterial und nicht vom Guten das Beste hinausschickt.

Vornehmster Grundsatz bei allen Buchsendungen ins Feld: Behalten, was des Herausschickens nicht wert ist! Wer nicht wirklich ein Opfer bringen und sich von seinen liebsten Büchern trennen mag, der soll entweder den Buchhändler aufsuchen oder von Buchsendungen überhaupt absehen. Aber er soll keine vergilbten Scharteken aus staubigen Truhen und Kästen herauswühlen, Makulatur, die er gerne los zu sein wünscht. Damit kann er nicht Freude und Segen, sondern nur Verstimmung, ja berechtigte Wut stiften. Denn der Soldat ist berechtigt, die höchsten Ansprüche an den Lesestoff zu stellen, den man ihm aus der Heimat ins Feld hinausschickt. Geradezu ein Verbrechen begeht, wer mit der Miene des Wohltäters Minderwertiges stiftet und in der Einbildung handelt, für den Soldaten sei wohl das Bescheidenste gut genug. Das zeugt von erbärmlicher Gesinnung.

Nächstdem ist auf eine feinsinnige Auswahl der ins Feld gehenden Bücher Wert zu legen. Ähnlich wie beim Briefe und weit mehr noch als bei eßbaren Liebesbeweisen darf den Buchsendungen eine persönliche Note nicht fehlen. Der Empfänger muß herausfühlen: hier hat dir ein liebevolles Herz etwas Lesenswertes ausgewählt. Und er wird sich mit ähnlichem Behagen darüber hermachen, wie über Mutters selbstbereiteten Pfannekuchen. Also nochmals: mit Geschmack und Liebe auswählen und nicht hinausschicken, was einem gerade in die Hände gerät. Buchsendungen haben nur dann Wert, wenn sie wahrhafte Liebesbeweise

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

darstellen und nicht den Stempel kühler, geschäftsmäßiger Pflichterfüllung tragen.

Vielfach muß man leider beobachten, daß sich die Buchsendungen aus der Heimat nur ungenügend den Verhältnissen und Stimmungen des Frontsoldaten anpassen. Besonders peinlich berührt es, wenn Schriften mit aufdringlicher religiöser Tendenz geschickt werden. Die Mehrzahl der Soldaten verhält sich gegen solche schulmeisterlichen Absichten durchaus ablehnend, ja derb spöttisch. Denn in den Kämpfen und Entbehrungen des Krieges schmiedet sich der Soldat selbst seine Lebensanschauung und kann auf die weise Beratung Derer verzichten, die ihm Schutz, Sicherheit und Ruhe verdanken. Es ist auf jeden Fall eine Taktlosigkeit, wenn man dem Frontsoldaten unverlangt Traktatliteratur auf den Hals schickt. Das sollte in der Zeit zunehmender Papierknappheit freimütig und unverblümt immer wieder ausgesprochen werden. Und nicht weniger entbehrlich, ja verächtlich sind dem Frontsoldaten jene in hurrapatriotischem Überschwang geschriebenen Bücher, die unsere eigene militärische Kraft überschätzen, die spielerisch von Französchen und Schulbuben-Züchtigung reden oder sich bestreben, den Deutschen als Prachtmenschen und seine Feinde als Verbrecher hinzustellen. So etwas wirkt lächerlich und vermag dem Soldaten nur ein vielsagendes Schmunzeln abzugewinnen. Denn seine im Kriege glücklicherweise schärfer gewordene Selbstkritik sagt ihm, daß es Schurken hier wie dort gibt. Und er weiß es ebensogut, daß er es mit Gegnern von achtunggebietender Stärke zu tun hat. Wir haben den Krieg ausgekostet bis zum Grunde. Wir haben keine Freude am Kriege, sondern sehnen sein Ende herbei. Und wer daheim großsprecherisch dieses Ende hinausschiebt, soll nur ja bedenken, daß es ihm eines Tages doch gefährlich werden kann, wenn er den Bogen überspannt. Wir draußen an der Front werden nicht müde in treuer Pflichterfüllung. Wir halten aus und werden die liebe Heimat bis zum Letzten mit unsern Leibern decken. Aber wir begehren auf, wenn man uns als Spielball in der Hand machtlüsterner Demagogen mißbrauchen will.

Im Felde brauchen wir vor allem die Werke unserer Meistererzähler: Bloem, Herzog, Sienkiewicz, Lienhard, Löns, Zahn, Kellermann usw. Ferner Humoristisches, an dem es uns immer noch mangelt, Lustiges in Wort und Bild: Wilhelm Busch und Ludwig Thoma, Heinrich Zille, Koch-Gotha und Georg Simmel. Hingegen möge man uns verschonen mit Kriegsschilderungen. Davon haben wir draußen gerade genug! Wo das eigene Erleben wirklich einmal nicht hinreichen sollte, da kann man's ja durch die Zeitungsberichte vertiefen lassen. Ferner sind sehr willkommen: Liederbücher, Frontkarten, Bücher, die von der Heimat in Wort und Bild reden oder Aufschluß geben über das besetzte Feindesland. Besonders reichen Segen kann man mit Büchern von hohem ethischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gehalt von der Art eines Harringa, Kirsch, Schatz im Acker, Kampf um die Ideale usw. stiften.

Zur Versorgung der Soldaten mit Lesestoff sind im Felde die mannigfachsten Einrichtungen getroffen worden. Man findet dort Soldatenheime, Lese- und Schreibräume, Feldbuchhandlungen, fahrbare Divisionsbüchereien usw. Aber die meisten dieser Einrichtungen kranken an der Personalfrage. Das Wesentlichste bleibt gerade dabei: daß ein mit literarischen Dingen vertrauter Menschenkenner an der Spitze steht, der mit dem Herzen bei der Sache ist, seine Kameraden gut und gerne berät, kurz: vollkommen in seiner dankbaren Aufgabe aufgeht. Die Wichtigkeit eines solchen Amtes sollte jeden Regimentskommandeur bestimmen, einen kundigen Thebaner zum Buchwart zu bestellen und mit der Durchführung aller möglichen volksbildnerischen Aufgaben im Rahmen des Truppenteils zu betrauen. Dank dem hervorragenden Interesse, dem liebevollen Verständnis unseres Regimentskommandeurs ist es mir vergönnt, als Buchwart des Inf.-Regiments, dem ich angehöre, ich darf wohl sagen: vorbildliche volkserzieherische Aufgaben zu lösen. Von diesem Wirken als Regimentsbuchwart hoffe ich ein anderes Mal berichten zu können. Ich will mich hier nur mit der Feststellung begnügen, daß die Wahl eines Bücherwartes eine Angelegenheit von hervorragender Wichtigkeit ist.

Nur darf uns jetzt die Heimat nicht im Stich lassen. Weshalb die daheim immer wieder ermahnt werden müssen: Werft Bücher an die Front! Entfesselt die schlafenden geistigen Kräfte, die noch als totes Kapital in Euren Büchereien stecken! Kauft auch die Buchläden leer, damit nicht verstaubt, wonach uns Soldaten der Sinn steht! Wer Bücher ins Feld schickt, hilft mittelbar an der Veredelung unseres Genußlebens und bekämpft unsere gefährlichen Genußgifte. Deshalb: Bücher an die Front!

Walter Hammer.

Was andre sagen

Süddeutsche Monatshefte. Verantwortlicher Leiter: Paul Nikolaus Cossmann, München. Januarheft 1917.

Die auswärtige Politik des Fürsten Bülow. Von Johannes Haller.

„. . . . . .

Die politische Lage, aus der der Weltkrieg hervorgegangen ist, hatte sich in der Ära Bülow gebildet. Der Weltkrieg ist die Frucht der Einkreisungspolitik und die Einkreisung die Antwort auf die Weltpolitik des Fürsten Bülow. Nur darum kann es sich handeln, ob nicht eine andere Politik Deutschland vor der Einkreisung bewahrt oder die Entwicklung der Einkreisung zum Vernichtungskrieg gehindert haben würde.

Es ist nur natürlich, daß Fürst Bü-

low den Satz verficht, die Weltpolitik sei eine Notwendigkeit gewesen. Seine Beweisführung ist längst Gemeingut, so daß wir sie als bekannt voraussetzen dürfen; kaum jemals dürfte sie mit so viel eindringlicher Beredsamkeit vorgetragen worden sein, wie hier*). Sie nimmt den Leser gefangen. Und doch gibt es da eine Stelle, an der man das Gefühl bekommen kann, daß die Rechnung nicht ohne Rest aufgeht. Das ist dort, wo der Fürst von den englischen Bündnisanträgen spricht, die von uns abgelehnt wurden. Zum mindesten hat seine Darstellung das Problem nicht erschöpft. Sie läßt schon die Tatsachen nicht voll zu ihrem Rechte kommen. „Die Idee einer deutsch-englischen Allianz" ist doch keineswegs nur „in der Presse beider Länder" „bisweilen erörtert worden", sondern während der Jahre 1898 bis 1901 haben sich zu wiederholten Malen die englische Regierung, Minister und Botschafter, mit dem bestimmten Wunsch nach förmlichem Bündnis uns genähert. Man darf sich der Tatsachen kurz erinnern. Vorausgegangen war jener Vertrag von 1898, der in seinem Wortlaut nicht bekannt geworden ist, von dem man aber weiß, daß er den Engländern die Neutralität Deutschlands im Burenkrieg zusicherte und uns die Aussicht auf Erwerb der portugiesischen Kolonien in Afrika eröffnete. Wir befanden uns also damals in einer Phase der Annäherung an England, und von uns hätte es abgehangen, daraus ein Bündnis zu machen, das die andere Seite lebhaft wünschte. Es war keineswegs bloß „dieser oder jene englische Minister", noch weniger Chamberlain allein „ohne Rückendeckung durch den Premierminister Lord Salisbury", sondern wirklich „die gesamte Regierung", was Fürst Bülow in Frage zu stellen scheint, wenn auch so viel richtig ist, daß Lord Salisbury sich nicht dafür erwärmte und die entscheidenden Schritte während seiner zeitweiligen Abwesenheit geschahen. Das wollte nicht viel besagen. Salisbury war alt und nicht mehr Herr der Lage. Chamberlain war die Seele des Kabinetts und hatte seine Kollegen gewonnen. Der Antrag war also wohl ernst gemeint und ernst zu nehmen. Welche Gründe vom deutschen Standpunkt dagegen sprachen, hat Fürst Bülow eindrucksvoll auseinandergesetzt: wir hätten uns dazu bequemen müssen, englischen Interessen gegen Rußland zu dienen, wie es nachher Japan getan hat; wir wären dabei in schwierigerer Lage gewesen als Japan, da ein Krieg gegen Deutschland bei den Russen populär und für sie viel leichter zu führen gewesen wäre, während wir uns gleichzeitig gegen Frankreich hätten wehren müssen. Darauf hätten wir uns nur „bei absolut bindenden englischen Verpflichtungen" einlassen dürfen, und wir hätten auf den Ausbau unserer Kriegsflotte wohl verzichten müssen. Der letzte Grund scheint entscheidend gewesen zu sein, da der Fürst an anderer Stelle seines Buches gesteht, bis 1909 habe die Politik dem Flottenbau dienen müssen, erst nach dieser Zeit sei das natürliche Verhältnis wieder hergestellt worden, daß die Flotte der Politik diente. Hauptsächlich also um unsere Flotte bauen zu können, hätten wir 1898—1901 das englische Bündnis abgewiesen.

Die Darstellung des Fürsten läßt nicht deutlich genug erkennen, welches die unmittelbare Wirkung war, und daß sie von vornherein vorauszusehen war. Wir mußten uns sagen, daß wir mit der Ablehnung des Bündnisses Englands Feindschaft herausforderten und es zur Verbindung mit anderen Großmächten drängten. Daß es in der bisherigen glänzenden Einsamkeit zwischen den festländischen Mächtegruppen nicht länger verharren konnte noch wollte, war deutlich hervorgetreten. Fand es den Anschluß an den Dreibund nicht, dann war vorauszusehen, daß es ihn auf der andern Seite suchen würde. Der Regierungswechsel von 1901 hat

*) Gemeint ist das vor einiger Zeit erschienene Buch des Fürsten Bülow: „Deutsche Politik". Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diese Wendung beschleunigt, aber gekommen wäre sie auch ohne ihn. König Eduard, längst als Feind Deutschlands und Anhänger einer Verbindung mit Frankreich und Rußland bekannt, trat während des Schlußaktes der deutsch-englischen Bündnisverhandlungen auf die Szene. Als sie gescheitert waren — wobei er wohl schon ein wenig nachgeholfen hat —, war es ihm nicht mehr schwer, die Minister in die von ihm gewünschte, schroff deutsch-feindliche Richtung fortzureißen. Nur Chamberlain mußte zu diesem Zwecke kalt gestellt werden. Bei der Neubildung des Kabinetts, nach dem Rücktritt Salisburys (1902), verweigerte der König ihm das begehrte Portefeuille des Auswärtigen, was für den ehrgeizigen Mann der Anfang vom Ende seiner glänzenden Laufbahn war. Von da ab beherrschte Eduard VII. die englische Auslandspolitik, und man weiß, wie er sie geführt hat. Die Ablehnung des englischen Bündnisses durch Deutschland bedeutete also den Anfang der englischen Einkreisungspolitik.

Hier ist der Punkt, an dem man sich fragen muß, ob nicht ein anderer Entschluß möglich und ratsam gewesen wäre. Wir stellen die Frage nicht in akademischem Treppenwitz. Sie ist zu ihrer Zeit sehr ernsthaft gestellt, sehr gründlich erwogen und keinesfalls einheitlich beantwortet worden. Um 1900 hatte das englische Bündnis unter den deutschen Staatsmännern warme Fürsprecher. Gesetzt den Fall, die englischen Anträge wären nicht abgelehnt worden, was wäre die Folge gewesen? Zweifellos hätten wir ein Bündnis auf dem Fuße völliger Gleichheit mit England damals nicht eingehen können. Wir wären bis zu einem gewissen Grade abhängig geworden. Fürst Bülow weist auf das warnende Beispiel Frankreichs hin, das sich jetzt als Kämpfer für England verbluten müsse. Aber das ist eine rheotorische Übertreibung. Verblutet hätten wir uns gewiß nicht, weil wir nicht geschlagen worden wären. Näher liegt der Hinweis auf Japan. Es hat mit England ein Bündnis geschlossen, in dem es abhängig wurde, und hat es heute nicht zu bereuen; zusehends nähert es sich seinen Zielen. Auch für uns hätte die abhängige Lage nicht ewig zu dauern brauchen; es kam nur darauf an, daß wir inzwischen unsern Nutzen dabei fanden. Wären wir, wie bei der damaligen Gesamtlage zu erwarten war, dadurch in Konflikt mit Rußland geraten, so hätte das Englands Interessen gedient. Aber mußte es darum den unseren notwendig schaden? Bei einem Kriege gegen Rußland, wenn England auf unserer Seite stand, wenn es vielleicht gar Frankreich im Schach hielt und zur Neutralität zwang — aber auch ohne dies —, wären wir trotz allem zu Anfang des Jahrhunderts bald Sieger gewesen und hätten die Rechnung früherer Jahrhunderte begleichen, den Druck, den der östliche Nachbar auf unsere ungeschützten Grenzen übte, mindestens für ein Menschenalter beseitigen können. Es sind Anzeichen vorhanden, daß kein Geringerer als Fürst Bismarck zu Ende der achtziger Jahre zeitweilig an etwas Ähnliches gedacht und den Plan nur zurückgestellt hat, weil das formelle Bündnis mit England, das er wünschte, damals nicht zu haben war. Freilich war unser Verhältnis zu England inzwischen schon ein anderes geworden, der englische Geschäftsneid war erwacht und hatte den Schlachtruf Delenda Germania bereits erhoben. Es ist verständlich, daß man für unsern zunehmenden Welthandel nach wirksamem Flottenschutz verlangte, und der Flottenbau hätte zurücktreten müssen, wenn wir uns mit England gegen Rußland wandten. Aber — man muß, um hinter die Wahrheit zu kommen, an allem zweifeln — war es denn notwendig, war es auch nur erwünscht, daß unsere Entwicklung zur Welthandelsmacht so schnell vor sich ging? Hat sie mit ihrem märchenhaft raschen Zeitmaß nicht auch manche ernsten Gefahren mit sich gebracht, vor deren schlimmsten Früchten uns vielleicht nur der Krieg bewahrt hat? Die Meinung ist doch

nicht zu verachten, daß ein vorsichtigeres Tempo in der Entwicklung unserer Industrie dem deutschen Volk in seiner Gesamtheit nur heilsam gewesen wäre, wenn wir gleichzeitig für unsern Überschuß an Menschen durch Gebietserweiterung im Osten nützliche Verwendung fanden. So wie es kam, sind wir zu einer Politik genötigt gewesen, die im tiefsten Grunde etwas Unnatürliches hatte. Wir mußten unsere Industrie steigern, weil unser Gebiet für die wachsende Volkszahl zu eng wurde; wir konnten dabei nur auf auswärtige Märkte spekulieren, auf denen wir unfehlbar mit England in Feindschaft gerieten, und waren doch noch lange nicht in der Lage, einen bewaffneten Zusammenstoß mit ihm auszuhalten. Dabei aber war — dies ist wohl das Entscheidende — unsere kontinentale Stellung noch keineswegs fertig.

Fürst Bülow schreibt gelegentlich, die Spannung mit England habe kommen müssen, „als Deutschland nach Lösung seiner alten kontinental-politischen Aufgaben, nach der Sicherstellung seiner europäischen Machtstellung" die Bahn der Weltpolitik zu beschreiten anfing. In diesem Satze steckt ein Fehler. Es ist nur eine falsche Silbe, die die ganze Rechnung unsicher und anfechtbar macht; das Wörtlein „nach". Nicht nach, sondern vor Lösung unserer kontinentalpolitischen Aufgaben, bevor unsere europäische Machtstellung gesichert war, haben wir uns an die Weltpolitik gemacht! Dies hat der gegenwärtige Krieg jedem gezeigt, der sehen will. Wissen konnte man es schon früher, und Bismarck hat es gewußt; daher der Alpdruck feindlicher Koalitionen, der ihm den Schlaf raubte. Ein Staat, der zwischen zwei Großmächten liegt, deren eine ihm auf den Tod verfeindet ist, und der ihrer Verbindung nur durch künstliche und nie ganz sichere diplomatische Mittel die Spitze zu bieten vermag, ist in seiner Machtstellung nichts weniger als sicher, vielmehr in seiner Existenz bedroht. Seine vornehmste Aufgabe muß darum sein, diese Bedrohung loszuwerden, und das erste, was dazu geschehen müßte, wäre die Gewinnung militärisch sicherer, schützender Grenzen. Wie es damit für uns bestellt war, weiß heute jedes Kind: im Osten eine geradezu ungeheuerliche Linie, die sich nicht halten ließ, und im Westen das wichtigste Industriegebiet, das volkswirtschaftliche Herz des Reiches, nur durch die höchst zweifelhafte Neutralität eines Kleinstaats geschützt, auf den nicht der mindeste Verlaß war. Diese unglückliche Lage zu verbessern, hätte immer als eine der dringendsten Aufgaben unserer Kontinentalpolitik gelten sollen. Es gab aber noch andere, die der Lösung harrten: die polnische Frage, die orientalische Frage. Man hat jene so lange beschwiegen, diese so lange besprochen, bis man aufhörte, an ihre Lösung zu denken. So entstand die irrige Vorstellung, unsere europäischen Aufgaben seien gelöst, während wir in Wirklichkeit noch die größten und schwierigsten vor uns hatten. Vielleicht trägt Bismarck selbst daran den größten Teil der Schuld mit seinem in der Wirkung unglücklichen Wort vom saturierten Deutschland. In der unfertigen Lage, bei so wenig befestigter Stellung in Europa fingen wir an, uns um eine Weltstellung zu bewerben. Das war kühn, aber es war entschieden nicht der Weg, den man normal nennen würde; es kann sich nur fragen, ob man diesen Weg zu beschreiten gezwungen war, ob es nicht einen anderen gab. Und den gab es vielleicht doch. Wenn das Bündnis mit England um die Wende des Jahrhunderts die Möglichkeit bot, durch Niederwerfung Rußlands uns für ein Menschenalter Sicherheit im Osten, eine feste, leicht zu verteidigende Grenze, Raum zu kolonisatorischer Ausbreitung zu verschaffen, dazu die Mittel, die orientalische Frage nach unseren Interessen zu lösen, dann war es am Ende auch kein Unglück, daß das, was man Weltpolitik nennt, vertagt wurde. Wir konnten sie in einem späteren Zeitpunkt aufnehmen, und waren dann in unserer festgewurzelten, gutgedeckten kontinen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

talen Stellung auch für England schwer angreifbar. Denn das hat ja wiederum der gegenwärtige Krieg aufs neue bewiesen — man konnte es vorher schon aus der Geschichte und der Natur der Dinge wissen —, daß England uns niemals direkt anfallen, sondern unter allen Umständen einer festländischen Koalition gegen uns bedürfen würde. Die aber hätte es nach vollem Siege Deutschlands über Rußland auf lange hinaus nicht mehr gefunden.

Das alles sind Fragen, die sich nicht kategorisch beantworten lassen; aber gestellt mußten sie werden, um es deutlich zu machen, daß Deutschland um 1900, als Fürst Bülow die auswärtigen Geschäfte führte, an einem Scheideweg gestanden hat. Die Darstellung des Fürsten läßt das nicht erkennen, weil sie nur den einen Weg zeigt. Daß der andere breit und glatt gewesen wäre, wird niemand behaupten. Es gibt nun einmal keinen Königsweg für ein Volk, das aufwärts strebt! Aber größer wären seine Gefahren und Hindernisse schwerlich gewesen, als die wir jetzt auf unserm Pfad gefunden haben.

Die größte Schwierigkeit lag wohl im Entschluß. Eine Frontwendung gegen Rußland wäre um 1900 etwas Neues und Überraschendes gewesen, um so mehr, als eine unmittelbare Nötigung dazu gerade damals nicht gegeben war, wo Rußland die orientalische Frage „einfrieren" ließ, um sich ganz nach Ostasien zu wenden. Immerhin sind auch solche Entschlüsse gefaßt worden. Man pflegt sie, wenn das Glück ihnen hold war, zu den genialsten Taten der Weltgeschichte zu rechnen, und gerade in der deutschen Geschichte nehmen sie den bevorzugten Ehrenplatz ein: 1740 und 1866! Freilich muß dazu auch ein Friedrich oder Bismarck da sein, dessen Auge die Zukunft durchdringt. Um 1900 aber waren Bismarcks Epigonen am Werk, innerlich gebunden durch das, was sie für Bismarcks Überlieferung ansahen, ohne die freie Kühnheit, die seine eigentliche Größe war. So blieb man in den Bahnen einer angeblich Bismarckschen Politik, die Bismarck selbst — wer kann es sagen? — vielleicht verlassen hätte. Wir vermessen uns nicht zu behaupten, daß es richtiger oder gar allein richtig gewesen wäre, das englische Bündnis anzunehmen. Es ist ja mit solchen Dingen nicht anders als mit den Entschlüssen des Feldherrn im Kriege, über die der Erfolg entscheidet, und der Erfolg spricht eben immer nur von der einen Möglichkeit. Aber — mit Clausewitz zu reden — „daß die Kritik diese Alternative mit zur Sprache bringen mußte, wird kein Sachverständiger bezweifeln, sobald sie einmal genannt ist". Die letzte Antwort kann nur die Geschichte geben, und sie wird sie geben. Noch ist der Prozeß nicht entschieden, **adhuc sub judice lis est!** Siegen wir über England, haben wir die Kraft, das durchzuführen, was vor einem halben Menschenalter unternommen wurde, dann war die damals getroffene Wahl richtig, und dann — aber erst dann! — wird auch Fürst Bülow ein Recht zu dem stolzen Selbstzeugnis haben, zwischen 1897 und 1909 habe „sich eine bedeutsame Entwicklung vollzogen, die den Mitlebenden nicht immer zum Bewußtsein gekommen ist, die aber die Nachwelt erkennen und würdigen wird . . . . . ."

Rund um uns

Von Deutschlands Erneuerung. Des Suchens und Fragens nach den Ursachen dieses Krieges ist kein Ende. Auf falscher Fährte sind, die eine glatte Formel bilden und an einer Erscheinung im Völkerleben oder bei einem Volk alle Schuld oder auch nur die Hauptschuld aufdecken wollen. Da geht es nicht ohne harte Ungerechtigkeit ab. Am meisten verfällt man in den Fehler, beim Gegner den tiefen Schatten des eignen hellen Lichtes zu sehen. Aber es kommt auch das Umgekehrte vor, daß man das eigne Volk zu schlecht beurteilt und ihm ein zu hohes Maß der Schuld beimißt. Dafür ist bezeichnend eine alldeutsche Stimme vom April 1917. Liest der Leser recht: Ein Alldeutscher ungerecht in der Beurteilung der deutschen Sache? Beabsichtigt hat er es wohl nicht; um so gründlicher hat ers getan. Der Leser urteile selbst.

In dem offiziellen alldeutschen Verlage J. F. Lehmann in München erscheint eine neue Monatsschrift „Deutschlands Erneuerung". An der Spitze des Unternehmens stehen bekannte Männer, unter andern der Vorsitzende des Alldeutschen Verbandes H. Claß, ferner Houston Stewart Chamberlain und Generallandschaftsdirektor a. D. W. Kapp. Hören wir die neue Botschaft, die der Leitaufsatz von Dr. E. Kühn uns bringt.

Der Wille zu einer Erneuerung des Deutschtums beseelte früher nur die stille Gemeinde der Besten im Lande; „doch verhallte ihr Ruf in dem verwirrenden Getöse, das der Tanz um das goldene Kalb verursachte". Die Zeiten vor dem Kriege waren „Zeiten der inneren Unwahrheiten und faulen Kompromisse; der feigen, grundsatzlosen und verlogenen Verstandestaktik; — — der planmäßig verfälschten und verstümmelten Ehr- und Reinlichkeitsbegriffe". — — In Politik, Presse, Kunst, im ganzen öffentlichen Leben „mußte Taktik fast überall die innere Wahrheit ersetzen! Jeweils wechselndes Verhalten an Stelle verantwortungsfroher, planvoller Stetigkeit! Grundsätze galten als überflüssig, wenn man gewandt genug war, den Leuten alles mundgerecht darzustellen. Ethische Begriffe wurden von Unberufenen wie beliebige andere Schlagwörter benutzt, um hinter ihrem Deckmantel ungestört im trüben zu fischen. Es wurde den Deutschen abgewöhnt, ein solches Gebaren gemein zu finden. Grinsender Zynismus und geistiger Nihilismus, — das war die letzte Weisheit jener Zeiten". — Dann wird dem Sieg des deutschen Geistes die Richtung gewiesen: Vaterländischer Idealismus und Rassenhygiene, Erzielung aufrechter, durchgearbeiteter Charaktere, Rein- und Gesunderhaltung der deutschen Familie, Wachhaltung völkischer Instinkte, Bekämpfung jeder Entartungsursache und -erscheinung.

Ich habe dies Urteil über das alte Deutschland gelesen und wieder gelesen, mit dem Auge des deutschen Mannes. Ich habe versucht, es mit „neutralem" Blick zu betrachten, ja mich ihm als „Feind" gegenüberzustellen. Und immer wieder mußte ich nach dem Kopfe greifen. Gewiß, vieles war faul im Staate Deutschland vor dem Kriege; ich bin der letzte, der es leugnen wollte; der Erfahrungstatsachen sind leider gar viele zur Hand. Aber war denn vorher das Gute wirklich auf eine stille Gemeinde der Besten beschränkt und seine Pflege nur einigen Auserwählten, die sich von Zynismus und Nihilismus freihielten, anvertraut?

Große Gedanken, mächtige Geistesströmungen hatten sich vor dem Krieg, noch bevor er uns seine furchtbaren Lehren konnte gegeben haben, aufgemacht, um unser Volk, um die Völker auf eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

höhere Stufe zu heben, ihr wahre Kultur zu schenken. Und die Gemeinde der Sozialverpflichteten und Tatfrohen war in raschem Anwachsen begriffen. Ich nenne aus der Fülle der Beispiele nur wenige. An die Herausarbeitung eines das Familienleben und Volkswohl aufbauenden Keuschheitsideals wurde viel Kraft und Liebe gewendet, schon ehe der Krieg aller Augen auf die drohenden Gefahren hinlenkte. Die Bodenreformer, die die heilige Heimaterde dem schamlosen Treiben der Wucherer entziehen und der deutschen Familie gesunde Siedelungen bereiten wollen, waren am Werk, schon ehe die Frage der Kriegerheimstätten uns auf die Seele brannte. Die Abstinenten verlangten aus Gründen der Bruderliebe und zur Förderung der Volkstüchtigkeit die Befreiung des Volkes und seiner Jugend vom Fluch des Rauschgiftes, schon ehe die Kriegsnot uns lehrte, wohin die Verschwendung wichtigster Nahrungsmittel zu Brau- und Brennzwecken führt. Um eine große, reine Kunst, um eine ehrliche Politik, um Wirklichkeitssinn und Wahrheitsmut im Geistesleben wurde heiß gerungen. Das sagt freilich, daß die Geister des Verderbens ihre Wühlarbeit mit Erfolg betrieben. Das sagt aber auch, daß viel reiner und kräftiger Wille angestrengt wurde, ihnen das Feld streitig zu machen. Am deutlichsten wird es vielleicht im Rückblick auf die Arbeit an der Jugend, die jung und alt aufgenommen hatte, um sie mit bessern Mitteln zu höhern Zwecken zu führen, in welch gutem Zuge wir vor dem Kriege waren.

Nun hat allerdings der Krieg nicht nur als Zerstörer gewütet, sondern auch als Lehrmeister Segen gebracht. Er hat nicht nur eine Masse berufener Mitarbeiter am künftigen Erneuerungswerk getötet, sondern auch die übrig gebliebenen gekräftigt und an Stelle der gefallenen Führer Ersatzmannschaften erstehen lassen. Er hat die Rinnsale, in denen die Geistesbäche flossen, verbreitert und vertieft. Er hat uns in Abgründe des Völker- und Menschenlebens hinunter- und an Höhen des Gotteserlebens hinaufblicken lassen. Gewiß, es soll vieles, sehr vieles nach dem Kriege anders und besser werden. Aber es sind die alten in Sturm und Wetter erprobten Erkenntnisse, die unserm Reformationswerk zugrunde gelegt werden. Es sind die alten Waffen, die wir frisch gestählt und geschärft zur Hand nehmen müssen, um den Geisteskampf im neuen Deutschland zu führen. So sind es feste Brücken, die von 1914 nach 1918, wills Gott, hinüber gelegt sind.

Ungerecht habe ich die Kühnsche Darstellung der Dinge genannt. Sie ist es noch in einer besondern Hinsicht. Hätte er recht mit seinem vernichtenden Wahrspruch über das Deutschtum vor dem Kriege, so wäre wirklich jede Nachforschung nach der Vaterschaft des Krieges zu verbieten, dann könnten wir füglich sagen: „Wir allein, oder wenigstens wir zu allermeist, sind schuld an der Weltkatastrophe. Unsre Ruchlosigkeit und Gesinnungslumperei hat sie mit Naturnotwendigkeit heraufgeführt als die allergerechteste und -passendste Strafe, mit der je ein Verbrechen gesühnt worden ist". — „Gerechtigkeit erhöht ein Volk" — Gerechtigkeit auch gegen sich selber, Gerechtigkeit vor allem gegen die, welche litten und stritten für eines Zeitalters Heil, ehe die klugen Reformprogramme von Dr. Kühn und seinen Mitarbeitern alle in die Welt hinausgerufen wurden.

So ganz nur auf deutscher Seite sieht Dr. Kühn freilich den Schaden nicht. Er unterbricht sich an einer Stelle und fragt: „Waren wir denn wirklich wesentlich anders als Engländer und Amerikaner?" Also sucht er doch wohl die Schuld auf beiden Seiten. Das führt uns noch auf eine letzte Beanstandung des Erneuerungswerks dieser Alldeutschen, als dessen Organ sich die neueste Monatsschrift darstellt.

Die alte Frage, warum der Deutsche im Ausland so unbeliebt war, erhebt sich. Hat der recht, der nur vom Neid der Feinde redet, die uns unsre guten Eigenschaften und großen Errungenschaften mißgönnten? Hat der recht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der, wie Dr. Kühn, am deutschen Wesen, das wir doch sicher auch im Ausland, ja dort erst recht, zur Schau trugen, schier keinen guten Faden läßt? Keiner von beiden. Gewiß hat die Mißgunst viel mitgewirkt, aber auch unsre Unbeständigkeit, das Großmaulige und dann wieder das Kleinmütige, das Überdeutsche und daneben das Undeutsche, der Anspruch, das Maß aller Dinge zu sein, und trotzdem und gleichzeitig die Bescheidenheit der Lumpe, die das Fremdländische allein preist. Damit meine ich nicht, das Rätsel der Unbeliebtheit gelöst zu haben. Aber vielleicht ist es ein kleiner Beitrag dazu, den ich aus reichlicher Beobachtung im In- und Ausland mir anzubieten getraue. Werden wir doch bescheiden im guten Doppelsinn dieses Wortes: als solche, die Bescheid wissen (vgl. Freidanks „Bescheidenheit") und dabei, vielmehr deswegen, sich zu bescheiden wissen. Seien wir doch nicht Lobredner nur, aber auch nicht Verächter der gewesenen Zeiten, nicht blind für unsres Volkes Tugenden und Fehler, nicht zaghaft, aber auch nicht anmaßend im Blick auf die Zukunft. Verlassen wir das Zickzackmäßige in unserm Fühlen, Denken und Wollen. Die Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung" hat geglaubt, wenn sie in ihrer ersten Kundgebung erst nach unten und dann nach oben die Kurve kräftig ausschlagen lasse, werbend zu wirken. Auf dem geduldigen Papier schadet das nicht zuviel. Aber im Wirken der Erneuerung wird so nicht wieder gut zu machender Schaden angerichtet. Auf dem Boden des bewährten Alten, geläutert und belehrt durch die harten Erfahrungen des Krieges, wollen wir das neue Deutschland, jeder an seinem stets kleinen, doch niemals unbedeutenden Teile bauen helfen.

Dr. Rudolf Burckhardt.

Zahlen, die reden. Eigentlich redet jede Zahl, und wer sich daran gewöhnt, Zahlensprache zu verstehen, wird viel hören, was anderen Menschen verschlossen bleibt Es gibt gute und schlimme Zahlen. Die schlimmen müssen wir nur leider zu oft hören.

Aber eine gute Zahlensprache redet von einer halben Million Stadtkinder, die durch den Verein „Landaufenthalt für Stadtkinder"*) auf das Land kommen. Zu dieser Zahl werden sich noch mehr Zahlen gesellen, denn eine Reihe von Bundesstaaten und mehrere preußische Provinzen fehlen noch mit Endangaben.

Zusammenfassend kann man aber sagen, daß weit mehr als eine halbe Million Kinder der Städte den Segen der Landsonne, das Glück des Landlebens für Wochen genießen werden. Allein Ostpreußen nimmt 66498, Pommern 37000, Posen 21689, Sachsen 15479, Schleswig-Holstein 14000, Hessen-Nassau 34600, Westfalen 14807 Kinder auf. Der Segen einer Zentrale ist ohne weiteres klar an den Tag getreten. Gibt es doch eine Reihe von Provinzen, die Überschuß an Pflegestellen hatten, andere Provinzen wieder, die lange nicht alle ihre „Sonnenhungrigen" selber unterbringen konnten. Da galt es mit „einer Hand" zu ordnen und zu verteilen, und zwar so schnell wie möglich, denn die Zeit ist in diesem Falle Leben und Gesundheit. Und so viel steht schon jetzt fest: Alle dem Verein überwiesenen Kleinen wird man unterbringen können.

Eine halbe Million Kinder draußen in der Sonne!

Die Zahl redet, und, was sie sagt, macht froh. E. M.

Batocki, Oberkirchenrat und Geistlichkeit. Es ist das erstemal nicht, daß sich eine preußische Kirchenbehörde in der Alkoholfrage auf eine Seite gestellt sieht, die als die unrichtige ihr nachher nachgewiesen werden konnte. Das war erstmals der Fall, als Hermann Popert seinen später auch als „Vortrupp-Flugschrift" verbreiteten Aufsatz „Bischof und Konsistorium"**)

*) Vgl. Vortrupp Nr. 8.

**) Vortrupp-Flugschrift Nr. 4. Der Aufsatz stand im Vortrupp, Jg. 1912 Nr. 10.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

veröffentlichte, und das ist jetzt wieder der Fall, da sich der preußische Oberkirchenrat völlig ins Kielwasser von Batocki begibt und in diese Strömung gar die preußische evangelische Geistlichkeit hereinsteuern will. Aber wahrlich, es ist kein „glückhaft Schiff", das die Behörde steuert.

Zu dieser Erkenntnis muß auch wohl die genannte Behörde selber kommen, wenigstens ist die Nr. 13 vom 1. April 1917 der Zeitschrift „Licht und Leben" (Licht und Leben-Verlag in Elberfeld) ihr in anerkennenswerter Weise behilflich. Die genannte Zeitschrift — bereits bald ein Menschenalter alt — hat es eigentlich mit ganz andern Dingen zu tun. Sie pflegt das evangelisch-christliche Leben in einer pietistisch erwecklichen Gestalt und wäre ohne die Lage unserer Lebensmittelverhältnisse schwerlich dazu gekommen, derart für die Beschränkung und Beendigung des Bierbrauens einzutreten. Gerade diese Tatsache müßte uns Deutschen in der Gegenwart den Blick öffnen und, wo das eigene Genießen noch nicht den ganzen Menschen beherrscht, auch den Entschluß hervorrufen, wenigstens „unter sotanen Umständen" mit dem Trinken und mit dem Trunk zu brechen, — auf daß es uns an Essen nicht gebreche!

Das genannte Blatt geht wirklich nicht nur vorübergehend auf die Angelegenheit ein. 6½ Seiten der 16seitigen, bereits in 2. Aufl. erschienenen Nummer sind Batocki und dem Oberkirchenrat gewidmet. Was war denn nun eigentlich geschehen? Zunächst haben, wie das zwar begreiflich war, sich im Erfolg aber leider als zwecklos ergab, verschiedene Pfarrer sich an Exz. v. Batocki gewandt und sich gegen seine Stellung ausgesprochen, die er zum Brauen und zu dem Biergenuß einnahm und einnimmt. Bekannt und oft abgedruckt ist u. a. auch der offene Brief des Bochumer Pfarrer Zauleck, aber nicht einmal dieser hat auf Batocki einen Eindruck gemacht! Auf diese Verwahrungen hin wollte Batocki aber auch nicht schweigen und schrieb am 3. Februar 1917 an den Evang. Oberkirchenrat in Charlottenburg ein Schreiben, das „Licht und Leben" abdruckt und „ein Denkmal aus dem Jahre 1917" nennt. In diesem Schreiben sollte nachgewiesen werden, daß berechtigten Wünschen bereits durch die Herabsetzung des Malzkontingents Genüge getan wäre. Wie weit Batocki dieser Nachweis gelungen, vielmehr nicht gelungen ist, und weil den wirklichen Verhältnissen zuwiderlaufend auch gar nicht gelingen konnte! — mag man ebenfalls in „Licht und Leben" unter „Rede und Gegenrede" aus der Feder Zaulecks nachlesen! An Deutlichkeit und Gründlichkeit läßt Zauleck nichts zu wünschen übrig.

Das Schreiben von Batocki hat nun wenigstens beim Evang. Oberkirchenrat den gewünschten Erfolg gefunden. Nicht etwa deshalb oder bloß deshalb, weil, wie „Licht und Leben" meint, wir eben an der „Staatskirche" kranken, die Kirche also tun muß, was der Staat befiehlt, sondern weil nach unserem Dafürhalten die Krankheitsursachen viel tiefer liegen. Kurz und gut, oder vielmehr kurz und schlecht, es gab der Ev. Oberkirchenrat unterm 13. Februar einen Erlaß an die Konsistorien heraus mit der Veranlassung, „eine uns von dem Kriegsernährungsamt zur Verfügung gestellte Übersicht (— eben das Batockische Schreiben —) über die zur Einschränkung der Biererzeugung getroffenen Maßnahmen und über den Umfang der tatsächlich noch zur Biererzeugung verwendeten Gerstenmengen sofort zur Kenntnis der Geistlichen zu bringen. Letztere werden dabei hinzuweisen sein, daß sie jede sich ihnen bietende geeignete Gelegenheit benutzen, aufklärend im Sinne der Ausführungen des Kriegsernährungsamtes in ihren Gemeinden zu wirken" und somit also die Ablieferung der Gerste an Brauereien nach Kräften mittels pfarramtlicher Autorität zu fördern! Man kann den Fehlgriff, der aus diesem Erlaß spricht, wirklich nicht besser beleuchten als mit einem kleinen Scherz, den sich „Licht und Leben" mitten in der ernstesten Besprechung leistet. Es bietet nämlich einen Wortlaut dar, wie der Oberkirchen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rat hätte antworten sollen, aber leider nicht geantwortet hat. In dieser leider nur erdichteten Ablehnung des Batockischen Ansuchens steht u. a. zu lesen: „Die evangelischen Geistlichen Preußens stehen auf einer solchen geistigen Stufe, daß es gewagt wäre, wenn wir ihnen die in dem (Batockischen) Schriftstück genannten Zahlen weitergäben; es wäre uns peinlich, wenn die Zahlen verdächtigt würden, daß sie nicht unabhängig dastehen, sondern im Dienste einer bestimmten Absicht. Ferner ist unter den evangelischen Geistlichen ein erheblicher Teil, deren Absicht auf ein Ziel gerichtet ist, das dem Ziel entgegengesetzt ist, auf das jene Zahlen hindeuten; schon in Friedenszeiten gab es unter den Geistlichen viele Gegner des Rauschtrankes, um der sittlichen Verheerungen willen, die der Rauschtrank anrichtet."

Wie gesagt, diese hier teilweise wiedergegebene Ablehnung des Oberkirchenrats ist erdichtet. Sie hätte jedoch selbst in Preußen gut erfolgen können, wenn..! Und zur Ergänzung dieses „Wenn ...!-Satzes" gehört der Umstand, daß die Konsistorien Brandenburg und Rheinland das Ansinnen des Oberkirchenrats weitergaben, Rheinland, wie wir in „Licht und Leben" lesen, gar noch mit eigener Empfehlung des Erlasses. Das Konsistorium in Westfalen hat dem Amtsblatt nur das Batockische Schriftstück beigegeben, ohne eigene Empfehlung. Es entzieht sich der Kenntnis, wäre gewiß aber sehr lehrreich, etwas von dem Verhalten der andern Konsistorien zu erfahren.

Noch ein Wort über die Geistlichen der preußischen evangelischen Landeskirche. Sie werden sich, nicht nur im Reformationsjubeljahr, so viel „Eigenständigkeit" gewahrt haben, um hier nichts „wider das Gewissen" zu tun. Sie werden aber in diesem mit ernster Kriegsnot gepaarten Lutherjahr schwerlich vergessen können, daß es vor 400 Jahren durch die Welt hallte: „Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: ‚Tut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!' hat er gewollt, daß alles Leben der Gläubigen Buße sein soll." Möge auch — und dazu sind trotz Batocki und trotz Oberkirchenrat auch gerade in der Alkoholfrage die Pfarrer berufen —, ja möge auch heute nach 400 Jahren dieses Wort wieder durch die Welt hallen, auch dort, wo man es noch immer nicht vernehmen kann oder mag!

G.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Offe, Dr. Hans: Ziele und Wege der Erdkunde an höheren Schulen. G. Freytag, G. m. b. H. Leipzig.

Schücking, Walther: Der Weltfriedensbund und die Wiedergeburt des Völkerrechts. Verlag Naturwissenschaften, G. m. b. H., Leipzig.

Faßbender, Martin: Des deutschen Volkes Wille zum Leben. Bevölkerungspolitische und volkspädagogische Abhandlungen über Erhaltung und Förderung deutscher Volkskraft. M. 13.50; in Pappband M. 15.—. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br.

Mönckeberg, Carl: Unter Linsingen in den Karpathen. M. 1.30. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/Berlin.

— — Deutsche Truppen an der Düna, Herbst 1916. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/Berlin.

Foerster, Karl: Vom Blütengarten der Zukunft. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—. Furche-Verlag. Berlin.

Prellwitz, Gertrud: Vom Wunder des Lebens. M. 1.20. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Hohmann, Leo J. A. und Reichel, Dr. E.: Die Dienstpflicht der deutschen Frauen. Gekrönte Preisschrift der Mathilde-Zimmer-Stiftung. Mathilde-Zimmer-Haus, G. m. b. H., Berlin-Zehlendorf.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 13 1. Juli 1917

Lehmanns Kriegsziele.

Berlin, den 23. Juni 1917.

Es handelt sich heute um ein ergänzendes Seitenstück zu dem „Begleitschreiben vom 5. Mai 1915", von dem hier das letztemal die Rede war. Das Wort Schillers, das als Überschrift über meinem letzten Aufsatz hier stand, könnte auch diesmal als Titel dienen:

Der Verlag von J. F. Lehmann in München, der offizielle alldeutsche Verlag, hat eine Broschüre herausgegeben, die er benannt hat: „Deutschlands Zukunft bei einem guten und bei einem schlechten Frieden." Außer J. F. Lehmann selbst, dem Inhaber des Verlages, haben an der Schrift zwar noch mitgearbeitet: ein Bezirksamtsassessor, ein Professor der Hygiene, ein Privatdozent und ein Herr mit dem Doktortitel, bei denen beiden die Fakultät nicht angegeben ist. Doch liegt der Schrift ein von J. F. Lehmann selbst ausgearbeiteter, einheitlicher Plan zugrunde, so daß es gerechtfertigt ist, den Namen Lehmann als Kennwort für die Schrift und für die darin aufgestellten Forderungen anzusprechen.

Die Broschüre, die Ende März 1917 fertiggestellt war, wird von den Alldeutschen in großen Massen verbreitet, besonders auch durch kostenlose Verteilung. In der Öffentlichkeit ist kürzlich besonders aufgefallen, daß der Verlag in einem Reklame-Zirkular für die Broschüre behauptet hatte, es sei eine große Partie der Broschüre von zwei allerhöchsten deutschen Behörden angekauft worden; welche beiden Behörden jedoch, wie sie sofort mitteilen ließen, kein einziges Exemplar erworben hatten.

Der Gegenstand meines heutigen Aufsatzes soll die positive Seite der Broschüre sein, also das, was Lehmann unter einem „guten Frieden" versteht. Man wird sehen, daß „Lehmanns Kriegsziele" noch wesentlich über das hinausgehen, was der Alldeutsche Verband bisher als seine verbandsamtlichen Ziele veröffentlicht hat, und was ich hier zweimal, zuletzt in meinem vorigen Artikel, wiedergegeben habe. Aber wenn der Alldeutsche Verband Lehmanns Kriegsziele auch noch nicht verbandsamtlich zu den seinigen gemacht hat, so stellt er sich doch mit aller Kraft und allen Mitteln hinter diese Kriegsziele seines offiziellen Verlages: In den verbandsamtlichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Alldeutschen Blättern" vom 9. Juli 1917 sagt eine, in auffälligem Druck gehaltene „Mitteilung der Geschäftsstelle:

> „Von der vortrefflichen Schrift ‚Deutschlands Zukunft bei einem guten und bei einem schlechten Frieden', erschienen im Verlag von J. F. Lehmann, München, sind uns 10 000 Stück unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden.
>
> Wir geben die Schrift, solange der Vorrat reicht, gerne den Ortsgruppen ab, welche die Verteilung der Schrift in geeigneten Kreisen (auch an die Front schicken!) übernehmen wollen. Wir bitten, von diesem Angebot baldigen und umfassenden Gebrauch zu machen: es handelt sich um eine der besten Aufklärungsschriften, die erschienen sind."

Und in derselben Nummer der „Alldeutschen Blätter" wird weiter unter „Lesestoff" von der Lehmannschen Broschüre gesagt, daß sie

> „gar nicht genug im Volke verbreitet werden kann. Besonders sollten es sich unsere Ortsgruppen angelegen sein lassen, das Heft in Massen zu beziehen und zu Werbezwecken zu verwenden."

Daß diese Massenverbreitung durch die Alldeutschen tatsächlich stattfindet, habe ich bereits gesagt.

Lehmanns Kriegsziele sind aber diese (ich habe sie übersichtlich geordnet):

1. a) Wir müssen Kurland und Litauen in unserem Besitz behalten, und, „wenn irgend möglich", Livland und Estland dazu gewinnen.
   b) „Wenn irgend möglich" ist dafür zu sorgen, daß an unserer östlichen Grenze ein [weiterer] Streifen Landes vorgelegt wird, dessen Bevölkerung in Tausch gegen deutsch-russische Kolonisten umgesiedelt wird. Es handelt sich um ein Gebiet von 1 600 000 ha. „Unter allen Umständen" müssen Wilna (auch jenseits des litauischen Teiles), Grodno und Minsk als deutsches Siedlungsland in Anspruch genommen werden.
2. a) Die französische Hochebene von Briey und Longwy muß uns zufallen.
   b) Wir müssen Belgien, wenigstens den größten Teil davon, besonders die flandrische Küste, militärisch, politisch und wirtschaftlich in der Hand behalten.
   c) „Wenn irgend möglich", sollten wir auch den nördlichen Teil des Pas de Calais mit Dünkirchen, Kales (Calais) und Boonen (Boulogne) dazu gewinnen und zu Flamland schlagen.

   Aus den abzutretenden Gebieten ist die französische Bevölkerung auszusiedeln. Vielleicht wäre es zweckmäßig, Frankreich durch Teile Walloniens zu entschädigen.
3. In Afrika wird ein großes deutsches Kolonialreich geschaffen, und zwar folgendermaßen:
   a) Mit Belgien kommt auch der belgische Kongo unter unsere Oberherrschaft.
   b) Portugal verliert seine sämtlichen afrikanischen Kolonien, also Angola, Mozambique usw., ferner die Azoren, Madeira, die Kapverdischen Inseln, San Thomes und Principes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

c) Wir nehmen die französischen Besitzungen in Mittelafrika, Äquatorialafrika, Saharagebiet und in Französisch-Somaliland. Auch Französisch-Marokko mit Tanger und Tunis kommen unter deutsche Leitung.

d) Die Engländer treten uns in Afrika ab: Englisch-Somaliland, Englisch-Ostafrika, Uganda, Nyassaland und Sansibar. Von englischen Besitzungen in Britisch-Westafrika werden Nigeria und die Goldküste als wünschenswerte Erwerbungsgegenstände für uns bezeichnet.

e) Auch die Angliederung größerer Stücke des italienischen Kolonialbesitzes an unsere afrikanischen Kolonien ist „unter Umständen" wünschenswert.

4. Die Engländer werden aus dem Mittelmeer vertrieben, und zwar so:
   a) Ägypten und der Sudan kommen wieder unter ihre alte Dynastie und unter die Oberhoheit der türkischen Pforte.
   b) Die Aktien des Suezkanals gehen in den Besitz der Mittelmächte über.
   c) Malta, Cypern, Aden, Perim, Sokotra und Kuweit „gelangen in eine starke Hand, welche sie gegen Englands Seemacht zu verteidigen vermag".
   d) Gibraltar muß „deutsch werden oder an Spanien zurückgegeben und neutralisiert werden".
5. Österreich-Ungarn wird vergrößert um die Wallachei, um ein Drittel Serbiens, um Montenegro und Albanien, und erhält einen starken Kriegshafen in Valona.
6. Bulgarien erhält die andern zwei Drittel von Serbien, die Dobrudscha und die Teile der mazedonischen Küste, die ihm im Frieden von Bukarest entrissen worden sind.
7. Deutschland läßt sich von England einen Teil von dessen Kriegsflotte abtreten.
8. a) Die Feinde haben die deutschen Kriegskosten und Kriegsschäden (einschließlich der deutschen Rüstungsausgaben für etwa weitere vierzig Jahre) zu decken, im Gesamtbetrage von 200 Milliarden Mark; desgleichen die Kriegskosten und Kriegsschäden unserer Bundesgenossen im Betrage von weit über 150 Milliarden Mark.
   b) Die Deckung eines Teiles dieser Kriegsentschädigung erfolgt dadurch, daß England, Frankreich, Rußland, Italien und Portugal ein jedes die Hälfte seiner Handelsflotte an die Mittelmächte abzutreten haben. Von Nordamerika und Japan wird das nicht verlangt, dafür geht aber die belgische Handelsflotte g a n z in den Besitz der Mittelmächte über. — Das soll zusammen einen Wert von etwa 4 Milliarden Mark ergeben.
   c) Weitere 59½ Milliarden der Kriegsentschädigung für Deutschland sollen dadurch gedeckt werden, daß in den eroberten Gebieten Belgiens, Frankreichs, Rußlands und Rumäniens (es wird angedeutet, daß auch Polen in Betracht kommen könnte) alles staatliche und private Eigentum, das sich zur öffentlichen Bewirtschaftung eignet, vom Deutschen Reiche in Besitz genommen und bewirtschaftet wird. Genannt werden vor allem Eisenbahnen, Wasserstraßen, Hafenanlagen, Lagerhäuser, Kohlengruben, Bergwerke, Ölquellen — ferner alles Land, das sich zur Bildung bäuerlicher Rentengüter eignet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Privatbesitzer, die hierbei enteignet werden, sind vom Feinde zu entschädigen.

Unsere Bundesgenossen sollen Entsprechendes in Italien, Serbien und Rumänien vornehmen.

d) Die auf diese Weise nicht gedeckten Milliarden müssen die Feinde bezahlen durch Einfuhr von Rohstoffen, Halbfabrikaten und Nahrungsmitteln.

Es soll nun dargelegt werden, wie verworren diese alldeutsche Propaganda wieder ist, wie schlecht durchdacht Lehmanns Kriegsziele in Voraussetzungen und Folgen sind. Wie leichtherzig demnach auch hier wieder einmal eine Beeinflussung politisch Urteilsloser versucht wird.

Zwei grundsätzliche Dinge zuvor: Einmal, ich halte, so lange überhaupt noch militärische Operationen stattfinden, alles programmatische Aufstellen von Kriegszielen für sachlich schlechthin wertlos; diese Auffassung ist ja ganz kürzlich besonders eindrucksvoll vertreten worden von dem neuen Generalgouverneur von Belgien, Generaloberst v. Falkenhausen. Auf der anderen Seite will ich durchaus nicht bestreiten, daß einzelne von Lehmanns Kriegszielen wünschenswert sein können, allerdings auch sie nicht ohne Rücksicht auf die dafür zu bringenden Opfer.

Die Kritik trifft die folgenden Punkte:

Mit dem Durchdenken der Voraussetzungen seiner Kriegsziele steht es bei Lehmann so: Es kann nicht ernsthaft geleugnet werden, daß sich die Gesamtheit von Lehmanns Kriegszielen — und auch das meiste Einzelne davon, zum Beispiel die Vertreibung Englands aus dem Mittelmeer, sowie die Auslieferung eines Teiles der englischen Kriegsflotte und der Hälfte aller feindlichen Handelsflotten — nur erreichen läßt, wenn die Kampfkraft aller unsrer Gegner, besonders auch Englands, bis zur völligen Wehrlosigkeit gebrochen ist. Auch Lehmann entzieht sich dieser Erkenntnis anscheinend nicht; er drückt diese Voraussetzung seiner Kriegsziele in der bekannten Fassung aus, daß England „auf die Knie niedergerungen" oder „in die Knie gerungen" werden müsse und werden werde. Verworren gedacht ist es dabei dann allerdings schon, daß Lehmann, trotzdem er annimmt, daß diese Voraussetzung erfüllt werden werde, dann bei einigen Kriegszielen doch noch sagt, man müsse sie erreichen „wenn irgend möglich"; denn ist jene Voraussetzung einmal erfüllt, so ist ja jedes Kriegsziel, auch das allerweitgehendste, ohne weiteres zu haben. Aber wichtiger ist das Folgende: Lehmann unternimmt es, eine ganz bestimmte Prophezeiung darüber aufzustellen, wann der Zeitpunkt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gekommen sein wird, wo diese völlige Wehrlosigkeit, insbesondere Englands, eingetreten sein wird: Auf Seite 5 der Broschüre heißt es noch verhältnismäßig zurückhaltend, daß wir

> „voraussichtlich in wenigen Monaten England so weit gebracht haben, daß es um Frieden bitten muß".

und auf Seite 7 ist noch die Rede davon, daß nach einem solchen Friedensangebot Englands, einem Friedensangebot, von dem es auch an dieser Stelle heißt, daß es „über Nacht kommen" könne, noch fortgekämpft werden müsse, bis England auf die Knie niedergerungen sei und jenen Frieden annehmen müsse, den wir diktieren. Aber darüber, wann England Das muß, heißt es auf Seite 41 ganz unzweideutig

> „der Krieg wird in wenigen Monaten beendet sein",

und zwar, wie der dort zweitvorhergehende Satz zeigt, beendet sein dadurch, daß England „in die Knie gerungen" ist. Und diese Sätze auf Seite 41 der Broschüre sagen nun auch mit aller Deutlichkeit, daß diese „wenigen Monate", nach deren Ablauf England in die Knie gerungen sein wird, sechs Monate sind, gerechnet vom 31. Januar 1917 ab. Von diesen sechs Monaten als der Begrenzungsdauer der Kriegszeit ist übrigens ebenso bestimmt die Rede in den Zeilen 11 und 12 auf Seite 39 der Broschüre. Lehmanns Prophezeiung ist also diese: Am 31. Juli 1917 ist der Krieg beendet, und zwar so, daß dann Lehmanns Kriegsziele erreicht sind.

Hierzu ist nun zweierlei zu sagen: Zum ersten, daß jede Prophezeiung über einen bestimmten Termin, wo der Verband der Feinde oder ein Feind niedergerungen sein wird, oder auch nur einen Verhandlungsfrieden anbieten wird, namenlos leichtsinnig ist. Besonders wenn eine solche Prophezeiung in einer Broschüre steht, die von den Interessenten so massenhaft (und zwar nach ihrer eigenen oben zitierten Erklärung auch an der Front) vertrieben wird, wie es mit Lehmanns Broschüre der Fall ist: Kein einziger Mensch auf Erden ist in der Lage, die Gesamtheit der Umstände zu kennen, die man kennen müßte, um gewissenhafterweise eine solche Vorhersage abgeben zu können; auch der Blindeste aber kann sehen, zu welchen Stimmungsrückschlägen derartige Prophezeiungen führen können, wenn sie nachher nicht eintreffen. In dem unbedingten Verwerfen derartigen Prophetentums bin ich nicht nur einig mit dem Rektor der Universität Kiel, Dr. Bernhard Harms, der sich in seiner großen Antrittsrede vom 5. März 1917 sehr energisch dagegen ausgesprochen hat, sondern diesmal auch mit der — — „Deutschen Tageszeitung", die in ihrer Abendausgabe vom 11. Juni 1917 einen ganzen Leitaufsatz dagegen bringt. Die Anwendung dieses Leitaufsatzes der „Deut-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen Tageszeitung" auf den Fall Lehmann (den sie nicht erwähnt) ist um so durchschlagender, als dasselbe Organ in der unmittelbar darauf folgenden Morgenausgabe vom 12. Juni über die Lehmannsche Broschüre wörtlich (wirklich wörtlich und mit Sperrdruck, so wie ich ihn wiedergebe) sagt

> „daß wir diese vorzügliche Propagandaschrift im ganzen nur warm empfehlen können".

Und was zweitens dann besonders den sachlichen Inhalt gerade dieser Lehmannschen Prophezeiung angeht, so ist so viel sicher: auch wenn eine Friedensbitte der Feinde oder eines Feindes innerhalb der von Lehmann prophezeiten Frist kommen sollte, so würde, wenn dann als Antwort darauf die Friedensbedingungen Lehmanns genannt würden, der Feind noch mindestens ein halbes Jahrzehnt lang fortkämpfen. Ganz gewiß England. Und auch wenn es hungert. Denn es ist eine völlig unpolitische Vorstellung, daß ein Land von den Hilfsquellen Englands, und vollends mit dem völlig unerschütterten amerikanischen Bundesgenossen zur Seite, durch irgendwelche Mittel in wenigen Monaten, oder überhaupt in irgendwie absehbarer Zeit, zur völligen Wehrlosigkeit gebracht werden könnte. Gewiß können die Dinge sehr wohl dahin kommen, daß alle möglichen Umstände, zum Beispiel knappe Ernährung, einem Lande, zum Beispiel England, einen Friedensschluß — auch unter Einräumungen an den Gegner — sehr wünschenswert machen können. Und daß es gerade mit England so kommt, dürfen wir erwarten im Vertrauen auf das gewissenhaft abwägende Kanzlerwort vom 31. Januar 1917, das die feste Überzeugung ausspricht

> „daß England ... zum Frieden gebracht werden wird".

Aber wenn dann Bedingungen gestellt würden, die, um nur das hervorzuheben, Vertreibung aus dem Mittelmeer und Auslieferung der halben Handelsflotte nebst einem Teil der Kriegsflotte verlangen, dann würde jeder Staat — und vollends England, dem wir an Zähigkeit nur uns selbst vergleichen dürfen — noch Mittel und Möglichkeiten und Widerstandskraft finden für Jahre und für länger. Der gewaltige Mangel an politischem Augenmaß, den auch diese neueste alldeutsche Prophezeiung enthält, ist ja allerdings auch nicht größer, als der gleiche Mangel in dem, das letztemal hier behandelten, alldeutschen „Begleitschreiben vom 5. Mai 1915", das schon an diesem Datum einen „sicheren Sieg" sah, der nur „ausgenutzt" zu werden brauchte, um den Feinden die sämtlichen verbandsamtlichen alldeutschen Bedingungen aufzuerlegen.

Was der Eroberungskrieg für uns bedeuten würde, den wir demnach zur Durchsetzung Lehmannscher (und andrer alldeutscher) Kriegs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ziele auch nach einer etwaigen Friedensbitte der Feinde oder eines Feindes noch jahrelang zu führen hätten, das ist in diesen Aufsätzen mehrfach dargelegt worden, zuletzt am 1. Juni 1917.

Nach dem Auftreten der Leute, die Lehmanns Kriegsziele oder ähnliche verfolgen, halte ich es allerdings für sehr denkbar, daß es unter ihnen solche gibt, die ruhig sagen: „Jawohl, für unsre Kriegsziele nehmen wir diese Opfer und dieses Risiko auf uns oder vielmehr auf das deutsche Volk." Dahin rechne ich den Redner in der Berliner Philharmonie vom 2. Februar 1917 mit seinen Wahlsprüchen „Er oder ich" und „bei diesem Kriege kommt es . . . darauf an, welche Mächtegruppe ruiniert wird". Diesen Standpunkt halte ich natürlich für denkbar verkehrt, für höchst gefährlich, und für auf das schärfste zu bekämpfen. Aber er ist doch noch lange nicht so schlimm, wie wenn man nicht einmal so weit denkt, um zu erkennen, welche Opfer und welches Hasardspiel um sein Dasein man dem deutschen Volke (und seinen Bundesgenossen) aufzuladen bereit ist, indem man Lehmanns Kriegsziele oder ähnliche aufpflanzt: wenn man gar, wie Lehmann, es fertigbringt, derartige Kriegsziele aufzustellen und dann noch in demselben Atem zu versprechen: Am 31. Juli 1917 ist der Krieg beendet und sind den Feinden diese Bedingungen aufgezwungen.

Ebenso schlecht durchdacht sind in Lehmanns Broschüre die Folgen, die Lehmanns Kriegsziele haben müßten:

Zunächst heißt es auf Seite 6, daß wir

> „auch in Zukunft mit einer feindlichen Genossenschaft von England, Vereinigte Staaten, Frankreich, Belgien, Italien, Rußland, Balkanstaaten, Japan, unter Umständen noch Holland, Dänemark rechnen müssen".

Hinzugefügt wird an dieser Stelle der Broschüre noch:

> „es sei ausdrücklich festgestellt, daß das Rußland der Revolution ebenso zu unseren Feinden gehört, wie das Rußland des Zaren ... unsere künftige Entwicklung ist durch ein ‚demokratisches' Rußland ebenso bedroht wie durch ein ‚reaktionäres'".

Gerade mit Rücksicht auf diesen Ausblick in die Zukunft werden da und auf Seite 5 der Broschüre die Lehmannschen Forderungen gestellt: für einen „künftigen Krieg" sollen sie uns militärisch gut stellen. An dieser Stelle der Broschüre wird also nicht etwa erwartet, daß die Durchführung von Lehmanns Kriegszielen das Verhältnis zu unsern heutigen Feinden irgendwie verbessern werde.

Ganz anders liest man es dagegen auf den Seiten 41 und 14—16 der Broschüre; da stehen die folgenden Prophezeiungen darüber, wie die Welt aussehen wird, wenn Lehmanns Kriegsziele verwirklicht sind. England ist dann

„gezwungen, sich mit Deutschland gut zu stellen, da es nicht mehr in der Lage ist, mit den ihm verbleibenden Schiffen sich selbst zu versorgen und den Welthandel zu beherrschen".

„Selbst Frankreich"

„wird, wenn es eine gewisse Hungerkur durchgemacht haben wird, vielleicht einsehen, daß sein Platz schon längst an der Seite des Deutschen Reiches gewesen wäre, daß beide Länder sich wirtschaftlich hätten aufs glücklichste ergänzen können, wenn seine Ruhmsucht nicht dazwischen getreten wäre."

Das (durch Lehmanns Kriegsziele zu erreichende) „gewaltige, in sich selbst abgeschlossene Wirtschaftsgebiet der Mittelmächte" wird „genügenden Lebensraum gewähren" „auch für Italien",

„dem wohl der unglückliche Krieg die Lehre eingeprägt haben wird, daß ein Land ohne Holz, Kohle und Eisen heute keine selbständige Großmachtpolitik treiben kann, selbst wenn es 37 Millionen Einwohner zählt".

Von Holland heißt es an dieser Stelle der Broschüre, daß es

„dem gewaltigen europäischen Wirtschaftsbunde gerne beitreten"

würde. Von Dänemark wird an dieser Stelle gesagt, es werde es

„wohl auch vorteilhaft finden, sich anzuschließen".

Von Rußland wird hier in Aussicht gestellt, daß es

„die Freiheit bekäme, sich durch Staatsbankerott von der englisch-amerikanisch-französischen Schuldknechtschaft zu befreien und den Weg ans Tropenmeer zu verfolgen",

wie es denn auch auf Seite 12 von Rußland heißt

„begreift es zudem seine Aufgabe richtig, dann wendet es den Überschuß seiner Kräfte nach Asien, gegen das tropische Meer, wo wir ihm ohne Gefahr für uns in Persien, Afghanistan und Balutschistan freie Hand lassen könnten".

Und im Endergebnis heißt es an dieser Stelle der Broschüre, daß in der durch Lehmanns Kriegsziele neugeregelten Welt

„Frieden in einem unabhängigen Europa"

herrschen und

„Jahrhunderte vergehen könnten",

ehe es (auf der ganzen Erde) wieder zu einem Kriege käme.

Schon die Tatsache, daß in einer und derselben, nach einem einheitlichen Plane gearbeiteten, einem einheitlichen Zwecke dienenden, politischen Broschüre über die Wirkung des Zieles, dem die Broschüre dient, so völlig widersprechende Dinge gelehrt werden können, zeigt eine schlimme Verworrenheit. Und in der Sache gilt dies: Richtig könnte höchstens einer der beiden sich widersprechenden Zukunftsausblicke sein. Sie sind nun aber sogar beide falsch:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es geht gegen alle geschichtlichen Erfahrungen, daß an sich die jetzt gegen uns verbundene „feindliche Genossenschaft" wesentlich über den Krieg hinaus dauern und zusammenhalten sollte; es wäre wohl die erste Koalition, die den Krieg, für den sie geschlossen ist, überdauerte. Die Russen zum Beispiel haben allein in den letzten hundert Jahren gefochten: zuerst im Bunde mit Deutschen gegen Napoleon, hierauf gegen Napoleon, der seinerseits im Bunde mit fast allen Deutschen war, dann wieder im Bunde mit denselben Deutschen gegen Napoleon; später im Krimkriege gegen die verbündeten Engländer und Franzosen; jetzt wieder im Bunde mit Engländern und Franzosen gegen uns Deutsche, wobei Rußland außerdem noch mit Japan verbündet ist, mit dem es kurz zuvor einen großen Krieg geführt hat. Oder: Italien kämpfte im Jahre 1866 im Bunde mit Preußen gegen Österreich-Ungarn, ist nicht lange darauf durch viele Jahre hindurch mit dem Deutschen Reiche (das in internationaler Beziehung an Preußens Stelle getreten ist) und mit Österreich-Ungarn verbündet gewesen und führt heute wieder gegen beide Krieg. Die gleiche Rechnung kann man so ziemlich für alle europäischen Staaten aufmachen. Es ist also an sich gar kein Grund vorhanden, weshalb sich unsre Gegner nach diesem Weltkriege plötzlich ganz anders verhalten sollten, als es bisher in der Geschichte gegangen ist; ganz im Gegenteil spricht alles dafür, daß nach Friedensschluß das Deutsche Reich, selbst wenn es in diesem Kriege nicht mehr getan hätte, als sich fast gegen die ganze übrige Welt zu behaupten, wegen der schon darin zum Ausdruck kommenden gewaltigen Kraft und Gesundheit von allen Seiten auf das stärkste wird umworben werden. An sich also ist nach diesem Kriege unter allen Umständen eine Erleichterung unsrer internationalen Beziehungen zu erwarten, selbst wenn nicht — wovon ich meinerseits außerdem noch fest überzeugt bin — eine mächtige Entwicklung in den Beziehungen der Völker zueinander einsetzen sollte in d e m Sinne, von dem ich in meinem Aufsatze „Der Lohn der Opfer" am 1. Dezember 1916 hier gesprochen habe.

Nur wird allerdings eine solche Vereinfachung unsrer internationalen Beziehungen nach dem Kriege gerade dann gewiß n i c h t eintreten, wenn das Programm der Lehmannschen Kriegsziele oder ein ähnliches verwirklicht werden sollte. Es ist einfach nicht zu fassen, wie die Lehmannsche Broschüre dazu kommt, sich (wie gesagt, auf den Seiten 14—16, denn auf den Seiten 5/6 liest man's ja anders) als Folge der Durchführung ihrer Kriegsziele einen „Frieden in einem unabhängigen Europa" und nun gar einen Frieden von „Jahrhunderten" vorzustellen. Welcher Mensch, der auch nur die Entwicklung Frankreichs nach der Niederlage von 1870/71 mit angesehen hat — nach einer Niederlage, bei der den Franzosen doch nichts abgenommen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

worden ist, als urdeutsche Länder, die sie durch reinen Raub erworben hatten und eine Geldsumme, die heute jedes kriegführende Land in zwei Monaten ausgibt — wer, der diese Entwicklung Frankreichs mit angesehen hat, kann daran zweifeln, daß, wenn wir unsre sämtlichen europäischen Gegner derartig verstümmelten, wie Lehmanns Kriegsziele es wollen, daß dann alle diese Länder von nichts anderm mehr beherrscht werden würden, als von den wildesten nationalistischen Strömungen und Revanche-Ideen? Jeder Politiker in den uns feindlichen Ländern, den Ehrgeiz oder Geschäftsinteresse dazu drängten — und solche Politiker gibt es jederzeit in jedem Lande —, könnte auf diesem Instrument mit der allergrößten Leichtigkeit spielen, sobald und so oft er Lust hat; keine Vernunft und kein wirtschaftliches Interesse wären dann stark genug, ihm zu widerstehen. Die Lehmannsche Broschüre meint zwar beschwichtigend auf Seite 14/15

> „die angelsächsische Welt hätte noch so ungeheuer reiche Entwicklungsmöglichkeiten vor sich, daß auch sie sich bei dem Wandel der Dinge beruhigen könnte".

„K ö n n t e" ist nicht schlecht. Aber nein, nach Lehmann m ü ß t e sie sich sogar beruhigen; denn es heißt bei Lehmann auf Seite 14:

> „Frankreich wäre im Zaume gehalten, England gebändigt, da beide die Bewilligung der Durchfahrt durch den Suezkanal sehr nötig haben würden, um rasch zu ihren asiatischen und australischen Besitzungen zu gelangen"

und (wie schon angeführt) auf Seite 41:

> „damit ist England gezwungen, sich mit Deutschland gut zu stellen, da es nicht mehr in der Lage ist, mit den ihm verbleibenden Schiffen sich selbst zu versorgen und den Welthandel zu beherrschen".

Wogegen darauf hinzuweisen ist, wie schnell nach dem Jahre 1806 Preußen den „Zaum" und die „Bändigung" abgeworfen hat, obwohl etwas mehr auf ihm lastete als eine behinderte Durchfahrt durch eine Schiffahrtsstraße und mangelnder Schiffsraum. Und wobei weiter zu bemerken wäre, daß selbst Lehmann Nordamerika (und übrigens auch Japan) ganz ungeschwächt lassen muß, daß er aber von Nordamerika selbst (auf Seite 7) hervorhebt, wie unermeßlich es sich in diesem Kriege bereichert hat, und daß er Nordamerikas Zusammengehörigkeit und Zusammenhalten mit England durch die ganze Broschüre hindurch als schlechthin naturgegebene und unabänderliche Tatsache ansieht. Nun braucht man Nordamerikas militärische Leistungsfähigkeit für diesen Krieg nicht zu überschätzen, aber in den kommenden Jahrzehnten wird es auch militärisch viel aus sich machen können, wenn es will — und jedenfalls kann es England jede noch so teure Revanche-Rüstung bezahlen. Wirklich, es ist u n g e m e i n wahrscheinlich, daß mit solchem Bundesgenossen an der Seite England sich bei einem

„Lehmann-Frieden" „beruhigen" wird! — Kein Nüchterner kann vielmehr daran zweifeln, daß die Folge eines Lehmann-Friedens vom ersten Tage seines Bestehens an ein Fieber von Rüstungen für den Revanche-Krieg sein würde, für den Revanche-Krieg, der dann allerdings dauernd fest zusammengeschmiedeten Koalition unsrer heutigen Feinde. Ein Rüstungs-Fieber, das sich zu dem von 1871 bis 1914 verhalten würde, wie der Weltkrieg zu dem Kriege von 1870/71. Und als natürliches Ende davon dann Kriege ohne Aufhören, die bei den sich ständig steigernden Kriegsmitteln nicht nur das Ende der Kultur des weißen Mannes bedeuten würden, sondern einfach das Ende der weißen Völker selbst, der Deutschen so gut wie der andern.

Nationen, die man überhaupt bestehen läßt, nehmen derartige Verstümmelungen und Demütigungen, wie der Lehmann-Friede sie vorschreiben will, einfach nicht hin, ohne sich jahrzehnte-, vielleicht jahrhundertelang immer wieder zur Rache zu erheben. Aber es ist auch gar nicht abzusehen, warum Lehmann die feindlichen Nationen überhaupt bestehen lassen will: Da ein völliges „Auf die Knie-Zwingen" unsrer sämtlichen Feinde ja doch die Voraussetzung für Lehmanns Kriegsziele ist, so ist allen Ernstes die Frage zu stellen, warum Lehmann denn nicht lieber vorschlägt, aus den feindlichen Ländern, besonders aus England, gleich deutsche Provinzen zu machen. Das ist durchaus kein Scherz: sobald einmal sämtliche Feinde bis zur völligen Wehrlosigkeit niedergerungen sind — — und ehe sie das sind, sind ja eben Lehmanns Kriegsziele nicht durchführbar — —, ist diese ganz radikale Lösung genau so leicht zu haben, wie der „Lehmann-Friede"; und sie gäbe dann doch wenigstens die Aussicht auf einen Dauerzustand.

Ja, warum hat wohl Lehmann diese politische Folgerung aus seiner Voraussetzung nicht gezogen? Vielleicht um deswillen nicht, weil diese Folgerung selbst den oberflächlichsten Leser stutzig gemacht und ihn veranlaßt hätte, auch Lehmanns Voraussetzung etwas näher zu prüfen als die, wie oben gezeigt, vertragen kann.

Die negative Seite der Lehmannschen Broschüre liegt in ihrer Polemik gegen Scheidemann. Ob man nun darin ganz mit ihr geht, oder teilweise, oder gar nicht — das vernichtende Urteil über den positiven Teil der Schrift, über „Lehmanns Kriegsziele", bleibt völlig das gleiche: Solche Deutsche, die urteilslos sind, wird die Broschüre, wenn sie in deren Hände kommt, mit phantastischen Erwartungen erfüllen, deren Nichteintreffen die übelsten Stimmungsrückschläge bei solchen Leuten erzeugen kann; soweit die Broschüre aber in feindliche Hände

gelangt (was bei der Art ihrer Verbreitung durch die Alldeutschen gar nicht vermieden werden kann), wird ein Kanzlerwort vom 15. Mai 1917 auf sie zutreffen: sie wird

> „lediglich das Spiel der feindlichen Machthaber spielen ... wird es ihnen erleichtern, ihre kriegsmüden Völker weiter zu betören und den Krieg ins Ungemessene zu verlängern".

Zum Schluß eine kleine Feststellung:

Für die Lehmannsche Broschüre, in der also gefordert wird, keinen Frieden zu machen, bevor nicht unter anderm die Engländer aus dem Mittelmeer vertrieben, die Aktien des Suezkanals in unsern Händen sind, bevor nicht die sämtlichen europäischen Feinde ihre halbe Handelsflotte uns ausgeliefert haben, und bevor unsern Feinden nicht eine Kriegsentschädigung von zusammen mehr als 350 Milliarden Mark auferlegt ist, eine Kriegsentschädigung, die auf Seite 14 der Broschüre selbst als

> „langdauernde Tributpflicht unserer Feinde"

bezeichnet wird — für diese Broschüre des offiziellen Alldeutschen Verlages J. F. Lehmann setzen sich also die verbandsamtlichen Alldeutschen Blätter vom 9. Juni 1917 mit ihrer ganzen verbandsamtlichen Kraft ein, wie die oben schon einmal genannten Zitate es zeigen:

> „Es handelt sich um eine der besten Aufklärungsschriften, die erschienen sind."
>
> „Das kleine Werk ... kann gar nicht genug im Volke verbreitet werden. Besonders sollten es sich unsere Ortsgruppen angelegen sein lassen, das Heft in Massen zu beziehen und zu Werbezwecken zu verwenden."

— Im Leitaufsatze, der darauffolgenden Nummer der „Alldeutschen Blätter" vom 17. Juni 1917 beklagt sich der Verbandsvorsitzende darüber, daß — wie er behauptet — die „Alldeutschen" von Gegnern als „verrückte Welteroberungs-Süchtige" hingestellt würden. Er sagt, die Gegner hätten kein Recht dazu.

Fidelis.

Frauenstimmrecht.

> „Bei verschiedenen Anlässen haben Sie dargelegt, in welchem Geiste die Formen unseres staatlichen Lebens aufzubauen sind, um für edle, freie und freudige Mitarbeit aller Glieder unseres Volkes Raum zu schaffen." Aus der Osterbotschaft des Kaisers.

Ein neues Geisteswehen geht durch die deutschen Lande. Das Ringen nach der langersehnten Neugestaltung unseres Volkslebens, nach Weiterentwicklung der inneren Zustände wird stärker und macht aus Wünschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Hoffnungen Wirklichkeiten, der Geist der Neuorientierung bricht sich langsam Bahn, voller Freude erkennen wir bald hier, bald dort seine Schritte. Das deutsche Volk kämpft um die Erweiterung seiner Rechte. In jahrelanger schwerer Not herangewachsen, fühlt es seine Kraft auch den inneren Gebundenheiten gegenüber, und es gelingt ihm, sich zu lösen aus überwundenen und überlebten Einengungen. Schon sehen wir die Zeit kommen, wo sich Glied an Glied neuer Volksrechte aneinander fügen wird.

Zu einer Leiter des Aufstiegs jedoch kann diese Erneuerung nur werden, wenn der Geist der Innerlichkeit lebendig wird und die treibende Kraft bleibt, der Geist der Innerlichkeit nicht nur Persönlichkeitssache, nicht nur eine Angelegenheit der Religion, der Kirche, der Schule, der Geisteswissenschaft bleibt, sondern wenn er selbst die treibende Kraft aller unserer regierenden Körperschaften wird, wenn er die Gestaltung und die bleibende Herrschaft in unserem Staatsleben übernimmt. Nicht Interessengruppen, nicht das Geld, nicht das Streben nach Macht rechts oder links sollen das Staatsleben regieren, sie sind nicht dazu geeignet und müssen das Volksleben dem Untergange entgegentreiben. Der Geist der Innerlichkeit, der kraftvolle Strom des Lebens selbst, der nicht Eigeninteresse, sondern der die Liebe ist, die Liebe in ihrer höchsten, menschenumfassenden, volksgestaltenden, von Stufe zu Stufe hinaufleitenden, emporwirkenden Kraft soll das Prinzip der Regierung werden. Trägerin und Gestalterin der Innerlichkeit soll sie sein, eine Herrschaft des guten Willens, des Vertrauens nach innen und nach außen soll sie führen.

Diese Vortruppideale beginnen Wirklichkeit zu werden, wir sehen sie als Taten hier und da hervorbrechen, und neuer Mut belebt unser Schaffen. Jetzt gilt es zu arbeiten, zu wirken, denn das Volk hört, jetzt gilt es oben zu bleiben, damit nicht die Welle der gemeinsamen Not, die uns hob, mit ihrem Zurückebben auch unsere Bestrebungen wieder hinwegspült. Jetzt gilt es, dem Geist des Idealismus Raum zu verschaffen, ihn zur Realität werden zu lassen, denn er ist die stärkste Realität, ihm Ausdruck in Reformen zu geben, die sich nicht wegwischen lassen. Und wenn die Rückkehr unseres Volkes zur natürlichen Lebensweise in dem Kriegerheimstättengesetz einen Weg zur Verwirklichung finden, wenn eine Erweiterung der Volksrechte eine neue Ära der inneren und äußeren Politik herbeiführen, wenn die Gefahren des Geburtenrückganges zur Bekämpfung von Volksseuchen drängen werden, so kann und darf auch diese Zeit nicht vorübergehen, ohne den Frauen die langerstrebten Rechte zu geben.

Wollen wir dem Geist der Liebe als treibende Kraft der inneren und äußeren Politik Geltung verschaffen, so müssen wir die als Bundesgenossen und Mitarbeiter annehmen, denen man mit besonderer Vorliebe eine stärkere Liebeskraft zuerkennt: den Frauen. Sollen die Mächte der Innerlichkeit als treibende Kräfte der Staatsregierung an die Stelle der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geschäftsinteressen und der Geldpolitik gestellt werden, so müssen wir denen freie Bahn zur Betätigung geben, die in den langen Jahrhunderten des Abgeschiedenseins vom öffentlichen Leben Zeit und Muße hatten, die Kultur des Innenlebens zu pflegen und auszubilden: den Frauen. Wollen wir eine Politik des Vertrauens nach innen und nach außen, eine Politik, die nicht Gewaltpolitik, sondern Menschenliebe, Frieden sein soll, so rufen wir doch die zur Mitbestimmung herbei, die nie eine blutige Waffe führten, deren mütterliches Empfinden die Fäden von Volk zu Volk zu knüpfen die Kraft hat, Fäden, die nicht zerreißen, da sie nicht durch Geld und Macht oder durch Geschäftsinteressen gesponnen sind, Fäden, die zu starken Brücken werden, die Volk mit Volk zu lebendigem Geistesaustausch, zum friedlichen Wettbewerb um die höchsten Güter des Lebens dienen müssen.

Ist es nicht von glückverheißender Vorbedeutung, daß die erste Frau in einem großen Parlament, dem die Frage über Krieg und Frieden zur Abstimmung vorgelegt wurde, für den Frieden ihre Stimme abgab? Miß Rankins, die erste Frau im Kongreß der Vereinigten Staaten von Nordamerika, hat bekanntlich bei der Abstimmung über den Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg geäußert: „Ich will meinem Vaterlande dienen, aber ich kann nicht für den Krieg stimmen." Diese mutige Tat der Frau in dem von der Kriegspsychose beherrschten nordamerikanischen Männerparlament gibt dem Kampfe für das Frauenstimmrecht eine neue starke Unterlage, eine Hoffnung auf Erfüllung einer langgehegten, verzehrenden Sehnsucht.

Die das Frauenstimmrecht unterdrücken, sie halten Kräfte und Mächte zurück, die dem öffentlichen Leben nicht länger fehlen dürfen. Die Frau hat neue Werte und Kräfte dem Staatsleben zu geben, Kräfte der Mütterlichkeit, des Persönlichen, des Allumfassenden, der Menschenliebe, die als starker Einschlag in das politische Leben erst den rechten Weg zum Aufstieg eines Volkes finden werden. Die ausgedehnte soziale Betätigung der Frau schon in Friedenszeiten, die durch die Arbeit zur Milderung der Kriegsnöte noch bedeutend vermehrt wurde, die gesetzlichen Forderungen der Frauen zum Besten der Schwachen und Notleidenden, zur Ausgestaltung unseres sozialen Lebens, sie gewährleisten eine Entwicklung unserer Gesetzgebung auf diesem Gebiete, wie keine andere Bewegung sie bringen könnte.

Schon hat Fordern und Drängen der Frau nach Gesetzen zum Schutze der Schwachen diesen und jenen Erfolg gehabt, aber zur vollen Auswirkung können ihre Kräfte erst gelangen zum Besten des Staatslebens, wenn ihre Stimme an der Stelle volle Geltung hat, wo auch der Mann die seine zu Gehör bringt, wenn sie seine ebenbürtige Mitarbeiterin in der Gesetzgebung wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wird nun die Gegenwart mit ihren Verfassungsreformarbeiten, mit ihren Wahlrechtskämpfen auch den Frauen Erlösung bringen? Wird der Mann reif sein, zu der Einsicht zu gelangen, daß es gilt, wertvolle Glieder unseres Volkes zur Mitarbeit im Staatsleben heranzuziehen, oder wird man wieder, wie schon so oft, über die Forderungen der Frauen hinweg mit einigen Witzen zur Tagesordnung übergehen, wie dies erst vor kurzem geschehen? — Ich halte die Entscheidung gerade über diese Frage für folgenschwer genug, daß unsre besten, unsre einsichtigsten Männer mit aller Kraft, mit allem ihnen zu Gebote stehenden Einfluß in Wort und Schrift ihre Stimme erheben sollten zu einer günstigen Lösung dieser Frage, daß unsere sozial denkenden, mit dem Geiste des Idealismus erfüllten Männer als wahre Ritter für die Befreiung der Frauen und ihrer Kräfte kämpfen sollten, damit die Liebe da ihren Einzug halte, wo sie sich am segensreichsten auszuwirken vermag zur wahren Neugestaltung unseres Volkslebens durch den Geist der Innerlichkeit.

Wilhelmine Lohmann.

Vivat Academia!

Der furchtbare Weltkrieg, der seit drei Jahren fast alle Völker unseres Planeten in seinen Hexenkessel gerissen hat, wird, wenn endlich erst die Friedensglocken sein Ende einläuten, eine so unübersehbare Menge von Kulturwerten vernichtet haben, wie wir sie jetzt schaudernd nur ahnen können. Aber er wird auch mit vielem veralteten Plunder aufräumen, der dem Deutschen vor 1914 ein unentbehrliches oder auch unvermeidliches Zubehör seines Gesellschaftslebens zu sein schien. Uns alle hat das schreckliche Erleben dieser Jahre ernster gemacht. Wir wissen auch, die noch unübersehbaren Lasten des Weltkrieges werden einen so großen Teil unseres Einkommens in Anspruch nehmen, daß außer der kleinen Zahl derjenigen, die sich durch den Krieg bereichert haben, die übrige Menge des deutschen Volkes auf jeden kostspieligen Lebensgenuß wird verzichten müssen und Kopf und Hände ganz anders als vorher brauchen muß, um nur den notwendigen Lebensunterhalt sich zu beschaffen.

Verständige Leute, die ihr Volk lieb haben und mit stiller Trauer oder ohnmächtigem Grimm sehen mußten, wie weite Kreise unserer deutschen Jugend den törichtsten Genüssen fröhnten und mit ihrer Gesundheit Raubbau trieben, werden diesen Wandel als eine notwendige Zwangserziehung nicht bedauern.

Heute soll einmal, angeregt durch O. Wanderers vortreffliche Worte in Nr. 8 des „Vortrupp" von der akademischen Geselligkeit der Vergangenheit und der Zukunft gesprochen werden. Der Typus des deutschen Studenten vor 1914 war der „Couleurstudent", seine höchste Aufgipfelung der „Korpsstudent". Die jungen Herren mit den

zerhackten Gesichtern, dem sorglos hochmütigen Blick und der bunten Mütze auf dem Kopf bildeten nur eine Minderheit der Studierenden, aber sie drückten dem Studentenleben den Stempel auf. Die Mitglieder der farbentragenden Verbindungen: Burschenschafter, Korpsstudenten, Landsmannschafter, Turner und wie sie alle heißen, lagen zwar meist untereinander in Fehde oder ignorierten ihre Existenz gegenseitig vollkommen, aber sobald es sich darum handelte, das, was sie akademische Freiheit nannten, zu verteidigen, traten sie in fester Geschlossenheit gegen die übrige Studentenschaft auf und konnten dann meist ihren Willen durchsetzen.

Über die Unterschiede der verschiedenen Verbindungen zu sprechen erübrigt sich, sie waren nicht groß und bestanden hauptsächlich darin, daß in der einen Verbindung die Kosten größer waren als in der anderen. Schon vor 50 Jahren wurde in das Bonner Korps „Borussia", dem auch der jetzige Kaiser angehört, niemand aufgenommen, der nicht einen Wechsel von mindestens 1000 Talern jährlich hatte, während andere Korps sich mit der Hälfte begnügten. Zu meiner Studentenzeit, vor einem Menschenalter, war das Verbindungsleben schon sehr viel kostspieliger. In den feineren Burschenschaften, die Feinheit war durch den großen Aufwand bedingt, war ein Monatswechsel von 300—500 Mark keine Seltenheit. Nun war die Sache eigentlich nur etwas für reicher Leute Kinder, aber damals waren die Kreise, die ihre Söhne auf Deutschlands Hochschulen schickten, ebensowenig reich wie jetzt, und es traten manche in die Couleurs ein, die zu dem üblichen standesgemäßen Lebenswandel nicht annähernd von ihren Eltern die erforderlichen Geldmittel erhalten konnten. Sie mußten also, wenn sie nicht so verständig waren, rechtzeitig wieder auszutreten oder ihnen dies, wenn ihr äußeres Auftreten der Verbindung nicht genügte, von der Leitung geraten wurde, Schulden machen. Das war namentlich auf den kleinen Universitäten, Jena war in dieser Beziehung berüchtigt, sehr leicht. Dem Bruder Studio gewährten Gastwirte, Schneider, Schuhmacher usw. nahezu unbeschränkten Kredit, wobei das Ankreiden hoher Zinsen nicht vergessen wurde. Ungemütlich wurde die Sache nur, wenn der Betreffende freiwillig oder unfreiwillig aus der Verbindung ausschied oder die Universität verließ. Dann begann seitens der Gläubiger ein Drängen und Mahnen, das den Schuldner bisweilen zum Äußersten, zum freiwilligen Tod oder zur Flucht über das große Wasser trieb, oder auch sehr vielen eine drückende Last bis ins reife Mannesalter war. Daß man sich auf manchen Universitäten auch die Vorlesungshonorare, die man von den Eltern bereits erhalten hatte, stunden lassen konnte, sei nebenbei erwähnt.

Die Verbindungen taten sich sehr viel auf den großen erziehlichen Wert, den sie zu haben behaupteten, zugute. Worin bestand nun dieser? Wir wollen hier nicht ungerecht sein. Mancher unbeholfene junge

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Student, dem die gute Kinderstube gefehlt hatte, lernte, wie man sich in der gebildeten Gesellschaft zu benehmen hat, manche Rauhigkeit wurde abgeschliffen. Man ließ sich von dem oft nur ein Semester älteren Verbindungsbruder in einer Weise zurechtstutzen, die man sich von den Eltern oder gar den Lehrern nie hätte gefallen lassen. Schon nach einem Semester war man in der Gewandtheit und Selbständigkeit des Auftretens nicht wieder zu erkennen. Und dem jungen Verbindungsstudenten wurden die nun mal nicht ganz entbehrlichen Lebensformen beigebracht, die später dem Juristen oder Mediziner den Lebensweg erleichterten. Auch mancher bis ins Alter währende Freundschaftsbund wurde in jungen Semestern geknüpft.

Aber die Schattenseiten des Verbindungslebens waren außer seiner schon berührten Kostspieligkeit viel größere. Die „Erziehung" bestand zunächst darin, daß der junge Mann das Trinken lernte und von seinen Kommilitonen um so höher bewertet wurde, wenn er sehr viel trinken konnte, ohne die bekannten äußeren Zeichen der Trunkenheit zu zeigen. Der Trinkzwang war zum Prinzip erhoben, ein Enthaltsamer war in diesen Kreisen eine Unmöglichkeit. Vereinzelte Ausnahmen, die im letzten Jahrzehnt vorgekommen sein sollen, bestätigen nur die Regel. Der Verbindungsstudent begann sein Tagewerk, zu dem er sich meist übernächtig und mit einem Kater erhob, mit einer Übungsstunde auf dem Fechtboden. Nach dieser pflegte man eine alkoholische Stärkung zu sich zu nehmen, bei gutem Wetter auf der Straße herum zu bummeln, vielleicht sogar eine Vorlesung zu besuchen, um sich dann zum Frühschoppen, der meist offiziell war, zusammenzufinden. Bei dem gemeinschaftlichen Mittagessen war Trinkzwang, meist Bier, in Süddeutschland auch Wein, der an Sonn- oder Festtagen in einer besseren Marke verzehrt wurde. Nach dem Kaffee wurde Skat gespielt, oder ein größerer Ausflug zu Fuß oder zu Wagen in die Umgebung gemacht, wieder hier und dort getrunken, am Abend fand man sich im Verbindungslokal, das jetzt meist in eigenen Häusern ist, zur Kneipe ein, zu welcher die aktiven Mitglieder zu erscheinen verpflichtet waren. Hier wurden gemeinschaftliche Lieder, die in der Regel die Trinksitte verherrlichten (Scheffel), gesungen und kommentmäßig nach feierlichst zu beachtenden Gebräuchen getrunken, wobei die Älteren ihre Hauptaufgabe darin sahen, die jungen Mitglieder möglichst oft in die Kanne steigen zu lassen, bis zwischen 11 und 12 Uhr die Einzelnen mit mehr oder weniger sicherem Tritt ihrer Wohnung sich zuwandten, nicht ohne daß auf dem Heimweg noch gelegentlich Zusammenstöße mit anderen Studenten stattfanden, die dann häufig zu einer Forderung mit nachfolgender Mensur sich entwickelten. Mancher fiel auch auf dem Nachhausewege in seinem angetrunkenen Zustande einer Dienerin der Venus in die Arme und mußte flüchtigen Sinnenrausch mit einer Erkrankung für das ganze Leben bezahlen. Bei den Farbenstudenten kam dies vielleicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seltener vor, weil sie von Anfang sehr scharf darauf dressiert waren, sich, solange sie Band und Mütze trugen, nicht mit zweifelhaften Weibern einzulassen. Aber nur zu oft besiegte der durch Alkohol aufgepeitschte Naturtrieb jede angelernte Dressur! Auch wurde eine solche Selbstbeherrschung eben nur dann verlangt, wenn man in Farben war. Manche Verbindungen trugen sexuellen Wünschen ihrer Mitglieder auch dadurch Rechnung, daß am Sonntagabend der sonst bestehende Couleurzwang aufgehoben war. Der Inaktive brauchte sich überhaupt in dieser Beziehung keine Beschränkung aufzuerlegen. Eine Ausnahme in der durchaus laxen Auffassung des Geschlechtslebens machten nur Verbindungen mit ausgesprochen christlichem Prinzip (Wingolf) und einzelne Burschenschaften wie die Bubenruthia-Erlangen und Alemannia-Bonn, welche sich das der alten Burschenschaft eigentümliche Keuschheitsprinzip bewahrt hatten. Wie es bei den katholischen Verbindungen stand oder jetzt steht, ihre Zahl hat sich in den letzten Jahrzehnten erheblich vermehrt, weiß ich nicht. Bekannt ist, daß ein überaus großer Teil der deutschen Studentenschaft in bezug auf sexuelles Sichausleben eine Auffassung betätigt, die dem oft als abschreckendes Beispiel zitierten Quartier latin in Paris nichts nachgibt und daß Geschlechtskrankheiten unter den Akademikern sich in bedauerlichster Weise häufen. Der ursächliche Zusammenhang zwischen Alkohol und venerischen Erkrankungen kann nicht oft genug betont werden. Nur durch die langen Universitätsferien unterbrochen, spielte sich das Leben in der oben geschilderten Weise für den jungen Verbindungsstudenten Tag um Tag etwa drei Semester hindurch ab. Die Meisten fanden dann den Weg zur Pflicht zurück, und suchten das in den ersten Universitätsjahren Versäumte durch verdoppelten Fleiß nachzuholen. Aber nicht allen gelang es, manche lockte es, das Band mehrerer Verbindungen zu erwerben und auf zwei oder drei Universitäten die Freuden der Aktivität durchzukosten, was natürlich die für das Studium festgesetzte Zeit um 1—2 Jahre verlängern mußte. Sehr viele aber erwarben sich durch das viele Trinken in den ersten Semestern Herz-, Magen-, Nierenleiden usw. und sind dann im besten Mannesalter an den Folgen der akademischen Trinksitte zugrunde gegangen. Ein Verlust, der um so mehr zu bedauern ist, als es sich hier durchweg um besonders gutes Menschenmaterial handelt.

Wenn ich das Album meiner Verbindung durchblättere, wie viele haben doch aus diesem Grunde einen frühen Tod gefunden: „verdorben, gestorben"! Wieviel mehr aber auch haben die Trinksitte der Studentenjahre mit ins bürgerliche Leben genommen, sind als Trinker oder Morphinisten zugrunde gegangen, oder stumpfsinnige Philister geworden, deren geistige Bedürfnisse das Lokalblatt und der Stammtisch vollauf befriedigen.

Die akademische Trinksitte, welche in farbentragenden und farblosen

Verbindungen in Reinkultur gepflegt wird, aber auch das Leben der großen Mehrzahl unserer studierten Kreise beherrscht, ist nicht die geringste Ursache, daß die deutschen Akademiker im öffentlichen Leben der Nation sowohl in der Politik wie bei allen kulturfortschrittlichen Bestrebungen vom Techniker, vom Kaufmann, vom Volksschullehrer, sogar von manchem Arbeiter überflügelt werden.

1914 ist auch die akademische Jugend restlos dem Rufe des Vaterlandes gefolgt. Wird die stark zusammengeschmolzene Schar derjenigen, welche nach dreijährigem Schützengrabenkampf die Hochschulen wieder beziehen, um ihre Studien zu vollenden, noch Zeit und Sinn für diese Art Gemeinschaftsleben haben? Werden die jungen Leute, die in den letzten drei Jahren von den Schulen in den Krieg zogen, wenn sie jetzt gereift zur Universität kommen, um das Studium zu beginnen, sich eine bunte Mütze aufsetzen und, nachdem sie draußen schon meist Leutnant geworden sind, Lust verspüren, sich dem Fuchskomment zu unterwerfen und mit dem Schläger in der Hand ihre persönliche Tapferkeit zu beweisen, nachdem sie dem Trommelfeuer standgehalten haben? Ich glaube nicht. Ein ernsteres, reiferes Geschlecht, geläutert durch die schwerste Zeit, welche unser deutsches Volk durchgemacht hat, wird die Hörsäle unserer Universitäten wieder füllen. Wir wollen hoffen und dürfen es, daß unsere Hochschulen auch wieder Stätten jugendlichen Frohsinns werden, aber im Sinne Goethes: „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein!"

Der Begriff der akademischen Freiheit soll unseren Universitäten und ihren Studenten in weitestem Umfange erhalten und vertieft werden, aber sie soll nicht in der Freiheit des Saufens und Raufens bestehen, sondern in der Freiheit des Lehrens und Lernens, auf daß die deutschen Universitäten Stätten einer voraussetzungslosen, kulturfördernden Wissenschaft bleiben, was sie bis 1914 nicht immer waren!

Politicus.

Heinrich Dräger †.

Am 29. Mai starb in Lübeck ein Mann, dem man an der Wiege es nicht gesungen hatte, daß er einmal ein hochangesehener Fabrikherr, ein Erfinder und Führer auf einem ganz neuen Gebiet des Gewerbes und der Wissenschaft werden würde. In seinen jungen Jahren hatte er dem Allen ferngestanden. Er war geboren in einem Häuschen am Elbdeich der Vierlande. Er stammte aus kleinen Verhältnissen und besuchte eine Dorfschule, wo er seinen Durst nach Wissen nur mangelhaft stillen konnte. Sein Vater starb früh, seine Mutter mußte einen kleinen Handel betreiben, um für sich und den Jungen den Lebensunterhalt zu erwerben. Er fand in jenen Verhältnissen keine Gelegenheit, sich für einen Beruf ordentlich auszubilden, sondern trat ins Leben hinein als einer, der sein Geschäft

nicht „zünftig" erlernt hatte. Mit dem Werkzeug seines verstorbenen Vaters flickte er die alten Wanduhren der Bauern und Kätner und lief von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, um Arbeit heran zu holen.

Das war Heinrich Dräger. In Lübeck fand er seinen Ankergrund. Aus dem bescheidenen Kleinbetrieb in gemieteten Räumen wurde eine eigene Fabrik mit Gasmotor. Hieraus entwickelte sich schließlich das von ihm und seinem Sohne Bernhard gegründete, weltbekannte Drägerwerk. Es steht in seiner Art einzig da. Hier erfand und baut man Apparate für den Operationstisch und solche zur Wiederbelebung Erstickter und Ertrunkener. Der „Pulmotor" gab manchem Verunglückten, den man tot glaubte, den Lebensodem wieder. Die Sauerstoffapparate des Drägerwerkes brachten Bergleuten Hilfe in Todesnot, sie schützen unsere Krieger in den Schützengräben vor giftigen Gasen, sie geben Atmungsluft denen, die in die Tiefen des Meeres hinab, und in die Höhen hinauf steigen.

Am 29. Juli dieses Jahres wäre Heinrich Dräger siebenzig Jahre alt geworden. An Ehrungen hätte es dem Siebenzigjährigem dann nicht gefehlt. Er ist dahingegangen in der Erkenntnis, daß sein Leben köstlich gewesen ist, denn es ist Mühe und Arbeit, es ist, den Traum seiner Jugend erfüllend, erfolgreiche Arbeit gewesen. Und er hat die Augen zum ewigen Schlaf geschlossen in dem Bewußtsein, daß sein Lebenswerk in den besten Händen liegt, in denen seines Sohnes und Mitarbeiters.

Ein solcher Lebenslauf, ein solcher Aufstieg ist an sich schon etwas so Bedeutendes, daß es sich lohnt, den Quellen nachzuforschen, die zu solcher Kraft führten. Hier handelt es sich aber nicht um einen Mann, der sich nur im Gewerbs- und Erwerbsleben emporarbeitete, sondern um einen, der mehr war als ein Könner in seinem Beruf. Das wissen nicht nur die Vielen, denen er im Leben näherstand, das bezeugen und zeigen seine „Lebenserinnerungen" vielen Tausenden von Lesern.

Er stand nicht nur im Vortrupp auf einem neuen Gebiet der Industrie, und nicht nur in der Ausgestaltung seiner Fabrik und ihrer gesundheitlichen Einrichtungen, sondern auch in der Art der Bemessung von Lohn und Gehalt der Arbeiter und Angestellten. Er stand aber auch im Vortrupp, wo es darauf ankam, die Schäden der Volksgesundheit zu bekämpfen, wo man an der Arbeit war, unseres Volkes Kraft zu erhalten und zu mehren. Daher gedenken wir auch hier seiner.

Zunächst sei kurz sein Werdegang vom wandernden Uhrmacher bis zum Fabrikherrn skizziert.

Als ihm die Heimat zu eng wurde, als die damal saufkommende Nähmaschine ihn und seinen Erfindungsgeist beschäftigte, 10 Jahre nachdem er sich einen eigenen Hausstand gegründet hatte, zog er mit seiner bescheidenen Habe nach Bergedorf. Vom Elbdeich blöckte ihm seine Ziege sehnsüchtig nach, mancher biedere Bauersmann aber wird den Kopf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geschüttelt haben über den unruhigen Mann, der die schöne und fruchtbare Heimat verließ, um in der Stadt sein Glück zu versuchen. Er hatte schon in den Vierlanden die Nähmaschine der „Singer-Kompagnie" eingeführt, nun hoffte er — namentlich auch seine Frau —, daß sie in der Stadt ein besseres Fortkommen finden würden. Mitbestimmend war auch, daß dort die beiden Söhne eine bessere Schulbildung erhalten konnten, als dies auf dem Lande möglich war. In Bergedorf eröffnete Heinrich Dräger nun auch noch einen Laden: er vertrieb Uhren, Nähmaschinen und „optische Artikel".

Mit seinen Nachbarn versuchte er sich anzubiedern, fand aber nicht immer volles Verständnis: die Dinge über die er grübelte, das, wonach er strebte, ging über ihren Gesichtskreis hinaus. Und auch Bergedorf ward ihm zu enge. Er zog nach Lübeck. Dort wurde er zunächst Vertreter für Meiereimaschinen, dann machte er sich selbständig. Mit viel Mühe und Arbeit bahnte er sich seinen Weg, wacker und treu half ihm hierbei seine kluge, tüchtige Frau. Sorgen reckten sich drohend vor ihm auf, und Hindernisse verrückten weitgesteckte Ziele. Aus mancher Enttäuschung mußte er lernen. Sie und gelegentliche Mißerfolge wurden seinem Lebensschifflein wohl zu Hemmnissen, vermochten es aber nicht aus seiner Bahn zu bringen. So wurden ihm auch die gemachten Fehler, die gewordenen Enttäuschungen zu Lehrmeistern. Aus dem ungelernten Uhrmacher aber wurde ein Ingenieur. Allerdings war er auch als solcher — wie der Uhrmacher — ein „Egenmakter". Er hatte ja durch keinerlei Lehranstalten und Examen das Recht auf irgendwelche Titel und Würden erworben; er mußte sich sein Wissen neben und aus seiner Berufsarbeit erwerben. Der aus Eigenem schaffende Mann erschloß dann deutschem Fleiß und Erfindungsgeist ein neues Gebiet, ein Arbeitsfeld, auf dem sich Ingenieure und Arbeiter weiter erfolgreich betätigen konnten.

Schon früh war er ein Grübler. Sein Denken und Schaffen erschöpfte sich aber nicht in fruchtlosem Umhertasten, nicht in Versuchen, das »Perpetuum mobile« und Ähnliches zu erfinden. Er ging nicht die Irrwege, auf denen sich ungeschulte Grübler leider nicht so selten verlieren. Dazu war er zu klug und klar, zu nüchtern und scharfdenkend. Er wußte, daß eine gute Idee viel wert ist, daß es aber gefährlich ist, sich von einer gefaßten Idee beherrschen zu lassen. Er prüfte sie, und er prüfte sich. Er schöpfte aus dem Born der Wissenschaft, wo sich ihm Gelegenheit bot, und stand so auf festem Boden. So wurde er zum Finder und Erfinder von Dingen und Verfahren, die wertvoll wurden für ihn und für die Welt. Aus den Tiefen dämmerte es auf, kam ihm der göttliche Funke, der Neuem Gestalt und Leben geben will. Im Geiste sah er ein Bild: ja so mußte es werden. Dann aber kam oft das Schwerste. Max Eyth sagt einmal: „Der vermeintlichen Erfindung ihre körperliche Gestalt zu geben, ist häufig genug der bei weitem schwierigere Teil der Arbeit, die sie ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

langt, und an dem Hunderte verzweifelnd erliegen, die nicht im wahren Sinne Erfinder sind, sondern nur Phantasten." — Das war Heinrich Dräger nicht. Das erkannte man schon, wenn man ihm in die hellen Augen schaute.

Nun aber möchte ich hier nicht weiter über seinen Lebensgang berichten, sondern auf seine „Lebenserinnerungen"*) hinweisen. In diesem Buche schildert er lebenswahr und fesselnd, was im Vorstehenden nur angedeutet werden konnte. Das Buch hatte er sich zunächst als einen Rückblick auf seinen Lebensweg gedacht, den der Alternde nur seinen Angehörigen und nächsten Freunden geben wollte. Von höherer Warte überschaute er all das, was hinter ihm lag: seine liebe alte Heimat Vierlanden mit ihren eigenartigen Menschen und Sitten, sein Elternhaus mit der treusorgenden Mutter, seine heitern und trüben Schulerlebnisse, die Gründung eines eigenen Herdes, sein Heraustreten aus der Enge ins Weite, seinen Weg vom Optikerladen und Vertreter für Näh- und Meiereimaschinen, und dann den Aufstieg vom „kleinen Krauter" zum Großbetriebe. Köstliche Einblicke gewährt das Buch in die ländlichen Verhältnisse „zu alten Zeiten", in ein Familienleben voller Gleichklang, auf einen langen, oft auf steilen und steinigen Pfaden nach oben führenden geschäftlichen Lebensgang. Auch vieles andre Wertvolle sammelt er an diesem Wege und bietet es dem Leser. Wundervoller Humor leuchtet aus so manchem Abschnitt hervor. Es wirkt um so köstlicher und unmittelbarer, weil der alte Heinrich Dräger sich nicht scheut, den suchenden und aufstrebenden Heinrich Dräger, den werdenden Gründer der Drägerwerke deutlich und scharf zu zeichnen mit all den Ecken und Kanten, die das Leben bei so vielen, die in der Masse und mit der Welt aufwachsen, „rechtzeitig" abschleift. Diese passen dann besser in das Getriebe hinein, in dem sie verschlissen werden sollen; Heinrich Dräger mußte das erst lernen. — Wahrhaft wohltuend tritt noch in allem das Bestreben hervor, Andern gerecht zu werden: seinen Mitarbeitern, namentlich seinem hochbegabten, unermüdlich fleißigen Sohne Bernhard. Mit rührender Zuneigung hebt der Vater immer wieder hervor, was das Drägerwerk dem schöpferischen Geiste dieses Sohnes zu danken hat.

Ein Abschnitt der „Lebenserinnerungen" ist der Enthaltsamkeit vom Alkohol gewidmet. Mit der eisernen Entschlossenheit, mit der Heinrich Dräger an Alles heranging, was er als richtig und gut erkannt hatte, vertrat er auch die Abstinenz! Und wie war er dazu gekommen? — Ein kleiner Handwerker hatte ihn gefragt, ob er eine vom Guttemplerorden ausgehende Kundgebung an das Fabriktor anheften dürfe. Der Fabrikherr wunderte sich zunächst, aber er gestattete es, er las und er prüfte. Er war stets ein äußerst mäßiger Mann gewesen, und mußte sich nun sagen lassen, daß das nicht das

*) Lebenserinnerungen von Heinrich Dräger. 1.—5. Tausend. Hamburgische Hausbibliothek. Verlag von Alfred Jenssen, Hamburg, 1914. Preis 1.50 M.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Richtige sei. Und es wurde ihm klar, daß das so beliebte „Gläschen" nichts wert sei, sondern daß es „die Waffe, die im Kampf ums Dasein so scharf wie möglich sein muß, stumpf und unbrauchbar macht". — Er erkannte, daß das nicht allein für den einzelnen, sondern auch für ein Volk gelte. Um das Volk und die eigene Fabrik nach Möglichkeit vom Alkohol zu befreien, „dazu gehörte aber in erster Linie: ich mußte selbst abstinent werden. Nur der Abstinent kann von seiner Umgebung erwarten, daß sie sich des Alkohols enthalte. Das Beispiel ist die beste Lehre", so schreibt er. Er wurde also selbst abstinent und vertrat mit unerbittlicher Überzeugungstreue diese Lebensauffassung. Wer den Abschnitt hierüber in seinen „Lebenserinnerungen" liest, kann nicht daran zweifeln. Es mag sich wohl zuweilen einer über seinen „Bekennermut" geärgert haben, das ließ Heinrich Dräger ganz kalt. — Wo gegen den Alkohol Stellung genommen wurde, da fehlte er nicht gern. Mancher aus den Reihen der führenden Männer und Frauen der alkoholgegnerischen Bewegung hat ihm auf den großen Versammlungen und Festlichkeiten, in Hamburg und Flensburg, die Hand drücken, ihm in die Augen schauen, mit ihm raten und taten dürfen, und jeder wird ihn in dankbarem und treuem Andenken behalten. Namentlich aber in Lübeck hat Dräger die Bewegung gefördert, wie und wo er nur konnte. —

Das mußte im „Vortrupp" besonders erwähnt werden. In den „Lebenserinnerungen" ist es unter dem reichen und vielseitigen Inhalt nur ein kleiner Abschnitt, ein Korn aus der Fülle des Gebotenen. Als dies Buch nun „im engeren Kreise" verteilt war, traten sogleich Freunde des Verfassers an ihn heran mit der dringenden Bitte, es einem weiteren Leserkreis, es unserem deutschen Volk zugänglich zu machen. Das ist geschehen, und viele Tausende haben mit Eifer es gelesen, die Alten mit stiller Freude, die Jungen mit leuchtenden Augen, alle mit Nutzen und mit Dank für den Verfasser, daß er sie aus diesem frischen Lebensborn so Wertvolles schöpfen ließ. Diese Aufnahme des Buches, und der Wunsch, Bemerkenswertes aus alter Zeit der Nachwelt zu überliefern, damit sie sich daran freue und daraus lerne, veranlaßte Heinrich Dräger im vorigen Jahr, das Büchlein „Alte Geschichten aus Vierlanden" herauszugeben. Die heutige Nummer des „Vortrupp" bringt eine dieser Geschichten: „Ein Traum". Dieser Traum ist kennzeichnend für Heinrich Dräger: „Ich wünsche die erfolgreiche Arbeit." Er sprach es im Traum. Und es wurde Wirklichkeit.

Die Verwertung der Kohlensäure hatte einst dem Unternehmen Heinrich Drägers ein Fundament geschaffen, der Sauerstoff aber gab dem „Drägerwerk" dann ein Arbeitsfeld von hervorragender Bedeutung. Geistvolle Entdeckungen auf diesem Gebiete, unermüdliche Arbeit, im Kleinen und Großen, machten es groß und berühmt. Es ist zu Anfang dieser Ausführungen schon angedeutet worden, daß auch das deutsche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vaterland diesen Männern viel zu danken hat. In späterer Zeit erst wird man mehr darüber erfahren, es genügt hier zu sagen, daß dem jetzigen Leiter des Drägerwerkes, Bernhard Dräger, zu Anfang dieses Jahres für seine Leistungen die Würde eines Dr.-Ing. h. c. zuerkannt wurde. Und es wird sich wohl keiner über diese Ehrung mehr gefreut haben, als der alte Herr. Davon zeugt auch ein Ausspruch, den er an das Ende seiner „Lebenserinnerungen" setzt: „Wenn ich jetzt auf mein 65jähriges Leben zurückblicke, so war ich genau genommen nur der Grund, auf dem sich meine Kinder voll und möglichst ungehemmt entwickeln konnten. Dies ist ja auch wohl der Zweck des elterlichen Daseins."

Ich aber möchte mit dem Worte schließen, das Heinrich Dräger sprach, als seinem Sohne Bernhard der erste Sohn, ihm der erste Enkel geboren wurde. Es war im Jahre 1898, an dem Tage und zu der Stunde, wo die Richtfeier der damaligen neuen Fabrik stattfand. Als nach der Rede des Baumeisters das Hurra der Bauleute erbrauste, da hob der Großvater sein Enkelkindlein ans Fenster und sprach: „Dem Lichte und der Arbeit weihe ich dich. Werde ein Hammer. Schmiede das Gute und zertrümmere das Schlechte!"

Bei diesem Worte gedenken wir deiner, Heinrich Dräger!

Georg Asmussen.

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Alte Geschichten aus Vierlanden von Heinrich Dräger*).

Wir verweisen unsre Leser auf den vorhergehenden Aufsatz von Georg Asmussen. Die letzte der dort erwähnten „Alten Geschichten aus Vierlanden" geben wir, mit Erlaubnis des Verlegers, hier wieder.

Vortrupp.

Ein Traum.

„Mögt Ihr mich einen Träumer schelten".
Grillparzer.

Im Traume nehmen die Bilder der Phantasie den Schein des wirklichen Erlebens an. Da die Kritik des Verstandes ausgeschaltet ist, wird selbst das Unmöglichste zur Tatsache. Doch werden die Bilder beeinflußt von

*) Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. Preis 2 Mark.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem, was man im Wachen gedacht und getan, von unserem Hoffen und von unserem Fürchten. Nach dem Erwachen sinken die empfundenen Bilder ins Unterbewußtsein zurück und sind meistens im hellen Tageslichte nicht mehr zurückzurufen.

Ein einziger Traum, den ich als junger Mann hatte, macht von dieser Regel eine Ausnahme.

Von Zeit zu Zeit steigt dieser Traum aus dem Untergrunde meines Seelenlebens in meine bewußte Erinnerung herauf.

Als ich ihn damals zum ersten Male erzählte, ging es mir wie Josef. Meine Freunde sahen sich grinsend an, und auf ihren Gesichtern stand geschrieben: Sehet den Träumer an.

In meinen jungen Jahren war im heimlichsten Winkel meines Herzens der Traum für mich Verheißung und Sporn; in meinen reifen Mannesjahren nahm er in meiner Vorstellung den Charakter einer sich erfüllenden Prophezeiung an, und noch heute strahlt er mir wie ein heller Stern aus der Jugend, der so gern auch mit offenen Augen träumenden, herüber.

Es war Ende der sechziger Jahre. Ich lief in meinem Geschäfte im Lande umher. So war ich auch am Johannistage früh vom Hause fortgegangen. Nun schritt ich heimwärts im Kirchwärder Felde. Die Mühlenreihe an der Nordseite war hinter mir. Die Sonne hatte den Tageshöhepunkt schon erheblich überschritten.

Der Weg durchs Feld war schmal und mit Gras und Blumen bewachsen. An der einen Seite war ein Graben, und an der anderen ein blühendes Kornfeld.

Die Sonne sandte ihre glühenden Strahlen herab, und die leise aus Osten wehende Luft war brütend warm. Im Westen drohte ein Gewitter; große phantastische Wolkengebilde türmten sich übereinander und wechselten fortwährend Form und Gestalt. — Die Lebenswelle des Jahres war auf ihrem Höhepunkt angelangt. Der Graben, das Gras, das Kornfeld, der ferne Donner, alles jauchzte die höchste Lebensfreude mit einem Unterton der Müdigkeit, die auch ich fühlte. Die Blumen zeigten ihre höchste Pracht, und Hummel und andere Flieger tummelten von Kelch zu Kelch.

War ich ein Glückskind? Am Rande meines Weges stand eine Johannishand in ihrem schönsten Farbenkleid. Wer die Blume zur richtigen Stunde findet und mit der Wurzel aus der Erde gräbt, dem erfüllt sie einen Lebenswunsch.

Ich lagerte mich bei der Blume ins Gras und suchte in meinen Taschen nach einem passenden Gerät, um die Wurzel auszugraben. Ich fand nichts Passendes. Nur einen alten Harztaler mit zwei wilden Männern, den ich vor einigen Stunden nebst einigen anderen von einem Kunden erhalten hatte, konnte ich zum Schutze vor meine kratzende Hand legen. Ich kratzte mit vieler Mühe die Wurzeln von Erde und Faserwerk frei,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und ich hatte dann endlich die Genugtuung, sie unbeschädigt in der Hand zu haben. Die Wurzel zeigte eine täuschende Ähnlichkeit mit einer zarten menschlichen Hand.

Aber was war das? War ich wach oder träumte ich? Als ich mich wieder aufrichtete: welche Veränderung war mit meiner Umgebung vorgegangen! Ich war nicht mehr im freien Felde der Elbniederung! Ich stand in einem Tal, umgeben von himmelhohen, starrenden Felsengebirgen. Dicht bei mir war der Eingang zu einer finsteren Höhle, und daneben standen meine beiden zu Mensch gewordenen wilden Männer mit ihren Keulen und schützten den Eingang, genau wie man sie vom Taler kennt. In der Mitte des Einganges stand ein Alter von hoher Gestalt, mit würdigem Gesicht und lang herabwallendem Bart; seine Kleidung war ein schwarzer Talar, und auf dem Kopfe trug er eine spitze persische Mütze. Er machte den Eindruck eines Magiers aus „Tausendundeine Nacht". Er winkte mir, ich folgte. Er drehte sich um, und wir wanderten zusammen in das Innere des Berges. — Nach kurzer Wanderung kamen wir in eine magisch beleuchtete Halle; in ihrem Hintergrund standen zwei große Tische. Der Tisch links war mit Wilden-Mann-Talern hoch aufgestapelt bedeckt; auf dem Tisch rechts stand eine unscheinbare Maschine, die ich nicht kannte und nie gesehen hatte. Der Magier stellte sich zwischen die Tische und sprach zu mir: Du hast zur rechten Zeit und am rechten Ort die Wunderblume Johannishand mit dem richtigen Gerät ausgegraben. Der Besitz der Blume, die du in der Hand trägst, gibt dir das Recht, einen Wunsch auszusprechen, den ich die Macht und den Willen habe, dir zu erfüllen. Doch wünsche nicht, bevor du gehört, was ich dir noch zu sagen habe.

Dieser Tisch links trägt für dich Reichtum ohne Arbeit. Der Tisch rechts mühselige Arbeit mit großem Erfolge nach langen Jahren. Nun setze dich auf den Diwan dort und überlege. Fünf Minuten lasse ich dir Zeit. Ich setzte mich und überlegte. Reichtum war eine feine Sache. Ich hatte Schulden, die ich dann sofort bezahlen konnte. Und wie konnte ich dann mein Geschäft entwickeln. Ich konnte dann, wie ich in einem Gedicht gelesen hatte, „meine Schafe zu Pferde hüten". Ich dachte aber auch an Bekannte, die plötzlich reich und in einigen Jahren viel ärmer geworden waren als vorher. Arbeiten hatten sie verlernt; nur die Flasche war noch ihr Trost. Wie gewonnen, so zerronnen.

Da war die Maschine. Sie zog magnetisch meine Blicke auf sich. Ich war in der Zeit der höchsten Schaffenslust. Noch hatte ich nicht viele Enttäuschungen hinter mir; denn alle kleinen Sachen, die ich gebaut hatte, waren mir technisch gelungen. Und nun die Aussicht des endlichen Gelingens. Ich war immer Optimist gewesen; ich war es jetzt mehr denn je, obgleich ich aus der Maschine auf dem Tisch nicht klug wurde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Alte schien meine Gedanken zu kennen, denn er sagte: Du weißt nicht, was du aus der Maschine machen sollst; du kennst nicht einmal ihre Elemente. Das ist kein Wunder, denn die Maschine ist vorläufig ein Phantom. Aus dem Boden der Technik sprießen fortwährend neue Sprossen. Wenn für dich die richtige Knospe erscheint, wirst du sie vor allen anderen erkennen und als Gärtner pflegen, und der Baum wird dir reiche Früchte tragen. Vergiß aber das richtige Gärtnerwerkzeug, den Taler, nicht. Ich streckte meine Blume in die Höhe und sprach laut und deutlich: „Ich wünsche die erfolgreiche Arbeit."

Kaum war die letzte Silbe verklungen, als ein furchtbarer Donner ertönte. Gleichzeitig fielen mir große Regentropfen ins Gesicht. Ich lag wieder am Grabenrand im Gras und hatte Blumen und Taler noch in der Hand. Das ausbrechende Gewitter hatte mich aus meinem Traum geweckt. Ich sprang auf und eilte in strömendem Regen nach Hause.

Rund um uns

Wer ist der Schöpfer der Freien Schulgemeinde? Aus den Darlegungen von Hermann Harleß in Nr. 11 des „Vortrupp" geht nicht hervor, mit welchem Recht er als „Kenner des Entwicklungsganges der Freien Schulgemeinde" auftritt. Und auch sein „staunendes Lächeln über die Entgleisungen von Uneingeweihten" beweist noch nicht, daß seine Behauptungen nicht trotzdem historisch unwahr, sachlich falsch und unzulänglich sind, — was wir hier dartun wollen.

Harleß sieht so völlig am Wesentlichen vorbei und wiederholt so unbekümmert längst aufgedeckte Unwahrheiten, daß er unmöglich weder Dr. Wyneken noch August Halm, weder die Wickersdorfer Gemeinschaft noch die wirklichen Quellen und Dokumente ihrer Entwicklung persönlich kennen kann — welche Kenntnis aber für „das Urteil eines objektiven Beobachters" und eines „unverdächtigen Zeugen" der Wahrheit ebenso unerläßlich ist, wie die Kenntnis der Person und Leistung von Paul Geheeb oder des „Beitrages zur Geschichte des deutschen Idealismus". Harleß ist entweder ein „Uneingeweihter", dann hätte er schweigen sollen, oder aber er hat sich in naiver Gläubigkeit zum Versuch einer Geschichtsfälschung verführen lassen, dann mag die Öffentlichkeit ihr Urteil über ihn fällen. Doch wie dem auch sei, es gehört wahrlich ein seltsam organisiertes Verantwortungsbewußtsein dazu, öffentlich die belangreiche Behauptung, Dr. Wyneken habe weder der Idee noch der Tat nach die Freie Schulgemeinde geschaffen, allein auf das Gedächtnis und Urteil von Geheeb und auf den Reisebericht eines Redakteurs der Frankfurter Zeitung zu gründen, der seinerseits als Quelle für die Leistung Geheebs nur dessen eigene Mitteilungen benutzte und Wyneken überhaupt nicht kannte.

Harleß versucht seinen Darlegungen dadurch einen Anschein von Wahrheit zu sichern, daß er Richtiges, aber Belangloses mit Falschem, aber Wesentlichem vermengt und daß er den Wörtern Schöpfer, Idee, Verfassung und Schulgemeinde mit ungewöhnlicher Willkür

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen Sinn unterlegt, der ihm gerade für seine Behauptungen erwünscht ist. Er ist darin durchaus ein Kind dieser Zeit, die so sehr das Gefühl für Tracht und Gehalt gewisser Laute verloren hat, daß sie gedankenlos die heiligsten Klänge in den Lärm ihrer trüben Tage mischt. So spricht sie etwa vom „Schöpfer" eines Patentknopfes, wo sie den Produzenten eines Gebrauchsartikels bezeichnen will, oder von der „Schöpfung" eines Konsumvereins, wo sie die Veranstaltung einer nützlichen Einrichtung meint. In ihrer Betriebsamkeit verwechselt sie den „Macher", der nur die Welt von außen stößt und mechanisch bewegt, mit dem Schöpfer, und das „Gemächte", das ungeistige Gefüge von Menschen, Dingen und Vorstellungen, mit der „Schöpfung". Allen Zeiten aber, deren Organe für geistige Zeugung noch nicht verkümmert waren, die noch schöpferische Kräfte von ordnenden Fähigkeiten zu scheiden wußten, bedeutete das Wort „Schöpfer" den begnadeten Menschen, der einer inneren Schau gestalthaften Ausdruck zu schaffen vermochte, dessen Tat den Einbruch der Idee in den Bereich des Bloß-Natürlichen und Mechanischen kundgab, und dessen Werk die Leibwerdung des Geistes offenbarte. Und diesen Sinn von Schau, Tat und Werk hat auch für uns heute noch das Wort, wenn wir sagen: Gustav Wyneken ist der Schöpfer der Freien Schulgemeinde. Wie grotesk klingt es aber wohl selbst noch für moderne Ohren, etwa vom „Schöpfer" einer — „Generalversammlung" zu sprechen. Und es muß hier als Erstes festgestellt werden, daß weder Wyneken noch irgendeiner seiner Freunde irgendwann behauptet hat, er habe die Haubindaer Generalversammlung gemacht, wie andererseits auch nie bestritten wurde, daß Geheeb das Gut Wickersdorf mitgekauft und dort die Schule als äußeres Gehäuse mitbegründet hat. Aber weder jene Haubindaer Generalversammlung noch der Kauf von Wickersdorf haben mit der Schöpfung der Freien Schulgemeinde mehr zu tun, als etwa die Erwerbung eines Schauspielhauses mit der Gründung und geistigen Leitung einer Bühne. Bei jener Generalversammlung handelte es sich weder um die Realisierung einer Idee noch um die Formung eines geistigen Wollens, wie sie denn von den Schülern selbst als „Schwatzversammlung" charakterisiert wurde. Und erst recht handelte es sich dabei nicht um die Konzeption einer neuen Schul-Verfassung; denn bei dieser Generalversammlung gab es weder eine Verfassung, das heißt die fixierte Gliederung einer Gemeinschaft, noch kam in ihr ein auf die Formung der Schule gerichtetes Wollen zum Ausdruck. Und es ist eine grobe Fälschung der Wahrheit und ein leichtfertiges Spiel mit Worten, da von einer „noch nicht gereiften Schulverfassung" zu reden, wo es gar keine Schulverfassung, also auch gar nichts zu reifen gab. Als dann Wyneken den zaudernden und schwankenden Geheeb bestimmte, die Gründung einer eigenen Schule mit ihm gemeinsam zu wagen, war die Bahn für neue Schöpfung frei. Wyneken schrieb das Programm der „Freien Schulgemeinde", mit dem sie von vornherein als ein ganz neues Gebilde in die Geistesgeschichte eintrat, und wodurch dem ganzen Werk zum erstenmal Idee und Richtung gegeben wurde. Wyneken schrieb — wie alle Veröffentlichungen der Freien Schulgemeinde — so besonders auch das erste Wickersdorfer Jahrbuch, in dem der neue Geist der Gemeinschaftserziehung seinen ersten umfassenden Ausdruck fand; und Wyneken konnte es, weil er nur von selbst Geschautem, selbst Geschaffenem zu reden hatte. Geheeb, nützlich durch die Pflege äußerer Beziehungen zu den Freunden der Anstalt, stand der mächtigen Entwicklung des Werkes selbst rein passiv und hilflos gegenüber. Durch

Wyneken trat an die Stelle der Haubindaer Diskutierversammlung, fast ohne daß Geheeb es bemerkte, die festgefügte Verfassung der Freien Schulgemeinde, und als Geheeb vielleicht noch an die harmlose, ungefährliche und im Grunde unechte Haubindaer „Generalversammlung", d. h. die gelegentlich zusammengerufene und unverbindliche Diskutierversammlung, glaubte, war die autonome „Schulgemeinde" entstanden, die Ekklesia, die Volksversammlung der freien Gemeinde, die letzte gesetzgebende Instanz der Schulgemeinschaft. Geheeb hat nie begriffen, daß sie ernst gemeint sei und nicht bloß ein „pädagogisches" Mittel, um die Jugend unvermerkt an der Nase zu dem im Sinne der Lehrer und Erwachsenen Wünschenswerten zu führen. Ihm wie allen ähnlichen humanitären Schulreformern fehlte eben das, was den einen Pfeiler des Werkes Wynekens ausmacht: der ernste, wirkliche Glaube an die Jugend, die neue Schau von Wesen und Wert der Jugend. Die wirkliche Freie Schulgemeinde aber ist in Wickersdorf durch Wynekens Arbeit geworden, und zwar nicht nur ohne Unterstützung von Geheeb, sondern gegen dessen Willen und Einsicht. So konnte Wyneken nachweisbar das ureigenste Organ der Wickersdorfer Jugend, die reinste Repräsentation ihres Wollens innerhalb des Organismus: den Schülerausschuß nur gegen Geheebs wütenden Widerstand einführen. Der Historiker Harleß aber drückt diese Dinge so aus: „Wyneken übernahm Geheebs Idee."

Aber wo waren, wo sind denn nun eigentlich die Ideen und Taten zu finden, die Geheeb als „erster konsequenter Denker des Schulgemeinde-Gedankens" kundgegeben und verwirklicht hat? Wo äußert er sich etwa über die bewußte „Demokratisierung der Schule", wo formte er das bewußte Mit- und Selbstbestimmungsrecht der Jugend am Ganzen der Schule, wo schuf er im eigenen Willen und Leben einer Jugendgemeinschaft ein neues Organ des Geistes? — Man weise uns in der ganzen geistigen Struktur und Literatur Wickersdorfs einen Beitrag, einen Gedanken von Geheeb nach. Auch Harleß kann es nicht. Aber jeder „Eingeweihte" weiß, daß durch Wyneken die Wiedergeburt der Schule aus dem Geiste der Jugend und Unbedingtheit in Erscheinung trat, daß Wyneken in Wort und Realisierung, in Idee und Tat der Schöpfer der Freien Schulgemeinde ist.

Aber auch schon rein äußerlich-historisch ist es doch angesichts des einmütigen Zeugnisses der Miterlebenden ein starkes Stück, jetzt, nach 7—10 Jahren, als ein neu in diese Dinge Eintretender eine derartige Geschichtsklitterung zu wagen. Als Geheeb aus Wickersdorf ausschied (1909), bekundeten die Wickersdorfer Lehrer mit 14 Unterschriften: „Das Lehrerkollegium der F. S. G. erklärt Folgendes gegenüber den zahlreichen, von einer gewissen Seite ausgehenden Angriffen und Machenschaften gegen Herrn Dr. Wyneken: Wir wissen die F. S. G. aufgebaut und erwachsen auf Grund der zuerst von Herrn Dr. Wyneken vertretenen Gedanken. Wir haben diese als richtig und wertvoll erkannt und im Prinzip durchaus zu den unsrigen gemacht, so daß wir in freudigem Vertrauen unter dieser Führung und Leitung an der Verwirklichung seiner weiten und klar erkannten Ziele arbeiten."

Aber Harleß, der so wenig vom Hauch des Geistes wahrer Jugend verspürt hat, daß er es wagt, das adlige Bild von Führer und Gefolgschaft, von Meistertum und Jüngerschaft zu belächeln, Harleß, der so wenig Distanzgefühl und Sinn für geistige Rangordnung hat, daß er es wagt, im schulmeisterlichen Ton Wyneken die falsche „Lebensbasis mit seinen demokratischen Gedankenkomplexen" zu korrigieren — aber Harleß ahnt ja gar nicht, was eine Schulgemeinde eigentlich ist. Nach seiner Meinung wird das Wesen einer Schulgemeinde durch drei Merkmale bestimmt:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch die Geheebsche Generalversammlung, die Koëdukation und die Arbeitsschule. Einmal angenommen, das sei richtig, dann wird doch wohl selbst Harleß nicht behaupten wollen, daß jene „Schwatzversammlung der Schüler", die Einrichtung des Zusammenseins der Geschlechter und die Methoden der Arbeitsschule Erfindungen oder „Schöpfungen" Geheebs sind? (All das gab es schon vor Geheeb, wie ja z. B. sogar der Name „Schulgemeinde" von einem k. u. k. Professor Prodinger in Pola unabhängig von Wickersdorf für seinen Versuch einer Schülerselbstregierung benutzt wurde.) Wo bleibt aber dann die „Schöpfung" Geheebs, selbst im Sinne von Harleß. Ist es vielleicht die äußerliche, mechanische Zusammenfügung dieser drei Einrichtungen? Nun, der korrekte Sprachgebrauch nennt so etwas „Gemächte". Doch wie dem auch sei, das eine können wir Harleß zusichern, daß weder Wyneken noch einer seiner Freunde die Herstellung dieser aus verschiedenen Quellen zusammengeschöpften „Schulgemeinde" Geheeb jemals streitig gemacht haben. Der Schreiber dieser Zeilen hat offen als Freund Wynekens im Jahre 1913 drei Monate lang an der Odenwaldschule Geheebs mitgearbeitet und dort weder an Ideen noch Taten etwas von dem gefunden, was wir als Schöpfung Wynekens in Anspruch nehmen. Aber an jener Schule, die doch nun Geheeb wirklich „gehörte", die er damals schon zwei Jahre wirklich allein leitete, an der also seine ganze Schöpferkraft ungehemmt von „ehrgeizigen und nichtsverstehenden Mitarbeitern" sich hätte entfalten können, fanden wir von alledem nichts. Wohl aber fanden wir jene Geheebsche Generalversammlung wieder, in der man mit jungen Menschen ein arges Theater trieb, fanden wir eine öde „Familien"spielerei, fanden ein ungeordnetes Zusammensein der Geschlechter, das direktionslos und in erschütternder Hilflosigkeit seltsame Blüten trieb, fanden eine Arbeitsschulmethode, mit der jeder Lehrer „demokratisch" machte, was er wollte, da der „Eigentümer" in seinem „grenzenlosen Menschenglauben" alles laufen ließ, solange und so schlecht es eben ging. Was inzwischen aus dieser neuen Schöpfung Geheebs geworden ist, ist uns unbekannt, da wir seit Kriegsbeginn im Felde stehen — ist für unsere Beweisführung und die Aufdeckung der Geschichtsfälschung von Harleß aber auch ohne Belang.

Nein, Herr Harleß, eine Freie Schulgemeinde ist der Idee und Tat nach etwas ganz anderes, als was Sie darunter zusammenfassen und als das, was Sie vielleicht an der Odenwaldschule davon zu Gesicht bekommen. Sie ist nicht ein Erstens, Zweitens, Drittens; sondern sie ist die lebendige Gemeinschaft einer unbedingten Jugend, die sich mit ihren Führern im Dienste des Geistes Schule und Leben und Gemeinschaft aus innerster Wahrhaftigkeit täglich neu erkämpft und erzeugt.

Gewiß ist es wahr, daß Dr. Wyneken „erst auf die dringende Verwendung Paul Geheebs als Mitleiter Wickersdorfs anerkannt wurde", aber man begeht eine weitere Geschichtsfälschung, Herr Harleß, wenn man es unterläßt hinzuzufügen, daß dies geschah, nachdem Geheeb ihm zuerst die Leitung allein überlassen wollte, weil er sich nach eigenem Geständnis der Sache nicht gewachsen fühlte. Und wohl ist es wahr, daß Geheeb schließlich von der Wickersdorfer Gemeinschaft abgeschüttelt und „hinausgedrängt" wurde, aber zur Geschichtsfälschung wird auch diese Feststellung, wenn man zu erläutern unterläßt, daß dies erst geschah, nachdem Geheeb seinen Mitleiter gegen sein eigenes Versprechen bei der Behörde denunziert hatte*).

*) Interessenten wollen alles nachlesen in der Schrift: Wynekens „Kabinett gegen Freie Schulgemeinde". (München, M. Ernst, 1910.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zum Schluß noch eine Frage: Woher weiß Harleß, daß „die Namen Geheeb und Odenwaldschule in Dr. Wynekens Kreis" nicht erwähnt werden? Soll ich ihm davon erzählen, welch heitere Augenblicke uns diese Namen schon bereitet haben? Daß aber diese Namen bisher in der Zeitschrift „Die Freie Schulgemeinde" nicht erschienen, geschah, weil die Odenwaldschule ja keine Schulgemeinde ist und also keinen Anlaß bietet, sich mit ihr dort zu beschäftigen.

Im übrigen sei zur Vervollständigung des Bildes auch das Faulste dieser ganzen Protestaktion noch verraten, was aber Harleß vermutlich unbekannt ist. Geheeb hat selbst nach seinem Ausscheiden aus Wickersdorf öffentlich (z. B. in den „Blättern für Volkserziehung", soviel ich mich erinnere 1911) die „Freie Schulgemeinde" aufs verächtlichste als eine bloße Entartungserscheinung des Landerziehungsheims bezeichnet. Jetzt aber, nachdem Name und Gedanke der Freien Schulgemeinde sich stark durchgesetzt haben, scheint ihm an diesem Namen viel zu liegen — jetzt nimmt er selbst diesen Namen eifrig für seine Anstalt in Anspruch. Es entspricht dies ganz seiner früheren Handlungsweise, die literarische Vertretung der Idee der F. S. G. durch Wyneken, die er, solange er noch mit am Werk war, immer aufs dankbarste und bewunderndste begrüßte und bejahte, nachher nur mit Hohn und Verachtung zu nennen.

Doch wir wollen hier ja nicht die Leistungen Geheebs erörtern, und im übrigen genügen wohl schon diese Darlegungen, um den Versuch von Harleß richtig beurteilen zu lassen.

Dr. Paul Reiner,
Lt. d. R. z. Z. im Felde.

Die Frau und die Börse. Das Reichsbörsengesetz vom 8. Mai 1908 sagt in § 7:

„Vom Börsenbesuch ausgeschlossen sind:

1. Personen weiblichen Geschlechts;
2. Personen, welche sich nicht im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befinden;
3. Personen, welche infolge gerichtlicher Anordnung in der Verfügung über ihr Vermögen beschränkt sind;
4. Personen, welche wegen betrüglichen Bankrotts rechtskräftig verurteilt sind;
5. Personen, welche wegen einfachen Bankrotts rechtskräftig verurteilt sind;
6. Personen, welche sich im Zustand der Zahlungsunfähigkeit befinden;
7. Personen, gegen welche durch rechtskräftige oder für sofort wirksam erklärte ehrengerichtliche Entscheidung auf Ausschließung vom Besuch einer Börse erkannt ist."

In Anlehnung daran heißt es in § 10 der Hamburgischen Börsenordnung:

„Der Zutritt zu den dem allgemeinen Geschäftsverkehr dienenden Räumen steht allen anständigen männlichen Personen frei."

Diese Verordnungen bedeuten in ihren praktischen Folgen, daß jeder Kaufmann, wenn er selbst am Besuch der Börse verhindert ist, seinen Handlungsgehilfen zu seiner Vertretung oder seinen Lehrling zur Erledigung irgendwelcher Aufträge und Besorgungen schicken kann, ja daß überhaupt jede „anständige" männliche Person ungehindert die Börsenräume betreten kann, daß aber die Frau, die ihr Geschäft selbständig leitet, oder die, wie es gerade jetzt im Kriege so oft der Fall ist, den abwesenden Mann oder Chef vertritt, keine Möglichkeit besitzt, persönlich ihre Interessen an der Börse wahrzunehmen.

Man muß wissen, wie eng das ganze Handelsleben mit dem Börsenbetriebe verknüpft ist, um zu verstehen, ein wie gewaltiges Hindernis der Ausschluß vom Börsenbesuch für alle selbständig arbeitenden Frauen des Kaufmannsstandes ist. Alle Einwirkungen politischer Ereignisse auf das Wirtschaftsleben, auf die Einkauf- und Absatzmöglichkeit, alle Kurs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwankungen bekommen erst an der Börse Leben und praktische Bedeutung; an der Börse laufen die Fäden des ganzen Welthandelsgetriebes zusammen, die dem Kaufmann den weiten, umfassenden Überblick über die inneren Ursachen und Zusammenhänge, weit über den Rahmen seines eigenen Unternehmens hinaus, ermöglichen. An der Börse kann am besten Fühlung genommen werden mit den verschiedenen Verkäufern und Käufern, und infolgedessen wird wohl der größte Teil aller Geschäfte an der Börse abgeschlossen, zum mindesten vorbereitet.

Der Frau ist also die unmittelbare Teilnahme an diesem pulsierenden Leben versagt. Sie ist gezwungen, sich durch Geschäftsfreunde über das für sie Notwendige unterrichten zu lassen, oder sie muß einen männlichen Verwandten oder Handlungsgehilfen in das Geschäft aufnehmen, ausschließlich zu dem Zwecke, durch ihn über die Börsenereignisse auf dem Laufenden zu bleiben, ihre Interessen an der Börse durch ihn vertreten zu lassen.

Die Mitarbeit der Frau im kaufmännischen Leben ist ja im Kriege eine noch ganz andre geworden als vor dem Kriege; der Krieg hat auch hier, wie auf so vielen andern Gebieten, Umwälzungen zustande gebracht, die in Friedenszeiten vielleicht in Jahrzehnten nicht möglich geworden wären: Frauen sind in Betriebe hineingekommen, die ihnen sonst streng verschlossen waren (Zivil- und Militärbehörden, Banken usw.), man hat Frauen Vertrauensposten übertragen, deren Verwaltung sonst ausschließlich in männlichen Händen gelegen hatte. Und haben die Frauen etwa versagt? Man frage die Leiter der Behörden, der Banken und der Handelsfirmen, man frage die vielen Kaufleute, die ins Feld ziehen mußten und die Fortführung ihres Geschäfts ihren Frauen überließen, um sich bestätigen zu lassen, daß die Frauen die Probe bestanden haben, daß sie ernsthaft und in treuem Pflichtbewußtsein vollwertige Arbeit leisten. Die Frauen, von denen ich heute spreche, stellen ihre ganze Kraft, ihr ganzes Können in den Dienst ihres Berufs, sie helfen die gewaltigen Lücken füllen, die der Krieg in die Reihen der männlichen Arbeitskräfte reißt. Kein ernsthafter Mensch wird das bestreiten.

Ist es angesichts dieser Tatsache nicht schlechthin widersinnig, daß in Bausch und Bogen „weibliche Personen" vom Börsenbesuch ausgeschlossen sind?

Die radikale, gerechte Forderung ist natürlich die Aufhebung der Bestimmungen, welche die Frauen vom Börsenbesuch ausschließen, oder eine gleichwertige Einschränkung für Mann und Frau. Diese Forderung aber wird zweifellos erst mit der politischen Gleichstellung der Frau Aussicht auf Erfüllung haben. Muß aber so lange gewartet werden? Hieße es nicht schon jetzt die bescheidensten Erwartungen verwirklichen, eine einfache Forderung der Gerechtigkeit erfüllen, wenn die zuständigen Handelskammern ermächtigt würden, Anträge auf Erlaubnis zum Börsenbesuch solcher Frauen zu genehmigen, die in ständiger Fühlung mit der Börse stehen müssen? Die Handelskammer kann beurteilen, ob die Notwendigkeit zur Vertretung eines Unternehmens an der Börse vorliegt.

Eine Änderung des Börsengesetzes in dieser Weise wäre eine dankenswerte Äußerung des Willens, den vielen Frauen im Kaufmannsstande, die sich durch ihre Arbeit der Gleichstellung würdig erwiesen haben, die ihnen gebührende Anerkennung nicht länger vorzuenthalten. —

Die Einschränkung im Börsengesetz ist natürlich nur ein Glied in der Kette der Unterscheidungen zwischen „männlichen und weiblichen Personen", aber auch Glied für Glied käme man einmal um die ganze Kette herum!

Grete Battmer.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 14 16. Juli 1917

Thimmes Bekenntnis.

Berlin, den 4. Juli 1917.

Die rühmlichst bekannte Zeitschrift „Die Grenzboten", die jetzt von Geheimrat Georg Cleinow herausgegeben wird, bringt in drei Juninummern (Nr. 23, 24, 25 von 1917) drei „Offene Briefe". Diese Briefe richtet Dr. Friedrich Thimme, der Bibliothekar des Preußischen Herrenhauses, an den Führer der preußischen Hochkonservativen, Herrn v. Heydebrand und der Lase.

Die Veranlassung dazu ist diese: Während es außerhalb der Parlamente im wesentlichen die „Alldeutschen" sind, die den Kampf gegen den Reichskanzler führen, fällt diese Rolle innerhalb des Reichstages und des Preußischen Landtages, wo die „Alldeutschen" als solche nichts bedeuten, den Hochkonservativen (den sogenannten „Deutschkonservativen"*) zu. Auffällig zurückgehalten hatte sich dabei bisher gerade der Mann, der nicht nur im Preußischen Abgeordnetenhause der offizielle Führer der Hochkonservativen ist, sondern der mit Recht ganz allgemein als ihr geistiger Führer angesehen wird: Herr v. Heydebrand und der Lase. Charakteristisch für dessen bisherige Haltung war vor allem das, was er im Spätsommer 1916 in seiner großen Rede in Frankfurt am Main gesagt hatte:

> „Ich glaube nicht, daß es die Absicht der konservativen Partei ist oder sein kann, unsrer Regierung in einer Zeit wie der jetzigen unnötige Schwierigkeiten zu machen. Das würde unverantwortlich sein",

und ferner sein Ausspruch vom Januar 1917:

> „Sie fragen mich nach meiner Meinung über die Kriegsziele. Da scheint mir nun der Zeitpunkt, da alles auf der Schneide des Schwertes steht, da alles von unsern militärischen Erfolgen der nächsten Zeit abhängt, wie gerade jetzt, für eine allgemeine Kriegsbetrachtung wenig günstig. Denn der Gang jener Entwicklung bietet die naturgemäße Grundlage jedes sonstigen Kriegszieles."

*) Die „Hochkonservativen" oder „Deutschkonservativen" sind die Einzigen, die als „Konservative" im Sinne der „Offenen Briefe" Thimmes und demgemäß auch im Sinne dieses Aufsatzes in Betracht kommen. Die „Freikonservativen" gehören — in diesem Sinne — nicht dazu. In diesem Aufsatze sind also die Ausdrücke „konservativ", „hochkonservativ" und „deutschkonservativ" gleichbedeutend.
D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am 17. Mai 1917 aber ist nun Herr v. Heydebrand plötzlich völlig umgeschlagen und hat — in einer Rede, die er in Herford in Westfalen gehalten hat — völlig die Partei Derer genommen, die am lautesten gegen die Regierung arbeiten. Der seelische Grund für diesen Umschlag dürfte, das scheint mir aus zwei Stellen der Rede hervorzugehen, in der Verbitterung darüber liegen, daß sich die Hochkonservativen durch die genannte Politik in völlige Vereinsamung hineingearbeitet haben; wie Thimme es ausdrückt:

> „Verlassen von dem Zentrum, in dem doch so viel echt konservative Elemente vorhanden sind, verlassen von den Nationalliberalen, mit denen die konservative Partei so oft in nationalen Fragen zusammenging, verlassen sogar von der Deutschen Fraktion, zu der die nächsten Freunde und Nachbarn der Konservativen, die Freikonservativen, gehören, in vollem Unfrieden mit der Regierung, gestützt einzig und allein von einem Häuflein Alldeutscher, das im Reichstage überhaupt nicht zählt und das die konservative Partei bisher mehr kompromittiert als gefördert hat, das ist eine schwere, ja beinahe verzweifelte Situation für die Konservativen."

Den Wortlaut der Rede des Herrn v. Heydebrand kann man nachlesen im ersten Beiblatt der „Deutschen Tageszeitung" vom Sonntag, den 20. Mai 1917; die Antwort auf die Rede sind Thimmes drei „Offene Briefe".

Dieser Veranlassung entsprechend ist der Inhalt der Thimmeschen Briefe in eine negative äußere Form gekleidet, nämlich in die Form der Polemik gegen Herrn v. Heydebrand. Unter diesem zufälligen, negativen Gewande lebt aber eine sehr starke positive Gedankenwelt. Und dieses Positive in den drei offenen Briefen — ich nenne es „T h i m m e s B e k e n n t n i s" — ist so sehr wert, kennen gelernt zu werden, und zwar für Jeden, ganz gleichgültig wie er parteipolitisch steht, daß es verdient, in einem Bericht, der gleichzeitig eine systematische Bearbeitung darstellt, herausgehoben und festgehalten zu werden. Diesen Bericht, diese systematische Bearbeitung, will ich heute geben. Die Aufgabe ist technisch von ähnlicher Natur, wie ich sie hier am 16. Mai an Björnsons Deutschland-Buch zu lösen versucht habe. Auch diesmal will ich, um einen desto lebendigeren Eindruck davon zu schaffen, wie Thimme die Dinge sieht, seine Anschauungen, über die ich Bericht erstatte, durchweg in direkter Rede wiedergeben.

Thimme ist ein Mann, der von konservativen Grundanschauungen ausgeht. Er glaubt aus voller Überzeugung an die Lebenskraft des konservativen Prinzips. Er spricht nicht im Namen der konservativen Partei, wohl aber als ein Vertreter des konservativen Gedankens und konservativer Traditionen. Daß er diese Gedanken und diese

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Traditionen vertritt, hält er selbst für eine weit bessere Legitimation für sein Vorgehen, als wenn er Parteimitglied wäre — zumal auch Bismarck oft genug scharf betont hat, daß konservative Parteileitung keineswegs immer eins sei mit der wahren konservativen Sache.

Diesem konservativen Manne stellt sich das Wesen des konservativen Gedankens so dar: Der konservative Standpunkt will alles wirklich Bewährte und Wesentliche festhalten, aber auch nur dieses. Die beiden ursprünglichen, und schlechthin wesentlichen, Grundlagen der konservativen Partei sind Monarchie und Christentum. Dieser Gedanke ist der Leitstern, unter dem Thimmes ganzes Bekenntnis steht: Thimme spricht ihn in seinen drei offenen Briefen immer und immer wieder aus: Die konservative Partei wird eine wahrhaft monarchische und eine wahrhaft christliche Partei sein, oder sie wird nicht sein. Es ist demnach besonders auch ausgeschlossen, die konservative Partei etwa zu stützen auf eine reine Macht- und Interessenpolitik, wie sie von den „Alldeutschen" auf der einen Seite, von den Agrariern und Schwerindustriellen auf der andern Seite vertreten wird; will man das, so wird es eine konservative Partei nur noch dem Namen, nicht mehr dem Wesen nach, geben. — Wenn nun aber Monarchie und Christentum die einzigen möglichen Grundlagen für eine konservative Anschauung und für eine konservative Partei sind, welche Ansprüche an die Konservativen ergeben sich denn nun daraus für das praktische politische Leben? Thimme beantwortet diese Frage so:

Monarchie:

Die Monarchie, die als haltbare Grundlage für deutsche Konservative allein in Betracht kommt, und die demnach an die deutschen Konservativen ihre bestimmten Ansprüche stellt, ist die Monarchie, wie sie in Deutschland und in Preußen tatsächlich besteht. Das aber ist die Monarchie „von Gottes Gnaden", von der ja auch die konservative Partei in ihrem maßgebenden Programm, dem „Tivoli-Programm", ausdrücklich erklärt hat, daß sie sie unangetastet wissen will. Und welches ist der wahre Sinn einer „Monarchie von Gottes Gnaden"? Sicherlich nicht der, daß der Monarch in einem mystischen Verhältnis besonderer Berufung und Erleuchtung durch Gott stehe, sondern der, daß die Krone ihr Amt nach den Richtlinien, wie sie Gott in seinem Worte klar und erkennbar für immer gegeben hat — mit andern Worten: nach göttlichem Vorbilde — ausübt. Vor Gott aber sind sämtliche Menschen gleich, ohne irgendeinen Unterschied der Geburt, des Standes oder gar des Besitzes: vor Gott ist der Geringste nicht weniger geachtet als der Höchste. Die Verheißung des Evangeliums gilt ganz vorzugsweise den Entrechteten und den Armen: die Letzten werden die

Ersten, und die Ersten werden die Letzten sein. Die innere und durchgeistigte Auffassung des Gottesgnadentums, die dessen Wesen darin erblickt, daß es nach diesem göttlichen Vorbilde regiert, ist die einzige, die in unsrer Zeit noch einen Sinn und eine Berechtigung hat. Sie ist aber auch die Auffassung, die von jeher in dem preußischen Königtume gelebt hat: Schon Friedrich der Große hat sich mit Stolz als ein König der Armen bekannt. Und keiner der Hohenzollern hat dies richtig verstandene Gottesgnadentum bewußter seiner Regierung zugrunde gelegt, als Wilhelm der Zweite. Beweis dafür sind unter Anderm die Februar-Erlasse von 1890, dann das große Werk der sozialen Gesetzgebung mit der dahinter stehenden starken kaiserlichen Initiative, das leuchtende Wort des Kaisers zum Kriegsanfang „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche", die Deutsche Tat vom 12. Dezember, die Osterbotschaft von 1917. Ein solches Königtum von Gottes Gnaden kann und will nach seinem innersten Wesen und nach seinem hohen Vorbilde nicht in erster Linie bestrebt sein, möglichst viele Vorrechte an sich zu raffen und ängstlich festzuhalten. Es wird vielmehr dem treuen, tapferen, tüchtigen und hochentwickelten Volke sowie dessen gesetzmäßiger Vertretung Alles an Volksrechten einräumen, was geeignet ist, die freie und freudige Mitarbeit aller Volksglieder in die Tat und in die Wirklichkeit umzusetzen — geschehe solche Einräumung auch auf Kosten der eigenen Vorrechte der Krone. Der kaiserliche Ruf, der in der Osterbotschaft erschallt ist, wird sicherlich bald von neuem ertönen. Es ist der Geist unsres Kaiser- und Königtums, dem das Kaiser- und Königtum Österreich-Ungarns nacheifert, wenn es sich in der jüngsten Thronrede zum „Geist der wahren Demokratie" bekennt.

Nun gehört aber zu der konservativen Anschauung von der Monarchie auch etwas, was sie nicht aufgeben kann, ohne sich selber aufzugeben: das ist die „konservative Mannentreue" zum Monarchen. Die bedeutet natürlich nicht, daß den Konservativen eine offene Kritik verwehrt ist. Aber für die konservative Anschauung liegt die Entscheidung dann beim König; gerade die konservative Partei kann sich, ohne ihre Grundgedanken und damit sich selbst aufzugeben, nicht auf den Standpunkt stellen, daß sie ihrerseits dem König den Weg vorschreiben will, den er sie führen soll: hat der Monarch einmal entschieden, so verlangt die konservative Mannentreue, daß die Konservativen ihm mutig und unverzagt folgen, wohin er immer sie führt. Mit dieser, aus dem Wesen der konservativen Partei selbst geborenen, Treuepflicht gegen den Monarchen ist aber der gehässige und herabsetzende Kampf, den die Hochkonservativen — und seit dem 17. Mai 1917 nun auch Herr v. Heydebrand selbst — gegen den Reichskanzler kämpfen, grundsätzlich unvereinbar. Wohl hat kürzlich die deutsch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

konservative Delegiertenversammlung in Breslau als konservatives Prinzip aufgestellt:

> „Die Person unseres Königs scheidet für uns aus der politischen Diskussion vollkommen aus, andererseits werden wir uns aber jederzeit das Recht der Kritik an der Politik des gerade im Amte befindlichen Staatsmannes vorbehalten."

Aber das ist nichts als ein innerlich unwahrhaftiger Versuch, eine in sich unmögliche Stellung zu behaupten. Denn so, wie die geschichtlich gewordenen und gesetzlich festgelegten Grundlagen für das Amt des Reichskanzlers und des Ministerpräsidenten im Deutschen Reiche und in Preußen beschaffen sind, zeigt die Tatsache, daß jemand deutscher Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident ist, dies, daß er das Vertrauen des Monarchen hat. Jede Kritik gegen den Kanzler trifft daher mittelbar „mit mathematischer Sicherheit" auch den Monarchen selbst. Wer also, wie das der innerste Sinn der Herforder Rede v. Heydebrands ist, der Politik des Reichskanzlers haltlose Schwäche vorwirft, richtet diesen Vorwurf damit auch gegen die Politik des deutschen Kaisers und Königs von Preußen. Und das überschreitet zweifellos die Grenze, die der konservativen Kritik an der Politik des Monarchen eben durch die besondere konservative Mannentreue gezogen ist. Übrigens aber liegt in der hochkonservativen Hetze gegen den Kanzler zweifellos auch der Versuch, auf den Kaiser einen Druck auszuüben, dahin, daß er den Kanzler entlassen möge. Das Ausüben und das Versuchen eines solchen Druckes ist aber unvereinbar mit der dargelegten grundsätzlichen Stellung der Konservativen zur Monarchie. Diese Stellung legt vielmehr ganz offensichtlich der konservativen Partei die Pflicht auf, für das Recht des Kaisers, an dem Manne seiner Wahl und seines Vertrauens festzuhalten, mit aller Schärfe und Bestimmtheit einzutreten — auch gegen die Hetzer in den eigenen Reihen, die dieses Recht bedrohen.

Alles das folgt also schon aus dem Wesen der konservativen Anschauung, noch ganz abgesehen davon, ob die Politik des Kanzlers, die also auch die des Kaisers ist, sachlich richtig ist oder falsch. Diese Politik ist nun aber außerdem auch richtig, insbesondere sowohl in der Behandlung der Frage der Kriegsziele, als auch in der Behandlung der Sozialdemokratie:

Wenn der Kanzler es unterlassen hat, auch am 15. Mai 1917, sein Kriegszielprogramm deutlich zu umreißen, so ist gerade dieses d a s Verhalten, das einer glücklichen Beendigung des Krieges am besten dient. Und zwar um deswillen, weil über den Ausgang des Krieges noch nichts Endgültiges entschieden ist. Auch Thimme erwartet den vollen Sieg mit ganzem Herzen und mit starker Zuversicht. Ein kluger Staatsmann aber, das hat uns kein Geringerer als Bismarck gelehrt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird selbst auf dem Zenit seiner Erfolge immer noch die Möglichkeit eines entgleitenden Sieges in Rechnung stellen, und er wird darum auch für diesen Fall jede Eventualität, jede Chance auf das sorgsamste und vorsichtigste abwägen. Wir können doch nun einmal nicht mit Sicherheit vorhersagen, daß wir England bis zur Ernte „auf die Knie zwingen werden". Und hält England länger stand, so sind ganz bestimmte Prophezeiungen für die weitere Zukunft eben noch nicht zu machen und bestimmte Kriegsziel-Festlegungen dementsprechend unratsam. — Auch ist durchaus zu billigen, daß der Kanzler gegen die Stockholmer Konferenzen weder geredet noch gearbeitet hat. Gewiß kann man sehr zweifelhaft sein, ob bei diesen Konferenzen viel herauskommen wird; aber, daß auch Bismarck die Aussichten, die sich dabei immerhin für uns ergeben können, wahrnehmen würde, darf mit großer Wahrscheinlichkeit behauptet werden. Und es wäre doch töricht, auf irgendein Mittel zu verzichten, daß „der Kriegsraserei ein Ende bereiten könnte". Übrigens: „Nach Lage der Dinge könnte kein noch so konservativer Mann aus den Reihen der Alldeutschen, der für sich die Bezeichnung eines Staatsmannes in Anspruch nähme, auf die Mitwirkung der Sozialdemokratie zur Friedensvorbereitung verzichten."

Was die Sozialdemokratie sonst angeht, so hat die sich, wie auch Herr v. Heydebrand in seiner Herforder Rede ausdrücklich anerkannt hat, in ihrer größten Mehrzahl während des Krieges in den Grenzen und Pflichten gehalten, die ihr der deutsche Daseinskampf ganz von selbst auferlegt. Das ist etwas sehr Großes, und es fällt für die glückliche Beendigung des Krieges sehr schwer und entscheidend in die Wagschale; das bewirkt aber auch, daß ein Entgegenkommen gegen die Wünsche der Sozialdemokratie und eine sorgfältige Berücksichtigung ihrer Ansichten — innerhalb der Grenzen, die die Wohlfahrt und die Zukunft des deutschen Volkes ziehen — selbstverständlich sind und der Reichsleitung nicht als Schwäche, sondern als Weisheit ausgelegt werden sollten. Wenn Herr v. Heydebrand in Herford doch von einer solchen Schwäche der Regierung gesprochen hat, so hat er diesen Vorwurf zu begründen versucht: einmal damit, daß Scheidemann im Reichstage am 15. Mai mit einer Revolution gedroht habe, zweitens damit, daß in Berlin der Munitionsstreik stattgefunden hat, endlich damit, daß der Verfassungsausschuß des Reichstages gewisse, angeblich sehr demokratische, Beschlüsse gefaßt habe. Alle diese Beweisgründe sind aber nicht schlüssig: Was Scheidemann am 15. Mai im Reichstage über die angebliche Möglichkeit einer Revolution gesagt hat, das war gewiß eine ungemein verfehlte Bemerkung; aber es war, genau wie das alldeutsche „Begleitschreiben vom 5. Mai 1915"*),

*) Von dem hier in der Nummer vom 16. Juni eingehend gesprochen worden ist. D. Verf.

eine Warnung vor einer Revolution und nicht eine Drohung damit. Der überwältigenden Mehrzahl der deutschen Sozialdemokratie lag und liegt der Gedanke an eine Revolution völlig fern. An dem guten Glauben unsrer Sozialdemokraten und an ihrem festen Willen, unter allen Umständen das Beste des deutschen Volkes zu erstreben, sollte kein deutscher, kein konservativer Mann zweifeln dürfen. Solchen guten Glauben und solchen festen Willen darf doch auch umgekehrt bei den Konservativen niemand bezweifeln, obwohl gerade in den landwirtschaftlichen Kreisen, die doch allergrößtenteils zu den Konservativen gehören, leicht die Faust drohend geballt wird, wenn die Regierung einmal nicht so will wie die Agrarier: Jedermann kennt doch noch den Aufruf des schlesischen Rittergutspächters Ruprecht aus dem Jahre 1893, den Aufruf, der den Anstoß zu der Gründung des „Bundes der Landwirte" gegeben hat: Darin wurde ja nichts mehr und nichts weniger vorgeschlagen, als daß die Landwirte alle unter die Sozialdemokraten gehen sollten! Oder es kann auch erinnert werden an die „Stimmungsbilder aus landwirtschaftlichen Kreisen", die die hochkonservative „Kreuzzeitung" am 24. November 1893 veröffentlichte. Darin wurde ja klar und unverhüllt gedroht, daß wegen der Handelsvertragspolitik des Reichskanzlers v. Caprivi, einer Politik, die der König gebilligt hatte, die Liebe zum Königshause in der landwirtschaftlichen Bevölkerung Preußens in erschreckendem Maße abnehmen werde. Dann hieß es da:

> „Opfern wir den Russen [durch den Handelsvertrag mit ihnen] jetzt die ganze Landwirtschaft mit 20 Millionen Menschen, na, dann wollen wir schnell doch auch mit den Franzosen Frieden machen, die verlangen ja viel weniger, bloß das bißchen Elsaß-Lothringen mit den paar Millionen Menschen darin, die uns nicht mal viel nützen. — Das sind schöne Ansichten, die da aus Preußens königstreuestem Winkel klingen! Ja, Gott sei es geklagt, aber sie werden auf jeder Straße gepfiffen, und wenn jedes Herz genau geprüft würde, so würde Bebel jubeln, denn er würde hoffen, daß in einem Jahre drei Viertel aller deutschen Landwirte sein sein werden ... Wir müssen den Handelsvertrag mit Österreich und Italien zerreißen, und wenn's mit dem Schwert in der Faust sein muß! Besser ein ehrlicher Kampf auf Tod und Leben, als dies Verhungern bei lebendigem Leibe."

Konservative Männer, auch konservative Führer, haben gelegentlich noch weit Schärferes geäußert, auch unmittelbar gegen die Person des Kaisers. — — Der Munitionsstreik in Berlin war zweifellos ein fluchwürdiges Verbrechen gegen unser Volk und unser Heer. Aber die Masse der sozialdemokratischen Führer, und unter ihnen nicht zuletzt Scheidemann, haben sich, ebenso wie die Gewerkschaftsleiter, heiß bemüht, den Streik zu verhindern und seinen dennoch erfolgten Ausbruch einzudämmen. Ihren, Tag und Nacht fortgesetzten, An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

strengungen, den Streik beizulegen, ist ein Hauptverdienst daran zuzuschreiben, daß diese Beilegung so rasch gelungen ist. Gegen die Sozialdemokratie als solche läßt sich also dieser Streik ganz gewiß nicht ausspielen, und ebenso unzulässig ist der Versuch v. Heydebrands, diesen Streik einer Schwäche der Reichsregierung aufzubürden. Wenn Herr v. Heydebrand in Herford diesen Versuch tatsächlich gemacht hat, so ist das nur dadurch möglich gewesen, daß er absichtlich übersehen hat, daß der Reichskanzler schon am 25. April, schon vor Groeners Aufruf, das für die Bekämpfung des Streiks grundlegende Schreiben an die Bundesregierungen gerichtet hat. — — Was dann die Beschlüsse des Verfassungsausschusses angeht, so findet Thimme die durchaus nicht alle sympathisch. Es ist seiner Meinung nach zum Beispiel nicht zweckmäßig, daß der Ausschuß mitten im Kriege fordert, daß künftig zur Ernennung von Offizieren die Gegenzeichnung des Kriegsministers erforderlich sein soll; zumal zu erwarten ist, daß der höchste Kriegsherr von sich aus hier das Wünschenswerte (nämlich die Wiederunterstellung des Militärkabinetts unter das Kriegsministerium) veranlassen wird. Aber es ist völlig irreführend, wenn hochkonservative Zeitungen jetzt andauernd behaupten, der Verfassungsausschuß habe durch diesen Beschluß dem Kaiser einen Teil seiner Kommandogewalt nehmen, habe ein Parlamentsheer schaffen wollen. Ebenso falsch ist die Behauptung der Hochkonservativen, es solle durch die vom Verfassungsausschuß vorgeschlagene Einrichtung eines Staatsgerichtshofes dem Kaiser das Recht genommen werden, den Reichskanzler zu ernennen und zu entlassen: Herr v. Heydebrand weiß ganz genau, daß ein solcher Staatsgerichtshof niemals viel mehr ist, als ein Schmuckstück einer Verfassung; auch da, wo er seit Jahren besteht, wie in Württemberg, hat sich eine praktische Folge daraus nicht ergeben. Jedenfalls stellt eine solche Hetze gegen den Kanzler, wie sie seit Jahr und Tag gerade von hochkonservativen (und alldeutschen) Organen getrieben wird — eine Hetze, die, wie schon hervorgehoben, ganz offensichtlich darauf ausgeht, den Kaiser zur Entlassung des Kanzlers zu nötigen — einen Versuch dar, die Kaisergewalt sehr viel ernsthafter in Frage zu stellen, als das ein Verfassungsparagraph vermag, der kaum je in Wirksamkeit tritt. Daß irgendeiner der Beschlüsse des Verfassungsausschusses den Bestand der Monarchie gefährden könnte, das ist ganz ausgeschlossen. Viel näher liegt der Gedanke, daß eine solche Gefährdung für eine monarchische Regierung eintreten könnte durch ein starres Festhalten an den überlieferten Formen — Rußland ist da ein warnendes Beispiel. Ein wahres Volkskönigtum, und das ist das Hohenzollernhaus in dem Kriege und durch den Krieg immer mehr geworden, ruht so sicher wie in Abrahams Schoß.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Christentum:

Durchaus in Übereinstimmung mit Thimmes Auffassung von dem Christentum als der zweiten Hauptgrundlage des Konservativismus stellt das Programm der konservativen Partei bis auf den heutigen Tag die „praktische Betätigung der christlichen Lebensanschauung auch in der Gesetzgebung" in den Vordergrund. Alle Überlieferungen der Partei tun dasselbe.

Was heißt denn das nun aber: „Christentum" und „christliche Lebensanschauung"? Es gilt das Wort der Bibel: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Und nach weiteren biblischen Worten kommt es nicht auf das Bekenntnis an, sondern auf die Tat, nicht auf den Buchstaben, sondern auf den lebendigen Geist. Der Geist des Christentums ist aber der, von dem heute schon einmal gesprochen wurde (bei der Frage, was denn das wahre Gottesgnadentum sei): Vor Gott sind sämtliche Menschen gleich, ohne irgendwelchen Unterschied der Geburt, des Standes oder gar des Besitzes; vor Gott ist der Geringste nicht weniger geachtet als der Höchste. Die Verheißung des Evangeliums gilt ganz vorzugsweise den Entrechteten und den Armen: die Letzten werden die Ersten, und die Ersten werden die Letzten sein. — Wenn man das anwendet auf das preußische Klassenwahlrecht mit seiner einseitigen Bevorzugung von Besitz und Einkommen, so ergibt sich: Dieses Klassenwahlrecht ist — ebenso wie es dem ersten Grundsatze wahren Preußentums, dem Grundsatze auch des Hohenzollernhauses, dem Grundsatze nämlich „Jedem das Seine", ins Gesicht schlägt und daher jetzt in der Osterbotschaft durch den Mund des preußischen Königtums gerichtet ist, — so auch mit dem Geiste des Christentums vollkommen unvereinbar. Denn das Wesen des preußischen Dreiklassenwahlrechts ist ausgesprochen mammonistisch und deshalb durch und durch unchristlich. Wer also, wie die konservative Partei das eben tut, in seinem Programm erklärt, er wolle christliche Weltanschauung in der Gesetzgebung praktisch betätigen, für den ist kraft seines eigenen Programms die völlige Umgestaltung des gegenwärtigen preußischen Wahlrechts eine gebieterische Notwendigkeit. — Der Teil der Konservativen, der aus kirchlichen Kreisen besteht, sieht das auch ausnahmslos ein; Thimme führt dazu die Äußerung eines Führers der konservativen hannoverschen Geistlichkeit vom 15. August 1916 an:

> „Es ist selbstverständlich, daß wir vom Standpunkt des christlichen Glaubens — welches auch immer unsre persönliche Anschauung sein möge — nicht den geringsten Grund haben, das alte Wahlrecht zu konservieren. Wehe der Kirche, wenn sie den Schein auf sich laden würde, als ob sie mit der Reaktion — das Wort in üblem Sinne genommen — sich verbinden wollte."

Und der „Reichsbote", bekanntlich ein kirchlich-konservatives Organ, sagt:

„Daß sich die Steuerleistung besser als jede andere Leistung zur Grundlage des Wahlrechts eigne, ist eher einer mammonistischen, vom christlichen Standpunkte zu bekämpfenden, als einer christlich-konservativen Staatsauffassung würdig."

Sollten also die Hochkonservativen, Herrn v. Heydebrand folgend, dabei beharren, für ein sozial ungerechtes Wahlrecht einzutreten, so wird es unmöglich sein, den Teil der Partei, dem es noch eine ernste Herzenssache ist um eine praktische Betätigung des Christentums, den Teil, dem nun auch noch durch das Vorgehen der Krone das Gewissen geschärft ist, bei der Partei festzuhalten. Es wird dann vielmehr eine Massenflucht gläubiger Christen und Pastoren aus der konservativen Partei eintreten. Auch wird die Partei dann den letzten Zusammenhang mit der christlich-nationalen Arbeiterschaft verlieren. Die hat jüngst (in Essen am 6. Mai) mit aller Deutlichkeit ausgesprochen, daß sie eintritt: für die Einführung des allgemeinen, geheimen, gleichen und direkten Wahlrechts zum Preußischen Abgeordnetenhause; für die volle politische und soziale Gleichberechtigung der Arbeiterschaft mit den übrigen Klassen; für die Anbahnung eines gedeihlichen Verhältnisses auch der sozialdemokratischen Arbeiterschaft zum Staate; für Aufrechterhaltung der Gemeinschaftsarbeit mit den freien Gewerkschaften über den Krieg hinaus. Diese christlich-nationale Arbeiterschaft bezeugt ferner mit vollster Bestimmtheit, daß sie in allen innerpolitischen Zukunftsfragen wie ein Mann geschlossen hinter dem Kanzler steht.

Die heutigen Hochkonservativen berufen sich so gern auf Bismarck und suchen Bismarcks großen Namen auch mit Vorliebe gegen den Reichskanzler auszuspielen: auch Herr v. Heydebrand hat in Herford das getan. — Thimme ist aber durchaus bereit, seine Auffassung von dem, was Konservativismus ist, unter den Richterspruch Bismarcks zu stellen. Und da ergibt sich denn nun dies: Auch Bismarck war, wie Thimme das ist, ein innerlich konservativ gesinnter Mann, aber auch er war keineswegs geneigt, die Stellung der konservativen Parteileitung immer für eins mit der wahren konservativen Sache zu halten. Das zeigen besonders deutlich die Worte, die er im Jahre 1873 an den konservativen Parteiführer v. Kleist-Retzow gerichtet hat.

Auch Bismarck würde die heutige Stellung der Hochkonservativen zur Regierung für durchaus unvereinbar halten mit dem Wesen und mit den Grundlagen des Konservativismus. Das ergibt sich auf das deutlichste schon aus seiner Haltung gegenüber der konservativen Fronde im Jahre 1872: Hat er jenes Frondieren der Konservativen schon damals mitten im Frieden verworfen, weil es, gerade vom konservativen Standpunkte aus, innerlich völlig unmöglich sei, so würde

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

er in unsrer Zeit, wo das Deutsche Reich und das deutsche Volk um ihr Dasein ringen, erst recht nicht begreifen, daß es für die Konservativen eine andere Möglichkeit geben könne, als sich geschlossen hinter die Regierung zu stellen. Und zwar besonders auch deshalb, weil er von der konservativen Partei, als von der Partei, die von alters her auf das engste mit Staat und Regierung verwachsen ist, stets ein besondres Maß von Verantwortlichkeitsgefühl verlangt hat. Von ihr glaubte er erwarten zu dürfen — das hat er damals im Jahre 1872 gegenüber der konservativen Fronde ausgeführt —, daß sie begreife, was die Regierung ist und was sie nicht ist: nämlich eine vernünftige Körperschaft, die aus der Ernennung des Königs von Preußen hervorgeht, und die in ihrem Bestande mit der Wohlfahrt des Staates auf allen Seiten eng verbunden ist — nicht aber ein gefährliches Wesen, dem man jederzeit so viel Fesseln anlegen müßte wie möglich, damit es seine Macht nicht mißbrauche.

Zur „Neuorientierung" würde sich Bismarck heute genau so stellen, wie Bethmann Hollweg es tut. Das gehört ja gerade zu dem überwältigend Großen an Bismarck, daß er seiner eigenen Lebensschöpfung, der Verfassung des Deutschen Reiches, mit einer höchst unabhängigen inneren Freiheit und mit völliger Unbefangenheit gegenüberstand. Niemals hat Bismarck den Anspruch erhoben, daß er in der Reichsverfassung etwas Vollkommenes geschaffen habe, etwas, was nicht, sogar in seinen wesentlichen Grundzügen, noch zu verbessern sein möchte. Er hat mehrfach gesagt: fertig sei die Reichsverfassung erst dann, wenn sich alle Deutschen dabei wohl befänden, wenn ihnen die Reichseinrichtungen gefielen als ein Besitz, den zu vertreten und zu verteidigen sie alle bereit wären. Bismarck wußte, daß dies bei seinen Lebzeiten noch keineswegs der Fall war, und oft genug, besonders in den stillen Jahren in Friedrichsruh, hat er sich gefragt, was an der Reichsverfassung wohl zu ändern und zu bessern sein möge, um jenes Ziel zu erreichen. Er hat es, im Jahre 1894, offen zugegeben, daß er in den sechziger Jahren des Guten zuviel getan haben möge in dem Streben, die Krone gegenüber dem Parlament zu stärken. Und seit 1890 hat er als die wichtigste Aufgabe wieder und wieder diese bezeichnet: „Wir brauchen die Autorität des Reichstags, wir müssen sie stützen und fördern." Bismarck wäre also wahrlich der allerletzte, der nach den welterschütternden Umwälzungen unsrer Tage einer Untersuchung darüber ausweichen würde, ob es nicht ratsam sei, unsre Verfassung freiheitlich weiterzubilden, und die Volksrechte, selbst gegenüber den Kronrechten, zu erweitern. Gewiß immer unter der Voraussetzung, daß die Krone selbst das wünschenswert oder doch erträglich finde: aber laut der Osterbotschaft findet die Krone es ja wünschenswert. Bismarck, der das stolze Wort geprägt hat: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst

nichts in der Welt", hätte keinerlei Verständnis gehabt für die geradezu hysterische Furcht der Hochkonservativen vor den Vorschlägen des Verfassungsausschusses. Im Gegenteil, wenn er sich davon für Deutschlands Selbstbehauptung und Weltgeltung Gutes verspräche, so würde er sogar ohne alle Bedenken unsre Verfassung so demokratisieren, daß die Vorschläge des Verfassungsausschusses nichts dagegen wären. Bismarck würde jetzt keinen Augenblick zögern, die Axt an das preußische Dreiklassenwahlrecht zu legen und es etwa sogar durch das Reichstagswahlrecht zu ersetzen. Wer das bezweifelt, der hat von dem gewaltigen Geiste Bismarcks, der auch vor revolutionären Möglichkeiten nicht zurückschreckte, nie den leisesten Hauch verspürt: Wer, wie Bismarck, im Jahre 1866, die Trumpfkarte des Reichstagswahlrechts ausspielte, der wäre heute, in der so viel größeren Gefahr, in der wahren Schicksalsstunde Deutschland-Preußens, Manns genug, gleich dem jungen österreichischen Kaiser das Bekenntnis zu dem „Geiste der wahren Demokratie" abzulegen — einem Geiste, der ganz und gar nicht eins ist mit dem Geiste der Demokratie der Westmächte, die vielmehr demokratisch ist im Sinne echten Christentums. Und vor dem preußischen Dreiklassenwahlrecht würde Bismarck dabei um so weniger Halt machen, als er über dieses Wahlrecht, und zwar schon im Jahre 1868, so geurteilt hat, daß noch niemand versucht habe, dies System, das theoretisch und praktisch im Grunde unhaltbar sei, als ein konservatives Wahlsystem hinzustellen und zu verteidigen.

Daß Bismarck, ebensowenig wie Bethmann Hollweg, heute ein festumrissenes Kriegsziel-Programm aufstellen würde, und daß er versuchen würde, das auszunutzen, was die Stockholmer Konferenzen Gutes für uns bedeuten können, ist schon gesagt worden.

Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg, dessen Politik die des Kaisers ist, arbeitet jetzt daran, daß der stolze Bau, zu dem Bismarck einst den Grund gelegt hat, gekrönt werde. Daß er gekrönt werde dadurch, daß nun Das erreicht werde, was, wie gesagt, Bismarck als noch zu erreichen bezeichnet hat: daß nämlich Verfassungsverhältnisse geschaffen werden, in denen sich alle Deutschen wohl fühlen. Bethmann Hollweg denkt in Wahrheit „viel bismärckischer", als die gegen ihn frondierenden Hochkonservativen.

Am Schlusse des dritten seiner „Offenen Briefe" erwähnt Thimme die vielen zustimmenden Zuschriften, die er schon zu den beiden ersten Briefen erhalten habe, Zuschriften auch von Männern, die der konservativen Partei angehören. Zwei dieser Zuschriften gibt er wieder. Die erste stammt von einem hochstehenden Mitgliede der Partei und lautet so:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Mit mir bedauern so unendlich viele konservative Männer die Haltung der konservativen Parteileitung der Regierung gegenüber. Bisher war es vornehmste Pflicht der konservativen Partei, Regierung und Krone zu stärken und zu stützen."

Die zweite Zuschrift rührt von einem einfachen feldgrauen Landsturmmanne her, und in ihr heißt es:

„Ein kleines Kommando sitzt an einem lauen Juniabend in der einsamen Landschaft, und ich habe soeben Ihren Brief an Herrn v. Heydebrand vorgelesen. Erst tiefe Stille unter uns bejahrten Männern des Mittelstandes, dann aber rückhaltlose Zustimmung zu Ihren, geradeaus gesagt, zu Herzen gehenden kräftigen Worten ... Wir sind natürlich keine Konservativen, aber mit Ihnen gehen wir durch dick und dünn und sind mit Freuden bereit, zu helfen, aufzubauen in Ihrem Sinne ..."

Ich kann es wohl begreifen, daß ein Landsturmmann so an Herrn Dr. Thimme schreibt. Nett und bezeichnend ist aber andrerseits dies: Thimmes drei „Offene Briefe" — von deren ungemein reichem Gedankeninhalt mein vorstehender systematischer Bericht immerhin nur den wichtigsten Teil wiederzugeben vermag — werden von der hochkonservativen und kanzlergegnerischen „Deutschen Tageszeitung" unter anderm dadurch herabzusetzen gesucht, daß dies Organ (am 27. Juni morgens) Thimmes Briefe „mehr lang als inhaltsreich" nennt.

Fidelis.

Die Verhältniswahl.

Unter den Vorschlägen, die zur Neuorientierung unserer inneren Politik gemacht werden, spielt der einer vollständigen oder teilweisen Einführung der Verhältniswahl für den Reichstag oder die einzelstaatlichen Volksvertretungen eine große Rolle. Es muß jedem ohne weiteres einleuchten, daß ein Parlament, das aus allgemeinem und gleichem Wahlrecht hervorgeht, ein getreues Spiegelbild der Abstimmungsergebnisse geben sollte. Das eben will die Verhältniswahl erzielen, und niemand kann daher leicht ihre theoretische Berechtigung bestreiten. Wer nichts von ihr wissen will, ist daher in der Regel auch viel weniger gegen ihr Verfahren an und für sich, als vielmehr gegen Grundsätze eingenommen, die schon das herrschende Mehrheitssystem anerkennt, doch nur unvollständig zum Ausdruck und zur Geltung bringt.

Man kann sich ausrechnen, daß die vollkommene Durchführung der Verhältniswahl die Zahl der Sozialdemokraten im Reichstage auf Kosten der Konservativen, vor allem aber des Zentrums gewaltig steigern würde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das liegt vor allem daran, daß Zentrum und Konservative über die meisten kleinen und dünnbevölkerten, die Sozialdemokraten über die meisten dichtbevölkerten Wahlkreise gebieten. Wem aber eine solche Wirkung der Verhältniswahl unerwünscht wäre, sollte ehrlicherweise nicht den Grundsatz der Verhältniswahl, sondern den Grundsatz der Gleichheit des Wahlrechts bekämpfen; denn die Verhältniswahl tut nichts, als daß sie der Wahrheit die Ehre gibt und das anerkannte gleiche Wahlrecht unverfälscht zum Ausdruck bringt.

Die praktische Durchführung der Verhältniswahl ist mit mancherlei Schwierigkeiten, vor allem verwickelten Berechnungen verknüpft, aber auch das ist nicht seine Schuld, sondern eine Folge des in dem herrschenden Wahlsystem einbegriffenen Grundsatzes der Heimlichkeit des Wahlverfahrens. Wären die Wahlen öffentlich, so wäre nichts leichter, als die Anwendung der Verhältniswahl. In diesem Falle könnte die Ablenkung von Stimmen, die ein Kandidat über die für seine Wahl erforderliche Zahl hinaus erhalten würde, während des Wahlvorganges erfolgen, und fast ebenso einfach würde sich die Auflösung und Verteilung einer zur Wahl eines Kandidaten nicht ausreichenden Stimmengruppe gestalten. Die Heimlichkeit der Wahl, ein durch den mangelnden Rechtsschutz eines wirtschaftlich schwachen Wählers gegen wirtschaftlich Stärkere bedingtes notwendiges Übel, bringt es mit sich, daß Wähler und Wahlleiter etwas umständliche Verfahren anwenden müssen, um die richtigen Abstimmungsergebnisse herauszubekommen. Überall jedoch, wo irgendeines der dafür ersonnenen Systeme praktisch erprobt worden ist, herrscht die Überzeugung vor, daß die Vorteile der Verhältniswahl groß genug sind, damit man alle Umständlichkeiten der Anwendung mit in Kauf nehmen darf.

Am reinsten kommt der Grundsatz der Verhältniswahl nicht in den Listensystemen, wie sie in der Schweiz, in Belgien, Württemberg und anderwärts durchgeführt sind, sondern in dem in englischen Kolonien, sowie in Dänemark angewandten, von der Proportional Representation Society in England empfohlenen System der „einzigen übertragbaren Stimme" zum Ausdruck. Der Wähler ist hierbei in keiner Weise an irgendeine Partei gebunden, und es ist ganz von ihm abhängig, auf welchen anderen Kandidaten seine Stimme übertragen werden soll, wenn sie zur Wahl dessen, den er in erster Linie gewählt wissen möchte, nicht mehr erforderlich ist. Bei den Listensystemen übt der Wähler einen mehr oder weniger unvollkommenen Einfluß auf die Verteilung der einer Partei zufallenden Sitze auf ihre Kandidaten aus. Bei dem englischen System entrückt eine Stimme nie der Kontrolle des Wählers;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Wahlbeamte kann sie nur auf jemanden übertragen, den der Wähler als in zweiter, dritter usw. Linie von ihm begünstigt dafür gekennzeichnet hat. Bei den Listensystemen bedeutet eine Stimme, die irgendeinem Kandidaten gegeben wird, auch eine Stimme für die Partei, die den Kandidaten aufstellte, und die Abstimmung kann zu der Wahl eines Kandidaten beitragen, den der Wähler gar nicht gewählt wissen möchte.

Die Mängel des herkömmlichen Mehrheitssystems schreien eigentlich zum Himmel. Theoretisch ist der Fall denkbar, daß eine Partei in allen Wahlkreisen so viel Stimmen erhielte, daß ihr immer nur eine an der Mehrheit fehlte; dann würde sie keinen einzigen Vertreter ins Parlament senden können. Bei den Reichstagswahlen im Jahre 1907 verlor die Sozialdemokratie bekanntlich die Hälfte ihrer früheren Sitze, obgleich sie 1/4 Million Stimmen mehr erhalten hatte, als bei den vorhergehenden Wahlen. Gewiß erfuhren die bürgerlichen Parteien noch mehr Stimmenzuwachs, aber doch nicht im allerentferntesten in dem Maße, daß dadurch allein ein wesentlicher Rückgang der parlamentarischen Vertretung der Sozialdemokratie bewirkt werden konnte. Im Jahre 1895 erzielten die Unionisten in England bei den allgemeinen Wahlen eine Mehrheit von 117473 Stimmen bei insgesamt 4841769 Stimmen; die Mehrheit an Sitzen, die sie gewannen, betrug aber 150. Indem so eine geringe Verschiebung der Wahlziffern eine unverhältnismäßig große Wirkung auf die Wahlergebnisse auszuüben vermag, wird die siegende Partei dazu verführt, ihren Erfolg weit zu überschätzen. Das falsche Bild führt zu einer falschen Politik; die zur Herrschaft gelangende Mehrheit glaubt sich der unterlegenen Minderheit gegenüber alles bieten zu können. Jede Partei läuft bei dem Mehrheitssystem stets Gefahr, ihre besten Führer im Wahlkampfe unterliegen zu sehen; denn der Sieg bei den Wahlen hängt weniger von den Diensten ab, die ein Politiker, so bedeutend er sein mag, seinem Lande geleistet hat oder zu leisten verspricht, als vielmehr von seinem Geschick, einer Mehrheit der Wähler des betreffenden Wahlkreises die Überzeugung beizubringen, daß gerade er imstande sein werde, ihre besonderen Interessen am wirksamsten zu vertreten. Diese Abhängigkeit von örtlich engbegrenzten Interessen bringt es mit sich, daß sich die Parlamentarier weniger als Vertreter der Volksgesamtheit fühlen, sondern vielmehr als Anwälte der Kirchturminteressen ihrer Wählerschaft. Im Wahlkampfe überbieten sich denn auch die gegeneinander auftretenden Kandidaten darin, allen möglichen örtlichen Bestrebungen, die mit dem Wohle der Volksgesamtheit nichts zu tun haben, Fürsprache und Förderung im Parlament oder hinter dessen Kulissen zuzusagen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das ortsmäßige Gepräge des Mehrheitssystems entspricht rückständigen politischen Verhältnissen. Wo die Angehörigen einzelner Berufe noch nicht zu großen, im ganzen Lande verbreiteten Verbänden zusammengeschlossen sind, die ihnen gestatten, örtlicher Tyrannei gegenüber das organisierte Gemeinschaftsbewußtsein des ganzen Standes entgegenzusetzen, ist es gewiß von Wichtigkeit, wenn die gewählten Volksvertreter mit den örtlichen Verhältnissen ihrer Wahlkreise innig vertraut sind und durch ihren Einfluß auf die Regierung Übergriffen der Ortsgewaltigen wirksam entgegenwirken können. Nun hat freilich gerade die Kriegszeit wieder gelehrt, eine wie verhängnisvolle Rolle bei uns Ortstyrannen, wie manche Landräte, zum Schaden der allgemeinen Interessen noch immer spielen können. Deshalb ist auch eine rücksichtslose Durchführung des Grundsatzes der Verhältniswahl vorläufig nichts weniger als zeitgemäß. Eine solche würde bedingen, daß das ganze Volk einen einheitlichen Wahlkörper bildete, in dem sich die Wähler nicht nach geographischen Bezirken, sondern nach Interessen- oder Gesinnungsgemeinschaften, Berufen oder Parteien gruppierten. Die politische Entwicklung will zweifellos auf ein Ideal hinaus, wo der Schwerpunkt des politischen Lebens nicht mehr in den Beziehungen des Einzelnen zu einer bestimmten Örtlichkeit, oder vielmehr in seinem Hörigkeitsverhältnis zu den privaten Eigentümern dieses Bodens liegen würde, sondern in den Beziehungen des Einzelnen zu den Genossen einer gemeinschaftlichen Wirksamkeit für die Gesamtheit, d. h. eines Berufes, und wo die Berufe sich selbst verwalten würden, wie heute örtlich zusammengehörige Volksteile sich selbst verwalten. Der Ortscharakter aller heutigen politischen Selbstverwaltungseinrichtungen ist der beste Beweis, daß das Zeitalter der Hörigkeit noch lange nicht vorbei ist. So wie die Dinge noch für alle absehbare Zukunft liegen, kann es sich bei der Anwendung des Grundsatzes der Verhältniswahl nur um Kompromisse zwischen dem alten, ortsmäßig gebundenen System und einer jeder Bewegung im Gruppenleben sich anschmiegenden unbeschränkten Verhältniswahl bedeuten. Deshalb beschränken sich denn auch alle ernsthaften Vorschläge für eine Änderung des Reichstagswahlrechts, oder des Wahlrechts zum Preußischen Abgeordnetenhaus, in der Richtung der Verhältniswahl auf eine bloße Abschwächung des Ortscharakters der Wahlen durch Zusammenlegung je mehrerer Wahlkreise. Von deren Auflösung überhaupt, die den Vätern des Verhältniswahlgedankens selbstverständlich erschien, wagt vorläufig kein praktischer Politiker zu träumen.

Otto Corbach.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Aus den volkstümlichen Schriften Friedrich Ratzels.

(1844—1904.)

Mit geographischen Werken geht es in vielen Dingen ähnlich wie mit philosophischen: sie zu lesen bedeutet nur dann einen Genuß und — was mehr ist — einen bleibenden Gewinn, wenn sie einen eigenartigen und bedeutenden Verfasser haben. Nach dem Ausspruch eines Philosophieprofessors ist darum einer noch längst kein „Philosoph", d. h. ein Mann, der große Wissensgebiete unter leitenden Gesichtspunkten einzuordnen und das Wesentliche vom Nebensächlichen aufzuzeigen versteht — weil er eine dickleibige Geschichte der Philosophie geschrieben. Ebensowenig verdient eine schriftstellerische Leistung, die ein Vielgereister als Frucht seiner Studien an Ort und Stelle zustande bringt, deswegen schon die Beachtung der sogenannten „weiteren Kreise", weil sie auf wissenschaftlichen Studien beruht.

In der weit überwiegenden Mehrzahl aller Fälle müssen wir uns mit dem einen oder dem andern Mangel abfinden: insbesondere die Werke deutscher Geographen sind zumeist ohne jede Rücksicht auf den Laien geschrieben. Was sonst aber unter der Flagge Geographie segelt, ist in der Regel mehr oder minder vom bloßen Bedürfnis nach Unterhaltung, höchstens nach gleichzeitiger Erweiterung des räumlichen Gesichtskreises eingegeben.

Daß neben und mit der Geschichte die politische Erdkunde eine wesentlich vertiefte Auffassung vom Staaten- und Völkerleben vermitteln kann, wurde früher einmal an dieser Stelle auseinandergesetzt*). Ansätze zu einer zusammenfassenden Darstellung der Beziehungen zwischen Erde und Völkerleben reichen bis weit ins 18. Jahrhundert zurück. Von den deutschen Klassikern ist namentlich Herder zu nennen, dessen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" viel mehr Beachtung und Verständnis verdienen, als ihnen gewöhnlich entgegengebracht wird. Nach Herder haben namentlich Alexander von Humboldt und zumal Karl Ritter versucht, die politische Geographie aus der unwissenschaftlichen und unbefriedigenden Form nebeneinandergestellter Zahlen und Notizen zu befreien. Vor allem an Herder, Alexander von Humboldt und Karl Ritter knüpft nun der „Schöpfer der modernen politischen Erdkunde", Friedrich Ratzel, an. Im

*) Vortrupp 1916, Nr. 14, S. 429—436.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gegensatz zu Herder und Ritter, deren Gedankengebäude noch allzusehr auf vorgefaßten Meinungen und teilweise recht anfechtbaren Grundlagen beruhten, geht Ratzel den Wechselbeziehungen von Mensch und Erde mit dem ganzen Rüstzeug der modernen Naturwissenschaft nach, ohne dabei die notwendigen Zugeständnisse gegenüber den Kulturwissenschaften, wie vor allem der politischen Geschichte, der Volkswirtschaft und der Völkerkunde zu verabsäumen. Als Zoologen (der er nach Ausweis seiner Doktordissertation war) lag es ihm nahe, alles organische Leben auf seine Abhängigkeit von der jeweiligen Landesnatur zu untersuchen. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet er auch das Leben der Staaten. Gewiß bedeutet diese Auffassung nicht der Weisheit letzten Schluß. An entschiedenen Gegnern — innerhalb wie außerhalb der geographischen Fachwissenschaft — hat es daher seiner Lehre nicht gefehlt. Immerhin bedeutet sie einen gewaltigen Fortschritt in der wissenschaftlichen Betrachtung des Staates, der nur zu oft gleichsam als in der Luft schwebend gedacht — oder doch so behandelt wurde. Von den Auswirkungen Ratzelscher Ideen sei hier nur die bekannte Weltgeschichte von Hans Helmolt erwähnt; sie hat als erste ihrer Art die sogenannten „geschichtslosen Völker", d. h. solche niederer Kultur, weitgehend mitberücksichtigt.

In Friedrich Ratzel vereinigen sich in überaus seltener Weise bahnbrechende Gelehrsamkeit mit ausgesprochener schriftstellerischer Begabung, künstlerische Empfindung mit starkem sittlichen Wollen. Darum scheinen einige seiner volkstümlichen Schriften ausersehen, einem nach der immer noch vorherrschenden Ansicht so spröden Stoffe, wie der Betrachtung der Erde und des Lebens auf ihr, nicht nur innere Anteilnahme, sondern dauerndes Verständnis abzugewinnen: ein Ertrag, der an seinem Teil zu einer Richtschnur des Handelns gerade auch im politischen und — dies allerdings mehr mittelbar — im lebensreformerischen Sinne werden kann.

* * *

Das klassische Büchlein „Deutschland"*) will vor allem dazu beitragen, die Kenntnis des Vaterlandes zu vertiefen. Denn „das Wissen von aneinandergereihten Tatsachen tut es nicht.... Vor allem soll der Deutsche wissen, was er an seinem Lande hat." Mehr und mehr verbreitet sich die Erkenntnis, daß die deutschen Gaue des Deutschen erstes und letztes Wanderziel sein sollten. So wissen wir es heute doppelt zu schätzen, wenn Ratzel dieser seiner Schrift wünscht, sie „möge Lust wecken, sich von der Heimat eine Kenntnis und Anschauung zu erwandern, an der nicht bloß der Verstand beteiligt ist". — In fünf Hauptabschnitten behandelt das kleine Werk Lage und Raum, den deutschen Boden, das Meer und die Küsten, Klima, Pflanzen- und Tierwelt, Bodenkultur, Volk und Staat.

*) Deutschland. Einführung in die Heimatkunde. Von Friedrich Ratzel. Mit 4 Landschaftsbildern und 2 Karten. 3. Auflage. 16.—20. Tausend. Durchgesehen und ergänzt von Dr. R. Buschick. Berlin, Verlag von Georg Reimer 1911. Preis geh. M. 3.20, geb. M. 3.60.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In der Tat ist sie auf dem Wege, um ihres Gedankenreichtums und der außerordentlich ansprechenden Form willen, ein rechtes Hausbuch für die gebildete deutsche Familie zu werden.

Die an den verschiedensten Stellen verstreuten kleineren Schriften Ratzels hat Hans Helmolt in Auswahl herausgegeben*). Namentlich den ersten der beiden Bände dieses Werkes, das keineswegs nur Fachwissenschaftliches enthält, ist ein dauernder Wert nicht abzusprechen. Ob wir uns von Ratzel die Schönheiten des „Fernblickes in Natur und bildender Kunst" aufweisen lassen, ob wir mit ihm einen „Frühling in Oberitalien und Korsika" erleben oder die Anfänge des „Deutschtums in Nordamerika" betrachten; ob wir im „Geist, der über den Wassern schwebt", den feinsten, sozusagen seelischen Ausstrahlungen des Meeres sinnend nachgehen oder „die deutsche Landschaft" vom Geographen, Philosophen und künstlerisch empfindenden Naturbeobachter in einer Person uns schildern lassen — immer nehmen wir hohen Genuß und wertvolle Anregung davon mit. Ein großer, einheitlicher Zug umfaßt diese nach Inhalt und Zweck so verschiedenartigen kleineren Aufsätze: die innere Harmonie in der Natur des Denkers.

Wenige Wochen vor seinem Tode war es Ratzel vergönnt, die letzte Hand an ein Büchlein zu legen, das längst weit über die Kreise der geographischen Fachwissenschaft hinaus bekannt geworden ist**). Mit vollendeter Meisterschaft verfolgt der Verfasser den „schönen Gedanken, daß den Winter der rein verstandesmäßigen naturwissenschaftlichen Aufklärung ein sonniger Frühling der Naturfreude und Naturbefreundung vertreiben könnte, in dem der blütenreiche Kranz von körperlichem und gemütlichem Erleben und von Gedanken, den wir Naturgenuß nennen, von immer mehr Menschen in allen Ländern und zu allen Tagen und immer kundiger gewunden würde....."

Diese kurze Einführung darf nicht geschlossen werden, ohne eines Werkchens zu gedenken, das mit wahrhaft vollendeter Meisterschaft und philosophischer Durchdringung des umfangreichen Stoffes die „Grundzüge der Völkerkunde"***) bietet. Es unterrichtet zunächst über Lage, Gestalt und Größe der Menschheit, über die Stellung der Naturvölker in der Menschheit, sowie über Wesen, Entstehung und Ausbreitung der Kultur. Weiterhin ziehen an unserem geistigen Auge vorbei Sprache

---

*) Kleinere Schriften von Friedrich Ratzel. Ausgewählt und herausgegeben durch Hans Helmolt. Mit einer Bibliographie von Viktor Hantzsch. 2 Bände. München und Berlin. Verlag von R. Oldenbourg 1906. Preis kartoniert M. 25.— Wie der Verlag mitteilt, beabsichtigt er nach dem Kriege eine billige Ausgabe der „Kleineren Schriften" herauszubringen.

**) „Über Naturschilderung." Von Friedrich Ratzel. Mit 7 Bildern. 3. Auflage. — Volksausgabe. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin 1911. Preis geb. M. 3.—.

***) Diese in „Meyers Volksbüchern" (Nr. 1088—1090) als selbständige Schrift veröffentlichte Darstellung ist die Einleitung zu der gleichfalls vom Bibliographischen Institut, Leipzig und Wien, verlegten zweibändigen „Völkerkunde" Fr. Ratzels. — Preis 30 Pfg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Religion, Wissenschaft und Kunst, Erfinden und Entdecken, Ackerbau und Viehzucht, Kleidung und Schmuck, sowie die Wohnstätten; endlich Familie, Gesellschaft und Staat. —

Von Ausnahmen abgesehen, sind die hier genannten Schriften Ratzels keine im landläufigen Sinne sogenannte „leichte Lektüre". Trotz aller beabsichtigten und wohlgelungenen Volkstümlichkeit verlangen sie doch zumeist einige geistige Mitarbeit. Diese gilt im allgemeinen jedoch nicht etwa der Enträtselung gelehrter oder gar unbeholfener Ausdrucksweise; vermögen wir die oft überraschenden Gesichtspunkte, die nicht selten gedrungenen, vielsagenden Sätze vollinhaltlich zu erfassen, dann sind wir für die aufgewandte Mühe bald überreichlich entschädigt. Gerade auch in seinen volkstümlichen Werken ist Ratzel der Vertreter der nicht eben zahlreichen deutschen Universitätsgelehrten, die über die unergründliche Gründlichkeit, über umfangreiche Einleitungswissenschaft und allen „kritischen Apparat" hinaus — an sich höchst wichtige Dinge — zu klar und deutlich umrissenen Zielen gelangen, die als Richtungspunkte für unser Denken und Handeln in hohem Grade mitbestimmend sein können.

* * *

Aus Fr. Ratzels „Deutschland".

Einige politische Charakterzüge der Deutschen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Lokalpatriotismus in allen Abstufungen und Farben wird dem größern Patriotismus für das ganze Reich noch lange abträglich sein.

Daher wäre es auch aus politischen Gründen so wünschenswert, daß der Deutsche mit Liebe das ganze Vaterland umfasse. Gerade weil es nicht zu den Ländern gehört, die eine einzige hervorstechende Eigenschaft für sich haben, sei es die Raumgröße oder die Gunst der Lage oder ein herrliches Klima, will Deutschland gut gekannt sein. Seine Macht hängt mehr als bei Rußland, England oder Frankreich von dem Gebrauch ab, den sein Volk von dem macht, was die Natur ihm verliehen hat. Wir müssen wissen: unser Land ist nicht das größte, nicht das fruchtbarste, nicht das sonnig heiterste Europas. Aber es ist groß genug für ein Volk, das entschlossen ist, nichts davon zu verlieren; es ist reich genug, ausdauernde Arbeit zu lohnen; es ist schön genug, Liebe und treueste Anhänglichkeit zu verdienen; es ist mit einem Worte ein Land, worin ein kräftiges Volk große und glückliche Geschicke vollenden kann; vorausgesetzt, daß es sich und sein Land zusammenhält. — — — — — — — —

„Das Meer als Quelle der Völkergröße."

Aus dem Abschnitt: Die Küste.

Keine Seemacht ist durch die Küste groß geworden. Da es in der Natur des Meeres liegt, in jedem Winkel und in jeder Bucht dasselbe zu sein, und da das weite Weltmeer mit dem kleinsten seiner entlegensten

Ausläufer zusammenhängt, braucht man vom Lande aus überhaupt immer nur einen Zugang, um auf dem Meere zu sein. In der Natur dieses einzigen Zuganges liegt es, ob einem Volke der Weg zur Seegeltung offen liegt oder nicht. Die Entwicklung einer Seemacht hängt manchmal vollständig von der intensiven Ausnutzung einer einzigen Küstenstelle ab. Die Macht von Venedig und Lübeck strahlte ebenso einzig aus einer engen Bucht über einen weiten Meeresraum aus, wie einst die Macht von Sidon oder Athen. Wenig gegliederte Küstenstrecken sind zur Herrschaft über reichgegliederte emporgestiegen, kleine Küsten über große. Selbst Amerikas reichgegliederte Nordost- und Nordwestküsten sind geschichtlich kaum wirksam geworden neben den einfach gestalteten Küsten südlich davon.

In zweiter Linie lehrt uns die Geschichte der Seevölker, daß für sie viel mehr abhängt von der Küste, *die erreicht werden kann*, als von der, wo der Ausgangspunkt liegt. Die beiden gehören zusammen wie Ausgang und Ziel. Die Insel in Sicht des Hafens war das Ziel der ersten Seefahrt und die fremde Küste gegenüber der eigenen das Ziel der ersten überseeischen Fußfassung. Das zeigt die Geschichte des Seehandels und der Kolonien. Eine Küste zur Ausfahrt, eine Küste als Ziel und dazwischen ein Meeresabschnitt, das sind die drei Elemente bedeutsamster historischer Landschaften. Dietrich Schäfer nennt die Gegend von der Elbe und Trave bis zur Odermündung den klassischen Boden der Hansa. Der geschichtlichen Betrachtung erscheinen die Städte Lübeck, Rostock und Stralsund als die am engsten durch Interessengemeinschaft verbundenen Glieder des Bundes. Warum hat er gerade hier sich entwickelt und hier auch die Quelle immer neuer Belebung gefunden? Die gegenüberliegenden Küsten von Dänemark und Schweden gehören dazu. Die Bedeutung der Lage dieses Striches deutscher Küste liegt gerade darin, daß hier die größte Annäherung Deutschlands an Dänemark und Schweden erreicht wird. Die Schnelldampfer nach Gjedser, Kopenhagen, Malmö gehen auch heute von Lübeck, Warnemünde, Stralsund, Stettin die alten Wege, die einst die Koggen der Hansa im Frieden oder Krieg gefahren waren.

Endlich wollen wir auch der Erreichbarkeit der Küsten vom Lande her nicht vergessen. Der Elbverkehr ist für Hamburg fast ebenso wichtig wie der Nordseeverkehr. Obwohl seit dem Zollanschluß Hamburgs der Warenverkehr land- und flußwärts in seiner Gesamtheit nicht mehr genau zu ermitteln ist, so lehrt doch jedes Jahr die Statistik im Hamburger Hafen noch immer die hohe Bedeutung der Flußschiffahrt auf der oberen Elbe. Überhaupt ist an der maritimen Entwicklung des neuen Deutschen Reiches nicht das wichtig, daß es eine größere Küste hat, als je vorher von *einer* deutschen Macht beherrscht wurde, sondern, *daß das ganze Reich wirtschaftlich aufs engste mit der Küste verbunden ist und politisch ganz dahinter steht.*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Daraus geht auch hervor, daß die Küste keine Machtquelle ist, die mit der Größe gleichlaufend ergiebiger wird. Eine Küste mit schmalem Hinterland kann so schwierig zu verteidigen sein, daß der Schutz, den es nötig hat, einen allzu großen Teil der Kräfte des Landes lahmlegt. So ist es mit Italien, das mehr Küste hat, als es braucht, und vor allem zu viel Küste im Verhältnis zu seiner Größe, seinen Machtmitteln, seinen Häfen. Man übersieht oft diesen Posten in der politischen Bilanz der Staaten und setzt die Küstenlängen als reine Aktiva in die Rechnung. Um so weniger ist dies tunlich, als der Küstenschutz die Kräfte zersplittert, und damit einer naturgemäßen Seestrategie entgegenwirkt, die viel mehr als die Landstrategie auf entscheidende Schläge mit zusammengefaßten Kräften hingewiesen ist. Man übersehe nicht, daß eine Küstengrenze immer mehr Angriffen ausgesetzt sein wird, als eine Landgrenze. An der Landgrenze bedroht uns in der Regel nur die Macht, die unmittelbar neben uns wohnt — an unsre Küste können die Mächte der ganzen Welt herankommen. In der Nordsee sind nicht bloß England, Holland, Norwegen; auch Rußland, die Vereinigten Staaten von Amerika, Japan können dort erscheinen.

Je mehr Zugänge eine Küste hat, um so mehr Angriffspunkte bietet sie auch einem Feinde, der nach Gelegenheit zur Landung ausspäht. Von den zahlreichen Öffnungen der buchtenreichsten Küste Deutschlands, der schleswig-holsteinischen, über deren reiche Gliederung der philosophische Geograph in Entzücken gerät, umschließt die Kieler Bucht alles, was Deutschland für einen großen Kriegshafen an der Ostsee braucht. Die übrigen Buchten sind kein Plus in der Machtbilanz des Deutschen Reiches — — —

* * *

Da der Verlag die vom Verfasser beabsichtigte Wiedergabe einer entsprechenden Stelle des Büchleins „Deutschland" nicht gestattete, mögen hier — in ihrer Weise ein vollwertiger Ersatz — einige Zeilen aus den „Kleinen Schriften" folgen:

Die deutsche Landschaft.

(Einleitung, geschrieben 1896.)

Auch das Alter der Völker hat tröstliche Vorteile. Wir sind herangereift und in unser Land hineingealtert. Die wachsende Zahl der Sohlen, die diesen Boden beschreiten, und der Hände, die ihn bearbeiten, ist greifbar. Durch den Volkskörper sich fortpflanzend, kommt die vervielfältigte Berührung mit der Erde selbst denen zum Bewußtsein, die ihren Mutterboden nicht mehr zu fühlen scheinen. Wir mögen uns in amerikanische Baumwolle kleiden und indischen Weizen essen, wir sind doch von den Erzeugnissen und Schätzen dieses Fleckchens Erde nie so abhängig gewesen wie heute. Unsere Vorfahren waren entschiedener auf das hingewiesen, was ihr Boden ihnen bot; aber wir sind mit doppelten und dreifachen Zahlen auf derselben Fläche dennoch abhängiger von ihm. Ohne das Eisen und die Kohlen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieses Bodens wären wir ein ganz anderes Volk, anders von Besitz und innerem Aufbau. Wie nützt der Verkehr Deutschlands Küsten, Ströme, Pässe in jährlich steigendem Maße aus! Und politisch halten wir ohne Zweifel als geeinigtes und wohlgerüstetes Volk dieses unser Land fester denn jemals vorher. Daß das alles eine Menge von neuen, geistigen Beziehungen schaffen muß, ist klar. Bewiesen wird es schon durch Karten und Bücher, aus denen wir sehen, welche Fortschritte Kenntnis und Verständnis unseres Landes gemacht haben. Auch die Kunst trägt das Ihre dazu bei. Hat nicht die deutsche Landschaft erst in unserem Jahrhundert die künstlerische Verwertung gefunden, zu der früher nur Anläufe und Versuche gemacht waren? Und daß der Poesie das Verständnis der landschaftlichen Schönheit unserer Heimat überhaupt erst in der Zeit aufgegangen ist, wo man mit empfindsamer Betonung das Wort „romantisch" zu verwenden begann, wird von Kennern behauptet. Es ist zwar nicht ganz richtig. Aber die lyrische Vertiefung in den Reichtum der deutschen Landschaft haben allerdings Brockes und Haller den Gebildeten erst lieb und vertraut gemacht. Nur sollte man darüber nicht vergessen, daß tausend Jahre vorher einfache Bauern und „beschränkte" Mönche ihre Höfe, Klöster und Kapellen mit erstaunlichem Blick für das Schöne und Große in der Natur gerade an die Punkte hingesetzt haben, deren Reize den Gebildeten durch die Lyriker des achtzehnten Jahrhunderts wieder erschlossen werden mußten. So wenig haben die Brüder van Eyck die Reize der Maaslandschaft oder Albrecht Dürer die Schönheit der fränkischen Berge „entdeckt", wie Ewald von Kleist als Neufinder landschaftlicher Merkwürdigkeiten seiner „Bilderjagd" in der Umgegend von Potsdam nachging. Die angestaunte Entdeckung des Romantischen in der heimischen Natur ist nur das Erwachen zum Bewußtsein eines längst in Freudigkeit, aber still lebendig und in unliterarischen und kunstlosen Formen sich äußernden Gefühls. Und dieses Erwachen ist wieder nur ein Anzeichen des zunehmenden Vertrautwerdens mit unserem Lande, das heißt mit uns selbst als Volk. Denn wie wäre aus dem Wesen eines seit anderthalb tausend Jahren auf demselben Boden lebenden, schaffenden und leidenden Volkes der Anteil dieses Bodens herauszulösen? — — —

noch nicht die naturlosesten Stellen in unserem Lande, aber wegen der Spuren des unerbittlichen und rücksichtslosen Niederkämpfens der Natur durch eine niedrige, ungesunde Form der Kultur die weitaus unerfreulichsten.

* * *

Aus der Einleitung der Schrift „Über Naturschilderung": Die gemeinsame Aufgabe und der gemeinsame Boden der Kunst und der Wissenschaft:

Kunst und Wissenschaft wollen beide die Welt um uns und in uns verständlicher machen. Schopenhauer faßt das in seinem Kapitel „Über das innere Wesen der Kunst" in die Worte: „Nicht bloß die Philosophie, sondern auch die schönen Künste arbeiten im Grunde darauf hin, das Problem des Daseins zu lösen." Vereinigung und Vereinfachung des scheinbar Getrennten und Verschiedenen wollen beide. Beide, kann man auch sagen, streben die Entdeckung neuer Gesetzlichkeiten an. Man hat die Wissenschaft und die Kunst ein Zwillingspaar von Schwestern genannt, die befreundet durchs Leben gehen. Sicherlich sind sie ganz nahe miteinander verwandt, denn beide sind aus dem menschlichen Geiste geboren, beiden bietet Stoff und Aufgabe die Natur, beide treten der Natur ohne ein anderes Interesse gegenüber als an dem geistigen Gewinne des Anschauens der Schönheit und der Wahrheit. Nur weil die Mittel und Wege so verschieden sind, mit und auf denen Kunst und Wissenschaft wirken, kann die Ansicht entstehen, die künstlerische Anschauung, die froh vor dem Schönen verweilt, sei grundverschieden vom wissenschaftlichen Denken, das kühn in das Wesen der Dinge eindringt, und, weil es ihre Ursachen und Folgen erkennen will, über die Anschauung rasch hinauseilt. Gewiß ist es bezeichnend für die Wissenschaft, daß sie nicht bei einer Erscheinung stehen bleibt, sondern zum Vergleich mit anderen fortschreitet und die verschiedensten prüft, was sie Gemeinsames haben, klassifiziert, unter Begriffe sammelt, Abstraktionen bildet. Daß sie aber dabei die Anschauung überhaupt vergäße oder geringschätzte, das abstrakte Denken über alles stellte, körperlose Begriffe, leere Worte höher schätzte als die Bilder der unmittelbaren Eindrücke, daß mit anderen Worten die Wissenschaft sich der Kunst abwendete, liegt nicht in ihrer Natur, ist nur eine Krankheit der Wissenschaft, ein Auswuchs. Ebenso gibt es in der Kunst Richtungen und hat sie immer gegeben, die Beobachtung und treue Nachbildung der Natur in den Wind schlagen, nur Traumbilder, angebliche Ideen verkörpern, symbolisieren wollen, und sich damit immer weiter von der Wissenschaft entfernen. Aber das ist dann auch keine gesunde Kunst. In beiden Fällen entfernen sich Wissenschaft und Kunst zugleich von dem Grunde, der ihnen gemein ist, in dem sie allein ihre beste Nahrung finden. Etwas anderes ist, daß die Wege der Kunst und der Wissenschaft verschieden sind: beide müssen unabhängig sein, was nicht ausschließt, daß sie

einander ganz wesentlich helfen und anregen. Wenn aber eine naturalistische Kunst sich des Strebens nach demselben Ziele rühmt, das die Wissenschaft sich gesetzt hat, so ist das eine Verwechslung und Vermischung, woraus sicherlich nichts Gutes kommt. — — — — — — — — — — — —

* * *

„Grundzüge der Völkerkunde."

Aus dem Abschnitt: „Wesen, Entstehung und Ausbreitung der Kultur":

Die Summe der Kulturerrungenschaften jeder Stufe und jedes Volkes setzt sich aus *materiellem* und *geistigem Besitz* zusammen. Es ist wichtig, beide auseinanderzuhalten, da sie von sehr verschiedener Bedeutung für den inneren Wert der Gesamtkultur und vor allem für ihre Entwicklungsfähigkeit sind. Sie werden nicht mit den gleichen Mitteln, nicht gleich leicht, nicht gleichzeitig erworben. Dem geistigen Kulturbesitz liegt der materielle zugrunde. Geistige Schöpfungen kommen als Luxus nach der Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse. Jede Frage nach der Entstehung der Kultur löst sich daher in die Frage auf: Was begünstigt die Entwicklung der materiellen Grundlagen der Kultur? Hier ist nun in erster Linie zu betonen, daß, nachdem in der Benutzung der Mittel der Natur für die Zwecke des Menschen der Weg zu dieser Entwicklung gegeben ist, nicht der Reichtum der Natur an Stoffen, sondern an Kräften oder, besser gesagt, an Kräfteanregungen es ist, der die höchste Schätzung verdient. *Diejenigen Gaben der Natur sind für den Menschen am wertvollsten, durch die die ihm innewohnenden Quellen von Kraft zu dauernder Wirksamkeit erschlossen werden.* Dies vermag selbstverständlich am wenigsten jener Reichtum oder jene sogenannte Güte der Natur, die ihm gewisse Arbeiten erspart, die unter anderen Umständen notwendig wären, wie die Wärme in den Tropen das Hüttenbauen und das Sichkleiden so viel leichter macht als in der gemäßigten Zone. Vergleichen wir das, was die Natur zu bieten vermag, mit dem, was an Möglichkeiten dem menschlichen Geist innewohnt, so ist der Unterschied gewaltig und liegt vorzüglich in folgenden Richtungen: Die Gaben der Natur sind an sich in Art und Menge auf die Dauer unveränderlich, aber der Ertrag der notwendigsten schwankt von Jahr zu Jahr und ist an und für sich unberechenbar. Sie sind an gewisse äußere Umstände gebunden, in gewisse Zonen, bestimmte Höhen, an verschiedene Bodenarten gebannt. Der Macht des Menschen darüber sind ursprünglich enge Schranken gezogen, die die Entwicklung seiner Geistes- und Willenskraft zu erweitern, aber nie zu durchbrechen fähig ist. Die Kräfte des Menschen dagegen gehören ganz nur ihm; er kann nicht bloß über ihre Anwendung verfügen, sondern sie auch vervollständigen, ohne daß darin bis heute wenigstens eine Grenze zu ziehen wäre. Nichts lehrt schlagender die Abhängigkeit der Naturausnutzung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vom Willen des Menschen, als der über alle Teile der Erde hin, durch alle Klimate, über alle Höhenstufen gleiche Zustand der Naturvölker.

Nicht zufällig hat das Wort Kultur auch noch den Sinn des Ackerbaues. Hier liegt seine etymologische [sprachgeschichtliche] Wurzel und auch die Wurzel dessen, was wir im weitesten Sinne unter Kultur verstehen. Das Hineinarbeiten einer Summe von Kraft in eine Erdscholle ist der beste, meistversprechende Anfang jener Unabhängigkeit von der Natur, die in ihrer Beherrschung durch den Geist ihr Ziel findet. Am leichtesten schließt sich hier Glied an Glied der Kette der Entwicklung an; denn in jährlich wiederholter Arbeit auf demselben Boden konzentriert sich Schaffen und festigt sich Tradition; und so werden hier die Grundbedingungen der Kultur geboten. — — — — — — — — — —

* * *

Hans Offe.

Was andre sagen

Berliner Börsen-Zeitung (nationalliberal) Nr. 281, Morgenausgabe vom 19. Juni 1917.

Wider die Störenfriede.

„. . . . . .

In einer dieser Tage in der Kreuzzeitung veröffentlichten Zuschrift hieß es: „Es ist möglich (!), ja wahrscheinlich (!), daß der Leiter der deutschen Politik die Erreichung eines ‚deutschen Friedens' für ausgeschlossen hält . . ." Weiter wird gesagt, es sei möglich, ja wahrscheinlich, daß der Kanzler überhaupt glaube, nur die Gewährung des **Status quo ante** erreichen zu können. Wenn dem so sei, dann sei es zwar sein Recht, seine Politik darauf einzustellen, aber dann müsse man ihm sagen, seine ständigen Mißerfolge erwiesen, daß ihm das erste Erfordernis eines Staatmannes fehle: das rechte Augenmaß.

Wir fühlen uns wirklich nicht berufen, den Verteidiger Herrn v. Bethmanns zu spielen, aber diese Zuschrift ist in mehr als in einer Hinsicht Beweis und Symptom. Wir sprechen garnicht davon, wie hier wiederum mit Absicht übersehen wird, daß die vom gegenwärtigen Kanzler verfolgte Politik ja nicht in der Luft schwebt, sondern bei allen entscheidenden Beschlüssen immer das Ergebnis eingehender Beratung mit dem anderen Faktor der vollziehenden Staatsgewalt und der obersten Heeresleitung dargestellt hat. Darauf ist schon allzu oft hingewiesen worden. Außer der bekannten ‚politischen Krankheit' der Diplomaten gibt es eben eine ‚diplomatische Blindheit' der Politiker. Es ließe sich von ihr manches erzählen, denn sie hat gerade in dem Kampf gegen den Kanzler eine große Rolle gespielt. Dieser Kampf geht bekanntlich ungeschwächt weiter. Er ist zum Symbol des Kampfes für die Erhaltung des bewährten Alten gegen das umstürzlerische Neue und gegen alle Andersdenkenden geworden, er begreift die zu niedrigen Kartoffelpreise ebenso in sich wie die Notwendigkeit, Calais zu erobern, und er hat allmählich solche Formen angenommen, daß es uns alle angeht, und daß es Pflicht gegen die An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

greifer selbst geworden ist, ihnen von Zeit zu Zeit eine Mahnung zukommen zu lassen. Kürzlich wurde hier von der neuen Kunst der ‚Umdeutung' gesprochen. Heute soll das Problem von einer anderen Seite, von der des in der erwähnten Zuschrift festgestellten Mangels an Augenmaß behandelt werden. Es mag dabei ‚möglich, ja wahrscheinlich sein', daß man vorher noch einmal eigens betont: es geht uns nicht um die Person, sondern allein um die Sache. Es geht uns nicht um Herrn v. Bethmann, sondern weil gegen ihn, der durch das Vertrauen des Kaisers der verantwortliche Leiter der Politik des Deutschen Reiches ist, ein Kampf mit unzureichenden Mitteln und darum ein unzulässiger Kampf geführt wird.

Erster Fall: Die Gegnerschaft gegen den Kanzler datiert ja eigentlich schon aus den Anfangstagen seines Amtsantritts. Den ersten Gipfel erreicht sie infolge der Gewährung der Verfassung an Elsaß-Lothringen. Man war nämlich nicht für solche ‚demokratische Experimente', sondern für ein preußisches festes Durchgreifen, für den Gewaltsstandpunkt. Über die Wünsche der Elsaß-Lothringer hatte man einfach zur Tagesordnung überzugehen. Der Kanzler tat das nicht, und zwar vielleicht in der Voraussicht kommender Tage und in zutreffender Einschätzung der wahren Lage der Dinge in den Reichslanden. Es ist ‚möglich, ja wahrscheinlich', daß man anderenfalls heute irische Zustände und nicht solche Reden wie die der Präsidenten Ricklin und Hoeffel hätte. Und das spricht doch eigentlich nicht für Mangel an Augenmaß beim Kanzler, wie?

Zweiter Fall: Den ersten Anstoß zu ganz ernstem Tadel gab der Kanzler seinen Gegnern unmittelbar nach Kriegsbeginn, als im Anschluß an die Berichte über seine letzten Unterredungen mit dem britischen Botschafter bekannt wurde, daß er den Eintritt Englands in den Krieg als ein sehr ernstes Moment betrachte und mit Sorge ein langes und schweres Ringen vorausseh e. Auf Grund angeblicher Äußerungen nahm man ihm diese Anschauung sehr übel, und sie war der eigentliche Anlaß zu der Lehre von der ‚schlappen, schwankenden Politik'. Es ist ‚möglich, ja wahrscheinlich', daß man jenen Groll in gewissen Kreisen auch heute noch hegt, obschon die Mär vom frisch-fröhlichen Krieg doch längst dahinging, aber Hand aufs Herz: war es wirklich der Kanzler, der damals das rechte Augenmaß vermissen ließ?

Dritter Fall: Die Gegnerschaft gegen den ‚Zauderer' Bethmann erklomm die Höhe, als er, angeblich gegen alle bessere Einsicht der militärischen Stellen, den hemmungslosen U-Bootkrieg hintanhielt und dafür ein ‚würdeloses Notenspiel' mit Mr. Wilson begann. In tausend Leitartikeln wurde haarscharf bewiesen, daß die amerikanische Kriegsdrohung ein ‚barnummäßiger Bluff' sei. Nun wissen wir jetzt, daß wir ohne jenes ‚Zaudern' das amerikanische Heer heute schon auf dem europäischen Kriegsschauplatz hätten und daß auch die russische Revolution nicht gekommen wäre. Es ist durchaus ‚möglich, ja wahrscheinlich', daß der ganze Gang des Krieges ein anderer geworden wäre, wenn die Entscheidung früher erfolgt wäre, und zwar, wie wir heute gleichfalls wissen, kaum im Sinne der prophezeiten raschen Erledigung Englands. Der U-Bootkrieg durfte nicht früher beginnen, und es ist im Gegenteil mit ziemlicher Sicherheit zu sagen, daß alle anderen Ansichten falsch waren. Und so kommen wir auch hier zu dem Schluß, daß es nicht Herr von Bethmann Hollweg war, auf dessen Seite das rechte Augenmaß fehlte . . . . . ."

Sonntag, Beilage zum „Vorwärts". 34. Jg., Nr. 9.

Rom und Karthago. Von Otto Landsberg.

„Es heißt, daß die Geschichte eine gute Lehrmeisterin ist. Schade, daß man von ihren pädagogischen Talenten so herzlich wenig merkt. . . . . .

Unzählige Male haben wir, seit der Krieg durch die Welt rast, den Hinweis auf die punischen Kriege hören müssen. Rom hat bekanntlich gegen Kar-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

thago drei Kriege geführt, deren letzter mit der Vernichtung Karthagos geendet hat. Ohne weiteres wird Rom Deutschland gleich gesetzt und Karthago England. Folglich wird, so verkündet man, auch Deutschland gegen England drei Kriege führen, und der letzte wird ein vernichtetes England sehen. . . . . .

Die beiden Völker, deren Kriege immer wieder herangezogen werden, um die Notwendigkeit der Vernichtung Englands darzutun, waren vom ‚Schicksal' so wenig dazu bestimmt, sich bis zur Ausrottung zu bekämpfen, daß die Karthager im Kriege mit Pyrrhus von Epirus Verbündete Roms waren und es durch Vernichtung der Flotte des Pyrrhus retteten. Feindschaft entstand zwischen ihnen, als die Karthager ihre sizilischen Kolonien durch die Römer bedroht sahen. Karthagos Industrie lieferte so minderwertige Erzeugnisse, daß sie mit der griechischen und römischen nicht konkurrieren konnte. Deshalb mußte Karthago darauf bedacht sein, seine Kolonien gegen den Handel mit anderen Völkern abzusperren. Als das römische Reich an Macht zunahm und sich nach Sizilien auszudehnen Miene machte, sahen die einen großen Teil dieser Insel besitzenden Karthager ihre Handelsinteressen als gefährdet an, und es kam zum Kriege. Karthago war ein Stadtstaat. Die Stadt Karthago hatte etwa 130000 Einwohner, Rom war ein Staat von 1¼ Million Einwohner. Karthago und Rom waren die einzigen Großmächte, die das dritte Jahrhundert vor Christi Geburt kannte. Keine andere Macht war daher imstande, Rom davon abzuhalten, den Todesstoß gegen Karthago zu führen.

Ist es noch nötig zu zeigen, daß die Geschichte der punischen Kriege keine Parallelen für unsere Zeit bietet? Ist Englands Volk eine dünne Schicht, deren Ausrottung nicht schwer ist, ist die englische Industrie nicht imstande, den Wettbewerb mit derjenigen anderer Völker aufzunehmen, hat England in unserer Zeit andere Nationen von seinen Märkten ferngehalten, existieren heute nicht Mächte, die, um eine Hegemonie Deutschlands zu verhindern, alles daran setzen würden, England zu erhalten, wenn dieses zu schwach sein sollte, sich zu verteidigen?

Die Männer, die nicht müde werden, die Schatten Hannibals und Scipios heraufzubeschwören, würden gut daran tun, statt sich in Redewendungen zu ergehen, die die Köpfe mit gefährlichen Vorstellungen zu füllen imstande sind, die Geschichte der punischen Kriege zu studieren. Sie kann in der Tat für den, der lernen will, eine gute Lehrmeisterin sein. Sie predigt den Nutzen der Demokratie, sie lehrt, daß im Falle eines schweren Konflikts der Staat verloren ist, der es nicht verstanden hat, seinen Einwohnern staatsbürgerliche Gesinnung einzuflößen.

Wir nannten Karthago eine Großmacht. Wie verträgt sich diese Bezeichnung mit der ferneren Feststellung, daß Karthago ein Stadtstaat mit etwa 130000 Einwohnern gewesen ist? Die Stadt Karthago beherrschte ein ungeheures Gebiet. Tripolis, Tunis, Algier, Marokko, Spanien, Sardinien, Korsika, Westsizilien und Malta waren Bestandteile des karthagischen Reiches, das also den größten Teil der Mittelmeerländer umfaßte. Aber Karthago hat niemals das Bestreben gehabt, die Bevölkerung der eroberten Gebiete zu einem Volke zu machen. Die Bevölkerung der Stadt Karthago war semitisch. Außer den 130000 Einwohnern dieser Stadt waren in Nordafrika in den Städten Utika, Groß- und Klein-Leptis und einigen anderen noch etwa 120000 Semiten ansässig. Die übrige Bevölkerung des Reiches bestand aus Lybiern, Iberern, Griechen und anderen Völkern, die alle für das herrschende semitische Volk lediglich als Ausbeutungsobjekte in Betracht kamen und keinerlei politische Rechte besaßen. Diese nach vielen Hunderttausenden zählenden Einwohner des Reiches hatten infolgedessen nicht das geringste Interesse am Bestehen des karthagischen Staates, es gab zwischen ihnen und Karthago keine innere Verbindung. . . . . .

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und wie stand es mit Rom? Die Wiege des Staates der Römer war der mittelitalienische Kanton Latium, der mit einer Bevölkerung von etwa 200000 Einwohnern in die Geschichte eintrat. Und diesem Zwergstaat, der die Größe eines thüringischen Kleinstaates besaß, und der der kleinste Staat Italiens war, ist die Einigung des ganzen Italien, das damals von etwa 5 Millionen Menschen bewohnt war, gelungen. . . . . .

Die Bevölkerung Italiens bestand außer den Latinern aus Oskern, Umbrern, Marsern, Volskern, Venetern, Messapiern, Etruskern, Ligurern, Galliern, Griechen und Sikelern. Ein Land, das von zwölf Nationen bewohnt war, haben die Römer politisch geeinigt, eine Bevölkerung, in der zehn verschiedene Sprachen gesprochen wurden, und deren einzelne Teile auf den verschiedensten Kulturstufen standen, haben sie zu einheitlicher Sprache und Kultur gebracht. Erworben haben sie alle die Länder, die sie sich angliederten, durch das Schwert, behauptet haben sie sie durch Demokratie. Die Zuerteilung gleicher Rechte an alle Bürger des Reiches schuf einen staatlichen Körper, dessen einzelne Glieder sich bewußt waren, daß ihr Dasein durch die Aufrechterhaltung des Gesamtstaates bedingt war. Und das staatsbürgerliche Bewußtsein der römischen Bürger, denen der Staat die Verteidigung ihres Landes übertragen konnte, erwies sich als eine Macht, die die karthagischen Söldner und das Feldherrngenie eines Hannibal zu besiegen vermochte.

England hat von Rom gelernt. Es hat die bis zum Jahre 1832 völlig entrechteten Massen seiner Bevölkerung durch demokratische Reformen zu Bürgern gemacht, die wissen, was ihr Land für sie bedeutet. Es hat den Buren wenige Jahre nach ihrer Niederwerfung völlige politische Freiheit gegeben und sie dadurch, von einer bedeutungslosen Minderheit abgesehen, gewonnen. Es will seine Fremdvölker nicht britisch machen, ihm genügt es, daß sie Britishers (Angehörige des englischen Weltreichs) sind. . . . . ."

Rund um uns

Die Grundlagen der ukrainischen Frage. Die deutsche Presse hat der ukrainischen Frage bisher nur ein sehr bescheidenes Maß von Aufmerksamkeit gewidmet, ja man darf ruhig sagen, daß weite Kreise der öffentlichen Meinung in Deutschland sie in ihrer vollen Tragweite für unsere Zukunft noch gar nicht gewürdigt haben. Gerade jetzt ist daher ein Wort darüber mehr als jemals geboten.

Unter den Fremdvölkern, deren Vertreter sich im Mai 1916 im Namen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit an Präsident Wilson wandten — jetzt würden sie den Mut zu einem solchen Schritt schwerlich noch finden —, müssen gerade die Ukrainer an erster Stelle genannt werden. Schon der Kopfzahl nach sind sie das allerstärkste unter den fremdstämmigen Völkern Rußlands, — selbst die russische Statistik von 1897, die gewiß nicht allzu günstig rechnete, zählte bereits 27 Millionen Ukrainer. Sie sind eine eigene slawische Nation mit eigener Sprache und Literatur, mit eigener Geschichte und eigener Religionsverfassung, so sehr sich auch Russen und Polen um die Wette bemüht haben, diese Tatsachen nach Möglichkeit zu verdunkeln, die Russen schon seit dem 18. Jahrhundert, mit der Wirkung, daß man darüber bis jetzt fast überall in Westeuropa im Dunkeln geblieben ist. Selbst Napoleon I. unternahm seinen russischen Feldzug ohne jede Kenntnis der ukrainischen Frage, und erst nach seinem unglücklichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rückzuge fing er an, sich für die Geschichte der Ukraine näher zu interessieren. Hätte er es früher getan, so würde er sicher nicht nach Moskau, sondern nach Kiew, der alten Metropole der Ukraine, gegangen sein, und dann hätte sein Unternehmen ganz andere Aussichten auf Erfolg gehabt.

Noch heute ist es wenig bekannt, daß es schon seit dem 9. Jahrhundert, zu einer Zeit, wo von einem russischen Reiche noch keine Rede war, im Dnjeprgebiet, mit Kiew als Hauptstadt, ein kraftvolles Staatswesen gab, das mehrere Jahrhunderte hindurch bestand, dessen Schwerpunkt aber, besonders unter dem Drucke der mongolischen Einbrüche, sich mehr und mehr nach Westen verschob, nach Galizien, bis es im 14. Jahrhundert mit Polen und Litauen vereinigt wurde. Ein Wiederaufblühen der eigentlichen Ukraine erfolgte im 17. Jahrhundert durch den am unteren Dnjepr wohnhaften Stamm der Saporoger, die unter dem Hetman Chmelnyckyi das polnische Joch abschüttelten. Aus Furcht vor Polen aber schloß dieser 1654 mit dem Zaren von Moskau den vielberufenen Vertrag von Perejaslaw, der die Ukraine in Personalunion mit dem Zaren brachte, im übrigen aber ihr die Selbständigkeit ließ. Das Land wurde nun jedoch der Zankapfel zwischen Polen und Rußland, wobei immer mehr und mehr von seiner Unabhängigkeit abbröckelte. 1667 kam es sogar zur Teilung der Ukraine zwischen Polen und Rußland, und dadurch drang Rußland, dem die östliche Seite des Dnjepr mit Kiew zufiel, zum ersten Male an das Schwarze Meer vor.

Das letzte große Aufflammen des ukrainischen Freiheitsdranges ist mit dem Namen des Hetmans Mazeppa verknüpft, erlosch aber 1709 in dem Siege Peters des Großen bei Pultawa. Nachdem dann durch die Teilungen Polens auch die übrigen ukrainischen Gebiete außer Galizien an Rußland gefallen waren, setzte eine planmäßige Unterdrückung der ukrainischen Nation ein, selbst der Name Ukraine wurde durch den mit schlauer Berechnung erfundenen Namen Kleinrußland ersetzt. Die ukrainischen Schulen wurden geschlossen, alle ukrainischen Bücher verboten, ebenso wurde die ukrainische Kirchenverfassung aufgehoben. Im Jahre 1876 schritt man sogar zu einem uneingeschränkten Verbote jedes Gebrauches der ukrainischen Sprache. Die Folge davon war natürlich ein starkes Sinken des allgemeinen Bildungsstandes in der Ukraine, wo man im Durchschnitt etwa 60% Analphabeten zählte. Trotz alledem aber blieb der nationale Selbständigkeitsdrang des Volkes ungebrochen und kam 1905 infolge der ersten russischen Revolution zu neuer Betätigung. In der ersten und zweiten Duma gab es eine starke Partei von nicht weniger als 63 ukrainischen Abgeordneten, die sich auf den Boden des Vertrags von Perejaslaw stellten und auf Grund dessen eigene Verwaltung und volle Gleichberechtigung der ukrainischen Sprache mit der großrussischen verlangten. Diese Forderungen aber betrachteten die Russen als eine Gefahr für den Bestand ihres Staates, und so begann seit etwa 1907 eine neue Unterdrückung der Ukrainer, die man zunächst durch eine Änderung des Wahlgesetzes jeder Vertretung in der Duma beraubte.

Darauf antworteten die Ukrainer mit einer auf völlige Loslösung von Rußland gerichteten und auf Errichtung eines eigenen ukrainischen Staates unter österreichischem Schutze zielenden geheimen Bewegung, die eine wichtige Stütze bei den in Ostgalizien in Stärke von über 4 Millionen wohnenden Ukrainern, dort Ruthenen genannt, erhielt. Galizien zerfällt bekanntlich ethnographisch in zwei Teile, den polnischen Westen mit der Hauptstadt Krakau, und den ukrainischen Osten mit Lemberg. Infolge jedoch des Einflusses der an Bildung und Besitz höher stehenden Polen kam es, daß diese in ganz Galizien die Vorherrschaft besaßen, so daß das ganze Land einheitlich als polnisches Kronland verwaltet wurde, wobei die zumeist aus Kleinbauern bestehenden Ukrainer ganz ähnlich unterdrückt wurden wie ihre Volksgenossen in Rußland. Die langjährigen Nationalitätenkämpfe, die darüber in Galizien ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

brannten, wurden nun geschickt von russischer Seite ausgenützt. Russische Agenten waren dort unablässig an der Arbeit, um Stimmung für Rußland zu machen und so allmählich eine künftige Angliederung Galiziens an Rußland vorzubereiten. Einen neuen Aufschwung nahm die ukrainische Bewegung in Galizien 1906 durch die Einführung des allgemeinen Wahlrechts. Nun wurde Ostgalizien geradezu ein Brennpunkt der nationalukrainischen Bestrebungen, der stark auf Südrußland wirkte und daher von den russischen Panslawisten mit größter Besorgnis betrachtet wurde. Um dem entgegenzuarbeiten, setzte eine neue russische Wühlarbeit in Galizien ein, die aber trotz mancher Erfolge nicht hindern konnte, daß ungefähr zwei Drittel der Ruthenen sich auf den Boden des nationalukrainischen Programms stellten. In den Jahren vor dem Kriege sah man in Rußland die ukrainische Frage als die größte Gefahr für den Bestand des russischen Reiches an, und wenn man dies auch aus leicht ersichtlichen Gründen auf seiten der kaiserlichen Regierung nicht offen aussprach, so ist es doch in hohem Grade wahrscheinlich, daß hier einer der geheimen Gründe liegt, der Rußland zum Kriege anstachelte. Als Anfang 1914 die Jahrhundertfeier des Geburtstages des nationalukrainischen Dichters Taras Schewtschenko, den Rußland als Staatsverbrecher behandelt hatte, die Geister in Erregung setzte, da wurden die Besorgnisse Rußlands erneut wach, zumal wenn man sah, wie diese Feier in Galizien in aller Öffentlichkeit vor sich ging, während sie in der Ukraine nur hinter verschlossenen Türen abgehalten werden konnte. Wie man erwarten mußte, ist nun dort seit dem Sturze des Zarismus die nationalukrainische Bewegung mächtig aufgeblüht. Die Kiewer Universität, früher ein Hort der Russifizierungsbestrebungen, ist jetzt völlig ukrainisiert. In der Kiewer Stadtverwaltung, zu der früher kein einziger Ukraine gehörte, sitzen jetzt 86 Ukrainer gegenüber einem einzigen Russen. In Kiew ist die ukrainische Nationalversammlung zusammengetreten, unter Vorsitz des ostgalizischen Professors Gruschewski, der bei Einbruch der Russen in Galizien aus Lemberg nach Sibirien verschleppt worden war, infolge der Märzrevolution aber wieder befreit worden ist. Diese Nationalversammlung stellte sich auf den Boden des Vertrags von Perejaslaw und verlangte daher volles Verwaltungsrecht für die Ukraine, mit eigenem Heere, eigener diplomatischer Vertretung und eigener Kirchenverfassung, d. h. also im Grunde volle Souveränität. Auf demselben Standpunkte steht auch eine von etwa 20 000 ukrainischen Kriegsgefangenen in Deutschland unterzeichnete Erklärung, die von dem „Bunde zur Befreiung der Ukraine" in Umlauf gesetzt worden ist. Sogar in Petersburg selbst haben seit der Märzrevolution große öffentliche Umzüge ukrainischer Soldaten unter Vorantragung der altgeheiligten Fahnen der Saporoger stattgefunden.

K. A. Martin Hartmann.

Ferienheime von Stadtkindern im Dienste der Volksernährung. Wohl jeder Vortruppleser hat mit Interesse die so schöne Bewegung, Stadtkindern einen vorübergehenden Landaufenthalt zu ermöglichen, verfolgt und sich über deren Erfolge gefreut. Der Wert dieser Bewegung kann nicht hoch genug eingeschätzt werden, vor allem aber kann gar nicht genug dafür geschehen, möglichst vielen, vielen Stadtkindern einen Ferienaufenthalt auf dem Lande zu ermöglichen. Wie nun, wenn mit einer solchen Verschickung von Stadtkindern aufs Land zugleich ein großer, praktischer Nutzen für die Volksernährung verbunden werden könnte?

Die freie Natur enthält so unendlich viele Schätze, die für die menschliche Ernährung herangezogen werden können, an Speisepilzen, Waldbeeren, Waldfrüchten und Kräutern aller Art, daß es in einer Zeit, wo es auf jedes Korn ankommt, unverantwortlich wäre, nicht jeden Versuch, davon für die Volksernährung möglichst viel heranzuziehen, zu unterstützen.

Die Leute auf dem Lande haben keine Zeit, sich mit solchen Nebensächlichkeiten

abzugeben. Das ist dagegen ein Arbeitsgebiet für unsere Stadtjugend. Mit dem Versuche, die Stadtkinder in der Landwirtschaft, bei der Erntehilfe usw. zu beschäftigen, hat man nicht immer die besten Erfahrungen gemacht. Zum Sammeln der Pilze, Beeren und Kräuter aber sind sie — es kommen natürlich nur die oberen Jahrgänge der Volks- und Mittelschulen in Betracht — bei richtiger Führung gewiß leicht anzuleiten. Und das ist keine Arbeit, die an der Gesundheit der Kinder zehrte, nein, die würde ihre Gesundheit stärken, ihre Kenntnisse fördern, ihre Freude an der heimischen Natur und damit die Liebe zu ihrem Vaterlande heben.

Die eingesammelten Pilze sind in leicht anzulegenden Trocknungs- oder Sterilisierungseinrichtungen zu konservieren, die getrockneten Pilze können unmittelbar für den Haushalt verkauft oder der Lebensmittelindustrie zur Herstellung wertvoller Suppenwürfel und Fleischersatzmittel zugeführt werden. Alle Abfälle, viele für die menschliche Ernährung nicht in Betracht kommenden Pilze, sind wertvolle Futtermittel für Schweine und Hühner. Und dann — all die Waldbeeren zur Herstellung köstlicher Marmeladen und Säfte; Bucheckern, Haselnüsse und manch andre Samen wildwachsender Pflanzen zur Herstellung wertvoller Speiseöle, die verschiedensten Kräuter zu Gemüse, Gewürzen und deutschem Tee; Eicheln, Kastanien u. a. zur Schweinemästung und zu manch anderm wirtschaftlichen Zweck verwertbare Wildpflanzen!

Werden die Kinder von geeigneten Persönlichkeiten angeleitet und unterrichtet, werden sie gewiß bald hinreichende Fertigkeit und Übung erlangen; und wird die eingesammelte Ernte von dem Leiter ständig kontrolliert, so ist dabei eine Vergiftungsgefahr fast ausgeschlossen.

Die Einrichtung von solchen Ferienheimen ist gewiß nicht schwierig, wir können da ja auf die Erfahrungen von Wandervögeln usw. aufbauen, die Kosten können gewiß nicht allzu erheblich sein, da doch ein großer Teil durch den Erlös für die eingesammelte Ernte gedeckt werden würde.

Worauf es ankommt, ist lediglich die Frage: Haben wir genug geeignete Persönlichkeiten, die die nötigen Kenntnisse und Erfahrungen besitzen, um die Leitung von solchen Ferienheimen und Sammelstellen übernehmen zu können? Meiner Ansicht nach sind die Persönlichkeiten vorhanden, und es kommt nur darauf an, zu organisieren. **F. K.**

Soldatendeutsch. Ein Gefreiter bittet um die Mitarbeit seiner feldgrauen Kameraden.

Aus der Tiefe unserer oft recht böse gequälten Soldatenseele quillt eine sich immer üppiger entfaltende, ganz eigentümliche Mundart. Sie zeugt von oftmals geradezu dichterischer Ausdruckskraft und Wortbildungskunst, steckt voll kerndeutsch herzlichem Humor und vermag in ihrer Ursprünglichkeit wertvolle Aufschlüsse über das Seelenleben des Soldaten zu geben. Manches von Herzen kommende Kraftwort ist der getreueste Ausdruck dessen, was den Soldaten recht innerlich bewegt. Ich sammle alle ursprünglich gewachsenen Stilblüten der neueren Soldatenmundart und bitte meine Kameraden in Ost und West, mich dabei nach Kräften zu unterstützen. Aber nur wirklich im Umlauf befindliche Wörter und Redensarten kommen für mich in Betracht: jene teils lustigen, teils boshaft-spöttischen Kraftausdrücke und kauderwelschen Umschreibungen, an denen unser Soldatendeutsch ja so reich ist. Gemachtes und an den Haaren Herbeigezerrtes indessen bleibe nach wie vor den Witzblättern überlassen. Was mir draußen bisher schon an solchem Soldatendeutsch begegnet ist, habe ich in einem kleinem Hefte veröffentlicht: „Fettigkeiten naplü! Anschluß buko! Ein lustig Büchel Soldatendeutsch, verbrochen von Walter Hammer. Bergische Druckerei und Verlagsanstalt, Elberfeld. 20 Pfg." Da sich meine militärische Anschrift ändern kann, erbitte ich Beiträge nur an meine Daueradresse: Elberfeld, Königstraße 104. **Walter Hammer.**

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 15 1. August 1917

Bethmann Hollweg.

Berlin, den 18. Juli 1917.

Nach Vorgängen, über die klar zu sprechen jetzt noch nicht möglich ist, besitzt Bethmann Hollweg heute keine äußerliche Macht mehr. Gerade darum aber ist es für seine Anhänger womöglich eine noch reinere Freude als sonst, sich zu seiner Persönlichkeit und zu den leitenden Gedanken seiner Politik zu bekennen.

Bethmann Hollweg ist ein Bahnbrecher, der der Politik einen neuen Weg eröffnet hat, den sie nicht mehr verlassen kann.

Paul Rohrbach hat an die Spitze seines Werkes „Der deutsche Gedanke in der Welt" als Leitstern die „Idee des Sittlichen" gestellt. Gustav Frenssen hat kürzlich den „Glauben an das ewig Gute in der Welt" das heiligste Gut der Menschheit genannt; er hat gesagt, gerade dieser Glaube sei die Krone, die gerade das deutsche Volk trage, und er verkündet, daß das deutsche Volk gerade diesen Krieg im Zeichen dieses Glaubens führe. Aus dem Felde aber treffen Briefe auf Briefe ein, die alle auf d e n Sinn gestimmt sind, den einer davon wörtlich s o faßt: „Daß auch im öffentlichen und politischen Leben Recht und Moral als oberste Richtschnur und Grundlage angesehen werden müssen".

Das ist die Auffassung, daß die Ethik die Politik beherrschen solle. Umgekehrt gibt es aber auch mächtige Strömungen, die erklären, daß die Ethik das nicht nur nicht könne, sondern auch garnicht dürfe: Die hochkonservative „Kreuzzeitung" hat eine Politik der „Einfalt, Einfachheit und Ehrlichkeit" ganz ausdrücklich verworfen; die freikonservative „Post" hat ausdrücklich erklärt, daß es uns nichts angehe, ob ein Sendbote deutscher Weltgeltung feindlich Gesinnten recht oder unrecht tue. Die „Alldeutschen Blätter" aber bezeichnen „Menschheits- und Kulturinteressen" als „Dinge, die mit den harten Notwendigkeiten praktischer Politik nun und nimmer in Einklang zu bringen sind" — und es hat deutsche Zeitungen gegeben, die nach dem Verrate Rumäniens spöttisch von dem „Luxus der weißen Weste" gesprochen haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anton Fendrich hält bekanntlich die erste der beiden Auffassungen für die deutsche, die zweite für die englische; die soeben angeführten deutschen Stimmen zeigen aber, daß die zweite Auffassung auch in Deutschland ihre Vertreter hat, und zwar Vertreter, die teils, wie die „Kreuzzeitung" und die „Post", sehr mächtig sind, teils, wie die „Alldeutschen Blätter", sich wenigstens in den Ruf besonders „nationaler" Gesinnung zu setzen suchen. In Wahrheit liegt es so, daß in allen Ländern, auch in Deutschland, die erstere Auffassung, die „deutsche", bisher erst eine aufkommende Gegenströmung gegen die durchweg tatsächlich herrschende, die „englische", Richtung ist. Die aufkommende Gegenströmung wirkt dahin, daß nicht für alle Zeiten in dem, was man Politik nennt, die Ethik die nichtige oder doch unendlich geringe Rolle spielen dürfe, die sie bis heute dort spielt.

Bethmann Hollweg ist der erste Staatsmann, der bewußt und mit großen Mitteln versucht hat, die erstere Auffassung der Politik, die „deutsche" Auffassung, in die Tat umzusetzen. Er hat, seit er an der Spitze der Reichsgeschäfte steht, von jeher sein Bestes getan, um schon jetzt das politische Geschäft so stark mit Ethik zu durchdringen, wie es eben heute möglich ist.

Seine staatsmännischen Kundgebungen sind immer wieder Zeugnisse gewesen gegen den Afterglauben, daß für die Politik die höchsten Gedanken, die Menschen auf Erden gedacht haben, nicht vorhanden seien, daß Politik und Ethik unversöhnliche Gegensätze seien. Immer wieder hat sich Bethmann Hollweg zu dem lichten Glauben bekannt, daß es auch für die Politik einen Gott gebe, eine Menschheit und eine Verantwortung — daß auch für die Politik Sittlichkeit und Religion die herrschenden Mächte seien. Um ein Beispiel anzuführen, mag erinnert sein an die Begründung der Deutschen Tat vom 12. Dezember, die sich ausdrücklich berief auf das „sittliche und religiöse Pflichtgefühl gegen das deutsche Volk und darüber hinaus gegen die Menschheit", und worin es hieß „Unsere Stärke macht uns nicht taub gegen unsere Verantwortung vor Gott, vor dem eigenen Volk und vor der Menschheit."

Eine Politik, die unter dem Zeichen der Ethik steht, muß in der praktischen Ausführung drei Eigenschaften haben: sie muß wahr sein, sie muß gerecht, und sie muß menschlich sein. Die Politik Bethmann Hollwegs ist wahr, gerecht und menschlich gewesen:

Wahr sein, das heißt vor allem: sachlich sein. Eine sachliche Politik ist frei von Phrasen, sie arbeitet nicht mit Schlagworten, mit „starken" Redensarten, die aufpeitschen, um dann eine desto schlimmere Erschlaffung zu hinterlassen. Bethmann Hollweg hat niemals Phrasen und Schlagworte gebraucht. Las man während des Krieges

eine Rede eines der feindlichen Staatsmänner, eines Franzosen, gar eines Italieners, selbst eines Engländers — und hörte oder las man dann eine Rede Bethmann Hollwegs, so war man stolz als Deutscher, denn man empfand: dort bei den Feinden Schaumschlägerei, hier bei unserm leitenden Staatsmann das Wesen der Sache. Eine Politik der Schlagworte zu treiben, das hätte dem Kanzler schon seine Natur verboten, die deutsch war, wenn dieses Wort einen sachlichen Inhalt hat: Er war kein Mensch, der einen Gedanken hätte öffentlich aussprechen können, ehe der sich ihm, meist nach längerem inneren Ringen, völlig geklärt gehabt hätte. Auch keinen Gedanken, von dem er nicht wußte, daß er zu ihm auch dauernd stehen, und daß er ihm die Tat folgen lassen könne. Damit, daß sein Wort und seine Tat sich deckten, war es ihm immer tödlichster Ernst; nie hat er etwas versprochen, das halten zu können er nicht sicher war. Als frei von rhetorischem Pathos hat Professor Troeltsch ihn mit Recht gerühmt. Troeltsch hat auch das Wort geprägt, daß Bethmann Hollweg den „Geist grundsätzlicher Maßhaltung und Nüchternheit" verkörperte, ohne den „es niemals auf absehbare Zeit einen Frieden geben wird"; es ging — so habe ich hier einmal versucht, es auszudrücken — die Linie der praktischen Vernunft durch den Reichskanzler Bethmann Hollweg. Er sah die Dinge so wie sie sind, und was er erkannt hatte, verschleierte er weder sich noch Andern. Vor allem hat er die Machtverhältnisse in diesem Kriege stets richtig gesehen: er hat erkannt, daß die Feinde zwar uns nicht zerschmettern können, aber wir auch nicht die Feinde. Und er hat auch nicht, wie so mancher laute Politiker bei uns, sein Auge künstlich vor der Tatsache verschlossen, daß wir einen Koalitionskrieg führen, in dem nicht wir allein die Kriegsziele bestimmen können. Und aus diesen zwei Erkenntnissen hat er die Folgerungen gezogen. Darum ist er auch berufen gewesen, die geschichtliche Aufgabe zu lösen, daß die Politik des Deutschen Reiches in diesem Kriege keine Politik des Hasardspieles werde, daß uns also nicht Unberufene in eine Politik uferloser Abenteuer und unabsehbarer Kriegsdauer stürzen konnten. In eine Politik, die zu allem Andern auch noch den Zwist mit unsern Bundesgenossen bedeutet hätte. Bethmann Hollweg hat es abgelehnt, ein Eroberungsprogramm aufzustellen, mit der richtigen Begründung: „Ich würde damit lediglich das Spiel der feindlichen Machthaber spielen, ich würde es ihnen erleichtern, ihre kriegsmüden Völker weiter zu betören und den Krieg ins Ungemessene zu verlängern."

Weil er die Dinge sah, wie sie sind, hat er stets begriffen, wie wichtig das unbedingte Zugehörigkeitsgefühl zum deutschen Staate ist, das die gewaltige Mehrzahl der deutschen Sozialdemokraten seit Beginn des Krieges in Wort und Tat bekundet hat. Und deshalb hat

er die Sozialdemokraten so behandelt, daß dieses Zugehörigkeitsgefühl nicht zerstört wurde, sondern gewachsen ist.

Weil er die Dinge sah, wie sie sind, hat er schon vor dem Kriege in Elsaß-Lothringen durch die Gewährung der Verfassung — gegen wütende Widerstände in Deutschland — Verhältnisse geschaffen, die uns jetzt während des Krieges vor irischen Zuständen in Elsaß-Lothringen bewahrt haben; Bethmann Hollweg verdanken wir es, wenn jetzt in Elsaß-Lothringen Bekenntnisse zum Deutschen Reiche erklingen, wie die Reden der Präsidenten Ricklin und Hoeffel.

Weil Bethmann Hollweg die Dinge sah, wie sie sind, deshalb kannte er die Kraft Englands und wußte, was England als Feind bedeuten würde. Bismarck hatte ja einmal in einer unglücklichen Stunde, wie auch die größten Erdenkinder sie haben, das Wort gesprochen von den hunderttausend landenden Engländern, die er einfach durch Gendarmen verhaften lassen würde. Dies Wort, das sein Urheber als Scherz hingeworfen hatte, war von großen Massen Solcher bei uns, die noch nie aus ihren vier Pfählen herausgekommen waren, und die vor allem nichts weniger kannten als englische (und amerikanische) Verhältnisse, kritiklos als eine Art Evangelium aufgenommen und nachgebetet worden. Bethmann Hollweg konnte sehen und konnte selbst denken: sein Blick war frei von solcher Trübung. Bethmann Hollweg wußte aber auch, daß durch die Politik seines Amtsvorgängers Bedingungen geschaffen worden waren, die es sehr möglich machten, England jederzeit in der Front unsrer Feinde zu sehen*). Deshalb hat Bethmann Hollweg Das getan, wovon er in seiner Reichstagsrede vom Herbst 1915 selbst gesagt hat „Ich habe es immer wieder versucht, eine Verständigung mit England anzubahnen", und deshalb muß ihm jeder klarblickende und ehrliche Mensch recht geben, wenn er damals hinzugefügt hat: „Ich danke Gott, daß ich es getan habe." — Nachdem nun der Krieg auch mit England einmal ausgebrochen war, waren Die bei uns, die diesen Feind so maßlos unterschätzt hatten, aufs äußerste erstaunt und entrüstet darüber, daß er sich nicht, wie sie gewähnt und Andern erzählt hatten, im Handumdrehen niederringen ließ. Sie suchten krampfhaft nach Gründen dafür, und da sie den richtigen Grund, nämlich ihren Irrtum, nicht einsehen konnten oder wollten, so gerieten sie auf den Gedanken, ausgerechnet der Kanzler sei schuld, weil er den Krieg gegen England „zu schlapp" führe. Der aber — unerschüttert in einem wahren Trommelfeuer von Beschimpfungen und Verleumdungen

*) Das Nähere hierüber steht in dem Aufsatze von Johannes Haller im Januarheft der „Süddeutschen Monatshefte", den die Schriftleitung des „Vortrupp" auf meine Veranlassung in Nr. 12 von 1917 auf Seiten 375 bis 379 abgedruckt hat. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

— zog jetzt ruhig die nunmehr nötige Folgerung aus dem, was er von jeher über die Gefährlichkeit Englands als Gegner gewußt hatte: „England ist unser selbstsüchtigster, hartnäckigster und erbittertster Feind. Ein Staatsmann, der sich scheute, gegen diesen Feind jedes taugliche und den Krieg wirklich abkürzende Kampfmittel zu gebrauchen, dieser Staatsmann verdiente gehängt zu werden." Nach dieser Erkenntnis handelte Bethmann Hollweg von Anfang an, und die sprach er Ende September 1916 im Reichstage aus.

Das schärfste Kampfmittel gegen England war der uneingeschränkte U-Boots-Krieg. Alles kam darauf an, daß dieses Kampfmittel im richtigen Augenblick eingesetzt werde: weil der Kanzler die Dinge sah, wie sie sind, deshalb konnte er erwirken, daß das geschah. Verschiedene, sehr laute, Gruppen bei uns haben monatelang daran gearbeitet, ein verfrühtes Beginnen des uneingeschränkten U-Boots-Krieges zu erzwingen. Von den vier Fächern, die man bis in die kleinsten Einzelheiten kennen mußte, um den richtigen Augenblick für das Einsetzen dieses Kampfes beurteilen zu können, dem militärischen, dem technischen, dem politischen und dem wirtschaftlichen Fache, kannten die wenigsten dieser laut Fordernden und den Kanzler heftig Schmähenden auch nur ein einziges gründlich; keiner von ihnen kannte diese Fächer alle, keiner von ihnen wußte insbesondere etwas über die Zahl der verfügbaren U-Boote. Trotzdem drängten sie „aus der Tiefe ihres Gemütes heraus" unentwegt auf den Beginn des uneingeschränkten U-Boots-Krieges; da sich der Kanzler ihnen nicht fügte, wurde er auf das unausdenkbarste beworfen. Ihm seinerseits waren kraft seiner Stellung alle Einzelheiten aller der vier Gebiete zugänglich, und kraft seiner sachlichen deutschen Natur sah er auch hier die Dinge, wie sie waren. So sorgte er dafür, daß in dem Augenblicke, wo nun die Zeit nach dem übereinstimmenden Urteile der politischen und militärischen Leitung wirklich reif war, die technischen und diplomatischen Mittel, deren man bedurfte, in gesammelter Masse und gesammelter Kraft vorhanden waren: Wäre es nach dem Kopf jener Heißsporne gegangen, so wären diese Mittel schon vorher vorzeitig und wirkungslos verpufft und verzettelt worden. — Unter den vielen Dingen, die jene unverantwortlichen Fordernden nicht richtig sehen konnten oder nicht richtig sehen wollten, war vor allem die voraussichtliche Wirkung des uneingeschränkten U-Boots-Krieges auf die Haltung der Vereinigten Staaten von Nordamerika: Jedem, der nicht verblendet war, war es allerdings von vornherein klar, daß jene Wirkung aller Wahrscheinlichkeit nach die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten sein werde — und daß diese Kriegserklärung jedenfalls insofern eine höchst ernsthafte Sache sei, als sie die kriegsmüde Stimmung in den Entente-Ländern wieder aufpeitschen müsse. Jene Unverantwort-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen aber waren verblendet: entweder erklärten sie die amerikanische Kriegsdrohung für einen „barnummäßigen Bluff", oder sie riefen in vergnügtem Leichtsinn, wie jener Pastor aus Plötzensee in der Versammlung des Schäferschen Ausschusses vom 15. Oktober 1916: „für sein persönliches Empfinden, und er glaube, daß es von der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes geteilt werde, würde es nichts Erfreulicheres geben, als einen offenen Anschluß Amerikas an unsre Feinde" (wozu der Schäfersche Ausschuß bekanntlich Beifall und Händeklatschen spendete). Der Kanzler wußte, daß die amerikanische Kriegsdrohung kein Bluff, sondern höchst ernst gemeint sei; er wußte auch, was der Krieg mit Amerika vor allem durch den Einfluß auf die Stimmung unsrer übrigen Feinde sachlich bedeutete; und er wußte demgemäß auch, daß dieser Krieg nicht kommen dürfe, bevor gewisse andre militärische und diplomatische Dinge endgültig zu unsern Gunsten geregelt seien. Deshalb trotzte er in ruhigem Pflichtbewußtsein dem lautesten Geschrei und den wildesten Beschimpfungen und begann den uneingeschränkten U-Boots-Krieg erst, als „die militärische und diplomatische Gesamtlage es zuließ, alle Folgen auf uns zu nehmen, die der uneingeschränkte U-Boots-Krieg nach sich ziehen konnte". Zu solcher Haltung war allerdings nur jemand fähig, der, wie Bethmann Hollweg, persönliche Ethik genug besitzt, um den Mut zu haben, unpopulär zu sein, wo die Sache es fordert: Gab er Ostern 1916 den Heißspornen nach, lenkte er damals in der U-Boot-Frage gegenüber den Nordamerikanern nicht nochmals ein, trat er damals „schneidig" gegen Wilson auf — nun, dann entfesselte er zwar den Krieg mit den Vereinigten Staaten schon zu einer Zeit, wo das für uns verhängnisvoll geworden wäre und ruinierte höchstwahrscheinlich das Deutsche Reich; aber er selbst lief ja nicht die geringste Gefahr, riskierte nicht einmal einen Nachteil dabei, war vielmehr sicher, zunächst wochenlang von den lautesten Trompetern aus ihren größten und bewährtesten Instrumenten als „großer Mann" gepriesen zu werden. So, wie Bethmann Hollweg gehandelt hat, hat er das Reich gerettet und hat den moralischen Mut gehabt, sich dafür von Solchen, die nicht wußten oder nicht wissen wollten, wie die Dinge wirklich standen, einen Schwächling schelten zu lassen. — Noch in einer andern Richtung hat beim U-Boots-Kriege Bethmann Hollweg seine deutsche Sachlichkeit bewährt: Niemals hat er prahlerische Redensarten in seinen Mund genommen, wie sie bei den Unverantwortlichen nur allzu beliebt waren: nie hat er davon gesprochen, daß der uneingeschränkte U-Boots-Krieg England „in die Knie zwingen" werde. Nie dann noch gar einen Termin gesetzt, wann dies „In die Knie zwingen" Englands vollendet sein werde. Er hat nur ganz schlicht von der festen Überzeugung gesprochen, „daß England durch diese Waffe zum Frieden gebracht werden

wird". Das aber kann, in Verbindung mit dem letzten Absatze des Heeres- und Flottenbefehls unsres Kaisers vom 5. Januar 1917, nur dahin verstanden werden, daß England durch die U-Boot-Waffe so geschädigt werden wird, daß England es vorteilhaft finden wird, einen Frieden der Verständigung zu schließen. — In diesen Aufsätzen ist mehrfach betont worden, daß wir alle Veranlassung haben, zu diesem „uneingeschränkten U-Boots-Krieg Bethmann Hollwegs" mit seiner gewissenhaften, wohl abgewogenen Zielsetzung volles und unerschüttertes Vertrauen zu hegen: Wenn in der letzten Zeit in einigen deutschen Kreisen hinsichtlich des U-Boots-Krieges gewisse, ganz unbegründete Stimmungsschwankungen eingetreten sind, so wäre das nie geschehen, wenn nicht die Unverantwortlichen, im Gegensatz zu Bethmann Hollweg, übertriebene Prophezeiungen verbreitet hätten: Auf einen besonders schlimmen Fall dieser Art habe ich in dem Aufsatze „Lehmanns Kriegsziele" in der vorletzten Nummer des Vortrupp hingewiesen: Die bekannte Kriegsziel-Broschüre des offiziellen alldeutschen Verlages J. F. Lehmann in München hat das „In die Knie ringen" Englands auf den 31. Juli 1917 prophezeit. Unter dasselbe Urteil fällt es, wenn sogar Herr v. Heydebrand Anfang Juni in Strebnitz den Ausspruch eines ungenannten Admirals in die Öffentlichkeit geworfen hat, daß in längstens zwei Monaten der Zustand der Engländer so sein werde, daß England am Ende sei. Derartige leichtsinnige Prophezeiungen der Unverantwortlichen müssen ja gelegentlich zu Stimmungsrückschlägen führen, auch wenn für diese gar kein Grund vorliegt. Die Sachlichkeit Bethmann Hollwegs ist eben nicht nur ethischer, sondern auch wesentlich praktischer, als die Übertreibungen der Heißsporne es sind.

Weil die Politik Bethmann Hollwegs eine Politik der Wahrheit war, deshalb hatte er auch den Mut, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen. Ich denke da besonders an das „Kanzlerwort über Belgien"; das ging ja dahin, unser Durchmarsch durch Belgien sei zwar eine Handlung des Notstands und darum, wie jede Notstandshandlung, entschuldigt; aber an sich sei er selbstverständlich ein Unrecht, für das wir seinerzeit Schadenersatz leisten würden. Bethmann Hollwegs Gegner haben sich nicht genug tun können in Versuchen, dieses Wort und seine angeblich verhängnisvollen Folgen gegen den Kanzler auszuschlachten (das heißt neuerdings; zuerst haben dieselben Leute vielfach jene Kanzlerrede sehr gepriesen). Es ist hier in meinen Aufsätzen an den Beobachtungen Lindemanns, Björnsons und Fendrichs nachgewiesen worden, daß die Wirkung jenes Kanzlerwortes lediglich günstig gewesen ist: die Wirkung auf die Neutralen, besonders auf die Schweden und vor allem auch auf die deutsche Arbeiterschaft, bei der, wie Fendrich hervorhebt, Bethmann Hollwegs undiplomatisch ehrliches Bekenntnis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erst das ganze Vertrauen zu der Kriegsregierung hat aufflammen lassen. Ich aber möchte wiederholen, was ich über jenes Kanzlerwort hier am 16. September 1916 geschrieben habe: „Ich habe die stolze Freude, mit der ich damals jenen Ausspruch gelesen habe, auch heute noch nicht verloren. Daß doch überhaupt einmal in politischen Dingen, und auch in schwerster Stunde, jemand es wagte, schlicht und einfach die Wahrheit zu sagen, so wie er sie im Herzen fühlte. Und daß der, der das wagte, ein Deutscher, und daß es der deutsche Reichskanzler war. Trotzdem und Alledem: an jenem Tage hat im Betriebe der Politik eine bessere Zeit angefangen."

Eine ethische Politik muß zweitens gerecht sein. Die Politik Bethmann Hollwegs ist das gewesen. Darum wurde er der Vertreter des Gedankens der innern „Neuorientierung". Er erkannte, daß die Gerechtigkeit es verbiete, ein Klassenwahlrecht, wie das preußische, aufrecht zu erhalten in einem Lande, dessen sämtliche Klassen das geleistet haben, was jetzt seit drei Jahren das Werk unsrer Feldgrauen ist. Daß Bethmann Hollweg der Verfechter dieser Forderung der Gerechtigkeit war, das war, wie in meinen Aufsätzen immer wieder hervorgehoben ist, der eigentliche Grund des Hasses seiner Gegner gegen ihn: Alles andre war nur Vorwand. Wenn die Gegner die Maske fallen ließen, dann bekämpften sie den Kanzler als den Mann, „der — dem Phantom einer inneren Erneuerung nachjagend — das deutsche Volk den furchbarsten Kämpfen Aller gegen Alle entgegenführe, der drückendsten Not und der Selbstzerfleischung". Bethmann Hollweg aber stand, allem Hasse trotzend, fest zu der Forderung der Gerechtigkeit, die er am 28. September 1916 in die unvergeßliche Losung gefaßt hat „Freie Bahn für alle Tüchtigen". — „Ich will diese Gedanken, und ich werde sie durchführen. Und ich werde mein Letztes daran geben", hatte er am 14. März 1917 im preußischen Abgeordnetenhause gelobt. Er hat sein Letztes daran gegeben: Der 11. Juli 1917 brachte noch den von ihm gegengezeichneten Königlichen Erlaß, der das gleiche Wahlrecht für Preußen sichert; am 14. Juli ist er zurückgetreten.

Eine ethische Politik muß zum Dritten menschlich sein: Bethmann Hollwegs Politik ist es gewesen. In seinem Briefe an den Geschichtsforscher Lamprecht vom 21. Juli 1913 hat er sich kräftig zu einer „auswärtigen Kulturpolitik" bekannt, dort hat er den Satz ausgesprochen: „Daß, was die Gewalt erwirbt, die Gewalt allein niemals erhalten kann." Für immer unvergessen soll und wird das ergreifende Wort bleiben, das er um die Jahreswende 1916/17 zu dem Amerikaner Hale sprach, das Wort von dem „ernsten Bewußtsein der Hei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ligkeit des Lebens, das uns von einer höheren Macht geschenkt wurde und das nicht leichtsinnig zerstört werden darf". Schon ganz im Zeichen dieses Wortes stehen die beiden Dinge, die Bethmann Hollweg unmittelbar vorher vollbracht hat, für mein Gefühl die größten, die er geleistet hat: Seine Reichstagsrede vom 9. November 1916 und die Deutsche Tat vom 12. Dezember desselben Jahres.

Über die Kanzlerrede vom 9. November habe ich hier eingehend gesprochen in meinem Aufsatze „Der Lohn der Opfer" in der vorletzten Nummer des Jahrganges 1916. Die Rede ist ein Markstein der Weltgeschichte, an dem kein Geschichtsforscher der Zukunft wird vorübergehen können; sie ist das erste große amtliche deutsche Bekenntnis gegen die Anarchie zwischen den Völkern, sie hat die Grundquadern legen helfen für eine zwischenstaatliche Rechtsordnung. Ihre Ergänzung ist die Deutsche Tat vom 12. Dezember, von der ich hier in der Neujahrsnummer schrieb: „Ich aber stehe zu dieser Tat so: noch nie bin ich so stolz gewesen, ein Deutscher zu sein, wie jetzt, wo diese Tat geschah." Jahrhunderte werden den Mann beneiden, der inmitten des größten Mordens, das je die Welt gesehen hat, im Namen des deutschen Volkes die Worte sprechen durfte: „Jetzt stellen wir die Menschheitsfrage des Friedens." Und Jahrhunderte werden anerkennen, daß von diesem Augenblick an in diesem Weltkriege alles Recht auf der einen Seite war, nämlich bei uns, und alles Unrecht auf der andern Seite, nämlich bei unsern Feinden, die „um ihrer Vernichtungs- und Eroberungsabsichten willen dem Menschenmorden noch keinen Einhalt tun wollten".

Bethmann Hollweg, der fünfte Kanzler des Deutschen Reiches, der „treue Kanzler", wird der Geschichte angehören als der Bahnbrecher der ethischen Politik. Er wird der Geschichte angehören als ein Sieger. Denn diese Politik ist die, der die Zukunft gehört. Es wird hier gehen wie mit andern Idealen auch: sie gelten so lange als lächerliche Utopien, bis die Nützlichkeitsbedürfnisse der Welt verlangen, daß sie durchgeführt werden. Die Urvölker haben so lange Menschen gefressen, und haben zweifellos Jahrtausende lang alle die verspottet, die das „Ideal" aufstellten, davon abzulassen, bis Nützlichkeitsinteressen dazu zwangen, Arbeitskräfte nicht mehr zu vernichten, sondern zu erhalten. Noch unsern Großvätern waren die, die die Einheit Deutschlands predigten, lächerliche Schwärmer, bis das Nützlichkeitsinteresse an der Beseitigung der Kleinstaaterei überwältigend wurde und das „Ideal", zuerst (bezeichnenderweise) im Zollverein, dann im Norddeutschen Bunde und im Deutschen Reiche aus der Welt der Utopien in die Welt der Wirklichkeit überging. — Jetzt

aber hat die Welt das, was bei einer Politik herauskommt, die lehrt, daß auf ihrem Gebiete die höchsten Gedanken der Menschheit nichts zu suchen haben, in einem Maße erfahren, daß sie eine Politik dieser Richtung künftig kaum mehr als ihren Nützlichkeitsinteressen entsprechend ansehen wird. Und da werden die Utopien von heute auch diesmal sehr schnell die Wirklichkeiten von morgen sein.

Wohl mag sich mancher, der die letzten Tage von Bethmann Hollwegs Kanzlerschaft miterlebt hat, und der nun die Eselstritte mit ansieht, die ihm jetzt gewisse ihm und seiner Politik feindliche Politiker und Zeitungen versetzen, — wohl mag sich mancher, der das miterlebt, zunächst versucht fühlen, auch auf Bethmann Hollweg die Schlußworte anzuwenden, mit denen Björnsterne Björnson sein Drama von dem Staatsmann Paul Lange schließt: „O, warum muß es in der Welt so sein, daß die Guten so oft Märtyrer werden? Wann werden w i r reif genug sein, daß sie uns Führer werden können?"

Aber Bethmann Hollweg b r a u c h t kein Märtyrer zu sein, oder doch keiner zu bleiben, wenn er nicht will. Noch kann er eine Wirksamkeit üben, die vielleicht noch größer und tiefer ist, als die, die ihm in seinem Amte als Kanzler offen stand. Wir haben gesehen, wie in dem deutschen Volke, das jetzt in den Schützengräben liegt, und kämpft und blutet, gewaltige Teile denken. Aus deren tiefstem Herzen ist jener Feldpostbrief geschrieben, in dem gefordert wird, „daß auch im öffentlichen und politischen Leben Recht und Moral als oberste Richtschnur und Grundlage angesehen werden müssen". Sie wollen nichts mehr wissen von einer ideenlosen Gewaltpolitik, und die, die s o denken, das sind besonders auch mächtige Teile der deutschen Jugend. Für diesen Teil des deutschen Volkes wird Bethmann Hollweg, der für diese Gedanken gekämpft und gelitten hat, das natürliche Idealbild sein. Und, sobald er will, sein g e i s t i g e r F ü h r e r. Dieser Teil des deutschen Volkes — und er ist es, dem die Zukunft gehört — i s t reif für ihn.

Bethmann Hollweg wird die Folgen, die aus seinem Walten als Kanzler sprießen werden, noch erleben, und er wird an diesen Folgen Schillers Wort erproben:

> Gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten,
> so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen.

Dem deutschen Kaiser aber wird der treue, warme Abschiedsbrief, den er an den fünften Kanzler des Deutschen Reiches, an den „treuen Kanzler", geschrieben hat, von den Besten im deutschen Volke für alle Zeiten unvergessen sein.

Fidelis.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nochmals „Lehmanns Kriegsziele".

Einer der bekanntesten und erfahrensten Männer des deutschen öffentlichen Lebens sendet uns zu dem Aufsatze unsres politischen Mitarbeiters „Lehmanns Kriegsziele" in Nr. 13 des Vortrupp eine eingehend begründete Zustimmung, aus der wir, mit seiner ausdrücklichen Erlaubnis, das folgende Stück zum Abdruck bringen. Es ergänzt die politischen Ausführungen unsres politischen Mitarbeiters in wirtschaftlicher Richtung. In dieser Beziehung sagt der Verfasser von der alldeutschen Broschüre des offiziellen alldeutschen Verlages J. F. Lehmann in München, betitelt „Deutschlands Zukunft bei einem guten und bei einem schlechten Frieden":

Es wird in dieser Broschüre auf die Autorität angesehener Gelehrter, aber auch volkswirtschaftlicher Stümper hin für die Mittelmächte verlangt: Belgien, Nordfrankreich, Kurland, Litauen, Livland und Esthland, Serbien und Montenegro, Ägypten, Tunis, die französischen, britischen, portugiesischen und belgischen Kolonien in Zentralafrika, Tripolis und Massaua unter wirtschaftlicher Angliederung von Polen und Marokko mit dem gesicherten Absatzgebiet des Achtfachen der Mittelmächte, dazu eine Kriegsentschädigung von 350 Milliarden Mark, zahlbar in Bodenschätzen, Naturprodukten, Schiffen, Aktien vom Suezkanal und in barem Gelde. Es ist wohl wunderlich, daß die Verfasser die Vereinigten Staaten von Nordamerika noch ganz vergessen haben und sie nicht auch zu Kontributionen heranziehen wollen, daran ist jedenfalls Druckerschwärze und Papier gespart worden.

Aus Europa sollen etwas über 60 Milliarden an Bodenwerten gezogen werden, die man von der Kriegsschuld der Mittelmächte kürzen, oder deren Rente man so gern zu ihrer Tilgung aufwenden will. Mit welcher Leichtfertigkeit hier mit Zahlen umgegangen wird, die auch nicht den Schatten einer Unterlage haben, ist überwältigend. Wird doch allein der Schaden, der am deutschen Kolonialbesitz angerichtet sein soll, auf 5 Milliarden berechnet, und da ja diese Kolonien alle zurückgegeben werden, ist es jedem Kenner deutscher Kolonialverhältnisse ohne weiteres klar, daß mit dem zehnten Teil leicht auszukommen wäre. Wie man im übrigen hier zuwege geht, zeige Folgendes: Zur staatlichen Bewirtschaftung sollen in Belgien übernommen werden die Eisenbahnen, Kohlengruben und -lager, andere Bergwerke und staatlicher Bodenbesitz mit einem angegebenen Wert von 24 Milliarden Mark. Zu verwundern ist nur, daß man nicht auch mit dem ganzen anderen belgischen Privatbesitz ebenso verfährt, von dem ja ein großer Teil der Bahnen und alle Kohlengruben und Bergwerke nicht in öffentlicher Hand sind. Für die Kohlengruben und -lager werden glattweg 20 Milliarden Mark angesetzt.

Der ganze Unsinn einer solchen Schätzung ergibt sich aus Folgendem: Vor kurzem hat der preußische Staat eine der besten und größten westfälischen Kohlengesellschaften erworben, die „Hibernia"; sie hat 53/1000 Be-

teiligungen an Kohlensyndikat, und ihr Nettoerträgnis wird vom preußischen Fiskus auf 10 Millionen Mark veranschlagt; das würde ergeben in runden Ziffern ein Jahresergebnis des gesamten Kohlenbergbaues in Rheinland-Westfalen von 200 Millionen Mark. Nun sind aber lange nicht alle Zechen in der günstigen Lage der Hibernia, und man wird nicht fehlgehen, wenn man dieses Erträgnis im höchsten Falle auf 175 Millionen Mark annimmt. Das ergibt einen kapitalisierten Wert zum Satze der Reichskriegsanleihe von $3\frac{1}{2}$ Milliarden Mark und ein Nettoerträgnis von etwa 1,60 auf die Tonne. Das ergibt eine Rente von 40 Millionen Mark = einem Kapitalwert von 800 Millionen Mark. Tatsächlich ist das belgische Erträgnis aber wesentlich schlechter, wie auch die Kohlenlager viel geringer und stärker abgebaut sind. Nun sind ja unter der belgischen Kampine erhebliche Kohlenvorkommen festgestellt, aber wirklich gefördert wird noch nichts. Ehe man dazu aber kommt, gehen eine Reihe von Jahren ins Land, und ein unendlicher Aufwand von Kapital ist notwendig. Die Werbungskosten einschließlich Zinsen, Amortisation betragen beim Kohlenbergbau auch bei günstiger Rechnung $\frac{5}{6}$ des Wertes der Kohle. Nun nehme man einmal an, es gelänge im Laufe von einer Generation, aus diesen belgischen Kohlenlagerstätten eine Produktion ähnlich der rheinisch-westfälischen zu erzielen, also 100 Millionen Tonnen, so würde dabei bestens bei Anlage von 2—3 Milliarden ein Überschuß von 160 Millionen Mark erzielt werden können, vorausgesetzt, daß Absatz und Bedürfnis für die Kohle ist, und das entspricht nach 30 Jahren einer Rente auf $3\frac{2}{10}$ Milliarden Mark, und so kommt man auf den Zukunftswert von 4 Milliarden Mark gegenüber der Schätzung eines Jetztwerts von 20! Noch phantastischer sind die Schätzungen über die Kohlenlager in Frankreich. Die Erzlager von Briey und Longwy werden auf 10 Milliarden Mark angegeben, sie müßten also eine Rente bringen von heute ab von jährlich 500 Millionen Mark. Das Becken von Briey, das weitaus bedeutendere, hat im Jahre 1913 gefördert 15 Millionen Tonnen Erz im Gesamtwerte von etwa 50 Millionen Mark. Netto sind dabei vielleicht übrig geblieben 1 Mark auf die Tonne = 15 Millionen. Nun sind die Konzessionen nur teilweise ausgebeutet, aber auch die Kapitalien dafür nicht aufgebracht, und was das Beste ist, ein Viertel dieses Gebietes gehört heute bereits deutschen Werken. Würde man also dazu kommen, das Dreifache dauernd zu fördern, so könnte man mit dem Erträgnis noch nicht 1 Milliarde Kriegsanleihe verzinsen.

Eine ähnliche Milchmädchenrechnung wird für das rumänische Ölgebiet aufgemacht, wofür der Einfachheit halber 6 Milliarden Mark eingesetzt sind. Der Reingewinn, im Jahre 1915 aus rumänischen Erdölbetrieben, wird wohl nicht über 50 Millionen Mark angesetzt werden können, und ob das eine dauernde Rente sein wird, ist noch überaus fraglich, auch hier also eine sechsfache Überschätzung. Dabei gehören diese rumänischen Gruben zum großen Teil Deutschen und Holländern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch das arme und verwüstete Polen figuriert mit $6\frac{1}{2}$ Milliarden Mark als Förderung des Deutschen Reiches und Kurland und Litauen mit 1 Milliarde. Nun ist es aber mindestens sicher, daß Kurland und Litauen für eine lange Reihe von Jahren Zuschußprovinzen sein würden, tragen doch selbst die östlichen Provinzen Deutschlands, die so sehr entwickelt sind, zu dem Staatshaushalt weniger als den Durchschnitt bei. Diese Länder werden erst steuerkräftig werden, wenn sie durch unzählige Millionen gedüngt sind zur Ansiedlung eines tragfähigen Bauernstandes, der sich überdies mit den zurückgebliebenen Letten zu vertragen hat. Kurland ist beinahe ohne Eisenbahnen; mir ist nur eine befestigte Landstraße vorgekommen, von intensiver Landwirtschaft, Viehbestand, Obstzucht ist kaum die Rede, und wer die Verhältnisse im Ansiedlungsgebiet der Provinzen Posen und Westpreußen kennt, wird die Richtigkeit dieser Rechnung ohne weiteres einsehen. ...

Gewissermaßen als Füllsel wird dann noch die Abtretung der mit 11 Millionen Tonnen angenommenen Hälfte der Handelsflotte der Alliierten verlangt; auch hier dieselben Denkfehler. Solange die Alliierten noch 2mal 11 = 22 Millionen Tonnen schwimmen haben, ist die Voraussetzung für den Lehmann-Frieden, nämlich das „In die Knie gezwungen sein" unsrer Gegner, eben noch nicht gegeben. Dann aber, wie werden dann diese Schiffsgefäße aussehen, nachdem sie drei Jahre im Heeresdienst gearbeitet haben, ohne Unterhaltung und Reparatur? Sie sind doch das Resultat einer 25jährigen Bauzeit, und wenn auch gleich nach dem Kriege Schiffsraum sehr knapp sein wird und die Frachten daher teuer, so kann man doch annehmen, daß die Welt wenigstens $2\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen jedes Jahr wird bauen können, und der Vorsprung, den jene älteren und ausgeleierten, infolgedessen teuer zu betreibenden Kasten haben werden, wird schnell verschwinden, aber ganz unbekümmert setzt der Gevatter hierfür 4 Milliarden Mark sozusagen pro calculo ein.

Warum halte ich mich bei derartigem offenbaren Unsinn so lange auf?! Weil ich in einem langen kaufmännischen Leben die Erfahrung gemacht habe, daß nichts so blinkt und verführt, als von anscheinend wissenschaftlicher Seite aufgestellte positive Zahlenreihen, und weil ich weiß, daß solche besonders noch mit graphischen Darstellungen verknüpfte Zahlenrätsel für die Volksphantasie das reine Gift sind, und deshalb muß dieses Treiben der Unverantwortlichen und Verantwortungslosen fest angepackt werden. Dabei übersehe ich nicht, daß selbstverständlich der Besitz von Land- und Bodenschätzen für das eingeengte Deutschland von großer Wichtigkeit wäre, da er die Basis seiner Existenz und seines Wohlergehens verbreitert und unabhängiger macht im Fall von Katastrophen; nur müssen die Werte vernünftig angesetzt werden, und sie können nicht einfach gegen Kriegskosten und -lasten abgerechnet werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kirchenglocken und Braukessel.

Der 24. Juni, der Johannistag, gehört in Leipzig den Toten. Da ziehen endlose Scharen vom frühen Morgen an auf die Friedhöfe hinaus und denken in stiller Abkehr vom Alltagsgetriebe der Vielen, die schon vor ihnen den Weg der Nimmerwiederkehr gewandert sind. Ein schöner Brauch, der im dritten Kriegsjahr dadurch ein doppelt festliches Gepräge erhielt, daß die sonntägige Feier der frommen Erinnerung auch noch die kirchliche Weihe gab.

Eine der Leipziger Kirchen sah in diesem Jahre eine Feier ganz besonderer Art. Die Friedenskirche in Gohlis gedachte der Toten diesmal nur flüchtig; ihre Hauptfeier galt einem Abschied, dem Abschied von Sterbenden. Von den Glocken, die das Vaterland zum Opfertod rief. Ernst und ergreifend kamen die Worte von der Kanzel herab, ernst und ergreifend waren auch die metallenen Abschiedsgrüße, die am Schlusse der Predigt der Glocken eherner Mund durch die weit geöffneten Pforten ins dicht gefüllte Gotteshaus hineinrief. Mehr als vier Jahrzehnte hatten sie droben in luftiger Höhe geschwebt, sie hatten das stille Dörflein sich weiten sehen zum mächtig aufstrebenden Großstadtteil, sie hatten innigen Anteil genommen an Freud und Leid der Tausende da unten, hatten gejubelt mit den Fröhlichen und geklagt mit den Trauernden. Vorbei! Der junge Friede hatte ihnen das Leben gegeben, jetzt forderte dieses so schaffensfrohe Leben der Krieg. Und schwer legte sich die schmerzliche Gewißheit auf die Hunderte drinnen und wohl manchen der Tausende draußen: Morituae te salutant! Todgeweihte sind es, die dich grüßen!

Todgeweihte? Das Wort paßt nur halb. Nur die Form wird ja zerbrochen, die Glockenseele aber wird bleiben und wird in veränderter Hülle weiterleben und tätigen Anteil nehmen am heiligen Kampfe für das schwer bedrohte Vaterland. Wieder einmal feiert die uralte, sinnige Sage von dem verjüngt der Asche entsteigenden Phönix, wie schon oft, ihre neuartige Auferstehung.

Freilich, dieser Gedanke erleichtert Vielen das Scheiden vom Gewohnten und Liebgewonnenen nur wenig. Fest und ruhig wird ihr Herz erst unter dem Drucke eines unerbittlichen Zwanges. So mögen denn auch viele der Teilnehmer an der ernsten Feier sich haben aufrichten lassen durch die Trostkraft des Gedankens: „Es m u ß sein". Und unzählige Andre in den deutschen Landen mit ihnen. Müssen doch in dieser Zeit Tausende und Abertausende von Kirchenglocken denselben Weg gehen wie die der Friedenskirche von Gohlis.

Ich aber frage, und mit mir viele Andere auch: „M u ß t e es wirklich sein? Schon j e t z t sein?" Daß einmal die Stunde schlagen könnte, wo die riesenhaften Volksopfer noch vermehrt werden müssen durch das der Hingabe der treuen Zeugen und Künder der großen und kleinen Gescheh-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nisse im Leben des Volkes und der Einzelnen, das mußte man ja leider befürchten. Aber man hoffte doch immer, daß sich erst die bis zur Spitze gestiegene Not an das Metall der Glocken als an das letzte Rettungsmittel klammern würde. Bedeutet doch für Hunderttausende, zumal auf dem flachen Lande, wo der Glockenklang nicht in Wettbewerb mit dem Lärme der ruhelosen Großstadt zu treten braucht, der Verlust des Geläutes den Verlust eines Stückes Heimatgefühls, ja für viele fromme Gemüter noch weit mehr: den Verlust einer für sie bedeutsamen Äußerung religiösen Gemeinschaftslebens. Und deshalb frage ich nochmals: „Mußte es wirklich schon jetzt sein? Gab es nichts anderes, was vorher geopfert werden konnte?"

Die Antwort auf diese Frage mag eine Stelle aus einer Kundgebung des württembergischen Vereins abstinenter Pfarrer geben, die vor einiger Zeit in der „Deutschen Warte" zu lesen war:

„So lieb, teuer und unentbehrlich uns unsere Glocken sind, so geben wir sie gern für das Vaterland. Aber erst, wenn andere Kupferquellen versiegen. Nun werden immer noch die Kessel der Brauereien aus starkem, reinem Kupfer geschont, während man die Glocken erst ausschmelzen müßte. Ist es richtiger und schöner, einst den Frieden mit den Glocken einzuläuten oder mit Bier zu feiern? Wir erheben entschieden Einspruch und erwarten, daß unsere Kirchenregierung, der Württembergische Pfarrverein und alle Gemeindemitglieder, denen ihre Kirchenglocken lieb sind, sich unserm Verlangen anschließen: Keine Glocken für Kupfergewinnung, ehe nicht alle Braukessel verwendet sind."

Die Forderung des letzten Satzes ist erfreulich klar und entschieden; wuchtig und schwer fällt sie nieder wie ein Hammerschlag. Genützt hat der Einspruch leider nichts; das war ja nach allem, was vorausgegangen war, auch nicht anders zu erwarten. Ob die Hoffnung auf Unterstützung in Erfüllung gegangen ist, weiß ich nicht, aber es darf füglich bezweifelt werden. Es ist zwar alles so wahr und richtig, was da gesagt wird, und wer ist denn schließlich auch mehr berufen, für die Kirche und kirchliche Dinge einzutreten als die, die es unmittelbar angeht? Doch der Aber gibt es dabei so mancherlei, und so werden, fürchte ich, die Bedenken zumeist wohl stärker gewesen sein als etwa zustimmende Regungen.

Keinesfalls war darauf zu rechnen, daß der württembergische Mahnruf in den andern Bundesstaaten bei den obersten Kirchenbehörden lauten Widerhall wecken würde. Am allerwenigsten in Preußen. Zwar hatte der unglückliche Versuch des Evangelischen Oberkirchenrats, die Geistlichkeit zur Verteidigung der scharf bekämpften Maßnahmen der im Kriegsernährungsamte verkörperten Staatsgewalt zu mobilisieren, mit kirchlichen Interessen unmittelbar gar nichts zu tun, und es wäre andererseits auch nur natürlich gewesen, wenn dem Herzen einer geistlichen Behörde die Kirchenglocke näher gestanden hätte als der Braukessel. Aber ein Eintreten für die Forderung der Württemberger wäre doch in gewissem Sinne ein Frontwechsel, eine Preisgabe des bisherigen Standpunktes gewesen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und diese Selbstverleugnung und Verleugnung des bisherigen Bundesgenossen kann schließlich doch nicht verlangt, zum mindesten nicht erwartet werden.

Denn das Kriegsernährungsamt scheint entschlossen zu sein, das Daseinsrecht der Braukessel so lange wie möglich anzuerkennen und dem Moloch Krieg alles eher zu opfern als sie. Trotz allem, was in jüngster Zeit geschehen ist und dieses Daseinsrecht jetzt recht fragwürdig gestaltet.

Und diese Geschehnisse sind bedeutsam genug.

Die neue Gerstenernte ist — endlich! — beschlagnahmt, die volle und nicht nur drei Fünftel wie im Vorjahre, und damit ist bei strenger Durchführung der Maßregel die Gefahr des freihändigen Verkaufs der von den Brauereien hochbewerteten freigelassenen Gerste und die der Verfütterung anderer für die menschliche Ernährung benötigter Nahrungsmittel wenn nicht völlig beseitigt, so doch auf ein Mindestmaß herabgesetzt. Und weiter ist durch den Erlaß des Präsidenten des Kriegsernährungsamts vom 27. Mai 1917 der ganze in Brauereien, Mälzereien und Brennereien noch lagernde Gerstenvorrat für die Graupenmühlen beschlagnahmt und damit kurz vor Ablauf der zwölften Stunde der Versuch gemacht worden, die Folgen früherer Fehler wenigstens einigermaßen abzuschwächen, Fehler, deren schwerster zweifellos der war, daß man einen der Hauptgrundsätze aller Organisationskunst nur ungenügend berücksichtigte: den Grundsatz, in die Rechnung auch den ungünstigsten Fall mit aufzunehmen. Man hatte zu sehr auf das Glück gebaut, d. h. seine Hoffnung von einem Jahr zum andern auf eine gute Ernte gesetzt, hatte zudem offenbar mit einer weit kürzeren Kriegsdauer gerechnet, dabei aber nicht genügend bedacht, daß die Seele des feindlichen Ansturms England ist, dessen riesige Machtmittel und verschlagene Zähigkeit doch sattsam bekannt sind.

Das sind doch endlich einmal Verordnungen, die nicht von vorn herein den hippokratischen Zug farbloser Halbheit tragen, durch die jener St. Michaelsgeist rücksichtsloser Entschlossenheit weht, der vor einiger Zeit aus der Rede des preußischen Namensverwandten des schwertgewaltigen Erzengels so kräftig zu uns sprach*). Sie werden ja an der jetzigen Lage nicht viel ändern können. Aber sie wirken befreiend, als Erlösung von schwerem Albdruck, und zeigen, daß es Herrn von Batocki wirklich ernst war mit seiner Versicherung, daß das Interesse der Industrie nicht berücksichtigt werden könne.

Das Schlagwort von der „blühenden Industrie" hat angesichts des Ernstes der Lage bei den maßgebenden Stellen seine Zauberkraft, zunächst wenigstens, eingebüßt, wenn es auch sicher ist, daß dieser erfreuliche Fortschritt nicht der etwa neugewonnenen Erkenntnis entsprungen ist, daß

*) Diese Zeilen waren vor dem Kanzlerwechsel geschrieben. „Vortrupp."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Begriffe „blühende Brauindustrie“ und „Volkswohlfahrt“ einen unversöhnlichen Gegensatz bilden. Und weiter findet jetzt auch die von den Schutztrupplern des Braukapitals unentwegt durch die Presse gejagte Behauptung, die Gerste werde im Bier am besten ausgenützt, keine Gnade mehr vor den Augen der verantwortlichen Ernährungspolitiker. Allzu offensichtlich ist der klaffende Widerspruch zwischen ihr und den krampfhaften Anstrengungen der Brauinteressenten, die Einführung der Bierkarte zu verhindern, die doch im Falle der Richtigkeit jener Behauptung eine unbedingte Forderung höchster Gerechtigkeit wäre.

Also die Gerste verfällt bis auf weiteres, das heißt doch wohl bis zur Sicherung einer völlig ausreichenden Volksernährung, dem Braukessel nicht mehr. Und doch soll dieser weiterleben? Warum? Ja, warum? Damit er sich ja sofort wieder füllen kann, wenn es die Lage auch nur einigermaßen gestattet?

In seinem jüngst erschienenen Buche „Geburtenrückgang und Sozialreform“ widmet der bekannte Sozialpolitiker und Reichstagsabgeordnete Prof. Hitze auch dem Kampfe gegen den Alkoholismus warme Worte der Zustimmung. Sein dringender Wunsch ist es, daß die segensreichen Maßnahmen, die jetzt dem Alkoholverbrauch stark zugesetzt haben, auch in die Friedenszeit hinübergerettet werden möchten. „Es wäre unendlich bedauerlich,“ so schreibt er, „wenn mit dem Geläute der Friedensglocken die Dämme gegen die Alkoholüberflutung wieder einbrechen sollten.“

Nun, volltöniges Friedensgeläute wird Deutschland nicht zu hören bekommen. Denn ein großer Teil der Glocken ist tot. Aber dafür leben die Braukessel, freuen oder vielmehr ärgern sich ihres beschaulichen Daseins und harren ungeduldig der Stunde, die sie zu neuen, vollwichtigen Taten rufen wird. Kommt der Friede, dann wird ihn nicht, wie ehedem, feierlicher Glockenklang grüßen, der die Seelen in innigem Dankgebet nach oben hebt, sondern Humpenschwingen und Becherklirren, das sie nur zu häufig nach unten zerrt. Und der deutsche Bierphilister wird jubeln und dankbar das gütige Geschick preisen, das die Glocken nahm statt der Braukessel, die ihm den für seinen Gefühlsüberschwang unbedingt nötigen braunen Stoff liefern. Seiner Brust wird sich ein Seufzer der Erleichterung entringen: „Gott sei Dank, nun wird's bald wieder genug Bier geben! Nun, Brauer, braut! Mit Volldampf voraus!“

Noch ist unvergessen das von einem Heiterkeitsausbruch des Reichstags begleitete Wort des Präsidenten des Kriegsernährungsamts: „Die Alkoholfrage ist heute beinahe eine Frage wie die des Glaubens und der Religion.“ Ach, wäre es nur so, daß recht viele den Kampf gegen den Volksschädling zu einer Art Glaubenskampf machten und recht nahe an den Brennpunkt ihres sittlichen und religiösen Lebens rückten! Es stände dann vieles besser in unserm Volke. So aber steht im Mittelpunkt des Dichtens und Trachtens großer Massen der Alkoholkult wie eine Art After-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

religion und drückt auf die echten religiösen und sittlichen Kräfte, sie hemmend in ihrer freien Betätigung. Muß dieser verhängnisvolle Alkoholaberglaube aus der jetzigen Schonungspolitik nicht eine neue kräftige Nahrung ziehen?

Zum Schluß noch eins: Leicht kann es sich fügen, daß der oder jener der feindlichen Preßpiraten, die, unbekümmert um die Balken im eigenen Auge, mit splitterrichtendem Hohne über jede unserer wirklichen oder vermeintlichen Schwächen herfallen, sich auch des neuen Geschehnisses als einer hochwillkommenen Beute bemächtigt. Dann wird es gar bald durch den feindlichen Blätterwald gellen: „Da seht ihr die Hunnen, die Barbaren! Alles andere geben sie preis, auch das Heiligste, nur nicht das Bier!" Und dieser Schrei heuchlerisch sittlicher Entrüstung wird sich fortsetzen bis zu den unglücklichen Opfern britischer und gallischer Machtgier, den schwarzen und braunen Kulturvölkern Afrikas und Asiens, und in tausendfachem Widerhall wird es zurückheulen: „Barbaren sind es, Barbaren!" Schweigen werden nur die Wenigen in den neutralen Ländern, die uns die Treue gewahrt haben. Aber dieses Schweigen wird beredt genug sein.

Noch hat Deutschland die Aussicht, wie ohne Moratorium, so ohne Preisgabe des Kupfers der Braukessel durch den Krieg zu kommen. Wie lange sie bleibt, das wissen wir nicht. Vielleicht kommt doch noch die Stunde, wo auch dieses schwere Opfer — man verstehe das recht, es ist durchaus ernst gemeint — noch von uns gefordert wird. Dann werden sie beide dahin sein, die Glocke wie der Kessel, wenn auch nur, um sich zusammenzufinden zum gemeinsamen Kampfe fürs Vaterland. Dieser Abschluß, müßte er kommen, würde versöhnend wirken. Und doch! Ein Mißklang würde auch dann noch bleiben, für immer: Die falsche Reihenfolge, als Wahrzeichen für Deutschlands ernährungspolitische Einsicht im Weltkriege.

Dr. R. Ponickau.

Nicht Lernschule, sondern Entwicklung der Kraft.

Um die Schule so, wie sie heute ist, sachlich beurteilen zu können, muß man zweierlei bedenken: erstens, daß es Völker von hoher Kultur gegeben hat, die die Schule als allgemein notwendige Einrichtung nicht kannten; zweitens aber, daß unsere heutige Schule mit ihrem allgemeinen Zwang als ein notwendiges Übel herausgewachsen ist aus einer Einrichtung, die ursprünglich keiner Notwendigkeit des Lebens dienen wollte, sondern nur seiner freien geistigen Vertiefung.

Es ist selbstverständlich und natürlich, daß der junge, heranwachsende Mensch lerne. Das Lernen ist nichts anderes als ein Stück seines Wachstums. Er lernt an sich, an seiner Umgebung; er lernt auch aus den Erfahrungen der älteren Menschen. So ist es schon immer gewesen, ehe

es Schulen gab. Die Schule hat nur die durch die Kunst des Schreibens und Druckens bis zu einem schier unermeßlichen Umfang gesammelten Erfahrungen von Millionen von Menschen in ein Lehrsystem gebracht, wie sie sich auch bemüht hat, jene Erfahrungen in ein System zu bringen, welche die Kinder an sich selber und ihrer Umgebung zu machen geneigt und veranlagt sind. Die Schule bietet also weder etwas von Grund aus Neues, noch kann sie in ihrer Gesamtarbeit mehr tun, als sich den von der Natur des Kindes vorgezeichneten Möglichkeiten zur Entwicklung anschließen.

In unserem heutigen Leben hat die Schule eine so hohe Bedeutung gewonnen und ist namentlich auch zu einer solchen Macht geworden, vor der oft Kinder wie Eltern gleichermaßen erschrecken und beben, daß man nicht eindringlich genug hervorheben kann, daß die Schule in allen Dingen nur für das Wohl der Kinder arbeiten darf, daß sie in allen Dingen eine Unterstützung der Eltern sein soll, niemals eine Folter für beide, niemals eine Einrichtung, die um ihrer selbst willen eine Daseinsberechtigung hätte.

Jegliches Wachstum, es sei ein körperliches oder geistiges, erzeugt Lustgefühle, wie jegliche Hemmung entsprechenderweise die allgemeine Stimmung herabsetzt. Eine Anstalt, die sich die Förderung jeglichen Wachstums der Kinder zum Ziele setzt, ja, die nur darin ihre Berechtigung hat, dürfte im allgemeinen nur gesunde Lust und natürlichen Frohsinn in dem jungen Geschlechte erzeugen, anders hätte sie ihren Zweck verfehlt. Tut sie das wohl, unsere Schule, oder tut sie es nicht?

Es liegt auch in der menschlichen Natur, jedem, der uns fördert, zu unserm Wachstum uns hilft, dankbar zu sein, ihn lieb und wert zu halten. Beruht nicht darin die Verehrung, die wir unsern Eltern zollen? Wenn die Schule das erweiterte Elternhaus wäre, wenn auch dort wirkliches Brot gereicht würde und die Kinder ihres gesunden Gedeihens inne würden, müßten sie nicht auch in der Schule sich zu Hause fühlen und, nicht nur dem Zwange gehorchend, sondern einem unwiderstehlichen inneren Triebe folgend, dorthin gehen, viele, viele Stunden ihrer wertvollsten Lebensjahre dort zu verbringen?

Warum denn erfüllt ein Jubeln und Jauchzen ohnegleichen den gewaltigen Schulbau, nicht wenn der Unterricht beginnt, sondern wenn er unverhofft um eine Stunde oder sei es noch weniger, früher geschlossen wird? Warum verbünden sich die Gedanken der Kinder mit Hitze und Kälte, mit Feuers- und Wassernot, ja sebst mit Pestilenz und Tod — nur um die Schule um ein paar lumpige Stunden zu betrügen? Liegt nicht in dieser Komik zugleich eine tiefe Tragik, die zu ernstem Nachsinnen herausfordert, warum es gerade so ist und nicht anders?

Man wende nicht ein, daß das Kind überhaupt jede Arbeit als Zwang empfände und dieselbe Freude wie beim Schulschluß sich auch beim plötzlichen Aufhören einer anderen Arbeit einstellen würde. Kein geringerer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beobachter als Fröbel selber weist die Mütter darauf hin, schon bei den kleinen Kindern den regen Trieb nach Beschäftigung, nach Arbeit zu beachten und zu pflegen. Träges Nichtstun ist für ein gesundes Kind etwas fast Unmögliches, wenn es nicht durch besondere unglückliche Verhältnisse dazu erzogen wurde. Nichtstun ist seinem ganzen Wesen zuwider, das doch nur auf Wachstum, Entwicklung, Bewegung eingestellt ist. Man sehe die Kinder der Landbevölkerung an, wie sie an dem Schaffen der Großen sich beteiligen, wie der Junge stolz darauf ist, auch schon mit Spaten und Forke hantieren, das Beil und gar die Axt gebrauchen zu können! Instinktiv, unbewußt fühlt das Kind, daß es nur an der Arbeit wachsen kann; darum sucht es die Arbeit, befreundet sich mit ihr und ist nie unglücklicher, als wenn dieser liebste, weil notwendigste Kamerad fehlt. Natürlich kann es auch sein, daß das Kind die Arbeit als Plage empfindet. Dann aber mutete man ihm zuviel zu, und es ist Schuld der großen Menschen seiner Umgebung, nicht Schuld der Arbeit, daß das Kind sich mit dieser verfeindete. Und es liegt auch nicht ein Fünkchen Bosheit darin, daß ein Kind sich übermäßiger, zu schwerer Arbeit zu entziehen sucht, sondern wiederum ist es das dunkel tastende Befolgen eines sicheren Instinktes. Denn das Kind will wachsen, frei und aufrecht, nicht vor der Zeit an Leib und Gliedern krumm werden.

Es ist auch eine durchaus unbeweisbare Ansicht der Schule, wenn sie meint, die Kinder aus erzieherischen Gründen zur Arbeit zwingen zu müssen. Weshalb zwingen, wenn der freiwillige Trieb vorhanden ist? Das russische Bauernkind geht nicht zur Schule, es wächst unter einem Schwarm von Geschwistern und Gespielen ohne irgendein bedachtes System heran und wird dennoch ein so fleißiger wie unermüdlicher Arbeiter. Warum? Weil es an der Arbeit heranwächst als an dem natürlichsten Kameraden von der Welt. Wenn es der Schularbeit gelänge, dem Kinde als guter Kamerad zu begegnen, statt die gestrenge Herrenmiene aufzusetzen, so wäre das Spiel gewonnen.

Nun soll zugegeben werden, daß in der Abstraktheit vieler Forderungen der Schule eine Schwierigkeit liegt, das Herz der Kinder zu gewinnen, eine Schwierigkeit, welche die konkrete praktische Arbeit im ländlichen Betriebe oder auch in der Werkstatt nicht kennt. Nun wohl, was zwingt die Schule, sich die erste Zuneigung der Kinder just durch das Abc und Einmaleins zu erwerben, anstatt etwa mit praktischer Betätigung im Schulgarten, in einer Werkstatt oder auch im ernsten Spiel? Wenn eine große Schwierigkeit darin liegt, ein Kind innerlich fühlen zu lassen, es sei notwendig, avoir und être und anderes konjugieren zu können, Rhythmus, Rhabarber, Kuckuck und andere Wörter richtig zu schreiben, so muß man mit dieser Schwierigkeit nur in bezug auf das Gedeihen des Kindes rechnen und auf seine natürliche Entwicklung, nicht aber in falscher Rücksicht auf den Stoff, auf das Pensum.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Gedeihen der Kinder, ist das in Wahrheit unserer Schule die Hauptsache? Wo und wann hätte je eine Schulvisitation nach dem Wohlbefinden der Kinder gesehen, wo wäre jemals ein Großstadtlehrer gelobt worden, weil die Kinder seiner Klasse einen besonders frischen, gesunden Eindruck machten, daß wenig Nervöse dasaßen, wenig Kurzsichtige, wenig verkrümmte Rücken, daß ein schönes Leuchten auf den Gesichtern lag, das noch an keinem Schulstaub matt und trübe geworden? Nicht wahr, danach fragt man nicht. Man sieht nicht auf den ganzen Menschen, sondern nur auf das Pensum. Ob das Kopfrechnen schnurrt und die Leier der Gedichte nicht stockt, ob die Regenten und Schlachten, die Alpenpässe, Konjugationen und Reimregeln sitzen, ob die schriftlichen Arbeiten sauber geschrieben, gewissenhaft nachgesehen und nicht minder peinlich verbessert wurden — das alles wägt die Inspektion dem geplagten Schulmeister nach, und wehe, wenn am vorgeschriebenen Stoffe ein Quentchen fehlt!

Wir sagen, die Schule sei für die Kinder errichtet. Die Sorge der Schule ist nicht das Kind, sondern der Stoff. Ganze Bibliotheken könnte man füllen mit den Schriften, in denen geradezu raffiniert dargelegt wird, wie man die arglose kindliche Seele wieder und wieder überlisten könne, daß sie einen Geschmack am Lernstoff finde und mit wahrhaft heroischem Mute sich immer von neuem daran mache, zu kauen und zu schlucken und wiederum zu kauen und zu schlucken. Ob es auch verdaut wird — du lieber Gott! wer fragt denn wohl danach? Es gehört nicht zum guten Ton, nach Dingen zu fragen, die stinken könnten.

Dennoch, wir wissen es alle, die Schule ist nur für die Kinder und erstrebt nur ihr Bestes. Was die Schule mit dem Kinde treibt, soll ihm im späteren Leben förderlich sein, soll es fähig machen, einst an unserer Zivilisation und Kultur bewußten Anteil zu nehmen und ein tüchtiger Staatsbürger zu sein. Was kann die Schule dafür, daß die Sprachen nicht nur gesprochen sein wollen, sondern auch gelesen und geschrieben, daß es nicht nur gilt, Vokabeln zu lernen, sondern auch Grammatik und selbst Orthographie? Ist es etwa Schuld der Schule, daß mit der Geschichte auch die Wissenschaften und Künste weiterschreiten und des Erlernbaren und Lernenswerten so viel geworden ist, daß selbst ein Leibniz heute mit seinem Geiste nicht alles mehr umfassen könnte? Und dennoch soll in der Schule zu einem jeden der Grund gelegt werden. Wohl, es ist wahr, das moderne Leben verlangt viel von dem jungen Nachwuchs. Aber was das Leben überall am meisten verlangt, was uns mehr als alles Wissen zum Können befähigt und in letzter Linie das Wertvollste ist, das wir dem Staate schuldig sind, das ist die Kraft des Leibes und der Nerven. Wer die Kraft hat, lernt jederzeit das, was er braucht; wer die Kraft nicht hat, kann mit dem vorzüglichsten Wissen nichts ausrichten. Wenn wir uns entschließen könnten, konkreter, praktischer zu werden, aus dem engen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schulstübchen in die Weite der Welt zu schauen, wieviel Nebensächliches, Veraltetes würden wir von uns schütteln, um nur der einen Richtlinie zu folgen, die nicht das Pensum, sondern das Kind im Auge hat. Entwicklung, Bildung und Schulung der Kraft sei unser einziger Grundsatz. Auf der Kraft allein beruht die persönliche Leistung, das Glück der Familie, das Ansehen und Gedeihen des Staates. Gäbe es ein größeres Heiligtum zu bewahren und zu verwalten als dieses? Es ist auch klar, daß jegliche Kraft nur durch Übung entwickelt werden kann und nur durch Übung an den Dingen. Aber, es handle sich um Kräfte des Leibes oder der Seele, nirgends und nie darf eine Übung um der Dinge willen geschehen, sondern nur um des sich entwickelnden Menschen willen, und wo nur ein wenig von der bereits vorhandenen Kraft verloren geht, da ist es eine Sünde an dem jungen Menschen und am Staate. Es darf auch nie der Körper durch übermäßige Arbeit des Geistes geschwächt werden, weil eins zum andern gehört und nur im Gleichmaß beider die Höchstleistung erzielt werden kann.

Man betrachte unter diesem Gesichtswinkel unsere Schule. Wie viele Mütter, die ihre Kinder zur Schule brachten, rotwangig, frisch und froh, sehen nach wenigen Monaten die Farbe aus dem Gesicht ihres Lieblings verschwinden, die Wangen schmal, die Augen glanzlos werden! Ist das Entwicklung und Steigerung der Kraft? Oder man sehe sich Schüler der Oberklassen höherer Lehranstalten an, die schlechten Augen, die krummen Rücken, die enge, eingesunkene Brust, — ist das wirklich entwickelte Jugendkraft? Es mögen gute Lateiner und Mathematiker sein, sie mögen in den Naturwissenschaften oder mancherlei Künsten schon arg gelehrt und bewandert sein — sind sie ganze Menschen, die sich selber, ihrer einstigen Familie, dem Staate eine volle Kraft zur Verfügung stellen könnten? Es versuche keiner von ihnen, mit einem gleichaltrigen russischen Bauernburschen sich im Ringkampf, Reiten oder Tanzen zu messen, und dennoch verlangt der Staat von ihnen später die gleiche körperliche Tüchtigkeit, wie der russische Soldat sie hat, muß sie verlangen, wenn wir als Volk und als Staat bestehen bleiben wollen! Die Schule hat noch immer die körperliche Tüchtigkeit nicht mit dem Ernst in Pflege genommen, der doch notwendig wäre und nach dem Kriege notwendiger sein wird denn je. Oder hätte man etwa schon einen Schulplan gefunden, der auf die Tatsache Rücksicht nähme, daß in gewissen Perioden der Entwicklung die Kinder geistig aufnahmefähiger sind, während zu einer anderen Zeit unter der mächtig drängenden Entfaltung des Körpers die geistige Entwicklung in ein Stocken gerät? Wer kümmert sich viel um die seelischen Begleiterscheinungen der beginnenden geschlechtlichen Reife? Man konstatiert zahlenmäßig, daß es gewisse Klassen gibt, die eine große Gefahr des Sitzenbleibens, also des Versagens der geistigen Kräfte in sich bergen; aber man bemüht sich nicht, dieser Gefahr auf den Leib zu rücken, aus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Furcht, das Pensum beschneiden zu müssen, und diesem toten Götzen opfert man willig und ohne Nachdenken alles.

Wie schon erwähnt, gab es einst eine paradiesisch schöne Zeit, in der die Kinder noch nicht zur Schule zu gehen brauchten. Als danach Schulen entstanden, verfolgten sie zunächst keinerlei praktischen Zweck, sondern huldigten dem luxuriösen Studium der Hohen Weisheit oder dienten kirchlichen Zwecken. Daraus entstand im Mittelalter die Gelehrtenschule, die zu wissenschaftlichen Berufen vorbilden wollte. Das muß man wissen und bedenken, um zu begreifen, woher es kommt, daß in unserer heutigen Schule noch immer das rein Intellektuelle, das abstrakt Wissenschaftliche so sehr überwiegt. Es gibt in der Schule schlechthin nur eine Bildung, das ist die intellektuell-wissenschaftliche. Als ob es nur eine Kraft im Menschen gäbe, und das wäre die geistige Kraft, und als ob diese hinwieder nur aus dem Intellekt bestünde, nur aus logischem Denken, Phantasie und Empfinden gehörten nicht dazu, geschweige denn die unfaßbaren Instinkte! Wir bringen es fertig, in einem Atemzuge zu behaupten, die Schule bereite jedes Kind für das spätere Leben vor, indes wir einen armen Hascher, der auf der Schulbank kein Fortkommen findet, gleichzeitig trösten, es könne vielleicht trotzdem noch ein tüchtiger Mensch aus ihm werden, sei es in einem künstlerischen, sei es in einem praktischen Berufe. Wie kann eine Schule, die so sehr glaubt, jedem Einzelnen gleichmäßig zu dienen, daß sie sich berechtigt fühlte, den Schulzwang zu fordern, wie kann sie trotzdem noch heutigen Tages einseitig intellektuellen Zwecken dienen? Wissenschaftlich, intellektuell begabte Kinder sind bis heute ihre erklärten Lieblinge geblieben; den praktisch-technisch oder künstlerisch veranlagten jungen Menschen war sie stets nur eine böse Stiefmutter. Hängt nicht vielleicht mit dieser törichten Überschätzung des Intellektuellen durch die Schule auch die entsprechende Überfüllung der geistigen Berufe zusammen, während dem Handwerk, der Landwirtschaft und Gartenkultur das übrig bleibt, was andere nicht haben wollten?

Jedenfalls, eine Schule, die auf ein jedes Kind Anspruch erhebt, muß auch einem jeden Kinde gerecht werden können, darf also nicht eine einseitig intellektuelle Schule sein wie die unsrige. Schon darum nicht, um alle in der Anlage vorhandenen Kräfte im Kinde entwickeln zu können; dann aber auch, um intellektuell minder begabte Kinder, die oft praktisch oder künstlerisch hoch veranlagt sind, nicht lange Jahre hindurch mit dem geradezu furchtbaren Urteil zu verfolgen, als seien sie unglückliche Wesen zweiter oder noch geringerer Güte. Die Pflege der Handfertigkeit und Künste, die Arbeit im Schulgarten und in der Werkstatt muß einen ebenso breiten Raum einnehmen, muß ebenso wohl gelitten und geachtet werden, wie das ganze bisherige Gelerne.

Das geht natürlich nicht, ohne die rein intellektuelle Arbeit der Schule kräftig zu beschneiden. Was tut es? Die Schule soll noch keine Gelehrten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in die Welt senden, noch viel weniger solche, die sich einbilden, schon Gelehrte zu sein. Sie soll nur den in der Anlage vorhandenen Kräften zur Entfaltung verhelfen, damit dieser als Landwirt oder Handwerker, jener als Techniker, Gelehrter, Kaufmann oder Künstler etwas Tüchtiges leistet. Das, was er in der allgemeinen Schule weniger lernte, wird er in der Berufsschule um so leichter und schneller erfassen, weil er ja an Leib und Seele vollkommen gesund die Schule seiner Kindheit verläßt. Man hat ihn nicht überfüttert, daß er sich den Appetit verderben mußte und schon als Zwanzigjähriger mit einer greisenhaften Interesselosigkeit einherging; sondern man hat ihm durch mäßige Kost und gesunde, tüchtige Arbeit den rechten Hunger geweckt auf das, was nun sein eigenes Wirken und Schaffen werden soll.

Auch in einem anderen Sinne ist unsere bisherige Lernschule ein Unding. Das Kind, wie es zur Schule kommt, ist ein reines Kind des Augenblicks. Kaum daß es gelegentlich in der Vergangenheit lebt, sonst schöpft es nur aus der Gegenwart und schafft auch nur für diese; in ihr liegt all seine Lust und sein Leid; darum sind ihm beide noch gleich flüchtig wie der Augenblick selber. Jahre gehen darüber hin, bis die Vorstellungswelt des Kindes stetiger wird und in der Ruhe die Kraft gewinnt, eine ganze Welt der Gedanken neben die Welt der wirklichen Dinge zu setzen. Da beginnt es aus den gesammelten Steinen zu bauen, und an was anderem könnten wir Menschen bauen, als an der Zukunft?

Dem Kinde der Unterklassen aber liegt alles Zukünftige so fern, es hat noch vollauf zu tun, das Gegenwärtige in seiner bunten Lebendigkeit zu erfassen und in sich aufzunehmen. Daran läßt sich ermessen, welch eine Titanenarbeit wir den kleinen Abc-Schützen zumuten, wieder und wieder Dinge zu treiben, die für ihn noch in Weltenferne liegen, deren Sinn und Zweck er nicht begreifen kann, weil es ihm unmöglich ist, über die engste Gegenwart hinauszusehen. Welch philosophische Einsicht gehört dazu, mit Interesse jetzt einzelne Buchstaben zu malen, um später einen Brief schreiben zu können, wiederum Buchstaben und belanglose Wörter zu studieren, weil man dadurch in ferner Zukunft schöne Geschichten wird lesen können! Nun gar die Orthographie und Grammatik, die im zweiten Schuljahre einsetzt, im dritten aber zu solcher Virtuosität gesteigert wird, daß im vierten Jahre die lateinischen oder französischen Studien beginnen können! Da sitzt nun das arme Wurm, sieht um sich her die fröhlichen Dinge des Augenblicks, möchte mit ihnen leben und an ihnen jegliche Kraft erproben. Doch mit tausend Listen und Künsten betrügt es der Schulmeister um dieses wahrhaftige und gewiß so schöne als nutzbringende Leben und zwingt es, wie ein Erwachsener Wege der Zukunft zu wandeln. Ist es ein Wunder, daß es ein mühsames Kriechen ist, daß das Kind strauchelt und müde wird und die Nervenkraft, die unersetzliche, vor der Zeit sich erschöpft? Warum soll die zarte Psyche des Kindes einem Sy-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stem zuliebe seine Kräfte sinnlos vergeuden, anstatt an viel näher liegender natürlicher Arbeit seine Kraft zu entfalten, damit es hernach, wenn die innere Bereitschaft vorhanden ist, spielend und lachend überwinde, was jetzt ihm und der sorgenden Mutter so unnötigen Kummer bereitet? Ach, wenn es uns doch nicht wieder und wieder so schwer fallen möchte, ohne Vorurteil nach dem Einfachsten und Natürlichsten zu greifen!

Überhaupt das Vorurteil! Das ist ein ganzes Kapitel für sich, auch in der Schule. Vorurteil und vorgefaßte Meinung. Und eins der schlimmsten und eitelsten Vorurteile der Schule ist dieses, daß sie meint, außerhalb der Schule bestünde keine Bildungsmöglichkeit für den Menschen. Welche Bildung besitzt du? Ist diese Frage nicht für die Meisten gleichbedeutend mit der: Welche Schule hast du besucht? Wer das Gymnasium überstand, ist ein für allemal „gebildet", und sollte er verkommen und verludern; wer nur die Volksschule besuchte, ist „ungebildet", und wäre er ein noch so gescheiter, tüchtiger und vornehmer Mensch. Aber die Schule selber hat Schuld an dieser heillosen Urteilsverblendung. Warum drängen und hasten und überstürzen wir uns in der Schularbeit, um nur möglichst viel in die leider so gefügigen, weichen Hirne der Kinder hineinzudozieren? Müssen diese nicht schließlich denken, Schulwissen und „Bildung" seien ein und dasselbe?

Wenn die Schule selber so anmaßend ist, zu meinen, sie könnte eine abschließende Bildung gewähren, so einseitig und kurzsichtig der Unterricht immer nur sein mag, wie soll man es ihren Zöglingen verargen, daß sie es auf Treu und Glauben hinnehmen, von früh auf gewöhnt, in der Schulmeinung das wahre Orakel zu sehen? Darum, wer auf der Schule Schiller und Goethe gründlich bearbeitete, wer gar in Shakespeare und Molière radebrechend schnüffelte, oder endlich griechische und lateinische Autoren wälzte, der hat in puncto Literatur im allgemeinen genug getan, wenn er die Schule verläßt. Der ist literarisch so weit gebildet worden, mühselige lange Jahre der Angst und des Schweißes hindurch, daß er nun gottlob endlich ohne Gewissensbisse und ohne die fatale Furcht, ertappt zu werden, der einfältigsten und oft schmierigen Hintertreppenliteratur sich zuwenden kann. Aus einer gewissen Großmut heraus langweilte er sich vielleicht noch mal ab und zu bei einem Hebbel oder Ibsen oder Goethe, amüsiert sich danach aber gewiß um so köstlicher und aufrichtiger an einem Wust von niedrigen Possen und Schwänken und seichten Operetten. Wie es mit der Literatur geht, so ist es mit anderen Dingen auch. Der aufgetragene und flüchtig geputzte Glanz der Schule schwindet in wenigen Jahren, und geht man der sogenannten Bildung auf den Grund, so fühlt man leider nur gar zu oft einen elenden Sumpfboden unter sich und weicht erschrocken zurück.

Warum denn möglichst viel Wissen von der Schule mitnehmen? Ist es wirklich das Köstlichste, das der Mensch dem Menschen offenbaren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

könnte, oder wäre es auch nur das Nötigste, das die Schule uns mit auf den Weg zu geben hätte? Wenn nun, um auf die Literatur zurückzukommen, anstatt des vielen Lernens und Paukens, anstatt des Übermaßes von Erklären, Erläutern und Beschreiben die Schule es fertig brächte, nur Liebe und Interesse für die wahre Dichtkunst zu wecken, daß der Schüler aus sich heraus, weil in ihm selber eine neue Kraft gewachsen ist, die nach Betätigung drängt, zu wertvollen Gedichten, Dramen und Romanen greifen müßte, wie er aus natürlichem Hunger nach dem Brote langt? Wäre das nicht für seine Weiterbildung, die doch das ganze Leben umfaßt, unendlich viel wertvoller und entscheidender als die innerlich belanglose Tatsache, mit so und soviel Klassikern nach allen Regeln der trokkensten Wissenschaft gelangweilt worden zu sein? Der Maßstab für die literarische Bildung eines Menschen liegt doch nicht darin, was während seiner Schulzeit an ihn herangebracht wurde, sondern vielmehr darin, welcherlei Literatur ihn nach der Schule ein ganzes Leben hindurch begleitet und innerlich bewegt, seine Seele zum Mitschwingen bringt, daß sie daran wachsen und ausreifen möge. Es kommt mithin gar nicht darauf an, welches Quantum literarischer Auslese über den Schüler ausgeschüttet werde; es bleibt doch immer nur klein im Verhältnis zu dem, was er später liest oder lesen und hören sollte — und auch könnte. Sondern das allein gibt den Ausschlag, wie die Werke der Dichtkunst an den jungen Menschen herangebracht wurden; ob es rein äußerlich geschah, so daß man nach der Schulzeit alles wieder von sich schüttelt wie ein nasser Pudel die Wassertropfen, oder ob Kräfte im Innern der Seele gelöst wurden, die unentwegt weiter wachsen und einen ewigen Hunger auf neue Nahrung erzeugen, auf Nahrung, nicht auf Bonbons und Fruchteis.

Wenn wir sehr bescheiden werden könnten in unseren Ansprüchen auf das Schulpensum, wenn wir nicht zum mindesten uns vornehmen würden, den Kindern ein möglichst umfassendes Wissen zu übermitteln, wenn wir nur ein brennendes Interesse in ihnen weckten, das der saugenden Wirkung reich entwickelter Kräfte entspräche, dann könnten wir vielleicht eine Schule erleben, in der es von Arbeitslust jubelte und lachte und aus der eine so gesunde wie starke Jungmannschaft herauswüchse, die durch den machtvoll entwickelten inneren Trieb sich selber die Bildung erwerben würde, die mitzugeben noch nie eine Schule imstande war, obwohl wir es fälschlich oft meinten.

Curt Schwantes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Das Bevölkerungsproblem.

I.

In Nr. 9 des Vortrupp haben Staatsanwalt Zeiler und Ernst Müller-Holm das Bevölkerungsproblem behandelt. Beide erklären, daß es zum Teil, ja wohl zum wichtigeren Teil, ein ökonomisches Problem sei.

Zeiler sucht die Lösung auf dem Gebiete der Steuerreform, während Müller-Holm allgemein gegen den Kapitalismus ankämpft. Der Aufsatz Zeilers hat den großen Vorteil, daß er nicht nur allgemein gehaltene Gedanken bringt, sondern ein wohl durchdachtes Steuersystem aufstellt, dessen Zweckmäßigkeit und dessen Durchführbarkeit sich diskutieren lassen. Müller-Holm dagegen bezeichnet Steuernachlässe, Unterstützung von Wöchnerinnen u. dgl. als zu kleine Mittel. Wer hat recht?

Besser wäre die Frage: Was ist Recht? Wenn eine soziale Reform nicht dem Recht und dem Gerechtigkeitsgefühl entspricht, so hat sie keine Aussicht, sich dauernd durchzusetzen. Und wenn wir nach Recht und Gerechtigkeit fragen, so kommen wir unweigerlich auf die Bodenfrage, die ja zweifellos mit dem von Müller-Holm angegriffenen Kapitalismus in engstem Zusammenhang steht.

Der Begriff des „Kapitalismus" besteht aus zwei heterogenen Bestandteilen, die man reinlich scheiden muß, will man sich nicht mit ewigen Widersprüchen im Kreise herum bewegen.

Der eine Teil des Kapitalismus, der auf fortschreitender Arbeitsteilung beruhende Großbetrieb, ist volkswirtschaftlich durchaus zweckmäßig, weil im allgemeinen der Großbetrieb mit geringerm Aufwande das leistet, wozu der Kleinbetrieb mehr Kraft vergeudet.

Der zweite Teil des Kapitalismus dagegen, die auf der Zinswirtschaft beruhende Verschuldung der Produzenten an die Rentner, ist volkswirtschaftlich durchaus unzweckmäßig, weil die ganze Produktion, Großbetrieb wie Kleinbetrieb, um so besser gedeiht, je niedriger — unter sonst gleichen Umständen — der Zinsfuß ist *).

Wer also von „Kapitalismus" oder „kapitalistischer Wirtschaftsordnung" spricht, hat klar und deutlich zu sagen, was er darunter versteht: den arbeitsteiligen Großbetrieb oder die Zinswirtschaft.

Was kann aber nun für das Bevölkerungsproblem in Frage kommen, der Großbetrieb oder der Zins? Und welcher Zins? Es ist leicht einzusehen, daß es sich nur um den Bodenzins, oder wie man meist sagt, die Grundrente handeln kann.

Die Grundrente wächst überall da, wo die Menschen sich vermehren. Deshalb sind ja auch die Grundbesitzer der ganzen Welt so hitzig darauf erpicht, der Menschenvermehrung und dem Zuzug von außen das Wort zu reden und die Abwanderung einzudämmen.

Deshalb werden in der von den Grundrentnern beherrschten Presse jedesmal Jubelhymnen angestimmt, wenn die Einwohnerzahl einer Stadt sich wieder um einige Tausende gehoben hat. Und die gedankenlosen Bürger, die aus vaterstädtischem Patriotismus in diesen Jubel

*) Die Widerlegung der gegenteiligen Ansicht, wie sie namentlich durch Henry George vertreten und bekannt wurde, muß einer besonderen Arbeit vorbehalten werden. Streng wissenschaftlich entwickelt ist der Beweis in dem Aufsatz von Christen „Währung, Zins und Lohn" in den Annalen des Deutschen Reiches 1917.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einstimmen, merken nicht einmal, daß sie damit nur zu ihrem eigenen Schaden die Geschäfte der Grundrente besorgen.

Oder warum sind die ländlichen Großgrundbesitzer so eifrige Freunde der „Bodenständigkeit"? Weil jede Vermehrung der Freizügigkeit nicht nur die Löhne erhöht, die sie zahlen müssen, sondern auch vermindernd auf die Grundrente wirkt. Und es ist doch schlechthin nicht einzusehen, warum nicht auch den Bauern das Wandern die wohltätige Auffrischung gewährleisten sollte, die es jedem Stande bringt, der nicht verrosten will. Während der mittelalterlichen Stagnation war das Wandern das einzige Auffrischungsmittel.

Wo die Bevölkerungszunahme gefährdet ist, da sinkt die Grundrente. In Frankreich ist sie im letzten Vierteljahrhundert um rund 25 % gefallen. Zur Zeit der Verödung der Hafenstadt Venedig fiel die Grundrente. Sie fiel, als infolge einer verkehrten Währungspolitik in den südamerikanischen Staaten eine Periode der Auswanderung einsetzte, während sie in den vorausgehenden Inflationsperioden (so namentlich in Argentinien unter Juarez Celman) der andauernden Einwanderung entsprechend gestiegen war*).

Überall da aber, wo die Menschen sich vermehren, sei es durch Geburtenüberschuß, sei es durch Zuwanderung, steigt unfehlbar die Grundrente. Man denke nur an alle die unerhörten Steigerungen, wie sie jedem Vortruppler und Bodenreformer aus den Schriften Damaschkes wohl bekannt sind.

Darum hat Damaschke auch recht, wenn er die Grundrente für soziales Eigentum erklärt. Man muß nur den rechtmäßigen Eigentümer noch genauer bezeichnen.

Wer sorgt denn für die Menschenvermehrung? Wohl in erster Linie die Mütter des Landes, die jene Menschen gebären und auferziehen. Ihnen gehört von Gottes und Rechts wegen die Grundrente des Landes. Schätzen wir die deutsche Grundrente auf rund 10 Milliarden und die Zahl der deutschen Kinder rund auf 25 Millionen, so hat jede deutsche Mutter das unbestreitbare natürliche Recht auf ein Jahresgeld von M. 400.— für jedes Kind.

Wird dadurch die Geburtenziffer erhöht oder nicht? Die Frage stellen, heißt, sie beantworten. Auch Müller-Holm wird das nicht mehr für ein „kleines Mittel" halten.

Zeiler, der bestimmte Zahlen gibt, kommt für die — sowieso am besten gestellten — Familien mit einem Einkommen von M. 6000.— auf eine Jahreszulage von M. 214.— auf jedes Kind, während die kleinen Einkommen von M. 1000.— nur mit M. 45.— auf ein Kind und Jahr bedacht werden, eine Ungleichheit, die ihm die Sozialdemokraten niemals werden durchgehen lassen.

Zugegeben: Zeiler hat vor Müller-Holm voraus, daß er mit einem bestimmten Vorschlag an uns herantritt. Grundsätzlich aber ist Müller-Holm mit seinem Angriff auf den Kapitalismus der Wahrheit näher.

Folgendes ist der Fehler in Zeilers Gedanken: Wenn die Menschen sich vermehren, so wird dadurch der Lohn nicht steigen, unter Umständen sogar sich vermindern*). Es ist also ungerecht und unlogisch, das Muttergeld aus dem Lohnfonds zu nehmen. Das Muttergeld

*) Die scheinbare Ausnahme, daß in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre in Deutschland die Grundrente trotz der Auswanderung gestiegen ist, erklärt sich so: Infolge der Einführung der Goldwährung sanken gleichzeitig die Löhne und die Grundrenten. Die Einführung der Kornzölle hat dann die landwirtschaftliche Grundrente wieder gehoben, ohne aber die Löhne entsprechend zu heben und dadurch die Auswanderung zu unterbinden. Der Einfluß der Auswanderung auf die Grundrente wurde also durch die Getreidezölle kompensiert, sogar überkompensiert.

*) Die Verminderung tritt um so sicherer ein, je mehr das noch verfügbare Freiland schwindet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kann nur der Grundrente entnommen werden, weil die Grundrente alle Vorteile der Menschenvermehrung nahezu restlos*) für sich ausmünzt.

Die Grundrente muß wieder soziales Eigentum werden. Das geht unabweisbar aus den Tatsachen hervor, die Damaschke mit so großem Fleiß gesammelt hat. Wie das geschehen kann, das ist eine Frage, deren Erörterung nicht ernst genug und nicht gründlich und sorgfältig genug geprüft werden kann. Leider wird sie heute überhaupt kaum aufgegriffen, auch von den offiziellen Bodenreformern nicht.

Daß man mit dem Raubsystem von Henry George nicht durchkommt, wissen wir heute. Nach dem Fiasko der Physiokraten des 18. Jahrhunderts hätte das auch von vornherein klar sein dürfen. Gerade deshalb, weil, wie wir eingangs sagten, keine soziale Reform auf die Dauer bestehen kann, die einen Keim der Ungerechtigkeit in sich trägt. Auch daß ein kleinliches Steuer- oder Prämienprojekt nichts Grundlegendes schaffen kann, hebt Müller-Holm mit Recht hervor.

Den richtigen Weg hat Michael Flürscheim gewiesen, derselbe, der auch den Gedanken der Bodenreform aus Amerika nach Deutschland verpflanzt hat. Einen kleinen, aber dennoch verhängnisvollen Fehler seines Systems hat Silvio Gesell ausgemerzt.

Eine eingehende Darstellung dieser grundlegend wichtigen Dinge kann der vorliegende kurze Aufsatz nicht bringen. Er hat bloß den Zweck, den Lesern des Vortrupp zu zeigen, daß man gewisse Tatsachen zuerst kennen muß, bevor man über den bedeutungsvollen Zusammenhang des Bevölkerungsproblemes mit andern sozialen Fragen, insbesondere mit der Bodenbesitzfrage, sich ein Urteil bilden kann.

Es ist Unrecht und Torheit, sich um diese Fragen stillschweigend herumdrücken zu wollen. Wer nicht viel Zeit hat, lasse sich vom Mimirverlag in Stuttgart die Schweizer „Freigeldfibel" kommen, worin auf S. 31 ff. die Bodenfrage und das natürliche Mutterrecht kurz behandelt sind. Wer sich zu einer etwas weitläufigen Darstellung nicht scheut, lese das letzte Buch des leider zu früh verstorbenen und allzu früh vergessenen Michael Flürscheim „Not aus Überfluß". Wer aber alle einschlägigen Fragen gründlich kennen will, der wird an dem klassischen Werk von Silvio Gesell „Die natürliche Wirtschaftsordnung" nicht vorbeikommen*).

Barnabas.

Wir geben jetzt zu der gleichen Frage noch einmal Herrn Staatsanwalt Zeiler das Wort. **Vortrupp.**

II.

Ich danke der Schriftleitung für die Einladung, mich zu den Ausführungen von Barnabas zu äußern. Ich folge ihr um so lieber, als es erwünscht erscheint, meine Auffassung noch klarer zu stellen und Mißverständnissen entgegenzutreten.

Auf das Gebiet der schwierigen Frage, welchen Einfluß das Bodenrecht auf Wachstum und Sinken der Volkszahl übt, kann ich mich nicht begeben; ich würde kaum viel zur Klärung dieser Frage beitragen können. Sicher scheint mir hier, daß bis zur Einigung der Volkswirte hierüber und bis zur gesetzgeberischen Verwertung solcher wissenschaftlicher Ergebnisse noch manches Jahr vergehen wird. Wir haben aber keine Zeit, mit der Lösung der Bevölkerungsfrage bis dahin zu warten und es im besonderen darauf ankommen zu lassen, welchen Einfluß Verbesserungen des Bodenrechts auf die Lohngestaltung äußern

*) Vorübergehend mag auch der Geldzins davon profitieren; auf die Dauer aber wird ihm die Grundrente den Mehrertrag wieder abnehmen.

*) Wir verweisen auf den Aufsatz „Die Eigengesetzlichkeit des Geldes" von Gustav Simons im Jahrgang 1913 des „Vortrupp" (Nr. 2). **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würden. Wir dürfen dem stürmisch fortschreitenden Geburtenrückgange nicht untätig zusehen, wenn wir nicht wirtschaftlich und in unserer politischen Sicherheit Gefahr laufen wollen. Sicher ist aber weiter, daß die Änderungen des Bodenrechts und der Lohngestaltung nichts an der Erscheinung ändern werden, wonach der kinderreiche Haushalt in beengter Lage ist gegenüber der Wirtschaft des Unverheirateten und der kinderarmen Ehe derselben Schicht.

Dieser letzte Gesichtspunkt aber scheint mir gerade ausschlaggebend. Nicht zwar wird die Lohnerhöhung (oder allgemeiner gesagt die Einkommensteigerung) einer Schicht auch eine Vermehrung ihrer Kinderzahl zur Folge haben. Im Gegenteil sogar: Mit wachsendem Wohlstande pflegt die Neigung zur vollen Kinderstube zu sinken. Das hat in einem Aufsatz in Schmollers Jahrbuch (Bd. 40 Heft IV S. 37 ff.) R. E. May zahlenmäßig und mit treffenden Gründen nachgewiesen. Doch steht diese Tatsache meiner Forderung einer Beihilfenordnung nicht entgegen. Denn mag die Einkommenshöhe gleich bleiben, mag sie sinken oder steigen, immer wird sich die Lebenshaltungshöhe, die der einzelnen Einkommenschicht entspricht, ungefähr einstellen auf das Durchschnittsmaß an Kinderzahl, wie es bei der einzelnen Schicht sich zeigt. Ist also diese Durchschnittszahl drei, so wird die durchschnittliche Lebenshaltung der einer fünfköpfigen Familie entsprechen. Die dreiköpfige Familie und gar der Unverheiratete werden sich dann einer überdurchschnittlichen Lebenshaltung erfreuen, die achtköpfige Familie empfindlich unter den Durchschnitt sinken, d. h. also unter die für standesmäßig erachtete Höhe. Wenn wir uns nicht entschließen, diese Unterschiede auszugleichen, also der kinderreichen Familie die Mittel bieten, daß sie den für die Gesamtheit so wertvollen Kindersegen auch erhalten könne, dann wird für immer der Anreiz, die Neigung, der gesellschaftliche Zwang zur Beschränkung der Kinderzahl bestehen bleiben. Das ist die, wie mir scheinen will, klare und kaum anfechtbare Grundlage der Forderung von Familienbeihilfen. Mit den Fragen aber, die Barnabas behandelt, steht sie jedenfalls nur in losem Zusammenhange.

Auf einen Punkt, worin Barnabas meinen Vorschlag unrichtig beurteilt, darf ich wohl aufmerksam machen. Er sagt, mein Vorschlag suche die Lösung der Aufgabe auf dem Gebiete des Steuerwesens. Das ist irrig. Zur Deckung des sehr hohen Ausgleichungsbedarfes habe ich vielmehr ein eigenes Umlegungsverfahren vorgesehen. Das ist nach seiner Eigenart etwas grundsätzlich anderes als eine Steuer, gerade so wie die zur Durchführung der Alters- und Invaliditätsversicherung eingehobenen Abgaben keine Steuer sind. Das ist nicht ein bloßer Streit um Worte, nicht nur eine für die Beurteilung des Ganzen nebensächliche Formfrage, sondern trifft das Wesen. Ich will geflissentlich eine Durcheinandermengung der Beihilfenfrage mit den allgemeinen Staatshaushaltlasten vermieden wissen. Was ich schaffen will, ist Ausgleich der Familienlasten der Einkommenbezieher untereinander, und nur zur Vermittlung dieses Ausgleichs hätte das Gemeinwesen tätig zu werden.

Irrig ist ferner die Angabe, nach meinem Vorschlage würde ein Einkommen von 1000 M. nur mit jährlich 45 M. für das Kind bedacht. Die Kinderbeihilfe beträgt in meinem Beispiel (für fünf Kinder) 390 M., demnach ist der Durchschnitt 78 M. Es liegt bei Barnabas wohl ein Rechnungsversehen vor. Würde er auch an das richtige Rechnungsergebnis von 78 M. die Bemerkung knüpfen, daß die Sozialdemokraten nicht damit würden einverstanden sein? Sei dem wie ihm wolle, eine solche Ablehnung wegen der „Ungleichheit" wäre verfehlt. Bei 1000 M. Einkommen also haben wir eine durchschnittliche Kinderbeihilfe von 78 M., bei 6000 M. eine solche von $\frac{1068}{5} = 214$ M.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Allerdings ein Unterschied von erheblicher Höhe. Aber daß eine Familie von 6000 M. Einkommen „am besten gestellt" wäre (also wohl gar der Beihilfen nicht bedürfte?!), und daß es für ein Einkommen von dieser Höhe wirtschaftlich belanglos wäre, ob sein Bezieher unverheiratet wäre oder Vater von sechs Kindern — das wird kaum jemand ernstlich behaupten. Daß aber durchschnittliche Beihilfen beim Einkommen von 1000 M. weit niedriger zu greifen seien als beim Einkommen von 6000 M., kann nur eine unfruchtbare Gleichmacherei übel vermerken.

So wie die Haushaltführung der Eheleute nach der Einkommenhöhe verschieden ist, genau ebenso liegt es heute beim Aufwand auf die Aufzucht der Kinder. Es kann nicht die Aufgabe einer Beihilfenordnung sein, hier auf eine vollständige Verwischung aller Unterschiede hinzuarbeiten — schon deshalb nicht, weil damit alles Bemühen, die Einführung einer Ausgleichungsmaßnahme zu erreichen, von vornherein zum Scheitern verurteilt wäre. Nur das kann und muß verlangt werden, daß die Gegensätze gemildert werden. Das aber habe ich durch den Vorschlag von Mindestsätzen (wie auch des Abzugs des Notbedarfs für die Berechnung der Deckungsumlage) angestrebt, und ich glaube, in sorgfältigem Abwägen ungefähr das Richtige getroffen zu haben. Würden nämlich die Kinderbeihilfen in schlechthin verhältnismäßiger Höhe gewährt, so betrügen sie bei 1000 M. Einkommen nur 178 M. (statt meiner 390) und wären in dieser Höhe (mit einem Durchschnittsbetrag von 36 M. allerdings zu niedrig. Aber daß man über meine Sätze erheblich hinausgehen sollte, scheint mir weder nötig noch erreichbar.

Dafür gar, daß — auch bei dem niedrigsten Einkommen — nach Barnabas der Mutter „das unbestreitbare natürliche Recht auf ein Jahresgeld von 400 M. für jedes Kind zustehen müßte", fehlt mir das Verständnis. Man kann doch nicht geradezu bloß infolge der Aufzucht von Kindern einen ehelichen Haushalt (oder die Wirtschaftslage einer unehelichen Mutter) aus der Stufe ihrer gesellschaftlichen Schicht mächtig emporheben. Schon aus gesellschaftlichen Gründen nicht. Und nun denke man gar an die Aufbringung der hierzu erforderlichen Riesenmittel! Oder soll ein Ehepaar, dessen Einkommen 1500 M. beträgt, bei zehn Kindern auf 5500 M. steigen? Glaubt jemand, eine solche Forderung möchte je erreichbar sein? Bleiben wir auf dem Boden der Wirklichkeit und halten unsere Forderungen in den Grenzen des Möglichen!

A. Zeiler.

Frauenkonferenz zum Studium der Alkoholfrage. Eine für die jetzige Zeit und die alkoholgegnerische Bewegung wichtige Tagung fand, durch Frl. G. v. Blücher zusammenberufen, am 22. und 23. Juni in Dresden statt. In vier Versammlungen wurden die Themen: Alkohol und Volksgesundheit, Alkohol und Volkswirtschaft, Alkohol und Volkserziehung, Alkohol und Volkssittlichkeit durchweg in je zwei Vorträgen behandelt, die in innerem Zusammenhang standen. Der eine ergänzte den anderen, gab praktische Vorschläge zur Ausführung, beleuchtete die gegebene Frage in anderem Lichte. Den Schluß des Ganzen bildete eine öffentliche Versammlung, in der Frau Voß-Zietz und Frl. Oberlehrerin E. Kniebe, über die Bedeutung der Alkoholfrage für das neue Deutschland sprachen.

Das Thema „Alkohol und Volksgesundheit" wurde von Frau Dr. med. Marg. Stegmann behandelt; über „Alkohol und Volkswirtschaft" sprachen Frl. v. Blücher und Frau Marie Stritt, über „Alkohol und Volkserziehung" Frl. Wilhelmine Lohmann (die das gleiche Thema betreffenden Ausführungen von Frau E. Krukenberg wurden, da die Verfasserin am Erscheinen verhindert war, verlesen). Frau Scheven und Frau Dr. Wegscheider-Ziegler behandelten das Schlußthema: „Alkohol und Volkssittlich-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keit". An die einzelnen Vorträge schlossen sich zum Teil sehr eingehende Erörterungen der Zuhörerinnen an. Am letzten Versammlungstage einigte man sich auf die folgende Entschließung:

„Die zur Frauenkonferenz zum Studium der Alkoholfrage am 22. und 23. Juni 1917 versammelten Frauen treten für folgende Forderungen zum Schutze des Volkes vor den Gefahren und verheerenden Wirkungen des Alkohols ein:

1. Sofortiges Brau- und Brennverbot zum Zwecke der Erhaltung unserer gesamten Feld-, Garten- und Wildfrüchte und des Zuckers zur möglichst unmittelbaren Ernährung des gesamten Volkes.

2. Alkoholverbot bei der Demobilmachung von Heer und Marine.

3. Nach Friedensschluß: Beibehaltung und weiterer Ausbau aller die Herstellung, den Verkauf und Ausschank von alkoholischen Genußmitteln einschränkenden Bestimmungen, insonderheit in bezug auf das gesamte öffentliche Vergnügungswesen bis zur Wiederherstellung normaler Verhältnisse auf dem Ernährungs- und Arbeitsmarkt und bis zur Wiederherstellung einer normalen Valuta. Festsetzung einer frühen Polizeistunde für das ganze Reich, ohne Ausnahmebefugnisse für die Polizeibehörden.

4. Reichsgesetzliche Neuordnung der gesamten Alkoholgesetzgebung und Schluß der Animierkneipen, Schutz der Jugend vor jedwedem Alkoholgenuß bis zum vollendeten 18. Lebensjahre.

5. Einführung des Gemeindebestimmungsrechtes bei Erteilung von Schankkonzessionen.

6. Einführung eines obligatorischen, alkoholgegnerischen Unterrichts an allen Lehrerbildungsanstalten und Schulen.

7. Schaffung alkoholfreier Gast- und Speisehäuser und Volkshäuser unter finanzieller Beihilfe der Gemeinden.

8. Die Teilnehmerinnen der Frauenkonferenz sind überzeugt, daß alle diese Forderungen zum Wohle des Volkes um so sicherer und zweckentsprechender erfüllt und durchgeführt werden können, je eher die Frauen als vollberechtigte Bürgerinnen in Gemeinde, Staat und Reich, insonderheit auch durch das Gemeindebestimmungsrecht ihren weiblich-mütterlichen direkten Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung ausüben dürfen."

Frl. v. Blücher schloß die Konferenz mit einem Dank an die Rednerinnen und die Versammlung und gab der Überzeugung Ausdruck, daß die sittliche Erneuerung unseres Volkes durch die Befreiung vom Alkohol sich nicht vollziehen wird ohne entschlossene, zielbewußte Mitarbeit der Frauen.

„Lauterberger Weltanschauungswoche." Vom 1. bis 6. Oktober d. J. wird die sogenannte Weltanschauungswoche zum zweitenmal in Lauterberg tagen. Vorlesungen werden halten Geh. Rat Eucken über: „Die Erfahrungen des Weltkrieges und die Forderungen der Zukunft", Prof. Leser über: „Die religiöse Idee in ihren neuzeitlichen Haupttypen", Prof. Schwarz über: „Das neuere Bildungsproblem in historischen und systematischen Durchblicken", Prof. Hunzinger über: „Die Bedeutung des Protestantismus für das neuere deutsche Geistesleben".

Auskunft erteilt Prof. Hunzinger, Hamburg 3.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Baumgarten, Otto: Das Echo der alldeutschen Bewegung in Amerika. Heft 1 der Schriftenreihe „Der Tag des Deutschen", herausgegeben von Martin Wenck. Eugen Diederichs Verlag. Jena.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 16 16. August 1917

Volksernährung und Nährdienstpflicht.

Leitsatz: Nicht Not und Unsicherheit, sondern die Zuversicht einer Verbesserung der Lebenslage durch Arbeit ist die Triebfeder zu stetem Fortschritt.

I.

Mit einem starken angeborenen Gefühl für Gerechtigkeit ist der Mensch in eine Umgebung gesetzt, die Gerechtigkeit nicht kennt. „Denn unfühlend ist die Natur." Daraus ergeben sich fortwährende Widersprüche, die der Einzelne und die Gesellschaft durch mannigfaltig abgestufte Kompromisse und durch die Gewohnheit löst.

Diese Forderung nach Gerechtigkeit entspringt sowohl dem Instinkt des Mitgefühls und der Sippenzusammengehörigkeit, als der Neigung unseres Verstandes zur Konsequenz und Analogie, welche den, unserem eigenen Ich so ähnlichen, Nächsten an unsre Stelle setzt. Dem steht der zum mindesten ebenso starke Instinkt des Eigennutzes, gleichfalls unterstützt von Überlegungen des Verstandes, gegenüber. Drei Hauptrichtungen in der Auffassung der menschlichen Beziehungen ergeben sich hieraus, die den Widerspruch verschieden lösen und sich in allerlei Abstufungen in den politischen Parteien verkörperlichen: die eine Partei (die konservative) vertritt die unbedingte Berechtigung angeborener Vorrechte, die andere (die bürgerliche Linke) verlangt Gleichheit der angeborenen, aber Ungleichheit der erworbenen Rechte, die dritte (der Sozialismus) endlich verlangt Gleichheit sowohl der einen als der anderen. Unter den Rechten ist hier natürlich vor allem auch das Eigentumsrecht verstanden. Das ist der Sinn der jetzigen Dreigliederung des Parteiwesens in den meisten Ländern.

Nun ist es mit den erworbenen Rechten ein eigenes Ding. Sie können aus Intelligenz, Fleiß, Sparsamkeit, Rechtlichkeit stammen, also aus Eigenschaften, welche für den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft hocherwünscht sind, oder aus Rücksichtslosigkeit, Gewalt und Betrug, und beiderlei Quellen gehen unmerklich ineinander über. Der Grundsatz „Geschäft ist Geschäft" gilt ja auch bei Vielen, die in anderen Beziehungen großes Zartgefühl zeigen.

Eine scharfe Unterscheidung der Vorrechte nach ihrem mehr oder weniger moralischen Ursprung ist nicht nur bei ererbten, sondern auch bei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jüngst erworbenen nicht oder selten möglich, obgleich unserem Gerechtigkeitssinn der Erfolg des Gerechten ebenso entspricht, wie der des Ungerechten ihm widerspricht.

Wie es nicht immer gute Eigenschaften sind, die einen wirtschaftlichen Erfolg zustande bringen, so sind es nicht immer schlechte, die den Mißerfolg bedingen. Allerdings, der edle Arme möchte nicht mit einem Reichen tauschen, dessen Besitz aus Gemeinheit stammt; aber dieser Ersatz äußerer Güter durch innere geht doch nur so weit, als nicht Hunger oder bittere Sorge um den folgenden Tag und um die Existenz seiner Kinder sein Leben verdüstert.

Das „physiologische Minimum" läßt sich nicht durch noch so erhabene Gefühle ersetzen. Und mag auch die Notlage eines Menschen nicht durch Edelmut, sondern durch naive Sorglosigkeit oder wirtschaftliches Ungeschick bedingt sein — ist es billig ihn, und sogar seine unschuldige Familie, dafür so hart zu bestrafen? Auch ohne Talent zum Unternehmer kann einer ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft sein.

Der Krieg hat manches hiervon zeitweise ganz umgestaltet. Dem an Entbehrung und Strapazen Gewohnten kommt die allgemeine Wehrpflicht und der Schützengraben natürlich lange nicht so hart an, wie dem im Wohlleben Aufgewachsenen. Und doch fügt sich jedermann, den sein Alter und seine Kräfte dafür bestimmen, in diese Notwendigkeit, und ebenso fügen sich die übrigen in die Einschränkungen der Lebenshaltung und in das vor dem Kriege unerhörte Stück Staatssozialismus, das durch die Lebensmittelkarten, die Bezugsscheine und die Hilfsdienstpflicht verkörpert ist. Der Krieg legt uns die Frage, wie weit diese Sozialisierung als dauernde Einrichtung gehen könnte, um so näher, als er dort, wohin sie nicht reicht, die häßliche Erscheinung der Ausbeutung der Notlage, des Kriegswuchers, jedem so fühlbar nahe bringt.

Unserer inneren Forderung nach Gerechtigkeit entspricht weder unbeschränkter Zwang und absolute Gleichmacherei, noch der unbeschränkte Individualismus. Es widersteht uns, daß der Fleißige und Sparsame für den Faulen und Verschwender arbeiten soll; aber es widersteht uns auch, daß der Rücksichtslose und Starke dem Friedfertigen und Schwachen sowie dessen Kindern das Brot wegnimmt. Wir sehen ein, daß ein großer Teil dessen, was der Starke und Gewandte sich aneignet, durch die Arbeit der Gesamtheit geschaffen ist. Wenn z. B. der Bodenspekulant Ländereien an der Stadtgrenze aufkauft und sie verkauft, nachdem die Umgebung besiedelt ist und Straßenbahnen usw. hinausgebaut sind, so streicht er einen Riesengewinn ein für eine Tätigkeit, die von seiner Seite verschwindend gering und oft geradezu schädlich für das Gemeinwesen war, dessen Entwicklung er behindert und durch das Emportreiben der Preise die Mieten emporgetrieben und das Wohnen verschlechtert hat. Die Arbeit ist auf seiten der Gesamtheit und nur die Schlauheit auf seiner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite. Das liegt nicht im Interesse der Gemeinschaft, weder der Gemeinde, noch des Staats. Aber ebensowenig in deren Interesse liegt es, den Unternehmungssinn, die Initiative des Einzelnen zu ertöten, wo sie für die allgemeine Wohlfahrt vorteilhaft oder mindestens unschädlich sind. Es darf eben nicht außer acht gelassen werden, daß die Menschen verschieden sind, und daß nur durch die Führung der Begabten und Energischen die Welt vorwärts kommt. Herde braucht Hirten.

II.

Alles dies drängt uns zu der Überzeugung, daß für die menschliche Gesellschaft nur ein gemischtes System richtig sein kann, das die Schroffheiten beider Richtungen mildert und die zweckmäßigen Bestandteile beider verbindet. Wie auch Schmoller in einer seiner letzten Arbeiten (im neuesten Heft seines Jahrbuchs) es ausgesprochen hat: „Jede höhere Kulturgemeinschaft ist ein Gemisch von staatlicher Gewaltausübung und individueller, Familien-, Genossenschafts- und Gemeindefreiheit." Mehr oder weniger streben auch alle politischen Parteien hiernach, nur finden sie die gewünschte mittlere Linie an sehr verschiedener Stelle. Konservative und Sozialisten sind dabei mehr für Organisation und Bindung, wenn auch in verschiedener Richtung, Liberale alter Schule mehr für die individuelle Freiheit des persönlich Starken und „das freie Spiel der Kräfte"; daß der Schwache dabei leicht unter die Füße kommt, sehen sie als unvermeidlich an und wollen ihm durch Wohltätigkeit helfen. Einen Fingerzeig für den richtigen Weg scheint mir der Leitsatz am Kopf dieses Artikels zu geben, der den Vorteil der Gesamtheit und den Fortschritt der Menschheit zur Richtschnur nimmt, ohne über das Glück des Einzelnen achtlos hinwegzutreten, ohne das der Fortschritt der Gesamtheit ein leeres Wort ist. Nicht krasse Not, aber die Möglichkeit einer Verbesserung treibt zur Anstrengung. Lohnende Arbeit reizt, und zwar weit über das unmittelbare Bedürfnis hinaus, so daß die Ansprüche steigen und sich verfeinern. Wo dagegen die Nötigung zur Vorsorge überhaupt fehlt und regelmäßige Arbeit nicht gelernt wird, stellt sich Indolenz und Trägheit ein. Wir finden dies auch bei ganzen Bevölkerungen ausgesprochen. Der Tropenbewohner gleicht dem im Reichtum Geborenen, der nicht arbeiten lernt, weil er es nicht braucht; der Polarmensch dem Proletarier, der keine lohnende Arbeit finden kann, da kein Acker da ist, seinen Schweiß zu lohnen. Für die Mittelzone aber ist der arbeitsgewohnte und unternehmungslustige Mittelstand charakteristisch, der ohne Arbeit Not leidet, mit ihr aber immer steigende Bedürfnisse befriedigt. „Das ist der Weisheit letzter Schluß: nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß." Aber er muß auch gegründete Aussicht dazu haben, daß ihm dieses gelingt, sonst verliert er den Mut und ergibt sich dem blinden Ungefähr. Faustens Ziel ist: nicht sorglos zwar, doch tätig frei zu wohnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Also: Sicherung eines Mindestmaßes an Notwendigem und Ermöglichung, darüber hinaus etwas zu erwerben, muß die zweckmäßigste Gesellschaftsordnung sein. Wie groß muß aber dieses Minimum sein, und wie soll es gewonnen werden? Denn alle Kultur beruht auf eigener oder fremder Arbeit, und unser Gerechtigkeitssinn verlangt, daß sie beim erwachsenen Menschen auf einem ausreichenden Teil eigener Arbeit beruhe. Über die Sklaverei als Rechtsinstitut ist die Menschheit hinausgewachsen; die Sklaverei des Hungers besteht zwar noch, ist aber mit unseren Überzeugungen ebenfalls in Widerspruch. Wir erkennen Einschränkungen der persönlichen Freiheit wohl als notwendig an, aber nur so weit, als sie unvermeidlich sind, um die Freiheit der Übrigen zu bewahren.

III.

Der Krieg gibt uns die Antwort. Er ist für Deutschland ein riesenhaftes physiologisches und volkswirtschaftliches Experiment, dessen Ergebnisse für viele Jahrzehnte maßgebend sein müssen. Er hat Vieles, was vorher noch als unbedingte Utopie galt, als ganz durchführbar gezeigt. Wie in Bellamys Rückblick aus dem Jahre 2000 schneidet der Verkäufer die Abschnitte aus unseren Warenkarten, nur daß wir ihm daneben auch den Tauschwert der Ware in Geld übergeben, einem Geld, dessen Wert zudem nur in unser Aller festem Vertrauen in den Staat besteht. Der Krieg lehrt uns auch das Minimum, womit der Mensch auskommen kann, beweisender kennen, als es das Experiment des Forschers irgend kann.

Greifen wir ein Beispiel heraus, das vom Mittel der Verpflegung unserer Großstädte in diesem Frühjahr nur wenig abweichen dürfte. Die Hamburger Bevölkerung erhielt auf Karten in der Woche vom 10. bis 16. März 1917 für den erwachsenen Nicht-Schwerarbeiter:

	Entspricht Kalorien*) (Wärmeeinheiten)	Darin Eiweiß g
1900 g Brot	4560	152
300 g Mehl	1020	27
875 g Kartoffeln	800	17
3000 g Steckrüben	900	30
120 g Butter und Schmalz . .	990	—
150 g Zucker	600	—
250 g Fleisch	500	50
175 g Mühlenfabrikate	520	18
¼ l Magermilch	100	1
Summe: 7,02 kg	9990	295

*) Nach der Tabelle in Dr. Hindhede: Mein Ernährungssystem. Statt der fehlenden Kartoffeln gab es 350 g Brot und 30 g Fett mehr als sonst.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dies ergibt täglich 1427 Kalorien und 42 g Eiweiß. Dazu gab es 250 g Sirup — ungefähr 750 Kalorien — für 9 Wochen, also 83 Kalorien in der Woche, 12 am Tage, im ganzen also 1439 Kalorien auf Karten. Es wird ziemlich hoch gerechnet sein, wenn wir annehmen, daß der Durchschnitt der Hamburger Bevölkerung noch $^1/_3$ von dieser Menge ohne Karten hinzukaufen konnte, also täglich etwa 2000 Kalorien für den Kopf bekam; da unter diesen Ergänzungen hier und da sich Fische und Käse befanden, dürfen wir annehmen, daß darin etwa 18 g Eiweiß enthalten waren, so daß die tägliche Eiweißmenge sich auf durchschnittlich 60 g stellte, wie sie Hindhede verlangt, und der Baustoffbedarf unseres Körpers auch bei dieser knappen Ernährung gedeckt sein dürfte; der Energiebedarf, den Hindhede auf durchschnittlich 2500 Kalorien ansetzt, allerdings nicht. Dennoch macht sich bei den Meisten zwar Magerkeit und häufiges Hungergefühl, aber im Durchschnitt keine übermäßige Abnahme der Leistungsfähigkeit bemerkbar.

Mit den Zusatzkarten für Schwerarbeiter, Kinder und Jugendliche bis zu 17 Jahren brauchen wir uns hier, wo es sich um das praktisch erprobte Minimum handelt, nicht zu beschäftigen.

Wie würde sich nun das Leben gestalten, wenn der Staat jedem Bürger, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, jene rund 1500 Kalorien täglich unentgeltlich liefern würde und im übrigen die jetzige Gesellschaftsordnung, mit allmählichen Verbesserungen, erhalten bliebe?

Was die Ernährung betrifft, so würde damit für Kinder bis zu 10 Jahren, also für ein Fünftel der Bevölkerung Deutschlands, mehr als genügend gesorgt sein, da erst mit diesem Alter der Energiebedarf auf etwa 60% von dem des Erwachsenen, also auf 0,6 × 2500 = 1500 Kalorien steigt. Von den kleineren Kindern wird also noch etwas für die Ernährung der Großen übrig bleiben, was eine durchaus zweckmäßige Begünstigung der Eltern und der Halbwüchsigen bedeutet. Denn auf ersteren liegt ja die Sorge für die übrigen Bedürfnisse der Kinder, und die kräftige Entwicklung der letzteren ist eine Lebensfrage für die Nation.

Schwerarbeiter brauchen eine größere Energiezufuhr als 2500 Kalorien, aber für dieses Mehr kommt eben der Ertrag ihrer Arbeit auf, sie beschaffen es sich durch Geldzahlung, und eine Abweichung in der Versorgung seitens des Staates kommt für sie nicht in Betracht; sonst würde ja der Staat ihren Arbeitgebern einen Teil der Lohnzahlung abnehmen.

Für die übrigen Erwachsenen wird durch diesen Regierungsbeitrag die Nahrungssorge auf $^1/_4$ — wenn man sich mit der heutigen Kriegsernährung begnügt— oder doch auf $^2/_5$ ihrer Größe beschränkt, wenn man voller 2500 Kalorien bedarf. Der Stachel der Sorge wird also sehr gemildert, und ihre völlige Wegräumung läßt sich durch vernünftige Gesetz-

gebung leicht sichern, wenn nur der Wille zur Arbeit nicht fehlt. Dennoch ist durch den fehlenden Bruchteil dafür gesorgt, daß dieser Wille nicht einschläft.

IV.

Über die Beschaffung dieses vom Staat zu liefernden Ernährungsgrundstocks reden wir später. Zunächst noch einige Worte über seine Verteilung, um sich die Aufgabe klar zu machen.

Dieses Minimum nur den Bedürftigen zu geben und von den Wohlhabenden einen Verzicht darauf zu erwarten, brächte in die ganze demokratische Einrichtung einen unerfreulichen Zug kapitalistischer Hoffahrt wieder herein. Es ist nicht einzusehen, warum die Reichen die doch auch ihnen notwendigen Gaben der Gemeinschaft zurückweisen und nicht dies Recht ebenso einfach menschlich ausüben sollen, wie das allgemeine Wahlrecht und wie ihren Dienst in der Nährarmee.

Das zur menschlichen Nahrung unmittelbar verwendete Getreide besteht in Deutschland zur Hälfte aus Roggen, zur Hälfte aus Weizen und etwas Hafer, Gerste und Mais. (In den letzten Friedensjahren nach Kuczynski für den Kopf und Tag 175 g Roggenmehl, 167 g Weizenmehl, 25 g anderes Getreide.) Der festgesetzte Preis für Schwarzbrot ist jetzt in Hamburg 30 Pf. für das Kilogramm, der für Feinbrot 44 Pf. Bleibt dieser Preisunterschied bestehen, so wäre ihm dadurch Rechnung zu tragen, daß für einen Kartenabschnitt, für den es z. B. 440 g Schwarzbrot gibt, nur 300 g Feinbrot geliefert werden. Dadurch wird freilich, da der Maßstab von 1500 Kalorien nur für das Billigste — Schwarzbrot und Kartoffeln — zu gelten braucht, die gelieferte Energiemenge auf $^2/_3$ beschränkt, wenn man die feinere Brotsorte vorzieht; und ebenso in noch höherem Maße verzichtet man auf einen Teil der Menge bei anderen teureren Nahrungsmitteln. Aber dieser Verzicht geschieht freiwillig und wird im Allgemeinen nur stattfinden, wenn man das etwa zum Sattwerden Fehlende durch Geldzahlung ergänzt. Um aber den Zweck der Einrichtung nicht durch Unverstand hier und da in Frage stellen zu lassen, kann den Krämern verboten werden, solche Nahrungsmittel, die im Verhältnis zum Preis zu wenig Nährwert haben, auf Karten abzugeben; für diese ist dann nur bare Zahlung erlaubt. Rechnen wir z. B. dahin alles, was nach Hindhedes Schlußtabelle weniger als 10 Kalorien für 1 Pfennig gibt, so gehören dahin Apfelsinen, Tafeläpfel, verschiedene Gemüse, z. B. Spargel, alles nicht fette Fleisch, Lachs, und alle Getränke, außer Milch und allenfalls Schokolade. Besonders müssen alkoholische Getränke davon ausgeschlossen werden, damit nicht etwa der Vater die Kartenabschnitte der Familie zum Teil vertrinkt, wie jetzt den Wochenlohn.

Der Handel vollzieht sich fast wie jetzt, denn der Krämer wird die meisten Waren unterschiedslos gegen Kartenabschnitte oder gegen Geld

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abgeben, die wichtigeren freilich gegen behördlich oder von Handelskammern festgesetzte Preise, und bezieht sie selbst ebenso, mit einem gewissen Nutzen, von Großhändlern und vom Staat, vom letzteren gegen Rückgabe der Abschnitte einer abgelaufenen Woche und nur soweit nötig auf Kredit.

Da der Staat nach dem hier skizzierten Plane doch nur einen Teil der Nahrungsmittel liefern soll, so ist es natürlich, daß dies die notwendigsten und die am meisten zur Beschaffung im großen und zur Aufspeicherung geeigneten sein sollen, also vor allem Getreide und Kartoffeln. Dadurch wird die Aufgabe sehr vereinfacht und die Anpassung an die tausenderlei Wünsche der Verbraucher, wie bisher, der Privatindustrie überlassen. Da der Staat suchen muß, die nötige Energiemenge und die nötige — aber nur die nötige — Eiweißmenge für seine Einwohnerschaft auf dem einfachsten und billigsten und lohnendsten Wege zu beschaffen, so ist die Fleischerzeugung nicht seine Sache. Denn 1 ha leidlich guten Bodens gibt 20000 kg Kartoffeln (18 Mill. Kalorien) oder 2000 kg Weizen (6 Mill. Kalorien), aber als Weide benutzt, kaum 400 kg Zuwachs an Lebensgewicht (1/2 Mill. Kalorien), also eine sehr schwache Ausnutzung des Bodens. Ebenso entsprechen 5 kg verfütterten Getreides nur etwa 1 kg gewonnenen Schweinefleisches. Die als Baustoff für den Körper nötige Eiweißmenge haben wir durch den steigenden Fleischkonsum vor dem Kriege weitaus überschritten; für den Energiegewinn aber ist es vollkommen gleichgültig, ob der Körper seine Leistungen mit Kohlehydraten, mit Fett oder mit Eiweiß deckt*), ja es sind sogar die Rückstände der Verbrennung des Eiweißes dem Körper weit schädlicher, als die der anderen Stoffe (Gicht!). Auch die Fette (Öl, Butter) sind nicht unentbehrlich, da sie sich durch Kohlehydrate ersetzen lassen, wenn auch ihr Mangel unangenehm ist. Anders steht es mit der Milch, die ist für unsere Kinder ein kaum zu entbehrendes Nahrungsmittel, und darum wäre für deren Lieferung staatlich zu sorgen. Eine gute Gewähr für richtige Verwendung der vom Staate gelieferten Ration würde es z. B. geben, wenn zwei Karten unterschieden würden, deren eine täglich 500 g Schwarz- oder eine kleinere Menge Weizenbrot oder sonstige Getreideprodukte und für kleine Kinder statt dessen zum Teil Milch brächte, die andere täglich 500 g Kartoffeln oder eine im Preise gleichstehende Menge Gemüse usw. Den Inhalt der letzteren Karte hat der Empfänger aus seinem Kleingarten, aus seinem anderweitigen Verdienst oder aus seinem Kapital zu ergänzen. Es wäre insbesondere durchaus nicht zu wünschen, daß sein in vielen Hinsichten aneifernswertes Interesse für den Kleingartenbau dadurch erstickt würde, daß er auch mit Gemüse und Obst vom Staate versorgt würde.

Für die unendlich vielen kleineren Aufgaben des Lebens und Einzel-

*) Eltzbacher: Die deutsche Volksernährung. Braunschweig 1915, S. 19.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wünsche bleibt es also bei der Privatwirtschaft. Sie alle durch den Staat zu befriedigen, wie Bellamy es sich denkt, ist nicht möglich und würde zu einem höchst lästig empfundenen Zwang führen.

V.

Nun erst kommen wir zu der großen Frage: Woher bekommt der Staat das, was er verteilen soll? Unter den unzähligen Projekten zur Sozialisierung der Gesellschaft scheinen mir die von Bellamy*) und Popper-Lynkeus**) unbedingt die richtigste Antwort auf diese Frage zu geben, indem sie eine allgemeine Arbeitspflicht unter staatlicher Leitung für eine gewisse Zeit in den jüngeren Lebensjahren fordern, deren Ableistung die Versorgung für den Rest des Lebens mit sich bringt. Dabei will Bellamy die Privatwirtschaft ganz ausschalten und die hunderterlei verschiedenen Wünsche der Menschen sämtlich durch den Staat befriedigen lassen — was eine kaum erträgliche Uniformierung befürchten läßt. Popper dagegen will nur ein, reichlich für ein „behagliches Leben" bemessenes Minimum des Notwendigen auf diese Weise decken, daneben aber die private Geldwirtschaft für Luxus und individuelle Wünsche bestehen lassen, was wohl jedenfalls der menschlichen Natur mehr entspricht. Zur Beschaffung dieser Gütermenge verlangt Bellamy, ohne eine eigentliche Rechnung anzustellen, 24 Dienstjahre in der Arbeitsarmee — vom 21. bis zum 45. Lebensjahre —, Popper dagegen nach eingehender Veranschlagung 13 Jahre für Männer und 8 Jahre für Frauen vom 18. bis zum 30. oder 25. Lebensjahre einschließlich. Für die sehr viel kleineren Ansprüche meines Vorschlags ergibt sich, wie man sehen wird, eine Dienstzeit in der Nährarmee von 3 Jahren für beide Geschlechter, oder mit der Wehrpflicht zusammen eine allgemeine Dienstpflicht von 5 Jahren für Männer, 3 Jahren für Frauen, die zwischen dem 17. und 30. Lebensjahr abgedient werden muß. Über die von mir im Vortrupp Heft 7 dieses Jahres vorgeschlagene halbjährige Landdienstpflicht zwischen dem 15. und 18. Lebensjahr, die in der Hauptsache erziehlichen Zweck hat, sage ich weiter unten einige Worte.

Die Berechnungen von Popper beruhen teilweise auf einem Werke, das unter dem Titel „Ein Blick in den Zukunftsstaat, von Atlanticus" 1898 in Stuttgart erschien und, wie Popper sagt, „zum ersten Male eine solide Ausarbeitung und Durchrechnung eines sozialen Programms" brachte. Atlanticus lehnt mit Recht die Pläne jener Sozialisten, die sogar jede Hausarbeit, wie Wäschewaschen und Zimmerreinigen, vom Staat besorgen lassen wollen, ab, weil das in der Tat zu einer Art Zuchthausordnung führte. „Wir werden die Aufgabe des Staates viel

*) Bellamy: Rückblick aus dem Jahre 2000. Erschien 1889, deutsch von Gizycki 1890 (Reclam-Bändchen).

**) Josef Popper-Lynkeus: Das Recht zu leben. Leipzig 1878. — Die allgemeine Nährpflicht. Dresden 1912 (Band von 813 Seiten).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

enger umgrenzen: Der Staat hat für die Herstellung der gewöhnlichen Kleidungs- und Nahrungsstoffe, sowie der Baumaterialien, der staatlichen Gebäude und Kommunikationsmittel zu sorgen. Die Produktion von Luxusgegenständen, Möbeln, das Bauen von Wohnhäusern, die Besorgung von Gärten, des Haushalts, Herausgeben von Büchern und Zeitschriften kann er getrost der Privatinitiative überlassen. Ebensowenig darf er die Kinder der Familie nehmen, sondern braucht bloß für hinreichende Schulbildung zu sorgen." Um sich das Recht auf diese Dinge zu erwerben, muß nach der Rechnung von Atlanticus der Mann eine 9- bis 10jährige, die Frau eine 6 bis 8jährige Arbeitszeit ableisten, und zwar so, daß der Mann mit 26—28, die Frau mit 21—24 Jahren ihre Pensionsberechtigung erwerben und, für den Rest des Lebens der Nahrungssorgen ledig, sich ein gemütliches Heimwesen schaffen, für Luxusbedürfnisse sorgen usw. kann.

Die Abweichungen im Projekt des Atlanticus von den beiden anderen liegen hauptsächlich darin, daß er auch in dem vom Staate zu Liefernden die Geldform beibehalten, daß er die Lieferungen abstufen will nach den Leistungen der Betreffenden, und daß er die Teilnahme an der gemeinsamen Arbeit und an deren Ergebnis dem freien Willen der Bürger überlassen will. In diesen drei Punkten muß ich entschieden der Auffassung von Bellamy und Popper den Vorzug geben. Der Umweg über das Geld bei der Verteilung des produzierten Notwendigsten an dessen Hersteller und der Versorgung der ganzen Bevölkerung damit überhaupt ist nicht nur unnötig, sondern nimmt dem Ganzen die Sicherheit und Festigkeit. Denn der Geldwert schwankt, während der Nahrungsbedarf feststeht, und das Geld kann durch allerlei Schiebungen dem Berechtigten entgleiten, wo ihn die Natur selbst sicherstellt. Die Ableistung der Arbeit und die Sicherung der Existenz dem Belieben des Einzelnen zu überlassen, würde das Ganze in Frage stellen, besonders bei dem jugendlichen Alter derer, die sich zu entscheiden hätten. Es muß unbedingt eine Arbeitspflicht und entsprechende automatische Versorgung eintreten, wenn der Zweck erreicht werden soll. Die Gegenleistung des Staates für diese fundamentale Arbeitspflicht für das zum Leben absolut Notwendige je nach der Art und Größe der Leistung des Individuums abzustufen, ist nicht zweckmäßig. Jeder soll darin nach Kräften sein Bestes tun, und daß nicht Faule sich um die Arbeit drücken und sie den Andern überlassen, dafür wird die gegenseitige Kontrolle der jungen Leute und das Bewußtsein sorgen, daß es sich um eine Arbeit fürs Gemeinwohl, also für sie selbst, handelt. In der Privatwirtschaft, die nach Erledigung des allgemeinen Arbeitsdienstes eintritt, da mag auch das Prinzip des Tausches und des Gleichgewichts zwischen Leistung und Gegenleistung Platz greifen, bei der nicht nur der Träge, sondern auch der sonst von Natur schlechter Begabte den Nachteil hat; aber des Mindestmaßes des zur Erhaltung des Lebens

Notwendigen soll auch dieser sicher sein, und seine Familie erst recht. Popper sagt nicht mit Unrecht: Wie vieles wird nicht schon vom Staate ohne Gegendienste unter die Menschen verteilt: Gratis-Bibliotheken und -Museen existieren schon, aber was doch ungleich wichtiger ist: das zum Leben Notwendige, das will man noch immer nicht verteilen, jeder soll es sich „kaufen".

Die Verteilung eines Lebensmittelminimums an alle Staatsangehörigen wäre zwar auch ohne allgemeine Nährdienstpflicht möglich, wenn der Staat das Geld durch Steuern aufbringt und dafür das Korn usw. kauft. Aber das wäre eine sehr unvollkommene Lösung, die nicht nur geringe Sicherheit bringt, sondern auch dem wachsenden demokratischen Gefühle unsrer Zeit wenig genügt. Wieviel fester wäre eine menschliche Gesellschaft gefügt, in der dem ausnahmslosesten menschlichen Bedürfnis, dem der Nahrung, durch mehrjährige gemeinsame Zusammenarbeit sämtlicher gesunden Mitglieder genügt wird! Ist dieser natürlichen Pflicht entsprochen, dann möge sich im weiteren die Verschiedenheit der menschlichen Individuen und Sippen auswirken, zum Vorteil des Ganzen.

Vom erziehlichen und gesundheitlichen Wert der Nährdienstpflicht — die ja ganz oder größtenteils eine Landdienstpflicht sein wird — für die kommenden Geschlechter will ich an dieser Stelle gar nicht sprechen.

VI.

Popper hat in sehr eingehender Berechnung die Arbeitsmengen ermittelt, die für die Versorgung der Bevölkerung des Deutschen Reichs mit einem verhältnismäßig „behaglichen" Minimum des Notwendigen ausreichten, darüber hinaus die Beschaffung von „Luxus" jedem freistellend. Diese Arbeitsmenge rechnet er mit einem mittleren Arbeitstag von 7 bis $7^1/_2$ Stunden auf eine Bevölkerung von 70 Millionen und entsprechend auf die erwähnte Zahl von 13 oder 8 Jahrgängen aus. Drücken wir die Mengen allgemeingültiger in Prozenten der Bevölkerungsmenge aus, so bekommen wir für die drei großen und drei kleinen von Popper unterschiedenen Berufsgruppen folgende Zahlen*):

I. Produktion der Nahrungsmittel $\frac{5{,}46}{70} = 7{,}8\%$,

II. Herstellung der Wohnungen und Wohnungseinrichtungen $\frac{2{,}03}{70} = 2{,}9\%$,

III. Herstellung der Bekleidung $\frac{2{,}92}{70} = 4{,}2\%$,

*) Popper-Lynkeus: Allgemeine Nährpflicht, S. 643, nach Anbringung aller von ihm begründeten (sämtlich +) Korrektionen. Der durchschnittliche Tageskonsum dabei nach S. 528 bis 530 zu $0{,}7 \times 3100 = 2170$ Kalorien angenommen. In den Brüchen bedeutet der Zähler die Anzahl der von Popper geforderten Arbeiter beiderlei Geschlechts in Millionen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

IV. Gemeinschaftliche Betriebe (Maschinenbau und Bergbau) $\frac{0,9}{70} = 1,3\%$.

V. Verkehr (Beamte und Arbeiter) $\frac{0,26}{70} = 0,4\%$,

VI. Ärztliche Hilfe und Krankenpflege $\frac{0,26}{70} = 0,4\%$,

Summe 17% der Bevölkerung.

Es würde also nach Popper die organisierte Arbeit eines Sechstels der Bevölkerung ausreichen, um diese mit allem zum Leben Notwendigen zu versehen, wobei die Hinzufügung von allerlei Erwünschtem, aber nicht Unentbehrlichem der Privatarbeit der Übrigen überlassen bliebe. Schränken wir nun, wie ich vorschlage, die unentgeltlichen Lieferungen des Staates auf das ein, was in diesem Kriege an Nahrungsmittelverkehr als Wichtigstes durch Karten geregelt ist (1500 Kalorien für den Kopf und Tag), so schrumpft die zu leistende Arbeitsmenge auf etwa $^1/_3$ der Popperschen Forderung zusammen. Für Ernährung rechnet Popper im Mittel für den erwachsenen Mann 3100 Kalorien täglich als notwendig, für Frauen, Jugendliche und Kinder weniger, so daß als Durchschnitt für die Bevölkerung nur $^7/_{10}$ der obigen Menge, d. i. 2170 Kalorien, erforderlich sind. Dieser von den Hygienikern allgemein anerkannte Unterschied zwischen den Lebensaltern ist in diesem Kriege in Deutschland nicht gemacht worden, im Gegenteil ist Kindern und Jugendlichen bis jetzt großenteils eine erhöhte Brotration zugebilligt worden, wohl in der Erwägung, daß die Erwachsenen eher für sich als für die Kinder Ersatz finden werden. Das war freilich für die einzeln stehenden Erwachsenen sehr hart, da dieser Ersatz eben fehlte. Unbedenklich aber können wir die Gleichheit der Rationen für den Frieden ins Auge fassen, wo die erwerbsfähigen Erwachsenen durch Kauf ihre Ration vervollständigen können, wie vor dem Kriege. Im Mittel von sechs Bestimmungen ist der durchschnittliche Kalorienbedarf nach Lebensaltern wie folgt (vom 15. Jahre an beim männlichen Geschlecht 10—20% größer, als beim weiblichen), in Prozenten von dem eines Mannes bei mäßiger Arbeit ausgedrückt*):

Alter	0	2	4	6	8	10	12	14	16	18	21	23
%	23	31	39	45	52	60	67	74	80	85	92	93

Den täglichen Bedarf eines solchen Mannes mit Hindhede zu 2500 Kalorien berechnet, braucht hiernach eine Familie aus Vater, Mutter und drei Kindern von 0, 2 und 4 Jahren 2,83 × 2500 = 7075 Kalorien; sie erhält nach meinem Vorschlag 5 × 1500 = 7500, also 425 Kalorien Überschuß. Bei sechs Kindern von 0, 2, 4, 6, 8, und 10 Jahren steigt der Überschuß auf 12000—11000 = 1000 Kalorien. Die Ernährung kinder-

*) Gemittelt nach Eltzbacher: Deutsche Volksernährung, S. 23.

reicher Familien ist also vollständig sichergestellt, während einzelnstehende Erwachsene sich 1000 Kalorien, also $^2/_3$ soviel als sie vom Staat erhalten, hinzuverdienen müssen — bei Schwerarbeitern bedeutend mehr —, um nach Hindhede vollkräftig ernährt zu werden, dies freilich, weil sie eben arbeitsfähig sind, auch können. Der Krieg zeigt uns zudem, daß man auch mit bedeutend weniger auskommt; doch ist dies gewiß nicht wünschenswert.

Wir können also an der allgemeinen Gratisration von 1500 Kalorien täglich ruhig festhalten, das sind 69% von dem in Poppers Berechnung vorausgesetzten Durchschnitt von 2170 Kalorien. Unser vom Staat zu lieferndes Lebensminimum wird also, die zur Beschaffung aufgewandte Arbeit der zu liefernden Energiemenge proportional gesetzt, die Arbeit von 0,69 × 7,8 = 5,4 Prozent der Bevölkerung verlangen.

Wieviel Jahrgänge müssen nun im Arbeitsheere sein, damit dieses 5,4% der Bevölkerung ausmache? Eine Alterstafel gibt uns die Antwort. Die europäische Bevölkerung verteilt sich im Durchschnitt so auf die einzelnen Altersstufen (in Prozenten):

Lebensalter:	18	19	20	21	22	23	24	25
unter 100 Einwohnern:	1,90	1,86	1,82	1,78	1,74	1,70	1,65	1,61

Eine Personenanzahl von 5,4% der Bevölkerung entspricht genau 3 Jahrgängen zu 1,8% im mittleren Alter von 20—21 Jahren.

VII.

Mit einem 3jährigen Arbeitsdienst beider Geschlechter kann also in unserem Klima eine Nahrunsmenge hervorgebracht werden, die jedem Einwohner Deutschlands eine Energiemenge von 1500 Kalorien liefert und eine Familie mit Kindern vollständig, einen einzelnen Erwachsenen etwa zu $^3/_5$ ausreichend ernährt.

Dieser öffentliche Arbeitsdienst muß in frühe Lebensjahre fallen, wo der Mensch Leitung braucht und verträgt, nicht ins reife Alter, wo er seinen Weg gefunden hat und ihn ohne Störung weitergehen soll.

Auch wenn die Schätzung von Popper und Atlanticus über das Maß der notwendigen landwirtschaftlichen Arbeit etwas zu niedrig sein sollte, könnte diese Dienstdauer von 3 Jahren unverändert bleiben; es würden dann nur häufiger wegen geringer Ernte die Vorräte des Staates durch Ankauf aus den allgemeinen Steuern zu ergänzen sein.

Während die Frau, wenn sie diesen Nährdienst mit 17 oder 18 Jahren antritt, ihn schon mit 20 oder 21 Jahren hinter sich hat und dann vollständig frei ist, kommt beim Mann noch der 2- oder 1jährige Wehrdienst hinzu. Will auch er den Dienst bald erledigen, so leistet er vielleicht die ersten 2 Jahre vor der Wehrpflicht, mit 18 und 19 Jahren ab, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das dritte gleich nach dieser, mit 22 Jahren, worauf nur die Wehrpflicht, aber nicht der Nährdienst, weitere Ansprüche an ihn stellt. Um aber der großen Verschiedenheit der Menschen und der Lebenslagen Rechnung zu tragen, sollte man nur verlangen, daß beide Dienste zwischen dem 17. und dem 30. Jahre erledigt sind. Innerhalb der 13 Jahre ist dann Raum für 3 Jahre Arbeitsdienst und gegebenenfalls 4—5 Jahre Studium bei beiden Geschlechtern, bei Männern auch für 1—2 Jahre Militärdienst und zwei Übungen, und es bleiben noch 3—5 Jahre in Reserve für Arbeit, Reisen oder Wartezeit. Vorausgegangen dieser Zeit sind seit dem Ende der jetzigen Schulpflicht 4 Jahre, welche durch höhere Schule oder Fortbildungsschule und die 7monatige erziehliche Landdienstpflicht ausgefüllt sind, die ich im Heft 7 d. J. im Vortrupp vorgeschlagen habe*). Damals hatte ich den größeren Plan des allgemeinen Nährdienstes noch nicht im Auge. Das dort über Schulreform und Bodenreform Gesagte wird durch ihn nicht berührt, es kann aber fraglich sein, ob das geforderte erziehliche Halbjahr nicht bei Einführung der dreijährigen Nährdienstpflicht entbehrlich wird, da auch sein Zweck, wenngleich etwas später, damit erreicht wird, wenn man die Jahre, besonders die Winter des Nährdienstes, in diesem Sinne ausgestaltet. Vielleicht wird es zweckmäßig, die Jungmannschaft zwischen 14 und 17 Jahren statt dessen einmal oder mehrmals nur zur Ernte einzuberufen, der Arbeit, bei der auf kurze Zeit am meisten Hände, auch ungelernte, zu brauchen sind, und im übrigen die Schul- oder Fortbildungspflicht bis zum 17. Jahre allgemein zu machen. Alles das muß von fachmännischer Seite eingehend erwogen und besprochen werden.

Wie die Arbeit dieser „Nährarmee" abzugrenzen ist, ob sie z. B. auch den Bureaudienst für Statistik und Brotverteilung sowie die Herstellung landwirtschaftlicher Maschinen und Müllerei zu umfassen hat, sind Nebenfragen, welche die Erfahrung beantworten mag.

Der Nährdienst kann weit freier und weniger drückend gestaltet werden, als der Wehrdienst es jetzt ist. Verschiebungen der Dienstzeit auf Antrag sind nicht nur möglich, sondern insofern erwünscht, als im Sommer viel mehr Hände nötig sind. Es wird z. B., wenn ein 19jähriger das bevorstehende Wintersemester zum Studium oder zu einer Reise ausnutzen will, der Antrag: „Ich wünsche meinem Nährdienst statt in den Monaten Oktober bis März 1930/31 erst im April bis September 1933 zu genügen", von der Leitung in den meisten Fällen gern bewilligt werden, wenn im betreffenden Bezirke an Sommerarbeitern Mangel ist. Auch andere Verschiebungen, z. B. Ersetzung eines Jahres Volldienst durch zwei Jahre Halbtagsdienst neben Berufsstudium oder dgl., sind zulässig. Daß im Übrigen die reichliche Ernährung und gute Unterbringung sowie Kleidung der Nährarmee dem Staate obliegt, ist selbstverständlich.

*) Inzwischen ist diese für 1917 teilweise schon Wirklichkeit geworden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist kein Zweifel, daß es Deutschland möglich ist, die für seine Bevölkerung nötige Durchschnittsmenge an den notwendigsten Nahrungsmitteln bei einer Durchschnittsernte im eigenen Lande zu erzeugen. Für Jahre des Mißwachses müssen einerseits die Vorräte aus reicheren Jahren, andererseits Einfuhr vom Ausland herhalten. Der Staat hat für einen Kornvorrat für 2 Jahre zu sorgen und diesen nach Bedarf vom Auslande durch Handel zu ergänzen, der großenteils in seinen Händen liegt. Wahrscheinlich wird schon gleich nach Beendigung dieses Krieges die schwierige Wiederaufnahme der Getreideeinfuhr vom Auslande das Eingreifen des Staates als des bedeutendsten Käufers nötig machen. Ob dafür ein Monopol erforderlich ist, ist zweifelhaft. Die freie Mitwirkung des privaten Handels sowohl mit dem Auslande als im Inlande scheint im Gegenteil als Korrektiv recht erwünscht; doch wird sie im Allgemeinen nicht bedeutend sein.

Die Erfahrungen während des Krieges mit seinen staatssozialistischen Experimenten werden ein reiches, sehr zu beachtendes Material zu der Frage geben, wie bei den ungeheuren Aufgaben des neuen Staates der Formalismus und die Gleichgültigkeit des Bureaukraten sich durch die Unternehmungslust und Sparsamkeit am rechten Orte ersetzen lassen, die den großen Kaufmann kennzeichnen, ohne in die bisherige Anarchie zu verfallen und die Gesellschaft mit verbundenen Augen der Gewinnsucht Einzelner zur Ausbeutung zu überlassen. Gemischte Systeme müssen sich ergeben, die das Gute und nicht das Schlechte aus beiden verbinden.

Eine Reichsvorratsstelle möge die Vorräte an einigen Hauptartikeln verwalten: Getreide, Hackfrüchte, Fett, Baumwolle, Wolle, Kautschuk, Kupfer, Nickel und einige andere Metalle; sie lagert sie sicher und erhält die Bestände möglichst auf zum mindesten zweijähriger Bedarfshöhe aus der inländischen und ausländischen Produktion. Neben diesen können private Vorräte im Handel umlaufen. Von den Reichsvorräten dienen:

a) Getreide und Erdfrucht zur unentgeltlichen Versorgung der Reichsangehörigen im oben angegebenen Maße;

b) die Gesamtheit und besonders die unverderblichen als Sicherheit für das von der Reichsstelle auszugebende Papiergeld. Anstatt der toten unbrauchbaren Goldmassen in den Kellern der Reichsbank wird dieser Vorrat an nützlichen Stoffen für allen inländischen und den größten Teil des ausländischen Verkehrs eine weit praktischere Sicherheit geben, und nur hier und da wird mit Goldüberweisungen nachzuhelfen sein.

Auch der auswärtige Getreidehandel hat zum größeren Teil in die Hand des Staates überzugehen. Wohin das „freie Spiel der Kräfte" bei einem so notwendigen Artikel führt, hat man an der fortdauernden Ausfuhr von Getreide aus Ländern, wie Irland und Rußland, bei gleichzeitiger Hungersnot, gesehen, einer Lage, die jetzt sogar den Vereinigten Staaten droht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

VIII.

Eine Hauptfrage ist noch zu entscheiden: Zur Gewinnung der Bodenerzeugnisse gehört Boden, Arbeit und Kapital. Wir haben bis jetzt nur die Arbeit besprochen. Für die vorgeschlagene Reform braucht der Staat sehr viel Boden und eine, jetzigem Maßstab nach, mäßige Menge Kapital.

Mit Brotgetreide und Eßkartoffeln sind im Deutschen Reich etwa 12 Millionen ha angebaut, d. i. 25% seiner Gesamtfläche und gewiß 50% des Wertes von seinem Boden. Aus der ganzen landwirtschaftlich benutzten Fläche von etwa 33 Millionen ha entfallen dabei in Deutschland 70% auf die 700 000 Betriebe von mehr als 10 ha solchen Landes, denen 4½ Millionen Betriebe unter 10 ha gegenüberstehen.

Die Frage, wie der Staat sich in den Besitz der notwendigen 10 bis 15 Millionen Hektar Ackerbodens setzen kann, läßt sich verschieden beantworten.

Das Reichs-„Nährамt" sorgt wohl am besten zunächst dafür, daß ihm alles heute nicht denkbar gut ausgenutzte Land zum Ankauf angeboten wird. Die Bodenreformer haben in ihrer Rüstkammer genügend scharfe Steuerwaffen, die jedem Grundstücksbesitzer die Frage nahelegen können, ob es sich wirklich lohnt und richtig ist, daß gerade er dieses Land bewirtschaftet oder besitzt. Es gibt Steuerreformen, bei denen Luxuslandbesitz, für den in Deutschland nach dem Kriege sowieso kein Raum sein sollte, fast unmöglich wird, die aber jedem Grundstücksbesitzer seinen Besitz gut rentabel lassen, wenn und soweit er eine der betreffenden Betriebsform und -art angemessene Größe hat. Allen schlechten Wirtschaftern und allen Luxus- oder Spekulationsbesitzern können solche Steuerformen nahelegen, ihr Land lieber zu verkaufen. Dann müßte das „Nährамt" für jeden Besitzwechsel unter Lebenden und für jeden Erbschaftsfall, bei dem es sich nicht um direkte Nachkommen handelt, neben dem weiter unten zu erwähnenden Pflichtteil des Reiches, ein Kaufrecht an dem gerade im Eigentumsübergang befindlichen Boden haben. Der Kaufpreis, den das „Nährамt" zu bezahlen hat, müßte sich nur nach dem vorher versteuerten „gemeinen Wert" des Grundstücks richten. In der Zwickmühle, jahrelang zuviel Steuern bezahlen zu müssen oder beim Verkauf einen zu geringen Preis zu erhalten, wird schon jeder einen wirklich richtigen Wert zu seinem eigenen Besten ausfindig machen und angeben. Dadurch wird auch jede Spekulation im Keime erstickt. Das so angebotene, und zwar zu angemessenem Preise und reichlich angebotene Land würde dann vom „Nährамt" etwa mit Pfandbriefen zu bezahlen sein. Die Verzinsung dieser Pfandbriefe müßte aus dem Ertrage des erworbenen Landes erfolgen, d. h. hier: es müßte durch eine allgemeine Steuer aufgebracht werden, die die Gesamtheit trifft, weil alle von diesem Ertrage und von der Nährpflicht Nutzen haben. Daß diese allgemeine Steuer wieder boden-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reformisch aussehen muß, wenn sie auf die Dauer keine Last sein, sondern Segen bringen soll, steht freilich fest. Denn auch bei der vorgeschlagenen Art des Übergangs so vielen Landes in die Hand des Staates wird die Abnahme des Angebots leicht zu einer verhängnisvollen spekulativen Emportreibung der Bodenpreise führen, der man durch Wiedereinführung der Reichszuwachssteuer entgegenwirken muß.

Die Vernichtung des Kleinbesitzes am Boden durch Verschuldung und Latifundienbildung ist ja die Hauptursache des Niedergangs von Reichen, vor allem dadurch, daß sie die Zahl der Menschen, die am Bestand des Staats interessiert sind, zu gering werden läßt. Der Verfall Roms und Spaniens sind klassische Beispiele dafür.

In der Gewinnung des nötigen Bodens liegt vielleicht, bei den jetzigen Begriffen von der „Heiligkeit" auch des allerschädlichsten Eigentums, eine viel größere Schwierigkeit für die Reform, als in der Nährdienstpflicht selbst, die in der Wehrpflicht an Gewohntes anknüpft. Vielleicht kommt einmal eine Zeit, wo der Besitz einer zu großen Landfläche als ebenso unmoralisch empfunden wird, wie jetzt der „Besitz" von Menschen, und wo der private Großgrundbesitz ebenso als „veraltet" mit einem Schlage verschwindet, wie am 13. Mai 1888 die Sklaverei in Brasilien verschwand, ohne Entschädigung. Aber solche Empfindungen brauchen Zeit, um heranzuwachsen, und vorläufig kann man nur d a n a c h trachten, daß die sozialen Pflichten, die der Großbesitz auflegt, mehr und mehr ins Allgemeinbewußtsein gelangen.

Die menschenfeindliche, verödende Wirkung des Großgrundbesitzes zeigt sich nicht nur darin, daß natürlich auf ihm viel weniger Menschen auf gleiche Fläche kommen, als auf Dorfland, sondern auch darin, daß er es ist, der den großen Zuzug in die Städte vor allem liefert. Die Aussichtslosigkeit, je zu einer gesicherten Heimstätte zu kommen, ist es, die seine Leute in die Städte treibt und auch vom Heiraten abzuhalten beginnt. Schon heute sollen in Deutschland 39 Landbewohner 61 Stadtbewohner ernähren — und zwar wie und soweit sie dieses vorteilhaft für sich finden. Durch unsern Vorschlag wird diese Ernährung gesichert und der Städter wieder dem Lande zugeführt.

Einen kleinen Teil des erworbenen Landes wird die Regierung zur Schaffung von einigen Millionen Heimstätten verwenden, der Rest ist Getreide- und Kartoffelland, das Arbeitsfeld der Nährarmee. Kartoffeln kommen dabei erst in zweiter Linie, weil sie sich zum Anbau auch in den kleineren Heimstätten eignen und, wie das Gemüse, zu einem erheblichen Teil in der Ergänzung, außerhalb des staatlichen Minimums, gewonnen werden müssen.

Das alles sind gewiß weitgehende Forderungen. Aber eben darin sollte der so oft verlangte „Lohn für die furchtbaren Opfer" bestehen, daß nach dem Kriege in Deutschland, und sonst wo, eine vollkommenere

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gesellschaftsordnung herrsche, als vorher — ein weit wichtigerer und besserer Lohn, als irgendeine Hinausschiebung der Grenzen bieten kann.

Läßt man die Dinge laufen wie bisher, so wird eine zweite Absperrung vom Weltmarkt Deutschland niederwerfen. Eine so weitgehende Abtrennung vom nährenden Boden und Abhängigkeit vom Seeverkehr kann sich allenfalls ein Inselvolk wie England gestatten, nicht aber ein Kontinentalstaat wie Deutschland und Österreich. Unsere Versorgung mit dem wichtigsten aller Nahrungsmittel darf weder dem Belieben einer fremden Regierung noch der Genuß- oder Gewinnsucht eines Teils unserer Mitbürger überlassen werden. Minder Wichtiges mag man ruhig dem freien Wettbewerb anheimstellen, diese Hauptfrage soll aber nicht davon abhängen, ob der Einzelne es vorzieht, sein Erzeugnis mir zu überlassen, oder es zurückzuhalten, oder es auszuführen, auch wenn Millionen Landsleute hungern, oder es durch Kulturen zu ersetzen, die für die Ernährung überflüssig, aber besser bezahlt sind, oder endlich das Land für Jagdgründe zu benutzen.

Nur die allgemeine Nährdienstpflicht und genügender Bodenbesitz des Staates können uns die nötige Sicherheit geben, nicht ein „Anbauzwang". Dieser bringt den in der Tat nötigen Zwang in einer Form, in der er viel lästiger und entwürdigender empfunden wird, besonders da er nur auf einem Teil des Volkes liegt, als die Verpflichtung aller, die eben herangereiften Kräfte einige Jahre lang im Verein mit Altersgenossen dem Dienst der Allgemeinheit zu widmen und so die Dankesschuld für die Kinderjahre abzutragen. Es müßte eine recht ungeschickte Leitung sein, der es nicht gelänge, in den Aufgerufenen Begeisterung zu erwecken, soweit sie zu solcher überhaupt fähig sind.

Wird das hier Vorgeschlagene zur Wirklichkeit, so kann Deutschland einem weiteren Riesenwachstum seiner Industrie ohne Furcht entgegensehen. Es bleibt im Kerne ein Agrarstaat, der sich aber nicht auf eine kleine Zahl von Großgrundbesitzern, sondern auf ein breites Fundament von demokratischem Staatssozialismus stützt.

IX.

Wieviel und was in das „Minimum" gehört, kann örtlich und zeitlich verschieden sein, wenn auch so häufige Änderungen und so große lokale Unterschiede, wie wir jetzt sie im Kriege haben, gewiß nicht wünschenswert sind. Der Bürger muß wissen, was er zu beanspruchen hat. Führt man, wie oben vorgeschlagen, zwei Karten ein, so soll die eine, die in Norddeutschland auf 1 Pfund Roggenbrot täglich zu lauten hätte, nur für Getreideprodukte aller Art in (dem Preise nach) gleichwertiger Menge zu gelten haben, um das „tägliche Brot" wirklich zu sichern. Nur Milch könnte, der Kinder wegen, auf dieselbe Karte nach Wahl bezogen werden. Die zweite Karte könnte auf 1 Pfund Kartoffeln täglich lauten und nach

Wahl auch für andere Hackfrüchte und gewisse Gemüse und Fleischsorten gelten, ohne daß notwendig diese Produkte vom Staat erzeugt wären. Der Kleinhändler würde nur für die abgelieferten Karten, die den Beweis dafür bringen, daß er seinen Kunden Waren für so und soviel Geldwert geliefert hat, entsprechend viel vom Staate an dessen eigenen Erzeugnissen — eventuell nur Getreide und Kartoffeln — ersetzt bekommen, was er an beliebige andere Kunden verkaufen kann; voraussichtlich wird sich das sehr einfach abspielen. Einen gewissen Riegel gegen leichtsinnigen Verbrauch der Karten sollte man dabei immerhin vorschieben, indem man die Lieferung von Getränken oder Luxusartikeln auf dieselben unter Strafe stellt.

Die Handelskrisen, die jetzt einen großen Teil der Bevölkerung in so schwere Sorgen stürzen, werden sich bei der vorgeschlagenen Ordnung nur sehr abgemildert bemerkbar machen. Für Teuerung ist in einer Ordnung kein Platz, wo die notwendigsten Nahrungsmittel selbst die Grundlage der Währung bilden. Auch der Kampf um Absatzgebiete für die Industrie, der jetzt nervöse Stimmung und Kriegsgefahr in die Welt bringt, wird bei ihr sehr abgeschwächt werden, während er, wenn die jetzige Ordnung bleibt, immer mehr anwachsen muß.

Der Weltkrieg hat gezeigt, daß ein hohes Maß von Autarkie auf der jetzigen Entwicklungsstufe der Menschheit noch eine Notwendigkeit ist. Wirtschaftliche Abhängigkeit ohne gesicherten politischen und rechtlichen Zusammenhang wird leicht verhängnisvoll, auch im Frieden.

X.

Wir kommen zur letzten Frage: wie hat man sich die Ergänzung des vom Staat gelieferten Minimums bis zum Vollkonsum zu denken?

Daß ich in dieses Minimum nur Nahrungsmittel und nicht Wohnung, Kleidung usw. einbezogen habe, findet seine gute Begründung darin, daß für diese Bedürfnisse es kein solches festes physiologisches Ausmaß gibt, wie für die Nahrung, und die Anforderungen hier gar zu verschieden sind. Zudem gleichen sich in ihnen gute und schlechte Jahre mehr aus und machen sich zeitliche Krisen weniger scharf bemerkbar, als eben bei der Nahrung.

Unser Minimum ist nur $^1/_3$ — genauer 32% — von dem durchschnittlichen von Popper, das, wie wir gesehen haben, alles Notwendige zu umfassen sucht. Die Differenz ist je nach Alter und Geschlecht verschieden, weil ich, nach dem Muster unserer Kriegswirtschaft, gleiche Lieferungsmenge für jedes Individuum, Popper dagegen eine nach dem wirklichen Bedürfnis, mindestens nach dem Alter, abgestufte voraussetzt, was ich für sehr schwierig und eine Quelle vielen Streits halte. Die im Durchschnitt bei mir fehlenden 68% seines Minimums setzen sich zusammen aus 14%

für mehr Nahrung und 54% für Wohnung, Bekleidung usw. Deren Aufbringung stelle ich mir so vor:

Da die Altersstufen von 17 bis 65 Jahren etwa 52% der Bevölkerung umfassen, und hiervon 5,4% in der Nähr- und etwa 1,6% in der Wehrarmee stehen, so kommen auf jeden Angehörigen dieser Armeen je $6\frac{1}{2}$ Kinder und $6\frac{1}{2}$ ihren Beruf frei wählende Erwachsene. Diese werden sich auf die Bewirtschaftung der nicht dem Staat gehörenden zwei Drittel des Landes, auf Industrie, Handel, Beamtenschaft usw. verteilen.

Während des Nähr- und des Wehrdienstes versorgt selbstverständlich der Staat die Teilnehmer vollständig. Dagegen sollen außerhalb dieses Dienstes erwerbsfähige Personen im Alter von 17 bis 65 Jahren sich diese Ergänzung, ohne anderen Zwang, als den des Bedürfnisses, hinzuverdienen; können sie diese aus ererbtem Kapital bezahlen, so ist das ihre Sache. Der dreijährige Nährdienst gibt nur allen, die ihn abgeleistet haben, und ihren Kindern das Recht auf den Empfang des beschriebenen Nahrungsminimums. Um aber für ihr Alter gesichert zu sein, haben alle Erwerbsfähigen, nach Art der jetzigen Arbeiterversicherung Deutschlands und anderer Länder, nur nach Tunlichkeit vereinfacht, einen Beitrag zu ihrer Versicherung zu entrichten. Dafür bekommen sie vom Alter von 65 Jahren an nicht nur das Minimum, sondern alles Notwendige zum Leben, freilich ohne „Luxus", wenn sie sich diesen nicht auf andere Weise sichern. Dieselbe Versicherung sichert auch den ausreichenden Unterhalt und die nötige ärztliche Behandlung für die Zeiten der Erwerbslosigkeit durch Krankheit oder Invalidität.

Um den Erwerbsfähigen diese Leistungen zu ermöglichen ohne allzu schwere Sorgenlast, erkennt ihnen der Staat zwei Rechte zu: entweder das Recht auf eine Heimstätte gegen Pacht, gegebenenfalls Erbpacht, o d e r das Recht auf Arbeitsverdienst. Jede Familie unbedingt, und jeder einzelstehende Erwachsene unter gewissen Bedingungen, kann verlangen, daß ihnen in ihrer Gemeinde eine Heimstätte mit mindestens 600—1000 qm Gemüsegarten gegen Erbpacht zugewiesen werde, für Familien mit mehr als drei Kindern binnen einem, für andere binnen 2 Jahren. Für Erwerb haben sie aber selbst zu sorgen, und Übersiedelung in eine andere Gemeinde ist, wenn sie nicht durch eine allgemeinere Ursache notwendig wird, ihre Privatsache. Jeder Erwerbsfähige, der keine Arbeit findet, kann verlangen, daß ihm der Staat solche zuweist, mit der er seinen Lebensunterhalt erwerben kann. Die Wahl des Ortes nach Anhörung seiner Wünsche ist aber dem Staat überlassen.

Ausländer, die sich in einem anderen Staate aufhalten, haben natürlich weder die Dienstpflicht, noch den Anspruch auf die beschriebenen Lieferungen vom Staat und sind auf Privatwirtschaft angewiesen.

Die Aufzucht und Versorgung der Kinder bis zum 17. Jahre ist Sache der Eltern, sie wird ihnen aber erleichtert durch 1. die Lieferung des Nah-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rungsminimums, das für Kinder ja reichlich ist, 2. durch unentgeltliche Schule und 3. Steuernachlässe in der schon jetzt üblichen, aber noch weiter auszubildenden Form, namentlich an der Einkommensteuer, die gewiß beizubehalten ist. Für Kinder ohne Familie hat der Staat zu sorgen. Nach meinem Vorschlag bringen, wie oben gezeigt, Kinder tatsächlich „Brot ins Haus", und lassen sich Junggesellensteuer und die komplizierten Vorschläge zu einer Ausgleichung, die noch jüngst Herr Staatsanwalt Zeiler gemacht hat, wohl entbehren.

Dagegen ist, weil unter den mancherlei Mehrlasten, die gegenwärtig auf den kinderreichen Familien liegen, die Wohnungsnot die schlimmste ist, der Vorschlag des Direktors des Statistischen Amts von Berlin-Schöneberg, Dr. Kuczynski, ernster Erwägung wert, nach dem bei Familien mit drei und mehr Kindern die Allgemeinheit einen Teil des Wohnungsaufwands zu tragen hat, und die Mittel hierfür aus einem Pflichtteil des Reichs an allen größeren Erbschaften gewonnen werden sollen, wo nicht wenigstens drei Kinder oder deren Nachkommen vorhanden sind, also rund $^1/_8$ bis $^1/_2$ der betreffenden Nachlässe. Diese Steuer würde weit mehr einbringen, als für jenen Wohnungszuschuß nötig ist, voraussichtlich könnte aus ihr der größte Teil der Kosten der hier vorgeschlagenen Reform gedeckt und diese dadurch beschleunigt werden, daß der Pflichtteil vom Großgrundbesitz in Form von Land genommen wird.

XI.

Ist das hier Geschilderte noch Utopie?

Vor einigen Jahren hätte man es jedenfalls dafür erklärt. Aber der Krieg hat uns so viel bis dahin unerhörten Staatssozialismus als ganz wohl durchführbar gezeigt und gleichzeitig manche Mängel unserer Gesellschaftsordnung so kraß hervortreten lassen, daß nicht Wenige den Vorschlag in dieser Begrenzung vielleicht doch einer ernsthaften Erwägung wert erachten werden. Die Zeiten haben sich stark gewandelt, der Spott und die Entrüstung über „kommunistische Träumereien" haben an Wirksamkeit verloren. Ist doch das oben entwickelte Programm im Wesentlichen nur die Durcharbeitung eines Gedankens, der in einem im Januar d. J. durch verschiedene Tageszeitungen gegangenen Artikel eines hervorragenden Vertreters der freisinnigen Volkspartei ausgesprochen ist, also von durchaus bürgerlicher und individualistischer Seite. Heinz Potthoff sagte darin, die Ersetzung des baren Geldes durch Naturalunterstützung, die im Kriege vielfach eingetreten sei, müsse künftig in weit höherem Maße als früher der Fall bleiben; und das Hilfsdienstgesetz zeige einen neuen Weg, wie die nötigen Dinge beschafft werden können. „Theoretisch ist kein allzu großer Schritt von der vaterländischen Kriegsbereitschaft zur Friedensdienstpflicht mit dem Zwecke, den notwendigsten Unterhalt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für die Gesamtheit der Bürger bereitzustellen." Freilich, „praktisch wird die Übertragung des Kriegsgesetzes auf den friedlichen Dauerzustand den schwersten Widerständen begegnen. Und wenn auch zweifellos den meisten Sorgen, Nöten, Verbrechen und Familientragödien durch einen Rechtsanspruch aller Bürger auf den notwendigen Unterhalt vorgebeugt würde, so ist kaum zu hoffen, daß wir nach dem Frieden gleich diesen großen Sprung tun werden. Das darf aber nicht ausschließen, einen herzhaften Schritt auf dem neuen Wege zu tun, wenn er sich als möglich, notwendig und segensreich erweisen läßt. Und ich meine, es seien die Voraussetzungen gegeben, um allen Staatsbürgern die zwei wichtigsten Nahrungsmittel: Brot und Kartoffeln zu sichern, damit Jeden vor der Hungersgefahr zu schützen und zugleich die Lebensnotwendigkeiten dem Spiele der privaten Eigeninteressen einigermaßen zu entziehen. Wir haben die Hilfsdienstpflicht, wir haben die Brotkarte und die Kartoffellieferung durch die Gemeinden. Ehe man diese drei Dinge wieder beseitigt, soll man ernsthaft und gründlich erwägen, ob man sie nicht einer dauernden Versorgung nutzbar machen kann, die der Zukunft und ihren sozialen Kämpfen den schlimmsten Stachel nehmen würde."

In dieser Zeit, wo von einem großen Teil unseres Volkes nicht nur viel größere Entsagung und Mühen, sondern das Opfer des Lebens für die Gesamtheit gefordert wird, sollten wohl 3 Jahre geregelter Arbeit in einfachen, aber gesunden Verhältnissen keine Schrecken haben, wenn dadurch die Ärmeren unter uns von der steten Angst um den morgenden Tag befreit werden und die Wohlhabenden von dem drückenden Gefühl, daß sie am gemeinsamen Tisch der Menschheit schmausen, während ihre Brüder hungern. Im Bewußtsein, seine Pflicht gegen die Gesamtheit schon an der Schwelle seiner reifen Lebensjahre erfüllt zu haben, wird sich auch der feinfühlige Mensch weit freier der Gaben des Lebens erfreuen können, als jetzt, wo ihn das Bewußtsein von all dem Elend in der Welt, dem er nur durch den Zufall seiner Geburt entgangen ist, nie recht zu reiner Freude kommen läßt.

Auf die segensreiche Wirkung, welche diese 3 Jahre, richtig ausgestaltet, für die körperliche und seelische Kräftigung des deutschen Volkes haben können, brauche ich kaum besonders hinzuweisen.

Das Vorgeschlagene soll nicht als eine Halbheit und kärgliche Abschlagszahlung gelten: nach meiner Ansicht ist es die unserem Leitsatz gemäße Lösung der sozialen Frage nach ihrer wirtschaftlichen Seite, wenn nur Verhütung jedes rechtlichen oder faktischen Privatmonopols hinzukommt. Der vom Staat zu liefernde Grundstock der Einnahmen kann mannigfach abgeändert werden, er darf auch mit dem Fortschritt der Technik wachsen, aber nie so weit, daß er bei erwerbsfähigen Erwachsenen alles Wünschbare umfaßt, wie bei Bellamy, oder auch nur alles „Notwendige", wie bei Popper. Versorgung für die Arbeitsunfähigen, aber Aufgaben für die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arbeitsfähigen! Wir wollen kein unbedingt sattes Volk sein! Die körperliche Sattheit zieht zu leicht auch die geistige nach sich. „Herr, laß mich hungern dann und wann, satt sein macht stumpf und träge", betet Gustav Falke. Wir wollen die Gewohnheit des Ringens nach einem „glücklichern Ziel", die über das unmittelbare hinaus zu immer neuen Zielen führt, nicht töten, sondern durch Erfolg anregen; wir wollen auch das Unternehmertum ja nicht erschlagen, sondern nur seine Reservearmee von Darbenden ermäßigen und entlasten.

XII.

Vor einem Menschenalter habe ich auf eine seltsame Regelmäßigkeit im Auftreten der Volksbewegungen demokratisch-nivellierender Tendenz aufmerksam gemacht (Österr. Zeitschr. für Meteorologie, 1881, S. 193). „Bewegungen dieser Art pflegen mehrere Jahrzehnte anzuhalten und gleichzeitig in mehreren weit voneinander entfernten Ländern — nicht in allen — aufzutreten; diese bewegten Zeiten sind dann durch lange Zeiten der Ruhe voneinander getrennt; innerhalb des aktiven Zeitraums besteht die Bewegung aus einer Reihe von Stößen, die durch Reaktionsperioden getrennt sind und sich um einen Hauptstoß gruppieren. Diese Zentren der bewegten Perioden liegen durchschnittlich 135 Jahre auseinander, und zwar die vier oder fünf der Neuzeit: 1789, 1649, 1525, 1382 (1241?) um 124 bis 143 Jahre, die drei oder vier des Altertums: etwa 100, (240), 370 und 510 v. Chr., wozu noch die Jahre 40 und 165 n. Chr. als Zeiten reißend rascher Ausbreitung des Christentums gefügt werden können, um 125 bis 140 Jahre."

Gewiß darf man bei einem so äußerst verwickelten Vorgang, wie die menschliche Geschichte, nicht vorschnell mit der Ableitung von Gesetzen sein. Es fehlt uns an einem Maßstab für die Messung, also Auswahl der Erscheinungen, auch ist die Zahl der Wiederholungen zu klein, um eine Periodizität beweisen zu können. Immerhin ist die Reihenfolge 1525 + 124 = 1649 + 140 = 1789 + 128 = 1917 für den deutschen Bauernkrieg und die englische, französische und russische Revolution, mit einem mittleren Abstand von 131 Jahren, sehr auffallend. Da sich Anzeichen für eine Periode von ähnlicher Länge auch in der Witterung finden, braucht die Sache durchaus nicht mystisch zu sein, wenn sie auch vorläufig noch nicht erklärt werden kann.

Nach dieser Periodizität hätten wir um 1924 einen Hauptausbruch der Gleichheitsforderung in der Menschheit zu erwarten, von dem die chinesische und die russische Revolution die Vorläufer wären. Die Geschichte zeigt, daß dort, wo in der unmittelbar vorhergehenden Zeit diese Forderung entweder durch Gewalt ertötet, oder durch Reformen befriedigt war, Ruhe herrschte. Wie wäre es, wenn in Deutschland die zweite dieser Bedingungen erfüllt würde? Wenn das Gemeinsamkeitsgefühl

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vom August 1914 zu einem Werke von noch nicht dagewesener Großartigkeit sich verdichtete? Wer wird die Brüder von damals, denen wir den Schutz vor den Greueln feindlichen Einbruchs verdanken, mit Kartätschen von dem zurückscheuchen wollen, was sie für ihr Menschenrecht halten?

Wenige denken daran, daß sich ein Staat rechtzeitig gegen die schlimmen sozialen und moralischen Folgen wappnen sollte, die nach einem Kriege gewöhnlich hervortreten, und zwar erfahrungsgemäß beim Sieger weit stärker als beim Besiegten.

„Wir wollen", sagte Popper 1878, „das Recht jedes Menschen auf sorgenlose physische Existenz anerkennen, so wie wir sein Recht auf Schutz vor dem Feinde durch Errichtung eines Kriegsheeres anerkennen. Der Krieg ist nur eine Ausnahme, der Kampf gegen N o t ist eine Regel; um so mehr wollen wir uns alle gegen diesen so beharrlichen Feind verteidigen."

Von der allgemeinen Wehrpflicht zur noch allgemeineren Nährpflicht!

Prof. Dr. W. Köppen.

Gustav v. Schmollers Stellung zum Alkoholgewerbe.

Als am 28. Juni d. J. der bekannte Nationalökonom Professor Gustav v. Schmoller im Alter von 79 Jahren gestorben war, schrieb die „Deutsche Warte": „Mit Schmoller verliert Deutschland einen Gelehrten, der die soziale und politische Entwicklung unseres Volkes auf das stärkste beeinflußt hat. Als eines der Häupter der sogenannten „Kathedersozialisten" hatte er einen sehr großen Anteil an dem Übergang unserer gesamten Staatsanschauungen vom liberalistischen Manchestertum zur Sozialpolitik." So weit die „Deutsche Warte".

Hatte die sogenannte Manchesterschule jeden Eingriff des Staates in das Wirtschaftsleben, d. h. in die Vorgänge auf dem Gebiet des Handels und der Gewerbetätigkeit verworfen, hatte sie gelehrt, daß alle diese Erscheinungen sich bei ungehemmtem „freien Spiel der Kräfte" am leichtesten und am günstigsten für das Allgemeinwohl abspielten, so verfocht Schmoller schon vor Jahrzehnten die Auffassung, daß dies freie Spiel der Kräfte nur zur Unterdrückung der Schwachen durch die Starken führe, und daß es daher Pflicht des Staates sei, den Schwachen zu helfen und sie vor der Ausbeutung durch die Starken zu schützen. Eine große Zahl von befreundeten Vertretern der Nationalökonomie und von Schülern trat ihm in diesem Kampf zur Seite. Der Kampf ist nicht erfolglos gewesen. Das beweisen die großen Errungenschaften der deutschen Sozialpolitik. Von einem vollen Erfolg kann man naturgemäß nicht reden. Dafür sind die volkswirtschaftlichen Vorgänge zu verwickelt, dafür greifen sie zu tief in alle Einrichtungen des Staates und die Äußerungen des persönlichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lebens ein. Sie können nur auf dem Wege allmählicher Entwicklung geändert und in andre Bahnen gelenkt werden.

Von besonderem Interesse ist die Stellung des nun dahingegangenen gefeierten Gelehrten zum Alkoholgewerbe. Da erscheint es mir denn zeitgemäß, die Aufmerksamkeit der Leser dieses Blattes für die wörtliche Wiedergabe einer Reihe von Aussprüchen Schmollers in Anspruch zu nehmen, die sich in einer Abhandlung befinden, die er schon im Jahre 1883 in seinem „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft" (VII. Jahrgang, S. 1347 usw.) veröffentlichte. Die Abhandlung führt den Titel: „Der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke und die Frage der Schankkonzessionen". Es sei dabei daran erinnert, daß im Jahre 1883 die Gründung des „Deutschen Vereins" erfolgt war. Wenn ich nicht irre, gehörte Schmoller zu den Mitbegründern des Vereins und, wie die genannte Abhandlung beweist, zu denen, die schon zu damaliger Zeit die verhängnisvollen Wirkungen erkannt hatten, die eine zu große Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Alkoholinteressenten zu jeder Zeit herbeiführen müssen. Welchen Einfluß diese Nachgiebigkeit auch heute noch, und heute erst recht, auf das Allgemeinwohl und das Wohlbefinden jedes Einzelnen ausübt, das fühlen wir leider alle am eigenen Leibe.

In der Einleitung zu der Abhandlung, mit der wir uns hier beschäftigen, führt Schmoller aus, es lasse sich darüber streiten, ob die Deutschen das Volk sind, das dem Laster des Trunks am meisten fröhnt, aber „darin dürften wohl alle Unparteiischen einig sein, daß wir die Nation sind, wo man gegen Genüsse von Bacchus und Gambrinus am duldsamsten ist". Nach kurzen Hinweisen auf die Schädigung von Volkswohlfahrt und Volksgesundheit durch die Trinkunsitte zitiert Schmoller einen in Frankreich mit Beifall aufgenommenen Ausspruch: »Oh enfin de compte, ces Allemands se ruineront par l'ivrognerie«, zu deutsch: Schließlich werden sich diese Deutschen durch den Trunk zugrunde richten. Gerade in der jetzigen Zeit kann man ein derartiges Zitat nicht ohne innere Bewegung lesen. Gegenwärtig lesen wir sozusagen alle Tage in den Zeitungen Aussprüche wie diese: es kommt nicht auf die letzte Mark, nicht auf die letzte Kugel, sondern auf das letzte Stück Brot an — oder: es kommt auf jedes Körnchen Getreide an — oder, wie ich jüngst in einem sozialdemokratischen Blatte las: es muß mit jedem Hundertstel Gramm gerechnet werden. Demgegenüber brauche ich in dieser Zeitschrift nicht auszuführen, wie die Duldsamkeit gegen die Genüsse von Bacchus und Gambrinus unsre Volksernährung beeinträchtigt hat, wie da so lange Zeit und auch jetzt noch die eben angeführten Mahnungen mit Nichtachtung gestraft wurden und werden. Wir hoffen ja alle, daß wir auch den Hungerkrieg gegen uns durchhalten und daß trotz aller Versäumnisse doch der angeführte Ausspruch eines Franzosen wenigstens für die Beendigung dieses Weltkrieges nicht zur Wahrheit werden wird, aber — das ist unbestreitbar,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß die von Schmoller beklagte Duldsamkeit gegen den Alkoholgenuß uns das Durchhalten bis zum letzten Stück Brot sehr wesentlich erschwert.

Doch zurück zu Schmoller. Er fährt nach Anführung jenes französischen Ausspruches fort:

„Unsre Lehrbücher der Volkswirtschaft fangen an, in besonderen Abschnitten ‚die Reformen der Ausgabenwirtschaft der Arbeiterklasse' zu besprechen; aber sie handeln da wesentlich von der Reform der Wohnungsverhältnisse, während die Erziehung des Volkes zu edleren und reineren Genüssen und Erholungen überhaupt ins Auge gefaßt zu werden verdient. Wer die Hoffnung hegt, daß auch auf diesem Gebiete sich alles am besten entwickele, wenn man nichts tue, die Dinge sich selbst und dem wohlverstandenen Interesse derer überlasse, die sich ein Geschäft daraus machen, der Masse für die Abende, Sonn- und Feiertage das lockendste und für sie einträglichste Vergnügen zu bieten, der kennt das Leben und die menschlichen Triebe nicht. Die sittliche Erziehung des Menschengeschlechts beruht auf der nie ruhenden Arbeit aller idealistischen Elemente, auf dem harten unerschrockenen und unerbittlichen Kampfe aller moralischen Faktoren gegen die Gemeinheit der Menschennatur, nicht auf der Geldspekulation der Schankwirte und Tingeltangelunternehmer. Kirche und Schule, die gemeinnützigen Vereine und Gesellschaften müßten immer wieder versuchen, die Gewohnheiten und Sitten des täglichen Lebens zu bessern und zu veredeln; die oberen Klassen müssen mit gutem Beispiel vorangehen; Staat und Gemeinde müssen, was ihres Amtes ist, tun; so weit ihre Kompetenz reicht, einschreiten, die Mißbräuche unterdrücken. Das Wesentlichste aber ist die Umbildung und Erziehung in jeder Familie, in der innersten Herzenskammer des gesellschaftlichen Lebens."

Es folgen dann Ausführungen über die Notwendigkeit der Unterstützung der Arbeit an und in der Familie durch die Arbeit von Nüchternheitsvereinen und durch die Gesetzgebung. Schmoller tritt sehr kräftig für eine strenge Konzessionsgesetzgebung und für wirksame Besteuerung der Schankgerechtigkeiten ein. Dabei, wie überhaupt bei allen Maßregeln auf diesem Gebiete, müsse der Selbständigkeit der Gemeinden ein ziemlich weiter Spielraum, innerhalb des gesetzlichen Rahmens, gelassen werden. Es heißt dann weiter in seiner Abhandlung nach diesen eingehenden Auseinandersetzungen:

„Den Klägern aber, daß damit wieder eine weitere Bresche in das System der Gewerbefreiheit gelegt werde, möchten wir antworten: alle wirtschaftliche Freiheit ist nur so weit von Segen, als sie den Fleiß, die Sparsamkeit hebt, somit ein anständiges reelles Geschäftsleben fördert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das tut aber die Schänken- und Schnapsfreiheit nicht, sie führt zu Faulheit und Verschwendung, sie reizt unwiderstehlich unlautere Elemente zu einer Spekulation auf Unsittlichkeit und Laster; sie grenzt direkt an die Verbrechensfreiheit. Das Schankgewerbe kann mit allen anderen gewöhnlichen Geschäften und Betrieben nicht auf eine Linie gestellt werden: nicht nach den durchschnittlichen Motiven derer, die das Geschäft ergreifen, nicht nach den Mitteln, mit denen sie sich Nachfrage und Kundschaft suchen, nicht nach den Trieben und Genüssen, auf deren Befriedigung hingearbeitet wird. Gewiß gibt es auch in diesem Gewerbe Tausende von braven, anständigen, ja edlen Männern — aber das sind eben die Leute, bei welchen sittliche Überlegungen die geschäftlichen überwiegen, das sind die Leute, welche das Bewußtsein haben, ein Amt, einen Beruf in ihrem Geschäft zu haben, das sind die Leute, welche auch bei einem richtig gehandhabten Konzessionssystem in Tätigkeit bleiben. Die abendlichen und sonntäglichen Vergnügen und Genüsse des Volkes sind ein wichtiges Stück in dem Prozesse seiner sittlichen Entwicklung; und deshalb dürfen sie nicht der gewissenlosen Spekulation, nicht der atemlosen Konkurrenz ausgeliefert werden. Deshalb müssen soziale Veranstaltungen getroffen werden, welche neben der augenblicklichen Bedürfnisbefriedigung die moralische Erziehung im Auge behalten. Und wenn wir sicher hoffen, daß solche und ähnliche Überlegungen auch bei uns in Deutschland mehr und mehr siegen werden über egoistische Sonderinteressen und abstrakte Freiheitsschwärmerei, so gründen wir dies auf die Annahme, daß eine Entwicklungsgeschichte, wie wir sie bezüglich des preußisch-deutschen Schankkonzessionswesens kurz skizziert haben, für jeden Unbefangenen eine überzeugende Kraft besitzen müsse. Zweimal im Laufe von über 80 Jahren hat man im Anschluß an einen großen volkswirtschaftlichen Aufschwung, an eine allgemeine Hebung des Wohlstandes und in allzu optimistischem Vertrauen auf das Schlagwort der freien Konkurrenz das Schankgewerbe so ziemlich frei gegeben, 1810 und 1869, und beidemal hat die Erfahrung gelehrt, daß es ein falscher Schritt war. Hätte man bei den Beratungen im Reichstage 1869 nur klar die historische Entwicklung vorgeführt, was keiner der Redner getan hat, die Stellung der Mäßigkeitsfreunde wäre schon damals eine andere gewesen. Je mehr in künftiger Zeit über diese und andere Fragen ein großes statistisches und historisches Material vorliegt, desto mehr ist zu erwarten, daß Parteisucht und abstrakter Doktrinarismus sich beugen werden vor der unerbittlichen Macht der wissenschaftlich geprüften Erfahrung."

Wenn ich die Wertung, die Schmoller dem Schankgewerbe gegenüber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Interessen des Gemeinwohls angedeihen läßt, hier auffrische, so geschieht es, um zu zeigen, wie eine der größten Autoritäten der Volkswirtschaft und Sozialpolitik unsrer Zeit über diesen Erwerbszweig dachte. Hochgestellte Beamte, wie z. B. Herr v. Batocki, Sozialpolitiker von Ruf, wie Fr. Naumann, sind, als die Anhänger der Nüchternheitsbewegung zugunsten der Volksernährung im Kriege vollständige Aufhebung oder mindestens äußerste Einschränkung der Herstellung geistiger Getränke forderten, für die Wirte und die Alkoholproduzenten eingetreten. Demgegenüber ist es von großer Bedeutung, zu sehen, wie ein Mann, der wie wenige das Getriebe der volkswirtschaftlichen Vorgänge und Notwendigkeiten kannte, der aber die vollste Unparteilichkeit als echter Vertreter der Wissenschaft zu wahren wußte, die in Betracht kommenden Erwerbszweige einschätzte.

Nach dem Friedensschluß wird es sehr notwendig sein, mit kritischem Blick die verschiedenen Erwerbszweige daraufhin anzusehen, ob sie lediglich den eigennützigen Zwecken des „Geschäfts" dienen, oder ob bei ihrem Betriebe neben dem Vorteil für den Einzelnen auch ein wirklicher Nutzen für die Gesamtheit zu erwarten ist. Dann möge man der Worte Schmollers gedenken: „Das Schankgewerbe kann mit allen andern gewöhnlichen Geschäften und Betrieben nicht auf eine Linie gestellt werden." Was aber vom Vertrieb der alkoholischen Getränke gilt, das gilt ebenso von ihrer Herstellung.

Hoffentlich finden sich bei dem Wiederaufbau und der Erneuerung des Volkslebens nach dem Kriege an den maßgebenden Stellen Männer, die sich nicht durch scheinbare Notwendigkeiten und scheinbare Erfolge den Blick trüben lassen, vielmehr bei allen ihren Bestrebungen das eine Ziel der Erhaltung und Steigerung der körperlichen, sittlichen und geistigen Leistungsfähigkeit des Volkes im Auge behalten.

Dr. Nauß.

Rund um uns

Unser geistig-sittliches Leben in Gefahr. Die Menschheit ist seit Beginn des Krieges zwischen den widerstreitendsten Empfindungen hin und her gerissen worden. Wir erlebten den herrlichen sittlichen Aufschwung der ersten Monate, das Auflodern einer vaterländischen Begeisterung, die allen Kleinmut, alle innere Zwietracht zu verzehren schien; wir erlebten sodann, als solche bis aufs Äußerste gespannte Erregung im Laufe der Zeit notwendig abflaute, die opfermutige, selbstlose Unterwerfung Aller unter die eiserne Notwendigkeit des Pflichtgebotes. Wir mußten aber auch sehen, wie das Scheusal wucherischer Habsucht aus finsteren Schlupfwinkeln hervorkroch und seinen Pesthauch über die

Not des Volkes verbreitete. Wir bewunderten die ideale Gesinnung und Tatkraft, mit der das geistige Leben allen äußeren Schwierigkeiten zum Trotz zunächst fast in der gewohnten Weise fortgeführt wurde, mußten uns aber bald überzeugen, daß manche Zweige der Kunst gegenüber den großen Erlebnissen und Eindrücken versagten. Viele glaubten ein neues Aufleben religiöser Stimmung zu gewahren; aber anderseits zeigte sich doch auch eine gewisse Oberflächlichkeit, wenn statt seelischer Vertiefung eher Ablenkung gesucht wurde und auch die Kunst mehr der augenblicklichen Zerstreuung als dem Troste und der Stärkung zu dienen hatte. Mit tiefer Beschämung mußten sich diejenigen, die das Theater noch als Bildungsstätte des Volkes ansahen, gestehen, daß gerade die Theaterkultur einen völligen moralischen Zusammenbruch erlitt.

In solchen Erscheinungen trat ein bedenkliches Sinken des geistigen Lebens zutage. Jede Herabminderung geistiger Bestrebungen aber leistet den materiellen, sinnlichen Trieben Vorschub, die sich mit ihrer naturhaften Kraft sogleich hervordrängen, wenn sie nicht mit bewußter sittlicher Anstrengung bezwungen werden. Diese auf das Materielle des Daseins gerichtete Denkungsweise hat nun eine mächtige und gefährliche Unterstützung gefunden durch die Schwierigkeiten der Lebensmittelversorgung. Als zuerst eine Einschränkung der früher allzu reichlichen Ernährung oder gar des üppigen Lebensgenusses notwendig wurde, nahm man das als eine ernste Mahnung für die Zukunft willig auf und empfand die Befreiung von überflüssigen Bedürfnissen sogar als Wohltat. Aber die zunehmende Knappheit hat der Sache ein anderes Gesicht gegeben. Der Mensch ist einmal so eingerichtet, daß, wo die Sorge um die tägliche Nahrung sein Sinnen und Trachten in Anspruch nimmt, meist für geistige Bedürfnisse wenig Raum bleibt. Daß die großstädtische Bevölkerung, die auf die amtlich zugeteilten Rationen angewiesen ist, der Gefahr der Unterernährung ausgesetzt ist, haben ärztliche Gutachten festgestellt. Nun ist der Hunger ein heftiger Stachel. Was Wunder, wenn sich das Denken vieler Tausender von Städtern jetzt fast ausschließlich um die Beschaffung von Nahrungsmitteln dreht. Auch in Familien und Gesellschaftskreisen, wo die Unterhaltung sonst auf einer höheren Stufe stand, kehrt das Gespräch unwillkürlich immer wieder auf diesen Punkt zurück. Ja, der ganze Scharfsinn wird aufgeboten, um noch irgendwelche andere Hilfsquellen ausfindig zu machen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die kriegswirtschaftlichen Vorschriften, wo es nur möglich ist, umgangen werden. Das ist menschlich, allzumenschlich. Und es wäre töricht, dagegen mit dem Pathos sittlicher Entrüstung auftreten zu wollen. Aber bedenklich ist zunächst doch, daß nun schon seit Monaten das materielle Denken zur ausschließlichen Herrschaft gelangt ist. Die Lehre, daß die körperlichen Bedürfnisse an erster Stelle stehen und ihre Befriedigung unter Umständen auch durch rechtlich unerlaubte Mittel zu erstreben ist, wird heute mit so eindringlicher Kraft gepredigt, daß sie nicht ohne Wirkung auf die Anschauung weiter Kreise bleiben kann. Am schlimmsten aber ist es, daß durch die Gewohnheit, staatlichen Bestimmungen ein Schnippchen zu schlagen, das Rechtsbewußtsein des Volkes und die Autorität des Staates stark erschüttert wird. Auch hier wieder erleben wir den Widerstreit zweier entgegengesetzter Empfindungen: während im ersten Kriegsjahre der Staatsgedanke sich zu einer nie gekannten Macht steigerte, liegt heute die Gefahr nahe, daß das allgemeine Rechtsgefühl in Verwirrung gerät und dadurch die staatliche Autorität untergraben wird.

Besonders bedauerlich wäre es, wenn die Jugend frühzeitig von materialistischer Gesinnung angesteckt und in ihrem Rechtsempfinden geschädigt würde. Daß dem heranwachsenden Geschlechte gegenwärtig von verschiedenen Seiten Gefahren drohen, wird keiner bestreiten. Über Verwilderung ist viel geklagt worden. Es fehlt vor allem die für die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Entwicklungsjahre so überaus wichtige Stetigkeit der Pflichterfüllung. Das Gefühl für die unantastbare Notwendigkeit eines geregelten Unterrichtes ist durch die „Kohlenferien", die von verschiedenen Städten verschieden angeordnet wurden, und durch sonstige Unregelmäßigkeiten im Schulleben schwankend geworden. Dazu kommt nun jetzt noch die Verwendung der Jungen in der Landwirtschaft. Wir wollen durchaus nicht gegen diese Maßnahme sprechen. Unter den obwaltenden Umständen war sie notwendig, und die Berührung mit dem Landleben wie die angestrengte körperliche Tätigkeit wird sicher bei manchem eine nachhaltige Wirkung auf das ganze Leben ausüben. Aber man soll doch auch ein offenes Auge für die möglichen schlimmen Folgen behalten. Die Lockerung der strengen Zucht, die Entfernung aus der Familie, die Unterbrechung der eigentlichen geistigen Tätigkeit muß die ganze Anschauung der Schüler beeinflussen. Es wird daher später eine um so dringendere Aufgabe sein, dem Schulleben wieder seinen ganzen unerbittlichen Ernst zurückzugewinnen.

Darüber hinaus aber müssen alle diejenigen, denen durch Beruf, gesellschaftliche Stellung oder durch besondere Fähigkeit Einfluß auf das geistige Leben vergönnt ist, dahin wirken, daß der drohenden Materialisierung und der Abstumpfung des Rechtsgefühles mit allen Mitteln entgegengearbeitet wird. Und dazu sind berufen neben den Lehrern auch die Geistlichen (worauf Artur Brausewetter im „Tag" B Nr. 92 mit beherzigenswerten Worten hingewiesen hat) und vor allem auch die Eltern. Jeder Lehrer erkennt leicht, welche von seinen Schülern zu Hause eine anregende und bildende Unterhaltung genießen; denn diese überragen die andern durch eine Fülle von Wissen, das die Schule selbst nur unvollkommen geben kann. Möge die Familie doch jetzt trotz aller materiellen Sorgen ihren geistigen Beruf nicht vergessen. Unsere gesamte deutsche Kultur ruht auf geistig-sittlichen Grundlagen. Anderen Völkern mag es gegeben sein, ihre Kultur auf materiell-sinnlichen Bedingungen aufzubauen. Deutsche Kultur ist entweder geistig-ethischer Art, oder sie ist garnicht.

Prof. Paul Sickel.

Jugendherbergen und Volksernährung. In Nr. 14 des „Vortrupp" regt F. K. an, die Ferienheime für Stadtkinder der Volksernährung durch Sammeln von Pilzen, Beeren, Kräutern, Eicheln und dergleichen nutzbar zu machen. Die Ernährungsschwierigkeiten werden noch eine Reihe von Jahren nach dem Kriege fortdauern. Die Anregung dürfte daher beifällig aufgenommen werden. Der Verwirklichung aber steht, wie der Einsender richtig erkennt, die unzulängliche Zahl der vorhandenen Heime entgegen.

Der Wunsch nach deren Mehrung läßt sich völlig verbinden mit dem Streben des Hauptausschusses für Deutsche Jugendherbergen (Sitz in Altena, Westfalen) nach Schaffung eines Netzes von Jugendherbergen über das ganze Reich zur Ermöglichung eines allgemeinen Jugendwanderns. Durch diese Herbergen soll auf gemeinnütziger Grundlage die gesamte Jugend, vom Volksschüler bis zum Studenten, die Lehrlinge, Turner, Fahrenden Gesellen, Wandervögel, Pfadfinder usw., die weibliche Jugend selbstredend eingeschlossen, unter Gewährung eines nahezu kostenlosen Obdachs auf die Beine gebracht werden. Das heranwachsende Geschlecht soll Gelegenheit haben, die weitere Heimat kennen und lieben zu lernen, in Fühlung mit der Allmutter Natur den Körper zu stählen, den Blick zu weiten, das Gemüt zu vertiefen. Die Herbergsgäste können, soweit Raum vorhanden, in den Herbergen auch zu mehrtägiger Rast verweilen.

Der Erstlingsgedanke war: Jede Stadt und fast jedes Dorf hat eine Schule, deren leerstehende Räume in den Ferien geradezu darauf warten, in einen Schlaf- und Speisesaal für wandernde Jugendscharen verwandelt zu werden. Die Bänke werden übereinander gestellt. Das gibt Platz für Betten oder Strohsäcke. Auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stehen oft leere Klassenzimmer oder Speicherräume zur Verfügung. So unentbehrlich, sagte sich der Begründer und 1. Vorsitzende des Hauptausschusses, Rich. Schirrmann, für ein neuzeitliches Schulhaus Zeichensaal und Turnhalle sind, müßte auch ein Gelaß als Herberge für wandernde Schüler sein. Der Gedanke hat gute Frucht getragen. In verschiedenen Gegenden, vor allem in Westfalen (Sauerland), Rheinland, sowie im Königreich Sachsen übernachten jetzt jährlich Tausende von Jungwanderern in solchen Schulherbergen.

Doch auch andere Behausungen fanden sich bald als trefflich geeignet. So sind Jugendherbergen untergebracht in Gemeinde-, Vereins- und Bauernhäusern, in Turn- und Festhallen, in Scheunen, Hospizen, Burgen, in Privathäusern, unbenutzten Fabrikräumen und in Eigenheimen. Das Wirtshaus wird, soweit als irgend möglich, gemieden. Die Gelder für die Einrichtung kamen zusammen durch kostenlose Überlassung der Gegenstände, durch Beihilfen der Gebirgs- und Wandervereine, des Jungdeutschlandbundes, der Gemeinden, sowie mehrerer Regierungspräsidenten aus Jugendpflegemitteln, schließlich durch Spenden der Industrie und anderer warmherziger Freunde einer körperlich und geistig gesunden Jugend. In einigen Fällen wurde die gesamte Einrichtung von Einzelpersonen oder Vereinen der genannten Art gestiftet. Als eifriger Förderer des Jugendwanderns trat seit mehreren Jahren die Kgl. Sächsische Staatsregierung hervor. Neuerdings hat auch das preußische Kultusministerium die Herbergsgründung durch einen schätzenswerten Beitrag unterstützt.

All diese Mittel würden indessen entfernt nicht ausreichen, dem erstrebten Ziele in absehbarer Zeit wirklich nahezukommen, zumal wenn man bedenkt, daß manche Gegenstände durch den Krieg unerschwinglich teuer geworden, andere, z. B. Wolldecken, überhaupt nicht mehr zu haben sind. Hier bietet sich indessen glücklicherweise ein Ausweg.

Das Kriegsministerium hatte die Bedeutung des Jugendwanderns als heilsames Mittel gegen die stetig steigende Zahl der Militäruntauglichen erkannt und schon einige Jahre vor Kriegsausbruch den Jugendgruppen sämtliche Kasernen zur kostenlosen Übernachtung freigegeben. Ermutigt durch diese großzügige Förderung seiner Bestrebungen, wandte sich im Laufe des Krieges der Hauptausschuß an das Kriegsministerium sowie an das Zentralkomitee vom Roten Kreuz mit der Bitte, bei Auflösung der Lazarette und Gefangenenlager einen Teil der freiwerdenden Betten nebst Zubehör sowie Baracken zur Gründung von möglichst vielen Jugendherbergen außerhalb des Wirtshauses hergeben zu wollen.

Die Anregung ist auf guten Boden gefallen, und es ist begründete Aussicht vorhanden, daß nach dem hoffentlich nicht mehr allzu fernen Kriegsschlusse das Jugendwandern auf diesem Wege einen großen Schritt voran tun wird. Demgemäß hat sich der Hauptausschuß durch ein Rundschreiben an die vielen Hunderte von Zweigvereinen des Roten Kreuzes mit der Bitte gewandt, auch ihrerseits bei Verfügung über die von ihnen selbst beschafften Gegenstände seinerzeit die Jugendherbergen zu bedenken. Anderseits ist an alle im Dienste des Wanderns stehenden Verbände, so die Gebirgs- und Wandervereine, Pfadfinderbund, Wehrkraftvereine, die Wandervogelbünde, die Turnerschaft und nicht zuletzt an die Lehrerschaft die Einladung ergangen, an den vorbereitenden Schritten zur Gründung von solchen Herbergen mitzuwirken. Es handelt sich zunächst um das Ausfindigmachen von geeigneten Unterkunftsräumen. Fast in jedem Orte lassen sich solche entdecken. Auch ein Herbergsvater wird bald zur Stelle sei. Zum Amt eines solchen Leiters ist jeder berufen, dem die Wohlfahrt der Jugend nicht gleichgültig ist. Besonders kommen in Frage: Mitglieder der Wander-, Turn- und Sportvereine, Lehrer und Lehrerinnen, Pfarrer, Mitglieder der Gemeindeverwaltung. Die einmal eingerichteten Herbergen unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

halten sich durch eine mäßige Übernachtungsgebühr (meist 20—30 Pf.) selbst. Dauernde Lasten erwachsen also nicht.

Um erkennen zu lassen, welche Bedeutung die Jugendherbergen haben und welcher Entwicklung sie fähig sind, sei nur kurz bemerkt, daß in der am meisten besuchten deutschen Herberge (Altena, Westfalen) im Jahre 1916 trotz Krieg und Führermangel nicht weniger als 2500 Jungwandrer übernachteten. Die Sehnsucht nach Rückkehr zur Natur ist eben in jedem Gemüt vorhanden. Sie braucht nur geweckt zu werden. Die Jugend hat in den letzten Jahren zur Genüge bewiesen, wie gerne sie aus des Alltags Mauern und aus der Werkstatt Enge wandernd hinauszieht, wenn ihr nur die Möglichkeit dazu geboten wird.

Auch auf diesem Wege sei daher an alle Freunde der Jugend die herzliche Bitte gerichtet, mit Hand anzulegen am Werke der Jugendherbergen. Wer möchte bezweifeln, daß sich nicht besonders unter den Vortruppfreunden manche finden, die sich hierzu mit Rat und Tat bereit erklären. Solche wollen sich freundlichst an den unterzeichneten 2. Vorsitzenden des Hauptausschusses in Hilchenbach in Westfalen wenden.

Willi Münker.

Der Verband Freideutsche Jugend sendet uns im Auftrage der ihm angeschlossenen Bünde und Gemeinschaften (das sind: Der Bund Deutscher Wanderer, Die Deutsche Akademische Freischar, Der Deutsche Bund abstinenter Studenten, Die Freideutsche Gruppe an der Dürerschule Hochwaldhausen, Die Freideutsche Siedelungs-Gemeinde, Der Germanenbund an deutschen Schulen, Der Jungwandervogel, Die Neue Akademische Gemeinschaft Heidelberg, Die Odenwaldschule und einige kleinere Gemeinschaften) die folgende Erklärung mit der Bitte, sie im „Vortrupp" abzudrucken.

Erklärung des Verbandes Freideutsche Jugend.

Durch eine Reihe deutscher Tageszeitungen ging vor kurzem die Nachricht, daß das höchste zuständige Appellationsgericht, das preußische Kammergericht, am 27. April 1917, einem jugendlichen Arbeiter gegenüber auf vorläufige Unterbringung in einer Fürsorgeerziehungsanstalt erkannt hat, weil er für den radikalen Flügel der Sozialdemokratie agitiert, einen Jugendbildungsverein zu diesem Zwecke gegründet und an unerlaubten Versammlungen teilgenommen habe. In der Urteilsbegründung heißt es:

„Denn welcher politischen Richtung auch immer ein Minderjähriger sich in seinem späteren Leben anzuschließen gewillt ist, so ist es doch, solange der Minderjährige ... der Erziehungsgewalt dritter untersteht, Sache der verantwortlichen Stellen, dafür zu sorgen, daß im nationalen Sinne auf den Minderjährigen eingewirkt wird, und die Gefahr einer sittlichen Verwahrlosung ist ohne weiteres gegeben, wenn es sich herausstellt, daß der Minderjährige bei dem gegenwärtigen Stand seiner Erziehung dem Vaterland entfremdet ist oder gar feindlich gegenüber steht." —

Die Verantwortung für die Richtigkeit dieser Darstellung tragen die erwähnten Zeitungen (der erste Hinweis erfolgte im „Berliner Tageblatt" vom 28. VI. 1917) und die öffentlich angegriffenen Stellen, die unseres Wissens mit keinem Wort widersprochen haben.

Nicht die etwa straffälligen Handlungen des Jugendlichen — Land- und Kammergericht waren über das Vorliegen einer Straffälligkeit entgegengesetzter Ansicht — noch die daraus folgende Tatsache einer Bestrafung, sondern der Geist, der aus der Urteilsbegründung spricht, fordert unsere Stellungnahme heraus.

In dieser Urteilsbegründung wird, offenbar nach sorgfältiger Überlegung, als Grundsatz nichts anderes aufgestellt als das Recht, ja sogar die Pflicht des Staates, eine bestimmte Gesinnung seiner Staatsangehörigen bis zum 21. Lebensjahr mit Zwangsmitteln durchzusetzen.

Gegen diese Vergewaltigung der jugendlichen Gewissen legen wir mit aller Schärfe Verwahrung ein. Wir sind überzeugt, daß derartige Zwangsmittel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es weiten Kreisen unseres Volkes erschweren müssen, sich aus freier Überzeugung in Liebe zu ihrem Vaterlande zu bekennen, daß im Gegenteil dadurch nur eine knechtische Zwangsgesinnung oder aber ein erbitterter Haß großgezogen wird. Wir wehren uns auf das entschiedenste dagegen, daß dieser Grundsatz verkündigt wird, zu einem Zeitpunkt, wo das deutsche Volk darum ringt, in der Welt die Überzeugung durchzusetzen, daß es keiner Befreiung von außen bedarf, sondern daß Deutschland selber berufen ist, der festeste Hort des Rechtes und der Freiheit seiner Bürger zu sein.

Unsere Mitglieder gehören der Jugend des Mittelstandes, also nicht der unmittelbar getroffenen Arbeiterjugend an. Dennoch können wir nicht anders als entschieden Verwahrung einlegen. Um unseretwillen: weil mit der grundsätzlichen Unterdrückung der Gewissensfreiheit auch das Gewissen eines Jeden von uns vergewaltigt wird. Dadurch würde der Kern unseres Wesens tödlich getroffen und der Charakter und damit auch die Grundlage jeder echten Vaterlandsliebe mit Notwendigkeit der Zerstörung überliefert. Ebenso aber müssen wir auch für die Überzeugungsfreiheit unserer gleichaltrigen Volksgenossen mit unserer ganzen Kraft eintreten. Das ist für uns ein selbstverständliches Gebot der Gerechtigkeit.

Wir lieben unser Vaterland und wollen die stolze Gewißheit haben, daß es an Freiheit der persönlichen Überzeugung hinter keinem Lande der Welt zurücksteht. Während die deutsche Jugend für die äußere Freiheit ihres Volkes alles einsetzt, was sie überhaupt opfern kann, ist es ein doppeltes Unrecht, das anzutasten, was schon an und für sich ihr selbstverständliches Recht ist, die Freiheit des Gewissens.

Pferderennen und Bier. Im „Tag" (Nr. 104) wurde unlängst Beschwerde darüber erhoben, daß noch immer täglich 150 bis 200 Zentner Hafer an Rennpferde und Vollblutgestüte über das allen anderen Pferden gesetzlich zustehende Maß hinaus verfüttert werden dürfen. Die Verfütterung wird als vollkommen unnötig bezeichnet. Ackerpferde, die das Brot erst schaffen sollen, hätten eher mehr Hafer nötig, als die Rennpferde, deren Tätigkeit jetzt ganz entbehrlich sei. Vor allem aber sollten die „den kleinen und engherzigen Privatinteressen der Rennstallbesitzer und Sportliebhaber geopferten" Hafermengen zur menschlichen Ernährung verwendet werden. „Es muß die größte Erbitterung hervorrufen, wenn mit Hilfe menschlicher Nahrung glänzende Rennen abgehalten werden, während es den Menschen am Nötigsten gebricht."

Diese Beschwerde ist ein Dokument mehr dafür, wie bei uns in dieser Zeit mit den Nahrungsmitteln umgegangen wird. Der an die Rennpferde und Vollblutgestüte verschwendete Hafer stellt sich würdig neben die zu dem „nötigen" Bier vermalzte Gerste. Wie die brotschaffenden Arbeitspferde darben müssen, während den „vornehmen" Rennern die Krippen gefüllt werden, so wird die Bevölkerung im Verbrauch von Gerstenmehl und Graupen hart eingeschränkt, damit die kleinen und engherzigen Privatinteressen der Biertrinker und die großen engherzigen der Brauer und Wirte nicht geopfert zu werden brauchen. P. H.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Eucken, Rudolf: Die geistigen Forderungen der Gegenwart. (Reichels Deutsche Schriften, erstes Heft.) Otto Reichel, Berlin.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 17 1. September 1917

„Landesverräter."

Berlin, den 25. August 1917.

Am 19. Juli 1917 hat sich der Deutsche Reichstag durch einen feierlichen Beschluß zu einem Frieden der Verständigung und der dauernden Versöhnung der Völker bekannt. Der Reichstagsbeschluß lautet:

„Der Reichstag erklärt:

Wie am 4. August 1914 gilt für das deutsche Volk auch an der Schwelle des vierten Kriegsjahres das Wort der Thronrede: ‚Uns treibt nicht Eroberungssucht!' Zur Verteidigung seiner Freiheit und Selbständigkeit, für die Unversehrtheit seines territorialen Besitzstandes hat Deutschland die Waffen ergriffen.

Der Reichstag erstrebt einen Frieden der Verständigung und der dauernden Versöhnung der Völker. Mit einem solchen Frieden sind erzwungene Gebietserwerbungen und politische, wirtschaftliche oder finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar.

Der Reichstag weist auch alle Pläne ab, die auf eine wirtschaftliche Absperrung und Verfeindung der Völker nach dem Kriege ausgehen. Die Freiheit der Meere muß sichergestellt werden. Nur der Wirtschaftsfriede wird einem freundschaftlichen Zusammenleben der Völker den Boden bereiten.

Der Reichstag wird die Schaffung internationaler Rechtsorganisationen tatkräftig fördern.

Solange jedoch die feindlichen Regierungen auf einen solchen Frieden nicht eingehen, solange sie Deutschland und seine Verbündeten mit Eroberungen und Vergewaltigung bedrohen, wird das deutsche Volk wie ein Mann zusammenstehen, unerschütterlich ausharren und kämpfen, bis sein und seiner Verbündeten Recht auf Leben und Entwicklung gesichert ist.

In seiner Einigkeit ist das deutsche Volk unüberwindlich. Der Reichstag weiß sich darin eins mit den Männern, die in heldenhaftem Kampf das Vaterland schützen. Der unvergängliche Dank des ganzen Volkes ist ihnen sicher."

Die Alldeutschen und ihre Verwandtschaft haben diese Willenskundgebung der verfassungsmäßigen Vertretung des deutschen Volkes folgendermaßen behandelt:

Noch am mildesten hat sich Herr Professor Dietrich Schäfer in der „Täglichen Rundschau" geäußert. Der hat bloß gesagt:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„So könnten wir verzweifeln, wenn die Entschließung der Reichstagsmehrheit maßgebend wäre für die weitere Leitung unsrer Geschicke."

Von dieser Grundlage aus geht es dann aber stufenweise in die Höhe:

„Schwarzer Tag in der Geschichte des Deutschen Reichstags."
Tägliche Rundschau.

„... eine handvoll Zeitungen und Abgeordneter ... Wer gab diesen Menschen die Vollmacht, jetzt mitten im Entscheidungskampfe Friedensbedingungen aufzustellen — lauwarm — nicht der geringste Anklang an die Kraftsprüche des Siegers, sondern fast mit dem Stammeln des sich demütigenden Bettlers?!"
Tägliche Rundschau, Abdruck einer Zuschrift.

„Die Verzichts- und Unterwürfigkeits-Resolution der Reichstagsmehrheit." Deutsche Tageszeitung, 19. Juli, 31. Juli, 23. August.

„Die deutschen Phrasen ... vom ‚Verständigungs'frieden, vom ‚ehrenvollen' Frieden." Deutsche Tageszeitung, 31. Juli.

„Politische Unzulänglichkeit, vollkommene Instinktlosigkeit."
„Das klägliche Bild, das der Welt in diesen Tagen der Deutsche Reichstag bot."
„Diese Entschließung" ist „unwürdig, durch nichts gerechtfertigt und reichsgefährlich."
„Das geradezu alberne Schlagwort vom Verteidigungskrieg steht auf der weißen Fahne dieser Auch-Deutschen."
„Das reichsgefährliche Gebaren der Mehrheit."
Alles „Alldeutsche Blätter" vom 28. Juli.

„In wessen Solde stehen denn die, welche die Geschäfte der Entente ausführen und dafür sorgen, daß der Krieg weiter dauert, bis er so schließt, wie die Feinde es wünschen?!"
Der Reichsbote, Abdruck einer Zuschrift.

„Schlag ins Gesicht jedes ehr- und vaterlandsliebenden Deutschen."
Alldeutsche Blätter vom 18. August.

„Ist der Geist der Reichstagsentschließung deutsch und kommt sie aus deutschen Mannesherzen ... Der Kriegswucher der Parteileidenschaften hat in ihr seine gefährlichste Frucht gezeitigt."
Eine Anzahl Tübinger Professoren in einer Erklärung.

„Schmachvoll ist die Friedensentschließung des Reichstags vom 19. Juli, den die Parteien der schwarzen, goldenen und roten Internationale als Mehrheitsparteien gefaßt haben ... Diesmal ist ein Teil der Heimat unseren Feldgrauen in den Rücken gefallen."
General z. D. v. Liebert (ein bekannter Alldeutscher) in einem Vortrage in Rathenow in einer Versammlung des Schäferschen Ausschusses.

„Verratsurkunde an Deutschlands Zukunft."
Tägliche Rundschau.

„Des Reichstags und Scheidemanns Geschrei nach Deutschlands Selbstmord ... Verbrecherischer als Landesverrat ... drohendes

Geschrei ohnmächtiger Wühler ..., die mit deutschfeindlichem Gesindel liebäugeln ... Es ist schwerster Landesverrat, wenn das Deutsche Reich, Volk und Regierung, sich nicht sammeln, das Feindesland als dauerndes Eigentum zu erwerben, das unser Heer mit furchtbaren Opfern erkämpft hat ... Das Deutsche Reich hat die Verpflichtung, alles erkämpfte Land in dauernden Besitz zu nehmen und noch so viel mehr, als zu seinem künftigen Bestand und Schutz nötig ist."

Ein Dr. Hugo Gröning in der „Weimarischen Zeitung".

„Für den Fernstehenden sehen diese politischen Machinationen aus wie regelrechter Landesverrat."

Der Reichsbote, Abdruck einer Zuschrift.

„Die Friedensresolution der sogenannten Reichstagsmehrheit betrachte ich als einen Verrat am Vaterland."

Deutsche Tageszeitung vom 9. August, Abdruck einer Zuschrift, die angeblich von einem Arbeiter herrührt.

„Wir halten dieses Gebaren der Mehrheit der Vertreter des deutschen Volkes für nichts mehr und nichts weniger als Vaterlandsverrat."

Fürst zu Salm-Horstmar in einer Versammlung des Westfälischen Provinzialverbandes des Deutschen Flottenvereins in Dortmund.

Das sind die alldeutschen Begrüßungen an die Reichstagsmehrheit. Der hinter ihr stehende gewaltige Teil des deutschen Volkes (w i e gewaltig er ist, darauf komme ich noch) wird entweder weggezaubert:

„Wir legen daher Verwahrung ein gegen den Versuch, die bedauernswerte Verzichtentschließung des Reichstags als den echten Ausdruck des deutschen Volkswillens hinzustellen; er bedeutet eine gemeingefährliche Verfälschung, die von den Mehrheitsparteien aus Erwägungen vorgenommen wurde, die mit dem Wohle der Volksgesamtheit nichts zu tun haben."

Alldeutsche Blätter vom 28. Juli (in der verbandsamtlichen Erklärung der Hauptleitung und des geschäftsführenden Ausschusses des Alldeutschen Verbandes vom 20. Juli).

„Das deutsche Volk verbittet sich die Anmaßung, seinen Namen zu mißbrauchen." Tägliche Rundschau, Abdruck einer Zuschrift.

Oder dieser gewaltige Teil des deutschen Volkes wird genannt:

„all das Gelichter, das hinter ihr [der Reichstagsmehrheit] herwedelt".

Herr Siedentop, früher Pastor, jetzt Schulleiter in Eisenach, in einer Zuschrift an den „Reichsboten".

Zu dieser kleinen Blütenlese sind zwei kleine Feststellungen von Interesse: Wenn die „Deutsche Tageszeitung" das Wort vom „ehrenvollen Frieden" eine „deutsche Phrase" nennt, so wolle man bemerken, daß sich auch der neue deutsche Reichskanzler, Herr Dr. Michaelis, zweimal sehr klar zu dieser „Phrase" bekannt hat, nämlich einmal in seiner Antrittsrede im Deutschen Reichstage am 19. Juli 1917, und dann in seinem bekannten Antwortstelegramm vom 4. August 1917. Und wenn weiter die „Alldeutschen Blätter" das Wort vom „Verteidigungs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kriege" ein „geradezu albernes Schlagwort" nennen, und diejenigen, die dieses Wort auf ihre Fahne schreiben (auf ihre „weiße" Fahne, höhnen ja die „Alldeutschen Blätter"), verächtlich als „Auch-Deutsche" bewerfen, so hat derselbe neue deutsche Reichskanzler an eben dem Tage, wo jene Nummer der „Alldeutschen Blätter" erschienen ist, am 28. Juli, in seiner Ansprache an die Vertreter der deutschen Presse am Schlusse das Wort gesprochen:

> „Dieses Bewußtsein von der Gerechtigkeit unseres Verteidigungskrieges wird auch ferner unsere Kraft und Entschlossenheit stählen."

Im übrigen gipfeln ja ersichtlichermaßen alle diese Ausführungen der Alldeutschen und ihrer Verwandtschaft in dem immer wieder gegen die Reichstagsmehrheit erhobenen Vorwurfe des Landesverrates; den macht sich ja besonders auch der Fürst zu Salm-Horstmar zu eigen, der Verfasser der berühmten „Immediat-Eingabe"*) und einer der Hauptveranstalter des Treibens bei Adlon am 25. Februar*). — Indem ich mit Interesse feststelle, daß in einem Lande, wo ein derartiger Anwurf gegen politische Gegner, ja sogar gegen die Mehrheit der verfassungsmäßigen Volksvertretung, in breitester Öffentlichkeit geschehen kann, alle Klagen über eine Knebelung der öffentlichen Meinung durch die Zensurbehörden im höchsten Maße unbillig sind, will ich im Folgenden zweierlei prüfen: nämlich erstens, wer alles zu den „Landesverrätern" gehört, und wer das „Gelichter" ist, das „hinter ihnen herwedelt". Und zweitens will ich den „Landesverrat" selbst prüfen, sein Wesen und seine Wirkung.

Die „Verräter" und das „Gelichter".

Der Deutsche Reichstag hat 397 Mitglieder. Davon haben am 19. Juli 1917 40 gefehlt und 2 ungültig gestimmt. Beteiligt an der Abstimmung über die Friedenskundgebung waren also 355 Abgeordnete. Wie sie gestimmt haben, und was an Wählern hinter ihnen steht — nach den Ergebnissen der letzten Reichstagswahlen (von 1912) —, zeigt die folgende Aufstellung:

Für die Friedensentschließung:

Die fortschrittliche Volkspartei, geschlossen, mit Ausnahme eines Stimmenthalters	Dahinter stehen an Wählern (nach Abzug der Wähler des Stimmenthalters)	1 493 697 Wähler
Das Zentrum, geschlossen, mit Ausnahme von 5 Dagegenstimmenden	Dahinter stehen an Wählern (nach Abzug der Wähler der 5 Dagegenstimmenden)	1 933 301 „

*) Vgl. meine beiden Aufsätze im „Vortrupp" Nr. 22 von 1916, Seite 679 bis 682 und in Nr. 6 von 1917, Seite 168 bis 171. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion (Führer Scheidemann), geschlossen	Dahinter stehen an Wählern	3 325 282 Wähler
11 Mitglieder der deutschen Fraktion, 6 Elsässer, 1 Däne, 1 Wilder	" " " "	213 921 "
Zus.: 212 anwesende Abgeordnete	Dahinter stehen an Wählern	6 966 201 Wähler

Gegen die Friedensentschließung:

Die Konservativen („Hochkonservativen"), geschlossen	Dahinter stehen an Wählern	1 126 270 Wähler
Die Nationalliberalen, geschlossen	" " " "	1 662 670 "
Die „Unabhängigen Sozialdemokraten" (Führer Haase), geschlossen	" " " "	925 117 "
13 Mitglieder der Deutschen Fraktion	" " " "	137 500 "
Die 5 Ausnahmen des Zentrums	" " " "	63 547 "
Zus.: 126 anwesende Abgeordnete	Dahinter stehen an Wählern	3 915 104 Wähler

Schon das erste äußerliche Ergebnis zeigt also: für die Entschließung 212 Abgeordnete gegen nur 126; 6 966 201 Wähler gegen nur 3 915 104. Das gibt aber bei weitem noch kein Bild von der wahren Mehrheit, die in der Sache auf dem Boden der Entschließung für den Verständigungsfrieden steht:

Zum Ersten: 17 Abgeordnete haben sich der Abstimmung enthalten. 14 davon sind die Vertreter von 441000 polnischen Wählern. Daß sie nicht für die Friedensentschließung gestimmt haben, ist nach der Erklärung ihres Sprechers, des Abgeordneten Seyda, lediglich um deswillen geschehen, weil ihnen die Entschließung nicht weitgenug geht. Die sachliche Mehrheit für die Entschließung erhöht sich damit auf 226 Abgeordnete gegen nur 126 und auf 7 407 201 Wähler gegen nur 3 915 104.

Zum Zweiten: Auch die „Unabhängigen Sozialdemokraten", 22 Abgeordnete mit 925 117 Wählern hinter sich, haben nach der Erklärung ihres Wortführers Haase nur deshalb nicht für die Entschließung gestimmt, weil sie ihnen nicht weitgenug ging. Daß sie daraus nicht, wie die Polen, die natürliche Folgerung gezogen haben, sich der Stimme zu enthalten, sondern daß sie nun — zusammen mit den annexionistischen Hochkonservativen — gegen die Friedensentschließung gestimmt haben, ist ein Ausfluß des schrecklichen Mangels an Augenmaß, der an den „Unabhängigen Sozialdemokraten" überhaupt auffällt, und der sie politisch völlig unfruchtbar macht: haben doch Anhänger dieser, ihren Grundsätzen nach den Frieden unbedingt bejahenden Partei es fertig gebracht, in Halle und in Mannheim Versamm-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lungen heftig zu stören, in Halle sogar zu sprengen, die dem Kampfe für den Frieden dienten. Aber jedenfalls sind in der Sache diese 22 Abgeordneten und 925 117 Wähler zu der Mehrheit für die Friedensentschließung hinzuzuzählen und von der Minderheit gegen die Friedensentschließung abzuziehen, so daß wir auf eine sachliche Mehrheit für die Entschließung kommen von 248 Abgeordneten gegen nur 104 und von 8 332 318 Wählern gegen nur 2 989 987 Wähler.

Man kann aber zum Dritten auch garnicht umhin, auch die 42 Nationalliberalen mit 1 662 670 Wählern den sachlichen Anhängern der Entschließung für einen Verständigungsfrieden hinzuzuzählen und von ihren Gegnern abzuziehen: Sie haben zwar die Entschließung der Mehrheit abgelehnt, aber ihrerseits eine Erklärung abgegeben, von deren entscheidenden Stellen niemand zu sagen vermag, worin sie sich sachlich von den entscheidenden Stellen der Entschließung der Mehrheit unterscheiden soll. Zum Beweise dafür stelle ich diese entscheidenden Stellen hier nebeneinander.

Mehrheitsentschließung:

Wie am 4. August 1914 gilt für das deutsche Volk auch an der Schwelle des vierten Kriegsjahres das Wort der Thronrede „Uns treibt nicht Eroberungssucht". Zur Verteidigung seiner Freiheit und Selbständigkeit, für die Unversehrtheit seines territorialen Besitzstandes hat Deutschland die Waffen ergriffen.

Der Reichstag erstrebt einen Frieden der Verständigung und der dauernden Versöhnung der Völker. Mit einem solchen Frieden sind erzwungene Gebietserwerbungen und politische, wirtschaftliche oder finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar.

Nationalliberale Erklärung:

Auch heute noch bekennen wir uns zu dem Satze der Thronrede vom 4. August 1914, daß uns nicht Eroberungslust treibt. Wir sind damit einverstanden, daß auf dieser Grundlage mit unsern Feinden, sobald sie dazu bereit sind, über den Abschluß eines Friedens verhandelt wird, der dem deutschen Volke und seinen Verbündeten Dasein und volle Entwicklungsfreiheit gewährleistet und durch einen Ausgleich der Interessen eine dauernde Versöhnung der Völker ermöglicht.

Die Gründe, warum die Nationalliberalen die natürliche Folgerung aus ihrer sachlichen Stellung nicht zogen, also nicht für die Entschließung stimmten, sind klar: Allzu tief hatte sich d e r Teil der Partei, der von Stresemann (und dem verstorbenen Bassermann) geführt wird, früher auf annexionistische Ziele festgelegt. Dieser Teil der Partei hatte hinter den Kriegszielen der „6 Wirtschaftsverbände" gestanden, Kriegszielen, die sich mit den verbandsamtlichen alldeutschen Kriegszielen so ungefähr deckten. Es war schon ein harter Rückzug dieses

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Teils der Nationalliberalen gewesen, als am 9. Juli der Abgeordnete Stresemann im Hauptausschusse diese Kriegsziele preisgab, indem er

> „mit Lebhaftigkeit betonte, daß die sogenannten 6 Verbände niemals erklärt hätten, sie wollten den Krieg so lange fortsetzen, bis die von ihnen aufgestellten Kriegsziele erreicht seien."

Diesen Rückzug der Öffentlichkeit nochmals vor die Augen zu stellen, indem man nun für die Friedensentschließung der Mehrheit stimmte, das lag nicht im Parteiinteresse: Man beschränkte sich also darauf, in einer eigenen Erklärung auf den Standpunkt zu treten, den man in der Sache selbst nun einmal doch als notwendig begriffen hatte, während man formell Gegner der Mehrheitsentschließung blieb. Wie die Sache in Wahrheit liegt, zeigt eine Auslassung des nationalliberalen „Leipziger Tageblattes", des Organs des nationalliberalen Abgeordneten Dr. Junck, die so lautet:

> „Was ist geschehen? Die Mehrheit des Reichstags — und zwar, wenn man alles gebührend zusammenrechnet: eine gewaltige Mehrheit — hat es für ihre Pflicht gehalten, dem kriegsverlängernden Gerede ‚starker Männer' ein Ende zu bereiten und dem Sehnen des deutschen Volkes nach einem Frieden der Verständigung, der eine Wiederversöhnung der Völker ermöglicht, bestimmten Ausdruck zu geben. Der neue Reichskanzler hat sich auf den Boden dieser Kundgebung gestellt. Daran gibt es nichts zu drehen und zu deuteln."

Und in demselben Zusammenhange schreibt die nationalliberale „Magdeburgische Zeitung" von der Haltung der Partei:

> „Keinesfalls wird sie sich auf die Seite der Konservativen hinüberschieben lassen."

Im Endergebnis erhält man also als sachliche Anhänger der Entschließung des Deutschen Reichstages für einen Verständigungsfrieden 290 Abgeordnete mit 9 994 988 Wählern hinter sich, denen nur 62 Abgeordnete mit 1 327 317 Wählern als sachliche Gegner der Friedenskundgebung gegenüberstehen. Wobei übrigens zugunsten der Gegner der Entschließung noch angenommen worden ist, daß alle die Wähler dieser Gegner (die Wähler von 1912) in dieser Frage auch wirklich mit ihren Abgeordneten gehen — was mir nach Dem, was man täglich hört, und in Briefen liest, mehr als zweifelhaft ist.

Der Genauigkeit wegen ist noch zu prüfen, ob dieses Ergebnis dadurch beeinflußt werden könnte, daß, wie schon gesagt, 40 Abgeordnete gefehlt (und weitere 2 ungültig gestimmt) haben. Damit steht es so: Es liegt nichts dafür vor, daß ein irgendwie erheblicher Teil der diesmal Fehlenden von dem geschlossenen Votum ihrer Partei abgewichen sein würde. Deshalb braucht bei keiner Partei von der oben bezeichneten Zahl der hinter ihr stehenden Wähler der auf die fehlenden Abgeordneten entfallende Bruchteil dieser Wähler abgezogen zu werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein aus dieser Quelle etwa entspringender Fehler des Berechnungsergebnisses wäre jedenfalls verhältnismäßig so gering, daß er wohl mathematisch, aber nicht praktisch in Betracht käme.

Dieses Bild von „Nam' und Art" der „Landesverräter" und des „Gelichters", das „hinter ihnen herwedelt", wird noch etwas schärfer durch die folgenden Tatsachen: In seiner Antrittsrede im Deutschen Reichstage am 19. Juli hat der neue Kanzler des Deutschen Reiches, Herr Dr. Michaelis, unter anderm dies gesagt:

> „Wir müssen im Wege der Verständigung und des Ausgleichs die Lebensbedingungen des Deutschen Reiches auf dem Kontinent und über See garantieren. Der Frieden muß die Grundlage für eine dauernde Versöhnung der Völker bilden."

Es ist nun versucht worden — im Auslande und anderswo — es so darzustellen, als habe der neue Kanzler diese Zustimmung zu der Entschließung der Mehrheit doch nur unter Vorbehalt deutscher Eroberungsgedanken abgegeben. Diejenigen, die an dieser Ausdeutung ein Interesse hatten, haben sie gestützt auf die beiden folgenden Stellen aus der Kanzlerrede:

> „Wenn wir Frieden machen, dann müssen wir in erster Linie erreichen, daß die Grenzen des Deutschen Reiches für alle Zeit sicher gestellt werden ... Diese Ziele lassen sich im Rahmen Ihrer Resolution, wie ich sie auffasse, erreichen."

Daß die Ausdeuter mit ihrer Auslegung einigen Glauben gefunden haben, ist nur deshalb möglich gewesen, weil in den meisten Zeitungen bei der Wiedergabe der Kanzlerrede der Satz gefehlt hat, der dem ersten der beiden soeben angeführten Sätze vorangegangen ist. Richtig wiedergegeben lautet die ganze Stelle nämlich so:

> „In erster Linie ist das Gebiet des Vaterlandes unantastbar. Mit einem Gegner, der uns mit der Forderung entgegentritt, uns Reichsgebiet zu nehmen, können wir nicht verhandeln. Wenn wir Frieden machen, dann müssen wir in erster Linie erreichen, daß die Grenzen des Deutschen Reiches für alle Zeit sichergestellt sind. Wir müssen im Wege der Verständigung und des Ausgleichs die Lebensbedingungen des Deutschen Reichs auf dem Kontinent und über See garantieren ... Diese Ziele lassen sich im Rahmen Ihrer Resolution, wie ich sie auffasse, erreichen."

In dieser ihrer richtigen Fassung lassen die Worte des Kanzlers Dr. Michaelis schlechthin keine Auslegung dahin zu, daß die Sicherstellung der Grenzen des Deutschen Reiches durch Eroberungen geschehen solle; so können die Worte vielmehr nur aufgefaßt werden als die selbstverständliche scharfe Absage an den Wahn der heutigen französischen Machthaber, sie könnten Elsaß-Lothringen aus dem Leibe des Deutschen Reiches herausreißen. Zu allem Überfluß hat dann der Kanzler Dr. Michaelis noch im Juli zwei unzweideutige Erklärungen dahin abgegeben, daß er ohne Vorbehalt auf dem Boden der Reichstagsent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schließung stehe: Zunächst hat am 24. Juli die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" an der Stelle, die zu amtlichen Kundgebungen der deutschen Regierung benutzt wird — in einer Antwort auf die Queenshall-Rede von Lloyd George —, gesagt:

> „Daß der Reichskanzler sich in Übereinstimmung mit der ... Resolution der Mehrheitsparteien klar und deutlich für einen Frieden des Ausgleichs und der Verständigung ausgesprochen hat."

Und am 28. Juli hat dann Herr Dr. Michaelis noch selbst in seiner Rede an die deutschen Pressevertreter ausgesprochen:

> „Die feindliche Presse hat sich bemüht, meine Antrittsrede im Reichstage dahin auszudeuten, daß ich der von der Mehrheit des Hauses gefaßten Entschließung nur unter dem schlecht verschleierten Vorbehalt deutscher Eroberungswünsche zugestimmt hätte. Diese Irreführung, über deren Zweck wohl keinerlei Zweifel bestehen kann, muß ich zurückweisen."

Endlich hat ein Mißverständnis, das in der Sitzung des Reichstags-Hauptausschusses vom 22. August unterlief, Herrn Dr. Michaelis Gelegenheit gegeben, sich noch ein drittes Mal klar zu der Entschließung der Reichstagsmehrheit zu bekennen. Er hat da von der kommenden deutschen Antwort auf den erfreulichen Friedensbrief des Papstes gesagt:

> „Diese Antwort kann nur getragen sein von dem Streben nach einem Frieden des Ausgleichs und der Verständigung, wie es in der Resolution des Reichstags vom 19. Juli seinen Ausdruck gefunden hat."

An demselben Tage, wo in Berlin der deutsche Reichskanzler zu den deutschen Pressevertretern sprach, am 28. Juli, hat in Wien Graf Czernin, der österreichisch-ungarische Minister des Äußeren, mit den Pressevertretern Österreich-Ungarns geredet. Dabei hat dieser Leiter der auswärtigen Politik unsres größten Bundesgenossen gesagt:

> „Da ich von der Überzeugung durchdrungen bin, daß es der Entente nie gelingen würde, uns niederzuwerfen, und da wir in unsrer Verteidigungsstellung nicht die Absicht haben, den Gegner zu zerschmettern, wird dieser Krieg früher oder später in einen Verständigungsfrieden münden müssen ... daß es im Interesse der ganzen Menschheit notwendig ist, baldmöglichst zu diesem Verständigungsfrieden zu gelangen ... Das sind die beiden Grundprinzipien, auf welchen meiner Meinung nach ein Verständigungsfriede zustande kommen kann: Erstens ohne Vergewaltigungen und zweitens die Verhütung der Wiederkehr eines Krieges."

Und dann finden sich in Czernins Rede noch die folgenden Stellen:

> „Die Friedensresolution des Deutschen Reichstages ..., auf die sich ja der Reichskanzler in seinen Ausführungen bezog und die mit der Rede von Dr. Michaelis zusammen ein untrennbares Ganzes bildet. Sind doch diese beiden Kundgebungen der Reichsregierung und der Reichsvertretung ein Ausdruck des einheitlichen Willens des deutschen Volkes in der Friedensfrage ... In voller Übereinstimmung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben der Reichskanzler und der Reichstag erklärt, daß Deutschland einen Verteidigungskrieg führt und daß das deutsche Volk einen ehrenvollen Frieden im Wege der Verständigung des Ausgleichs sucht, der die Grundlage für eine dauernde Versöhnung der Völker bieten soll ... Das, was man bei unsrer Mächtegruppe will, erhellt aus den sattsam bekannten Wiener Erklärungen*) und aus den früher erwähnten Kundgebungen des deutschen Volkes, aus denen die vollständige, bis in die kleinste Einzelheit reichende Übereinstimmung zwischen Wien und Berlin hervorgeht. Das, was Reichskanzler und Reichstag erklärt haben, ist das, was ich bereits vor Monaten als ehrenvollen Frieden bezeichnet habe, den die Wiener Regierung anzunehmen bereit ist, und durch den sie eine dauernde Versöhnung der Völker erstrebt und erhofft."

Gleich darauf fuhr Herr Dr. Michaelis zum Besuche Czernins nach Wien; das Wiener kaiserlich-königliche telegraphische Korrespondenzbureau benutzte diese Gelegenheit, um auszusprechen:

„Daß Dr. Michaelis und Graf Czernin in den großen grundlegenden politischen Fragen eines Sinnes sind, erhellt aus ihren sich grundsätzlich deckenden Reden, welche sie am 28. vorigen Monats unabhängig voneinander vor Pressevertretern gehalten haben."

Graf Czernin erwiderte diesen Besuch ohne Verzug, und nach seiner Abreise schrieb das amtliche Organ der deutschen Regierung, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung":

„Die Besprechungen der letzten Tage ... haben die volle Einmütigkeit der leitenden Staatsmänner über die Grundlinien der zu befolgenden Politik erneut bekräftigt."

Daß Graf Czernin bei seiner Friedenspolitik besonders auch gerade die Deutschen Österreichs hinter sich hat, beweist eine Rede, die am 1. August der Reichsratsabgeordnete Dobernig, der Obmann des deutschen Nationalverbandes, in einer Vertrauensmänner-Versammlung dieses Verbandes zu Klagenfurt gehalten hat. Dobernig hat dort über den Grafen Czernin, von dem er im übrigen berichtet hat, er sei ein überzeugter Anhänger der Notwendigkeit des Bündnisses mit dem Deutschen Reich und werde davon um keinen Schritt breit abrücken, gesagt:

„Auch die Haltung, die er zur Friedensfrage einnimmt, ist unsrer vollen Zustimmung sicher."

Die „Alldeutschen Blätter" (vom 18. August 1917) erklären zwar traurig, daß sie angesichts dieser Erklärung Dobernigs „vor einem Rätsel stehen", sie stellen aber gleichzeitig fest, daß Dobernig der Führer der stärksten deutschen Partei in Österreich ist, einer Partei, die gleichzeitig auch die stärkste im Reichsrate ist, und sie bescheinigen Herrn Dobernig aus-

*) Vgl. dazu meine Ausführungen im „Vortrupp" Nr. 11 von 1917, Seite 325/26. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

drücklich, daß er der oberste Führer der völkischen Deutschen in Österreich sei. Schließen wir diese beachtliche Reihe mit Dem, was die Kaiserliche Botschaft vom 1. August 1917 an ihrem Schlusse dem deutschen Volke zuruft:

> „Aber unser Volk sei gewiß: nicht für den Schatten hohlen Ehrgeizes wird deutsches Blut und deutscher Fleiß eingesetzt, nicht für Pläne der Eroberung und Knechtung, sondern für ein starkes und freies Reich, in dem unsre Kinder sicher wohnen sollen."

Der „Verrat".

Zu prüfen ist einmal das Wesen der Reichstagsentschließung vom 19. Juli 1917 und dann zum Zweiten ihre Wirkung:

Was ihr Wesen angeht, so ist zunächst der Satz der Entschließung

> „Der Reichstag wird die Schaffung internationaler Rechtsorganisationen tatkräftig fördern."

ein scharfes Bekenntnis des deutschen Volkes zu Dem, wofür sich Bethmann Hollweg am 9. November 1916 eingesetzt hat. Eine neue scharfe Absage an die Anarchie zwischen den Staaten. Ein kräftiges Unterstreichen alles dessen, worüber ich in dem Aufsatze „Der Lohn der Opfer" am 1. Dezember 1916 hier gesprochen habe. Ein neues Zeichen dafür, daß dem dort behandelten Gedanken, dem Gedanken der zwischenstaatlichen Rechtsordnung, die Zukunft der Menschheit und besonders auch die Zukunft des deutschen Volkes gehört; daß weder für die Menschheit, noch auch insbesondere für das deutsche Volk die nötigen Lebenssicherheiten geschaffen sind, bevor nicht der Gedanke der zwischenstaatlichen Rechtsordnung Wirklichkeit geworden ist.

Wenn aber dann, soweit ferner die Beendigung des gegenwärtigen Krieges in Betracht kommt, die Reichstagsentschließung sich zweitens zu einem „Frieden der Verständigung" bekennt, und erklärt, „daß mit einem solchen Frieden erzwungene Gebietserwerbungen und politische, wirtschaftliche oder finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar sind", so liegt darin ein Bekenntnis zu zwei Hauptstücken der ethischen Politik, nämlich zur Wahrheit und zur Menschlichkeit. — Zur Wahrheit: Der Deutsche Reichstag, die verfassungsmäßige Vertretung des deutschen Volkes, hat sich kräftig entschlossen, die Dinge zu sehen und sie zu nehmen wie sie sind. Vom Beginn meiner Aufsätze im „Vortrupp" an, habe ich immer wieder auf das Wort des Professors Troeltsch im „Neuen Deutschland" hingewiesen:

> „Wie man uns nicht zerschmettern kann, so können wir die Andern nicht zerschmettern. Daraus müssen irgendwann einmal die Folgen gezogen werden im allgemeinen Bewußtsein."

Jetzt ist das Ziel erreicht, daß „das allgemeine Bewußtsein die Folgen zieht". Fest wie nur je und berechtigt wie nur je steht die deutsche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Überzeugung, daß „die Andern uns nicht zerschmettern können", und daß daher jeder Gedanke der Feinde, sie könnten vom Reiche Stücke, besonders Elsaß-Lothringen, abreißen, oder uns eine Kriegsentschädigung auferlegen, Wahnsinn ist. Aber auch die ergänzende Erkenntnis hat sich bei uns jetzt durchgerungen, daß wir „die Andern nicht zerschmettern können". Eine Wirklichkeit, die durchaus nichts Verzweiflungserregendes in sich trägt, weil, wie schon Troeltsch an derselben Stelle betont hat, unser Volk mit seinen Verbündeten zusammen das „schlechthin Wunderbare" schon dadurch geleistet hat, daß es einer so ungeheuren Übermacht glanzvoll standgehalten hat. Was aus der Entschließung des Deutschen Reichstages hervorleuchtet, das ist, wie Conrad Haußmann am 14. August in Balingen ausgeführt hat:

> „die Einsicht, daß nicht Pfiffigkeit und Bluff, auch nicht Krafthuberei, sondern nur Wahrhaftigkeit aus dem Wirrsal eines Weltkrieges führen."

Es ist, wie der ehrwürdige v. Payer, einer der Führer der Reichstagsmehrheit, jenen Tübinger Professoren, die sie herabziehen wollen, mit Recht geantwortet hat, die „bessere Kenntnis der politischen, wirtschaftlichen und militärischen Lage", die die Mehrheit des Deutschen Reichstages denen, die gegen sie hetzen, so überlegen macht. Die Hetzer sind, wie Haußmann sagt, (bestenfalls) „Uneingeweihte". Der Reichstagsbeschluß vom 19. Juli 1917 ist die Erklärung der Wissenden, daß sie um Dasein und Zukunft des Deutschen Reiches und seiner Verbündeten kein Hasardspiel spielen wollen. — — Er ist aber auch ein Bekenntnis zur Menschlichkeit. Er steht durchaus im Zeichen des Briefes unsres Kaisers vom 31. Oktober 1916, des Briefes, der von dem Herrscher sprach, der „ein Herz hat für seine und die feindlichen Menschen". Und im Zeichen des Wortes Bethmann Hollwegs von dem „ernsten Bewußtsein der Heiligkeit des Lebens". Ganz in dem gleichen Geiste hat jetzt in jener Rede vom 28. Juli Graf Czernin das Bekenntnis zum Verständigungsfrieden ein „Zeichen der Vernunft und Sittlichkeit" genannt und hat über die künftige Schöpfung einer zwischenvölkischen Rechtsordnung gesagt:

> „Ein jeder moralisch denkende Mann hat die Pflicht, mit bestem Willen an dieses gigantische Werk heranzugehen, und alle Staaten der Welt werden versuchen müssen, in gemeinsamer Arbeit Garantien zu schaffen, die ein so fürchterliches Unglück, wie der Weltkrieg es ist, für die Zukunft unmöglich machen. Moral und Vernunft sprechen dafür, Wege zu suchen, welche die Welt von dem Alp befreien, es könnten sich Zustände wiederholen, wie jene, die wir jetzt durchmachen. Dieser Weg mag schwierig sein, unmöglich ist er nicht."

Es ist bezeichnend für die Weltanschauung der Gegner der Reichstagsmehrheit, daß die annexionistische „Deutsche Tageszeitung" den tiefen sittlichen Ernst des Grafen Czernin glaubte dadurch verspotten zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sollen, daß sie am 29. Juli über dessen Rede unter einer Überschrift berichtete, die im Wortlaut und Druckbild so aussah:

„Moralisch" — „vernünftig" —
„ehrenvoll".

Und daß sie weiter von einer „Tonart" Czernins sprach, „die leider nach allem, was voraufgegangen ist, nicht mehr überrascht".

Von außen gesehen stellt sich dann dieses Wesen der Reichstagsentschließung so dar, wie es der Redner des Zentrums, der Abgeordnete Fehrenbach, jetzt Vorsitzender des Hauptausschusses, am 19. Juli gezeichnet hat, nämlich so, daß

> „das ganze Volk durch eine imponierende Mehrheit seiner Vertretung in unzweideutiger, jeden Zweifel ausschließender Weise seinen Verständigungswillen kundgibt, und auf jede Gewalts- und Eroberungspolitik verzichtet".

Dabei ist natürlich wesentlich, daß die deutsche Absage an die Eroberungspolitik nur unter der Voraussetzung der Gegenseitigkeit gilt. Der deutsche Reichskanzler Dr. Michaelis hat das in der Rede an die Pressevertreter am 28. Juli ausdrücklich hervorgehoben (und übrigens hatte der „Vorwärts" diese Eigenschaft derartiger Entschließungen schon am 16. Mai einmal betont). Deshalb ist auch der gegen die Reichstagsentschließung wohl geltend gemachte Einwand unzutreffend, sie wolle unsre Unterhändler mit gebundenen Händen auf die Friedenskonferenz schicken, auf der die Gegner in ihren Forderungen frei seien: Zu einer Friedenskonferenz kann es ja nach Lage der Dinge garnicht kommen, bevor nicht auch unsre Gegner eingesehen haben, daß die Lage auch von ihnen einen Verzicht auf Eroberungen und Kriegsentschädigung fordert, und bevor sie dementsprechend erklärt haben, auch sie wollten einen solchen Verzicht. Sollten sie aber doch wünschen, zu verhandeln, bevor sie sich ihrerseits auf dieses Programm gebunden haben, dann sind wir selbstverständlich auch völlig frei in unsern Forderungen. — Um das Wesen der Reichstagsentschließung richtig zu erfassen, ist es sodann nötig, daß man sich klar mache, wie groß der Verzicht ist, den ein Frieden auf dieser Grundlage von England fordert; England muß nämlich bei einem Frieden, der der Reichstagsentschließung entspricht, wieder herausgeben: das ganze deutsche Kolonialreich und die wichtigere Hälfte der asiatischen Türkei. Man darf eben nicht vergessen, daß „die Kriegskarte zwar zuungunsten Rußlands und Frankreichs ist, aber sehr zugunsten Englands"; Friedrich Naumann hat das schon am 17. Mai in der „Hilfe" sehr mit Recht hervorgehoben. Unsre Annexionisten pflegen aber diese sehr wichtige Tatsache meist zu verschleiern und lediglich von den Gebieten zu sprechen, die bei einem Verständigungsfrieden im Sinne der Reichstagsentschließung wir wieder räumen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

müssen. — Da der Friede, um den es sich handelt, ein Friede des Ausgleichs sein soll, so wird er selbstverständlich die Möglichkeit gewähren, gewisse strategische Grenzverbesserungen herbeizuführen. Derartige Wünsche werden vermutlich auf allen Seiten vorhanden sein, Wünsche, die sich keineswegs zu widersprechen brauchen, und unter denen daher ein Ausgleich wohl zu finden sein wird. Vor allem aber wird der zu schließende Friede, wie die Reichstagsentschließung mit gutem Grunde besonders betont, auch ein Wirtschaftsfriede sein, und das bedeutet unter anderm, daß er weiteste Möglichkeiten für gute Handelsverträge schaffen wird. Und das ist der Punkt, auf den es für die Lösung der geldlichen Schwierigkeiten nach dem Kriege mehr als auf alles andere ankommt.

Und wie wirkt die Entschließung des Deutschen Reichstages vom 19. Juli?

Wie wirkt sie zunächst auf unsre Feinde? Haben etwa Die recht, die sagen, die Entschließung werde von unsern Feinden als Zeichen der Schwäche ausgelegt, und sporne sie daher an, den Krieg weiterzuführen? Unser gewaltiger Sieg im Osten, der im gleichen Augenblick begonnen hat, wo die Entschließung gefaßt wurde, macht es selbst für einen Entente-Minister ungemein schwierig, sie als Zeichen der Schwäche auszuschreien. Im übrigen aber liegt es so: Wie ich hier schon am 16. Januar ausgeführt habe, haben die augenblicklichen Machthaber des Vielverbandes ein persönliches Interesse daran, daß der Krieg nicht aufhöre. Lord Northcliffe wünscht das aus Geschäftsinteresse, Lloyd George aus persönlichem Ehrgeiz. Poincaré, Ribot und Sonnino, weil sie die Abrechnung mit ihren enttäuschten Völkern fürchten; Kerenski vermutlich, weil seine Regierung finanziell völlig in den Händen Englands und Amerikas ist. Darum werden diese gegenwärtigen Machthaber im Vielverbande dem Schwergewicht der Dinge, das — wie ja besonders auch Czernin ausgeführt hat — auf die Dauer alle jetzt kriegführenden Völker zu einem Verständigungsfrieden treibt, so lange wie möglich Widerstand leisten. Poincaré und Ribot insbesondere werden deshalb, solange es irgend geht, den Irrwahn nähren, daß es für Frankreich möglich sei, Elsaß-Lothringen wiederzugewinnen, Lloyd George wird diesen Irrwahn der Franzosen nach Kräften stützen. Das wird so sein, ganz gleichgültig, wie wir uns verhalten; zum Frieden kann es aller Voraussicht nach nur so kommen, daß — über die politische Niederlage und höchstwahrscheinlich über den Sturz der augenblicklichen Machthaber — die Vernunft auch in den Entente-Ländern zum Siege schreitet. In den Völkern dieser Länder arbeitet sie schon: Die Angelegenheit Henderson in England, Poincarés und Ribots andauernde Schwierigkeiten in Frankreich, die immer wieder-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

holten Friedenskundgebungen in Italien, sind unverkennbare Zeichen davon. Dafür nun, diesem sich vorbereitenden Durchbruch der Vernunft in den feindlichen Ländern zu Hilfe zu kommen, ist die Entschließung des Reichstages ein ausgezeichnetes Mittel. Das zeigen die Tatsachen: Es spricht schon ganze Bände, daß sich Lloyd George genötigt gesehen hat, in seiner Queenshall-Rede seinen Zuhörern den ganzen Reichstagsbeschluß schlechtweg zu verschweigen (worauf die deutsche Regierung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" am 24. Juli und Graf Czernin in seiner Rede an die Pressevertreter am 28. Juli gebührend hingewiesen haben). Dann hat am 26. Juli dem englischen Unterhause ein Friedensantrag der Abgeordneten Macdonald und Trevelyan vorgelegen, in dessen Begründung es heißt:

> „Die jüngste Friedensentschließung des Deutschen Reichstages bringt die Grundsätze zum Ausdruck, für die unser Land eintritt."

Wohl ist dieser Antrag noch mit 148 gegen 19 Stimmen abgelehnt worden, aber mehrere hundert Unterhausmitglieder haben bei dieser Abstimmung überhaupt gefehlt. Und von größtem Interesse sind die Ausführungen, die Macdonald zur Begründung seines Antrages gemacht hat, Ausführungen, deren wichtigste Sätze diese sind:

> „Von einer großen Mehrheit der deutschen Volksvertreter angenommene Entschließungen, wie die in Frage stehende, sind der Ausdruck der Meinung des deutschen Volkes ... Solche inoffizielle, ohne Mitwirkung der amtlichen Stellen abgegebene, Erklärungen des Volkes sind die Pforte für einen wirklichen Verständigungsfrieden."

In der Debatte hat dann der Abgeordnete Snowden ausgeführt, die britische Regierung, die den Frieden nicht wolle, wisse nichts von den Ansichten Tausender von Briten und nichts von dem Wechsel in den Ansichten der englischen Soldaten. „Manchester Guardian" aber sagt über die Ablehnung des Antrages Macdonalds:

> „Was uns Engländer betrifft, so wurde der Reichstagsbeschluß hier so behandelt, daß alle Vorteile, die uns aus ihm hätten erwachsen können, preisgegeben und von uns in die Hände der Deutschen gespielt worden sind."

So viel von England, von Frankreich gilt Dies: Eine Reihe bürgerlicher und sozialistischer französischer Blätter, zum Beispiel die „Information", der „Progrès de Lyon", die „Humanité" und das „Journal du Peuple" haben auf die Reichstagsentschließung hin verlangt, die nächste Entente-Konferenz müsse in einer unzweideutigen Erklärung zu dieser deutschen Friedensentschließung Stellung nehmen, damit nicht der Eindruck entstehe, als vertrete nur Deutschland die Friedenssache. Die Reichstagsentschließung sei ein bedeutsames Anzeichen für den ehrlichen Verständigungswillen des deutschen Volkes. Das „Journal du Peuple" fügt unter anderm hinzu:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Ist das nicht der gleiche Frieden, den Ribot und Lloyd George definierten? Über die Grenzen hinweg scheint man sich über den Grundsatz eines Völkerstaates geeinigt zu haben. Warum soll die Rechtsorganisation, die die Zukunft regeln soll, nicht auch imstande sein, die Gegenwart zu ordnen?"

Das ist die Wirkung im feindlichen Auslande, und durch den Friedensbrief des Papstes wird sie noch gestärkt.

Darüber aber, wie die Friedensentschließung des Deutschen Reichstages im deutschen Volke selber wirkt, ist zu sagen: Wie die Dinge stehen, wäre es leichtfertig, nicht mit mindestens einem großen Teile des vierten Kriegsjahres, und besonders mit einem vierten Kriegswinter, zu rechnen. Wenn der Fürst zu Salm-Horstmar kürzlich in derselben Rede, in der er den Beschluß der deutschen Volksvertretung „Vaterlandsverrat" geschimpft hat, auch noch prophezeit hat, „in wenigen Monaten" würden unsre Feinde „vollständig zerschmettert am Boden liegen", so reiht sich diese leichtfertige Prophezeiung den übrigen politischen Taten dieses Herrn würdig an. Gewiß ist es möglich, daß der Durchbruch der Vernunft in den Entente-Ländern, der, wie dargelegt, voraussichtlich die Ursache der Kriegsbeendigung sein wird, schon bald erfolgt, und daß dementsprechend der Verständigungsfriede, der nach den Worten des Grafen Czernin und nach der Meinung aller Vernünftigen die einzige Art von Frieden ist, die diesen Krieg überhaupt beendigen kann, schon bald kommt. Es kann sein, daß die gegenwärtigen Machthaber in den Entente-Ländern diesen „ihr Reich beendigenden" Durchbruch der Vernunft schon als nahe bevorstehend wittern, und daß daher ihre jetzigen Reden nichts sind als Bluff. Das alles ist möglich, aber sicher ist es nicht. Kommen aber der vierte Kriegswinter und vielleicht noch weitere Kriegsmonate, so würde es eine sehr üble Wirkung haben, wenn irgendein deutscher Soldat oder Zivilist glauben könnte, der Krieg würde fortgeführt und deutsches Blut würde geopfert um der ehrgeizigen Eroberungsziele alldeutscher Politiker willen. Nichts Besseres und Stärkenderes dagegen kann es dann geben, als daß jeder deutsche Soldat und jeder deutsche Zivilist dann weiß, daß der Krieg nur deshalb fortgeführt wird, weil die Feinde noch nicht aufgehört haben, Deutschlands Dasein und die Unversehrtheit unsres Reichsgebietes zu bedrohen. Solcher Bedrohung gegenüber ist wahrhaftig „das deutsche Volk unüberwindlich". Darüber aber, daß nur um dieser Bedrohung willen der Krieg von uns noch fortgeführt wird, kann jetzt, nach der Entschließung des Deutschen Reichstages vom 19. Juli, nach den Reden des Kanzlers Dr. Michaelis und des Grafen Czernin, und nach der Kaiserlichen Botschaft vom 1. August, niemandem mehr ein Zweifel kommen. Jetzt weiß das ganze deutsche Volk, das Volk an der Front

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und das Volk im Lande, wirklich und wahrhaftig, was die Kaiserliche Botschaft verkündet:

„Nicht für den Schatten hohlen Ehrgeizes wird deutsches Blut und deutscher Fleiß eingesetzt, nicht für Pläne der Eroberung und Knechtung, sondern für ein starkes und freies Reich, in dem unsre Kinder sicher wohnen sollen."

So steht es um den „Verrat" und um die „Verräter"!

Fidelis.

Die Eroberungspolitik Frankreichs und seiner Verbündeten.

Nachdem der deutsche Reichskanzler es erreicht hat, ein amtliches Eingeständnis des französischen Ministerpräsidenten über das tatsächliche Vorhandensein eines noch unter Zar Nikolaus abgeschlossenen französisch-russischen Geheimvertrags herbeizuführen, der die Rückeroberung von Elsaß-Lothringen und die Abtrennung linksrheinischer Gebiete vom Deutschen Reiche bezweckt, gewinnt eine an sich schon bedeutsame Veröffentlichung, die kürzlich in dem altangesehenen Schweizer Verlagshause Ferdinand Wyß in Bern erschienen ist, für alle politisch gebildeten Leser erhöhtes Interesse. Wir meinen das in französischer Sprache unter dem ohne weiteres verständlichen Titel: »L'Entente annexionniste« erschienene Buch von Dr. Max Beer (Berne, 1917, 348 S. in 8°).

Der Verlag Ferdinand Wyß hat in neuerer Zeit durch seine gediegenen zeitgeschichtlichen Veröffentlichungen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gelenkt. Es sei hier nur hingewiesen auf das auch in diesen Spalten gewürdigte Buch »La Vérité«, das den französischen Grafen de Bonnal zum Verfasser hat. Es ist natürlich in Paris auf den Index gesetzt worden, hat aber trotzdem seine Wirkung getan und, ebenso wie die kleinere Schrift desselben Verfassers »La Victoire«, viel zu der jetzt in Frankreich vorhandenen Stimmung beigetragen, die den dortigen Machthabern so schwere Sorgen macht. Noch wichtiger vielleicht in allgemeiner Hinsicht ist das Werk, das der obengenannte Dr. Max Beer unter dem Titel „Das Regenbogenbuch" in deutscher und in französischer Sprache bei Ferdinand Wyß veröffentlicht hat. Der glücklich gewählte Titel hat einen volkstümlichen Beigeschmack, darf aber nicht darüber täuschen, daß man es hier mit einem streng wissenschaftlichen Werke geschichtlicher Kritik zu tun hat, das einen bleibenden Wert beanspruchen darf. Es ist eine kritische Gesamtausgabe sämtlicher zu Beginn des Krieges von den kriegführenden Mächten unter verschiedenfarbigem Umschlage herausgegebenen diplomatischen

Aktensammlungen, unentbehrlich für jeden, der sich ein objektives Urteil über die Stellung der einzelnen Staaten in den schicksalsschweren Tagen des Juli und August 1914 bilden will. Wer nur die einzelnen Sammlungen, eine jede für sich, liest: das deutsche Weißbuch, das englische Blaubuch, das französische Gelbbuch usw., der gewinnt zweifellos interessante Einblicke in den Standpunkt der verschiedenen Regierungen, ein ganz anders helles Licht aber fällt auf die damaligen Vorgänge dann, wenn man an der Hand der von Dr. Beer mit ebenso scharfem Blick wie strenger Wahrheitsliebe gehandhabten Methode jene diplomatischen Urkunden in dem zeitlichen und sachlichen Zusammenhange liest, in dem das „Regenbogenbuch" sie abdruckt. Selbst ohne die kritischen Erläuterungen des Herausgebers gibt schon die bloße Gegenüberstellung der hier fast wie Zeugen vor Gericht wirkenden Urkunden die Möglichkeit, die in den einzelnen Sammlungen vorhandenen Lücken auszufüllen, die vom ersten Herausgeber mehr oder weniger absichtlich hereingebrachten Dunkelheiten aufzuhellen, die an mehr als einer Stelle zwischen den Aktenstücken der uns feindlichen Mächte klaffenden inneren Widersprüche festzustellen. Wenn diese hochbedeutsame Forscherarbeit auf der Seite unserer Gegner fast totgeschwiegen worden ist, so begreift man das, auffällig aber ist, daß die deutsche Presse bisher einem Werke so wenig Beachtung geschenkt hat, aus dem sie die schärfsten Waffen zur Bekämpfung der Entstellungen und Lügen unserer Feinde gewinnen kann. Darauf sei doch gerade jetzt nachdrücklich hingewiesen, wo, offenbar auf eine planmäßig ausgegebene Losung hin, bei unseren Feinden immer von neuem der Versuch gemacht wird, unseren Kaiser als den für das grause Völkermorden in letzter Linie Verantwortlichen hinzustellen und für ihn eine der gesamten Menschheit in die Augen fallende Sühne ausfindig zu machen. Hat doch eine wahnwitzige französische Schrift sogar den Vorschlag gemacht, ihn in einem eisernen Käfig vor dem Volke von Paris, London und Petersburg als den größten Verbrecher aller Zeiten an den Pranger zu stellen! Demgegenüber lohnt es sich doch wirklich, das in dem „Regenbogenbuche" aktenmäßig mit zwingender Klarheit gewonnene Ergebnis hervorzuheben, daß in den bangen Wochen vor Ausbruch des Krieges kein Staat so wie Deutschland für die Erhaltung des Friedens gearbeitet hat, durch seine Bemühungen um die örtliche Begrenzung des österreichisch-serbischen Streitfalls, durch seine Vermittelung zwischen Österreich und Rußland, durch seine wiederholten Schritte in London und Paris, während andererseits durch die kritische Vergleichung der Aktenstücke sich dem Leser klar enthüllt, wie England von vornherein als stiller Teilhaber der Firma Paris-Petersburg gehandelt und nichts Ernstes für die Erhaltung des Friedens getan hat, im Gegenteil gerade an den zwei besonders maßgebenden Stellen bemüht gewesen ist, ein Einlenken zu vereiteln. Und was die Machthaber in Paris anlangt, die es so erfolgreich verstanden haben, das in seinen breiten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Massen zweifellos friedlich gesinnte französische Volk mit dem Wahne zu betören, daß es das Opfer eines heimtückischen, rohen Überfalls seitens Deutschlands geworden sei, während seine Führer von der friedlichsten Gesinnung beseelt gewesen seien, führt die Beersche Forschung über das französische Gelbbuch zu nicht minder überraschenden Ergebnissen. In diesem Gelbbuche, das seinerzeit durch Händler in den Straßen von Paris ausgeschrien wurde, deckt Dr. Beer nicht nur willkürliche Gruppierungen und Verstümmelungen des Textes auf, sondern auch wirkliche Fälschungen und zeigt, wie die französische Regierung zu keinem Augenblicke mäßigend auf den russischen Verbündeten eingewirkt, sondern sich von vornherein blindlings auf dessen Seite gestellt, sein Mißtrauen gegen Deutschland geschürt und sich eifrigst um Englands Unterstützung bemüht hat, während sie die von Deutschland angebotene Friedenshand schnöde zurückwies, da sie entsprechend dem seit Jahren an der französischen Diplomatie nachweisbaren Seelenzustand von der fixen Idee beherrscht war, daß Deutschland nur auf der Lauer liege, um über das friedliebende Frankreich herzufallen. Wenn der Aufruf des Präsidenten Poincaré vom 4. August 1914 in hochklingenden Worten versichert, daß man Frankreich während der europäischen Krisis „nicht eine Handlung, nicht eine Bewegung, nicht ein Wort vorwerfen könne, das nicht friedlich und versöhnlich gewesen sei, und daß es bis zuletzt die höchsten Anstrengungen gemacht habe, um den Krieg zu beschwören", so hat er wohl das damals völlig im dunkeln tappende Parlament und Volk Frankreichs damit blenden können, vor der Geschichtschreibung aber ist die ganze Hohlheit und Unwahrhaftigkeit seiner Rolle schon jetzt festgelegt.

Nachdem Dr. Beer seinen Beruf zur Geschichtsforschung durch das „Regenbogenbuch" in so hervorragender Weise bekundet hat, darf man sein neuestes Werk »L'Entente annexionniste« von vornherein mit Vertrauen zur Hand nehmen. Daß er es in französischer Sprache veröffentlicht hat, dafür müssen ihm auch deutsche Leser besonders dankbar sein, denn so wie die Dinge nun einmal liegen, gewinnen dadurch seine Forschungsergebnisse ganz andere Aussichten auf Verbreitung im Auslande, als wenn sie deutsch erschienen, und so kann das neue Buch viel wirksamer in den Kampf der Geister eingreifen, der dem Weltkriege zur Seite geht. Gestützt auf eine umfassende Kenntnis der Zeitgeschichte und der darauf bezüglichen weitschichtigen Literatur, behandelt der Verfasser in zwei Hauptteilen die auswärtige Politik der uns feindlichen Mächte, in kürzerer Form die Deutschlands in der Zeit vor dem Kriege sowohl als auch während des Krieges. Manche der hier vorgeführten Tatsachen sind dem Leser natürlich schon im Laufe der Jahre entgegengetreten, ein so klares und umfassendes Gesamtbild aber des Eroberungscharakters, der die Politik unserer Feinde seit langen Jahren gekennzeichnet hat, ist jedenfalls in französischer Sprache bisher noch nicht gegeben worden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und es verdient nicht nur wegen seiner ruhigen und sachlichen Darlegungen die Aufmerksamkeit aller Gebildeten, sondern auch deshalb, weil darin manche Quellen benutzt werden, die in Deutschland und zum Teil auch anderwärts schwer oder gar nicht zugänglich sind, ja von denen manche bisher bei uns so gut wie unbekannt geblieben sind. Es sei da beispielsweise nur auf die berüchtigte Denkschrift hingewiesen, die General Kuropatkin im Jahre 1900 dem Zaren Nikolaus überreichte, und die offenbar bestimmend für dessen Politik geworden ist. In dieser Denkschrift, die in so schneidendem Gegensatz zum zarischen Friedensmanifest von 1899 steht, wird einer rücksichtslosen Ausdehnung Rußlands auf dem Wege der Gewaltpolitik das Wort geredet, einmal über Finnland hinweg nach dem nördlichen Schweden zu, dessen Grenze gegen Rußland der Verfasser unnatürlich findet, sodann aber vor allem nach der Türkei zu, deren Hauptstadt als „Tsargrad" dem russischen Reiche einverleibt werden müsse, wenn anders dieses gedeihen solle. Eine andere wichtige Quelle über die Eroberungsgelüste der Verbandsmächte findet Dr. Beer in der auch bei uns, wenigstens nach ihrer allgemeinen Haltung bekannten »Gazette de Lausanne«, nicht sowohl in ihren Leitaufsätzen, in denen die tönenden Worte Freiheit und Gerechtigkeit, die angeblich nur auf seiten der Westmächte kämpfen, eine so große Rolle spielen, als vielmehr in den offenbar aus bester Pariser Quelle stammenden unter der Aufschrift »Service spécial« veröffentlichten Korrespondenzen, die weniger für Neutrale berechnet sind, als für die Leser der verbündeten Mächte. In diesen Korrespondenzen wird gar kein Versuch gemacht, die rohe Gewaltspolitik des Verbandes unter einem menschenfreundlichen Aushängeschilde zu verhüllen, sondern da werden mit geradezu zynischer Offenheit alle die politischen Schachergeschäfte dargelegt, die im Laufe des Krieges zwischen den feindlichen Großmächten einerseits und zwischen ihnen und den anderen Staaten, die man einzufangen bestrebt war, hin und her gingen. Da werden ganze Länder und Völker zum Gegenstande einer geradezu schamlosen Tauschpolitik gemacht, und je nachdem es dem einen oder anderen Zwecke gilt, werden sie als Lockmittel angeboten oder auch wieder zurückgenommen. Eine wahre Völker- und Länderbörse, in die man da hereinschaut und die von den Staaten unterhalten wird, deren Machthaber in ihren amtlichen Kundgebungen nicht laut genug von den erhabenen Grundsätzen der Freiheit und Gerechtigkeit reden können, von denen sie angeblich beseelt sind.

Höchst bezeichnend für den Geist, der in dem feindlichen Verbande lebt, ist die von Dr. Beer mit Recht hervorgehobene Haltung der belgischen Regierung in Le Havre, wie sie aus ihrem dort erscheinenden Amtsblatte »Le XX. Siècle« ersichtlich ist. So klar auch die neutralitätswidrige Haltung des ehemaligen Belgien vor dem Kriege festgestellt worden ist, niemand hat ihm doch bisher nachweisen können, daß es sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vor August 1914 mit Vergrößerungsplänen auf Kosten seiner Nachbarn getragen habe. Seitdem sich aber Belgien offen auf Seite der Westmächte gestellt hat, ist es von der seine „Beschützer" beherrschenden Annexionspolitik dermaßen angesteckt worden, daß das genannte Amtsblatt immer von neuem nicht nur den Verzicht auf weitere Neutralität nach Friedensschluß befürwortet, sondern auch Gebietserweiterungen auf Kosten des zu besiegenden Deutschlands wie auf Kosten Hollands und Luxemburgs. Das letztere Land wird im »XX. Siècle« geradezu als das belgische Elsaß-Lothringen bezeichnet! Der im belgischen Heere an der Front verbreitete »Petit Catéchisme national« enthält u. a. folgende Stelle: „Was gehört zur vollständigen Wiederaufrichtung Belgiens? Zum mindesten gehört dazu die Wiedergewinnung des linken Scheldeufers, der Gebiete, die wir 1839 haben abtreten müssen, derer, die uns 1815—16 gestohlen worden sind. Das bedeutet die Hälfte von Luxemburg und die Hälfte von Limburg sowie die Gebiete, die sich Preußen zugleich mit dem linksrheinischen Lande angeeignet hat." Ganz in ähnlichem Sinne verlangt der bekannte belgische Schriftsteller Pierre Nothomb die Einverleibung des Großherzogtums Luxemburg, das auch er als das belgische Elsaß-Lothringen bezeichnet. Mit Recht bemerkt Dr. Beer, daß nichts die eroberungssüchtigen Absichten des Vierverbands so deutlich hervortreten lasse, wie die Haltung Belgiens, seitdem es sich ihm offen angeschlossen habe. „Alle ohne Ausnahme tragen sich mit gewaltsamen Aneignungsplänen gegenüber anderen Ländern und Völkern. Noch niemals hat sich der Eroberungswahn in so furchtbarem Maße irgendwelcher Regierungen bemächtigt. Vielleicht werden künftige Geschlechter sich nicht mehr über die unerhörten Leiden erregen, die der Weltkrieg angehäuft hat. Wird aber die künftige Menschheit nicht einmal bei dem Gedanken erbeben, daß die Menschen des 20. Jahrhunderts nicht um eines edlen Gedankens willen, nicht um des Fortschritts der Menschheit willen, nein, um ungeheuerlicher Eroberungsgelüste willen die Erde mit Ruinen und Leichen bedeckt haben?"

Eine besonders helle Beleuchtung erfährt in dem Beerschen Buche die Auslandspolitik der französischen Machthaber, und die betreffenden Abschnitte (S. 115—155 und 229—268) bilden, ohne daß es vom Verfasser beabsichtigt war, einen trefflichen Kommentar zu der Haltung, die Ministerpräsident Ribot neuerdings eingenommen hat. Dank seiner genauen Kenntnis der politischen Literatur Frankreichs, die er bei einem langen Aufenthalt in Paris vor dem Kriege kennen gelernt hat, ist Dr. Beer in der Lage, schon aus jener Zeit, namentlich seit Abschluß des Freundschaftsbundes mit England, zahlreiche Tatsachen anzuführen, aus denen klar hervorgeht, wie damals die Eroberungslust gegenüber Deutschland im französischen Volke planmäßig gezüchtet worden ist, durch die feile Presse, durch das Theater, die Lichtspielhäuser, das Flugwesen, die Schule, das Heer, ja wie das Kriegsministerium selbst in den Kasernen Soldaten-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lieder in Tausenden von Exemplaren verbreiten ließ, worin zur Eroberung des ganzen linken Rheinufers aufgefordert wurde. So schon mitten im Frieden! Nicht minder belastend ist das Material, das der ungemein gut unterrichtete Verfasser für die Zeit seit Ausbruch des Krieges aus Frankreich beibringt. Das und jenes davon ist ja durch die Presse auch zu uns gedrungen, aber eine so umfassende Übersicht über alle die tollen Gedanken, die das Kriegsfieber im Gehirn der Poincaréschen Franzosen erzeugt hat, haben wir bisher doch noch nicht zu Gesicht bekommen. Daß bald nach der Kriegserklärung die Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen als ein Hauptziel Frankreichs verkündet wurde, war nur das natürliche Ergebnis der seit langen Jahren teils geduldeten, teils geschürten Revanchebewegung. Aber schon seit Beginn 1915 mehren sich die Anzeichen dafür, daß man mit der Rückeroberung der verlorenen Provinzen nicht zufrieden ist. Schon damals schreibt ein so bekannter Schriftsteller wie René Bazin im „Echo de Paris", daß Frankreich zu seiner Sicherung mehr brauche, und Maurice Barrès verlangt an derselben Stelle im Februar 1916 die völlige Verjagung Preußens und Bayerns vom linken Rheinufer. Ein dickes Buch von A. de Pourpourville (»Jusqu'au Rhin«, 1916, Paris, 350 S.) fordert unter Bezugnahme auf Napoleon, die Revolution und sogar die Missi dominici Karls des Großen den Rhein als die berechtigte und natürliche Grenze Frankreichs. General Bruneau ließ 1916 in Paris und Nancy ein Liederbuch für Soldaten erscheinen, in dem eine Nummer mit dem Verse anhebt: »En avant! En avant! Il faut franchir le Rhin!«, um dann zu schließen: »Le Rhin, a dit César, est un fleuve gaulois. Que le Rhin, désormais, soit frontière de France!« Ein ehemaliger französischer Minister, Yves Guyot, verlangte schon am 25. Februar 1915 in einer zu London gehaltenen Rede nicht nur Elsaß-Lothringen, sondern auch die Zerstückelung des Deutschen Reiches, der Geograph O. Reclus stellte um dieselbe Zeit in seiner Schrift »L'Allemagne en morceaux« die gleiche Forderung auf, ja Enée Bouloc verlangte in seinen »Visions de guerre« ganz Süddeutschland und hatte dafür auch gleich als passenden Namen das Wort »Franconie« in Bereitschaft. Auch A. Sardou, in seiner Schrift »Indépendance européenne« (Paris, 1915), betrachtet das linke Rheinufer nur als eine Mindestforderung und verkündet mit nackten Worten, daß Frankreich neue Gebiete mit natürlichen Reichtümern und neuen Absatzmöglichkeiten brauche, um wirtschaftlich auf der Höhe zu stehen. Und das wagt der Angehörige eines Landes zu sagen, dessen Bevölkerung schon vor dem Kriege mehr und mehr zurückging! Auch noch im Jahre 1916, wo der Rausch der „Marneschlacht" schon einigermaßen verflogen war, erklärte ein so ernster Mann, wie der ehemalige Generalsekretär der Gesellschaft für Sozialökonomie, Alexis Delaire, daß das linke Rheinufer für Frankreichs Sicherheit nicht genüge, daß dazu auch das badische Land bis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu den Kämmen des Schwarzwaldes gehöre, und nicht minder Germersheim, Ehrenbreitstein, Deutz und Wesel. Leicht ließe sich diese Aufzählung noch weiter vermehren. Unter den Augen und mit offenbarer Billigung der bekanntlich sehr strengen französischen Zensur ist eine ganze Legion von Flugschriften bis in die neueste Zeit herab in Frankreich verbreitet worden, die die in pomphaften Gemeinplätzen dehnbarster Art verkündeten Reden Poincarés, Vivianis und Briands in greifbare, für die französische Eitelkeit lieblich klingende Münze umprägen. Wohl noch niemals ist die Illusionsfähigkeit der Franzosen allen Nackenschlägen zum Trotz schärfer erkennbar in die Erscheinung getreten als in diesen Orgien einer durch die furchtbaren Enttäuschungen dieses Krieges bis ins Krankhafte aufgepeitschten Phantasie, als in dieser ungeheuerlichen Überspannung des Bogens, auf die einmal unfehlbar ein verhängnisvoller Rückschlag kommen muß.

Scharf hebt sich davon in der Zeichnung Dr. Beers das Bild ab, das Deutschland vor dem Kriege und während des Krieges bietet. Außer den bekannten belgischen Gesandtschaftsberichten vermag er selbst aus den feindlichen Ländern beredte Zungen für die friedliche Richtung der deutschen Politik anzuführen. So Victor Cambon, der vor dem Kriege in seiner Schrift: »Les derniers Progrès de l'Allemagne« rückhaltlos anerkannte, daß das deutsche Volk zu vernünftig sei, um sich nicht selbst zu sagen, daß es in friedlicher Arbeit viel mehr erreichen könne, als durch den Krieg. Allerdings fügte er auch hinzu, daß die Lage Deutschlands im Herzen Europas, von Völkern umringt, die vielleicht morgen seine Feinde werden könnten, nur durch die Stärke seines Heeres gesichert sei, wie auch die Sicherheit seines Handels nur bedingt sei durch die Stärke seiner Flotte. Selbst Lloyd George erkannte in einer öffentlichen Rede, die er am 28. Juli 1908 in London hielt, unumwunden an, daß das Deutsche Reich in Anbetracht seiner geographischen Lage eine starke Schutzwehr nicht entbehren könne. Die Geschichte selbst ist Zeuge, daß das Deutsche Reich seit seiner Gründung im Jahre 1871 seine militärische Stärke nie auf Kosten seiner Nachbarn gemißbraucht hat. Das reine Gewissen, mit dem Kaiser Wilhelm zu Beginn des Krieges im Namen des deutschen Volkes erklärte, daß nicht Eroberungslust uns zum Kampfe triebe, ist für uns eine unschätzbare Quelle der Kraft geworden und wird uns, darauf vertrauen wir unerschüttert, auch in den künftigen Frieden hinein begleiten. In diesem Sinne ist das Beersche Buch, das aus dem neutralen Auslande zu uns kommt, eine nicht hoch genug zu bewertende moralische Stärkung unserer Sache, für die jeder Deutsche dem Verfasser Dank schuldet.

K. A. Martin Hartmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freideutsche Morgenröte.

Nach oft genug beklagter, jahrelanger Verknöcherung kommt die Freideutsche Jugendbewegung wieder in Fluß. Diesen erfreulichen Eindruck hinterließ mir der Westdeutsche Jugendtag, zu dem am 4. und 5. August 1917 mehr als 600 Freideutsche auf der Loreley zusammengeströmt waren.

Während der sich zu einer Jugendpartei erstarrte und schwierige Doktorfragen mit Eifer erörternde Verband der Freideutschen Jugend damit begnügt hat, eine religiöse Woche vorzusehen*), die statt eines zweiten Meißnertages diesen Herbst stattfinden soll, haben Bonner Freideutsche verschiedener Bünde zu einem Jugendtage auf der Loreley eingeladen und einen Zulauf gefunden, der alle Erwartungen überbot. Und dann haben sie dort mit herzerquickender Lebendigkeit schnell entschlossen der vereinsmeierlichen Schwerblütigkeit Fehde angesagt, indem sie beschlossen: Die Freideutsche Jugend soll wieder der Name für eine große und freie und lebendige Jugendbewegung werden, wie bei ihrer Entstehung auf dem Hohen Meißner, nicht der Name für eine Jugendpartei. Alle Organisation hat dieser Bewegung lediglich die nötigen technischen Dienste zu leisten, darf aber nicht, wie bisher, die Bewegung beherrschen, ihr Richtung geben und Grenzen setzen wollen. Darum ist eine neue, lediglich dienende Arbeitsorganisation aus freiwillig Bereiten zu schaffen. Die nächste äußere Aufgabe der Freideutschen Jugend ist die Veranstaltung von Jugendtagen. Nur zwei Mann waren gegen diese Willenserklärung, aber lediglich deswegen, weil sie sich nicht viel Erfolg davon versprechen konnten. Alle anderen stimmten zu. Davon waren auch neun auf dem Meißner gewesen. Mehr nicht. Ganz beängstigend haben sich ihre Reihen in den drei Kriegsjahren gelichtet. Auch an die 50 Soldaten beteiligten sich an der Abstimmung.

In dieser einmütigen Willenserklärung sehe ich einen Merkstein in der Entwicklung der Freideutschen Jugendsache. Nun werden die Hoffenden im Lande, die schon an diesem Jungvolk verzweifeln wollten, sich wieder mit aller Liebe zu ihm bekennen. Verheißungsvoll grüßt uns wieder eine Freideutsche Morgenröte.

* * *

Die Zeit des Stillstandes und Niederganges ist vorbei. Schon hat sie ihren Geschichtschreiber gefunden, der viel Rühmendes über das harmlose Kinderparadies, das ungefährliche Wandervogel-Idyll zu sagen

---

*) Vgl. die Mitteilung über die „Freideutsche Woche" in diesem Vortruppheft. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewußt hat. Vom Standpunkte des älteren Freundes aus war alles schön und gut in diesem zahmen Wandervogel. Aber die Kerls vom alten Schlage waren weniger zufrieden und standen grollend abseits. Beschämend unfruchtbar ist diese Zeit der Verjüngung, der vielgepriesenen Verjüngung, gewesen. Zu Kriegsbeginn täuschte der ziemlich allgemein einreißende, oft genug ins Phrasenhafte ausschlagende patriotische Überschwang über den bald beängstigend werdenden Führermangel hinweg. Man sang neben der Wacht am Rhein sogar einige kräftige neue Lieder. Aber bald war das Erbe der Alten aufgezehrt. Und auf der Loreley hörte man kaum noch ein neues Lied. Und den Volkstanz, der zu künstlerischer Vollendung gebracht werden kann, wenn er mit strebendem Ernst und tiefer Liebe betrieben wird, sah man ausarten in stillos wilde Hopserei, hoffnungslos ins Jahrmarktshafte, Fratzenhafte verzerrt. Diese ausgeartete Form der Festesfröhlichkeit fiel in den Tagen der Flandernschlacht, angesichts unserer höchsten völkischen Not, uns Soldaten allen böse auf die Nerven, und fast schien es, als sollte sich die verbindende Brücke zwischen der Front und der Heimat nicht schlagen lassen. Doch über diesen nicht wegzuleugnenden, wenn auch nicht von jedem als solchen zu begreifenden Mißklang half schon der erste Abend hinweg. Da sang einer am Feuer das alle Herzen ergreifende Lied: daß wir unserer teueren Toten gedenken sollten. Der mahnende Sinn dieses Liedes drückte den Loreleytagen den Stempel auf.

* * *

Wie heilfroh ist man draußen an der Front, wie gerne läuft man stundenweit, wenn man nur einen einzigen Gleichgesinnten treffen kann, den man persönlich nicht einmal zu kennen braucht, von dem man nur das Eine weiß: daß er sich zur Freideutschen Jugend zählt. Und nun ist es einem vergönnt, mitten in seinem Urlaub solches Jungvolk auf der Loreley von allen Seiten in Scharen herbeiströmen zu sehen. Da wird einem das Herz weit. Und man hätte wohl Lust, sein Feldgrau abzustreifen, mit diesen prächtigen, trotzig-stolzen Kerls loszustürmen und mit ihnen die Welt, wenn nicht zu erobern, so doch vorläufig einmal wie zur guten alten Zeit auf den Kopf zu stellen. Aber damit hat's noch Weile. Noch müssen wir geduldig des Tages harren, an dem sich der Regenbogen des Friedens wieder über unsere liebe Heimat wölbt. Einmal wird dieser Tag doch kommen. Diese trostvolle Gewißheit linderte den Trennungsschmerz, der drunten am Rhein in seiner alten wunderbaren Stärke über uns kam. Ist der Frieden erst wieder da, auch dieser schöne Plan reifte auf der Loreley, dann wollen wir übriggebliebenen alten Krieger uns einmal alle miteinander treffen. Dann werden wir nach erneutem Treugelöbnis unser Führeramt wieder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

antreten und unsere Freideutsche Jugendsache zu neuer Blüte führen, den gefallenen Kameraden unserer Gemeinde zu Ehren. In kraftvoll-lebendiger Entwicklung wird das Freideutschtum durchdringen über eine neue Blütezeit zur Reife und ernsten fruchtbringenden Tat.

* * *

Auf der Loreley hat es sich gezeigt, daß ein neuer Ernst über die Freideutsche Jugend gekommen ist. Der oft schon gegeißelten Wirrköpfigkeit hatte man sich schon zu entziehen gewußt, als einen die erste Not des Krieges hart anpackte. Und immer tiefer ist man in die Wirklichkeit hineingekommen, je länger der Krieg dauert und mit einem Schein von Konsequenz denen recht geben will, die ihn als einen unentbehrlichen Erzieher freventlich geradezu herbeigewünscht haben. Die zu volkswirtschaftlichem Denken zwingende Not im Inneren ließ in der Freideutschen Jugend den Wunsch reifen, über den reinen Individualismus hinauszukommen und ein Verhältnis zum Staat zu gewinnen. Mit geradezu religiösem Ernst hat sie nach dieser Richtung hin gestrebt. Da war es vor allem Wyneken, der den Blick aufs Wesentliche lenkte. Allzu leicht hatte man geglaubt, sich mit den großen Nöten unserer Zeit abfinden zu können, indem man sich die Probleme einfach vom Halse schaffte und etwa die Siedelung als Allheilmittel pries. Jedoch nicht darin, daß wir die Welt fliehen und uns in stiller Abgeschiedenheit ein bescheidenes Weideglück zimmern, liegt die historische Aufgabe der Freideutschen Jugend. Immer mehr muß sie sich von ihrem unpolitischen Denken freimachen und zu der Einsicht kommen, daß die Lösung gewaltiger Massenprobleme ihrer wartet, daß etwa die Kritik des Konsums, die Erziehung des Konsumenten, unvergleichlich wichtigere Aufgaben sind, als die Erfindung deutscher Monatsnamen. Große neue Fragen wurden in den Loreleytagen tief in die Seele der Freideutschen gepflanzt. Und dadurch wuchsen diese Tage hoch hinaus über die Flachheit der letzten Jahre, in denen man sich in einträchtlicher Faselei darüber unterhalten hat, wer alles in die Freideutsche Gesellschaft hineingehöre, ob man schon zu Taten berufen sei und was dergleichen Nichtigkeiten mehr waren.

Herzlich froh wollen wir sein, daß dieser neue Ernst über die Freideutsche Jugend gekommen ist. Mehr Pfadfinderernst hab ich dem Wandervogel vor kaum Jahresfrist gewünscht. Schon ist mein Wunsch in Erfüllung gegangen und aus dem Wandervogel ein Etwas herausgewachsen, das uns schon immer als Vortrupp-Jugend vorschwebte: wach geworden ist das soziale Gewissen, der Wille zur sozialen Tat. Und aus dieser neuen Einstellung heraus wird man auch die Alkoholfrage etwa an der Hand des Harringa weit gründlicher begreifen lernen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als bisher, da man immer nur an den Magen, an sein kleines Selbst dachte. Um nun aber die Hände frei zu bekommen zu beherztem mannhaften Zufassen, Schaffen in frohem Wirklichkeitsverstande, wird man sich nicht länger der Notwendigkeit entziehen können, sich vom Kindlich-Unreifen abzusondern, das trotz bitterer Not im Spielerischen stecken geblieben ist. Neue organisatorische Fragen harren da der Lösung.

* * *

Noch lebt als beseelende Gewalt der Geist vom Hohen Meißner in uns fort: Ahnengeist. Die artigen Knaben der letzten Jahre waren drauf und dran, den Vätern gehorsam nachzuschlagen, sich einzusetzen für lediglich äußerliche Machtentfaltung, statt unsere Fahne hoch zu halten, auf der die Namen Jahn, Arndt und Fichte geschrieben stehen. Mit der Kraft der deutschen Seele wollen wir die Welt durchdringen und uns freimachen von Erb-Übeln und Schlacken. Und dazu ist uns nun auch das Verständnis für die wirtschaftlichen Massenprobleme aufgegangen, an deren Lösung wir nach Kräften mitarbeiten werden.

Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag. Eine frische Freideutsche Morgenröte ist erwacht. Am Horizonte heben sich die Silhuetten eines Freideutschen Jungvolkes ab, das nicht mehr die aus reicher Erfahrung schöpfenden Alten schmäht und sich wunder wie erhaben über sie dünkt, sondern in neuem religiösen Ernst ihrer berufenen Führer wartet.

Walter Hammer.

Rund um uns

Die Arme der Götter. Jedes Jahr wurden wir Geschwister mit unfehlbarer Sicherheit von einer Tante, die in einem kleinen Landstädtchen wohnte, für die Ferien eingeladen. Und ebenso unfehlbar verekelte sie uns die goldenen Wochen durch eine ganz unbegründete Furcht vor dem Wetter. Diese ihre nahezu alberne Furcht verdarb alle unsere Pläne und stürzte uns oft in tödliche Langeweile. Jedes harmlose Silberwölkchen am Himmel vereitelte einen geplanten Ausflug, aber auch jeder sonnige Tag schien ihr bedenklich für unsre Gesundheit. Spöttisch nannten wir sie nur „die Wettertante", denn es gab überhaupt kein Wetter, gegen das sie nicht irgendwelche Einwendung erhoben hätte. So ist es wohl erklärlich, daß wir sie manchmal bitter haßten, trotz ihrer vielen sonstigen guten Eigenschaften.

Diese Tante von damals war freilich eine Wettertante in Reinkultur, wie man sie heute wohl nur selten wieder treffen wird, aber später sind mir doch im Leben noch manchmal Menschen begegnet, die eine auffallende Ähnlichkeit mit jener Tante aus meiner Jugendzeit hatten. Die meisten Menschen sind ja mehr vom Wetter abhängig, als sie selbst wissen und zugeben.

Jene so wenig erfreulichen Ferien-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erfahrungen haben aber auch ihr Gutes für mich gehabt, sie haben mich nämlich fest gemacht gegen alle Tücken der Witterung. Um das Wetter bekümmere ich mich seit langen Jahren schon grundsätzlich nicht mehr. Und ich finde, dieser Standpunkt ist der einzig richtige einer Sache gegenüber, die man auf keinen Fall ändern kann. Was bleibt dem Menschen schließlich auch anderes übrig, als das Wetter einfach hinzunehmen, wie es kommt? Man sollte seine Tücken ignorieren und sich, so gut es geht, auf unangenehme Überfälle im voraus einrichten. Das ist wirklich das Einzige, was man tun kann.

Die Wandervogelschar, die bei strömendem Regen getrost und singend ihre Straße zieht, beweist sicher mehr gesunden Sinn und Lebensweisheit, als der Stubenhocker, der erst ängstlich zum Himmel blickt, ehe er einen Gang ins Freie wagt.

Doch das sind ja alles Selbstverständlichkeiten.

Aber nicht ganz so selbstverständlich ist es für Manchen, daß man auch das Wetter auf unserem Lebenswege vernünftigerweise ignorieren sollte.

Welche Weisheit wäre notwendiger in der gegenwärtigen argen Zeit! Fast jedes Leben ist heute von Unwetter bedroht, und manches Menschen Himmel von schwarzen Wolken hoffnungslos umdüstert. Hilft denn in solchen Fällen das ängstliche Sorgen und Fürchten und Verhütenwollen auch nichts? — — — Im Gegenteil! Im Leben fährt schließlich auch wieder derjenige am besten, der gleichmütig die unangenehmen Verhältnisse hinnimmt, wie sie kommen und sind, und zuversichtlich die bessere Zeit abwartet, ohne sich viel Sorge um die Gegenwart zu machen.

Ist auch das noch eine ganz alltägliche Weisheit und Selbstverständlichkeit? In der Theorie wohl, aber in der Praxis fällt's Manchem doch verflixt schwer.

— — — — — — — — — — — —

Hin und wieder habe ich die Ansicht vertreten hören, unsre Gedanken seien Schwingungen, die — auch unausgesprochen — unsichtbar, aber machtvoll in das Universum hinausströmen, und es gäbe in der Gedankenwelt, ähnlich wie beim Magneten, Anziehung und Abstoßung. Aber während sich beim Magneten nur die entgegengesetzten Pole anziehen, zögen die ausstrahlenden Gedanken nur gleichartige an sich heran.

Ich glaube, diese Theorie ist wirklich nicht einfach von der Hand zu weisen, so seltsam sie zuerst auch Manchen anmuten mag. — In unserem Falle würde sie bedeuten: Wer leicht verzagt und sich vor Schicksalsschlägen fürchtet, der zieht — ohne es zu wissen und zu wollen — gerade Unglück zu sich heran. Sein Sorgen und Mühen nützt nicht nur nichts, sondern es schadet sogar sehr. Wer aber umgekehrt auch in schweren Stunden aufrecht und mutig zu bleiben sucht und selbst dann noch an eine baldige Besserung der Verhältnisse fest glaubt, wenn er sehr wenig Grund dazu zu haben scheint, der handelt unbewußt sehr weise; er zieht nämlich durch die Gedanken des Trostes und der Hoffnung, die er in die Welt hinaussendet, segensvolle Kräfte zu sich heran, die ihm helfen, ohne daß er etwas von ihnen ahnt.

Und es ist merkwürdig, wer einmal sein eigenes oder ein fremdes Schicksal von diesem Gesichtspunkt aus untersucht, der wird zugeben müssen, daß sich mit Hilfe dieser, zuerst so sonderbar anmutenden Theorie manches im Leben erklären läßt, was gewöhnlich unerklärlich scheint.

Goethe zielt auf denselben Punkt, wenn er sagt:

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Ängstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei. —

Heinrich Scharrelmann.

Der Fluch des Tobias Buntschuh. Der Dichter war längst zum zwanzigsten oder dreißigsten Male auf die Bühne gekommen, um für den Beifall zu danken — in der gebeugten Haltung, die ihm der Krieg aufgeprägt hat — einen halb dankbaren, halb verwunderten Ausdruck in dem großen, magern Gesicht — so unbeholfen, wie nur ein Dichter auf die Bühne treten kann, der sein Leben in Arbeit und Einsamkeit in Rübezahls Bergen verbringt — der mit seinen Gedanken am Ende gar nicht gegenwärtig ist bei diesem Höhepunkt seines Erfolges.

Die Bühne hat der schwere Vorhang schon geschlossen, die Lichter im Saal sind ausgelöscht, die Sitzreihen und Logen geleert ... nur vor der Proszeniumsloge drängt sich noch ein dichter Kranz von rufenden, tobenden Menschen ... er soll noch einmal heraus, noch einmal ... sie wollen ihm die Hand drücken ...

Ich stehe im Hintergrund der Loge, vor dem großen, dunkeln Raum, in dem nichts mehr leuchtet, außer dem Gedränge von Gesichtern unter der Logenbrüstung: rote Wangen, glänzende Augen, ein Jubeln um jeden Mund — lauter, lauter junge Gesichter. Davor die sich beugende Gestalt des Dichters mit dem großen, magern, dankbar verwunderten Gesicht, den herablangenden Armen eines Schwerarbeiters — beim Himmel, eines Schwerarbeiters in der Werkstatt des Geistes! Mir laufen ein paar uralte Sätze durch den Sinn: „Was seid ihr hinausgegangen zu sehen ... ein Rohr, das im Winde schwankt ... einen Menschen in weichen Kleidern ... einen Propheten —?" Ist es vielleicht das, ihr jungen Menschen, was euch das Herz so hoch schlagen läßt?

Morgen früh werdet ihr in den Blättern lesen, was alles zu lang und was zu kurz war an diesem Tobias Buntschuh, was allerhand fehlte und nicht in das alte Schema paßte ... Aber wer sagt denn, daß ihr einem Musterbeispiel nach altem Schema zujubelt? Ist es nicht ganz einfach der Mensch da vor euch, der sich auf seine eigene Art ausdrückt und die bedeutungsschwere Gestalt seiner Dichtung, die eben noch in der ergreifenden Szene des fünften Aktes zwischen Mutter Buntschuh und Radiana so grell vor uns stand?

Ich weiß wohl: das Urbild dieses buckligen Tobias Buntschuh lebt, der Dichter hat keine Figur konstruiert, sondern einen wirklichen Menschen geschildert. Aber ich weiß noch gewisser, daß aus diesem individuellen Leben in dem Schmelzofen seiner Kunst ein grandioses Symbol geworden ist — das Symbol unseres Lebens im letzten Menschenalter, das die Völker unausweichbar in diesen Krieg getrieben hat.

Was ist denn dieser Tobias Buntschuh? Ein Erfinder. Der erfolgreichste Erfinder seines Landes: Schritt für Schritt zwingt er die Natur in seinen, in der Menschheit Dienst. Er wird angestaunt, berühmt, vergöttert, gewinnt Macht und Ehre und unermeßlichen Reichtum, den er mit vollen Händen austeilt — und bleibt dennoch der ärmste Teufel, weil er sich mit all seinem Reichtum Eins nicht kaufen kann, das Eine, nach dem er sich sein Leben lang sehnt, das er sucht, erfleht und zuletzt vergebens erbettelt: ein Herz voll selbstloser Liebe.

In jener ergreifenden Szene des fünften Aktes offenbart Radiana der alten Mutter Buntschuh ihre Liebe zu Wendelborn, dem Freund ihres Sohnes, und weist glühend vor Scham und Empörung den Gedanken von sich, ihr Herz dem berühmten, gefeierten und reichen Erfindergenie zu verkaufen. Die alte Frau zieht das junge Mädchen an sich und sagt: ... „Ich halte den größten Schatz auf Erden im Arme ... und mir ist, als wenn ich in diesem Gartensaale auf einmal die reinste Himmelsluft spürte ... ach .... du unglücklicher Tobias ... mit all deinen Reichtümern und all deinen Erfindungen ..."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hier tritt Tobias herein, im Frack, mit Orden geschmückt, bleibt steif stehen, und aus seiner heißen Sehnsucht bringt er nichts weiter heraus als einen spitzen Hohn über die Szene, die er mit ansieht. Er brennt in einer Leidenschaft, die ihn verzehrt, ihn auf die Knie, zu Boden wirft, ihn lächerlich macht. Aber weil diese Leidenschaft leer ist von einfacher menschlicher Herzenswärme, weckt er in der kindlichen Radiana nicht einmal mehr Mitleid, wie bei ihrem ersten Zusammentreffen — nur Schauder und Entsetzen. Er ist ja nicht nur körperlich, sondern auch seelisch verkrüppelt.

Mit Mühe redet ihn sein Freund Wendelborn aus seiner Vernichtung herauf.

Wendelborn: ... „blase dich einmal ganz wieder auf, wie du es tausendmal tun kannst ... höre dir stolz den Dank der Welt an, den du wahrhaftig verdienst ... du baust doch mit deinem Genie an dem sichersten Gehäuse der Menschheit hier auf Erden .."

Buntschuh: „Rede mich nur empor ... rede mich mutig ..."

Wendelborn: „Du gehörst doch der ganzen Menschheit an ..."

Buntschuh: „Nicht wahr, liebes Philippchen ... ich gehöre der ganzen Menschheit an .... ich bin doch ihre sicherste Hoffnung auf Erden ... hahaha ... ich werde mit meinem Genie ganz gewiß noch die letzte Seligkeit der Menschen auf Erden erfinden ... ich bin doch auf Erden der Gott ..."

Wendelborn: „Ja ... ja ... ja ... ja ... Tobby ... vielleicht bist du auf Erden der Gott ..."

Eine Reihe Musikanten mit mächtigen, glänzenden Silbertrompeten bläst den Tusch in diese sich überschlagende Vergottung des Menschenwitzes, die sich aus den Trümmern irregegangenen Lebens so burlesk aufreckt. .....

Sind es nicht die gleichen Trompeten, die gleichen Worte fast, mit denen wir das letzte Menschenalter hindurch die Leere unseres Lebens zu übertäuben suchten ... mit denen wir alle Laute erstickt haben, die aus der Tiefe der Menschenseele heraufklingen wollten? Der Höcker des Tobias Buntschuh ist das Kainszeichen unserer Zeit! Ein Erfindergenie war auch diese Zeit, berühmt an allen Enden, reich, verschwenderisch, gewaltig sich aufblasend, immer höher und breiter bauend „das sicherste Gehäuse der Menschheit auf Erden" — und eines Tages zusammenbrechend und in einem Meere von Blut ertrinkend ...

„Und wenn ich weissagen könnte, und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts ..."

Aus den jungen Gesichtern unter der Prozeniumsloge leuchtet ein Funke dieser Erkenntnis. In der Tragödie eines einzelnen Menschen ist ihnen die Tragödie der modernen Menschheit aufgegangen, die im Begriff ist, unter der Last ihrer eigenen Geschöpfe begraben zu werden. Sie haben dem scharfsinnigen, reichen und mächtigen, dem unglücklichen, verkrüppelten und verfluchten Tobias Buntschuh unserer Zeit leibhaftig in die Augen geschaut. Und in ihrem Jubel klingt die Hoffnung mit: Wir haben dich erkannt. Jetzt wollen wir dich überwinden.

Rudolf v. Koschützki.

Pickelhaube und Stahlhelm. Professor Fritz Erler in München hat zur letzten Kriegsanleihe ein Bild: „Helft uns siegen" gezeichnet, das jedem Feldgrauen als Postkarte in mehrfarbigem Steindruck gegeben wurde. Es stellt einen Mann in Sturmausrüstung dar. Jeder kennt es. Als kürzlich im Kameradenkreise davon gesprochen wurde, war ich über das allgemeine Urteil sehr erstaunt. Besonders der Kopf mit dem Stahlhelm wurde gelobt. Man fand auch die Form des Stahlhelmes selbst schön. Als der Stahlhelm eingeführt wurde, urteilten dieselben Kameraden und noch viele andere ganz anders darüber. Wenn ich damals auf die Zweckmäßigkeit des Stoffes und der Form hinwies und ihn als Kopfschutz sogar schön fand, wurde mir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Schönheit der Pickelhaube und des bunten Rockes entgegengehalten. Weil die gemeinsamen Grundlagen fehlten, blieben Unterhaltungen über solche Fragen meistens ergebnislos. Der Krieg ist in diesem Falle ein guter Erzieher zur Sachlichkeit, und die Gewöhnung hilft ihm dabei.

Im Heereswesen des Friedens setzen sich Neuerungen an äußeren Formen sehr schwer durch. Das zeigte sich am besten bei der Einführung der feldgrauen Bekleidung. Es sollte damit eine zweckmäßige Kriegsausrüstung geschaffen werden. Wie sehr dabei das kritiklose Bewerten der veralteten überlieferten Formen die Erfüllung der modernen Anforderungen hemmte, zeigt sich allein schon darin, daß der feldgraue Rock etwa ein Dutzend Knöpfe und verschiedene Aufschläge behielt, die nur in früheren Zeiten einmal einen Zweck gehabt haben. Der Krieg mit dem Mangel an Arbeitskräften und Stoffen hat auch darauf erfreulich eingewirkt, ohne daß er allerdings in der sogenannten „Feldbluse" die beste Lösung der Feldbekleidung gebracht hätte. Ähnliche Halbheiten zeigt auch die Entwicklung der Kopfbedeckung von der blanken Pickelhaube zum grauen Stahlhelm. Im Frieden schon bekam der Lederhelm einen feldgrauen Überzug. Im Kriege wurden versuchsweise Helme aus grauem Filz oder grauem Blech geliefert, bei denen die früher blanken Metallbeschläge matt gehalten waren. Dann wurde die Spitze, der Stolz der Pickelhaube, zum Abschrauben hergerichtet und schließlich gar nicht mehr ins Feld mitgegeben. Endlich kam der Stahlhelm, der ganz neu aus rein sachlichen Bedürfnissen geschaffen wurde. Er erweist sich als guter Schutz und ist trotz seines größeren Gewichtes bei guter Polsterung und Anpassung an die Kopfform bei Hitze, Regen und Schneesturm angenehmer als die Pickelhaube, die weder gegen Geschosse noch gegen die Witterungsunbilden schützte und dabei die Kopfhaut sehr schlecht ausdunsten ließ. Wenn die Gewöhnung den Stahlhelm allmählich auch „trotz" der rein sachlichen Durchbildung immer mehr als schön empfinden läßt, so soll uns diese Einwirkung nur freuen. — Über dem Bild eines Sturmtrupps im schlichten Feldgrau, ausgerüstet mit Stahlhelm und Handgranaten, liegt in der Tat ein Schimmer hehrer Schönheit. Diese Verkörperung des Kriegertums unserer vordersten Kampftruppen gemahnt an die eisengepanzerten Ritterscharen vergangener Zeiten. —

Wie ungeklärte Begriffe von Schönheit und Schmuck sachliche Nachteile auch im Kriege zeigen, mag folgende Erfahrung beweisen, die ich im Winterkriege auf den Karpathenkämmen gemacht habe. Meine Leute hatten außer ihrer Feldmütze noch einen wollenen Kopfschützer bekommen, der aber in den furchtbaren Schneestürmen keinen sicheren Schutz gegen Erfrieren der Ohren bot. Unsere österreichischen Bundesbrüder brauchten keinen Kopfschützer und waren doch besser gegen Kälte und Schnee durch ihre schmucken Feldmützen geschützt, die beim Herunterklappen Ohren, Nacken und Mund bedecken. Selbst unser Stahlhelm hat sich sowohl unserer Pickelhaube als auch unserer Feldmütze gegen Witterungsunbilden weit überlegen gezeigt, wie mir meine Leute bestätigten. Sie kletterten mit dem von ihnen selbst sonst viel geschmähten schweren „Blechtopf" bei schneidendem Ostwind, bei Schneesturm und Regenwetter auf die Felskuppen zu ihren Beobachtungswachen.

Mancherlei kleine Beispiele wären für die hier angeschnittene Frage noch beizubringen. Sie zeigen, daß die Ausdruckskultur mit ihren Forderungen an das Formen und Gestalten auch im Kriegsleben ihren Widerhall findet.

Christian Schneehagen.

Freideutsche Woche. Die Verbände der „Freideutschen Jugend" haben auf die erste Oktoberwoche (1.—7. Oktober) d. J. eine Zusammenkunft ihrer Vertreter im Landschulheim Am Solling (bei Holzminden) angekündigt. Im Mit-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

telpunkte der Veranstaltung, die „Freideutsche Woche" benannt wird, stehen die folgenden Vorträge: „Die Entstehung, Bedeutung und Zukunft der Religion im Menschen und in der Menschheit" (Arthur Bonus); „Die deutsche Seele" (Paul Natorp); „Luther als des gegenwärtigen Zeitalters rechter Wegweiser (Wilhelm Stapel).

Die Teilnehmerzahl der Freideutschen Woche muß auf etwa 100 Personen beschränkt werden. Die Teilnehmerkarte kostet 10 Mark. Anmeldungen sind zu richten an die „Geschäftsstelle der Freideutschen Woche" (Elisabeth Hertling, Hamburg 6, Schäferkampsallee 47), die auch nähere Auskünfte über die Veranstaltung erteilt.

Siedlungsgelegenheit und handwerksmäßige Erlernung der Landwirtschaft bezeichnet Rudolf von Koschützki als die zwei Grundpfeiler, auf denen sich der Landbau der Zukunft aufbauen müsse. Er hat darüber in seinen weit verbreiteten Werken „Die Quelle der Kraft" und „Der Schatz im Acker" (Verlag, Alfred Janssen, Hamburg) ausführlich gesprochen. Wiederholt uns zugehende Anfragen, vor allem auch aus den Schützengräben und von vielen sonst im Heeresdienste stehenden Männern, zeigen, daß es notwendig ist, mit diesen Zukunftsfragen sich eingehender zu beschäftigen. Um festzustellen, wie stark das Bedürfnis nach handwerksmäßiger Lehre im Landbau ist, bittet Rudolf von Koschützki (Berlin NW. 7, Unter den Linden 38) alle, die nach dem Kriege der Landwirtschaft sich widmen wollen, ihm ihre Feld- und Heimanschriften, sowie besondere Wünsche und Absichten mitzuteilen. Ebenso bittet er alle Landwirte, die nach dem Kriege landwirtschaftliche Lehrlinge bei sich aufnehmen und nach handwerklicher Weise ausbilden wollen, um Mitteilung ihrer Anschrift. Es werden ihnen dann weitere Nachrichten zugehen und Vorschläge gemacht werden. **Vortrupp.**

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

v. Gleichen-Rußwurm, A.: Diplomatie. (Reichels Deutsche Schriften, zweites Heft). Otto Reichel, Berlin.

Fuchshold, Hans: Aus der Hölle empor. Erlebnisse eines aus russischer Gefangenschaft Ausgetauschten. M. 1.—. August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

Schreber, Dr. Moritz: Der Hausfreund. Fritzsche & Schmidt, Leipzig.

Jöde, Fritz: Jugendbewegung oder Jugendpflege. M. 1.—. Freideutscher Jugendverlag von Adolf Saal, Hamburg.

Winckel, Prof. Rich.: Wildgemüse und Anweisung zum Sammeln und Zubereiten. 20 Pf. Karl Peters, Magdeburg

Kühn, Joachim: Französische Kulturträger im Dienste der Völkerverhetzung. Heft 2 der Schriftenreihe „Der Tag des Deutschen", herausgegeben von Martin Wenck. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Damaschke, Adolf, Wagner, Dr. Heinrich von, Erman, Prof. Dr. H., Pohlman, A., Schwerin, Dr. Albert von: Der Neuaufbau der deutschen Familie und die Wohnungsfrage (Kriegerheimstätten). 50 Pf. Falken-Verlag, Darmstadt.

Schwindrazheim, Prof. O.: Das Vaterhaus. Wie Suchers zu einem Vaterhaus kamen. M. 1.—. Heimkultur-Verlag, Westdeutsche Verlagsgesellschaft m. b. H., Wiesbaden.

Damaschke, Adolf: Friedrich List, ein Prophet und Märtyrer deutscher Weltwirtschaft. Gustav Fischer, Jena.

— Die künftige Leibeserziehung der Jugend. Vorträge, veranstaltet vom Hauptausschuß für Körpererziehung in Hamburg und vom Hamburgischen Landesverband für Jugendpflege. Richard Hermes, Hamburg.

Petersen, Peter: Der Aufstieg der Begabten. Geb. in Leinwand M. 2.70. B. G. Teubner, Leipzig.

Schöll, Friedrich: Obst und Trauben als Nahrungsmittel. M. 1.50. Mimir-Verlag für deutsche Kultur und soziale Hygiene, G. m. b. H., Stuttgart.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 18 16. September 1917

Der nächste Aufsatz unsres Berliner politischen Mitarbeiters Fidelis wird in Nr. 20 vom 18. Oktober dieses Jahres erscheinen.

Vortrupp.

Rationelle Ausnutzung der Arbeitskraft.

Im Frieden war der Angelpunkt aller Sozialpolitik, insbesondere der Arbeiterschutzpolitik, stets die Aufgabe: die Bestrebungen der Privatwirtschaft bei der Ausnutzung fremder Arbeitskräfte in Übereinstimmung zu bringen mit den Forderungen des Gemeinwohles. Die Begründung unserer Volkswirtschaft auf den Vorteil des Einzelnen und auf den freien Arbeitsvertrag brachte beides in Gegensatz. Der einzelne Unternehmer, der einen Arbeiter oder Angestellten in Dienst nimmt, hat nur das Interesse, daß dessen Arbeit augenblicklich einen möglichst hohen Ertrag für ihn bringt. Er hat aber ein sehr geringes Interesse an der künftigen Leistungsfähigkeit des Mitbürgers, weil er jederzeit durch Kündigung den Abgearbeiteten entfernen und die Sorge für ihn der Allgemeinheit zuschieben kann. Es fehlt ihm also die Rücksicht auf die dauernde Erhaltung der Leistungsfähigkeit, die sich dem Unternehmer bei anderem „lebenden Inventar" von selbst aufdrängt: Denn wenn er sein Pferd durch Überarbeit frühzeitig ruiniert, wird er an seinem Geldbeutel gestraft. Bei allen Arbeitskräften, die er kauft, muß er selbst das Anlagekapital nicht nur verzinsen, sondern auch amortisieren, das zwingt zu rationeller Ausnutzung. Bei gemieteten Arbeitskräften braucht der Arbeitgeber nur zu verzinsen, das verführt zum Raubbau. Es ist der ungeheure, unbegreifliche Anachronismus unseres Rechtes, daß wir heute noch auf das Arbeitsverhältnis zwischen zwei Staatsbürgern das Sachenrecht anwenden wollen, dessen Grundlagen aus dem alten Rom stammen, wo auch der Arbeiter als Sklave gekauft wurde wie eine Sache.

Das Mißverhältnis der Rechtsgrundlage zu den Tatsachen des Wirtschaftslebens und die daraus sich ergebenden ungünstigen Folgen für die Lebenshaltung und Gesundheit der auf Arbeit angewiesenen Millionen haben das Recht in wachsendem Maße zu Eingriffen in den Arbeitsvertrag genötigt. In der sozialen Versicherung wurde eine Zwangssparkasse eingeführt, die den Arbeitenden nötigt, in guten Zeiten einen kleinen Teil des Verdienstes zurückzulegen, damit er bei Krankheit oder Invalidität nicht sofort der Armenpflege zur Last fällt; und die den Unternehmer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nötigt, gewissermaßen eine bescheidene Amortisationsquote an die Allgemeinheit für den Verbrauch an Arbeitsfähigkeit zu entrichten. Und in der Arbeiterschutzgesetzgebung wurde Fürsorge getroffen, daß die wirtschaftliche Übermacht des Arbeitgebers den Arbeitnehmer nicht dazu veranlaßt, über seine Kräfte zu arbeiten, d. h. sich in unrationeller Weise rasch aufzubrauchen. Die Vorschriften zum Schutze der Gesundheit, zur Kürzung anstrengender Tätigkeit, zur Sicherung eines wöchentlichen Ruhetages, vor allem zur Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit bezwecken letzten Endes nicht, daß weniger, sondern daß m e h r gearbeitet wird als früher. Sie wollen den Einzelnen am Raubbau mit der Arbeitskraft seiner Mitbürger hindern, wollen die rationelle, d a u e r n d ergiebige Verwertung sichern. Dieses ökonomische Ziel der Arbeiterschutzpolitik ist bis auf den heutigen Tag noch viel zu wenig erkannt und bekannt, weil unsere Sozialpolitik aus dem Mitleide statt aus dem Staatsnutzen geboren ist. Sonst wären die Widerstände gegen manche Maßnahmen nicht zu erklären, vor allem nicht die Angst in der Verwendung von öffentlichen Mitteln für soziale Zwecke. Denn volkswirtschaftlich rentiert sich keine Kapitalsanlage besser als die auf Erhaltung des Lebens, der Gesundheit und der Arbeitskraft verwandte.

Der Weltkrieg hat uns nun zu erheblichen Abweichungen von der Friedensbahn genötigt, und zwar nacheinander zu zwei Maßnahmen, die sich völlig widersprechen. Die erste Folge der Mobilmachung war eine umfangreiche Arbeitslosigkeit. Sie ist geblieben für einen nicht unbedeutenden Teil unserer Industrie, der es an Rohstoffen mangelte, die nicht für Rüstungszwecke in Betracht kam und sich auch nicht ohne weiteres darauf umstellen konnte (z. B. Textilindustrie, Baugewerbe, Luxusfabrikation). Hier hat das Bestreben, eine völlige Erwerbslosigkeit der Beschäftigten zu vermeiden, zu einer „Streckung" der Arbeit geführt, die das Gegenteil des Rationellen ist. Durch staatliche Anordnungen ist die tägliche Arbeitszeit verkürzt, die Zahl der wöchentlichen Arbeitstage beschränkt oder in anderer Weise die bisher übliche volle Ausnutzung der Arbeitskräfte verboten worden. Arbeitsparende Maschinen sind stillgesetzt und auch sonst systematisch Maßnahmen ergriffen worden, die vom Standpunkt der Arbeitstechnik und der Privatwirtschaft als höchst unzweckmäßig zu bezeichnen sind, die sich aber rechtfertigen aus dem sozialen Gesichtspunkte, daß halbe Beschäftigung und geringer Verdienst weit besser sind als Erwerbslosigkeit und öffentliche Unterstützung. Ähnlich steht es mit der Beschäftigung vieler kleiner Kaufleute, der Bäcker, Metzger u. dgl. Auch hier würde ein Teil der Berufstätigen völlig genügen, den zwangsweise geminderten Bedarf zu decken. Trotzdem zwingt man nicht die eine Hälfte zur Schließung des Geschäftes, sondern läßt lieber alle mit halber oder Viertelbeschäftigung weiter arbeiten und weiter verkaufen, um nicht zahlreichen Existenzen jede Wirtschaftsgrundlage zu entziehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In einem großen Teile unseres Wirtschaftslebens aber trat sehr bald an die Stelle des Arbeitsmangels das Gegenteil, ein Arbeitsüberfluß und ein Mangel an geeigneten Arbeitskräften. Wo für den Heeresbedarf und für die Volksernährung gearbeitet wird (Eisen-, Maschinen-, Munitions-Industrie usw., Landwirtschaft), da kann gar nicht genug geschafft werden. Der Bedarf ist so groß, daß wir im Hilfsdienstgesetze dem Kriegsamte die Macht gegeben haben, im Notfalle entbehrliche Menschen aus anderen Betrieben wegzunehmen und sie nebst Müßiggängern zwangsweise in die Hilfsdienstbetriebe zu führen. In diesen Betrieben muß natürlich die Arbeitskraft voll ausgenutzt werden. Hier wird an zweckmäßiger Arbeitsorganisation, Regelung des Arbeitsprozesses, arbeitsparenden Maschinen usw. das Möglichste geleistet; und hier ist auch unsere Sozialpolitik in das Gegenteil umgeschlagen: Eine Reihe von Beschränkungen, die an sich als richtig anerkannt und bewährt waren, sind unter dem Zwange des Krieges aufgehoben worden, so besonders die Verbote der Verwendung von Frauen und Jugendlichen in gewissen gesundheitsschädlichen Beschäftigungsarten und über eine gewisse Dauer hinaus. Diese verschärfte Ausnützung ist privatwirtschaftlich höchst rentabel, wie die Abschlüsse der Heereslieferanten zeigen; volkswirtschaftlich höchst unrentabel. Aber man führt sie ein und hält sie aufrecht im vollen Bewußtsein dieses Fehlers, wie man Hunderttausende von Bürgern in feindlichen Granatenhagel schickt: Kriegsopfer. Sie sind unvermeidlich, aber sie bedürfen einer Ergänzung: Diejenigen, die den Vorteil des Raubbaues an der Volksgesundheit haben, müssen für die wirtschaftlichen Folgen aufkommen. Heilende Sozialpolitik ist teurer als vorbeugende. Auch was wir an erhöhten Kranken- und Invalidenrenten künftig bezahlen müssen, sind Kriegskosten. Zu ihrer Deckung müßten diejenigen herangezogen werden, die jetzt im Kriege reich werden, und zwar in wesentlich höherem Maße, als es bisher durch die allgemeinen Kriegssteuern geschehen ist.

Nach dem Friedensschlusse werden zwei große Veränderungen auf dem Arbeitsmarkte eintreten: Millionen von Männern kommen aus dem Felde zurück, suchen Beschäftigung und Verdienst; der Bedarf der Volkswirtschaft wird gleichzeitig ein wesentlich anderer; Waffen, Munition, Heeresausrüstung treten zurück vor Nahrung, Kleidung, Wohnung und anderen Lebensbedürfnissen. Ob das eine Verminderung im Arbeitsbedürfnis bringen wird, läßt sich noch nicht voraussagen. Das hängt vom Frieden, von der Ausstattung mit Rohstoffen, von der Möglichkeit der Ausfuhr ab. Wahrscheinlich werden wir noch auf lange hinaus eine angespannte Tätigkeit aller Arbeitsfähigen in Deutschland brauchen, um die ungeheueren Schäden dieses Krieges auszugleichen und unsere Stellung auf dem Weltmarkte wieder zu erringen, ohne die auf die Dauer unser Volk auf dem begrenzten Boden des Reiches nicht weiter wachsen kann. Dann wird das Problem der rationellen Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

staltung der Arbeitsbedingungen erneut vor uns treten und drei Forderungen stellen:

Technisch und organisatorisch muß unser ganzes Wirtschaftsleben unbedingt rationell gemacht werden. Wo im einzelnen Betriebe durch andere Regelung des Produktionsganges, durch Zerlegung des Arbeitsvorganges, durch Einführung neuer Verfahren oder Maschinen usw. die Erzeugung verbessert oder verbilligt werden kann, muß es geschehen. Wo eine Überzahl von Betrieben sich gegenseitig bekämpft und wegen Überproduktion nur einen Teil der Fähigkeit ausnutzen kann, da muß rücksichtslos organisiert und stillgelegt werden, denn Kapital und Arbeit dürfen nicht vergeudet werden oder brach liegen. Wo Zwischenhandel besteht, der keinen volkswirtschaftlichen Nutzen stiftet, der nur spekulativ, verteuernd sich einschiebt, da muß er ausgeschaltet werden, denn wir dürfen unsere Waren nicht mit unnützen Kosten belasten. Hier erfordert überall das Gesamtinteresse und die Rücksicht auf unsere Zukunft die intensivste Ausnutzung.

Aber umgekehrt bedarf es sehr ernster Prüfung, inwieweit eine intensive Ausnutzung der menschlichen Arbeitskraft vereinbar ist mit den Rücksichten auf die Allgemeinheit und die Zukunft. Die Verluste an Menschenleben und Menschenkraft sind das Furchtbarste, was dieser Krieg uns bringt. Sie dürfen nicht erhöht werden durch weiteren Raubbau an der Gesundheit der Überlebenden. Mag für eine kurze Übergangszeit der rücksichtslose Kriegsdienst in Landwirtschaft, Industrie und Handel noch erforderlich sein: sobald wie möglich muß an seine Stelle wieder die volkswirtschaftlich rationelle Verwertung der Arbeitskräfte treten, die nicht nur auf das heutige Ergebnis, sondern auch auf die dauernde Erhaltung der Leistungsfähigkeit sieht. Sie bedingt die Wiedereinführung aller Arbeiterschutzgesetze, die während des Krieges vorübergehend außer Kraft gesetzt sind; denn wir haben nirgends übertriebene Schutzmaßnahmen gehabt, alle vorhandenen waren als rationell erwiesen. Nötig ist auch die Erhaltung einzelner im Kriege eingeführter Erweiterungen, die zwar aus dem Bestreben nach Streckung der Arbeit oder der Vorräte erwachsen, aber durchaus berechtigt in sich sind. Dahin gehört vor allem das Nachtbackverbot; denn die Nachtruhe der Bäckergesellen ist wichtiger als die frischen Semmeln zum Frühstück, und die Frischhaltung der Backware vom Abend ist viel leichter und billiger als die Versorgung der zu früh arbeitsunfähig Gewordenen. Darüber hinaus werden weitgehende neue Fortschritte zunächst wohl kaum zu erwarten sein, denn zu sozialen „Experimenten" wird niemand Neigung haben. Desto notwendiger ist eine systematische *Forschung über Menschenökonomie*. Neben die technischen und landwirtschaftlichen Versuchsanstalten müssen Einrichtungen treten, die uns das rationelle Verfahren auf dem wichtigsten Gebiete der Volkswirtschaft und der Kultur lehren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dagegen wird das Reich auf dem Nachbargebiete der Arbeiterversicherung ohne Aufschub noch einen wichtigen Schritt tun müssen. Die Versicherung, die ja im Grunde nur eine staatliche Regelung des Lohnes ist, hat sich gewiß bewährt und im Kriege zwei gute Erweiterungen erfahren. Beide müssen erhalten bleiben: die Wochenhilfe, weil keine Sozialpolitik so wirksam und billig ist, wie die vor und gleich nach der Geburt des Menschen einsetzende und Kinderfürsorge eines der dringendsten Kapitel für unsere Zukunft bildet; die Fürsorge für Erwerbslose, weil wir unbedingt verhindern müssen, daß die Millionen, die mit ihrem Leben das Vaterland verteidigt haben, bei ihrer Rückkehr von wirtschaftlicher Not empfangen werden. Aber hier ist eine Ergänzung notwendig, weil der Staat zwei große Versäumnisse sich hat zuschulden kommen lassen: er hat nicht genug getan, um einer über das durch die Verhältnisse notwendig bedingte Maß hinausgehenden Teuerung vorzubeugen, und er hat nicht dafür gesorgt, daß die zahlreichen Arbeiterschichten, die im Kriege auf Grund erhöhter Arbeitsleistung ein verhältnismäßig sehr hohes Einkommen erzielten, davon einen Teil ersparten. Wenn nach dem Friedensschlusse die Beschäftigung ruhig wird, die Löhne auf das Friedensmaß sinken, die Preise für die wichtigsten Bedarfsgegenstände aber hoch bleiben, so wird sich ein schwerwiegendes Mißverhältnis herausstellen. Das ist ein großes Kapitel für sich, und hier soll nur so viel gesagt werden: zur rationellen Gestaltung der Arbeitsbedingungen gehört auch ein richtiges Verhältnis von Arbeitslohn und Unterhaltskosten. Nicht der Nennwert des Lohnes, sondern seine Kaufkraft entscheidet darüber, ob er ausreichend ist für eine gesunde Ernährung und eine angemessene Lebenshaltung der arbeitenden Volksmassen. Die Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkte hängt sehr von den Preisen ab. Wir müssen nach derselben Richtung streben, nach der das englische Wirtschaftsprogramm geht: durch gute Organisation und staatliche Aufsicht die Löhne hoch, trotzdem die Gestehungskosten niedrig und den Lebensbedarf der Massen billig zu halten.

Dr. Heinz Potthoff.

Landwirtschaftliche Möglichkeiten in der Stadt.

Die Liebe und das Geschick zum Landbau, dem in vergangenen Jahrhunderten auch die städtische Bevölkerung allgemein im Nebenberuf oblag, ist glücklicherweise auch heute noch nicht erstorben; sie hat vielmehr, als begreifliche Reaktion gegen die Unnatur der großstädtischen Lebensweise, in den letzten Jahren einen erfreulichen Aufschwung genommen. Durch nichts kann diese gesunde Bewegung mehr gefördert werden, als durch die bittern Erfahrungen des Krieges, wenn wir sie nur zu nutzen verstehen. Die Ernährungsschwierigkeiten der städtischen Bevölkerung hätten größtenteils vermieden werden können, wenn man zu rechter Zeit bedacht hätte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß der Städter für viele Erzeugnisse durchaus nicht auf das Land angewiesen zu sein braucht, daß er manches selbst bauen kann, wenn er nur will. Der Satz des großen Carey, daß der wirtschaftliche Fortschritt darin besteht, den Weg zwischen Erzeuger und Verbraucher abzukürzen, bewährt sich nicht nur in den internationalen Beziehungen, sondern auch in denen zwischen Stadt und Land. Neben die Ackerwirtschaft muß als gleichberechtigter Faktor die Gartenwirtschaft treten, die in der Stadt ebensogut, ja vielleicht besser betrieben werden kann als auf dem Lande. Und auch die Tierzucht braucht vor den Toren der Stadt nicht halt zu machen. Unser Losungswort für die nächste Zeit muß lauten: fördert die städtische Landwirtschaft!

Zahlreiche Stoffe könnten verwendet werden, wenn sie nicht von der Stadt bis aufs Land einen zu weiten Weg zurückzulegen hätten. Bedenkt man nun, daß die Verzehrer zu drei Vierteln Städter sind, so erschrickt man über das Maß der Vergeudung, das hier mit Stoffen betrieben wird, die für die menschliche Ernährung auf die Dauer geradezu unentbehrlich sind. Man denke nur an die Speisereste, die man achtlos verkommen läßt. Kartoffelschalen, Erbsenhülsen, Knochen, Fischreste und hundert andere Dinge, die die städtische Köchin auf den Kehrichthaufen wandern läßt, sind in hohem Grade wertvoll, sie könnten, ja müßten als Viehfutter oder als Dung Verwendung finden. Eine gute Hausfrau auf dem Lande läßt nichts umkommen, aber die Hausfrau in der Stadt kann es ihr, wie jetzt die Dinge liegen, nicht nachmachen, auch wenn sie die nötige Einsicht besitzt. Nur wo Landmann und Städter Haus bei Haus wohnen oder wohl gar eine und dieselbe Person sind, da ist die Möglichkeit gegeben, dies alles zu verwerten.

Das Allerärgste ist aber die Vergeudung des Dungs. Unsummen werden für künstlichen Dung ausgegeben, der noch dazu oft von fragwürdigster Beschaffenheit ist, denn vielleicht nirgends feiert die Verfälschungsindustrie größere Triumphe als hier. Noch heute ist Liebig nicht widerlegt, der eine allmähliche Verarmung unseres Bodens voraussah, wenn wir fortführen, in unseren Städten den menschlichen Dünger zu vergeuden, die Flüsse damit zu verpesten und ihn im Meere auf Nimmerwiedersehen verschwinden zu lassen, statt ihn der Erde, von der er entstammt, zurückzugeben. Wenn Liebigs unheilvolle Prophezeiungen sich bis jetzt nicht erfüllt haben, so liegt das teils an der Erschließung gewaltiger Menge künstlichen Düngers (Guano, Chilisalpeter, Staßfurter Abraumsalze u. a.), teils daran, daß wir viele ausländische Nahrungsmittel verzehren. „Die westeuropäischen Großstädte zehren mit an der letzten Kraft der osteuropäischen Felder und an dem neuerschlossenen Nährstoffschatz der west- und südamerikanischen Gebiete" (David, Landwirtschaft und Sozialismus, S. 413). Wie aber, wenn diese Quelle für uns versiegt, wenn wir auf die eigenen Äcker und Gärten angewiesen werden? Dann

wird die Frage brennend, wie wir mit unserem Reichtum an städtischem Dünger haushalten können. Die städtische Landwirtschaft ist eins der Mittel, vielleicht das wichtigste, zur Lösung der Schwierigkeit.

In einer Hamburger Zeitung wurde vor anderthalb Jahren bittere Klage geführt über die Vergeudung des städtischen Mülls, der für die Gemüsebauern der Umgegend geradezu unbezahlbar ist. Dieser Müll wird verbrannt, trotz zahlreichen Petitionen der Gemüsebauern. Der starke Rückgang sämtlicher Kohlsorten in der Hamburger Umgegend wird darauf zurückgeführt. Der Pferdemist pflegt sich jetzt auf den Straßen umherzutreiben, bis er von Wagen und Fußgängern zertreten, vom Regen hinweggewaschen wird. Auch hier hat erst der Krieg einen Anfang zur Besserung bewirkt, man sieht jetzt wenigstens hier und da Knaben, die diesen wertvollen Stoff für ihre Gärten sammeln.

In der unmittelbaren Nähe des städtischen Verzehrers ließen sich auch leicht die gewerblichen Anlagen schaffen, wodurch die wegen ihres Ölgehaltes wertvollen Kerne von Pflaumen, Kirschen und anderen Früchten ausgenutzt werden. Der Landmann wird schwer dazu zu bringen sein, diese Kerne aufzuheben, in der Stadt aber läßt es sich ohne große Mühe durchführen. Aber auch die Früchte unserer Gärten, Hecken und Alleen, die der Eichen, Ahorne, Roßkastanien, Hagedorne, bieten die verschiedenartigsten Möglichkeiten, vor allem könnten unzählige Tiere damit ernährt werden. Es handelt sich zunächst darum, bei der städtischen Bevölkerung den Sinn für diese Möglichkeiten zu erwecken und namentlich unter der Jugend die nötigen naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu verbreiten, die für das Sammeln solcher Produkte die Vorbedingung sind.

Unwissende Dilettanten wollen uns einreden, wir hätten nicht genug Land zum Anbau. Diese Menschen haben sich nie klar gemacht, welcher Steigerung der Anbau überall, auch auf den am sorgfältigsten kultivierten Flächen, noch fähig ist. Der Boden ist begrenzt, die Nutzung des Bodens nicht, sagt ein chinesisches Sprichwort. Doch rede ich jetzt nicht von den Möglichkeiten, die sich da draußen auf dem Lande dem Getreide- oder dem Hackbau bieten, nicht von Äckern und Feldern, die bei sorgfältiger Bestellung das Dreifache, ja das Zehnfache ergeben könnten, sondern ich rede von der städtischen Landwirtschaft.

Warum können wir nicht die Ziergärten unserer Städte, die jetzt nur Rosen, Nelken und andere hübsche Überflüssigkeiten hervorbringen, mit Nutzpflanzen bestellen? Nicht einmal das Auge braucht darunter zu leiden, denn ein Gemüsegarten sieht keineswegs häßlich aus. Ferner gibt es auch in den am dichtesten besiedelten Großstädten noch zahlreiche unbebaute Flecke. Durch alles dies könnten wir uns, zwar vielleicht nicht sofort, aber ganz gewiß im Laufe der Jahre, eine Quelle des Wohlstandes erschließen, von deren Ergiebigkeit die Wenigsten einen Begriff haben. Glaubt man aber, daß das alles nicht reicht, so nehme man die unmittelbar an die Stadt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

grenzenden Flächen hinzu. Es leidet gar keinen Zweifel, daß eine Stadt wie Hamburg, die noch weite Flächen nutzbaren Landes umschließen und vor deren Häusern noch Tausende von Gärten sich dehnen, mehr Gemüse bauen könnte, als sie braucht. In ebenso günstiger Lage ist Berlin. Es hat vor seiner Tür das Tempelhofer Feld, so groß, daß noch ein paar Millionenstädte dort Platz hätten. Und diese ungeheure Fläche liegt völlig brach. Wahrscheinlich steht es mit allen Großstädten so, sie haben entweder innerhalb ihrer Straßen oder vor ihren Toren verfügbares Land in Hülle und Fülle.

Und diese Flächen brauchen nicht in der hergebrachten rohen Weise bebaut zu werden. Gerade in der Stadt sind für einen Gartenbau, der den wissenschaftlichen Anforderungen entspricht, alle Vorbedingungen gegeben. Es ist keine zu kühne Annahme, daß die städtische Landwirtschaft der Ausgangspunkt einer ganz neuen Ära des Landbaus überhaupt werden könnte. Von hier könnte eine ähnliche Umwälzung ausgehen, wie vor hundert Jahren die Ersetzung der Dreifelderwirtschaft durch das System des Fruchtwechsels es war, und in ihrem Gefolge könnten wir noch einmal eine ähnliche, ja noch größere Steigerung der Erträge erleben.

Der Gartenbau, der auf ganz kleinen Flächen mittelst fleißiger und sorgsam durchdachter Arbeit und in steter Anlehnung an die Wissenschaft riesige Ernten gewinnt, ist die Landwirtschaft der Zukunft. Der Gärtner ist nicht der Sklave der Natur, wie der Bauer. Er ist nicht abhängig von den Launen der Witterung, er kennt keinen schlechten Boden, er bedarf keiner gewaltigen Mengen von Dünger, er plagt sich nicht mit unbeholfenen Werkzeugen. Seine liebevoll eindringende Arbeit, die jeder einzelnen Pflanze, jedem kleinsten Umstand gerecht wird, steht so hoch über der gangbaren Ackerwirtschaft wie die Handarbeit des Künstlers über der Maschinenarbeit.

Sehr viele Gärtner wissen schon jetzt ihrem Boden in einem Jahre zwei bis vier Ernten abzugewinnen. „Der Acker wird dabei vom Frühjahr bis zum Winter niemals ganz leer; er weist meist zwei, zuweilen auch drei Pflanzenarten in verschiedenen Entwicklungsstadien und zweckmäßiger Anordnung nebeneinander auf." Freilich erfordert diese Mannigfaltigkeit ein hohes Maß von Geschick, „wenn alle Arbeiten zweckmäßig, rechtzeitig und mit Ausnutzung jedes Vorteils erledigt werden sollen. Das wohlüberlegte Ineinandergreifen der mannigfaltigen, in den ersten sonnigen Februartagen beginnenden und bis tief in den November und Dezember hinein dauernden Bestell-, Pflege- und Erntearbeiten muß jedem aufmerksamen Beobachter Bewunderung abgewinnen". (David, a. a. O. Bd. 1, S. 135 f.)

Nur ganz kleine Flächen Landes, sagte ich, sind für den fortgeschrittenen Gärtner erforderlich. Auch dafür liegen bereits Erfahrungen vor. In seinem ausgezeichneten Buch: Riches and poverty (London 1905) sagt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Chiozza Money: „Wenn Jersey Nahrung zum Werte von £ 50 auf den acre [= 0,4 ha] hervorbringen kann, so können wir es auch. In Bournville [einer Arbeiterstadt, die ein einsichtiger Menschenfreund bei Birmingham geschaffen hat] bringen tatsächlich die Gärten 59 £ auf den acre, und diese werden von Männern, die ihren Unterhalt hauptsächlich als Industriearbeiter gewinnen, in ihren Mußestunden bestellt. In Brighton zieht ein gewisser Henry Vincent, Kellner in einem Hotel, in seinen Mußestunden auf einem Garten von nur $^1/_2$ acre [= 20 Ar] Gemüse, die er für 60 £ jährlich verkauft. Ein Korrespondent schreibt mir aus Leicestershire von einem anderen Besitzer, der weniger als einen acre hat und einen Ertrag von über 100 £ jährlich gewinnt."

Man bedenke, was das heißen will: auf weniger als 0,4 ha mehr als 2000 M.! Über 5000 M. auf einem ha! Der ha erzeugt (nach Walter Claaßen, Die deutsche Landwirtschaft, 1908, S. 47) im Groß- und Mittelbetrieb 113 M., im Kleinbetrieb 191 M. Jener Engländer wirtschaftet also aus seinem Garten beinahe das Dreißigfache von dem heraus, was der Ackerbau selbst bei dem einträglichen Kleinbetrieb erreicht.

Und will man diesen und ähnliche Fälle als Ausnahmen beiseite schieben, was sagt man denn zu Jersey, wo Leistungen von nicht viel geringerer Höhe ganz allgemein sind? Die Landleute dieser Insel erzielen 2500 M. auf jeden ha, und das auf einem wenig ergiebigen Felsboden und bei keineswegs besonders günstigem Klima.

Aber auch in manchen Teilen Süddeutschlands konnte man schon vor Jahrzehnten annähernd ebenso großartige Ergebnisse beobachten. L. Rau (angeführt bei Settegast, Die Landwirtschaft und ihr Betrieb, S. 158) berichtet über die Gemüsebauern von Bobenheim in der Rheinpfalz. Diese gewannen ihren Unterhalt auf der lächerlich kleinen Fläche von 48 preuß. Quadratruten. Die ganze Gegend ist, seit man zu intensivem Anbau übergegangen ist, zu Wohlstand gelangt, während sie früher nicht viel mehr als eine Einöde war. Rau erklärt, daß die wohltätige Änderung ganz und gar dem Spatenbau zu danken ist. „Je mehr der Landbau gartenmäßig betrieben wird, desto mehr Hände können sich durch denselben ernähren, um so reichlicher wird der Ertrag."

Aber das großartigste Beispiel bieten die Chinesen. Von diesen sagt Liebig am Schluß einer eingehenden Betrachtung: „Diese Mitteilungen dürften genügen, um dem deutschen Landwirt die Überzeugung beizubringen, daß seine Praxis gegen die des ältesten ackerbautreibenden Volkes in der Welt sich verhält wie die eines Kindes zu der eines ausgereiften Mannes" (Chemische Briefe, angeführt bei David, S. 412). Kleinbetrieb und Spatenkultur im Bunde mit einer uns unglaublich dünkenden Sorgfalt in der Ausnutzung des Düngers haben es ermöglicht, daß in einigen Teilen die Bevölkerung eine fabelhafte Dichte erreicht hat. Nur in einigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

— im ganzen ist die Besiedlung keineswegs so dicht, wie man früher übertreibend annahm. Desto bewunderungswürdiger sind die Leistungen jener wenigen Provinzen. Dabei ist das Klima kaum viel milder als bei uns, überhaupt ist China von der Natur durchaus nicht besonders begünstigt, vielerorts ist das Land gebirgig, der Boden dürr, die gewaltigen Flüsse überall, wo sie nicht mit vieler Not gezähmt werden, eine wahre Plage durch ihre Überschwemmungen, nur die Bewässerung ist reichlich.

Mit Japan steht es ebenso. Wir haben es hier nicht zu tun mit dessen neuester Wandlung zum Industrie- und Raubstaat, die ihm eine ähnliche glänzende Machtstellung nach außen und ähnliches Elend im Innern verheißt wie seinem Vorbild England. Hier geht uns nur der Agrarstaat Japan an. Von ihm hören wir, daß die drei Hauptinseln, die zusammen halb so groß wie Deutschland sind, im Jahre 1861 eine Bevölkerung von 43 Mill. ernährten. Also eine viel dichtere Besiedlung als im heutigen Deutschland! Und auch hier sind die natürlichen Vorbedingungen gar nicht besonders günstig. Diese Inseln liegen zwar zwischen denselben Isothermen wie Frankreich, sind aber fast ganz mit Gebirgen erfüllt. Nur dem Gartenbau seiner Kleinbauern, unter die fast das ganze Land aufgeteilt ist, verdankt Japan seine Blüte.

Settegast weist darauf hin (S. 159), daß selbst unsere eigene Vorzeit, das verachtete Mittelalter, uns im Gartenbau überlegen war. „Das Mittelalter pflegte in vielen Gegenden den feldmäßigen Gartenbau mehr als die Neuzeit mit ihrer oft nur dem Nächstliegenden zugewandten Sorge. ... Und mit diesen Kulturen schwand vielfach auch der Sinn für eine sorgfältige Ackerbestellung. Der gärtnerisch Geschulte übertrug die ihm zur Gewohnheit gewordene Sauberkeit der Gartenarbeit auch auf die Technik des Feldbaues, so daß die Gärtnerei die Lehrmeisterin des Landwirts wurde."

Was Chinesen und Japaner können, was unsere Vorfahren vor 500 Jahren konnten, sollten das unsere Landsleute nicht auch fertig bringen? Wir müssen nur den Stimmen Schweigen gebieten, die unaufhörlich jammern, Deutschlands Boden sei unergiebig, seine Bewohner seien auf die Erzeugnisse fremder Erdteile angewiesen. In Wahrheit könnten wir fast alles, was wir brauchen, im eigenen Lande erzeugen, wenn wir nur wollten. Raum ist genug und übergenug vorhanden, Klima und natürliche Ergiebigkeit des Bodens lassen auch nichts zu wünschen übrig; was einzig und allein fehlt, das ist der Unternehmungsgeist und der frische Mut, der sich an neue Aufgaben heranwagt. Hier ist gerade von der städtischen Bevölkerung, die engere Beziehungen zur Wissenschaft unterhält, viel mehr zu erhoffen als von der ländlichen, die leider nur zu oft in ihren Gewohnheiten eingerostet ist.

Bisher ist in Deutschland erst $^1/_{30}$ der Ackerfläche unter Spatenkultur. Wo aber Gartenbau getrieben wird, hat er da etwa die Grenze seiner

Leistungsfähigkeit erreicht? Weit gefehlt. Von unseren Gärtnern kann man doch gewiß nicht sagen, daß sie von den Launen der Witterung unabhängig seien. Um das zu erreichen, müßten sie mindestens durch sogenannte Kalthäuser, die ohne große Mühe und Kosten zu haben sind, die empfindlichen Pflanzen gegen den Frost schützen. Die Kultur von Gemüsen und Obst unter Glas befindet sich aber in Deutschland noch in den Anfängen, während man z. B. in Belgien darin schon weiter ist. Ja, es bedarf nicht einmal der Kalthäuser, auch die im Freien stehenden Pflanzen kann man durch Decken oder Stroh gegen den Nachtfrost schützen. Wird doch in Jersey jede einzelne Birne am Baum durch ein besonderes Hütchen geschützt. Auch in der Herrichtung eines günstigen Bodens könnte in unseren Gärten noch viel mehr geschehen, sowohl was die Zusammensetzung als auch was die Lockerung des Bodens betrifft. Ferner braucht der Gärtner weder Unkräuter noch tierische Schädlinge zu dulden. Wenn der Getreideacker vom Rost oder Mutterkorn befallen wird, so steht der Landmann hilflos und untätig daneben. Der Gärtner dagegen entfernt jedes kranke Blatt, jede Raupe, und erstickt jedes Übel im Keim. Zu all diesem bedarf es keiner kostspieligen Anlagen, keiner Maschinen. Spaten und Hacke, die seit der Urzeit gebräuchlichen Geräte, die auch die Naturvölker Afrikas und Polynesiens handhaben, genügen dem Gärtner.

Aber etwas anderes verlangt der Gartenbau: sehr viele und billige Arbeitskräfte und peinlich genaue Sorgfalt. Ja, aber, so wirft man ein, wo sollen diese Kräfte herkommen? Ist doch jetzt schon die Leutenot die stehende Plage der Landwirtschaft. — Nun, da gibt es Rat. Im Garten ist nämlich für jeden Arbeitswilligen Platz, auch schwache Personen können sich nützlich machen. Während der Pflug, die Sense und die landwirtschaftlichen Maschinen, desgleichen die Lenkung und Wartung der Pferde und Rinder nicht nur Geschicklichkeit und Übung, sondern auch bedeutende Körperkraft erfordert, kommt es im Garten mehr auf Sorgfalt an. Bei den Naturvölkern ist daher der Garten meist Sache der Frau. Hand und Auge spielen eine größere Rolle als der Arm. So werden auch zahlreiche Kriegsbeschädigte, selbst Männer mit einem Arm oder Bein, hier noch brauchbar sein. Wie wenig der Garten die volle Kraft eines Mannes erfordert, sieht man schon daran, daß er jetzt in vielen Fällen durch Fabrikarbeiter bestellt wird, die diese Arbeit eher als eine Erholung ansehen. Von der Arbeiterstadt Bournville bei Birmingham ist schon die Rede gewesen. Aber auch am Rande unserer Großstädte kann man abends und besonders Sonntags fleißige Leute sehen, die die gesunde und erfreuliche Gartenarbeit der sogenannten Erholung in der Kneipe oder im Kino vorziehen. Freilich pflegt der Ertrag ihrer Gärten nur bescheiden zu sein, aber das liegt nicht an der unzureichenden Kraft, sondern an der ungenügenden theoretischen Vorbereitung. Bei gehöriger Anleitung könnten sie ein Vielfaches ihrer Ernten erzielen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die wichtigste Arbeitskraft aber ist bisher in der Großstadt noch so gut wie gar nicht ausgenutzt. Es treiben sich Millionen von Kindern umher, die nicht wissen, was sie mit ihrer freien Zeit anfangen sollen, und sich und Anderen zur Plage gereichen. Für sie alle, für größere und kleinere, gibt es im Garten eine Fülle von nützlicher Beschäftigung, auf die sie sich mit Freuden stürzen würden. Graben und Hacken, Zurechtschneiden und Einrammen von Stützen, Festbinden von Ranken, Unkrautjäten, Einsammeln und Heimbringen der Früchte, Pflege von Hühnern und dergleichen — welch eine Schule der Ordnung, der Umsicht, der Willenskraft, welch eine Erziehung für Auge und Hand, und wieviel ersprießlicher ist das alles für Körper, Geist und Charakter als etwa der oft einseitige Sport, worin eine Unsumme von Kraft in unwirtschaftlicher Weise vergeudet wird!

Allerdings, damit das Ideal erreicht werde, daß jeder Stadtbewohner zugleich ein Landmann sei, müßten zwei Bedingungen erfüllt werden. Zunächst müßte der Schulunterricht von seiner bisherigen Einseitigkeit befreit werden und dem ältesten und wichtigsten aller Gewerbe, der Landwirtschaft, die ihr gebührende Aufmerksamkeit zuwenden. Ich darf wohl wiederholen, was ich zu Anfang des Krieges in meinem Buch „Der englische Gedanke in Deutschland" (S. 124 f.) gesagt habe: „Es ist unglaublich, in welcher Unwissenheit in bezug auf diesen wichtigen Berufszweig unsere Jugend aufwächst. Was wissen denn unsere gelehrten Real- und Oberrealschüler von Fruchtwechsel, von Düngung, von Mast- und Stallfütterung? Sie wissen weder, was ein Zuchtstier, noch was ein Zuchthengst ist. Sie wissen nicht, wie ein Pferd aufwächst und wie es zur Arbeit geschickt gemacht wird. Sie wissen nicht, wieviel Liter Milch eine Kuh gibt, wieviel Ar zu einem Hektoliter Getreide gehören. Sie wissen weder etwas vom Säen noch vom Dreschen, allenfalls haben sie davon munkeln hören, daß dergleichen mit Maschinen gemacht werden kann. In unseren Lesebüchern stehen Stücke aus allen Gebieten, von der Cheopspyramide bis zum Bau eines Kriegsschiffs und der Herstellung einer modernen Zeitung, nur die Landwirtschaft ist nicht vertreten. Erst recht nichts erfahren die Schüler natürlich von den erstaunlichen Möglichkeiten, die die Landwirtschaft bietet, von den Fortschritten, die uns mit der Zeit vom Klima und den Jahreszeiten unabhängig zu machen versprechen. Unsere Schulen tun gerade, als ob sie lauter Techniker und Ingenieure auszubilden haben, sie nötigen auch dem künftigen Kaufmann eine Unsumme von Technologie auf, aber von dem notwendigsten und am nächsten liegenden Teil der Naturwissenschaften erfährt er gar nichts." Dies näher auszuführen, gestattet hier der Raum nicht, aber gewiß ist, daß Naturgeschichte, Naturlehre und Geographie gründlich umgelernt werden müssen.

Und ferner müßte man bei dem Ausbau der Städte auf die künftigen Gartenanlagen von vornherein Rücksicht nehmen. Wie jetzt unsere Verkehrsmittel beschaffen sind, ist es gar nicht nötig, daß die Menschen sich so

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eng zusammendrängen. Die Grundbesitzer würden mit niedrigen Gartenhäuschen mit der Zeit schon auf ihre Rechnung kommen, solange sie aber glauben, daß sie sich bei dem einmal hergebrachten Kasernenbau besser stehen, müßte die Gemeinde oder gemeinnützige Gesellschaften einspringen. Vielleicht kommen wir in nicht zu ferner Zeit dahin, vielleicht erlebt es das folgende Geschlecht noch, daß an Stelle der grauen, eintönigen Steinhaufen freundliche Gartenstädte treten, die sich meilenweit ausdehnen und sich zuletzt unmerklich in die rein ländlichen Gegenden verlieren. Ja, endlich müßte der Gegensatz zwischen Stadt und Land überhaupt zurücktreten, das ganze Vaterland würde ziemlich gleichmäßig mit nicht zu großen und nicht zu kleinen Siedlungen bedeckt sein, deren jede das zum Leben Nötige größtenteils selber hervorbringt.

Das ist ein Ziel, das erst in ferner Zukunft winkt. Aber mit der städtischen Landwirtschaft kann schon jetzt der Anfang gemacht werden. Der allgemeine Zug der Zeit geht auf Natur und naturgemäße Betätigung. Sache aller Einsichtigen ist es, diese unbestimmte Sehnsucht auf den richtigen Weg zu leiten.

Ernst Müller-Holm.

Vom allgemeinen Wert des künstlerischen Tanzunterrichts für Dilettanten.

In einer Schule für künstlerischen Tanz, in der neben den Ausbildungsklassen für Künstlerinnen auch Dilettantenkurse eingerichtet sind, ist von vornherein die Zahl der Dilettanten überwiegend, ja oft setzt sich aus ihr das ganze Schülermaterial einer solchen Schule zusammen. Denn wahrhaft künstlerisch Begabte gibt es auch in dieser Kunst nur wenige, und diese kommen sehr oft nicht in eine solche Schule, weil sie immer noch den falschen Ehrgeiz haben „alles aus sich selber" zu können. Sie vergessen, daß Begabung allein noch keine Gewähr bietet, ohne jedes Studium etwas künstlerisch Gutes zu leisten, und es auch in der Tanzkunst Gesetze gibt, gegen die man nicht unbeschadet verstoßen darf, sondern daß man sich ihrem Studium unterziehen und sein Talent an den Erfahrungen und Kenntnissen läutern muß, die andere vor einem gemacht haben. —

In dem Maße, wie die moderne Tanzkunst sich entfaltet und sich als neue, wirkliche Kunst behaupten will, sollte auch das Verständnis für ihre künstlerischen Gesetze und Ausdrucksmittel wachsen, und es sollten damit auch die Anforderungen, die man an die Kunst einer Tänzerin stellt, sich steigern.

Wenn nun hiermit einmal die Notwendigkeit einer tänzerischen Erziehung für Künstlerinnen betont wird, so liegt darin zu gleicher Zeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Hinweis auf den Wert der Dilettantenkurse. Denn, um für ihre Kunst das wahre Verständnis zu finden, braucht die Tänzerin ein Publikum, das sich nicht kritiklos und mehr oder weniger gutwillig schönen Eindrücken hingibt, um diese unbewußt zu genießen, sondern sie will in ihrem Publikum nachfühlende, das heißt vor allen Dingen mit dem Bewegungsgefühl mitgehende Zuschauer haben. Wie wenig gutes Publikum es aber in diesem Sinne für eine Tänzerin gibt, zeigt die große Verständnislosigkeit, die sich immer noch an den verschiedenen Tanzabenden des Winters breit macht und Kunst nicht von Unkunst und Dilettantismus zu unterscheiden vermag. Da werden oft Urteile gefällt, die aus ganz unsinnigen Voraussetzungen entspringen, und die zeigen, wie wenig der Sinn, der allein zum Erlebnis eines Tanzkunstwerks führen kann, nämlich der Bewegungstrieb und das mitschwingende Körpergefühl, noch in den Zuschauern lebendig ist. Denn der Tanz ist keine Kunst, die in Posen, Gesten und schönen Bildern ihre Ausdrucksmittel suchen darf, sondern seine künstlerische Sprache ist die Bewegung, die in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit mit allen motorischen und dynamischen Unterschieden das Material ist, mit dem die Tänzerin schafft.

Wenn nun der Tanz den Beweis seiner künstlerischen Berechtigung lebendig in dem Zuschauer erbringen soll, so muß mit allen falschen Voraussetzungen und Überlieferungen, die einer wahren Erkenntnis im Wege stehen, aufgeräumt werden, und eine allgemeine Erziehung beginnen, die die Menschen wieder fähig macht, jenem Material gerecht zu werden. Das aber kann nur dadurch geschehen, daß man in ihnen selbst den Bewegungstrieb und die Freude an der Bewegung des eigenen Körpers weckt, und damit auch das Verständnis für die Tanzkunst auf die rechte Bahn lenkt.

Diese allgemeine Erziehung eines breiteren Publikums nehmen nun jene Schulen in die Hand, die neben ihren Ausbildungsklassen für Künstlerinnen auch Dilettantenkurse einrichten, in denen Kinder und Erwachsene Aufnahme finden, um sich auf dem Gebiete der Körperkultur technisch und geistig zu vervollkommnen. Die Dilettantenklassen einer Tanzschule sind nun oft aus sehr ungleichem Schülermaterial gebildet. Das findet seine Erklärung zur Hauptsache darin, daß diese Schüler anfänglich alle mit den verschiedensten Voraussetzungen und Erwartungen in einen solchen Kursus eintraten, und daß auch die inneren und äußeren Beweggründe, die sie dazu veranlaßten, so verschiedener Art waren. — Ich selbst unterrichte seit 6 Jahren Dilettantenklassen für künstlerischen Tanz und rhythmische Gymnastik und habe unter einer großen Reihe guter, brauchbarer Schüler auch oft recht seltsame Erscheinungen gefunden. Es gab zum Beispiel Schülerinnen, die sich für diesen Unterricht anmeldeten, weil sie sich einmal hatten von der Sache

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erzählen lassen und es sich ganz hübsch dachten, mitzumachen, ohne eine Ahnung zu haben, was man von ihnen verlangen würde und was den Unterrichtsstoff des Lehrplans bildete.

Diese jungen Damen kamen recht eigentlich aus Versehen in den Unterricht, und es kam wohl vor, daß sie sich bald enttäuscht zurückzogen, weil sie etwas ganz anderes erwartet hatten, jedenfalls mehr Vergnügen und weniger Mühe. Daß man hoffte, Blutstocken und kalte Füße durch Teilnahme am Tanzunterricht zu beseitigen, kam auch wohl einmal vor, doch im allgemeinen hatten die Wünsche einen Hintergrund, der nicht ganz und gar aus dem Rahmen der Sache fiel. — Viele Mütter schickten ihre jungen Töchter, damit sie sich durch den körpertechnischen Unterricht einer besseren Haltung und eines graziöseren, äußeren Auftretens befleißigten. Andere erhofften durch die rhythmisch-musikalischen Übungen ihren speziell rhythmischen Fähigkeiten aufzuhelfen, oder durch die freie, regelmäßige Bewegung gesundheitlich ihrem Körper zu nützen. Oft gab es auch Elemente unter den Schülerinnen, denen der moderne Tanz ein sehr willkommener, neuer Berufszweig schien, dem sie sich nach ein paar Monaten Hüpfübungen mit Leichtigkeit widmen könnten, und sie sahen sich schon als gefeierte Tänzerinnen beklatscht und berühmt. Sie dachten die vorläufige Kritiklosigkeit des größeren Publikums als Sprungbrett zu benutzen, um in der Öffentlichkeit mit ihrer armseligen Mache den Leuten die Begriffe zu verwirren. Oft war es diese Gewissenlosigkeit, oft aber auch ihre eigene Kritiklosigkeit, die sie solche Hoffnungen hegen ließ.

Mit richtigen Voraussetzungen kamen eben nur diejenigen, die von vornherein instinktiv oder schon bewußt das Wesen dieser neuen Kunst geistig erfaßt hatten und so die rechte Vorbereitung mitbrachten, auf der man ohne weiteres aufbauen konnte. Ihre Erwartungen, die sie an den Unterricht knüpften, waren richtig und auf das Wesentliche eingestellt und wurden daher auch nicht enttäuscht. Die anderen aber mußten allmählich im Laufe des Unterrichts durch Wort und Beispiel auf das Richtige geführt werden.

Es ist selbstverständlich, daß man an die Leistungen eines Dilettanten nicht dieselben Anforderungen stellt, wie an diejenigen der Ausbildungsschüler. Doch können sie wie diese das Material, den Körper, zu vollkommenster Beherrschung bringen. Wenn auch da, wo die künstlerische Forderung einsetzt, eine Dilettantenarbeit nie ihren Charakter verleugnet, so kann trotzdem diese Arbeit von einem künstlerischen Feingefühl zeugen, das auf ein echtes Verständnis für das Material zurückführt, auch wenn ihr die ursprüngliche Schöpferkraft fehlt, die aus dem Unbewußten entspringt und alles zusammengetragene Material zu einer Einheit im höheren Sinne gestaltet. Das künstlerische Feingefühl und das Verständnis für das Material aber macht aus dem guten Dilet-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tanten zugleich den besten Freund und Beurteiler der Tanzkunst. Und das sollte das Ziel sein — neben aller praktischen Arbeit zur Heranbildung eines gesunden, bewegungsgewandten Körpers —, den Dilettanten einer Tanzschule eine gute Grundlage ihres künstlerischen Urteilsvermögens zu geben, kraft dessen sie berufen sind, der neuen Kunst die Wege zu ebnen und ihren Einfluß unter den Laien geltend zu machen, die keine solche Schulung durchgemacht haben. Denn sie urteilen nicht wie diese von ganz persönlichen ästhetischen Gesichtspunkten aus, sondern sie danken es persönlicher Arbeit und Erfahrung, wenn sie ein Tanzkunstwerk in seiner ganzen Ausdrucksstärke erleben können.

Gertrud Falke.

Ein Besuch Paul Heyses bei Theodor Storm in Hademarschen.

Erzählt von

Gertrud Storm.

Der spätere Verleger meines Vaters, Alexander Duncker, gab eines Tages (1850) dem jungen Dichter Paul Heyse, der schon durch seinen „Jungbrunnen" bekannt war, ein Heft, betitelt „Sommergeschichten und Lieder", von einem ganz unbekannten Dichter. Er bat Paul Heyse, es zu lesen und ihm dann zu raten, ob er es in Verlag nehmen könne. Paul Heyse gab es ihm mit den Worten zurück, „er könne ihm nur Glück wünschen, die Bekanntschaft dieses unbekannten Dichters gemacht zu haben". Als mein Vater 1853 nach Potsdam kam, lernten sich die beiden Poeten im Hause des bekannten Kunsthistorikers Franz Kugler kennen. Er schilderte den jungen Paul Heyse als die hübscheste, poetischste und geistvollste Erscheinung, die ihm je vorgekommen sei.

Paul Heyse verlobte sich mit Margarete Kugler. Zu seiner Hochzeit waren auch meine Eltern eingeladen. Vater konnte uns Kindern später nicht genug erzählen, wie schön das junge Paar an ihrem Lebensfeste gewesen — bei der Hochzeitstafel wurden beide von den Gästen mit einem Kranz von weißen Rosen geschmückt.

Wie sehr liebten wir Kinder Paul Heyses Dichtungen, die uns unser Vater schon früh in die Hand gab. Ich erinnere mich dessen noch so deutlich, wie ich mich an einem Sommermorgen mit einem Band Novellen von Paul Heyse zu unserer Birkenbank in den Garten flüchtete. Ganz versunken in die anmutige Dichtung, merkte ich nicht, daß mein Vater auf seinem Rundgang durch den Garten leise zu mir unter die Birke getreten war. „Was liest du da?" fragte er mich. „Novellen von Paul Heyse!" „Dann bist du in guter Gesellschaft, mein Kind", sagte er und ging weiter.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der 13. September 1881 war ein heißer Spätsommertag. Meine Schwester Ebbe und ich saßen in der Veranda unseres Landhauses in Hademarschen und hielten Mittagsruhe. Durch die geöffneten Fenster sah man aus dem dunklen Grün der Tannen die roten Vogelbeeren leuchten und die weißen Birkenstämme, deren zarte Zweige leise im Winde hin und her schwankten. Es war sehr heiß in der Veranda, — die Sommerfliegen summten um uns herum, wir ließen bald ermüdet unser Buch in den Schoß sinken und begannen mit offenen Augen zu träumen. Meine Schwester, eine schlanke 17jährige, die den Fortzug von Husum noch nicht recht verwunden hatte, verfiel in eine weltschmerzliche Stimmung und reimte:

„Ach diese Welt voll Kummer,
Voll Kummer und voll Brummer,
Voll Brummer und voll Fliegen,
Sie kann mir nicht genügen." —

Ich lachte — da sahen wir um die Hausecke einen großen, schönen Mann biegen. Auf dunklen, schon ein wenig ergrauten Locken trug er einen großen, weichen schwarzen Filzhut, unter dem zwei tiefblaue Poetenaugen leuchteten. Er trat leise zu uns in die Veranda. Ich dachte: „Ein Italiener!" Wir waren es ja gewöhnt, daß zu jeder Stunde ein fremder Gast zu uns ins Haus trat, um unseren Vater zu begrüßen und ihn kennen zu lernen.

Er gab sich uns als der Dichter Paul Heyse, der uns ja schon lange kein Fremder mehr war, zu erkennen. Im Triumphe führten wir ihn zu unserem Vater, der, in seinem Studierzimmer auf dem Sofa liegend, seine Mittagsruhe hielt. Ich sehe noch heute, aus der Erinnerung heraus, die Freude aus seinen lieben Augen strahlen.

Nun folgten drei unvergeßliche Tage, die sich wie ein grüngoldener Fleck aus meiner Erinnerung abheben — trotzdem sie ganz still verflossen. Ich weiß auch nicht bestimmt, ob wirklich immer die Sonne schien und die Rosen und roten Vogelbeeren noch tiefer leuchten ließ. —

Paul Heyse hatte etwas von dem berühmten Rattenfänger an sich in seiner hinreißenden Freundlichkeit und seiner wunderbaren Kunst des Erzählens. Er war immer von alt und jung umgeben — jungen Mädchen, Kindern und alten Leuten, wo immer er sich blicken ließ.

An einem Nachmittag hatten wir einige Freunde, die unseren berühmten Gast gerne kennen lernen wollten, zum Tee geladen.

Immer wenn ich an diesen Nachmittag denke, sehe ich Paul Heyse auf unserer, von Linden überschatteten Terrasse stehen; mit dem Rücken an die Hauswand lehnend und lächelnd auf den Kreis jüngster, junger und alter Menschenkinder blickend, erzählte er, wie ich nie wieder einen Menschen habe erzählen hören.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine kleine, zierliche, sehr alte Dame blickte zu ihm in die Höhe und bat: „Schreiben Sie doch noch einmal eine Geschichte von Mutter und Sohn" — sie war Mutter von vielen Söhnen.

Es gehörte zu den heimlichen Freuden meines Vaters, seine Gäste zu einem kleinen, im Park von Hanerau verborgenen Mennonitenkirchhof zu führen. Durch das anmutige, im Schatten alter Kastanien gelegene Dorf Hanerau ging es über Wiesen und lauschige Waldwege, durch ein lebendiges, grünes Tor zu diesem friedlichen Fleckchen Erde. Wenn dann unser Gast, ganz vertieft im Gespräch, aufblickend, sich plötzlich auf einem stillen, grünen Friedhof erblickte, war meinem Vater seine Überraschung wieder einmal gelungen. Natürlich wurde auch Paul Heyse hierher geführt, und wir durften nichts verraten. Der Friedhof ist noch heute dort zu finden. Die Gräber sind alle mit grünem Rasen bedeckt, nur eine kleine graue Steinplatte verrät den Namen, das Geburts- und Todesjahr, als einziger Schmuck blüht auf einigen Gräbern ein weißer Rosenstrauch.

Vorm Eingang zum Friedhof stand eine Bank, auf der die beiden Dichterfreunde Platz nahmen, wir anderen standen natürlich und lauschten wieder Paul Heyses Erzählungen, die so sanft und anmutig von seinen Lippen flossen. —

Mit einer Sache war aber unser lieber Vater nicht ganz einverstanden. An einem Abend — meine Schwester Ebbe und Cousine Lucie Storm spielten im Eßzimmer ein Konzert von Händel, wir anderen saßen auf der Terrasse — gab Paul Heyse uns Zigaretten und lehrte uns sie zu rauchen, wir waren sehr gelehrige Schülerinnen. —

Zwei Verse, die der Dichter meiner jüngsten Schwester Dado und mir ins Poesiealbum schrieb, geben die Stimmung dieser schönen Sommertage wieder.

In das Buch meiner Schwester — sie war noch ein Kind — schrieb er:

„Wann werd ich wieder bei dir sitzen,
Und sehn deine lustigen Augen blitzen,
Und mit dir rote Grütze essen?
Bis dahin hast du mich vergessen!
Und komm ich unversehens daher,
Fragst du: „Mit wem hab ich die Ehr?"
Doch kennst du mich noch,
Dann machst du mich froh!
Leb wohl, behüt di Gott, mein klein Dodo."

Und mir, die ich stiller zu ihm war, denn ich litt in meiner Jugend unter einer quälenden Verlegenheit:

„Das ist ein lieblich Treuhalten
Zwischen der Jugend und den Alten."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im Nachlasse meines Vaters findet sich ein altes, graues Heft, in dem über Paul Heyses Besuch vom 13.—16. September 1881 in Hademarschen steht:

„Er ist einer von den wahrhaft liebenswürdigen Menschen, nach ihrem Scheiden bleibt noch längere Zeit ein Leuchten an den Orten, wo sie gewesen sind." —

Was andre sagen

Preußische Jahrbücher. Herausgeber: Hans Delbrück. Bd. 169, Heft 2.

Politische Korrespondenz. Vom Herausgeber.

„. . . Wer in der Politik einen rationellen Zusammenhang sucht, hätte schließen müssen, daß, nachdem Herr von Bethmann Hollweg glücklich entfernt war, sein Nachfolger, Herr Michaelis, die (Friedens-)Resolution mit Entrüstung zurückweisen und der Reichstag als Vertreter des deutschen Volks, das um seine Zukunft besorgt ist, sie mit überwältigender Majorität ablehnen werde. Herr Michaelis hat die Resolution nicht nur nicht abgelehnt, sondern hat mit runden Worten erklärt, daß die Ziele, die er sich stecke, sich im Rahmen dieser Resolution erreichen ließen, und darauf hat der Reichstag sie mit 212 gegen 126 Stimmen bei 17 Enthaltungen angenommen. Aber nicht nur das, sondern auch die Parteien, die mit nein stimmten, haben sachlich ihr Einverständnis kundgegeben. Die Nationalliberalen brachten eine Gegenresolution ein, die ebenfalls die Eroberungen ablehnte, und dafür die dauernde Versöhnung der Völker forderte; ja sogar die Konservativen, bei denen sonst der alldeutsche Patriotismus besonders aufzuschäumen pflegte, ließen eine Erklärung abgeben, „zu Friedensverhandlungen wird Deutschland bereit sein, sobald die Feinde unter uneingeschränktem Verzicht auf Forderungen zwangsweiser Gebietserwerbungen und Entschädigungen sie anbieten". Daß sie daneben in vielen hinzugefügten tapferen Worten ihre alten Forderungen von Entschädigungen und Sicherungen für Deutschland aufrechterhalten, steht zwar im Widerspruch mit dem angeführten Satz, hebt ihn aber nicht auf. Denn wenn man erst auf der Basis des Status quo ante in Verhandlungen einzutreten sich bereit erklärt und sich mit dem Gegner an den Verhandlungstisch gesetzt hat, ist man nicht mehr in der Lage, eine andere Verhandlungsbasis zu fordern. Man darf also sagen, daß, wenn auch in verschiedener Form, doch schließlich der gesamte Deutsche Reichstag einmütig und in Übereinstimmung mit dem neu eingetretenen leitenden Staatsmann sich für eine Friedensverhandlung auf der Basis des Status quo ante und ohne Kriegsentschädigung ausgesprochen habe. Die leisen Vorbehalte, die hier und da gemacht sind, z. B. wenn der Reichskanzler selbst seiner Annahme der Resolution zugefügt hat „wie ich sie auffasse", können eine praktische Bedeutung nicht beanspruchen. Nachdem der Satz einmal festgelegt ist: „Der Reichstag erstrebt einen Frieden der Verständigung und der dauernden Versöhnung der Völker; mit einem solchen Frieden sind erzwungene Gebietserwerbungen und politische, wirtschaftliche oder finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar" — nachdem dieser Satz einmal ausgesprochen worden ist, und der Reichskanzler hinzugefügt hat, daß er im Rah-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

men dieser Resolution seine Ziele erreichen wolle, ist es ausgeschlossen, daß, wann und wie die Friedensverhandlungen auch immer beginnen sollten, Deutschland weitergehende Forderungen erhebe. Die Gegner würden uns dann mit lächelnden oder erstaunten oder entrüsteten Gesichtern die Resolution und die Zustimmung des Reichskanzlers entgegenhalten. Wenn einige alldeutsche Blätter den Zusatz des Reichskanzlers „die Resolution, wie ich sie auffasse" als Deckung benutzt haben, um ihren Rückzug zu maskieren, so ist ein solcher Seitensprung im journalistischen Wortgefecht nicht so übel, für internationale Verhandlungen aber gewährt er keine Deckung, und die zukünftige Friedens-Basis steht, was Deutschland betrifft, nunmehr fest. Daß sich auch auf dieser Basis noch tausend Fragen von Schiebungen, Konzessionen und Kompensationen erheben und erörtern lassen, versteht sich von selbst, und wir wollen noch davon reden, macht aber für das Grundgesetz keinen Unterschied.

Wenn nun dem allen so ist, wenn nicht nur die Majorität des Reichstages, sondern dem Sinn und der Sache nach der gesamte Reichstag sich auf den Boden des Verständigungsfriedens gestellt hat, und wenn der neue Reichskanzler auch noch einmal ausdrücklich sich zur Einführung des gleichen Wahlrechts in Preußen bekannt hat, wenn weiter Personalveränderungen in der gleichen Tendenz bevorstehen, wenn also mit einem Wort alles das jetzt geschieht, was man von Herrn von Bethmann Hollweg gefürchtet oder ihm zum Vorwurf gemacht hat — weshalb mußte Herr von Bethmann Hollweg dann von seinem Posten zurücktreten? Schwerlich wird unter den vielen Millionen Zeitungslesern, die am Freitag morgen die Rede des neuen Reichskanzlers lasen, auch nur einer gewesen sein, der nicht gesagt hat, „diese Rede hätte Bethmann Hollweg auch halten können" . . . . Haben die Herren, die gegen Herrn von Bethmann tobten, wirklich geglaubt, ihn durch einen Mann ihrer Richtung ersetzen zu können? Hatten sie keine Ahnung von der Volksstimmung und von unseren Bundesgenossen? Weshalb haben denn, als es zur Entscheidung kam, auch die Konservativen und die Nationalliberalen die alte annexionistische Fahne zusammengerollt und in die Tasche gesteckt? . . .

. . . Der Haupteinwand, der, abgesehen von der sachlichen Differenz über die Kriegsziele, gegen die Friedensresolution erhoben worden ist, ist, daß sie ein neues Friedensangebot darstelle, daß aber unsere bisherigen Friedensangebote immer von unseren Feinden als Zeichen der Schwäche aufgefaßt worden seien, es mit dieser besser gehen werde, man also damit keinen Nutzen, sondern nur Schaden stifte.

Ich gebe zu, daß in dieser Argumentation etwas Richtiges ist. Die feindliche Presse hat auch schon ganz vorwiegend diesen Ton angeschlagen. Ob die Resolution nicht noch etwas anders hätte gefaßt sein können, will ich dahingestellt sein lassen; man hätte vielleicht besser konkret den Grundsatz der Integrität und Souveränität Belgiens anerkannt. Aber die Resolution ist einmal da, so wie sie ist, und man muß sich mit ihr abfinden in dem Gedanken, daß früher oder später eine ähnliche Kundgebung auf keinen Fall zu umgehen war. Wenn sie uns in diesem Augenblick schadet, so liegt der Fehler nicht sowohl darin, daß sie jetzt, als daß sie so spät gekommen ist. Erinnern wir uns, daß im Frühjahr 1915 sechs große wirtschaftliche Verbände eine Eingabe an den Reichskanzler richteten, der sich unter Führung der Professoren Seeberg, Schumacher und Schäfer eine Petition von mehr als 1000 Intellektuellen anschloß, in denen verlangt wurde, daß Deutschland die Oberherrschaft über Belgien behalte, sich von Frankreich das ganze nordöstliche Grenzgebiet von der Somme bis nach Belfort abtreten lasse und in diesen Gebieten den gesamten mittleren und größeren Besitz expropriiere und in deutsche Hand überführe. Ebenso wurde die Annexion eines großen Teiles von Polen unter Vertreibung der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mittleren und größeren Besitzer verlangt. Im Reichstag wurde der Annexionismus nicht nur von den Konservativen und den Nationalliberalen getragen, sondern umfaßte auch viele Mitglieder des Zentrums und reichte bis in die Reihen der Freisinnigen und der Sozialdemokraten. Der Vorsitzende der Zentrumspartei sprach das unbedachtsame Wort, daß Belgien politisch, militärisch und wirtschaftlich in deutscher Hand bleiben müsse. Manche forderten die flandrische Küste, andere die Maaslinie mit Lüttich und Namur. Noch jüngst sind Schriften von hochangesehenen Gelehrten erschienen, die nach völkerrechtlichen Konstruktionen suchten, mit denen Belgien dauernd an Deutschland gefesselt werden könne. Es ist jetzt nicht mehr nötig, die Unausführbarkeit und Unrätlichkeit solcher Bestrebungen nachzuweisen. Sie sind durch die Friedensresolution und die Zustimmung, die der Reichskanzler ihr erteilt hat, endgültig erledigt und begraben. Weiter blickende Politiker hätten aber bereits im August 1914 erkennen können und müssen, daß es so kommen werde. Wie ganz anders stünde Deutschland da, wenn es von Anfang an etwas wie die jetzt angenommene Friedensresolution als sein Kriegsziel aufgestellt und festgehalten hätte! Was damals politische Einsicht war, macht heute, durch den Fortgang des Krieges erzwungen, den Eindruck der Schwäche. Ist das ein Vorwurf, so scheint er in erster Linie Herrn von Bethmann Hollweg treffen zu müssen, denn seine Aufgabe als leitender Staatsmann wäre es gewesen, von weit her das Erreichbare wie das Nützliche zu erkennen und die deutsche Politik auf dieses Ziel einzustellen. Aber seien wir gerecht und verlangen nicht zuviel. Der heutige Krieg ist ein Volkskrieg, der nicht ohne die leidenschaftliche Teilnahme und Hingabe der gesamten Masse geführt und gewonnen werden kann. Indem man die Kraft des Volkes in Anspruch nimmt, muß man aber auch die Instinkte, Vorstellungen und Wünsche der Massen mitwirken lassen, und das Volk ist nach Hegels Ausspruch derjenige Teil des Staates, der nicht weiß, was er will. Das deutsche Volk wollte gewiß keine Weltherrschaft; das deutsche Volk führt diesen Krieg als Verteidigungskrieg; aber sich schon von vornherein damit abzufinden, daß auch nach den größten Opfern und Siegen die Grenzen des Reiches unverändert bleiben oder höchstens im Osten eine weitere Ausbuchtung stattfinden solle, das wäre ihm schwer begreiflich erschienen. Nun erst die Armee, der zugemutet wurde, die blutig erkämpften Maasübergänge, Lüttich und Namur wieder preiszugeben und die Marine, die aus dem nassen Dreieck heraus wollte! Ich selber habe ja in diesen Jahrbüchern derartige Gedanken der freiwilligen Mäßigung ausgesprochen im September 1914, als die französische Regierung aus Paris geflohen war, man in Deutschland den baldigen Einzug in die französische Hauptstadt erwartet und den Frieden in London zu schließen vermeinte. Aber was für Schmähbriefe habe ich doch damals erhalten und wie verzweifelte Ergüsse von guten Freunden, die meinen Widerspruch gegen „napoleonische Politik" für Kleinmut hielten! Die Aufgabe des Reichskanzlers war, alle Kräfte des deutschen Volkes für die Durchführung des Krieges zusammenzuhalten. Hätte Herr von Bethmann Hollweg schon 1914 gesagt, was Herr Michaelis jetzt gesagt hat, „Deutschland wird auch nicht einen Tag länger Krieg führen, wenn es einen ehrenvollen Frieden bekommt, bloß darum, um gewaltsame Eroberungen zu machen. Das, was wir wollen, ist in erster Linie, daß wir den Frieden als solche machen, die sich erfolgreich durchgesetzt haben. Die **jetzige Generation** und die **kommenden** Geschlechter sollen diese Kriegsprüfungszeit als eine Zeit unerhörter Tatkraft und Opferfreudigkeit unseres Volkes und unserer Heere in leuchtendem Gedächtnis behalten für die Jahrhunderte. In diesem Geiste wollen wir in die Verhandlungen eintreten, wenn es Zeit ist. ... Der Frieden muß die Grundlage für eine dauernde Versöhnung der Völker

bilden" — hätte Herr von Bethmann Hollweg seit dem August 1914 so gesprochen, er hätte sich gewiß als ein sehr weitblickender Politiker gezeigt, aber er hätte sich als Reichskanzler vielleicht schwer behaupten können. Es bliebe ihm nichts übrig, als zwischen seiner politischen Einsicht und den Forderungen und Bedürfnissen der ganz unpolitisch empfindenden Potenzen, ohne die der Krieg nun einmal nicht geführt werden konnte, fortdauernd zu vermitteln, Auswege und Ausdrücke zu suchen, die zeigten, daß er sich einen Frieden dachte, der den umwohnenden Nationen ihr Lebensrecht nicht verkümmerte, und den patriotischen Heißspornen doch die Möglichkeit ließe, ihren phantastischen Träumen weiter nachzuleben. Er sagte ausdrücklich, daß Belgien für uns ein Faustpfand sei, d. h. daß wir es nicht zu behalten gedächten, und sprach dann doch wieder von realen Garantien, die auszulegen waren als eine tatsächliche deutsche Oberherrschaft. Wären wir zum Frieden gekommen, wenn wir von Anfang an ganz unzweideutig erklärt hätten, daß wir Belgien weder in seiner Souveränität, noch in Integrität anzutasten gedächten? Es wäre sehr drückend, wenn wir diese Frage einfach mit ja zu beantworten hätten, wenn so viel vergossenes Blut durch eine rechtzeitige Erklärung dieser Art hätte gespart werden können. Aber sicher ist doch nur, daß durch eine solche Erklärung die Friedenspartei in England allerdings sehr gestärkt worden wäre, ob das uns aber zu einem wirklichen Frieden geführt haben würde, bleibt doch sehr fraglich. Denn die englische Kriegspartei will ja keineswegs bloß Deutschland abwehren, Belgien schützen, Frankreich in seiner Großmachtstellung erhalten, sondern sie will die deutsche Großmachtstellung brechen, sie wenigstens so weit reduzieren, daß Deutschland für die englische Weltherrschaft ungefährlich wird. Ob nun diese Tendenz, ob jene bei einem deutschen Mäßigkeitsprogramm die Oberhand behalten hätte, wer will es wissen? Die tobende Wut, mit der noch jüngst der stille Vermittlungsversuch der Schweizer Grimm-Hoffmann von der Entente zurückgewiesen ist, obgleich man doch schon deutlich sah, wie gemäßigt Deutschland gestimmt sei, läßt ja keinen Zweifel, daß die Kriegsziele unserer Feinde nicht nur von ihrer Presse, sondern auch bei den leitenden Staatsmännern noch sehr weit über den Status quo ante hinausgehen.

Wäre es also sachlich auch besser gewesen, wenn wir schon längst vordem in so unzweideutiger Weise, wie es jetzt geschehen ist, unsere Kriegsziele festgelegt hätten, so müssen wir doch zufrieden sein, daß es jetzt endlich geschehen ist und darauf vertrauen, daß auch der Eindruck des Zurückweichens nicht lange vorhält. Der Sieg, der den Gegenbeweis erbringt, ist ja schon da, und nichts kann eine schönere Harmonie bilden, als der Zusammenklang eines Friedensangebots und einer Siegesbotschaft. Die Vorstellung, daß Deutschland bei einem Frieden, wie er in der Resolution und in der Rede des Herrn Reichskanzlers umschrieben ist, einer verzweifelten Zukunft entgegengehe, ist ein Aberglaube, der in diesen Jahrbüchern ja in all seinen Einzelheiten immer von neuem aufgelöst und zurückgewiesen worden ist. Unsere Feinde haben ja auch die ganz entgegengesetzte Vorstellung: sie sehen bei einem derartigen Frieden ein Deutschland vor sich von solcher Kraft und Furchtbarkeit, daß sie eben deshalb glauben, den Krieg noch fortsetzen zu müssen, um uns zu zerschmettern. Was sie treibt, ist keineswegs bloß Übermut und Eroberungssucht, sondern ebensosehr ein Gefühl der Verzweiflung. Wie werden wir uns eines zukünftigen Deutschlands, rechnen sie immer wieder, erwehren können, da doch eine so gewaltige Koalition wie die jetzige schwerlich wieder zusammengebracht werden kann? . . . . . .

. . . . . "

Rund um uns

Das Denkmalssterben. Es ist wahr, der Krieg fordert seine Opfer, und er fordert sie nicht nur an Menschenleben. Unsere gesamte wirtschaftliche Orientierung muß einen hohen Tribut zahlen. Existenzen verschwinden, neue erscheinen. Es ist alles in Fluß geraten, und es kann einer kaum seine Rechnung mit Sicherheit über morgen hinaus machen. Auch die Welt der Dinge ist mit von dieser großen Verwirrung ergriffen worden. Indes mancherlei aus einer Aschenbrödelvergessenheit zu ungeahnten Ehren kommt, muß anderes sein glanzvolles Leben mit geringen Dingen zusammen in dem großen Ausgleich des Schmelzofens beschließen. Das alte Lied von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mag nur wenigen ein tröstlicher Grabgesang sein. Aus Küchen und Werkstätten, aus den einfachsten Buden und vornehmsten Salons fanden sich die vielerlei Sachen zusammen, deren einziges Band der Einigung war, daß sie gleichen Metalles waren, es sei Kupfer, Messing oder Aluminium. Man gab oftmals das Gute gegen einen schlechten Ersatz. Man gab es willig dahin, froh, dadurch das drohende Gespenst der Rohstofferschöpfung abwenden zu können. Aber die ungeahnt lange Dauer des Krieges ließ uns auf Reserven zurückgreifen, die antasten zu müssen wir uns sicher nie hatten träumen lassen. Man begann, die wunderbar grün patinierten Kupferplatten unserer herrlichsten Kirchtürme abzudecken; blutenden Herzens die Schönheit der Notwendigkeit zu opfern. Früh genug erkannte man, daß diese Maßnahme übereilt gewesen war. Zu dünn waren die Platten, als daß es lohnte, darum so bedeutsame Kunstwerke oder Kunstwirkungen preiszugeben. Und so soll es sein: wir wollen bis aufs letzte das Ideale gegen das Reale in Schutz nehmen!

Nun ist man auf die an Masse allerdings gewichtigeren Kirchenglocken verfallen. Sie wandern eine nach der andern in den Schmelzofen, ihren göttlichen Mund mit der brüllenden Stimme des Raubtiers zu vertauschen. Ist es ein Wunder, daß es vielen Menschen zu Herzen ging, das liebe Geläut zu Grabe zu tragen, das von dem ersten Dämmern der Jugendzeit an sie durch so viele frohe wie leidvolle Stunden mitfühlend begleitet hatte? Es ist manch eine Stimme laut geworden, die da meinte, es wäre wohl möglich gewesen, zunächst noch erst andere Kupferreserven einzufordern. Man verwies auf die gewaltigen kupfernen Braukessel, die entweder durch andere ersetzt oder eben ganz ihrer Funktion enthoben werden sollten, da doch die Gerste als Nahrungsmittel uns nötiger wäre.

Indes so weit Materialismus und Idealismus auf mancherlei Art einen Sonderkampf inmitten des großen allgemeinen Gewoges und Getümmels führen, stehen in gar beschaulicher Ruhe gewaltige Massen gegossener Bronze und erfreuen sich einer zum großen Teile ganz unberechtigten Schonung. Ich meine, es wäre an der Zeit und eine Gelegenheit, wie sie nie wieder günstiger sein wird, uns von der Flut gedankenloser Denkmäler zu erlösen, mit der uns die letzten Jahrzehnte überschwemmt haben. Wie viele der großen Bronzen öffentlichen Besitzes sind doch nicht mehr als nur eine photographisch genaue, künstlerisch aber ganz gleichgültige Darstellung irgendeines verstorbenen Großen, der in der geschriebenen Geschichte, in der Literatur, in der Wissenschaft oder gar in unseren Herzen ein viel würdigeres Denkmal besitzt, als der Eifer einer denkmalswütenden Gemeinde lauter Verehrer es als bestellte Arbeit irgendeinem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

garnicht oder wenig oder nur um des Geldes und der Ehre willen interessierten Künstler abzuringen vermochte?

Da sieht man ein Pferd der Art, wie sie alle sind, ein Pferd mit Kopf, Hals, Rumpf und vier Beinen, ein Pferd mit Zaumzeug und Sattel. Ein bekannter Reiter sitzt darauf, mit bekannter Uniform und bekanntem Gesicht, wie man ihn schon auf hundert und noch mehr Photographien genau so gesehen hat. Es ist auch so rein garnichts Neues oder Besonderes daran, daß es wirklich nicht lohnt, einen anderen als einen ganz flüchtigen Blick darauf zu werfen, geschweige denn, daß es möglich wäre, in eine fruchtbringende innere Ergriffenheit zu geraten. Oder denken wir an die unzähligen, minder glücklichen Unsterblichen, die nicht vom hohen Rücken eines Pferdes herab sich über die geschäftige Menge der Lebenden zu erheben vermögen, sie, die ewige Tage und ewige Nächte steif aufrechten Leibes in die Welt hineinstarren, sich selber und uns zur grenzenlosesten Langeweile — welch eine Erlösung wäre es für beide Teile, würden sie jetzt in den Schmelzofen wandern!

Denkmäler? An sich ist es wohl schön von einem Volk, seine großen Toten zu ehren und sie auch den Augen unvergeßlich erhalten zu wollen. Aber die Ehre ist keine Ehre mehr, wenn die seltene Auszeichnung zur verflachenden Gewohnheit wird und jeder, dem Schicksalsgunst ein hohes Amt verlieh, um dieses Amtes willen ein Denkmal bekommt. Statt die große Persönlichkeit aus der Allgemeinheit herauszuheben, wie man es ursprünglich wollte, läßt man sie nun wiederum in einer anderen Allgemeinheit verschwinden, eben in der Klasse derer, die aus Gewohnheit ein Denkmal bekommen. Vielleicht, daß Denkmäler uns wieder etwas Besonderes werden und sowohl wieder den schaffenden Künstler als die genießende Menge zu reizen vermögen, wenn sie wieder etwas Seltenes geworden und wenn vor allem die geringe Marktware von dem wirklichen Kunstwerk geschieden wird, um wieder dorthin zu wandern, woher sie zu Unrecht ihren Weg genommen — eben zum Schmelzofen.

Die Kunst wird sicher nicht weinen noch Wehe schreien, wenn neun Zehntel aller bronzenen Denkmäler wieder von der Bildfläche verschwänden. Sie würde nur dankbar lächeln und meinen, wir wären endlich zur Einsicht gekommen oder hätten endlich ein wenig Empfinden für die wahre Kunst bekommen.

Aber die nationale Ehre, der Patriotismus, würden diese nicht leiden? Fürwahr, sie müßten auf schwachen Füßen stehen, wären sie so sehr von äußeren Gebärden abhängig. Was der Nation und ihren Großen zu Ehren errichtet ward, muß das nicht mit ebenso großem Herzen zu beider Ehren auch wieder geopfert werden können? Und wären es nicht in der Tat recht kleine Männer, denen wir in erzenen Worten unsern Dank und unsere Verehrung zu bezeugen gedachten, wenn sie fürchten müßten, ohne diesen Dank in Vergessenheit zu geraten? Wie nun aber, wenn aus unserer jetzigen Not heraus unser Volk zu einem ganz neuen Stolze geboren würde, wie er vor Zeiten in uns und schon in den Völkern des Altertums gelebt hat, zu dem Stolze, unsere großen Geister innerlich zu verewigen, in unsern Herzen, in unsern Gedanken und nicht zuletzt in unsern Taten? Vielleicht daß wir, hieran anknüpfend, auch andernorts einsehen würden, wie wenig es der äußerlichen Gebärde und Darstellung bedarf, ein stolzes, kraftvolles Volk zu sein? Ja, wenn wir lernten, mit weniger Worten und weniger Getue mehr zu sein, als wir ehedem scheinen wollten?

Ist es aus solchen Erwägungen heraus nicht geradezu ein verlockender Gedanke, den viel zu vielen und nicht aus einer künstlerischen Idee heraus geborenen Denkmälern endlich den Garaus zu machen? Wer auch nur noch eine ganz leise Hoffnung hat, daß aus dem Kriege eine neue, starke deutsche Innenkultur erwachsen möge, die den Schein und das Unwahre haßt, der muß unzählige Denkmäler frohen Sinnes ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwinden sehen, die nur der Gedankenlosigkeit, Eitelkeit oder Langeweile ihr Dasein verdanken.

Curt Schwantes.

Antriebe und Hemmnisse der rhythmischen Erziehung. Das kleine Kind ist voll rhythmischer Momente, die durch unsere jetzige Erziehung allmählich erstickt und vernichtet werden. Dennoch sind diese rhythmischen Momente so stark und lebenskräftig, daß die sogenannte Erziehung mit ihnen kämpfen muß. Die Mutter kann z. B. tausendmal sagen: „Du mußt nicht mit dem Finger zeigen; es gehört sich nicht!" und der Lehrer (der keiner sein sollte) kann hundertmal sagen: „Sitzt ruhig!" oder tyrannisch: „Sitzt stramm!", so daß Muskelverkrampfung eintritt; das rhythmische Bewegungselement kämpft sich dennoch durch! Vergeßt doch nicht, liebe Anstandsmutter, verehrter Disziplinlehrer und gefürchteter Tyrann und Despot, daß den Kindern Beine und Arme, Finger, Hände, Kopf, Hals, Brust und Leib Ausdrucksmittel sind, um die ihr sie beneiden könnt, die ihr pflegen solltet als eine Gabe Gottes. —

Ihr Toren! Beim Schauspieler, beim Tänzer bewundert ihr dasjenige, was ihr jeden Tag an und in euren Zöglingen bekämpft, und doch ist das, was euch unsere heutigen Schauspieler, unsere heutigen Tänzerinnen zeigen, nur elendes Stümperwerk, das sie trotz eurer Folterkammer gerettet haben, gegenüber den wunderbaren Ausdrucksmöglichkeiten, die die kleinen und kleinsten Kinder zu schaffen vermögen. Gebt euch nur die Mühe, diese Sprache der Kinder zu verstehen, sie selbst zu lernen. — — —

Das erste und hauptsächlichste Moment des kindlichen Ausdrucks ist das Zeigen. Das Kind zeigt, was es haben möchte, wohin es möchte, wo es sich weh getan hat, wovor es Angst hat, was ihm Freude macht, wen es lieb hat usw. Wieviel Ausdrucksmöglichkeiten aber liegen in dem jeweiligen kindlichen Zeigen! Die Hand, die durch den Arm und den ganzen Körper im Ausdruck unterstützt wird, kann fragend, bittend, fordernd, schmeichelnd, zürnend, ängstlich, zärtlich, verwünschend, erfreut, beschwörend, jauchzend, zweifelnd zeigen. — Die Mutter, die jede Minute des Tages mit dem Kinde teilt, versteht jede dieser Zeigebewegungen, und jeder Erzieher sollte sie zum mindesten kennen, wenn nicht gar ausführen können. —

Die Lautsprache ist das erste Hemmnis der rhythmischen Ausdruckskultur. Dies neue Ausdrucksmittel verdrängt allmählich das Ausdrucksmittel der Bewegung, nicht weil es — wie jetzt die Gegner der Ausdruckskultur triumphierend sagen wollen — vollkommener wäre, sondern nur, weil es in diesem Mittel besser von den Erwachsenen, die seine Wünsche befriedigen sollen, verstanden wird.

Dennoch bleibt die Bewegungs- oder Gebärdensprache immer noch die Hauptausdrucksweise; es laufen beide Ausdrucksweisen parallel nebeneinander her, und zwar vom Kinde aus gerechnet, so, daß die Lautsprache die Gebärdensprache unterstützen oder unterstreichen soll. — Will das Kind Fliegen fangen, so greift es in die Luft; will es seine Liebe zu der Mutter ausdrücken, so streichelt es die Backe der Mutter und lallt das unterstützende: „Ei!"; will es bitten, so schlägt es die Hände gegeneinander; Verlangen und Begier kann es nur durch den straff ausgestreckten Arm ausdrücken; aus der Erfahrung heraus jedoch, daß die Erwachsenen den Ausdruck dieses straffen Armes nicht verstehen, setzt es hinzu: „Haben! Bitte!"

Die ersten Elemente der Lautsprache selbst entstehen aus der Gebärdensprache, wie nachstehendes Beispiel zeigt. Wollte das Kind, bevor es sprechen konnte, etwas zu essen haben, so machte es den Mund auf und zu; aus diesem Mundaufreißen und -schließen entstand schließlich das Doppelwort: „Happhapp", und das Kind sagt: „Hanzi, happhapp!"

Weitere Bewegungsworte hat das Kind für: „Alle!", „Weg!" usw.

Von all diesem Reichtum retten wir in den erwachsenen Menschen hinüber

höchstens einen tölpelhaften ungeschickten Luftsprung, den wir bei ungeheurer Freude verschämt anwenden. — —

Werden die Kinder älter und wissen schon, was „sich gehört", oder was dasselbe ist, haben schon ein gut Teil ihrer natürlichen, rhythmischen Bewegungsweise abgelegt und getötet, so flüchtet sich der Rest des rhythmischen Gefühls in das Kinderspiel, wo er geborgen zu sein hofft, denn in dieser sichern Ecke halten sich die rhythmischen Momente des ganzen Volkes von seinem Ursprung an verborgen; in Kinderlied und -spiel sprechen die alten heidnischen rhythmisch empfundenen Opfergebräuche zu uns, christliche Arbeit verändert sie, behält aber ihren lebenskräftigen Rhythmus bei. Im Ringelreihenspiel lebt auch heute noch das rhythmische Moment des ganzen Volkes. Diese Spiele erscheinen in unserer Jugenderinnerung wie eine glückliche Sonne, die das ganze Leben hindurch Wärme spendet; ein seliges Kinderglück!

Ist es nicht eine leise Mahnung, daß wir sie mehr würdigen sollen, daß wir die einfältigen Melodien nicht verachten, sondern pflegen und auf ihren rhythmischen Werten eine neue Welt erstehen lassen sollen?

* * *

Wenn ein großer Junge einen angehenden ABC-Schützen vor der Schule einschüchtern und bange machen will, so sagt er: „Uha, da mußt du stillsitzen!" Das ist ihnen das Schwerste und Gräßlichste in der Schule. Diese großen Jungen zeigen euch, ihr Herrn Erzieher euern Mangel: Ihr knechtet den Körper, der nach Bewegung schmachtet! Der große Junge hat recht: Durch das Stillsitzen wird der erwartungsvollste und mutigste Junge zurückgeschreckt und verängstigt! Die vielen Ermahnungen der Mütter, die ihre Jungen der Schule überantworten: „Mußt aber schön still sitzen!" „Ja recht ruhig sitzen!" „Nicht umherlaufen!" sprechen lebhaft aus, daß mit dem Schuleintritt das Laufen, das Sichbewegen, das Tummeln vorbei ist. Wenngleich die Mütter glauben, daß das Stillsitzen und An-die-Bank-gefesselt-sein nur von Vorteil sein kann, so geben sie doch zu, daß es dem Kinde etwas ganz Neues und Fremdes ist.

Aber es ist nicht nur etwas Neues, es ist auch ein Mangel: Man beobachtet: Die Kinder werden in den ersten Schultagen blaß, nehmen ab usw. Die Mutter hört man sagen: „Die Schule nimmt ihn mit (d. h. sie greift seine Gesundheit an)!"

Das Toben in den Pausen, das übermäßige, überwilde Rasen auf dem Erholungshof spricht dafür, daß die Schüler zulange ohne Bewegung waren; denn nachmittags auf der Straße tollen sie nicht so; da sitzen dieselben „Rasenden" oft stundenlang friedlich in der Sonne und drehen Teer zu Würsten und Kugeln, oder sind sonst still und ruhig.

Aus den immer drohender zusammensinkenden rhythmischen Momenten springt die Forderung auf: Pflegt den Rhythmus, pflegt die Ausdrucksbewegung, die Gebärdensprache, pflegt bei den Mädchen auch den Tanz, und zwar jeden Tag, in jeder Unterrichtsstunde! Das rhythmische Moment muß den gesamten Unterricht durchsetzen, es muß seine führende und treibende Kraft, sein Herz und seine Lunge sein! Das wird dem Unterricht selbst von größtem Vorteil sein, denn was lachend und spielend gelernt ist, dauert.

Max Tepp.

Müttersiedelungen. Müttersiedelungen, von denen hier die Rede sein wird, liegen nicht, wie angenommen werden möchte, im Freien, auf dem Lande, es sind auch keine Siedelungen, die eine Rückkehr der Mütter zur Landarbeit mit sich bringen, sondern es sind Vereinigungen junger Mütter und ihrer Kinder zum Zwecke besseren wirtschaftlichen Durchkommens. Dazu gehört, daß durch eine gemeinsame Wirtschaftsführung der Mutter Zeit und Ruhe zum Erwerb bleibt, dem Kinde in der Zeit ihres Fortseins aber Fürsorge und Pflege durch eine Hausmutter zuteil wird. Dazu gehört ferner, daß alles, was zur Lebens-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erleichterung für Mutter und Kind geschehen kann, angestrebt wird, und zwar auf der Grundlage gesunder und einfacher Lebensführung.

Der wirtschaftliche Zusammenschluß von 5—6 Müttern, die zusammen in einer sonnigen Wohnung an der Großstadtgrenze, nämlich in Weißensee, eine Müttersiedelung bilden, zeigte, daß der Gedanke der Müttersiedelungen durchführbar ist. In dieser Siedelung, die von mir im Januar begonnen wurde und die jetzt einem darauf hin sich gründenden Vereine, dem Verein „Mutter und Kind", Abteilung Müttersiedelungen in Groß-Berlin, unterstellt ist, wohnten mit mir fünf Arbeiterinnenmütter mit ihren fünf kleinen Kindern. Eine Hausmutter wirtschaftet und sorgt für uns und die Kinder; denn ich selber gehe am Tage, wie die Mütter unserer Siedelung, zu meiner Arbeit. In den Freistunden teile ich das Leben meiner Heimkinder, die Wirtschaftssorgen unserer Heimmutter, die Freude an der Entwicklung der Kinder.

Müttersiedelungen sind als soziale Einrichtungen gedacht und nicht als Geschäftsunternehmen. Nur in dem Sinne können sie Segen bringen. Die Mütter tragen zur Wohnungsmiete, zum Haushalt, zur Einrichtung und Erhaltung der Einrichtung in den ihnen möglichen Grenzen bei und werden trotz der Teuerung bei den hohen Löhnen, die die meisten arbeitenden Frauen jetzt erhalten, in der Lage sein, Rücklagen zu machen. Das ist natürlich nur denkbar, wenn der in der Müttersiedelung herrschende Geist von der Notwendigkeit eines Durchkommens und von der Möglichkeit eines Durchhaltens und einer Weiterentwicklung getragen ist. Es wird notwendig sein, Mütter, die gleiche Lebens- und Arbeitsinteressen verbinden, in einer Siedelung zu vereinen.

Natürlich wäre das Ideal des Wohnens: das Eigenhaus und vor allem die Möglichkeit, jeder Mutter und ihrem Kinde eine eigene Stube zu geben.

Eine Wohnküche oder ein gemeinsamer Wohnraum wird bei den gemeinsamen Mahlzeiten und den Abenden, besonders im Winter, die Hausgenossen vereinigen, da ja selbstverständlich schon vom Standpunkte der Sparsamkeit eine möglichste Beschränkung der Einzelfeuerung, der Einzelbeleuchtung wünschenswert ist. Auch ein Stück Gartenland gehört eigentlich zu einer Siedelung. An der Stadtgrenze, in ländlichen Vororten läßt sich ein Stück Feld, ein Schrebergarten in der Regel mieten. In Weißensee kam die Gemeindeverwaltung meinen Wünschen in der Beziehung sehr entgegen. Sie überließ mir in einem der Gemeinde gehörenden Hause eine schöne, freiliegende sonnige Wohnung und zum Frühling einen Morgen Land zur Bestellung. Es war eine neue Aufgabe, die Zeit zur Bebauung zu finden, aber es war eine Freude den Müttern den Segen der Scholle, wenn auch nur im kleinen, zeigen zu können.

Nun soll es die Aufgabe des jungen Vereins, dem ich meine Siedelung unterstellt habe und dessen Vorstand ich angehöre, sein, in den Vorstädten von Groß-Berlin möglichst viel Siedelungen zu schaffen. Es gilt, dem Gedanken, der sich als lebenskräftig zeigte, nicht nur das Wort zu reden, sondern ihn zum Segen von Tausenden von Müttern in die Tat umzusetzen. Sollen doch nicht nur die vielen unverheirateten Mütter, die vielleicht niemals heiraten werden, da der Vater ihres Kindes nicht mehr lebt, eine eigene Heimat finden, bis sie sich selber eine eigene Wohnung einrichten wollen. Es sollen auch Mütter, die schon eine Wohnung besitzen, aber denen die Möglichkeit, sie sich zu erhalten oder ihr Kind bei sich zu behalten, fehlt, Gelegenheit haben, Unterkommen und Heim zu finden. So mag man an die Einrichtung von Dauersiedelungen, Notsiedelungen usw. denken, immer soll die Hauptsache sein, daß Mütter in der Zeit wirtschaftlicher Not sich zusammenfinden, um für sich und ihre Kinder eine Heimat zu haben.

Ob allen Müttern, die in einer Müttersiedelung Aufnahme finden, die Bedeutung des Zusammenschlusses klar sein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird? Darauf kommt es zunächst nicht an. Wichtiger ist es, ihnen Wege der Hilfe zu bauen und sie zu lehren, diese Wege froh und mutig zu gehen, ihnen zu zeigen, daß, wer den Willen hat, auch die Kraft findet, große und schwere Pflichten zum Segen für Volk und Vaterland zu erfüllen.

Schwester Lotte Möller.

Für alle Mütter! Es war in Davos. Ich war täglich zusammen mit einer lieben feinen Frau, der Mutter eines 16jährigen Jungen, der ein Freund meines Sohnes war. Wir Mütter verstanden einander ebenso gut wie unsere Kinder. Ich kannte Frau Werner erst seit kurzem, aber den Knaben kannte ich schon lange. Er war ein Schulgefährte meines Sohnes, und ich war mit den beiden Jungen und meiner 10jährigen Tochter 4 Wochen während der Schulferien in Lugano gewesen. Nun waren wir nach Davos zurückgekehrt, und da war ich auch der Mutter unseres jungen Freundes nähergetreten. Wir konnten viel zusammen besprechen. Unsere Muttersorgen allein schon bildeten ein unerschöpfliches Thema, und eines schönen Nachmittags auf einem Spaziergang zum See — unsere Kinder waren uns vorausgeeilt — kam es zur folgenden Unterredung:

Liebe Frau Ella, fragte meine Freundin, meinen Sie nicht auch, es sei jetzt an der Zeit, daß wir aufklärend mit unseren Knaben sprechen müßten über das Sexualproblem usw.? Ich sah sie ganz verdonnert an, und sie erzählte weiter, daß sie sich ein Buch gekauft habe und daß sie Georgs Arzt erst dieses Buch habe lesen lassen, und nun wolle sie es schon die ganze Zeit Georg geben, scheue aber schon wochenlang immer wieder davor zurück. Ich blieb eine Weile stumm und fragte dann erst einmal, was sie eigentlich unter dieser Aufklärung verstehe. Sie meinte darauf, nun Georg glaube wohl nicht mehr an das Märchen vom Storch — ich atmete förmlich auf — aber alle diese Dinge seien zwischen ihnen nie berührt worden und seien von ihrem Jungen immer unendlich ferngehalten worden. Aber nun fühle sie, daß es an der Zeit sei, aufklärend, mahnend und vorsorgend bei Georg einzugreifen.

Also Georgel war noch unaufgeklärt. In den 4 Wochen in Lugano hatte ich mit dem Knaben, wenn es die Gelegenheit ergab, genau so offen und erschöpfend über die menschlichen, die geschlechtlichen Dinge gesprochen, wie ich es von jeher bei meinen Kindern gewohnt gewesen, und niemals hatte ich irgendwie beobachtet, daß Georg hiervon peinlich berührt, erschreckt oder verwundet worden war. Der Knabe interessierte sich sehr ernsthaft für Botanik und hatte bemerkenswerte Kenntnisse auf diesem Gebiet. Er sprach mit voller Unbefangenheit über die verschiedenen Fortpflanzungsarten in der Natur, und mein Sohn, der ein eifriger Zoologe war, hielt dann mit seinen Erfahrungen und seinem Wissen auf diesem Gebiete auch nicht zurück. Natürlich streiften unsere Gespräche dann oft auch Dinge, die mit der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes zusammenhingen. Mir war da niemals der Gedanke gekommen, dieser große starke Junge, dieser Georg, sei ein sogenanntes unaufgeklärtes Kind.

Dies erzählte ich nun Frau Werner, und sie war völlig überrascht. Mit mir, der fremden Frau, besprach also ihr Kind, ihr geliebtes Kind, Dinge, die es seiner Mutter gegenüber niemals berührte, und ich, die Fremde; ich wußte viel mehr von Georg als die eigene Mutter. Dies überwältigte sie völlig. Nun wollte sie wissen, wie ich es gemacht, daß dieses Problem, das für sie einfach unlösbar war, für mich garnicht bestand. Ja, wie sollte ich ihr das erklären? Am liebsten hätte ich sie gefragt: Liebste, beste Frau, hatten Sie denn aus Ihrer Jugend und ihren Nöten so garnichts gelernt?

Aber da sie bat und flehte, so fing ich an, ihr ausführlich zu erzählen. Zuerst davon, daß mein Mann und ich, völlig eins in allem, was die Erziehung unserer Kinder betrifft, uns von Anbeginn unserer Ehe einen heiligen Grundsatz gebildet hatten, den, nie und nirgends und auf keinem Gebiet

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Kinder jemals zu belügen. Jede Frage, welche die Kinder stellten, wurde ihnen wahrheitsgemäß beantwortet. Die Märchen vom Storch oder vom Teiche im Wald wurden nie erwähnt und Märchenbücher mit derartigem Inhalt den Kindern niemals gegeben. Mein Knabe war 5 Jahre alt, als die kleine Erika geboren wurde. Er hatte in unserem großen Garten immer seinen Hasenstall gehabt und wußte als 4jähriger schon ganz genau, daß die gute Hasenmama sehr schonend behandelt werden mußte und ja nicht gedrückt werden durfte, wenn die lieben kleinen Hasenkinder still heimlich in ihrem Leibe wuchsen. Er wußte, daß die gute Häsin sich die eigenen Haare auszupfte, um das Nest für die Kleinen recht weich zu machen. Und da war es garnicht schwer, ihm, als er dann die Vorbereitungen zum Empfang des zweiten Kindleins sah, mit einem leichten Hinweis klar zu machen, daß genau wie bei der Hasenfrau Nelly auch bei der Mama das Kindchen schön warm und behütet heranwachse. Und die Mama wurde von da ab genau so liebevoll und sorgend behandelt und ja nicht mehr gedrückt, wie früher die Häsin. Und dann war das Schwesterlein da, und das Schönste, was es geben konnte, war, es im Bade zu sehen, oder das Kleine an der Mutter Brust trinken zu sehen.

Als dann später mein Knabe zur Schule kam, freilich erst mit 9 Jahren, da konnte ich immer wieder zu meiner Genugtuung feststellen, daß an ihn und seine ruhige, unbekümmerte Sicherheit, an sein selbstverständliches Wissen, sich all die häßlichen Munkeleien und Schwätzereien seiner Mitschüler gar nicht herantrauten.

Und nun wuchs das kleine Mädchen auf, unter denselben Bedingungen wie der Junge, das heißt eigentlich noch unter besseren, denn es hatte den großen Bruder zur Seite, der sicherlich manch liebes Mal mit seiner Weisheit nicht hinter dem Berge hielt. Aber da machte ich doch die Beobachtung, daß bei der Kleinen alles viel später kam. Sie fragte eigentlich nie, ja manchmal schien es mir, als wehre sie Gespräche, die dieses Gebiet streiften, ab. Den Jungen hatte wohl sein Interesse für die Tier- und Menschenwelt besonders wißbegierig gemacht. Oder ist auch dies schon ein früher Unterschied der Geschlechter: der Knabe will rein sachlich wissen, da nur wissen, wo das Mädchen im gleichen Alter schon fühlt? Aber auch bei der Kleinen ergab sich alles dann ganz selbstverständlich mit der Zeit. Es wäre freilich auch gar kein Platz, keine Gelegenheit gewesen zu unnützen Grübeleien und Forschungen.

Als mein Junge dann 13, das Mädel 8 Jahre alt war, bekam ich mein drittes Kindchen, ein Kriegskindchen. Mein Mann war im Felde, und mein Sohn fühlte sich sehr als Vaters Vertreter und als mein starker Schutz. Ich kann eine kleine Geschichte nie vergessen. Ungefähr 4 Wochen vor meiner Entbindung war ich gezwungen, mit beiden Kindern in einer dichtbesetzten elektrischen Bahn zu fahren. Es gab irgendeinen Zusammenstoß und hierdurch einen furchtbaren Ruck. Mein Junge, der ziemlich am anderen Ende des Wagens saß, sprang erschrocken auf und rief mit seiner hellen Knabenstimme unbekümmert: „Mutter, das wird doch deinem Kindchen nichts geschadet haben?" Ich selbst beruhigte ihn ein wenig verlegen, aber ich sah im ganzen Wagen nur freundliche Gesichter, niemand lächelte spöttisch. Jeder stand sichtbar unter dem Eindruck dieser Sicherheit und Reinheit.

Heute, da mein Junge 15 Jahr alt ist, ist er genau über die Gefahren der Geschlechtskrankheiten unterrichtet. Er soll seiner Gesundheit halber ein paar Jahre lang Höhenklima haben und lebt deshalb in Davos. Sollte ich ihn wochen-, monatelang da oben allein lassen, ganz unfähig, ihm beobachtend, ratend zur Seite zu stehen? Ich hätte keine ruhige Minute gehabt. Nun, da ich sicher bin, er weiß, bin ich ruhig, vertraue seiner Einsicht und seiner frischen Jugend.

Über all diese Dinge können Vater und Mutter ruhig mit ihren Kindern sprechen, früher oder später, eben zur gegebenen Zeit, wenn sie nicht selbst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vorher Berge zwischen sich und den Kindern aufgebaut haben. Freilich Eltern, die zuerst einmal wieder all die Lügen zerstören müssen, die sie mit elterlicher Autorität früher ihren Kindern gesagt, die mag dies alles eine Unmöglichkeit dünken. Ich aber bin glücklich und stolz darauf, daß meine Kinder mit jeder ihnen wichtigen Frage sofort zu mir kommen, und daß ich kein Buch, keinen Arzt, keinen Lehrer brauche, um mich mit ihnen zu verständigen. —

Dies alles und noch mehr erzählte ich meiner Freundin. Sie ist meine glühende Anhängerin geworden. Georgel hat freilich sein Buch immer noch nicht; sie kann es ihm einfach nicht geben, aber ich konnte sie mit gutem Gewissen wenigstens darüber trösten. Er braucht es gar nicht mehr, er weiß nun selbst bescheid. Freilich, ihm mag seine sogenannte Aufklärung durch manch häßliches Wort gekommen sein, und zwischen ihm und seiner Mutter wird wohl diese Scheu, welche die arme Frau so peinigte, nie mehr ganz schwinden. —

Wir wollen immer und in allen Lebenslagen das einfach Natürliche tun und reden, dann brauchen wir bald keine „sexuelle Aufklärung" für unsere Jugend mehr. **Ella Marx.**

„Vom Wunder des Lebens"*). Eine herrliche deutsche Mutter benutzt einen sonnigen, glockenklangerfüllten Ostersonntag, da die Familie im Freien, am Rande eines Weihers sitzt, um ihren beiden Kindern Heinz und Hilde zu sagen, woher die kleinen Kinder kommen. Dem Froschlaich am Rande des Weihers entwinden sich gerade in der warmen Sonne unzählige kleine Kaulquappen. Das wird als äußerer Anknüpfungspunkt genommen. Und später, mehrere Jahre später, als die Kinder schon vor der Konfirmation stehen, da wagt es dieselbe Mutter, unter dem Segen des gleichgestimmten Vaters, den Geschwistern die noch viel „heiklere" Frage der Zeugung zu beantworten, und zwar jedem der Kinder getrennt. Über der dem Knaben erteilten Belehrung ruht die Weihe des Pfingstfestes. Und als dann der Knabe in die weite Welt ziehen will, zur Universität, da begleiten ihn die Worte des Vaters von einer hohen Warte aus, einer Warte, die Erde und Himmel im Blick umfaßt.

Glückliche, glückliche Kinder, die „es" so kennen lernen! — Sonne, Wärme, frommer Osterglockenton und schaffende selige Gnadenfülle der Gott-Natur ringsum. So ist die Umgebung im Beginne der Aufklärungsdarlegungen. Und so ist auch die Unterweisung selbst.

Es ist ja schon so viel über „geschlechtliche Aufklärung" geredet und geschrieben worden. Pädagogen, Geistliche und Ärzte äußerten sich eingehend über den so wichtigen Gegenstand. Vom Schulstandpunkt, vom theologisch-seelsorgerischen Standpunkt und vom medizinischen Standpunkt wurde die Frage beleuchtet. Und manch warmherziger edler Menschenfreund, manche Mutter und mancher Vater gab seine Beiträge. Und so entstand z. B. ein so prächtiges Buch wie „Am Lebensquell", das der Dürerbund, wie so manches andere Gute, verlegt. Aber mir will scheinen: Hier ist noch etwas Höheres. Hier hat eine goldechte Künstlerseele, eine gottestrunkene Dichterin, ein Büchlein verfaßt, eine Anleitung und ein Beispiel gegeben, das alles Pädagogische, Kirchliche und Ärztliche, was ich je über dies Ideengebiet las und hörte, in den Schatten stellt. (Der Leser verzeihe den so gar nicht „sachlichen" Kritikstil, aber ich spreche aus meiner Herzensfreude heraus, der Freude am Kunstwerk, und das soll der Leser ruhig merken, vielleicht stecke ich ihn damit an; jedenfalls gelingt mir vor solchem Werkchen kein sachlicher „Dämpfer".)

Zuerst das Äußere des kleinen Büchleins (fangen wir der Steigerung wegen ausnahmsweise mal außen an): Großer deutlicher, deutscher Druck mit

*) Ein Buch von Gertrud Prellwitz, im Verlage von Eugen Diederichs, Jena, erschienen 1915. 7. u. 8. Tausend 1917. Preis 1,20 M.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schönen gotischen Initialen. Dann die Sprache: so rein, so voll süßen Wohllauts, so edel und schmiegsam, daß man wieder einmal stolz darauf ist, einem Volke anzugehören, das d i e s e Sprache spricht. Dann der Gedankengang: von einem so natürlichen Falle, so folgerecht, so klar und bildsam, so verständlich für jede, auch die bescheidenste, schlichteste Mutter und Kindergärtnerin, auch für den einfachsten Vater und Erzieher, daß das kleine Werk schon deshalb überall gelesen und aufgenommen werden kann. Und dann das andere, das schwer zu Bezeichnende, was ein Menschenwerk erst über jegliches Mittelmaß hinaus in eine eigene Sphäre erhebt, nennen wirs „Abglanz des Ewigen" oder „das Ur-Echte" oder „das Göttliche" — „laß die Namen fallen, Namen verhüllen das Wesen" — also die S e e l e dieses Werkchens: welche Würde und Höhe! —

Dies kleine Buch „Vom Wunder des Lebens" von Gertrud Prellwitz klärt also auf über die Dinge des Geschlechtslebens, tut dies deutlich und gründlich genug, so gründlich, wie man reifere Kinder nur immer aufklären k a n n. Aber es hält dennoch einen ganz gewissen Abstand vom Stoffe. Eine gewisse Altarflamme brennt dabei. Und vor dem Altar halten Wahrheit und Schönheit vereint das Buch der Natur zur feierlichen Einsichtnahme in Götterhänden. Und der fromme Schauer des tiefen heiligen Mysteriums läßt nichts, aber auch nichts Unheiliges wach werden. Denn bei aller Aufklärung gilt doch: „Das Mysterium will in Dämmer gehüllt sein." Und die Natur will, „daß dies ihr Lebensheiligtum geschützt sei durch einen weiten, weiten Kreis von Schweigen und Geheimnis".

Die moderne „Sexualwissenschaft", das wissenschaftliche Analysieren, das Zerfasern, Zerbohren, Zersplittern des lebendigen blühenden Rätselbaumes der Geschlechtlichkeit, ist „an sich" gut und recht wie alles Forschen nach Wahrheit. Auch da sind Götter, gewiß, gewiß! Doch scheint es mir, als bringe es dieses Gebiet in ganz ausgesprochenem Maße mit sich: wer nicht g a n z reine seelische Hände hat, ehrfürchtige, fromme Hände, der forscht hier nicht zum Guten, der forscht hier nur mit gewisser Einbuße an seelischen Werten. Und dann stürzt sich auch auf das Enthüllte das auffallsüchtige, lüsterne, listige Börsenspiel schriftstellernder Industrieritter. Massenhafte, jedem Unmündigen zugängliche „Aufklär"-Literatur entsteht, spielerisch-frivole Sexualliteratur jeder Stufe. Natürlich hat daran nicht das rein wissenschaftliche Befassen mit der Geschlechtlichkeit schuld, sondern nur die (selbst gegen das rein künstlerisch Nackte schutzlose) Reizbarkeit des heutigen „Kultur"-Menschen und seine meist v e r d r e h t e, v e r z o g e n e Sexualität. Indem ich mir nun eines gewissen Widerspruches durchaus bewußt bin, drängt es mich dennoch, zu sagen: Bei aller Achtung vor „Freiheit" und „Liberalismus" sollte es doch immer heilige Haine im Stammland eines Volkes geben, in die grelle Scheinwerfer nicht hineinspielen dürften, in denen ehrfurchtsloses Volk nicht herumjohlen dürfte. Sonne, Mond und Glühwürmchen mögen da genügen zur Beleuchtung. Und für Ehrfürchtige ist immer Platz. Sicher ist das Geschlechtliche in einer erhöhten Gemeinschaft höchster Sonderstellung wert. Diese Brunnenstube der Menschheit sollte vor einer gewissen „Analyse" und deren Popularisierung (Verpöbelung) geschützt werden. Das Heiligtum sollte gegen Entweihung, gegen eine giftige, spekulierende Literatur geschützt werden. Ach, nicht das keusch Nackte sollte verfolgt werden, wie es so oft geschieht, sondern nur die angedeutete Brunnenvergiftung.

Ich wiederhole: Freiheit der Wissenschaft, sogar der von den Abgründen der Unnatur und Widernatur handelnden! Unbedingt! Sogar h i e r sind Götter, sicherlich! Auch im Aas des verwesenden Hundes spielen sich ja heilige Naturvorgänge ab. Und Gottes gute, liebe Sonne scheint auch d a r a u f. Man kann das nicht oft genug wieder-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

holen, der Dunkelmänner wegen. Es ist nur richtig und ehrenwert, wenn sämtliche Ärzte und auch Erzieher sich mit dem Gebiet der sogenannten „Sexualwissenschaft" etwas vertraut machen. Dabei bedenke man nur immer: Ohne Ehrfurcht und Frömmigkeit des Trägers wird die Lichtfackel zur Brandfackel. Gedankeneinstellung auf das Sexuelle und Verweilen dabei stiftet dann Brand, Irrung und Aufruhr. Denn es ist etwas Eigenes um die Arbeit mit der Lupe über dem stärksten, gewaltigsten tierisch-menschlichen Triebe. Das bedenke man klüglich.

Für unsere Jugend aber, für unsere Jünglinge und Jungfrauen, ist eine solche geschlechtliche Aufklärung nötig, die zwar unmißverständlich klar ist, die aber zugleich um die junge, schutzbedürftige Seele eine Art feuersicheren Panzers breitet, einen lichtgewobenen Panzer, den das dunkelrote Feuer nicht durchdringt. Diese geschlechtliche Aufklärung der Jugend ist eine dringende Notwendigkeit. Wehe den Kindern, deren Eltern sich darum drücken. Und wehe diesen Eltern selbst. Diese Jugendaufklärung wird in dem Büchlein „Vom Wunder des Lebens" in einer Weise geboten, die ein reines Musterbeispiel ist.

Wie fein versteht es Gertrud Prellwitz, nach jeder stofflichen Darlegung wieder den Blick ins Kosmische, Ewige zu erheben, gleichsam, um daher neue, lösende, lichte Kraft zu holen zum Wirken des Lichtpanzers, der den jungen Lesern und Hörern Schutz gewähren soll. Kleine, mitten aus dem Text genommene Beispiele mögen es andeuten. Aus der Osterszene: „... Der Vater nahm leise die Hand seiner Frau und küßte sie ehrfürchtig und hielt sie dann noch lange in der seinen. Ich hatte, während du sprachst, sagte er, die ganze Zeit das Gefühl, stark wie noch nie zuvor: daß unser jetziges Erdendasein vielleicht auch nichts anderes ist als ein träumendes Werden in einem höheren Mutterwesen! Die Mutter nickte: Und daher die unverstandene Sehnsucht und die bangen, süßen Ahnungen — und immer im tiefsten Grunde die goldene Gegenwart einer unendlichen Güte. Die Kinder hörten aufmerksam zu. Sie verstanden es nicht. Aber ein Schauer ging ihnen durchs Herz ..."

Nun eine kleine Stelle aus dem Zwiegespräch zwischen Mutter und Tochter (Die Mutter sprach von der Sehnsucht nach Geschlechtsvereinigung und zugleich dann von der Sehnsucht nach höherer Vereinigung.): „.... All unser bestes Fühlen ist Sehnsucht. Denn in dieser bangen Enge von Zeit und Raum sind wir nicht daheim und nicht daheim in diesen armen Begriffen, die das Ewige niemals greifen. O die ferne, selige Lebensfülle, voll schwebender Freiheit, zu der Gott dem, der reinen Herzens ist, dann die Tür öffnet! ..." Das ist eine Art des Aufklärens, die in Gott lebt, webt und ist, und die nur leuchten, nie verbrennen kann.

Und zuletzt noch ein Splitter aus der herrlichen Ansprache des Vaters an seinen jungen Studenten-Sohn: „... Auch auf der Universität wird dir ja das ganze Dasein aus dem Sichtbaren und Irdischen gedeutet werden; denn die Wissenschaft, um ganz sicher zu gehen und exakt zu sein, hält sich an das Beweisbare. Viele aber verkennen, daß dies nur die weise Beschränkung einer jungen tastenden Wissenschaft ist, daß aber aller Reichtum des Lebens jenseits jener Schranken liegt ..."

Die Dichterin Gertrud Prellwitz hat ja noch eine Reihe feiner und bedeutsamer Dramen und Bücher philosophischen und religiösen Inhalts geschrieben, von denen mir das liebste ist und das bedeutendste scheint „Der religiöse Mensch und die moderne Geistesentwicklung". Aber keines ihrer Werke dürfte, rein als Kunstwerk betrachtet, heranreichen an das wundervolle kleine Buch „Vom Wunder des Lebens".

O. Wanderer.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 19 1. Oktober 1917

Die nächste Nummer des „Vortrupp" wird am 18. statt am 16. Oktober erscheinen.

Vortrupp.

Deutsche Bildung.

An einem weltvergessenen Winkel der Ostfront saß ich in meinem Unterstande. Da hörte ich, wie draußen zwei Kameraden sich eifrig unterhielten. Ihr Gespräch schien sie innerlich so sehr zu bewegen, daß dadurch zuweilen die äußere Bewegung in ein Stocken geriet. Sie blieben also stehen, um ihrer Meinung um so lebhafter Ausdruck zu geben. Danach, innerlich befreit, setzten sie ihren Weg fort. Der Zufall wollte es, daß sie auch gerade vor meinem Unterstande einen der Höhepunkte ihres Disputes zu überwinden hatten. Ich merkte, daß es sich um die allgemeine Beurteilung irgendeines mir unbekannten Menschen handelte und gab darum nicht sonderlich acht auf den Fluß der Rede und Gegenrede. Da machte ein Satz mich stutzig und zwang mich gegen meinen Willen, an der Unterhaltung inneren Anteil zu nehmen: „Mit seiner Bildung ist es nicht weit her; ich weiß, er kann nicht mal Französisch!" „So?" klang es darauf erstaunt von dem Andern zurück. Das Erstaunen galt aber nicht etwa der Ansicht des soeben Redenden, sondern dem nicht anwesenden Dritten, der hoffentlich von Herzen darüber gelacht hätte, wäre er dagewesen.

Mir aber gab das Urteil zu denken. Französisch können — gebildet sein; kein Französisch können — ungebildet sein? Überhaupt, was heißt Französisch können? Und noch mehr: was heißt gebildet sein?

Wenn wir zur allgemeinen, vorläufigen Orientierung über den Begriff Bildung die Annahme vorwegnehmen, daß Bildung eine Formung, ein Gestaltgeben der Seele sei, daß durch Lebenserfahrung, durch Unterricht und Erziehung aus dem rohen Marmorblock der Seele ein irgend geformtes und herausgearbeitetes Bildwerk entstehe, so kann man wohl sagen, warum sollte an solch formender, gestaltender Arbeit nicht das Können einer so alten Kultursprache, wie es das Französische ist, erheblichen Anteil haben? Denn, wenn ich die Sprache kann, so lebe ich in ihr, und sie ist ein Teil meines Lebens geworden. Ich kenne nicht nur ihre Orthographie und Grammatik, ich kann sie nicht nur behelfsweise zum mündlichen und schriftlichen Ausdruck verwenden, sondern ich bin in die Elemente ihres

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eigenen Wesens eingedrungen, kenne den Geist und die Seele des Volkes, das als Schöpfer hinter der Sprache steht, und die Großen dieses Volkes, als seine Führer in der Tat, im Wort und damit in der Sprache, sind mir liebe Bekannte geworden, in ihren Werken, nicht nur in ihren Namen und Daten. Es ist somit eine Unsumme geistiger Arbeit, geistigen Wachstums und allgemein seelischer Reife, die in dem schlichten Satz liegt: er kann Französisch. Ob das von jenen beiden gemeint war, ja ob das überhaupt gemeint ist, wenn man schlechthin von jemandem sagt, er kann diese oder jene Sprache?

Eben nicht, und darin liegt das Bedenkliche. „Er kann Französisch", heißt in dem üblichen Sprachgebrauch nichts anderes als „er hat einmal französischen Unterricht genossen", oder auch: „er wird zum mindesten eine Realschule besucht haben". Es wird damit also über den tatsächlichen Bildungsgrad eines Menschen gar nichts gesagt, sondern nur über den Bildungsweg, den er während seiner Schulzeit gegangen ist. Somit enthält dieses oberflächliche Urteil, mit dem so unendlich viele sich begnügen, zwei Fehlerquellen von großer Bedeutung. Einmal verwechselt man den Bildungsgang mit der wirklichen Bildung, zum andern huldigt man einer weitverbreiteten falschen Meinung, daß Bildung und Schulbildung dasselbe wären, als ob es nicht außer der Schule noch gar viele Möglichkeiten zur Bildung gäbe! Breite Volksschichten sind in ihrem Denken so schablonenhaft geworden und haben sich so sehr an die immer weiter um sich greifende bureaukratische Methode gewöhnt, Menschen nach bestimmt vorgeschriebenen Bildungsnachweisen, nach schriftlichen Patenten und geleisteten Prüfungen zu beurteilen, daß es ihnen kaum noch zum Bewußtsein kommt, wie viele Berufskreise es gottlob noch gibt, in denen nur die persönliche Tüchtigkeit gewertet wird und nicht eine papierene Fessel den vorwärtsdrängenden Geist in Banden hält. Es mag für das große System eines Beamtenstaates ungeheuer schwer, vielleicht auch unmöglich sein, die geeigneten Kräfte ohne Examina herauszufinden. Daß es aber für die Zulassung zu einer großen Zahl von Prüfungen nötig sei, nicht nur ein bestimmtes Wissen in der Tasche zu tragen, sondern dieses Wissen auf genau vorgeschriebenen Unterrichtsanstalten erworben zu haben, das will einem unbefangenen Menschen schon nicht mehr einleuchten. Geht man nun aber noch weiter und will jenen Glücklichen, die nicht nötig haben, sich an dem großen Hindernisrennen über Examen zu Examen zu beteiligen (bei welchem Sport schon manch einem gescheiten Menschen die geistige Atemnot in bedenklichem Maße gekommen ist), also all den in freien Berufen nach Lust und Können sich tummelnden Mitmenschen bis an ihr Lebensende nachrechnen, sie hätten nur diese oder jene Bildung, just weil Vaters Geldsack nicht ausreichte, den Jungen in eine bessere Schule zu schicken, oder weil das Jungchen nicht Lust hatte, sich länger am Schulstaub zu ergötzen — nicht wahr, so sollte man meinen, es gehöre

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dazu gerade nur das, wovor der biedere Deutsche vor der Welt von jeher am meisten Angst gehabt hat, nämlich ein gutes Quantum Ungebildetheit.

Doch ist eine solche Verranntheit erstaunlich in einem Lande, in dem so lange schon das Wissen als wahrer Abgott verehrt wird, in dem die praktischen Berufe sowohl der Kunst als des Könnens nur wie geduldete Stiefkinder neben den rein wissenschaftlichen oder akademischen Berufen einherlaufen? Auch lernt schon der Schulbub an seiner engsten eigenen Erfahrung, wie sehr ihm die Großen nur das rein äußerlich Angelernte nachrechnen und wie sehr es nicht etwa darauf ankommt, vielleicht in einem Fache Erstaunliches zu leisten, als vielmehr, auf der großen Front der Wissenschaften in der Gesamtbreite vorzudringen, und daß ein nur mäßiges Vorrücken in allen Fächern gerade genügt und ihn weiterbringt, als hier zu glänzen und dort hintenan zu bleiben. Man lernt auf unserer Schule und in unserem ganzen Examensmechanismus, für die Examina zu arbeiten und nicht, oder doch erst in zweiter Linie, für die Sache und für das Wachstum seiner eigenen Kräfte. Das alles nennt man hinterher in Summa seine Bildung. Nicht was an Schaffenskraft in einem Menschen geweckt und geübt wurde, macht das Ergebnis seiner Bildung aus, nicht was er Tatsächliches am Kulturbau der Menschheit leistet, auch nicht, was im Verborgenen seiner Seele an Starkem und Schönem zur Reife kam und ihn befähigt, nicht nur neben anderen Menschen, sondern mit und in ihnen zu leben, nein das alles ist es nicht, sondern nur das tote Wissen, mit dem er sich auf der Schulbank plagte. Darum, wer mit Bangen das Abitur bestand, ist zeitlebens gebildeteter als der kümmerliche Einjährige, und beides wird von der Glorie der Hochschule überstrahlt. Wen aber keine dieser drei Bildungsfabriken je in ihre heiligen Räume aufnahm, der möge in Ehrfurcht sich stets des Abstandes bewußt bleiben, der von der Schar der Erwählten ihn trennt.

Ist das etwa zu hart gesagt, oder liegt es nicht tatsächlich in unserer doch so gewohnheitsmäßigen Feststellung, daß dieser „Realschulbildung", jener „Gymnasialbildung" oder anderes der Art besitze? Und wenn mir von jemandem gesagt wird, er könne Französisch, so bin ich innerlich froh, diesen erschrecklich unbekannten Jemand nunmehr in mein System der Rang- und Wertverteilung einreihen zu können, und dieses rein Äußerliche befriedigt mich; es genügt mir, bis zu einem gewissen Grade über die Qualitäten eines Menschen urteilen zu können. Ja, wenn ich noch fragen würde, bis zu welchem Grade hat er das Französisch gelernt und was hat es ihm zu seiner inneren Ertüchtigung genützt? Doch nein, das ist für den allgemeinen Bildungsbegriff gleichgültig. Nicht was in einem Menschen geworden und gewachsen ist — ganz einerlei, aus welcher Kraft und durch welche Umstände — macht seine Bildung aus, sondern was ganz zufällig an ihn herangetreten ist und auf ihn eingeredet hat. Ob er diese Rede verstand, ob sie ihm gar zu Herzen ging — wer fragt denn wohl danach?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mit einer grenzenlosen Oberflächlichkeit verwechselt man täglich zwei sehr verschiedene Begriffe der Bildung. Zum ersten ist Bildung eine Tätigkeit; sie ist die Summe aller Arbeit und allen Bemühens, aus einem heranwachsenden Menschen etwas Rechtes zu machen. Zum andern ist Bildung aber auch das Ergebnis dieser Tätigkeit, dieses Einwirkens auf die jugendlichen Kräfte. Bedenken wir nun, daß der Mensch eigentlich nicht geboren wird, um an sich nach viel Regeln der Kunst oder auch des Ungeschicks herumexperimentieren zu lassen, sondern daß wir eher geneigt sind, seine Bestimmung — wenn er eine solche hat — darin zu sehen, daß er selber schaffe und gestalte, so dürften wir schnell darin einig werden, daß der erste Begriff der Bildung als des Gebildetwerdens eine entschieden untergeordnete Rolle spielt gegenüber dem zweiten Begriff der Bildung als des Gebildetseins. Wir aber, wenn wir von der Bildung eines Menschen reden, denken wir nicht immer viel mehr an jenes Vielerlei, das man einst über ihn sich ergießen ließ, als an das eine und letzte, das jetzt in Wahrheit seinen Wert unter den Menschen bestimmen sollte? Wenn wir uns zu einer sittlichen Ordnung der Welt und der Menschheit bekennen wollen, können wir dann den Wert eines Menschen anders beurteilen als nach dem Maße, wie er diese sittliche Ordnung hemmt oder fördert? Oder auch, könnte man als „gebildeter" Mensch unter Bildung etwas anderes verstehen und werten als die Summe jener Qualitäten, die den sittlichen Charakter eines Menschen ausmachen? Wie gleichgültig ist es da hinterher, durch welche Mittel und Wege ein solcher Charakter gebildet wurde! Es dürfte höchstens Erzieher und Eltern interessieren, danach zu fragen, um für die Ausübung ihrer Bildungstätigkeit daraus zu lernen; oder auch den Psychologen, um tiefer in die Gesetze der generellen Vererbung und in die Geheimnisse der individuellen Veränderung durch die Wirkung der Umwelt einzudringen.

Wir haben uns gar zu sehr und selbst in den wichtigsten Dingen auf die nackte Äußerlichkeit drängen lassen. Wir sind nicht mehr gewohnt, uns den Menschen anzusehen, sondern blicken nur auf seine Kleider. Sie brauchen ihm nicht einmal zu passen, sie seien geborgt oder erworben, sie seien praktisch oder sinnlos, häßlich oder schön, es ist ganz einerlei; auf das alles kommt es nicht an, wenn sie nur von einem teuren Schneider stammen, der ein vom Staate verbürgtes Firmenschild aushängt. Das liegt in dem einen verächtlich hingeworfenen Satze: Er kann nicht einmal Französisch!

Und noch mehr. Warum mußte es gerade die Kenntnis einer fremden Sprache sein, die in jener Unterhaltung zum Maßstab der Bildung diente? Daß jemand in der Mathematik oder in den Naturwissenschaften wenig bewandert ist, daß er nur geringe historische oder geographische Kenntnisse besitzt, geschweige denn von der Musik oder Malerei etwas verstehe, ist für das Gebildetsein nicht von so grundlegender Wichtigkeit wie gerade

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Wissen um fremde Sprachen. Sind diese denn in Wahrheit die wichtigsten Bildungsmittel? Wenn man den Stundenplan unserer höheren Schulen betrachtet und sieht, welch einen Raum darauf die Fremdsprachen von Sexta an einnehmen, wenn man beim genaueren Nachforschen gar bemerkt, daß selbst in der Vorschule schon der deutsche Unterricht eigentlich nur auf die Vorbereitung des Studiums der fremden Sprachen hinzielt, dann müßte man allerdings meinen, diese seien der eigentliche Inbegriff wahrer Bildung. Es ist aber nicht viel anders, als daß in diesem Eifern für fremde Sprachen ein Stück schwärzesten Mittelalters in unsere heutige Schule hineinragt, und es ist wirklich kein Wunder, daß so sehr viele Kinder, die mit ihrem gesunden Instinkt in der Neuzeit leben, nur mit Widerstreben und oft nicht ohne inneren Schaden sich in das unzeitgemäße, längst versandete Fahrwasser der Sprachenschule hineindrängen lassen.

Im Mittelalter, als es eine deutsche Wissenschaft von Bedeutung noch nicht gab, lag es nahe, daß man zu den Alten griff, um zu den Quellen der Wahrheit vorzudringen. Ebenso verständlich ist es, daß man etwa zu Friedrichs des Großen Zeit noch nicht des Französischen zur Bildung deutscher Kinder entraten mochte. „Der lange Einfluß Ludwigs XIV. und die bedeutenden Leistungen der tragischen und komischen Dichter, der Satyriker und Kanzelredner, die unter jenem glänzenden Fürsten schufen und wirkten, hatten die französische Sprache zur herrschenden in ganz Europa gemacht. Selbst in Ländern, die eine nationale Literatur besaßen und sich größerer Namen rühmen konnten als des eines Racine, Molière und Massillon, in dem Lande eines Dante, in dem Lande eines Cervantes, in dem Lande eines Shakespeare und Milton, waren dennoch die geistigen Gepflogenheiten von Paris zu einem großen Teil übernommen worden. Deutschland hatte bis zu der Zeit noch nicht ein einziges Meisterstück der Dichtkunst oder Beredsamkeit hervorgebracht. In Deutschland herrschte daher der französische Geschmack ohne Rivalen und ohne Grenzen. Jeder Jüngling aus gutem Hause mußte Französisch sprechen und schreiben lernen. Daß er seine eigene Sprache mit Artigkeit sprechen und schreiben könnte, oder gar mit Genauigkeit und Leichtigkeit, das betrachtete man als eine im Vergleich zu der andern unwichtige Sache" (Macauley, Frederic the Great and his Times).

Welch eine Welt deutschen Geisteslebens trennt uns von der Zeit Friedrichs des Großen! Deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft haben den Erdkreis erobert. Es erkennt es selbst der ärgste Neider an, daß wir zum Volk der Dichter und Denker geworden sind. Nur die Schule weiß es noch nicht. Anstatt die Kinder mit allen Mitteln der Kraft und der Zeit an die reichen Schätze unserer eigenen Geisteskultur heranzuführen, daß ihnen vor heiliger Ehrfurcht und Staunen die Augen übergehen und ihnen das Herz groß werde, zu diesem Volke gehören zu dürfen, das nicht nur so viele herrliche Gedanken hervorgebracht, sondern auch mehr als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

irgendein anderes davon zum gemeinen Wohle verwendet hat, da liegt die Schule nach wie vor anbetend vor vier und gar fünf fremden Sprachen, vergeblich sich mühend, den wahren Geist, der dahinter verborgen liegt, den an den Wörtern klebenden Schülern zu offenbaren. Die schöne unwiederbringliche Zeit aber, die wir daran geben, die griechische, römische, englische und französische Geisteskultur dem heranwachsenden Geschlechte mitzuteilen, ohne daß es je wirklich gelänge, geht sie nicht für die Vertiefung in die Schätze unserer eigenen Sprache und Kultur verloren? Und wir wundern uns hinterdrein, daß wir gerade in den gebildeten Schichten unseres Volkes ein so charakterloses Weltbürgertum sich spiegeln sehen, daß wir überall in der Welt zu Hause sind, nur nicht im lieben Vaterland? Woher soll denn ein Knabe just für das deutsche Volk sich begeistern, wenn ihm in sechs langen Schuljahren griechischer Geist als das Höchste gepriesen wird, das so sehr über seinen Kopf sich erhebt, daß er es nimmer erschauen kann und letztlich dumpf und stumpf darauf verzichtet? Oder wenn in anderen Schulen und weiten Gesellschaftsschichten französische Sprache und französische Art noch immer als der vollendete Ausdruck eigentlicher Kultur geachtet und gepflegt werden, wie sollte da nicht das heranwachsende Kind diese Meinung der Großen auch zu seiner eigenen machen und emsig sich mühen zu vergessen, von Geburt nur leider ein Deutscher zu sein? Ist es nicht eigenartig, daß gerade die Nation, die am wenigsten sich bemüht, fremde Sprachen zu erlernen, die englische nämlich, ein so starkes Volksbewußtsein in sich trägt wie kaum ein zweites auf der Erde? Wohl ist es hier schwer zu sagen, was Ursache, was Wirkung ist. Doch ist es nicht möglich, zu leugnen, daß ein inniger Zusammenhang zwischen beiden bestehen muß.

Man verstehe mich nicht falsch. Ich will nicht leugnen, daß das Erlernen fremder Sprachen ein Weg zu tiefer und wahrer Bildung sein kann. Und es ist sicher, daß die Mehrzahl jener Leute, die die Sprachen, auch die alten, bis aufs äußerste für die Schule verteidigen, diese Bildung an sich selber erfahren haben, wie sollten sie sonst mit solcher Überzeugung dafür eintreten! Aber eben diese Leute waren für Sprachen besonders begabt und schöpften durch ein feines Sprachgefühl wirkliche Nahrung, wo der Durchschnitt der Lernenden nur dürre Vokabeln fand. Wer wollte es wohl den Sprachtalenten wehren, nach wie vor sich diesem für sie ersprießlichen Studium zu widmen, das für sie soviel bedeutet wie für andere die Musik oder die Malerei? Aber daß die Gesamtheit aller Schüler, die zu einer höheren Bildung sich durchringen möchten, sie seien für Sprachen begabt oder nicht, während ihrer ganzen Schulzeit sich mit diesen Dämonen herumbalgen müssen, das ist gewiß nicht recht. Und es ist geradezu ein Unrecht an unserm Volkstum, daß dieses intensive Studium fremder Sprachen nur möglich ist auf Kosten der Muttersprache. Das ganze Grammatikgepauke, von der Vorschule an bis hoch in die Hauptschule

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hinauf, ist es nicht in erster Linie ein Exerzitium, das für die fremden Sprachen wieder und wieder gedrillt werden muß, schlimmer als in altpreußischen Zeiten je der Parademarsch? Denn unsere deutsche Sprache würden die Kinder schon gebrauchen und vor allen Dingen lieben lernen — und sicher mehr als jetzt —, wenn wir nicht schon an die noch viel zu unentwickelten Kleinen der Vorschule und auch der Unterklassen in der Hauptschule die verwickeltsten grammatischen Haarspaltereien wie rechte Scheuklappen hängen müßten, damit sie nur nicht zu frisch und fröhlich in jenes Land hineinblicken, das doch eigentlich voll Licht und Sonnenschein und voll aller Wunder wahrhaftigen Lebens ihrer unverderbten Sinnlichkeit sich auftun sollte, das herrliche Land unserer deutschen Sprache und Dichtung. Ja, wenn wir darin verweilen könnten, mit Muße Blüte für Blüte zu betrachten und auf den Sang und Klang zu lauschen, der aus Märchen, Sage und Dichtung allüberall zu uns dringt, wenn wir in Ruhe alles Große unserer literarischen Schöpfungen auf uns wirken lassen könnten, daß es Leben in uns gewönne, ein eigenes und wirkliches, nicht ein erheucheltes oder eins, das in uns nur hineingespiegelt ward, ja wenn überhaupt die Schule erst eingesehen hätte, daß sowohl Kunst als Leben in den Schöpfungen unserer Sprache steckt, welch beides sich nicht durch Dozieren in die wachsende Seele hineinpacken läßt, sondern nur in dem lebendigen Empfinden Wurzel schlagen kann — dann würden wir merken, wie sehr wir uns irren und unsere Kraft zersplittern, da wir meinen, in so viel verschiedene Sprachen und Kulturen eindringen zu können, indes in Wirklichkeit uns nicht e i n e erschlossen wird, oder wenn doch, so zum mindesten nicht unsere eigene, die uns die wertvollste sein sollte; denn für sie, die spätgeborene, ist noch immer die Zeit zu kurz. Oder auch, die Schule, die aus fremden Kulturen zu uns gedrungen ist und damals vielleicht ein Recht hatte, in ihrer Gelehrtheit auf unsere junge, noch in den ersten Anfängen befindliche Geisteskultur ein wenig herabzusehen, sie hat in der Kurzsichtigkeit eines alten, bebrillten Magisters nicht gemerkt, wie aus dem einfältigen Kinde längst ein erwachsener Mann geworden ist, der so sehr auf eigenen Füßen steht und so sehr eigene und tüchtige Gedanken hat, daß es wohl lohnt, ihn endlich um seiner selbst willen zu betrachten.

Daß es uns Deutschen doch gar so schwer wird, an den Wert unserer eigenen Kultur zu glauben! Fühlten wir es wirklich bis in unser Herz hinein, was an edelstem Menschentum, an Humanismus im Sinne des Wortes, in deutscher Sprache niedergelegt ward, wir würden bis ins Alter hinein uns schämen, neun Schuljahre voll freudigster Aufnahmefähigkeit daran vorbeigegangen zu sein. In fremden Gärten gingen wir Nesseln raufen, indes im eigenen Garten ein Blühen und Duften war, das unser wartete; wir aber hatten nicht Zeit, noch hielten wir es der Mühe wert, die Pforte aufzutun und hineinzugehen. Daß wir gelegentlich

über den Zaun blickten, flüchtig und ohne recht hinzusehen, das war schon Mühe genug für die Gewächse, die nun doch einmal „nicht weit her" waren.

Nehmen wir diese letzte urdeutsche Redensart zum Leitwort, so führt sie uns überall zu unserer erbarmungslosen Verdammung. „Mit seiner Bildung ist es nicht weit her", das sagt so klipp und klar, wie unser Denken so lange schon war und immer noch ist. Sie muß aus Paris oder London, aus Rom oder Attika bezogen sein, so ist sie gut, die deutsche Bildung. Ist sie aber nicht so weit her, ist sie nur auf heimischer Erde gewachsen, aus deutschem Geist und Gemüt geboren, von deutscher Geschichte und Kultur genährt, an deutschen Männern und deutschen Frauen groß und stark geworden — nun ja, so darf jeder noch so einfältige Französling oder Helleniste die Nase rümpfen nnd sagen: Welch ungebildeter Mensch!

Muß das wirklich so sein? Muß es vor allem so bleiben? Oder wird endlich das deutsche Volksbewußtsein in uns wach werden und auch von unserm Schulwesen Rechenschaft fordern, daß man fein säuberlich unterscheide zwischen dem, was zu wahrer Bildung nötig ist, und dem, was im günstigsten Falle nur Werkzeug für den späteren Beruf bedeutet? Wenn nun doch einmal alles im Krieg wider uns ist, warum wollen wir nicht den Kampf gegen noch einen in uns selber wütenden mächtigen Gegner aufnehmen, gegen die uns eigene Überschätzung alles Fremden? Möchten wir endlich in deutschen Schulen Deutsche bilden und erziehen!

Curt Schwantes.

Philosophie und höhere Schule.

Im Jahre 1802 hat Schelling in seinen Vorlesungen über das akademische Studium gesagt, in Deutschland könne kein äußeres, sondern nur ein inneres Band, eine herrschende Religion oder Philosophie, den alten Nationalcharakter hervorrufen, der in die Einzelheit zerfallen sei und immer mehr zerfiele. Nur ein kleines Volk, das zu keiner großen Bestimmung berufen sei, bedürfe keiner großen Motive. Viele haben nach ihm dasselbe gesagt; es ist nach der Reichsgründung besonders laut, besonders schmerzlich gesagt worden, als unser Volk in bewußter Diesseitigkeit im Kampf des Erwerbslebens, in Realpolitik und Rationalisierung des Lebens nach Wirtschaftsgesetzen sich von Ideen und Idealen immer mehr zu entfernen schien und im Banne positivistischer Philosophien das theologische und metaphysische Stadium seiner Entwicklung als Kindertraum belächelte. Gegen diese Abkehr von den Ideen hatte nun schon vor dem Kriege eine starke Gegenbewegung eingesetzt, die bald als eine Rückkehr zum deutschen Idealismus, bald als Ansatz zu neuer Weltanschauung in die Erscheinung trat.

Diese Wiedergeburt des deutschen Geistes, diese Selbstbesinnung auf die Grundlagen unseres nationalen Daseins hat im Kriege die Über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeugung gezeitigt, daß unser Volk in der Tiefe durch gemeinsame Ideen und Ideale geeint sein muß, wenn es seine Weltmission erfüllen soll. Diese Weltanschauungsaufgabe ist für unsere höhere Bildung darum so schwierig, weil wir gerade hier nicht einig sein können. Die höhere Schule hat denn auch bisher diese Aufgabe wesentlich dem Religionsunterricht überlassen. Aber gerade in der Religion ist unser Volk in der Tiefe gespalten. Und weite Kreise lassen sich auch nicht mehr auf eine allgemeine Christlichkeit einstellen. Die Religion ist selbst in den Kampf der Weltanschauungen gerissen. Sie spiegelt in ihren verschiedenen Formen die chaotische Geistesbewegung wider. Darum kann der Religionsunterricht selbst innerhalb derselben Konfession jene ideale Einheit nicht schaffen, er bringt vielmehr im unvermeidlichen Zusammenstoß mit den Weltanschauungsimpulsen der anderen Fächer erst recht diese Problematik zum Bewußtsein. Denn je mehr sich jedes Fach vertieft und sich dann zur Philosophie erhebt, je mehr Naturphilosophie, Geschichtsphilosophie, Kunstphilosophie, Religionsphilosophie nach ihrer Eigengesetzlichkeit sich bilden, um so mehr müssen diese Philosophien in ihrer methodischen und inhaltlichen Gegensätzlichkeit die Einheit der Bildung bedrohen. Dies müßte um so mehr geschehen, als die Probleme unserer unübersichtlichen und chaotischen Kultur die Jugend stärker beeinflussen als früher, so daß diese Einwirkungen oft stärker werden als die Gegenwirkungen der in sich selbst uneinheitlichen Schulfächer, der sich immer mehr differenzierenden Schularten.

Die Jugend hat von ihrem Sonderdasein aus, das sie neben und außer der Schule führte, in bewußter und unbewußter Selbsthilfe ihr Leben zur Einheitlichkeit eines Ideals erheben wollen. Die Jugendbewegung war sicher der Ruf nach dem einen Bildungsideal, das die Schule nicht besaß, weil es unserem Volke fehlte. Unserem Volke aber gab es der Krieg; freilich nicht als Gabe, wohl aber als Aufgabe. Der Krieg hat auch die Gegenmächte des Ideals gesteigert: Den Nützlichkeitssinn, die Diesseitigkeitstendenz, den Götzendienst des Staates, die Vorherrschaft errechenbarer Werte, die Gefahr, daß die Mittel zum Leben zum Lebensinhalt werden.

Diese aus der Not der Zeit geborenen starken Kräfte pochen mit eherner Faust an unsere Schultüren und werden ihr Recht fordern und werden, wie Nietzsche klagte, Anstalten der Bildung zu Anstalten der Lebensnot machen. Wollen wir in bewußter Bejahung dieser von der Lebensnot unserem Volke aufgezwungenen Aufgaben das uns in der Tiefe einigende Ideal unserer Jugend bewahren, so müssen wir sie dorthin führen, wo unser Volk selbst die Kraft für Krieg und Arbeit, für Wirtschaftskampf und Weltmission schöpfte, so müssen wir sie zur Weltanschauung des deutschen Idealismus führen.

Lagarde hat einmal gegen Weltanschauungsunterricht der Staatsschule leidenschaftlich Protest erhoben. Er hat diesen Versuch eine un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geheuerliche Wiederholung des Satzes cuius regio eius religio genannt, eine unmögliche Vergewaltigung der Gewissen, die Vergiftung inneren Bürgerkrieges. Lagarde hat hier sicher recht. Aber er schränkt doch auch diesen Satz ein, denn wenn wir im Ideal einig wären, dann könnten wir für die Schulen solch Ideal aufstellen. Denn dieses Ideal wäre eben das, wodurch Deutschland einig würde: jeder Vater, jede Mutter, jeder Lehrer würde es im Herzen tragen, es flösse wie Sonnenglanz und laue Luft belebend und erfreuend durch alle Herzen.

Ich sage, dieses Ideal ist tatsächlich gewonnen, dieses Ideal ist die Gesinnung des deutschen Idealismus. Wir haben erkannt, daß im Erwerbsleben, das uns ideallos erschien, unser Idealismus lebendig war, daß in den sich bestreitenden Volksschichten, Parteien und Erwerbsgruppen, daß in Häckel, Nietzsche, in der Sozialdemokratie und im Zentrum eben dieser Idealismus wirksam war.

Einigkeit in der Weltanschauung dieses deutschen Idealismus ist nicht Einerleiheit der Weltanschauung. Wir können, wollen und dürfen keine der großen Weltanschauungen entbehren. Die Einheit in der Weltanschauung des deutschen Idealismus, die sich historisch in einer Überfülle starker Individualitäten offenbart hat, ist einmal die Einheit in der Weltanschauungsmethode durch erkenntnistheoretische Selbstbesinnung. Sie ist zweitens die Einheit in der gleichen Höhenlage sittlicher Verantwortlichkeit für die Menschheit in mir und in dem Anderen. Weltanschauungsunterricht ist darum Unterricht in Erkenntnistheorie mit dem Ausblick in das Recht und die Wertungsmaßstäbe für metaphysische Überzeugungen. Er ist ferner Unterricht in der Grundlegung der Ethik. Für beide Unterrichtszweige aber ist Kant der Brennpunkt. Auf die erkenntnistheoretische Besinnung weisen alle Lehrfächer hin, weil nur in ihr Ausgleich der Gegensätzlichkeit und Einheit der Gesamtwissenschaft erreicht wird, weil in ihr Wissen und Glauben, naturgesetzliche und teleologische Betrachtungsweise, Recht und Schranke jeder Einzelwissenschaft erkannt werden. Von dieser erkenntnistheoretischen Selbstbesinnung aus bleiben alle Weltanschauungen weiterhin möglich. Und keine Möglichkeit darf die Schule abschneiden wollen. Aber diese Selbstentscheidungen geschehen nun in einer anderen Höhenlage. Es tritt das ein, was Eucken erhofft. Wer einmal von den in Kant eröffneten Problemen berührt ist, mag im übrigen seine eigenen Wege gehen. Über gewisse Arten der Behandlung von Welt- und Lebensfragen ist er sicher hinausgehoben. Er ist schon darum darüber hinaus, weil er weiterhin in der Grundlegung der Kantischen Ethik in die Tiefe der von aller empirischen Lage unabhängigen ethischen Selbstgesetzgebung vordringt, in der sich der spezifisch deutsche Geist seine Form gegeben hat. Ich kann das hier nur behaupten. Aber ich weiß mich in dieser Anschauung eins mit allen denen, die über die Entwicklung des deutschen Geistes gearbeitet haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Keine Partei, keine Religionsgesellschaft, keine Weltanschauungsrichtung kann gegen solchen Unterricht Bedenken haben, da sie alle hier selbst wurzeln, da sie alle hier nicht bejaht oder bestritten, sondern vertieft werden, eingetaucht in die eigentümliche Färbung des deutschen Geistes. Diese Geistesrichtung des deutschen Idealismus ist nicht nur der ideelle Einheitspunkt der verschiedenen Unterrichtsfächer und Schularten. Er ist vor allem die Überwindung jener Gefahren, die aus der Lebensnot der Staatsinteressen, des Kampfes ums Dasein, der Diesseitigkeit, der reinen Daseinskultur nach dem Kriege stärker als je sein werden.

Wenn nun alle Fächer und Schularten die von ihnen zu diesem Zentrum sich ausstreckenden Kraftlinien wirklich sich auswirken ließen, wenn der Weg von Plato zu Kant, von der Mathematik zu Kant, von der französischen und englischen Philosophie zu Kant, von Newton zu Kant, von Hume zu Kant gegangen würde, wenn Kant selbst in Beziehung zur deutschen Geistesgeschichte gestellt würde, wenn er als Brennpunkt neben Goethe träte, wenn von ihm aus das klassische Zeitalter der Freiheitskriege erleuchtet würde, als der deutsche Idealismus in den preußischen Staatsgedanken einströmte, wenn Fichte von hier aus für die deutsche Schule gewonnen würde, wenn alles dieses geschähe, dann fielen dem philosophischen Fachunterricht, den ich mir in Prima einstündig denke und seit Jahren in diesem Sinne erteile, leicht zu bewältigende Aufgaben zu. Seine Lehraufgabe ist die Lektüre erkenntnistheoretischer Schriften in ausgewählten Kapiteln mit dem Ziel der Lektüre Kants und weiter ausgewählte Abschnitte aus ethischen Schriften Kants, Fichtes u. a. Dieser Unterricht geht damit die Wege, die der deutsche Unterricht gebahnt hat. Ich lehne damit vor allem die erzieherisch ganz unergiebige philosophische Propädeutik alten Stils ab. Der Abriß der Logik hat der sonstigen logischen Schulung nur noch die Formeln hinzugefügt, die hier und da auch andere Fächer wohl geben können. Die empirische Psychologie ist völlig steril. Ich lehne ferner einen Überblick über die Geschichte der Philosophie ab. Nichts ist verwirrender, entmutigender und schädlicher als die Überfülle einander ab- und auflösender Systeme, die den jugendlichen Geist zum Skeptizismus, zur Ermattung in dem Erkenntnistriebe zwingen. Ich lehne aber auch den freien Unterricht des Lehrers ab, der, wenn der Lehrer eine starke Persönlichkeit ist, zum dogmatischen Denken erzieht, der überredet, statt Urteilsfähigkeit und kritische Besinnung zu fördern. Ich lehne auch wahllose Lektüre interessanter philosophischer Einzelaufsätze ab, die mehr Naschwerk als Brot sind. Ich fordere einen systematischen Lehrgang in der Erkenntnistheorie durch Philosophenlektüre. Denn fraglos hat Schopenhauer darin recht, daß wir nur von ihren Urhebern die philosophischen Gedanken empfangen können, daß man die unsterblichen Lehren derselben im stillen Heiligtum ihrer Werke selbst aufsuchen müsse, daß wenige Hauptkapitel der ersten Philosophen in ihre Lehren hundertmal

mehr Einsicht verschaffen als die schleppenden und schielenden Relationen darüber, die Alltagsköpfe zustande bringen.

Wenn dieser Unterricht den Gang der Erkenntnistheorie durch Quellenlektüre verfolgt, dann erlebt der Schüler wirklich ein Stück der modernen Geistesgeschichte, in der sich der deutsche Geist nicht nur formte, in der sich der moderne Geist seines Wesens bewußt wurde. Er lernt es verstehen, daß große Erkenntnisse sich in allmählicher Synthese verschiedener Standpunkte vollziehen, er erlebt die starke Erschütterung ihm bisher selbstverständlich erschienener Tatbestände. Er lernt Schranken und Grenzen unserer Erkenntnis überhaupt anerkennen, er lernt sich der Norm der Vernunft unterordnen und doch den Intellektualismus überwinden, den Dogmatismus in allen Formen als unmöglich erfassen, den sittlichen Grund letzter Überzeugungen erkennen. Er bekommt in ernster Lektüre verschiedener Standpunkte Achtung vor entgegengesetzten Anschauungen und verlernt, schnell über solche abzuurteilen. Er lernt in ernster Arbeit erst einmal den Anderen zu Ende hören, ohne ihm mit Einfällen ins Wort zu fallen. Er lernt ernste Prosa lesen und wird später nicht wehrlos jedem Modeschriftsteller und Tagesphilosophen zum Opfer fallen, sondern er wird befähigt, die großen deutschen Denker selbst zu lesen.

Wer solchen Unterricht als zu schwierig auf die Universität verweisen wollte, wird die Berufung des Verfassers auf eigene Erfahrung kaum als Gegenbeweis ansehen, vielleicht liest er einmal in Paulsens Geschichte des gelehrten Unterrichts den betreffenden Abschnitt nach. Vielleicht macht es auch Eindruck auf ihn, daß Frankreich vor dem Kriege mit seinen Primanern Kants Werke las. Ich gebe aber noch eins zur Erwägung, daß die meisten Studenten, weil die Vorbildung der Schule fehlt, den Weg zur Philosophie verfehlen. Ich denke an den beschämenden Erfolg von Häckels Welträtseln. So stehen wir vor der ernsten Tatsache, daß die deutsche Bildung die Goldbarren der deutschen Philosophie ungemünzt liegen läßt und nach dem Tand wertloser Scheidemünze greift. Je mehr Berufsausbildung allerlei Nützlichkeitserwägungen Einfluß auf den Lehrplan gibt, um so mehr müssen wir in der Philosophie ein Gegengewicht vertiefter Geistigkeit schaffen. Dieser Unterricht verlangt keine Schulreform. Er verlangt einmal die Vertiefung alles Fachunterrichts, er verlangt weiter nur eine Wochenstunde. Er verlangt keine häusliche Arbeit, keinen Einfluß auf Zeugnis und Versetzung. Er verlangt nur das Interesse der Schüler. Und er findet es schon darum sofort, weil der junge Mensch hier es sofort spürt, daß er selbst mit seiner Innerlichkeit unmittelbar beteiligt ist. Er fühlt es: tua res agitur.

H. Richert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gottfried Wilhelm Leibniz als Deutscher.

Der 14. November 1916 hat als Leibnizens 200. Todestag dessen Andenken wieder aufgefrischt. Die Kriegszeit ließ uns überhaupt des eignen deutschen Geistesbesitzes wieder stolzer und gründlicher gedenken. Möge die Wirkung nicht bloß vorübergehend sein! Kein Geringerer als Wilhelm Wundt erachtete jenen Gedenktag für wichtig genug, um Leibnizens Bedeutung für das deutsche Geistesleben in einer eignen Schrift klarzulegen. (Verlag Kröner, Leipzig, 3 M.) Er stellt darin als wesentlich heraus: Leibniz holt voll nach, er, der einzelne Mann, was die deutsche Philosophie, ja man kann fast sagen, die deutsche Wissenschaft überhaupt, während des Dreißigjährigen Krieges versäumt hatte. Er wurde der Begründer einer eignen deutschen Geistesrichtung, der Begründer des deutschen Idealismus. Schon von Leibniz zeigt Wundt, wie er zu dem flacheren Eudämonismus der westlichen Nationen in Gegensatz trat. Dadurch ist er für unseres Volkes Denken bestimmend geblieben bis auf den heutigen Tag. Seine große Entdeckung war die des Begriffs der Kraft. Wo Descartes oder Spinoza die Welt logisch zergliedern und dementsprechend als starres logisches System auffassen, begreift sie Leibniz von Grund aus als Bewegung und Entwicklung. Es war eine Großtat, daß Leibniz sich nicht einfach dem blendenden Ansehen der großen Fremden gefangen gab. Er blieb in deutschem Fühlen und deutscher Eigenart wurzeln. So schöpfte er trotz der Unterbrechung des deutschen Geisteslebens durch ein Menschenalter des Krieges aus der alten Scholastik. Da findet er den religiösen Begriff der Pflicht, der Pietas. So baut er die Brücke von der physischen Kraft zur moralischen und von dieser zur Pflicht. Das führt Leibniz zu einer Gemeinschaftsmoral, zu einer Auffassung des Staates als Rechtsstaat, nicht bloß als Wohlfahrtseinrichtung für die Einzelnen, wie es die Engländer und der Deutsche Pufendorf ansahen. Gegen Pufendorf nimmt Leibniz ausdrücklich Stellung.

In Christian Wolff fand Leibniz den begeisterten Jünger, der seine Lehre weithin im Volk verbreitete, nur daß leider dieser Jünger sie dabei auch stark verwässerte und so die Größe des Meisters oft verkennen ließ. Was aber dann Kant in Überwindung von Wolffs Rationalismus leistete, baut bewußt oder unbewußt auf dem Grunde auf, den Leibniz gelegt hatte. Die rechts- und staatsphilosophischen Anregungen Leibnizens kommen sogar erst hinter Kant bei Fichte zur vollen Auswirkung.

Wie Leibniz zur Staatsphilosophie kam? Mancher möchte vielleicht denken, es sei das nur so einer von den vielen Betätigungszweigen des allseitig interessierten Mannes gewesen, der sich ja um Mathematik und Naturwissenschaften, um Geschichtsforschung und theologische Versöhnungsversuche, um Akademiegründungen und so manches andere mehr

bemühte. Wohl mit Recht aber sieht Wundt gerade in dem staatsphilosophischen Denken Leibnizens einen Ausfluß seines innersten Wesens. Leibniz fühlte sich in erster Linie als Politiker, fühlte sich zum Staatsmann berufen. Nicht Politiker in dem Sinne der Kabinettsräte und Hofchargen jener Zeit, sondern so gerade recht als deutscher Politiker. Im allgemeinen weiß man heute von der Politik jener Zeit sehr wenig, weil diese offizielle Politik so sehr unerfreulich war. Mutige, große Gedanken wie die von Leibniz blieben zunächst Papier. Und trotzdem waren sie Keime, aus denen später bessere Gedanken und bessere Zeiten hervorsprießen sollten.

Leibniz als Vorläufer Fichtes: das ist die treffendste Formel, in der man kurz den Begründer des deutschen Idealismus kennzeichnen kann. So zeigen ihn seine deutschen Schriften. Sie bilden die Minderzahl unter seinen zumeist französisch und lateinisch geschriebenen Werken. War es doch für die damalige Zeit überhaupt schon eine Tat für einen Gelehrten, deutsch zu schreiben. Daher denn bis heute diese deutschen Schriften Leibnizens hinter seinen übrigen zurückgetreten sind. Wie sehr sie verdienen, aus dem Halbdunkel hervorgezogen und einem breiten deutschen Publikum zugänglich gemacht zu werden, das erkennt man besonders gut an der Hand der schönen Neuausgabe, die der Verlag Felix Meiner in Leipzig zu dem genannten Gedenktage erscheinen ließ. Zwei Bändchen liegen bis jetzt vor. „Muttersprache und völkische Gesinnung" heißt der erste, „Vaterland und Reichspolitik" der zweite (Preis jedes Bandes 2 M. und 2,60 M.). Man weiß, wie wichtig in der Zeit der Sprachverwilderung nach dem Dreißigjährigen Kriege die Bemühungen um Erhaltung der deutschen Sprache waren. Und wie schwer die Aufgabe war, das sieht man gerade auch an Leibnizens trotz allen ehrlichen Willens mit Fremdwörtern bunt durchsetzten „Deutschen Schriften". Auch Fichte knüpfte ja später in seinen Reden zunächst an die deutsche Sprache an. Und hat man auch zuzeiten die Bedeutung der Spracheinheit für das politische Gebilde eines nationalen Staates überschätzt, so wird doch immer ihre politische Wirkung zu den kräftigsten Triebfedern der Geschichte gehören. Niemand kann deshalb die Tat Leibnizens verkennen. Manche Stellen lesen sich bei ihm markig und packend, als wären sie eben erst für uns geschrieben. Die Bibel, meinte er, könne in keiner Sprache besser klingen, als in der deutschen. Keine sei für die Philosophie geeigneter. Sehr vieles hätten die andern Völker der deutschen Sprache zu danken. Ganz Fichte! An der Bildung der Nation müsse auch die Frau teil haben. Das werde gleichfalls durch den Gebrauch der Muttersprache ermöglicht. Die später so reich aufblühende Germanistik ahnt Leibniz voraus, ebenso wie er schon „Monumenta der deutschen Historie" wünscht, die später unter Anregung des Freiherrn von Stein geschaffen wurden. Rührend ist Leibnizens Stolz auf Deutschland, selbst in jener trostlos traurigen Zeit der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zerstörung und politischen Ohnmacht. Diese „Ermahnung an die Deutschen" ist wie eine Rede von denen, die später Fichte an die Nation richtete.

Freilich, die Zeit war noch weniger demokratisch. Wo es sich deshalb um Besserung des Staates handelt, muß sich Leibniz noch mehr an die Herrscher und Minister als an die Nation wenden. So denn auch in der „Denkschrift über die Festigung des Reiches", die das Hauptstück in dem genannten zweiten Bande seiner „Deutschen Schriften" bildet. Da schlägt er einen deutschen Fürstenbund vor; es ist im August 1670, in den Tagen der Tripelallianz; die deutschen Teilstaaten waren teils für, teils gegen diese Allianz; Leibniz will sie über diese Zerklüftung hinweg zu einer eignen Einheit zusammenfassen, mit einem Bundesrat, einem Heer, einer Bundeskasse. Belgien soll beim Reich erhalten bleiben, für Lothringen erscheint es leider schon zu spät, da Ludwig XIV. es bereits bedroht. „Alsdann wird Deutschland seine Macht erkennen, wenn es sich beisammen sieht, und manchem andere Reflexion machen, der jetzt nicht weiß, wie er verächtliche Worte genugsam zu dessen Beschimpfung zusammenklauben soll."

Man weiß, bis zu welchem prophetischen Schwung Fichte zum Schluß seiner Reden sich versteigt, wie dringlich er seinen Deutschen Arbeit und Kampf für ihre Freiheit ins Gewissen schiebt. So herzergreifend auch Leibniz: „Was ist edler, höher und Gott angenehmer, als diesen letzten Dienst, diese so gewünschte Herzstärkung seinem in agone (Todeskampf) liegenden Vaterlande widerfahren zu lassen ... Ist dieses nicht zu fassen ... so bekenne ich, daß ich an Verbesserung unseres Elendes und Aufhaltung unsers über dem Hals schwebenden herannahenden, keine Säumung leidenden Unglücks verzweifle und die gerechte Sache des uns strafenden Gottes vor Augen sehe. Es wird aber die schwere Verantwortung vor Gott und der verständigen Posterität denen auf dem Hals liegen, deren Affekt oder Fahrlässigkeit die Remedia ausgeschlagen, ja den Untergang akzeleriert haben." Nach der vollendeten Besetzung Lothringens durch die Franzosen entsteht ein zweiter Teil der Denkschrift. Da gilt es die Rettung Hollands. Man sollte aber auch an das Elsaß denken. Man hätte nun erst recht die deutsch gesinnte Allianz nötig. Was für interessante politische Gedanken! Wie vieles darin, was unmittelbar unsere Gegenwart, die großen Streitgegenstände des Weltkrieges berührt.

Deutscher Patriot war Leibniz auch in seinen nichtdeutschen Schriften. Das Vorwort der Meinerschen Ausgabe erinnert an einige politische Abhandlungen fremder Sprache. So bewies Leibniz in einer lateinisch geschriebenen Schrift, die 1669 erschien, daß Polen nimmermehr an Rußland fallen dürfe. Es sei zur „Vormauer der westeuropäischen Christenheit" berufen. Und in einer französischen Denkschrift von 1672 suchte er des Sonnenkönigs Eroberungsgelüste von den Grenzen des armen zerschlagenen Vaterlandes auf Ägypten abzulenken, auf den Weg, den später Napoleon gegangen ist. Es war vergeblich. Ludwig XIV. erklärte geringschätzig,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Zeiten der Kreuzzüge seien vorüber. Er hielt für altmodisch, was in Wirklichkeit ein weitschauender moderner Gedanke war. Leibniz wollte Verständigung Europas und Weltpolitik, wo sich der Sonnenkönig noch nicht aus dem Gewirr europäischer Verwicklungen lösen mochte. Das gleiche Problem, vor dem Frankreich an der Wende des 20. Jahrhunderts stand! Als dann der Raubkrieg über Deutschlands Grenze hereinbrach, da flammte Leibnizens Entrüstung auf. Da schrieb er jene Schrift voll geistreichen Hohnes und vernichtender Bloßstellungen, die im lateinischen Gewande das deutscheste Herz zeigt: „Mars Christianissimus", der allerchristlichste Kriegsgott.

Wundt hat in seiner eingangs erwähnten Schrift den Wunsch nach einer leicht zugänglichen Übersetzung dieser von neuer Gegenwartsbedeutung erfüllten Schrift ausgesprochen. Der Wunsch ist inzwischen durch Reclams Universalbibliothek erfüllt worden (Nr. 5881). Die franzosenfreundlichen Deutschen, die sogenannten Gallo-Griechen, werden da an den Pranger gestellt, indem anscheinend von ihrem Standpunkte aus Ludwig XIV. verteidigt wird. Der Sonnenkönig könne kein Unrecht tun, denn alles was er tue, geschehe ja im Namen Gottes. Man müsse alle Leiden und Kränkungen von ihm wie Gottesfügung ertragen, weil sie zum Besten der Christenheit dienten, auch wenn die deutschen Patrioten nicht klug genug wären, das einzusehen. An manchen Stellen blitzt durch diese ironische Maske freilich doch der leidenschaftliche Patriotismus durch. Und wieder denkt man an Fichte, an seine Charakteristik Napoleons, die auch in der Form einer Verteidigung die bittersten Vorwürfe zu machen versteht. Wie wird man ferner an die schönen Ententephrasen von heute erinnert, wenn Leibniz anklagend auf die zur Schau getragene Christlichkeit Ludwigs XIV. hinweist. Man denkt an das Barbarengeschrei unserer jetzigen Feinde, wenn Leibniz von dem verächtlichen Ton der Franzosen gegen Deutschland spricht. An die Kriegswucherer von heute wird man erinnert, wenn Leibniz die Gallo-Griechen mit Judas vergleicht, der die dreißig Silberlinge nahm. „Sie hoffen, die göttliche Barmherzigkeit werde Deutschland schon erretten; inzwischen bliebe ihnen das Geld." Ein Vergleich, der sich übrigens auch in der „Denkschrift über die Festigung des Reichs" schon findet, und mit für Leibnizens Urheberschaft des anonym erschienenen „Mars Christianissimus" spricht.

Über diese Anklage hinaus macht dann in der Zeit des schrecklichen pfälzischen Feldzuges Leibniz auch positive Vorschläge. Unter dem Titel: „Geschwinde Kriegsverfassung" finden wir sie im zweiten Bande der „Deutschen" Schriften. Da hat er kein geringeres Ziel im Auge, als den erst hundert Jahre später verwirklichten Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht. Es hat seinen besonderen Reiz, daß er gerade an den Verlust von Namur und die Bedrohung Lüttichs anknüpft, wie einst Demosthenes die Bedrohung Olynths zum Ausgangspunkt für seine leidenschaftlichen Reden gegen den mazedonischen König nahm. Leibniz findet „die Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fahr der Dienstbarkeit und des Verlustes aller Ehre und allen Ruhms, so unsere Vorfahren erworben, groß geworden". Man dürfe nicht „die Flügel sinken lassen, sondern müsse alle Gemütskräfte und Landesmittel daran strecken". „Lieber einen beschwerlichen Krieg von wenigen Jahren, als eine lange Sklaverei." „Gott ist für die, so sich der von ihm gegebenen Vernunft und Mittel bedienen, für die besten Regimenter, für die guten Ratschläge."

Lessing hat einmal gesagt: „Wenn es nach mir ginge, müßte Leibniz nicht eine Zeile vergebens geschrieben haben." Wir haben heute wahrlich Grund, uns diese Mahnung zu Herzen zu nehmen. Leibniz ist längst noch nicht als das gewürdigt, was er für unser Volk tatsächlich ist. Möge es drum mit jener flüchtigen Jubiläumserinnerung von 1916 nicht getan sein! Möchte unser Volk, vor allem unser gebildetes Publikum, einen solchen Denker wirklich wieder lesen. Tauchen dann bei seinen prachtvollen ehrlichen Worten die traurigen Zeiten des alten heiligen römischen Reichs wieder vor uns auf, dann werden wir erst recht mit Vertrauen in die Zukunft unseres heute so viel besser organisierten und von so viel kräftigerem Einheitsbewußtsein durchdrungenen Volkes schauen.

Prof. Dr. Reinhard Strecker.

Wilhelm Raabe.

Goethe hat einmal geäußert, daß er sich von den weltgeschichtlichen Ereignissen seiner Zeit oft mit vollem Bewußtsein und voller Absicht abgewandt hätte, um in der Beschäftigung mit ganz fernliegenden Dingen, wie etwa der Geschichte Chinas, den inneren Gleichmut wiederzufinden, den das wirre, böse Geschehen um ihn her ihm zu rauben drohte. Es ist begreiflich, daß es ihm nicht immer gelang, sein Gemüt im Gleichgewicht zu erhalten, immerhin bewahrte er seine Gelassenheit gerade in der schlimmsten Zeit der deutschen Geschichte doch so gut, daß man es ihm heute noch zum Vorwurf macht. Mißt man sein Verhalten gegen Napoleon an dem Kleists, so tritt in der Tat der Gegensatz so kraß zutage, daß wir in unserer blutigen Kriegszeit etwas wie einen kalten und fremden Hauch verspüren, der von dem ruhigen Bilde des Großen zu uns herüberweht. Wir verstehen Kleists Empörung und seinen ohnmächtigen Schmerz besser als die abgeklärte Erhabenheit Goethes.

Aber Kleist zerbrach an der Leidenschaft seines Hasses, Goethe überdauerte die Schmach; er hatte seine Daseinskraft für die Zukunft aufgehoben. In seinem Verhalten liegt eine tiefe Weisheit, von der wir gerade jetzt lernen sollten. Auch für uns ist es jetzt eine sehr ernste Pflicht, innerlich Haltung und Kraft zu bewahren, uns von der oft fast unerträglichen Spannung nicht zerbrechen zu lassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mit der Geschichte Chinas freilich werden wir uns nicht beschäftigen wollen; das überlassen wir den Fachleuten, für die sie zurzeit sogar sicherlich von höchstem Interesse ist. Wir wollen uns, wenn wir dem Gedanken an die gegenwärtigen Stunden hin und wieder und mit gutem Recht ausweichen, lieber mit der Vergangenheit unseres eigenen Volkes beschäftigen, uns an das deutsche Leben im weitesten Umfange halten, das uns ja leider oft genug fast ebenso fremd ist wie die Geschichte des fernen Ostasiens. Gott sei's geklagt!

Ich habe es in dieser Zeit der großen Hoffnungen und Ängste an mir selbst erfahren, was es bedeutet, unter allen Umständen einen treuen Freund zu haben, der immer bereit ist zu trösten und aufzurichten, auch in Stunden der völligen Einsamkeit. Und dieser Freund ist für jeden erreichbar, hält für jeden einen unerschöpflichen Reichtum, die ganze Liebes- und Lebensfülle bereit und bietet noch mehr als Trost und neue Kraft, bietet den höchsten und edelsten Genuß.

Ich spreche von Wilhelm Raabe, dem deutschesten unserer Dichter, der einst das schöne und stolze Wort gesprochen hat, daß es das höchste Glück bedeutet, deutsch zu verstehen.

Man braucht nur an ihn selbst zu denken, an sein wundervoll einheitliches Leben, das eine künstlerische Tat war, eine geniale Schöpfung wie das Leben Goethes, um von einem starken, warmen Gefühl der Freude und des Stolzes überströmt zu werden. Wie ist dieser Mann sich selbst treu geblieben, als sein Volk ihn vergessen hatte! Und wie lange war er doch vergessen! Die unselige, verhängnisvolle Zeit der Gründerjahre, die Raabe einmal selbst mit überlegenem Spott brandmarkt, hatte das deutsche Volk für seine besten Schätze blind und taub gemacht. Im Vorwort zu seiner internationalen Liebesgeschichte „Christoph Pechlin" schreibt Raabe:

„Die Wunden der Helden waren noch nicht verharscht, die Tränen der Kinder, der Mütter, der Gattinnen, der Bräute und Schwestern noch nicht getrocknet, die Gräber der Gefallenen noch nicht übergrünt: aber in Deutschland gings schon — so früh nach dem furchtbaren Kriege und schweren Siege — recht wunderlich her. Wie während oder nach einer großen Feuersbrunst in der Gasse ein Sirupsfaß platzt, und der Pöbel und die Buben anfangen zu lecken, so war im deutschen Volke der Geldsack aufgegangen, und die Taler rollten auch in den Gossen, und nur zu viele Hände griffen auch dort danach. Es hatte fast den Anschein, als sollte dieses der größte Gewinn sein, den das geeinigte Vaterland aus seinem großen Erfolge in der Weltgeschichte hervorholen könnte.

Was blieb da dem einsamen Poeten in seiner Angst und seinem Ekel, in seinem unbeachteten Winkel übrig, als in den trockenen Scherz, in den ganz unpathetischen Spaß auszuweichen, die Schellenklappe über die Ohren zu ziehen und die Pritsche zu nehmen?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist übrigens immer ein Vorrecht anständiger Leute gewesen, in bedenklichen Zeiten lieber für sich den Narren zu spielen, als in großer Gesellschaft unter den Lumpen mit Lump sein."

Das schrieb Raabe 1890; so unvergeßlich hatte sich ihm der Ekel vor jenen Jahren nach dem Einigungskriege eingeprägt. Der „Christoph Pechlin" war jedoch bereits in der Zeit vom August 1871 bis September 1872 entstanden. Das große Ziel war erreicht, und der sein Vaterland über alles liebende Dichter mußte sich aus der ihn anwidernden Wirklichkeit in einen derben Scherz flüchten. Wahrlich eine Warnung für nachdenkliche Menschen auch unserer Zeit!

Die Folgen jener Zeit gingen nicht schnell vorüber. Zwanzig Jahre lang wußte man kaum etwas von Raabe und seinem verschollenen Ruhm. Eine bekannte Zeitschrift, deren Mitarbeiter er in besseren Zeiten gewesen war, konnte ihm damals seine Erzählungen mit dem Bemerken zurückschicken, das deutsche Volk wollte nichts mehr von ihm wissen, es hätte seine Art satt und langweilte sich bei seinen Büchern. Raabe trug es mit Gelassenheit, und seine Trauer darüber galt sicherlich mehr dem geistigen Tiefstand seines Volkes als den Folgen seiner Vergessenheit für ihn selbst.

Nur ein kleiner Kreis von Freunden stand damals zwischen ihm und der völligen Vereinsamung, vor allem die originellen Kleiderseller, die sich in ihrer Treue zu dem Großen einen Ehrenplatz in der deutschen Literaturgeschichte verdient haben. Ihnen war es auch zu verdanken, daß Raabes Ruhm endlich in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine strahlende Wiedergeburt erlebte. Es war ein Zeichen, daß der deutsche Geist zu genesen begann. So durfte das deutsche Volk denn die letzten zehn Lebensjahre des verstummten Dichters mit tiefer Dankbarkeit umgeben und im November des Jahres 1910 den Kranz der Unsterblichkeit ohne Beschämung an seinem Sarge niederlegen.

Wenige Worte über Raabes Leben, von dem die meisten seiner Leser wenig genug wissen werden: verlief es doch ganz in der Stille. Es sei hier auf Raabes eigene kurze Darstellung hingewiesen, die der Gesamtausgabe seiner Werke in handschriftlicher Wiedergabe vorausgestellt ist.

Raabe wurde am 8. September 1831 in Eschershausen an der Lenne, am Fuße des Ith, eines Zuges des Wesergebirges, als Sohn des Aktuars am dortigen Amtsgericht, Gustav Raabe, geboren. Wenige Wochen später siedelten seine Eltern nach Holzminden über, wo Raabe von 1840 an das Gymnasium besuchte, das eine Tochteranstalt der berühmten Amelungsborner Klosterschule war, deren Erbe an Überlieferung und Herkommen es mit Würde zu wahren wußte. Vom elften Jahre an ging Raabe in die Bürgerschule von Stadtoldendorf im Braunschweigischen, und er hat den Unterschied schmerzlich gespürt, wie aus seiner Schilderung in „Altershausen" hervorgeht. 1845 starb sein Vater dort als Justizamtmann, und seine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mutter siedelte mit ihm und seinen beiden jüngeren Geschwistern Emilie und Heinrich nach Wolfenbüttel über. Fortan lebte die Familie in verhältnismäßig bedrückten Umständen.

Die mangelhafte Vorbildung in der Bürgerschule in Stadtoldendorf und die durch Kränklichkeit verursachte Unregelmäßigkeit des weiteren Schulbesuchs verleideten Raabe den Gedanken an ein Studium. So ging er von der Sekunda nach Magdeburg, um als Lehrling in die Creutzsche Buchhandlung einzutreten. Der Schritt stellte sich bald genug als Umweg heraus, da ihm der Beruf auf die Dauer nicht zusagte, aber für seine Entwicklung wurde er bedeutungsvoll, denn Raabe konnte in seiner Tätigkeit seinen Lesehunger befriedigen; er las besonders eifrig Chroniken und Geschichtswerke aller Art, daneben aber erwarb er sich eine überraschend umfassende Kenntnis der deutschen Literatur. Auch mit französischer und englischer Dichtkunst beschäftigte er sich, und Dumas wie Thackeray sind für ihn von großer Bedeutung geworden.

Schon 1853 kehrte Raabe zu seiner Mutter nach Wolfenbüttel zurück, bereitete sich einige Zeit vor und bezog im nächsten Jahr ohne Reifezeugnis die Universität Berlin, wo er sich für die philosophische Fakultät einschreiben ließ. Ohne es zu einem äußeren Abschluß seiner Studien gebracht zu haben, kehrte er 1856 nach Wolfenbüttel zurück, aber er trug das vollendete Manuskript der „Chronik der Sperlingsgasse", das er im November 1854 zu Berlin in der Spreegasse Nummer 11 begonnen hatte, in der Tasche.

Nun folgten glückliche Jahre. Aus der Fülle der ersten Schaffenskraft und -freudigkeit entstanden die Werke „Ein Frühling" und die „Kinder von Finkenrode", daneben die kleineren Erzählungen „Der Weg zum Lachen" und „Der Student von Wittenberg". Auch die Mehrzahl der Gedichte Raabes entstand in jener Zeit. Der Erfolg blieb nicht aus. Raabe wurde viel gelesen, die „Chronik der Sperlingsgasse" hatte ihn mit einem Schlage berühmt gemacht, und schon wurden seine Bücher in fremde Sprachen übersetzt.

Auf einer Reise, die ihn auch nach München, Wien und Prag führte, lernte Raabe Stuttgart kennen, wohin er 1862 mit seiner jungen Frau übersiedelte. Die ganze Fülle des Daseins tat sich nun vor ihm auf, und er erreichte in den Stuttgarter Jahren die volle Meisterschaft. Damals entstanden die drei im Innersten zusammenhängenden unsterblichen Werke „Der Hungerpastor", „Abu Telfan" und „Der Schüdderump". Auch war Raabe in der Stuttgarter Zeit als Mitglied des Nationalvereins politisch in reger Weise tätig.

1871 siedelte er nach Braunschweig über, wo er bis an sein Lebensende blieb, und dort begann für ihn die stille Zeit des Vergessenseins. Welche Schätze schenkte er aber seinem Volke gerade in diesen zwei Jahrzehnten, in denen es seinen Reichtum nicht wollte: „Alte Nester", „Horacker", „Im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alten Eisen", „Stopfkuchen", „Das Odfeld", um nur die hervorragendsten zu nennen.

Das herbe Los, in voller Vergessenheit zu sterben, ist Raabe erspart geblieben; an seinem 70. Geburtstag feierte ihn ganz Deutschland in herzlichster Dankbarkeit und Bewunderung. Zwei Männern ist es vor allem zu danken, daß sein Name wieder überall erklang, Paul Gerber und Wilhelm Brandes, die seine Kunst in vorzüglichen Darstellungen würdigten. In den folgenden Jahren schuf Raabe noch „Die Akten des Vogelsangs" und „Hastenbeck", zwei Meisterwerke, durch die er seine Lebensarbeit abschloß und krönte. Nach seinem Tode am 15. November 1910 erschien noch der unvollendete Roman „Altershausen".

Es ist nicht müßig, Raabes Leben, in Umrissen wenigstens, vor dem Leser auszubreiten, denn so gewinnt man am leichtesten einen Überblick über die Fülle des von ihm Geschaffenen. Wir verdanken ihm neben 32 großen Romanen und Erzählungen 35 Erzählungen von zum Teil auch recht bedeutendem Umfang, von den Gedichten und sonstigen Schriften ganz zu schweigen. Wahrlich eine verwirrende Fülle. Betrachtet man das Werk des Dichters aber an der Hand seiner Entstehung im Verlauf seines Lebens, so heben sich ohne Zwang und Willkür einzelne Gruppen und Werke vor allen anderen heraus, auf die ich denn auch im Folgenden ganz besonders hinweisen will, da es selbstverständlich unmöglich ist, im Rahmen eines Aufsatzes auch nur einen Überblick über das Gesamtwerk Raabes zu geben.

Die Heimat im Weserland hat auf Raabe den am stärksten bestimmenden Einfluß gehabt. Überall begegnen uns die Namen, die uns aus seinem Leben vertraut geworden sind, in seinen Werken wieder. Welch eine Rolle spielt die Weser in seiner Dichtung, wie liegt das ganze urdeutsche Gelände zwischen Wesergebirge und Harz hell ausgebreitet da, daß man am liebsten einmal auf des Dichters Spuren dort wanderte und keines Reiseführers dazu bedürfte. Wie leuchten einzelne Namen immer wieder hervor, der Ith, der Hils, Kloster Amelungsborn, Bodenwerder, Hastenbeck, Höxter und Corvey! Mit welch verklärender Liebe umfaßt der Dichter sein Heimatland, wie zeigt er es uns im Wechsel der Natur, im hellsten Sonnenschein wie in der Winternacht, unvergleichlich aber und immer neu im vollen Zauber des Frühlings und Sommers. In den „Alten Nestern" sagt Raabe: „Ich bin im Verlauf der Tage in des Lebens Ernüchterungen wie andere tief genug hineingeraten, aber meine in Blau, Grün, Gold und Purpur schimmernden Märchenjahre habe ich auch gehabt." Wie er in wenigen Worten eine Wiese zu schildern vermag, über der die ganze Glorie eines heißen Sommertages liegt, oder diesen ganzen endlosen Sommertag selbst, das möge sich der Leser in dem gleichen Werke selber suchen. Es lohnt der Mühe.

Wie urwüchsig, echt und lebendig treten die Menschen dieses Land-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

strichs vor uns hin. Und welch vollen Kranz der Liebe und des Ruhmes windet Raabe seinen Lieblingen um das Haupt, vor allem dem Großen neben dem Größten des Siebenjährigen Krieges, dem guten Herzog Ferdinand von Braunschweig, dem Sieger von Crefeld und Minden, dem nicht einmal das Hemd, das er im Sarge auf dem Leibe trug, von Rechts wegen noch gehörte, der zahlungsunfähig zu seinen Vätern ging, und den Friedrich der Große einen Narren nannte.

Zu dieser Gruppe der Raabeschen Werke gehört eine ganze Reihe geschichtlicher Erzählungen. Bis zurück ins Jahr 1284 führt uns der Dichter mit der fesselnden Auslegung der alten Sage vom Rattenfänger von Hameln „Die Hämelschen Kinder". In einem seiner Jugendwerke, „Der heilige Born", läßt er uns an der Entstehung des Bades Pyrmont im Jahre 1556 teilnehmen; wir sehen ein bewegtes Stück Leben, ein buntes Bild, aus dem sich, klar und schlicht in der Darstellung, das Liebespaar Klaus Eckenbrecher und die Pfarrerstochter Monika Fichtner hervorheben, während die eigentliche Heldin, Fausta La Tedeska merkwürdig unlebendig bleibt. Sie ist eine fremde Gestalt in Raabes Werk. Um so lebendiger sind dagegen die sämtlichen Handelnden in der Erzählung „Höxter und Corvey", die uns ein wüstes Bild der Verwahrlosung nach langem Kriegsdrangsal zeigt. Aber bei allem Unbehagen über die furchtbaren Zustände muß man doch unversehens lachen, wenn die Katholiken und Protestanten aneinandergeraten, um zuletzt gemeinschaftlich über die armen Juden herzufallen. Fast erlebt man es so unbeteiligt mit, wie der arg verbummelte Student Lambertus Tewes, der mitten im Getümmel noch auf seine Kosten kommt, und aus dem schließlich doch, wie der Dichter andeutet, noch ein tüchtiger Mann wird. Schon in diesem Werke zeigt Raabe seine Eigentümlichkeit, die Menschen auch einmal in ihrer vollen Armseligkeit darzustellen, ohne daß man sich mit Widerwillen abzuwenden braucht, da er gleichzeitig Verständnis für ihre Schwächen und Mitleid für ihr Unglück weckt.

Die beiden großen Werke „Hastenbeck" und „Das Odfeld" rücken bereits in die Reihe der Meisterwerke aus Raabes Feder. Beide gehören in die Zeit des Siebenjährigen Krieges, beide zeigen uns das furchtbare Elend, das die unaufhörlichen Heereszüge über das Land bringen, und der Ruf „Weh Niedersachsen, weh!", der durch die ersten Kapitel von „Hastenbeck" gellt, wird durch das großartige Kulturbild, das Raabe entrollt, nur zu gut gerechtfertigt.

„Das Odfeld" besonders führt uns in eine wohlvertraute Gegend. Es spielt zum großen Teil in der alten berühmten Amelungsborner Klosterschule und auf dem Odfeld am Fuße des Ith, umfaßt nur einen einzigen Kampftag, und die Helden sind der alte Magister Noah Buchius und sein durchgebrannter Schüler Thedel von Münchhausen. Während der Schüler in toller, unverwüstlicher Laune sämtliche handelnden Personen in die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

größte Not bringt, aber durch Dick und Dünn treu zu ihnen hält und sogar noch einen Schimmer von Liebesglück in die Gefahr und Trostlosigkeit der Lage bringt, um endlich nach wertvollsten Führerdiensten einen schönen Reitertod zu sterben, während diese jugendliche Gestalt, hell und leichtsinnig, unbekümmert und glücklich, den Leser zwischen Lachen, Unmut und Liebe schwanken läßt, erweckt ihm der alte Magister, diese Meisterschöpfung Raabes, wohl auch ein Lächeln, aber zugleich die größte Liebe und Bewunderung. Hier haben wir einen der wundervollsten Helden Raabes, einen Menschen, der sich in der Welt nicht zurechtfinden kann, einen hilflosen, armseligen, schlechtgenährten, abgedankten alten Schulmeister, dem die ganze Klosterschule dreißig Jahre lang auf der Nase getanzt hat und der doch ein echter, rechter Held ist, ein Held ganz ohne Ruhm und Zuschauer, der die Anwandlung, „sich im ziehenden Qualm bei währender Schlacht unter einen triefenden kahlen Dornbusch zu setzen, den greisen Kopf auf die Knie zu legen, die Arme um die Knie zu schlingen und auf alles Nacheifern hoher Exempla von menschlicher fortitudo Verzicht zu tun", tapfer überwindet, ein Held kraft seines liebevollen Herzens, der es fertigbringt, mitten im eigenen Elend dem guten Herzog Ferdinand durch ein paar Worte Trost zu bringen und die schönste Wohltat zu erweisen. Er will nichts von ihm, der alte Magister, er ist der einzige, der gibt statt zu fordern, und der Kriegsheld erkennt in seinem zu Tode betrübten Herzen die leidvolle Größe des verlachten und verachteten, gedrückten Mannes. Er zieht den Handschuh ab, faßt die „hagere, verklammte, nasse Schulmeister- und Freundeshand" und schüttelt sie mit den Worten: „... so wie der Herr jetzt hat noch keiner dem zerplagten Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg auf seinen schlimmen Wegen ein braves Wort gesagt."

Es ist eine Szene, die sich unauslöschlich einprägt, die wohlgeeignet ist, dem Leser einmal in eigener Drangsal tröstlich wieder einzufallen. Man liest sie nicht, man erlebt sie; man sieht die Walstatt auf dem Odfeld, am Fuße des Ith, man sieht die zerstampfte Heerstraße, die Reiter in Nebel und Regen, die ganze Trostlosigkeit des Tages mit seinen vergeblichen Blutopfern, man sieht aber vor allem das gute, vergrämte Gesicht des Herzogs und die armselige Schulmeistergestalt neben seinem Gaul, Hand in Hand mit dem bewunderten Helden. Daß er selbst ein Held ist, nicht geringer als der Feldherr, das ahnt der alte Buchius nicht. Sein ist das unbewußte Heldentum der ganz großen Menschen.

So charakteristisch die Gestalten in „Hastenbeck" auch sind, der gute Pfarrer und sein „Bienchen", der unglückliche Porzellanmaler und Deserteur der verschiedensten Fürsten, Pold Wille, die Wackerhahnsche, die sich aus einem harten, blutigen Leben doch noch ein fühlendes Herz gerettet hat, sie alle können neben dem leuchtenden Bilde des alten Magisters nicht bestehen. Erst eine Gestalt aus dem „Schüddernmp" tritt ebenbürtig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

neben ihn, der alte Freiheitskämpfer Ritter von Glaubingern, der seinem sterbenden Pflegekind zu Hilfe eilt, als alter, alter Mann, der sich selbst schon längst nicht mehr helfen kann.

Der „Schüdderump" ist ein alter Pestkarren, mit dem die Leichen an das Massengrab gefahren wurden. Er hat mit der Handlung des Romans nichts zu tun, sooft auch seine Räder von ferne in all das heitere Leben hineinzupoltern scheinen: er ist ein Symbol des Todes, der allem Schönen droht, hier vor allem der rührenden Gestalt der Pflegetochter auf dem Lauenhof, um die sich drei alte Menschen bemühen, der Ritter, eine französische Emigrantin mit einem unendlich langen Titel, den Raabe dem Leser wiederholt mit größtem Behagen herzählt, eine jener alten Jungfern, die er mit so viel Wärme zeichnet, denen er so viel schlummernde Liebe und Mütterlichkeit verleiht, und die großartige Gestalt der hochbetagten Hausiererin Jane Warwolf, die immer wieder auftaucht, aus den Harzbergen herabsteigend, und die Raabe zuweilen geradezu eine Landstreicherin nennt. Der Lauenhof liegt in Krodebeck „am Fuße des alten germanischen Zauberberges", des Brockens. Neben der Gutsherrin, einer braven, tüchtigen Frau und ihrem Sohne, spielt noch die alte Hanne Allmann, die Bewohnerin der Armenhauses, eine bedeutsame Rolle, auch sie eine äußerlich wenig vertrauenerweckende und doch trotz allen bösen Erfahrungen noch liebesfähige Frau, die über sich selbst einen Sieg gewinnt, „dessen sich kein noch so berühmter Held hätte zu schämen brauchen".

Zwischen Wesergebirge und Harz spielen noch „Die Innerste" zur Zeit des Siebenjährigen Krieges, das düstere Bild aus dem Dreißigjährigen Kriege „Else von der Tanne", „Das Horn von Wanza", „Frau Salome" und vor allem in und bei Bodenwerder an der Weser eins der schönsten Werke des Meisters „Alte Nester".

Hierher gehört auch das Romanbruchstück „Altershausen". Hinter dem Namen verbirgt sich Wolfenbüttel.

In Wolfenbüttel spielen noch zwei der Erzählungen aus dem sechzehnten Jahrhundert „Lorenz Scheibenhart" und „Der Junker von Denow"; ins Braunschweigische weisen „Die alte Universität", eine der reizvollsten unter den geschichtlichen Erzählungen, wie auch zum Teil „Hastenbeck"; den Magdeburger Einflüssen verdanken ihr Entstehen vor allem „Unseres Herrgotts Kanzlei" und die beiden Erzählungen, in denen der alte Rollenhagen eine Rolle spielt, „Eine Grabrede aus dem Jahre 1609" und „Der Student von Wittenberg".

Dann aber greift der Dichter auch einmal weit hinaus über die niedersächsischen Lande, nach Paris und Kopenhagen, nach Antwerpen und gar nach St. Thomas. Ein Goldmacher aus der Zeit Ludwigs XIV. ist in Paris der Held, in Kopenhagen der sonderbare Kurator Gedelöcke, der viermal begraben wird, in Antwerpen der wilde Jan Norris, der Führer des Schiffs der Wassergeusen, der schwarzen Galeere, die so

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

viel Schrecken über die Spanier bringen. In die gleiche Zeit der spanischen Weltherrschaft fällt St. Thomas, ein düsteres Bild von Verderben und Untergang. Wildbewegte Bilder von greifbarer Deutlichkeit ziehen in all diesen Werken vorüber, hin und wieder fällt ein helles Licht auf ein einzelnes Gesicht, und man glaubt, den Dichter heimlich lächeln zu sehen, aber die Erzählungen zeigen Raabe doch nicht in seiner vollen Meisterschaft, so wenig wie die an sich sehr lesenswerte „Der Marsch nach Hause", die am Bodensee spielt und die Schicksale eines dorthin versprengten, kriegsgefangenen schwedischen Korporals schildert, der sich, von Heimweh ergriffen, zu den Schweden in Brandenburg durchschlägt, um eben recht zu kommen, die schwere Niederlage, die ihnen der Große Kurfürst beibringt, zu teilen.

Raabe ist zu sehr ein Schilderer des niederdeutschen Wesens, um an fremden Stoffen sein Höchstes zeigen zu können; nur einmal gelingt ihm auch auf diesem Gebiet ein in seiner Art vollendetes kleines Werk, das einsam und einzigartig unter seinen Arbeiten dasteht: es ist die kurze Erzählung „Holunderblüte". Ein unbeschreiblicher, schwermütiger Zauber liegt darüber, so einfach die Handlung ist. Sie schildert die Liebe zwischen einem deutschen Studenten in Prag und einem noch ganz jungen Judenmädchen von großer Schönheit. Der Schauplatz ist der berühmte Prager Judenkirchhof, das „Haus des Lebens", Beth Chaim. Mit welch einer geradezu unheimlichen Eindringlichkeit dieser Kirchhof geschildert ist, vor allem in einem über ihn hereinbrechenden Gewittersturm, unter dessen Wut die Holunderbüsche sich wie geängstigte Wesen winden, das läßt sich nicht einmal andeuten, das läßt sich nur mit einem von Angst und Wonne gemischten Schauder erleben. Und die Geschichte der schönen Tänzerin, der Mahalath, die das arme Judenmädchen erzählt, — wer kann sagen, warum sie den Leser so wunderlich ergreift? Fremdartig genug mutet die Erzählung an, doppelt fremd, weil sie mitten in Raabes Lebenswerk dasteht wie eine schöne Tropenpflanze unter deutschen Waldbäumen; aber missen möchte man sie nicht.

Wie Raabes kurzer Aufenthalt in Prag, sein Leben in Magdeburg und Braunschweig, so hat natürlich auch seine Berliner Zeit deutliche Spuren in seinem Werk hinterlassen. Man braucht nur an seinen Erstling, die „Chronik der Sperlingsgasse" zu denken. Wie hier die Spreegasse lebendig wird, so erkennt man auch später immer wieder mit Leichtigkeit den Schauplatz seiner Erzählung, die Tiergartenstraße, im „Hungerpastor", die Dorotheenstraße in den „Akten des Vogelsangs", wie auch den Kirchhof in der Erzählung „Im alten Eisen". Großstadtbilder bietet Raabe hier, die alle einen leisen Einschlag von sozialer Besorgnis haben; er kennt und sieht die Folgen des der Natur entfremdeten Lebens, zu dem die Großstädter verdammt sind, sehr genau.

Man wird kaum fehlgehen, wenn man den seltsamsten der Raabeschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Romane, „Abu Telfan" auch in die Gegend zwischen Wesergebirge und Harz verlegt. Er spielt zur Zeit der Kleinstaaterei: die beiden Orte, das Dorf Bumsdorf und die Landstadt Nippenburg sind freilich nur Symbole und lagen damals in jedem der kleinen Staaten. Nippenburg und Bumsdorf, die Enge und Bedrücktheit, in der sich die Menschen unerträglich aneinander reiben mußten! Aber auch für diese Gemeinwesen hat Raabe ein Lächeln. Er bringt es sogar fertig, sie zu preisen: „Wohin wir blicken, zieht stets und überall der germanische Genius ein Drittel seiner Kraft aus dem Philistertum und wird von dem alten Riesen, dem Gedanken, mit welchem er ringt, in den Lüften schwebend erdrückt, wenn es ihm nicht gelingt, zur rechten Zeit wieder den Boden, aus dem er erwuchs, zu berühren." Im gleichen Werke „Abu Telfan" aber steht auch das dreizehnte Kapitel, aus dem der Hohn und Haß dem Leser wie eine Flamme ins Gesicht schlägt. Wie hier die Geschichte der Entstehung der Staaten von den Uranfängen an, da „einst der schwerfällige Büffel höchstens sich selber zur Darstellung" brachte, bis zur Zeit des Deutschen Bundes um das Jahr 1860 in aller Kürze umrissen wird, das ist allerdings so voll gallenbittern Spottes, daß man den für ein einiges, freies und großes Deutschland eintretenden Politiker Raabe, den die Zustände im damaligen Deutschland unerträglich dünken, leicht hinter dem Dichter erkennt. Es erinnert stark an das großartigste Kapitel der „Chronik der Sperlingsgasse" mit der Schilderung des alten Handwerkmeisters, der beim Brande der Sophienkirche in Berlin keine Hand rührt, obwohl er sonst zu jeder gemeinnützigen Tat sofort bereit ist. Er ist fast froh, daß die Kirche abbrennt: braucht er nun doch nicht mehr die Tafel mit den Namen der in den Freiheitskriegen Gefallenen zu sehen, auf der auch seine beiden Söhne verzeichnet stehen, und deren Anblick ihm in der Enge und Not der deutschen Zustände während der Reaktion jeden Kirchgang verdorben hat.

Im Mittelpunkt des Romans „Abu Telfan" steht Leonhard Hagebucher, der nach zwölfjähriger Gefangenschaft bei den Bagarranegern im Tumurkieland am Mondgebirge etwa um das Jahr 1860 nach Bumsdorf heimkehrt. Der erste Rausch des Glücks verfliegt ihm schnell, und als der Familienrat unter Vorsitz der Base Schnödler erst über ihn zu Gericht gesessen hat, sehnt er sich fast aus dem Vaterländchen zu seinen afrikanischen Peinigern zurück. Aber zwei Menschen nehmen sich seiner an, der Vetter Wassertreter, dem die Reaktion nach dem Wartburgfest die frische Jugend zerbrochen hat, und „unsere liebe Frau von der Geduld", die vornehme Frau eines hohen Beamten aus der Residenz, die sich nach dem Zusammenbruch ihres Glückes in die Katzenmühle bei Fliegenhausen geflüchtet hat und in ihrer weisen, erkenntnisreichen Mütterlichkeit zum guten Geiste der vom Unglück Verfolgten wird.

Sie ist eine echt Raabesche Gestalt, die sich ebenbürtig all jenen innerlich tapferen Menschen anschließt, von denen Leonhard Hagebucher sagt:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„... in unserem Reiche hält man den Sieg gerade dann am festesten, wenn die Widersacher am lautesten Sieg über uns kreischen."

Die glänzendste Erscheinung des Werkes ist das Hoffräulein aus der Residenz, Nikola von Einstein, die einen ungeliebten Mann heiraten muß, und über die später eine vernichtende Katastrophe hereinbricht. Ihr gehört die Liebe des Lesers von Anfang an und bald auch seine wärmste Teilnahme. Niemand kann den Brief, den sie ihrer Freundin in der Residenz schreibt, nachdem sie sich unter dem Zwang der Verhältnisse zu der verhaßten Ehe entschlossen hat, „das wilde, tränenreiche Schreiben" ohne das tiefste Mitleid lesen, und es steigert sich noch bei dem an Wahnsinn grenzenden Ausbruch ihrer Verzweiflung nach der Katastrophe. Meisterhaft ist hier beide Male das für die bildschöne, stolze und so tief unglückliche Frau Charakteristische festgehalten. Ihr Schicksal erweckt im Sinne jener alten Forderung Furcht und Mitleid, greift uns doch nichts auf Erden gewaltiger ans Herz als das Unglück eines Menschen, der so schön und gut ist, daß er zu Gottes Lieblingen zu gehören scheint, und um den doch alles zusammenbricht, während sein Wesen sich in der Anfechtung in fast überirdischer Weise verklärt und läutert.

Im „Schüdderump" heißt es zum Schlusse „... es war ein langer und mühseliger Weg von der Hungerpfarre zu Grunzenow an der Ostsee über Abu Telfan im Tumurkielande und im Schatten des Mondgebirges bis in dieses Siechenhaus zu Krodebeck am Fuße des alten germanischen Zauberberges." Mit diesen Worten stellt der Dichter selbst den längst empfundenen Zusammenhang seiner drei größten Meisterwerke fest. Es geht in der Tat eine gleichmäßige Entwicklungslinie vom „Hungerpastor" über „Abu Telfan" zum „Schüdderump"; in jedem der drei Werke erleben wir den Sieg eines Menschen, der sich allen Anfechtungen zum Trotz behauptet.

Es ist auch für den Hungerpastor Hans Unwirrsch ein weiter und beschwerlicher Weg aus dem Schusterhause in Neustadt über das Studium der Theologie und drei Hauslehrerstellen bis in die Hungerpfarre von Grunzenow an der Ostsee. Viele Menschen begegnen dem armen Schustersohn auf diesem Wege, viele gehen ein Stück mit ihm, vor allem sein Jugendfreund, Moses Freudenstein, der spätere Doktor Theophile Stein, der ihn an den Rand des Verderbens bringt und an dem er doch gerade, im Gegensatz der beiden Naturen, zum Manne heranreift. In seiner gefährlichsten Zeit im Hause des Geheimrats Götz in der Tiergartenstraße zu Berlin steht ihm freilich sein guter Engel zur Seite, das Fränzchen Götz, eine arme, geduldete Verwandte, die später sein Weib wird. Zart, arm und hilflos, bleibt sie doch die Siegerin und erkämpft sich auch äußerlich an der Seite des geliebten Mannes das Glück, während ihre reiche und schöne Base, Kleophea Götz sich Glück und Leben selbst verdirbt. Eine fast verwirrende Fülle von Gestalten zieht an dem Leser vorüber, alle in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

engster Beziehung zu dem Helden, auf den sie einwirken, und der sich doch seine Eigenart zu wahren weiß, so schüchtern und unbeholfen er auch dem Leben gegenübertritt. Auch hier zeigt Raabe, daß das Gute in all seiner äußeren Hilflosigkeit doch tausendmal stärker ist als der sich rücksichtslos gebärdende Egoismus, dem es schließlich doch nicht gelingt, sich auf Kosten der Anderen durchzusetzen.

Es ist wahrhaftig vollkommen unverständlich, wie man Raabe so lange als einen Prediger des Pessimismus bezeichnen konnte. Schlimmer hätte er unmöglich mißverstanden werden können.

* * *

Man muß sich in gewisser Weise in das Werk Raabes einlesen. Der oft fast verwirrende Reichtum an Gestalten fordert eine große Aufmerksamkeit von dem Leser, die sich freilich bald genug, durch die Spannung, die der Dichter hervorzurufen weiß, ganz von selbst einstellt. Dennoch sollte man nicht mit einem der umfangreichen Romane beginnen, wenn man sich das Reich des Dichters erobern will. Leicht zu lesen sind eine große Zahl der geschichtlichen Erzählungen, etwa „Die schwarze Galeere", „Else von der Tanne", „Die Innerste" oder das wundervolle, traurige und doch versöhnende „Des Reiches Krone".

Wer sich hingegen zuerst nur an Raabes sprichwörtlich gewordenem Humor erfreuen will, der greife getrost nach den Erzählungen „Die Gänse von Bützow", „Eulenpfingsten", Keltische Knochen", vor allem aber „Wunnigel", in denen Raabe seiner Laune die Zügel schießen läßt und den Leser unaufhörlich mit den unerwartetsten Wendungen und tausend Einfällen überrascht. Auch „Christoph Pechlin" ist hier sehr am Platze, während ich von „Theklas Erbschaft" abraten möchte, weil es nicht wirklich „Raabisch" ist, noch weniger allerdings das unbedeutende Geschichtchen „Deutscher Mondschein".

Ernster und tiefer ist Raabes Humor in den Werken „Deutscher Adel", „Fabian und Sebastian", „Das Horn von Wanza", dem prachtvollen Buch „Der Dräumling", das das Schillerfest des Städtchens Paddenau verherrlicht, „Frau Salome" mit der prächtigen Gestalt des groben Justizrats Scholten und dem dämonischen, halb wahnsinnigen Bildhauer Querian, der der Held einer der großartigsten Szenen der Darstellungskunst Raabes ist, „Villa Schönow" mit einem echten, schnodderigen Berliner und einer gelehrten, alten Jungfer als Helden und vor allem dem „Horacker". Die höchste Meisterschaft auf diesem Gebiet erreicht Raabe in der dröhnigen, behaglich-langatmigen Morderzählung im „Stopfkuchen".

All diesen Werken ist Raabes liebevoller Humor gemeinsam, von der tollsten, ausgelassenen Laune bis zu dem heimlich schmerzlichen des tiefsten Verstehens. Oft hebt er sich von einem ernsten, fast düsteren Hintergrunde ab; auch in den großen Meisterwerken leuchtet er überall hervor.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Er zeigt, ebenso wie der tiefe Ernst, der Raabe eigen ist, die ganze Liebesfähigkeit seines großen Herzens. Die ganze Fülle dieser Gaben aber schüttet Raabe über den Helden des „Horacker" aus, den letzten Konrektor und seine wundervolle alte Gattin.

Die Reihenfolge für die drei großen Meisterwerke gibt Raabe selbst an: „Der Hungerpastor", „Abu Telfan" „Der Schüdderump"; danach lese man „Hastenbeck", „Das Odfeld" und gleichsam als milden Ausklang „Alte Nester", mit dem man übrigens seine Raabelektüre auch gut beginnen kann.

Zu erwähnen bleibt noch das sehr interessante, zum Teil stark phantastische Jugendwerk „Die Leute aus dem Walde", in dem sich die Raabesche Eigenart deutlich entwickelt, besonders in der berühmt gewordenen Mahnung: „Sieh nach den Sternen, hab Acht auf die Gassen." Schon hier haben wir in dem alten Fräulein von Poppen eine Gestalt von echt Raabeschem Gepräge in ihren Geistes- und Herzenseigenschaften.

Einen Platz für sich beansprucht schließlich noch der große Roman „Die Akten des Vogelsangs". In ihm lernen wir noch einmal wieder einen jener äußerlich unterliegenden, innerlich ewig unbesiegbaren Menschen kennen, wie es deren, Gott sei Dank, auf Erden viel häufiger gibt als wir ahnen. Ihr Heldentum ist unsichtbar, darum gehen wir achtlos daran vorbei und wissen es nicht, wenn es uns in den Gassen streift. Vielleicht bewährt es sich Tag für Tag in unserer unmittelbaren Nähe, aber wir erkennen es erst, wenn es am Ziel ist. „Die Akten des Vogelsangs" beginnen mit dem Tode des Helden Velten Andres, und in der Erinnerung seines Jugendfreundes lernen wir sein Leben kennen, wie der es nach und nach aufzeichnet. Eine tiefe Tragik liegt darüber, aber wenn er in den Armen der Frau, die er einzig geliebt hat, stirbt, bleibt nur das eine Gefühl, daß es niemals hätte anders kommen können; das nimmt all dem Dunklen und Schweren den Stachel. Unerbittlich, aber auch versöhnend in seiner Lebenswahrheit, läßt das Werk keiner Erwägung, wie es hätte anders werden können, Raum, und damit ist wohl das höchste Lob ausgesprochen, das überhaupt einem Dichtwerk gezollt werden kann.

Es gibt in diesem Werke Szenen, die man nie mehr vergißt: so den erschütternden, grotesken Vorgang, wie Velten Andres sich aller irdischen Habe entledigt und von dem Affenmenschen aus einem benachbarten Varieté als seinesgleichen angesprochen wird. Erschütternd schlechthin, ohne den bitter komischen Schauder, aber ist sein Tod, wie er, von allem Besitz entblößt, zu seiner alten Studentenmutter, der fast neunzigjährigen Fechtmeisterin Feucht zurückkehrt, um bei ihr in einem fast leeren Zimmer zu sterben. Er geht doch wie ein König dahin, denn ihn umfangen zuletzt die Arme der geliebten Frau, seiner Kindheitsfreundin Helene Trotzendorf, der Frau, die unmittelbar wie aus der Hand des Schöpfers selbst aus der des Dichters hervorgegangen ist, unvergeßlich in ihrer starken Menschlich-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keit. Wer kann schließlich vom Schicksal mehr verlangen? Wird den beiden heißblütigen, großzügigen Menschen, denen das Leben so übel mitgespielt hat, nicht am Ende doch das Beste zuteil, das es zu vergeben hat?

Es ist seltsam genug, daß den Leser vor Raabes Gestalten solche Fragen anwandeln. Sieht er mit großen Augen auf den langen Zug von Menschen, die an ihm vorüberwandern, so vergißt er, daß er die Geschöpfe einer schier unversiegbaren Gestaltungskraft vor sich hat; sie werden ihm zu Menschen seines eigenen Bekanntenkreises; wie seiner eigenen Freunde erinnert er sich ihrer in ernsten Lebensstunden, Beispiele werden sie ihm, wie sonst nur die Mitlebenden. Sie sind Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut, tief verankert im mütterlichen Urgrund des deutschen Wesens.

Im achten Kapitel der „Alten Nester" sagt Raabe zum Beginn: „Wie viele schöne, geistreiche, vornehme Menschen habe ich auf meinem Lebenswege kennen gelernt." Biegt er dies Bekenntnis auch sogleich im Folgenden in leisen Spott um, so bleibt es doch in voller Gültigkeit stehen. Sein Werk beweist es. Der unerschütterliche Glaube an die Menschheit trägt es ja und schafft starke Grundfesten für sein schönes, stolzes Gebäude.

Um der unauslöschlichen Dankbarkeit willen, die mich beseelt, wenn ich des Trostes und der Kraft gedenke, die ich aus Raabes Werk empfing, möchte ich andern vermitteln, was er mir gab. So schließe ich mit dem alten Mönchswort aus seiner Erzählung „Des Reiches Krone":

„Tolle! Lege! Nimm und lies!"

* * *

Die Verlagsanstalt für Literatur und Kunst Hermann Klemm, im Grunewald bei Berlin, hat sich das große Verdienst erworben, dem deutschen Volke eine mustergültige Gesamtausgabe der Werke Wilhelm Raabes beschert zu haben. An der Herausgabe ist die „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes" beteiligt, vor allem Wilhelm Brandes, der als eigentlicher Herausgeber zu betrachten ist, unter wertvoller Beihilfe von Margarethe Raabe und ihrem Schwager Dr. Wasserfall. Ferner sind beteiligt Dr. Heinrich Spiero, Prof. Karl Geiger und andere bekannte Raabeforscher.

Die Ausgabe umfaßt drei Folgen von je sechs Bänden. Die erste erschien bereits 1913, die beiden weiteren im Herbst 1915 und Herbst 1916*). Sie kamen zur rechten Zeit, denn niemals hat das deutsche Volk seinen großen Wohltäter so nötig gehabt wie eben jetzt. Der Absatz ist erfreulich.

Die Ausstattung des Werkes ist sehr würdig, besonders schön sind die in Grau gehaltenen Bände, deren Größe sehr handlich ist. Der Druck ist klar und gut leserlich, die innere Ausstattung in ihrer schmucklosen Ein-

*) Der Preis jeder Folge beträgt 27 Mark.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fachheit durchaus angemessen. Ein sehr schönes Bild des alten Raabe schmückt den ersten Band und die von Raabe für den „Haidjer"-Kalender niedergeschriebene Geschichte seines Lebens in einer Wiedergabe seiner Handschrift.

Durch die Gesamtausgabe ist die erste Fassung des Jugendwerkes „Ein Frühling", die Raabe verworfen, später aber selbst der zweiten Bearbeitung wieder vorgezogen hatte, den Lesern zum erstenmal wieder zugänglich gemacht worden. Sie war bisher vergriffen. Eine besondere Bereicherung bedeutet die Nachlese im letzten Bande. Daß die Ausgabe in der Wiedergabe des Textes vollkommen zuverlässig ist, bedarf kaum eines besonderen Hinweises; es ist um so mehr zu begrüßen, als besonders die ursprünglich unter dem Namen Corvinus erschienenen Werke durch mehrfachen unbefugten Nachdruck in ihrer Zuverlässigkeit stark beeinträchtigt waren.

Hoffentlich findet die große Raabeausgabe den Eingang in alle deutschen Büchereien und in recht viele Häuser. Sie ist eine kostbare Gabe, nach der gerade jetzt recht viele Hände greifen sollten.

Melanie Ebhardt.

Rund um uns

Eine Ansichtskarte. Eine Ansichtskarte wird mir zugeschickt: Ein Feldgrauer betet, umsprüht und umzuckt von rasselnden Blitzen, Körners berühmtes „Gebet während der Schlacht". Frei kniend, ohne Deckung, rechts von ihm wird gestürmt.

Nun mag schon mancher Leser mißmutig werden: Verkennt hier einer das unendlich Rührende dieses Bildes? Oder hält er gar dies Beten im Gefecht für unnatürlich oder unmöglich? Ach nein, lieber Leser, ich weiß, ich kann mir denken, wie es einem zumute sein mag, der so recht vertrauend in den weiten warmen Falten des Gottesmantels wohnt, — kann nachfühlen, wie gleichgültig es einem so Geborgenen unter besonderen Umständen sein mag, ob er etwa „Deckung" hat oder nicht, kann verstehen, wie eine innerlich freie, recht mit Gott verbundene Seele hoch über Leid und Freude, Grauen und Entzücken, irdischem Tod und irdischem Leben adlergleich zu schweben vermag, gleichviel ob der Mensch im Gewühl des Alltags oder im Dröhnen der Schlacht oder zwischen Blumen und summenden Bienen seines Heimatgärtchens steht. Auch weiß ich gar wohl, daß solches und noch ganz anderes Beten in diesem grauenvollen Kriege täglich, ja stündlich vorkommt. Nicht im entferntesten also denke ich daran, an die hier geschilderte Tatsache, kritisch ablehnend, auch nur zu rühren. Wer brächte das überhaupt fertig? —

Nein, anderes zu sagen drängt mich das Ansichtskartenbild des knienden, betenden Soldaten, der gerade das bekannte Körnergebet spricht.

Erstens: Solche Gebetkarten sind Kitsch, und zwar gefährlicher, weil sie ernste, stille, heilige

Dinge austrompeten, was geradezu entsetzlich ist. Es ließe sich dazu noch viel mehr sagen; aber dafür ist die Zeit nicht reif. —

Zweitens: Der „Lenker der Schlachten", überhaupt der Schlachtengott, der „sein Volk" zum Siege führt, könnte vielleicht Jehova sein oder auch Wotan. Die Zeiten jedes dieser Stammesgötter sind aber vorüber. Mit 42 cm-Granaten und Gasangriffen hat weder der alte ehrwürdige Jude, noch der prachtvolle einäugige Germane etwas zu tun. Und nun gar der so schwer Nenn- und Faßbare, der tiefste, hochheiligste Kern der allverwandten kostbaren Menschenseele, zu dem Jesus von Nazareth uns „Vater" sagen lehrte, was hat er mit dem süßlich-kitschigen Grauen solch bunter Ansichtskarte zu schaffen? Ja, was haben sogar des jungen Körner formschöne Verse mit diesem höchsten und tiefsten, dem christlichen Gott zu tun? Etwa, weil nichts außer „Ihm" ist? Genügt das wirklich, um den Vater Jesu Christi zum Schlachtengott werden zu lassen, ihm mit solchem — „Cant" zu nahen? Gewiß ist dies bei weitem nicht das Geschmackloseste, womit die deutsche rührige Ansichtskartenindustrie unser Volk aus jedem Schaufenster bewirft. Doch schien mir diese und der Typ, den sie vertritt, besonders unorganisch, peinlich und ungesund zu sein. Und trotzdem hätte ich nicht diese paar bitteren Worte dagegen geschrieben, würde in unserer Öffentlichkeit seit dem Kriege nicht immer über den (tatsächlich widerlichen) angelsächsischen „Cant" gezetert. Heraus mit diesen Splitterrichtern auf unsere Straße und vor die Schaufenster der „Kunst"- und Ansichtskartenhandlungen! Und wenn der eigene Tempel gefegt ist: Dann weiter gegen die unchristliche, heuchlerische Art, wie unsere Feinde den Gott Jesu Christi zum Eideshelfer ihres Streitfalles machen! Und sollte mich je einer fragen, welch Anrufen Gottes angesichts dieses Weltmordes „am Platze" sei, so wüßte ich nichts anderes zu nennen als immer die eine Bitte: „Dein Wille geschehe!"

G. Wanderer.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Heeren, Hans u. Koch, Otto: Das Löns-Liederbuch. M. 1.60. Julius Zwißlers Verlag, Wolfenbüttel.

Klumker, Prof. Dr. Chr. J.: Fortschritte des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge. Vierteljahrshefte des Archivs deutscher Berufsvormünder.

Heft 2: **Tugendreich, Dr. Gustav:** Der Ausbau der Kleinkinderfürsorge.

Feld, Dr. Wilhelm: Statistische Erhebungen über die soziale Lage von Kindern.

M. 1.—. Verlag von Julius Springer, Berlin.

Hodann, Max und Koch, Walther: Die Urburschenschaft als Jugendbewegung. In zeitgenössischen Berichten zur Jahrhundertfeier des Wartburgfestes. Brosch. M. 2.50; geb. M. 3.50. Eugen Diederichs, Jena.

Koch, Walther: Urburschenschaft. (Tat-Flugschriften 21.) 60 Pf. Eugen Diederichs, Jena.

Holitscher, Dr. med. Arnold: Schäden der Volksernährung. Med. Verlag der Ärztlichen Rundschau. Otto Gmelin, München.

Kemmer, Ludwig: Von Hermanns und Dorotheas Ahnen und Enkeln. M. 1.—. Verlag der Ärztlichen Rundschau, Otto Gmelin, München.

Moog, Dr. W.: Fichte über den Krieg. Falken-Verlag, Darmstadt.

— Kants Ansichten über Krieg und Frieden. Falken-Verlag Darmstadt.

Petersen, Peter: Der Aufstieg der Begabten. B. G. Teubner. Leipzig. Preis geb. M. 2.70.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 20 18. Oktober 1917

Haag.

Berlin, den 8. Oktober 1917.

Am Schlusse meines Aufsatzes „Bethmann Hollweg" habe ich hier, am 1. August, die Sätze geschrieben:

> „Bethmann Hollweg wird die Folgen, die aus seinem Walten als Kanzler sprießen werden, noch erleben, und er wird an diesen Folgen Schillers Wort erproben:
>
> Gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen.

In einer, sehr bedeutsamen, Sache werden diese Folgen schon jetzt sichtbar. Ich meine den Gegenstand von Bethmann Hollwegs Rede vom 9. November 1916, von der es in jenem Aufsatze hier hieß:

> „Die Rede ist ein Markstein der Weltgeschichte, an dem kein Geschichtsforscher der Zukunft wird vorübergehen können; sie ist das erste amtliche große deutsche Bekenntnis gegen die Anarchie zwischen den Völkern, sie hat die Grundquadern legen helfen für eine zwischenstaatliche Rechtsordnung."

Damals hatte Bethmann Hollweg unter anderm gesagt:

> „Wenn bei und nach der Beendigung des Krieges seine entsetzlichen Verwüstungen an Gut und Blut der Welt erst zum vollen Bewußtsein kommen werden, dann wird durch die ganze Menschheit ein Schrei nach Abmachung und Verständigung gehen, um, soweit es irgend in Menschenmacht liegt, die Wiederkehr einer so ungeheuerlichen Katastrophe zu verhüten. Dieser Schrei wird so stark und so berechtigt sein, daß er zu einem Ergebnis führen muß. Deutschland wird jeden Versuch, eine praktische Lösung zu finden, ehrlich mitprüfen und an seiner möglichen Verwirklichung mitarbeiten . . . . ."

Inzwischen ist das Folgende geschehen:

Der Papst hat in seiner Friedensnote als Grundlage des Verhältnisses zwischen den Völkern in der kommenden Friedenszeit die obligatorische (das ist: verbindliche) Schiedsgerichtsbarkeit gefordert; Deutschland und seine drei Verbündeten haben sämtlich in ihren Antwortnoten diesen Gedanken grundsätzlich angenommen. Graf Czernin, der die auswärtige Politik Österreich-Ungarns, unsres größten Bundesgenossen, verantwortlich leitet, hat in seiner großen Rede vom 2. Oktober dieses Annehmen nochmals stark unterstrichen; und die „Norddeutsche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Allgemeine Zeitung" hat ihm an der Stelle des Blattes, die zu amtlichen Kundgebungen der deutschen Regierung benutzt wird, warm zugestimmt.

Damit ist der Gedanke der obligatorischen internationalen Schiedsgerichtsbarkeit endgültig in das amtliche Programm Deutschlands und seiner Verbündeten aufgenommen, derselbe Gedanke, der bisher (oder jedenfalls bis zur Rede Bethmann Hollwegs vom 9. November 1916) von allen Denen bei uns, die sich mit Vorliebe „Realpolitiker" (in Anführungsstrichen) nennen, als verrückteste Ausgeburt „ideologischer" Gehirne mit dem billigsten Spotte übergossen worden ist.

Der Spott entstammte — wie gewöhnlich in solchen Fällen — der vollkommensten Unkenntnis der Dinge, um die es sich handelt, der Probleme, die vorliegen, der Arbeit, die zu deren teilweiser Lösung bereits geleistet ist. Über diese Unkenntnis klagt, in einer soeben erschienenen Broschüre, Professor Philipp Zorn, Mitglied des Preußischen Herrenhauses und Kronsyndikus, einer der hervorragendsten deutschen Völkerrechtslehrer und einer der besten deutschen Männer überhaupt: er hat sich als Deutschlands amtlicher Vertreter auf der ersten Haager Friedenskonferenz um deren Ergebnisse die allergrößten Verdienste erworben. Zorn will durch diese Broschüre, die den Titel trägt „Die internationale Schiedsgerichtsbarkeit" und die in der Helwingschen Verlagsbuchhandlung in Hannover erschienen ist, jener Unwissenheit steuern. Und zwar wendet sich Zorn, da er feststellen muß, daß — unglaublicher- und höchst bedenklicherweise — sogar der deutsche Juristenstand im allgemeinen von diesen Dingen nichts weiß, ausdrücklich an die deutschen Juristen. Denen will er eine Erörterung der grundsätzlichen Fragen der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit vorführen. Die gleiche Aufgabe möchte nun ich, in bescheidenem Maße, in meinem heutigen Aufsatze gegenüber den Nichtjuristen zu lösen versuchen: Daß unter diesen hinsichtlich der Probleme des Völkerrechts die gefährliche Unkenntnis, über die Zorn klagt, erst recht vorhanden ist, wird keiner leugnen wollen. Wer aber doch gesonnen sein sollte, das zu leugnen, der mache doch einmal Stichproben und frage eine Reihe seiner Bekannten (und vielleicht auch einmal sich selbst) unter anderm Dies: Ob sie sich unter dem „Ständigen Schiedshof" im Haag etwas Bestimmtes und nun gar etwas Richtiges vorstellen können. Ob ihnen klar ist, was „Internationale Untersuchungskommissionen" sind; und daß die, und wieso die, etwas andres sind, als die internationalen „Schiedsgerichte". Ob die Befragten jemals gewußt haben, daß das „Haager Abkommen", auf dem die bisher geltenden Regeln des internationalen Schiedsverfahrens ruhen, durch Veröffentlichung im deutschen Reichsgesetzblatte deutsches Reichsrecht geworden ist. Ob den Befragten die Fälle bekannt sind, wo die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

internationale Schiedsprechung Kriegsursachen, und zwar zum Teil höchst ernsthafte Kriegsursachen, bereits beseitigt hat. Wer sich die Mühe nimmt, diese Umfrage zu halten, der wird ein sonderbares Ergebnis bekommen. — Denen unter meinen Lesern, die Zeit haben, empfehle ich, als Ergänzung meines Aufsatzes auch die Broschüre Zorns zu lesen; übrigens aber sollte jeder, der mitdenken und miturteilen will über diese Dinge, die das Schicksal jedes Einzelnen der jetzt und künftig Lebenden auf das persönlichste und einschneidendste betreffen, von der bekannten Guttentagschen „Sammlung deutscher Reichsgesetze" die Nr. 99 besitzen, worin die Textausgaben der „Abkommen der Haager Friedenskonferenz" enthalten sind.

Ich will also heute darzustellen versuchen — in ganz großen Zügen — erstens: was an internationaler Schiedsgerichtsbarkeit schon vor dem Weltkriege geschaffen war; zweitens: was — darüber hinaus, aber natürlich darauf weiterbauend — der Papst und die Mittelmächte jetzt zu erreichen streben.

Was schon vor dem Weltkriege geschaffen war:

Es war kurz dies: Geschaffen war die fakultative (das ist: unverbindliche) Schiedsgerichtsbarkeit. Das will sagen: geschaffen war ein Rechtsweg, auf dem alle Staaten der Erde, wenn sie wollten, ihre Streitigkeiten zum Austrage bringen konnten. Und zwar, wie gleich hinzuzufügen ist, und weiterhin bewiesen werden wird: ein Rechtsweg, der, wenn sie ihn betraten, ihnen volle Sicherheit für unparteiische Erledigung gewährte. Ein Rechtsweg, der in den Fällen, wo er bisher beschritten worden ist, allen Beteiligten volle Befriedigung gewährt hat.

Dieser Rechtsweg ist vorgezeichnet in dem „Abkommen zur friedlichen Erledigung internationaler Streitfälle". In allen wesentlichen Punkten ist es schon ein Ergebnis der ersten Haager Friedenskonferenz von 1899; Deutsches Reichsgesetz wurde es zuerst durch den Abdruck im Reichsgesetzblatte von 1901, Nr. 44, Seite 393 ff. Auf der zweiten Haager Friedenskonferenz vom Jahre 1907 erhielt das Abkommen eine neue Fassung; in dieser ist es deutsches Reichsgesetz geworden durch Abdruck im Reichsgesetzblatt von 1910, Nr. 2, S. 5 ff. Was das Abkommen im Ganzen will, drückt sein Artikel 1 so aus:

> „Um in den Beziehungen zwischen den Staaten die Anrufung der Gewalt so weit wie möglich zu verhüten, erklären sich die Vertragsmächte einverstanden, alle ihre Bemühungen aufwenden zu wollen, um die friedliche Erledigung der internationalen Streitfragen zu sichern."

Das Haupt- und Kernstück des Abkommens ist der „Ständige Schiedshof", dem das zweite Kapitel des vierten Titels gewidmet ist. Daß Deutschland dieser Einrichtung zugestimmt hat, ist das persönliche Verdienst Zorns, der, wie schon gesagt, das Deutsche Reich auf der ersten Haager Friedenskonferenz vertrat, und nicht minder das Verdienst des Deutschen Kaisers, der, auf Zorns Berichte hin, in einer höchstpersönlichen Entscheidung Deutschlands Zustimmung aussprach. Gewiß ist der „Ständige Schiedshof" nichts weiter als ein Anfang, aber doch ein Anfang von solcher Bedeutung, daß, von seiner Einführung an, unter Andern v. Liszt ein neues Zeitalter des Völkerrechtes rechnet; jedenfalls wird jede künftige weitere Entwicklung auf diesem Anfange weiterbauen müssen.

Will man sich das Wesen des „Ständigen Schiedshofs" mit ein paar Worten klarmachen, so muß man sich merken, daß er selbst gar kein „Hof" (Gerichtshof) ist, sondern vielmehr eine — Liste. Eine Liste, in die jede der Mächte, die auf der Haager Friedenskonferenz vertreten gewesen sind, eine Anzahl Personen, und zwar höchstens vier, eintragen läßt. Jede dieser Personen muß drei Eigenschaften haben: Sie muß anerkannte Sachkunde in Fragen des Völkerrechts besitzen; sie muß sich der höchsten sittlichen Achtung erfreuen, und sie muß bereit sein, ein Schiedsrichteramt zu übernehmen. Die Personen, die in diese Liste eingetragen sind, heißen „Mitglieder des Schiedshofs". Deutschland insbesondere hat eintragen lassen: den Ministerialdirektor im Auswärtigen Amte Exzellenz Kriege, die Professoren v. Bar in Göttingen und v. Martitz in Berlin, sowie den, inzwischen verstorbenen, Präsidenten des Hanseatischen Oberlandesgerichts, Dr. Sieveking in Hamburg.

Die praktische Bedeutung dieses „Ständigen Schiedshofs" liegt nun im wesentlichen in den beiden folgenden Richtungen: Aus seinen Mitgliedern werden jedesmal ausgewählt: erstens die Mitglieder der internationalen Schiedsgerichte, und zweitens die Mitglieder der internationalen Untersuchungskommissionen.

Man beachte den Ausdruck „ausgewählt", und mache sich ein- für allemal klar, daß die Auswählenden die streitenden Mächte selbst sind: Die Richter sind, wie der Artikel 37 des Haager Abkommens diesen großen Grundsatz ausdrückt, für die streitenden Mächte Richter ihrer Wahl. Wie diese Auswahl vorgenommen wird, will ich noch genau darlegen, denn Klarheit gerade hierüber ist eine Hauptsache für Den, der über diese Dinge mitsprechen will: wer diese Klarheit besitzt, wird nicht mehr verstehen, wie bei uns im Munde gewisser Leute die Phrase leben konnte, „Deutschland darf nicht vor ein Haager Schiedsgericht gehen, denn dort hat es immer eine Mehrheit von Feinden gegen sich".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zunächst aber will ich kurz zeigen, was denn eigentlich internationale Schiedsgerichte sind, und was internationale Untersuchungskommissionen: Wenn zwischen Mächten Streitfragen auftauchen, so können das entweder Rechtsfragen sein, oder aber Fragen, die aus einer verschiedenen Würdigung von Tatsachen entspringen; die letzteren Fragen nennt man „politische Fragen". Eine genaue Grenze zwischen beiden Arten von Fragen besteht natürlich nicht, aber im Einzelfalle wird man regelmäßig feststellen können, was eine Rechtsfrage ist und was eine politische Frage. Für Rechtsfragen empfiehlt nun das Haager Abkommen die internationalen Schiedsgerichte. (Als eine besonders wichtige Rechtsfrage hebt das Abkommen den Fall hervor, daß es streitig wird, wie eine internationale Vereinbarung auszulegen oder anzuwenden sei.) Für die politischen Streitigkeiten dagegen empfiehlt das Abkommen nicht die internationalen Schiedsgerichte, sondern die internationalen Untersuchungskommissionen. Das Schiedsgericht fällt einen Schiedsspruch, der für die Parteien verbindlich ist, und den anzuerkennen die Parteien sich eben dadurch, daß sie das Schiedsgericht angerufen haben, verpflichtet haben. (In allen Fällen, die bisher vorgekommen sind, ist diese Verpflichtung erfüllt worden.) Die internationalen Untersuchungskommissionen dagegen fällen keinen Schiedsspruch, sondern klären nur „durch eine unparteiliche und gewissenhafte Prüfung" die Tatfragen auf; am Schlusse dieser Prüfung erstatten sie einen Bericht, den sie jeder Partei zustellen. — Was dann die Parteien aus diesem Berichte, der sich auf die Feststellung der Tatsachen zu beschränken hat, folgern wollen, ist lediglich die eigene Sache einer jeden von ihnen. Aber, wie die Einleitung zu der erwähnten Nr. 99 der Guttentagschen Sammlung von Reichsgesetzen mit Recht sagt:

> „Gerade bei den Untersuchungskommissionen ist es klar, daß zwei Parteien, die sich einmal dahin geeinigt haben, die streitenden Tatsachen feststellen zu lassen, nun auch leicht einen Schritt weitergehen und sich auf Grund jenes Berichtes friedlich einigen oder zum mindesten die Angelegenheit einem Schiedsgerichte zur endgültigen Erledigung übergeben werden."

Nun also: Wie kommt die Auswahl der Richter der Schiedsgerichte oder der Mitglieder der Untersuchungskommissionen zustande? Die Antwort darauf gibt der Artikel 45 des Abkommens (er spricht von den Schiedsgerichten, findet aber nach Artikel 12 auch auf die Untersuchungskommissionen Anwendung). Zunächst sagt er in seinem Absatze 1, daß, wenn streitende Mächte sich überhaupt an den ständigen Schiedshof wenden, nur dessen Mitglieder als Richter in Frage kommen, also nur solche Personen, die in die Liste eingetragen sind. Wie unter

diesen Personen die Auswahl erfolgt, das sagen die Absätze 3 bis 6, die ich wörtlich hierher setzen will:

> Absatz 3: Jede Partei ernennt zwei Schiedsrichter, von denen nur einer ihr Staatsangehöriger sein, oder unter den von ihr genannten Mitgliedern des Ständigen Schiedshofs ausgewählt werden darf. Diese Schiedsrichter wählen gemeinschaftlich einen Obmann.
>
> Absatz 4. Bei Stimmengleichheit wird die Wahl des Obmanns einer dritten Macht anvertraut, über deren Bezeichnung sich die Parteien einigen.
>
> Absatz 5. Kommt eine Einigung hierüber nicht zustande, so bezeichnet jede Partei eine andre Macht, und die Wahl des Obmanns erfolgt durch die so bezeichneten Mächte in Übereinstimmung.
>
> Absatz 6. Können sich diese beiden Mächte binnen zwei Monaten nicht einigen, so schlägt jede von ihnen zwei Personen vor, die aus der Liste der Mitglieder des Ständigen Schiedshofs, mit Ausnahme der von den Parteien benannten Mitglieder, genommen und nicht Staatsangehörige einer von ihnen sind. Das Los bestimmt, welche unter den so vorgeschlagenen Personen der Obmann sein soll.

Da mein Aufsatz vor allem für Nichtjuristen verständlich sein möchte, da es aber diesen erfahrungsmäßig schwer fällt, sich die Gesetzessprache in die praktische Anwendung umzudenken, so will ich noch an der Hand eines Beispiels zeigen, was diese Bestimmungen praktisch bedeuten. Das Beispiel baue ich absichtlich ganz willkürlich, ohne Anlehnung an geschichtlich Geschehenes, auf: ich nehme an, Deutschland und Rußland hätten einen Streit vor ein internationales Schiedsgericht oder vor eine internationale Untersuchungskommission bringen wollen; und zwar nehme ich weiter an, das sei geschehen zu irgendeiner Zeit vor dem Weltkriege, und zwar zu einer Zeit, wo Deutschland bereits Österreich-Ungarn als Verbündeten hatte, und wo Rußland bereits mit Frankreich verbündet war:

Dann hätte also zunächst, gemäß Absatz 3 des Artikels 45, Deutschland aus den in der Liste verzeichneten Personen zwei Personen als Richter ernannt, und zwar vermutlich einen Deutschen (mehr als *einen* Deutschen durfte es ja nicht ernennen) und einen Österreicher oder Ungarn. Rußland hätte einen Russen ernannt (mehr als *einen* Russen durfte es ja nicht ernennen) und einen Franzosen. Zwei der Richter hätten also dem deutschen Bündnis-System angehört, zwei dem russischen: das hielt sich die Wage. Bei der Wahl des fünften Richters, des „Obmannes", wäre es natürlich für jede der beiden Richtergruppen ein aussichtsloser Versuch gewesen, selbst wenn sie den hätte machen wollen, noch einen weiteren Angehörigen ihres Bündnis-Systems hinzuzubekommen. Deshalb würden sie sich naturgemäß auf eine Person geeinigt haben, die völlig außerhalb beider Bündnis-Systeme gestanden hätte: Nehmen wir an, auf einen Holländer. — Hätten sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die beiden Richtergruppen aber auf einen Obmann nicht einigen können, so hätten sie sich geholfen mit Absatz 4 des Artikels, hätten also etwa gesagt: Dänemark soll den Obmann wählen. Wäre auch diese Abmachung nicht gelungen, so hätte man zum Absatz 5 des Artikels gegriffen: Also etwa Deutschland hätte es an Holland übertragen und Rußland an Norwegen, den Obmann gemeinsam zu wählen. Wären dann auch Holland und Norwegen binnen zwei Monaten nicht zur Einigung über die Wahl gekommen, so wäre die Entscheidung durch das Los erfolgt, gemäß Absatz 6 des Artikels.

Angesichts dieser sorgfältig ausgearbeiteten Bestimmungen über die Richterwahl darf wirklich mit Professor Zorn gefragt werden, wo denn da die Gefahr einer „Majorisierung" durch parteiische Richter bleibt? Zumal sich jede Partei, wenn ihr vielleicht — infolge irgendwelcher besonderer Verhältnisse in der Weltlage — sogar alle diese Sicherungen noch nicht genügen sollten, in dem Schiedsvertrage nach Artikel 52 des Abkommens, noch weitere Sicherungen ausbedingen kann. Übrigens glaube ich Dies: Die Gefahr, daß eines der Mitglieder eines solchen Schiedsgerichtes oder einer solchen Untersuchungskommission sich einer Parteilichkeit schuldig machen sollte, dürfte schon an sich verschwindend gering sein, ganz gleichgültig, welchem Volke und welchem Bündnis-System dieses Mitglied angehören sollte. Es liegt doch so, daß nur solche Personen dazu gelangen, in die Liste des Schiedshofes eingetragen zu werden, die, persönlich und wissenschaftlich, einen Weltruf zu verlieren haben.

Eine Einrichtung von ähnlicher Wichtigkeit bietet noch der Artikel 8 des Abkommens, der „Sekundantenartikel", wie ich ihn nennen möchte. Er sieht vor, daß von den streitenden Staaten ein jeder eine andere Macht, also einen „Sekundanten" wählen kann. Die beiden Sekundanten treten unmittelbar miteinander in Verbindung, um den Bruch der friedlichen Beziehungen zwischen ihren Auftraggebern zu verhüten. Solange die Bemühungen der Sekundanten dauern, denen, falls nichts andres verabredet ist, eine Frist von 30 Tagen zur Verfügung steht, ruht der Streit zwischen den Auftraggebern völlig. Dadurch wird, wie Zorn zutreffend ausführt, zweierlei erreicht:

> „Erstlich eine ernste und unparteiische Prüfung des Streitfalles und die starke moralische Wirkung, die in den Vorschlägen unparteiischer und wohlwollender Freunde notwendig liegen würde; zweitens ein ausreichender Zeitraum für die Abkühlung der Leidenschaften und ruhige Beurteilung der Streitsache sowohl bei den Ländern und bei den Völkern der Streitenden als in der übrigen Welt."

Man muß sich stets gegenwärtig halten, daß nach dem Haager Abkommen die Benutzung aller dieser Einrichtungen für die Staaten der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erde durchaus fakultativ, durchaus unverbindlich ist. Das Haager Abkommen hebt das an geradezu einer Unmenge von Stellen hervor, in allen möglichen Ausdrucksformen: Damit ein internationales Schiedsgericht überhaupt zustande kommen kann, müssen die streitenden Mächte erst einen besonderen Schiedsvertrag schließen; damit eine internationale Untersuchungskommission in Tätigkeit treten kann, bedarf es desgleichen eines besonderen Abkommens zwischen den streitenden Mächten. Schon darin liegt, daß die ganze internationale Schiedsgerichtsbarkeit, wie sie bisher besteht, überhaupt gar nicht in die Erscheinung tritt, wenn nicht sämtliche zu einer gegebenen Zeit miteinander streitenden Mächte das selbst wollen. Zum Überfluß enthält das Haager Abkommen an allen irgendwie wichtigen Stellen noch die sogenannte „Umstandsklausel": die Schiedssprechung soll nur angerufen, die Untersuchungskommission nur eingesetzt, von dem Sekundanten-Paragraphen nur Gebrauch gemacht werden, wenn „die Umstände es gestatten". Die internationalen Untersuchungskommissionen insbesondere stehen drittens noch unter der sogenannten „Ehrenklausel", das will sagen, sie sind überhaupt nur für solche Streitigkeiten vorgesehen, die „weder die Ehre, noch wesentliche Interessen berühren". Und schließlich: Wenn denn „die Umstände es gestatten", und wenn weder „die Ehre noch wesentliche Interessen" es hindern, und wenn die streitenden Parteien sich dann noch entschließen, einen Schiedsvertrag oder ein Abkommen auf eine internationale Untersuchungskommission miteinander einzugehen, ja, wenn das alles zutrifft, dann — steht es den Parteien immer noch frei, Alles ganz anders zu machen, als das Haager Abkommen es als Regel vorschreibt: Die Parteien können das Schiedsgericht oder die Untersuchungskommission ganz anders zusammensetzen, als der Artikel 45 es vorsieht, sie können jede einzelne der, im Haager Abkommen zahlreich und wohldurchdacht gegebenen, Vorschriften über das Verfahren vor Schiedsgericht oder Untersuchungskommission ändern. Kurz: sämtliche Vorschriften des Haager Abkommens gelten nur insoweit, als Schiedsvertrag oder Abkommen der Parteien nichts anderes bestimmen, ja selbst das können die Parteien vereinbaren, daß sie ein Schiedsgericht nicht aus den Mitgliedern des „Ständigen Schiedshofs" bilden wollen, sondern daß sie ein besonderes Schiedsgericht anderer Art einsetzen wollen. Also sämtliche Vorschriften des Haager Abkommens haben nur die Geltung, die man in der Juristensprache die „subsidiäre" nennt. Die internationale Schiedsgerichtsbarkeit, wie sie bisher besteht, ist also, streng formell genommen, wirklich nichts weiter als ein Weg, der, wie Artikel 48 des Abkommens es nennt, den Mächten der Erde „offensteht".

Ja, das ist sie formell. — Und in der Wirklichkeit der

Dinge hat sie sich dann doch als etwas ganz Anderes, als etwas ungemein Machtvolles und Lebendiges bewährt:

In den ersten zehn Jahren nach der ersten Friedenskonferenz sind im „Ständigen Schiedshof" im Haag die folgenden Streitigkeiten übergeben worden.

1. Im Jahre 1902 der Streit zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Mexiko um geistliche Güter.

2. Im Jahre 1902 der Streit zwischen Deutschland, England, Frankreich einerseits und Japan andrerseits wegen der Auslegung der Vertragsbestimmungen über die Steuerpflicht der in Japan ansässigen Europäer.

3. Im Jahre 1903 der Venezuela-Streit zwischen Deutschland, England, Italien einerseits und Venezuela andrerseits, wegen Forderungen an die Staatskasse von Venezuela.

4. Im Jahre 1904 der Streit zwischen England und Frankreich, der das Protektorat über das Sultanat Maskat betraf.

5. Im Jahre 1908 der Casablanca-Streitfall zwischen Deutschland und Frankreich.

6. Im Jahre 1909 der Streit zwischen England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika über die Fischerei im Norden des Atlantischen Ozeans.

Alle diese Streitigkeiten hat der „Ständige Schiedshof" zu voller Zufriedenheit aller Beteiligten erledigt; alle hierbei gefällten Urteile seiner Schiedsgerichte sind von den Parteien zur Ausführung gebracht worden. Und darunter war eben auch die Entscheidung im Venezuela-Streit, von dem Zorn hervorhebt, daß der „seinerzeit die ganze Welt diesseits und jenseits der Meere erregte", ja, daß dieser Streit sogar, wie übrigens noch mehrere der Fälle, unter die Ehrenklausel fiel!

Ja, wie erklärt sich denn das? Es erklärt sich so, daß, so gut wie in der körperlichen Welt, so auch in der geistigen Welt das „Gesetz des geringsten Widerstandes" gilt: geistige Spannungen so gut wie körperliche entladen sich dahin, wo der Entladung der geringste Widerstand entgegensteht. Und der Punkt des geringsten Widerstandes pflegt eben da zu sein, wo ein bereits gebahnter Weg die Entladung auffordert, ihn zu benutzen. Selbstverständlich kann es Fälle geben, wo infolge besonderer Umstände die Gasse einmal verschüttet ist, ganz besonders, wenn sie erst wenige Jahre besteht und noch stark verbesserungsbedürftig ist. Auch kann es, solange die Gasse nicht ganz breit ist und ihre Sohle und ihre Wände nicht ganz geglättet sind, geschehen, daß die Entladung einmal so stark oder so plötzlich kommt, daß die Gasse nicht reicht, um die Entladung aufzunehmen. Darum setzt es den Wert der durch das Haager Abkommen geschaffenen fakultativen internationalen Schiedsgerichtsbarkeit nicht herab, daß sie den ruf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sisch-japanischen Krieg, daß sie vollends den Weltkrieg nicht verhindert hat; weder der russisch-japanische Krieg, noch der Weltkrieg berechtigten irgendwie zu der bei gewissen Leuten beliebten Redensart, daß das Haager Abkommen „versagt" habe: Schon dadurch, daß das Haager Abkommen an jeder Stelle seine Fakultativität, seine Unverbindlichkeit betont, daß es andauernd von „Umständen" spricht, die seine Wirksamkeit hindern könnten, erklärt es ja selbst, daß es von sich selbst nicht behauptet, daß es, so wie es ist, jeden Krieg verhindern könne.

Was der Papst und die Mittelmächte jetzt zu erreichen streben:

Das ist die Einführung der obligatorischen (verbindlichen) internationalen Schiedsgerichtsbarkeit an Stelle der bisher bestehenden fakultativen (unverbindlichen). Das bedeutet, daß die Staaten der Erde anerkennen sollen: „Es ist nicht mehr wie bisher Sache unsres freien Beliebens, sondern es ist unsre Rechtspflicht, internationale Streitfälle der Schiedsgerichtsbarkeit zu unterwerfen." Die obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit bedeutet weiter zweifellos auch dies, daß auch diejenigen internationalen Streitigkeiten, für die bisher nur die internationalen Untersuchungskommissionen mit ihrem unverbindlichen „Bericht" geschaffen waren — also die politischen Streitigkeiten — vor die internationalen Schiedsgerichte mit ihrem verbindlichen Schiedsspruche gehören sollen. Und nach dem Wunsche des Papstes soll die obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit endlich auch das bedeuten, daß solchen Staaten, die sich weigern sollten, das Schiedsgericht anzurufen oder seinen Spruch auszuführen, bestimmte Nachteile angedroht werden sollen.

Der Gedanke, die internationale Schiedsgerichtsbarkeit obligatorisch zu machen, taucht nicht etwa erst jetzt auf; er hat vielmehr schon beide Haager Friedenskonferenzen beschäftigt. Auf der ersten Konferenz wurde aber die obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit auf Deutschlands Wunsch aus dem zu schließenden Abkommen ausgeschieden: Deutschland wollte damals erst abwarten, welche Erfahrungen man mit dem „Ständigen Schiedshof" bei fakultativer Schiedsgerichtsbarkeit machen würde; als Gegenleistung dafür, daß man auf diesen Wunsch Deutschlands einging, stimmte Deutschland eben der Errichtung des „Ständigen Schiedshofs" zu. Auf der zweiten Haager Konferenz stand die obligatorische internationale Schiedsgerichtsbarkeit im Mittelpunkt der Verhandlungen. Die, die ihre Einführung ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

langten, wollten zwar auch nichts weiter, als daß sie beschränkt bleiben sollte durch die heute in anderm Zusammenhange bereits genannte „Ehrenklausel": Streitigkeiten, die die „Ehre oder die Lebensinteressen" eines Staates berührten, sollten auch von der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit nicht erfaßt werden; nur sollte allerdings von vornherein festgestellt werden, daß bei gewissen Arten von Streitigkeiten, nämlich in rein technischen oder rein juristischen Fragen, die „Ehrenklausel" nicht sollte geltend gemacht werden dürfen. Bekanntlich haben es Deutschland und Österreich-Ungarn damals nicht für richtig gehalten, diesen Wünschen zuzustimmen. Weniger bekannt ist es, daß zu Beginn der Konferenz und noch während eines Teiles der Verhandlungen England (nebst Japan) den gleichen Standpunkt eingenommen hat. Erst nachdem die Verhandlungen eine Zeitlang gedauert hatten, schwenkte England ganz plötzlich und unvermittelt zugunsten der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit um; wie es heißt, infolge unmittelbaren Eingreifens König Eduards VII. Da nun Deutschland und Österreich-Ungarn auf ihrem ablehnenden Standpunkt verharrten, da somit die für einen internationalen Vertrag nötige Einstimmigkeit nicht zu erzielen war, so kam bei der zweiten Haager Konferenz in Sachen der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit nichts weiter heraus als eine, schließlich denn noch einstimmig angenommene, schön klingende, aber sachlich bedeutungslose Erklärung, in der wenigstens gesagt wurde, daß man die obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit „grundsätzlich anerkenne". — Für Deutschlands und Österreich-Ungarns damalige Haltung sind nicht etwa, wie unsre Feinde jetzt gern ausposaunen, „militaristische" Erwägungen maßgebend gewesen. Deutschland hatte ja damals schon längst eine Reihe von einzelnen Schiedsgerichtsverträgen abgeschlossen, worin es sich der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit im Rahmen der Ehrenklausel — und mehr wurde ja auch auf der zweiten Haager Konferenz eben nicht gefordert — unterworfen hatte: das hatte Deutschland besonders im Jahre 1904 in einem allgemeinen Schiedsvertrage mit England getan, das hatte es weiter schon viel früher getan gehabt im Artikel 23 des Weltpostvereins-Vertrages von 1874, das stand endlich in zahlreichen neueren Handelsverträgen Deutschlands (hier mit Beschränkung auf Tariffragen). Wie wäre Deutschland zu diesen Verträgen gekommen, wenn es aus „militaristischen" Gründen grundsätzliche Gegnerin obligatorischer Schiedsgerichte im Rahmen der Ehrenklausel gewesen wäre? Die Gründe für Deutschlands Haltung auf der zweiten Haager Friedenskonferenz waren vielmehr juristischer Natur: Deutschland stand juristisch auf dem Standpunkte, daß die obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit zwar in Staatsverträgen zwischen einzelnen Staaten mit Aussicht auf nützliche Anwendung vereinbart werden könne, daß sie

aber unmöglich in einem allgemeinen Weltvertrage durchgeführt werden könne. Denn die sämtlichen Begriffe, um die es sich in einem derartigen Vertrage drehe, hätten eine ganz verschiedene Bedeutung, je nachdem sie zwischen diesen oder zwischen jenen Völkern angewendet würden. So hat es Deutschlands damaliger Vertreter, der Freiherr v. Marschall, in den Verhandlungen der zweiten Haager Konferenz ausdrücklich ausgeführt. Und es ist gut, wenn das in der Welt bekannter wird, als es heute ist.

Schon seit Bethmann Hollwegs Rede vom 9. November 1916 ist es klar, daß Deutschland, und seine Bundesgenossen, jene juristischen Bedenken völlig haben fallen lassen — und mit Recht, denn, wie auch Zorn hervorhebt, stichhaltig waren sie nicht. Seit jenem 9. November 1916 ist es keine Frage mehr, daß die Mittelmächte eine obligatorische internationale Schiedsgerichtsbarkeit im Rahmen der Ehrenklausel für nicht nur möglich, sondern für höchst erwünscht halten.

„Aber", sagt Zorn, „mit der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit im Rahmen der Ehrenklausel wird die Welt sich künftig nicht begnügen wollen"; er hat recht: Dazu wird der „Schrei nach Abmachung und Verständigung", von dem Bethmann Hollweg am 9. November 1916 sprach, viel zu gewaltig sein. Daß es nun nicht etwa grundsätzlich unmöglich ist, auch Ehrenfragen der Staaten durch Schiedsspruch zu erledigen, das folgt, wie Zorn hervorhebt, eben daraus, daß ja dem „Ständigen Schiedshof" im Haag schon verschiedene solche Streitigkeiten freiwillig unterbreitet und von ihm zu allseitiger Zufriedenheit friedlich geschlichtet sind: so besonders eben der Venezuela-Streit. Es wird auch dadurch bewiesen, daß das gerade auf der zweiten Haager Konferenz beschlossene „Abkommen über die Errichtung eines internationalen Prisenhofes" eine obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit gerade für Fragen vorsieht, die zweifellos staatliche Ehrenfragen sind; dieses Abkommen ist zwar bisher nicht ratifiziert worden, bindet also die beteiligten 31 Staaten noch nicht, aber die Vertreter dieser 31 Staaten, unter denen gerade Deutschland die treibende Kraft war, haben es unterzeichnet, haben also wenigstens in diesem Falle grundsätzliche Bedenken gegen obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit auch in Ehrenfällen nicht gehabt. Endlich darf hierzu vielleicht daran erinnert werden, daß ein Fall, der geradezu das Urbild eines „Ehrenstreites" zwischen zwei Völkern war, nämlich der Abfall Norwegens von der Union mit Schweden, ohne Krieg erledigt worden ist; und ich habe nie behaupten hören, daß sich einer der beiden beteiligten Staaten deshalb schlechter befände.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zorn betont, daß

> „jeder Sachverständige weiß, mit welcher Lebhaftigkeit schon seit Jahren an dem Problem gearbeitet wurde, auch Ehrenfragen der Staaten der Schiedsgerichtsbarkeit zu unterwerfen".

Und spricht dann aus, daß eben dies

> „das große und unendlich schwere Problem der Zukunft ist, an dessen Lösung mitzuarbeiten auch wir Deutschen uns nicht weigern dürfen".

Einen Weg, dies Problem der Lösung näher zu führen, suchen offenbar schon Deutschland und Bulgarien in ihren Antwortnoten an den Papst. Die beiden Mächte sagen da über die obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit:

Deutschland.	Bulgarien.
Die Kaiserliche Regierung wird dabei jeden Vorschlag unterstützen, der mit den Lebensinteressen des Deutschen Reiches und Volkes vereinbar ist.	Wir werden mit unsrer ganzen Energie jeden solchen Vorschlag fördern, der den Lebensinteressen der bulgarischen Nation und ihrer Einheit nicht zuwiderläuft.

Hier ist die Formel der Klausel also bereits auf die „Lebensinteressen" beschränkt. — Eine zweite Möglichkeit liegt offensichtlich in der Weiterführung des Gedankens, der, wie schon berichtet, auf der zweiten Haager Konferenz vertreten wurde: nämlich eine Liste solcher Fragen aufzustellen, bei denen der Einwand der Ehrenklausel grundsätzlich nicht erhoben werden darf. — Einen dritten Weg zeigt Zorn durch den Vorschlag, den „Sekundantenartikel", also den Artikel 8 des Haager Abkommens, von dessen Inhalt ich schon gesprochen habe, obligatorisch zu machen; der Vorschlag Zorns erscheint sehr gut und dürfte Aussicht auf praktische Verwirklichung haben. — Das Größte zur Lösung des Problems wird übrigens meiner Auffassung nach die wachsende Erkenntnis wirken, daß in unsrer Zeit auch die Ehre und die Lebensinteressen jedes einzelnen Staates sehr viel besser bei schiedsgerichtlicher Behandlung gewahrt sind, als bei der Entscheidung durch die Waffen, einer Entscheidung, bei der, angesichts der heutigen Technik, die Opfer den möglichen Erfolg für alle Teile stets unendlich überwiegen werden.

Was die obligatorische internationale Schiedsgerichtsbarkeit in ihrer höchsten Vollendung sein wird, das zeichnet unübertrefflich gut die bulgarische Antwortnote an den Papst: es werden dann die Staaten der Erde die gleiche obligatorische Rechtsordnung unter sich anerkannt haben, die heute schon die privaten Beziehungen der Untertanen jedes einzelnen Staates beherrscht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ob jemand dieses Ideal für erreichbar hält — selbstverständlich nach unendlichen Mühen — oder nicht, das hängt letzten Endes von seiner gesamten Auffassung über die Welt und über das Völkerleben ab. Wer den Aufsatz „Der Lohn der Opfer" gelesen hat, den ich, nach Bethmann Hollwegs Novemberrede, am 1. Dezember 1916 an dieser Stelle veröffentlicht habe, der weiß, daß ich daran glaube und warum ich daran glaube. Eins möchte ich hier heute noch hinzufügen: Kein Einwand ist unwahrer als der, den die Gegner zwischenvölkischer Verständigung jetzt so oft machen, der Einwand nämlich, man habe doch nun an der Art der Kriegführung in diesem Weltkriege, die sich an keine Vereinbarung halte, gesehen, was völkerrechtliche Bestimmungen wert seien. Dieser Einwand verkennt völlig den grundlegenden Unterschied zwischen internationalem Kriegsrecht und internationalem Friedensrecht: Der Krieg ist seinem Wesen nach Gewalt, er ist die Aufhebung der Rechtsbeziehungen zwischen den Völkern. Dieses Nicht-Recht durch Rechtsregeln ordnen zu wollen, das bleibt ein- für allemal eine in sich widerspruchsvolle und höchst problematische Sache: Weil nämlich, wenn dieser Zustand einmal eingetreten ist, der Rechtsgedanke im Verhältnis der kämpfenden Völker zueinander die Herrschaft über die Geister eben verloren hat. Ist der Krieg einmal ausgebrochen, dann wiegt dieser Rechtsgedanke gegen die Interessen der Kriegführung in der Tat nur noch so viel, wie ein Spinnengewebe gegen eine Granate. Und das wird sich meiner Überzeugung nach immer schärfer ausprägen, je mehr die Technik und der Umfang der Kriege jeden Unterschied zwischen Kriegsgebiet und Hinterland, zwischen kämpfendem Heere und kriegsbedarfliefernder Bevölkerung unaufhaltsam verwischt, je mehr das ganze feindliche Land naturgemäß und ganz unvermeidlich die Stellung einnimmt, die in früheren Kriegen eine einzelne feindliche Festung einnahm, und daher so behandelt wird, wie die früher behandelt wurde. Gerade deshalb würde ein nochmaliger Krieg zwischen Europäern das Ende Europas und aller europäischen Völker bedeuten. — Etwas völlig Anderes sind aber Übereinkommen und Regeln, die verhüten sollen, daß es zu dem Zustande des Nicht-Rechtes überhaupt erst kommt. Denn diese Übereinkommen und Regeln wirken ja in einem Zustande, wo der Gedanke des Rechtes, auch des Rechtes zwischen den Völkern, die Geister eben noch beherrscht; eine Herrschaft, die, von der Beendigung des gegenwärtigen Krieges ab, noch auf das allerstärkste durch die Tatsache gestützt werden wird, daß wir sämtlichen Europäer nunmehr wissen, was ein moderner Krieg ist, und daß seine Wiederholung für uns alle der sichere Untergang wäre. Mit diesen Übereinkommen und Regeln ist das ganze Schwergewicht der Dinge, genau so wie es gegen jede Regelung des einmal ausgebrochenen Krieges ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich glaube also daran, daß wir die Beseitigung der Anarchie zwischen den Staaten und die Errichtung einer obligatorischen Rechtsordnung zwischen den Staaten erreichen werden, weil wir sie erreichen müssen. Ich glaube, daß Ehre und Zukunft auch unsres teuren Vaterlandes erst dann völlig gesichert sind, wenn dieses Ziel erreicht ist. Mit unserm Staatssekretär des Auswärtigen Amtes bekenne ich mich zu dem Glauben an Europa, und mit unserm Bundesgenossen, dem Grafen Czernin, zum Aufbau einer neuen Weltordnung.

Fidelis.

Der Gedächtnistag der Reformation und die Erneuerung unsres Volkes.

Der 31. Oktober 1517 ist ein Markstein in der deutschen Geschichte. Als Luther an diesem Tag die 95 Sätze über den Ablaß und das Wesen der rechten Buße an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, ahnte er nicht, daß seine Tat einen Wendepunkt in der Entwicklung der Zeiten bedeuten würde. Wollte er doch nichts anderes tun, als einem eingerissenen Mißbrauch gegenüber der Stimme des christlichen Gewissens Geltung verschaffen und die Kirche aufrufen zur Selbstbesinnung auf ihre Grundlage im Worte Gottes und ihren wahren Beruf, armen geplagten Menschen Gottes freie vergebende Gnade zu verkündigen. Luther wollte keine neue Kirche gründen, sondern seiner Kirche dienen; er wollte nicht gegen den Papst auftreten, sondern gegen dessen Sendlinge, deren Vorgehen, wie er meinte und hoffte, von dem Papst selbst mißbilligt würde. Luther hatte nach schweren Kämpfen innerlich etwas Neues erfahren, die volle beseligende Gemeinschaft mit Gott in dem das Verdienst Jesu Christi sich persönlich aneignenden Glauben. Für ihn war der Glaube ein neuer Lebensbesitz geworden. Von seinem Erlebnis aus sah er die Frage der Buße und die Praxis des Ablasses mit neuen Augen an. Jede Veräußerlichung der Herzensfrömmigkeit mußte ihm als ein Greuel erscheinen. Der Glaube war für ihn mit dem tiefsten Gewissensernst verbunden, und die Buße für ihn nichts anderes, als die aus der Gewißheit der vergebenden Liebe Gottes geschöpfte Freudigkeit der Umkehr des verirrten Kindes zum Herzen des Vaters. So waren die 95 Sätze nur die Ausführung dieser inneren Glaubensstellung, und der erste derselben das kurz zusammengefaßte Bekenntnis: „Unser Herr und Meister Jesus Christus, da er spricht: Tut Buße! will, daß das ganze Leben der Gläubigen eine tägliche Buße sei."

Luthers Erlebnis war ein zentral religiöses. Seine Tat war aus dieser Kraft heraus geboren. Und das war gut so; denn gerade dadurch wurde sie von universaler Wirkung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das ganze Mittelalter steht unter der Herrschaft der Kirche. Sie war die Inhaberin, Hüterin, Vermittlerin der abendländischen Kultur. Sie gebietet den Völkern, sie regiert die einzelnen Seelen. Durch sie bekommt die Kultur einheitlichen Charakter. Die Kirche des Mittelalters ist Priesterkirche; der Klerus gibt den Ausschlag; die Ordination unterscheidet ihn von den Laien; seine Organisation ist eine meisterhaft hierarchisch gegliederte; zusammengefaßt ist er in der einheitlichen monarchischen Spitze des Papstes; dieser ist der Regent der Kirche, damit der Herrscher über die ganze Christenheit, über die Völker, Nationen, Könige, Fürsten, Stände, Personen; nur er bestimmt Lehre, Ordnung, Verfassung, Disziplin und Recht; der gesamte Klerus ist nur ein Instrument in seiner Hand zur Verwaltung der Kirche. Und diese Kirche ist Heilsanstalt. Sie ist die Versicherungsanstalt für die himmlische Seligkeit zugunsten aller derer, die sich ihr im Gehorsam unterwerfen und ihre kirchlichen Leistungen und Übungen ihr darbringen. Sie übernimmt das Risiko, sie kommt für allen Schaden auf, sie garantiert als Kirche den einzelnen Seelen das Heil; in ihren Sakramenten spendet sie ihnen die Fülle der Gnade, rahmt ihr Leben von der Geburt bis zum Tode ein in heilige Handlungen, von denen allein durch ihren Vollzug überirdische Kräfte ausgehen, die das Leben ihrer Kinder durchwalten und ihm überirdischen Glanz verleihen. So war die Kirche Priesterkirche und sakramentale Heilsanstalt zugleich mit universalem Charakter.

Diese Kirche war durch die Papstherrschaft verweltlicht, durch Geldrücksichten verderbt, durch das Verlassen des im Evangelium des Herrn Jesu gegebenen Fundaments der Gefahr des Untergangs ausgesetzt und durch die praktische Handhabung der Gnadenmittel veräußerlicht. Alle Welt fühlte diese Not. Man rief nach Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Reformkonzilien sollten die Hilfe bringen. Aber sie brachten nur das theoretische Ergebnis, daß das Konzil über dem Papst stehe, und daß die Bischöfe eine gewisse Selbständigkeit haben sollten; von innen heraus wurde der Zustand nicht besser.

Auch die wirtschaftliche und geistige Entwicklung der Zeit brachte keinen Umschwung. Die Kreuzzüge hatten durch ihre Völkerwanderung vom Westen nach dem Osten, und durch all das, was damit zusammenhing, revolutionierend auf das wirtschaftliche und geistige Leben gewirkt; die Schätze des Orients wurden entdeckt und bewundert; die wirtschaftlichen Bedürfnisse wurden geweckt und ihnen neue Befriedigung verheißen; der Handel begann seinen Weg vom Osten nach dem Westen zu suchen; die Handelsemporien wurden an der Küste und im Binnenland zu bedeutungsvollen Stationen; Handelsplätze entstanden; die Städte mit ihrer Stadtkultur blühten dadurch auf; an die Stelle der Naturalwirtschaft trat die Geldwirtschaft; die Bildung wurde die Begleiterscheinung des in den Städten sich sammelnden Reichtums; der Bürger erschien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf dem Plan; selbstbewußt und stolz regte er sich in seiner Eigenkraft; mit dem Erwachen der Eigenpersönlichkeit beginnt die Kultur des Individuums, und mit ihr im Zusammenhang die Laienkultur; in der Renaissance erlebt diese ein Aufblühen der Wissenschaften, im Humanismus eine Selbstbesinnung auf das Wesen des Menschen.

Aber weder Humanismus noch Renaissance, weder Laienkultur noch Geldwirtschaft, weder Bürgertum noch Städteentwicklung, weder Konzilien noch Reformversuche brachten eine Umwälzung; die Kirche blieb im Grunde, was sie war; der Papst behielt die Macht, das Kaisertum lag am Boden; die kirchliche Kultur verharrte siegreich als einheitliche internationale Größe. Und in ihr war durch den Dualismus von Geistlichem und Weltlichem allem Laienhaften der Stempel des Unvollkommenen aufgedrückt; über den Laien erhob sich der Priester und Mönch; nur dieser erreichte den Stand der Heiligkeit und Vollkommenheit; von den Brosamen, die von der reichen Heiligen Tische fielen, lebten die armen, nie völlig heilig und vollkommen werdenden Laien. Die Abgrenzung der verschiedenen Sittlichkeitsstufen war eine Gewissenslast für alle im irdischen Beruf, in der Ehe und in weltlicher Arbeit stehenden Christen; denn ihr Zustand erlaubte es ihnen nicht, zur höchsten Stufe zu gelangen. So ging innerlich ein Riß durch die Seelen. Aber es war niemand da, der helfen konnte und etwas Neues schaffen. Alle die genannten Wege versagten. Sie erreichten ihr Ziel nicht.

Hier konnte nur jemand neu bildend und schaffend eintreten, der bis zur Wurzel des christlichen Lebens durchgedrungen war, und der selbst die christliche Vollkommenheitsstufe bis zu ihrer höchsten Höhe durchlaufen hatte, ohne selbst dadurch die Vollkommenheit gefunden zu haben und zum inneren Frieden seiner Seele gelangt zu sein. Die Kirche sollte das Haus Gottes sein. Dieses Haus konnte nur von jemand innerlich aus den Angeln gehoben werden, der selbst ganz bis zu Gott durchgedrungen war und nun, mit Gottes Leben und Kraft ausgerüstet, den Weg ging, den ihm sein inneres Erleben vorzeichnete.

So mußte die Tat Luthers eine zentral religiöse sein, wenn sie wirkungskräftig sein sollte. Aber auf der anderen Seite konnte sie allein dadurch die Bedeutung eines neuen Kulturanfangs haben, daß sie die Kirche in ihrem Zentrum traf. Es kam alles darauf an, daß die Kirche sich innerlich erneuern ließ, — nicht durch Menschenwort und -tat, sondern durch die in einem Menschen waltende Gotteskraft und Geistesmacht. Wie wäre die Entwicklung verlaufen, wenn dies Resultat erzielt worden wäre!

Aber die Kirche versagte; das Papsttum verhärtete sich im Widerstande. Und nun erleben wir, daß Luthers rein innerlich unternommene Tat von außerordentlicher nationaler Bedeutung für unser Volk wird, denn sie wird die Loslösung des deutschen Volks von der internationalen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Macht der Kirche, und damit die Geburtsstunde einer neuen deutschen Kulturentwicklung.

Dazu aber trug Luther durch seine Arbeit in erster Linie bei. War seine große Reformationsschrift: „An den christlichen Adel deutscher Nation" bereits als das Reformprogramm für das deutsche Volk geschrieben, so wurde nun seine Lebensarbeit die innere Erneuerung des deutschen Volkes und seine Erziehung zu geistiger nationaler Selbständigkeit.

Dazu diente seine Bibelübersetzung in der unvergleichlich wundervollen Art, wie er sie uns gab, so deutsch, so gemütstief, so urquellfrisch, so packend und plastisch empfunden und geschrieben; aus jedem Wort schaut die deutsche Volksseele hervor, und im ganzen Werk spiegelt sich das deutsche Seelenleben wider. Luther gab unserem Volk mit der Bibel die deutsche Sprache, an der sich ein Goethe, ein Nietzsche, ein Schiller, ein Bismarck gebildet; er gab dieser Sprache den Ausdruck der Schönheit, des unwiderstehlichen Zaubers, den sie auf uns ausübt; er gab ihr die Kraft und Wucht, mit der sie einherstürmt, das Feuer des Geistes, das in ihr lodert und glüht, und wiederum die ganze köstliche heimliche Wonne und Lust, die uns in ihr so eigenartig machtvoll das Herz ergreift. Mit der Bibel und ihrer Sprache hat uns Luther die einheitliche Grundlage der deutschen Kultur gegeben.

Zur Bibel trat das Gesangbuch hinzu. Hat er in der Vorrede zu dem Psalter das Wesen der Dichtung poetisch tief empfindend und eindrucksvoll darstellend geschildert, uns im Sendbrief vom Dolmetschen gezeigt, was es heißt, deutsch reden, und was dazu gehört, dem deutschen Volk so auf den Mund zu sehen und so im Herzen zu lesen, wie er es getan hat, so hat er in seinen Liedern und Gesängen unserem Volk die Zunge gelöst, und hat mit der Weichheit zartester Poesie, wie mit der Wucht kraftvoller Gedanken und phantasiereicher Bilder getröstet, gemahnt, gelockt, gewarnt, ermutigt, erhoben, begeistert, zum Jauchzen veranlaßt und zum mannhaften Trotz und zu kühnster Hoffnungsfreude angespornt; sein Triumphlied von dem Gott, der unsre feste Burg ist, ist das Sieges- und Jubellied unseres deutschen Heeres im Weltkrieg um unseres Volkes Freiheit und Bestand geworden.

In seinem Katechismus hat er das religiöse Buch zur deutschen Volksbildung auf evangelischer Grundlage uns geschenkt. Die Feindschaft gegen den Katechismus ist sachlich ganz unbegründet; sie verwechselt Luthers Gabe mit der Auslegung, die sie gefunden. Luther hat das herrliche Büchlein mit seinem frommen deutschen Herzen gedacht als den schlichten Ausdruck volkstümlicher Herzensfrömmigkeit und als das Einführungsbuch in das Leben der christlichen Gemeinde, seinen Grund und seine Kraft, seine Darstellung und seine Tiefe, — alles der lebendigen Wirklichkeit entsprechend und alles zum lebensvollen Besitz darbietend.

Wie in diesen Gaben, so hat Luther in dem, was er inhaltlich sein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Volk lehrte, diesem die Kräfte zu einer neuen Entwicklung dargereicht. Aus dem Evangelium schöpfend, auf diesem fußend, war er über die Gestaltung des Lebens klar, wie sie aus dieser Stellung sich ergab. Alle Naturordnung und irdische Lebensführung kam zu ihrem Recht. Gegenüber der oben dargelegten, die Herzen beschwerenden Vollkommenheitslehre senkte er seinen Deutschen die Freude an der Ehe, am ehelichen Leben, an der Häuslichkeit, am Zusammenwirken von Mann und Frau ins Herz; er ließ sie die ganze köstliche Wonne einer fröhlichen Kinderstube empfinden; er adelte ihren Beruf zu einem Gottesdienst, er ließ sie die höchste Stufe sittlicher Vollkommenheit in der Treue bei der Ausrichtung ihres Alltagswerkes erreichen; er machte ihnen Lust zur Schule und weltlicher Bildung; er sorgte für die Erziehung der Knaben und Mädchen; Schulzwang, Mädchenschulbildung, Turnen, Singen, — das sind Dinge, die von ihm gefordert und gefördert sind; er ließ die weltliche Obrigkeit, den weltlichen Stand, die weltliche Staatsordnung in ihr gutes Recht eintreten, begrenzte und segnete sie zugleich in ihrer besonderen Wirksamkeit. Er kämpfte gegen Volkslaster und Volksschäden und wies den Deutschen neue Ideale in einem vom Geiste des Evangeliums erfüllten Volksleben.

Und damit hat Luther, wie Gustav Freytag es schön ausgedrückt hat, „dem gemeinsamen Grunde aller deutschen Bekenntnisse, unserer tapferen, frommen, ehrlichen Innerlichkeit so gewaltigen Ausdruck gegeben, daß in Lehre und Sprache, in bürgerlicher Ordnung und Sittlichkeit, in den gemütlichen Neigungen des Volks, in Wissenschaft und Dichtkunst sehr viel von seinem Wesen übrig geblieben ist, woran wir alle noch jetzt teilhaben". Und neben dies Wort sei das Bekenntnis eines katholischen Gelehrten, J. v. Döllinger, gestellt: „Es hat nie einen Deutschen gegeben, der sein Volk so tief verstanden hätte und wiederum von der Nation so ganz erfaßt, ja eingesogen worden wäre, wie dieser Augustinermönch von Wittenberg; Sinn und Geist der Deutschen waren in seiner Hand wie die Leier in der Hand des Künstlers; hatte er doch auch seinem Volke mehr gegeben, als jemals in christlicher Zeit ein Mann seinem Volke gegeben hat, Sprache, Volkslehrbuch, Bibel, Kirchenlied; und alles, was die Gegner ihm zu erwidern oder an die Seite zu setzen hatten, das nahm sich matt und kraftlos aus neben seiner hinreißenden Beredsamkeit; sie stammelten — er redete; nur er war es, der, wie der deutschen Sprache, so dem deutschen Geist das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt hat. Und selbst diejenigen unter den Deutschen, die ihn von Grund der Seele verabscheuen als den gewaltigen Irrlehrer und Verführer der Religion, können nicht anders: sie müssen reden mit seinen Worten und denken mit seinen Gedanken."

Wahrlich, wir haben Grund genug, uns von Herzen und dankbar der großen Gottestat der Reformation zu freuen. Sie war die Erneuerung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unseres Volkes im 16. Jahrhundert und die Geistesmacht, die es von der mittelalterlichen Zeit zur Neuzeit hinüberführte.

Aber wir feiern den Gedächtnistag der Reformation nicht nur mit dankbarem Rückblick. Wir wollen mehr davon haben; wir brauchen eine Kraft für unser Volk und seine Erneuerung in der Gegenwart, und wir fragen: was lernen wir in dieser Beziehung aus der dankbaren Vertiefung in die Vergangenheit?

Vor allem eins: nur die Kraft und Tiefe einer religiösen Bewegung war imstande, das Volk im Grunde der Seele zu fassen und neuzugestalten. Darum ist das erste, was wir in uns aufzunehmen haben, die Erfüllung der Bitte: Mehr Ehrfurcht vor der Religion!

Der Weltkrieg zeigt es uns, wohin die Menschheit geführt wird, wenn sich alle Bande frommer Scheu lösen. Religion ist Bindung des Gewissens, ist Bindung des Menschen an das Recht und die Gerechtigkeit, an Pflicht und Pflichterfüllung, an Wahrheit und Treue, an glaubensfrohen Mut und herzhafte Tapferkeit, an Güte und Liebe, an Ernst und Unbestechlichkeit, an Selbstbesinnung und Nächstendienst, an Selbstverleugnung und Lebenshingabe, an Lebenskraft und Lebensfreude, an einen göttlichen und ewigen Inhalt für unser Erdendasein.

Klagen wir, die wir uns aus den verschiedenen Lagern zusammenfinden, nicht gemeinsam über Wuchersinn und Krämergeist, über Kleinlichkeit und Vergnügungsjägerei, über Abstumpfung der heiligsten Gefühle und philisterhafte Verengung, über Alkohollust, die zum Alkoholelend wird, über dies und das, was uns mit dem Morgenrot einer neuen Zeit, mit dem Sonnenaufgang eines neuen deutschen Tages für unser Volk nicht zu stimmen scheint?

All diesen Hemmungen und Widerwärtigkeiten, diesen Fesseln und Übeln gegenüber gibt es nur eine siegreiche Kraft: die Seele muß in die Verbindung mit Gott, mit dem Urquell alles Lebens und aller Liebe kommen. Gott zu erfassen in Jesu Wort und Tat, das war Luthers Geheimnis gewesen, und aus dem Erleben dieses Wunders strömte seiner Seele die weltüberwindende Kraft zu. Hier liegt die Quelle für die Erneuerung auch unseres Volkslebens. Darum mehr Ehrfurcht vor der Religion!

Aber — und das ist das zweite, was wir beherzigen müssen — mehr Innerlichkeit in der Religion! Als Lebensverbundenheit mit Gott ist alle Religion ein geheimnisvoll innerlicher Seelenvorgang. Nach außen tritt er nur in die Erscheinung als sittliche Lebensführung und als praktische Tat. Und zugleich als eine Kraft, welche diejenigen, die dieselbe Erfahrung gemacht haben, die den gleichen Quellgrund für ihre Seele gefunden haben, zu einer Gemeinschaft der Liebe eint, und sie in dieser Verbundenheit zu einer Gottesfamilie, zu Brüdern und Schwestern, werden läßt. Aller Kultus gehört zur verborgenen Innenseite der Re-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ligion. Jedes Überwiegen der Form ist eine Todesgefahr für die Religion; denn es führt zu ihrer Veräußerlichung.

Und als drittes gilt es aufzumerken auf den Ruf: Mehr Kraftbetätigung aus der Religion heraus. Welche Arbeit hat Luther geleistet! Welche Weite des Blicks war ihm eigen, welche volkumspannende Gewalt. Es gab kein Gebiet, das er nicht bearbeitete und beeinflußte. Nicht, daß er sich dilettantenhaft in alles gemischt hätte; nein, er beschränkte sich auf seinen Beruf, Evangelist zu sein, d. h. ein Mann, der die Aufgabe habe, das Gewissen des Volkes zu wecken und zu schärfen. Diese Aufgabe ist auch die unsere. Unser Volk dürstet nach führenden, geistesgewaltigen Persönlichkeiten. Es will ja nicht von den ihm schädlichen Mächten geknebelt oder vergiftet werden; es will zur Freiheit geführt werden, es will aus dem Alltagswirrsal herausgerissen und in lichte Höhen emporgetragen werden. Wenn nur diejenigen da sind, die ihm neue Höhen zeigen und ihm auf den steilen Pfaden zu diesen vorangehen. Wo Kraft ist, ist Mut, wo Mut ist, ist Erfolg; wo Erfolg ist, stellt sich eine Geistesbewegung ein, die viele erfaßt. Darum deutsche Männer und Frauen, laßt euer religiöses Leben zu einer Kraft werden!

Und endlich ein letztes: beschränkt nicht die Wirkung der Kraft auf den einzelnen Menschen, sondern richtet eure Arbeit auf das Volksganze. Arbeitet deutsch! Arbeitet national! Macht es wie Luther: bekämpft Volksschäden und reicht dem Volk eure Gaben dar. Er hat Bibel, Katechismus, Gesangbuch und was er schrieb, immer seinen Deutschen gewidmet; für meine Deutschen will ich arbeiten. Wir wollen uns an seinen Gaben erfreuen und ihren Kulturwert für unsere Gegenwart auszuschöpfen suchen. Aber den Bedürfnissen der Zeit entsprechend neue Mittel zur Volksgesundung ausgehen lassen, Organisationen schaffen, die das Ganze erfassen, Hilfe bereitstellen, die dem Ganzen dient. Nicht für die Partei, nicht für die Gruppe wollen wir leben; sondern für das Vaterland und für die gesamte deutsche Heimat und für unser ganzes Volk in allen Ständen und Berufen. Wir wollen törichte Unterschiede und verkehrte Vorurteile beseitigen. Wo ein Talent, wo eine Gabe ist im Volk, soll sie vom Volk ergriffen werden und für das Volk nutzbringend und heilspendend gepflegt und erzogen werden; wo ganze Volksgruppen emporsteigen wollen zu höherem und umfassenderem Kulturbesitz, wollen wir sie als edle Volksteile im Interesse des ganzen Volkes begrüßen und fördern; soziale Zerklüftungen und eigennützige, hochmütige Absperrungen wollen wir nicht mehr gelten lassen; die Kirche soll Volkskirche sein; Arbeit und Erholung, Wirtschaft und Recht, Sitte und Sittlichkeit sollen als Volksgüter gewertet werden. Unsere Schule, unsere Literatur, unsere Bildung, unsere Wissenschaft, unsere Kunst, unser Theater, unsere Musik sollen so gut Volksbesitz sein wie unser Heer ein Volksheer ist. Nicht jeder kann im Heer Offizier sein, nicht jeder Führer in der Wissenschaft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fühl geleitet, daß die bisher nur ganz verstreut und an entlegenen Stellen veröffentlichten Kundgebungen jener Jugend vor hundert Jahren nicht ungehört verhallen dürften. Unsere Zeit besinnt sich mehr und mehr auf ihre geistigen Grundlagen und erkennt immer tiefer, daß ihre besten Kräfte dem deutschen Idealismus entstammen. Die heutige Jugend, soweit sie sich schon ihrer selbst als einer geistbestimmten, neuen Bewegung bewußt wurde, erkannte bereits eine Verwandtschaft ihres eigenen Wollens mit dem der Jugend von 1817. Dieses dunkle Zusammengehörigkeitsgefühl aufzulichten und zu klären, ist eine der Aufgaben, die diese Schrift sich setzt."

Hodann und Koch wollen also nicht nur das wichtigste historische Material über das Wartburgfest und die damit zusammenhängenden Ereignisse zusammenstellen, sondern auch durch die Auswahl des Stoffes die heutige denkende Jugend anregen, sich als Erben der burschenschaftlichen Ideen zu betrachten und das Werk, das vor 100 Jahren begonnen, aber nicht vollendet wurde, in neuzeitlicher Auffassung fortzusetzen. Das von Hans Mühlestein verfaßte Nachwort spricht diese Aufforderung unumwunden aus.

Das Buch enthält außer den Einführungsworten der Herausgeber und dem eben erwähnten Nachworte von Mühlestein eine Reihe Urkunden, die sich auf die Gründung der Jenaischen Burschenschaft und das Wartburgfest beziehen, Zeitungsstimmen und Streitaufsätze, Briefe (u. a. von Carl Sand), Gedichte und amtliche Schriftstücke.

Wir wollen aus dem interessanten Buche, dem wir sehr viele Leser — und nicht nur unter unsrer Jugend — wünschen, den Abschnitt wiedergeben, der „die Grundsätze und Beschlüsse des 18. Oktobers" enthält.

Vortrupp.

Die Grundsätze und Beschlüsse des 18. Oktobers,

gemeinsam beraten, reiflich erwogen, einmütig bekannt und den studierenden Brüdern auf andern Hochschulen zur Annahme, dem gesamten Vaterlande aber zur Würdigung vorgelegt von den Studierenden zu Jena.

Vorwort.

Die Feier auf der Wartburg hat die Teilnahme von ganz Deutschland erregt. Sie hat aber auch die Aufmerksamkeit einiger Regierungen, nicht nur in Deutschland sondern auch in der Fremde auf sich gezogen. Das Fest war in seinem Ursprunge rein und in seinem Verlauf würdig; vielleicht könnte es auch in seinen Folgen heilsam werden, wenn man überall im deutschen Vaterlande den Sinn pflegen wollte, aus welchem es hervorgegangen ist, und den Geist, der dasselbe umschwebt hat. Aber viele sind ungewiß geworden und irre an der studierenden Jugend. Die Ansicht ist getrübt, das Urteil verwirrt, und es scheinen Verhandlungen stattzufinden, die zu ungerechten Maßregeln führen könnten, weil sie von unrichtigen Voraussetzungen ausgehen und nicht selten von der Leidenschaft begleitet werden möchten. Diese Maßregeln fürchtend, haben einige aus Gut-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber das ganze Volk soll zur inneren Anteilnahme, zur Freude an diesem seinem Besitz erzogen werden, und wissen: hier handelt es sich um deutsches Gut, um deutsches Blut, um deutschen Geist, um deutsche Kraft. Mehr Volkstümlichkeit! Mehr Volkseinheit!

Das ist es, was uns die Feier der Reformation bringen soll. Nur wenn sie uns so die Kräfte zur Volkserneuerung darreicht, haben wir Luthers und seiner Mitarbeiter Gedächtnis recht und im Segen gepflegt.

Der Weltkrieg ist der Weg zur äußeren Neugestaltung und Weltgeltung Deutschlands. Möchte die Reformationsfeier eine Quelle der Kraft werden zur inneren Erneuerung unseres deutschen Volks!

Professor Dr. Mahling.

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Die Urburschenschaft als Jugendbewegung.

Bei Eugen Diederichs in Jena ist vor kurzem das Buch erschienen: „Die Urburschenschaft als Jugendbewegung; in zeitgenössischen Berichten zur Jahrhundertfeier des Wartburgfestes herausgegeben von Max Hodann und Walther Koch."*)

Auf dieses Buch, das in praktischer Aneinanderreihung der wichtigsten Urkunden und Druckstücke die Bestrebungen der deutschen akademischen Jugend vor 100 Jahren anschaulich darstellt, wollen wir die Aufmerksamkeit der Vortruppleser lenken.

Max Hodann sagt in einer Selbstanzeige seines Buches:

> „In der Erkenntnis der Übereinstimmung der Forderungen, die sich aus dem verwandten Wesen der Wartburgjugend und der heutigen Jugend — soweit sie neuen Zielen nachgeht — ergeben, haben wir die Urkunden des Jahres 1817 und der folgenden Entwicklung gesammelt, soweit sie sich auf die damalige Jugendbewegung beziehen und für uns noch heute den Wert einer Verpflichtung besitzen."

Daneben stellen wir die Sätze, mit denen Walther Koch seine geschichtliche Einführung beginnt:

> „Wenn wir uns entschlossen haben, aus den Berichten und Dokumenten der Urburschenschaft eine Auswahl zu treffen und für die gegenwärtige Jugend herauszugeben, so hat uns das Ge-

*) Der Preis des 122 Seiten starken Buches beträgt M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mütigkeit die Welt zu überreden gesucht, daß die Wartburgfeier nur eine jugendliche Aufwallung gewesen sei und keine höhere Bedeutung gehabt habe als jeder andere öffentliche Studentenaufzug; wenigstens haben sie alles Politische von uns und unserer Feier zu entfernen gesucht. Wir ehren gewiß die Absicht solcher Versuche, aber wir können nicht glauben, daß wir durch dieselben geehrt werden, und ebensowenig, daß sie gelingen könnten. Wir alle nämlich haben das große Jahr 1813 gesehen. Viele von uns haben damals die Waffen ergriffen und rühmlich geführt ... Wenige von uns waren noch so jung, daß sie ohne Teilnahme geblieben wären an den großen Ereignissen, daß sie den Sinn der Zeit nicht verstanden und die Reden nicht vernommen hätten, die damals an Deutschlands Jugend gerichtet wurden. — Man sprach aber zu uns von der Schmach der Knechtschaft und von den Greueln der Tyrannei; man sprach zu uns von dem Ruhm, das Drängerjoch zu zerbrechen, und von der Schönheit eines volkstümlichen Lebens; man sprach von Deutschlands Einheit und von der Größe unseres Volkes; man sprach von der Gleichheit des Grafen und des Pflügers und von der Herrlichkeit des Verdienstes und der Tugend; man sprach von Freiheit und Vaterland und regte in unserer jungen Brust die tiefsten und heiligsten Gefühle auf. Wir horchten auf diese Reden und folgten diesen Gefühlen. Wir hätten das etwa nicht tun sollen? Aber alsdann wäre ja der Zweck verfehlt worden. Oder hätten wir nachmals alles dieses wieder vergessen müssen? Aber haben wir dieses Vergessen in unserer Gewalt gehabt? Und würden wir nicht vor Gott und der Welt verächtlich sein, wenn wir solche Gedanken und Gefühle nicht fortgebildet und gepflegt hätten? — Nein, wir gestehen es, wir haben sie fortgebildet und gepflegt, und kommen immer wieder auf sie zurück und werden sie, an welche wir einmal unser Leben gesetzt haben, nimmer verlassen; und in diesem Sinne war die Politik bei der Feier auf der Wartburg keineswegs fremd ... Wir haben die Feier im Angesicht des ganzen Vaterlandes begangen. Werden auf solche Weise Dinge betrieben, die das Licht scheuen müssen? — Aber man ist öffentlich so weit gegangen, die ganze Zusammenkunft auf der Wartburg für eine politische auszugeben ... Was die Vorgänge auf dem Wartenberg betrifft, so haben sie zumeist die Leidenschaft aufgeregt, die Umtriebe veranlaßt und die Irrtümer und die Verleumdungen. Wir wollen hier nichts rechtfertigen, aber auch nichts ableugnen ... Das aber, was geschehen ist, ist ein uralter Brauch, in welchem sich oft ein neuer Geist und ein neuer Glaube gezeigt hat. Und wenn die Art den Sitten der Zeit nicht entsprechen sollte, so folgt noch nicht, daß der Gedanke nicht gut wäre. . . Was die einzelnen Reden und Ausdrücke betrifft, so können wir uns nur wundern, daß Zeit, Ort, Stimmung und Person gar nicht bedacht, daß vielmehr jedes Wort, was unter jugendlicher Begeisterung und in der Freude der Feier gesprochen ist, auf die diplomatische Wage gelegt worden. Unter solchen Umständen scheint es uns

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

notwendig, daß wir die Grundsätze öffentlich aussprechen, von welchen die Feier des 18. Oktober ausgegangen ist, und welche sich in allen gemeinsamen Handlungen dieses Tages bewährt haben. Wir glauben dies dem Vaterlande schuldig zu sein, das auf uns rechnen soll und will; wir glauben es schuldig zu sein den hohen Schulen, denen wir unsere Bildung verdanken; wir glauben es aber auch unserer eigenen Ehre schuldig zu sein, denn wir können es nicht gleichgültig ansehen, daß man uns als tollkühne Gesellen darzustellen sucht, die mit dem Heiligsten, was wir kennen, mit dem Vaterlande, ein Wagstück zu unternehmen verbunden seien, oder als verwegene Jünglinge, welche ohne Sinn und Zweck mit wilder Kraft in die Welt hineinstürmen, an welchen höchstens eine gute Gesinnung zu achten sei, welche aber Wahnsinnigen gleich gebändigt und unter Aufsicht gestellt werden müßten, damit kein Unheil von ihnen gestiftet werde. Wir legen also hier die Grundsätze öffentlich dar, die wir bisher durch Leben und Lehre gewonnen haben ...

*

Die Lehre von der Spaltung Deutschlands in Norddeutschland und Süddeutschland ist irrig, falsch, verrucht. Es ist eine Lehre, von einem bösen Feinde ausgegangen ... Es gibt ein Norddeutschland und ein Süddeutschland, wie es eine rechte und eine linke Seite am Menschen gibt, aber der Mensch ist eins und hat nur einen Sinn und ein Herz, und Deutschland ist eins und soll nur einen Sinn und ein Herz haben.

*

Die Lehre von der Spaltung Deutschlands in das katholische und das protestantische Deutschland ist irrig, falsch, unglückselig. Es ist eine Lehre, von einem bösen Feinde ausgegangen. Wenn viele Deutsche sich zur katholischen Kirche bekennen und viele Deutsche den protestantischen Grundsätzen anhängen, so sind sie darum nicht minder sämtlich Deutsche und eins durch das Vaterland.

*

Alle Deutsche sind Brüder und sollen Freunde sein.

*

Ein Krieg zwischen deutschen Staaten und deutschen Staaten würde der größte Frevel sein, der gedacht werden kann. Jeder deutsche Mann, der in einem solchen Kriege gegen andere deutsche Männer die Waffen nimmt, rüstet sich zum Brudermorde. Jeder deutsche Mann, der in solchem Kriege gegen andere deutsche Männer die Waffen braucht, begeht einen Brudermord. Der Kampf deutscher Männer mit deutschen Männern in solchem Kriege wäre ein Unglück ohne Namen; der Sieg wäre ehrlos, die Niederlage schandbar. Der Wille des Fürsten ist nicht das Gesetz des Volkes, sondern das Gesetz des Volkes soll der Wille des Fürsten sein.

*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ungerecht im bürgerlichen Leben ist nur das, was gegen das Gesetz ist. Gegen das Gesetz kann der Fürst niemals etwas tun wollen. Geschieht etwas gegen das Gesetz, so geschieht es von den Ministern und anderen Beamten: Diese sind dafür verantwortlich, wenn sie auch im Namen des Fürsten gehandelt haben.

*

Es ist Hochverrat, wenn ein Minister sich hinter den Befehl des Fürsten zu verstecken sucht, um der Verantwortlichkeit zu entgehen: Denn er wälzt den Haß des Volkes auf den Fürsten, der heilig ist. Es ist Hochverrat, wenn ein Minister dem Fürsten rät, das Gesetz nicht zu beobachten. Ein Gewaltschritt des Fürsten ist ein Verbrechen des Ministers.

*

Freiheit und Gleichheit ist das Höchste, wonach wir zu streben haben. Aber es gibt keine Freiheit, als in dem Gesetz und durch das Gesetz, und keine Gleichheit, als mit dem Gesetz und vor dem Gesetz. Wo kein Gesetz ist, da ist keine Freiheit, sondern Herrschaft, Willkür, Despotismus. Wo kein Gesetz ist, da ist keine Gleichheit, sondern Gewalttat, Unterwerfung, Sklaverei.

*

Der 13. Artikel der Urkunde des Deutschen Bundes: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden" enthält die feierliche Bestimmung, daß in keinem deutschen Staate die Willkür herrschen soll, sondern das Gesetz. Der 13. Artikel kann keinen anderen Sinn haben, als daß das deutsche Volk durch freigewählte Vertreter unter der Sanktion der deutschen Fürsten seine Verhältnisse ordne, die Gesetze beschließe, die Abgaben bewilligen soll.

*

Jeder, von welchem der Staat Bürgerpflichten fordert, muß auch Bürgerrechte haben. Wer dem Feinde gegenüber als Mann stehen, bluten und sterben soll, der darf auch in der Versammlung der Bürger als Mann stehen, gelten und sprechen.

*

Ehrenvorzüge mannigfacher Art können unter den Bürgern, unbeschadet der Freiheit und Gleichheit, stattfinden, und scheinen in einem Staate, dessen Oberhaupt ein Fürst ist, fast notwendig zu sein. Aber sie müssen von jedem Bürger gewonnen werden können. Die Geburt ist ein Zufall.

*

Das erste und heiligste Menschenrecht, unverlierbar und unveräußerlich, ist die persönliche Freiheit. Die Leibeigenschaft ist das Ungerechteste und Verabscheuungswürdigste, ein Greuel vor Gott und jedem guten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Menschen. Sie ist das Erzeugnis einer gewalttätigen Zeit und kann nur durch den schrecklichsten Mißbrauch der Gewalt erhalten werden. Solange Leibeigenschaft in irgendeinem Teile Deutschlands besteht, so lange muß sich vieler Segen im Vaterlande in Fluch verwandeln.

*

Es gibt gegenwärtig für einen deutschen Mann und Jüngling keine dringendere Pflicht, als die Wahrheit zu sagen. Laut zu sagen und zu versuchen, ob er vielleicht mit dieser Wahrheit das Ohr eines Fürsten treffe und das Herz eines Fürsten rühre. Diese Pflicht dauert so lange, bis der 13. Artikel der deutschen Bundesakte in Erfüllung gegangen ist, und mithin dem deutschen Volke verstattet ist, seine Klagen, seine Wünsche, seine Bitten auf gesetzmäßigem Wege durch seine freigewählten Vertreter zum Throne des Fürsten gelangen zu lassen.

*

Das Recht, in freier Rede und Schrift seine Meinung über öffentliche Angelegenheiten zu äußern, ist ein unveräußerliches Recht jedes Staatsbürgers, das ihm unter allen Umständen zustehen muß. Dieses Recht muß das Wahlrecht des Bürgers ergänzen, wenn er die reelle Freiheit erhalten soll. Wo Rede und Schrift nicht frei sind, da ist überhaupt keine Freiheit, da herrscht nicht das Gesetz, sondern die Willkür. Wer das Recht des freien Gedankenverkehrs durch Rede und Schrift den Bürgern zu entziehen, zu verkümmern und wegzukünsteln sucht, der begeht einen Frevel an seinem Volk.

*

Überhaupt sind öffentliche Gerichtspflege und das Geschworenengericht in peinlichen Fällen die sicherste Bürgschaft für die gerechte Verwaltung des Rechts. Patrimonialgerichtsbarkeit aber und privilegierter Gerichtsstand scheinen mit guter Rechtspflege nicht wohl vereinbarlich. Darum ist ihre Abschaffung in Deutschland zu erwünschen und zu erstreben.

*

Es mag wahr sein, daß die Gerechtigkeit nicht gebannt ist und nicht gebannt werden kann in ein neues deutsches Buch; aber sollte sie mehr gebannt sein in ein älteres Buch, welches bei einem Volke entstanden ist, das kein Volk war, das in der besseren Zeit der Mehrzahl nach aus Sklaven bestand und in der letzten aus lauter Sklaven? Es würde heilsam sein, wenn die Hauptsätze unseres Rechts, angemessen unseren Sitten und unserer Art, in einem allgemeinen deutschen Gesetzbuch aufgestellt würden, damit wir die Grundlage zu einem einheimischen Rechte wiedergewönnen, auf welcher unsere Kinder und Enkel fortbauen können.

*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beschlüsse:

Wir, des heiligen ungeschriebenen und geschriebenen deutschen Bundes teilhaftige Jünglinge bekennen, daß wir von den vorstehenden Grundsätzen, die wir wohl erwogen haben, überzeugt sind und haben deswegen folgendes beschlossen und gelobt:

*

Wir wollen an diesen Grundsätzen, solange das Irrige derselben nicht klar dargetan ist, fest und unverbrüchlich halten; wir wollen sie auf alle Weise verbreiten und nach Kraft und Gelegenheit jetzt als Jünglinge, dereinst als Männer in Anwendung zu bringen suchen.

*

Vor allem wollen wir uns als Studierende eines ernsten und besonnenen Lebens befleißigen, und der Wissenschaft treu und redlich dienen. Aber der müßigen Gelehrsamkeit, die keine Tatkraft hat und achtet, wollen wir nicht frönen. Mit besonderem Eifer wollen wir alle diejenigen Wissenschaften studieren, die den Geist über Volk und Vaterland und alle öffentlichen Verhältnisse aufklären und die Gesinnung für Volk und Vaterland und alle öffentlichen Verhältnisse zu läutern und zu kräftigen vermögen — Moral, Politik, Geschichte.

*

Von dem Lande oder Ländchen, in welchem wir geboren sind, wollen wir niemals das Wort Vaterland gebrauchen. Deutschland ist unser Vaterland. Auch wollen wir soviel als möglich und als ohne auffallendes Wesen geschehen kann, alles Fremde in Sprache, Kleidung, Sitten und Bräuchen vermeiden. Keine ehrbare Frau wollen wir Madame, kein ehrbares Mädchen Mamsell nennen. Jene soll die Frau bleiben und diese soll Fräulein oder Jungfrau heißen. Auch der wunderlichen Benennungen: Edelgeboren, Hochedelgeboren, Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, Hochgeboren wollen wir uns enthalten. Weil sie oft lügenhaft, oft sinnlos, immer ohne Zweck sind und an Vorzüge erinnern, welche mit der Gerechtigkeit nicht bestehen können.

*

Den geistlichen Stand wollen wir ehren, jedes Staatsamt, jede Würde achten, und uns der untersten Klassen der Gesellschaft um so lebendiger annehmen, je tiefer sie im Elend sind.

*

Wenn wir die Hochschule verlassen, und mit irgendeinem Amte, es sei hoch oder niedrig, bekleidet werden, so wollen wir dasselbe ehrlich, redlich, dem Fürsten treu, dem Vaterlande ergeben und auf eine solche Weise verwalten, welche dem Sinn vorstehender Grundsätze entspricht. Aber keiner von uns wird je ein Amt annehmen, welches einer geheimen Polizei dient, oder eine Stelle bei einer außerordentlichen gesetzwidrigen richterlichen Kommission und ebensowenig das Amt eines Bücherzensors!

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 21 1. November 1917

Kriegsmaßregel.

Durch die Verfügungen über die Einschränkung des Papierverbrauches sind wir, wie alle anderen Zeitschriften gezwungen, den Umfang des „Vortrupp" zu beschränken. Damit wir den Inhalt nicht wesentlich zu kürzen brauchen, lassen wir den „Vortrupp" jetzt in kleinerem Druck erscheinen.

Schriftleitung und Verlag des „Vortrupp".

Drei Reden.

Berlin, den 27. Oktober 1917.

Ganz kurz nach Bethmann Hollwegs Rücktritt folgte ihm auch der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Dr. Zimmermann. Jeder, der die sachlichen und persönlichen Verhältnisse des Reichsdienstes einigermaßen kennt, weiß, welch starke Kraft, und nicht zum wenigsten: was für ein Mensch, dem Reiche auch in Zimmermann vorläufig verloren gegangen ist. Wohl sind einzelne Handlungen, die zu Zimmermanns Amtszeit von seiner Behörde ausgegangen sind, erheblich kritisiert worden; aber es bleibt abzuwarten, ob nicht diese Handlungen — ich denke besonders an die viel besprochene Anweisung in der mexikanischen Sache — von der Geschichte, wenn einmal Absicht, Gesamtwirkungen und Begleitumstände völlig klargelegt sind, wesentlich anders werden beurteilt werden, als von den doch stets nur halb unterrichteten Zeitungen der Mitwelt. Sicher ist, daß eine Kraft wie die Zimmermanns nicht lange rosten darf; das Reich hat solche Männer nicht übrig.

Zimmermanns Nachfolger wurde Herr v. Kühlmann. Die Lage gab ihm von Anfang an die Möglichkeit, unter den Männern der neuen Regierung besonders stark hervorzutreten: Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ist zwar dem Reichskanzler unterstellt, es liegt also in der Hand des Reichskanzlers, ob dieser dem Reichstage gegenüber die auswärtige Politik der Regierung im Wesentlichen selbst vertreten will, oder ob er diese Vertretung mehr dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes überlassen will; im jetzigen Falle wies die Notwendigkeit der Dinge und die, von Freund und Gegner gleichmäßig anerkannte, Gewissenhaftigkeit des neuen Reichskanzlers den zweiten Weg: Denn Herr v. Kühlmann ist in der auswärtigen Politik ein sehr erfahrener Fachmann, während Herr Dr. Michaelis diesem Gebiete in seiner bisherigen Tätigkeit fern gestanden hat. Daher hat Herr v. Kühlmann bereits dreimal Gelegenheit gehabt, die auswärtige Politik der deutschen Regierung als Redner zu vertreten: am 22. August und am 28. September vor dem Hauptausschuß des Reichstages, am 9. Oktober vor dem Reichstage selbst.

Diese drei Reden dieses Mannes lassen bereits klar erkennen, daß er ein fest erfaßtes Programm vertritt. Dieses Programm aus diesen drei Reden systematisch herauszuarbeiten, ist ein Tun, das sich lohnt. Denn nicht nur steht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eben Herr v. Kühlmann an einer der allerwichtigsten Stellen der neuen Regierung, sondern er hat auch, gegenüber gewissen törichten Ausstreuungen, in einer der drei Reden ausdrücklich betont, daß alle Stellen der Regierung in ihrer Politik in voller Harmonie zusammenarbeiten. Prüfen wir deshalb heute, an der Hand der wichtigsten Stellen aus jenen drei Reden, das Programm des Herrn v. Kühlmann auf Weltbild, Wahrnehmungen, Wollen: Auf das Weltbild, aus dem das Programm entspringt. Auf die Wahrnehmungen, auf die es sich aufbaut. Auf das Wollen, wozu es sich bekennt.

Weltbild.

„So günstig wir militärisch auch dastehen, so dürfen wir doch nie vergessen, daß die Politik nicht allein durch die Macht geleitet werden kann, sondern daß hierbei auch das Recht mitsprechen muß. Ich werde daher auch stets volle Rücksicht auf das Recht nehmen. Eine Politik, die nur auf Macht begründet ist, ist von vornherein zum Scheitern verurteilt."

Das war das erste Wort des neuen Mannes in der Öffentlichkeit; dieses erste Wort war also ein klares Bekenntnis zur ethischen Politik. Und zwar ein Bekenntnis auch dahin, daß die ethische Politik die einzige ist, die heute noch Erfolg verspricht. Der in dem Bekenntnis ausgesprochene Gedanke läßt sich vielleicht auch so begründen: „Macht" ist nichts andres, als die Möglichkeit, die Willen andrer Menschen in dieselbe Bahn zu lenken, die der eigene Wille weist: Nicht der hat schon Macht, der hunderttausend Geschütze besitzt und zwanzig Millionen Gewehre; sondern erst der, der dazu auch noch die Millionen Geister der Millionen Menschen kommandieren kann, die diese Waffen erst führen sollen. Wie nun aber mit der fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechts der Gedanke des „Rechts" etwas wird, was die Geister immer stärker beherrscht, so wird es immer unmöglicher, Menschengeister zu kommandieren, wenn der Gedanke des Rechts dem Kommando entgegenwirkt. Und es wird immer leichter, sie zu kommandieren, wo der Gedanke des Rechts das Kommando unterstützt. Ein Beispiel: In der Schlacht bei Azincourt, im Jahre 1415, hatte der König Heinrich V. von England noch die „Macht", durch einen Befehl alle französischen Kriegsgefangenen dem Tode zu überliefern; heute wäre ein solcher Befehl in der ganzen Welt und bei allen Völkern machtlos, weil der Gedanke des Rechts, wie er sich inzwischen entwickelt hat, es nicht zulassen würde, daß ihm eine beachtliche Zahl von Menschen gehorchte (auch wohl nicht, daß ihn überhaupt jemand gäbe).

„Wie immer auch das unmittelbare Ergebnis des päpstlichen Friedensschrittes sich gestalten möge, dies eine stehe ich nicht an, schon jetzt zu sagen: daß diese mutige Initiative des Papstes ... als unverwelkliches Ruhmesblatt in den Annalen der päpstlichen Diplomatie erscheinen wird. Es war eine Tat, da der Papst das Wort vom Frieden in das Getümmel eines Kampfes geworfen hat, der droht, Europa in eine blutgetränkte Trümmerstätte zu verwandeln."

Das ist aus demselben Geiste gesprochen, der Bethmann Hollweg das unvergeßliche Wort finden ließ von dem „ernsten Bewußtsein der Heiligkeit des Lebens, das uns von einer höheren Macht geschenkt wurde, und das nicht leichtsinnig zerstört werden darf".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Europa! — das Wort klingt uns heute wie ein Märchen aus längst vergangenen Zeiten. Und doch ist es kein Märchen, sondern auch heute noch mehr als ein geographischer Begriff; die Summe eines in Jahrtausenden gewachsenen Zustandes... Daß Europa nicht zugrunde gehe, ist vielleicht heute noch mitten in diesem gewaltigen Kriege ein gemeinsames Interesse aller Großstaaten. Der endgültige Zusammenbruch würde jeden einzelnen Staat, welcher Gruppe er auch angehören möge, schwächer und zukunftsärmer hinterlassen, manche ganz zerbrochen und jeder großen nationalen Zukunftshoffnung bar."

Diese Sätze fließen aus der klaren Erkenntnis, daß die Interessen der europäischen Völker (sollte man nicht sogar sagen können: der weißen Völker?) letzten Endes gar nicht voneinander loszulösen sind.

„... mein verehrter politischer Freund Graf Czernin [hat] in Budapest in seiner großen Programmrede... in großzügiger, weit über den Tag hinausreichender Weise auf die Grundlagen hingewiesen, auf denen ein neues Europa aufgebaut werden könnte ..."

Graf Czernin, den also der Staatssekretär hier ausdrücklich seinen „politischen Freund" nennt, hat sich in jener Programmrede, die er ja am 2. Oktober gehalten hat, unter anderm zu den Gedanken „der internationalen Weltabrüstung" und der „obligatorischen internationalen Schiedsgerichtsbarkeit" bekannt. Und kurz darauf hat er in einer ergänzenden Rede noch darauf hingewiesen, wie gefährlich es für einen Staatsmann und für die ihm anvertrauten Interessen seines Landes sei, wenn der Staatsmann nicht den Augenblick erkenne, wo derartige Gedanken aufhören Utopien zu sein und vielmehr Notwendigkeiten werden; es sei höchst bedenklich, wenn der Staatsmann diesen richtigen Augenblick verpasse. — Die Worte v. Kühlmanns erneuern uns die, durch Bethmann Hollwegs Rede vom 9. November 1916 schon gegebene, Gewähr dafür, daß, wenn es auch auf der zweiten Haager Konferenz so aussah, als wolle Deutschland den richtigen Augenblick verpassen, diese Gefahr heute vorüber ist.

Wahrnehmungen.

Von den Wahrnehmungen, auf die das Programm sich aufbaut, interessieren namentlich zwei: Was nimmt der Staatssekretär wahr über den Kampfesgrund und was über die Lage draußen und drinnen?

Worin Herr v. Kühlmann den Hauptgrund erblickt, weshalb der Krieg noch fortdauert, hat er ausgesprochen in den Worten:

„Die Frage, um die die Völker Europas kämpfen, ist nicht in erster Linie die belgische Frage, es ist die Zukunft Elsaß-Lothringens."

Daß der deutsche Staatssekretär richtig gesehen hat, hat ihm am 19. Oktober der französische Ministerpräsident Painlevé bescheinigt durch seine Kammerrede, worin es ja hieß:

„Ich habe es gesagt, wie auch der Ausgang der Schlachten sei, wir müssen den Krieg bis zu dem Tage der Wiederkehr Elsaß-Lothringens zu Frankreich weiterführen."

Für die Leser meiner politischen Aufsätze im Vortrupp wird vielleicht der Hinweis nicht ohne Interesse sein, daß schon in dem ersten politischen Aufsatze,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den ich für den Vortrupp schrieb, am 1. September 1916, das Haupthindernis für den Friedensschluß genau ebenso gezeichnet worden ist:

„Wenn ich mich frage, was jetzt Europa hindert, zum Frieden zu kommen, so drängt sich mir immer wieder die Erkenntnis auf, daß ein sehr wesentliches Hindernis in einer wahnhaften Geistesbeschaffenheit der heute maßgebenden Franzosen liegt. Solange die heutigen Beherrscher Frankreichs noch den Irrwahn hegen, sie könnten Elsaß-Lothringen aus dem Leibe des Deutschen Reiches wieder herausreißen, solange ist der Hauptwall, der Europa vom Frieden trennt, noch nicht überschritten. Es gibt ja gewisse sentimentale Leute bei uns, die es für bewunderungswürdigen Patriotismus halten, daß die französischen Machthaber an diesen Irrwahn immer neue Hunderttausende des ihnen anvertrauten Volkes setzen; ich halte das vielmehr für gewissenlos und verrückt. Wir Deutschen wollen doch ja nicht anfangen, es ‚Patriotismus' zu nennen, wenn für aussichtslose Annexionspläne einiger machthungriger Politiker ein ganzes Volk geopfert wird. Und wir wollen doch auch ja etwas nicht vergessen (auch nicht dem ‚einen' Hasse der Lissauer und Reventlow zu Gefallen): dieser Weltbrand wäre nie entstanden, wenn nicht seit 1871 die Machthaber Frankreichs vor dem Götzenbilde der Revanche auf den Knien gelegen hätten; er würde nicht fortwüten, wenn nicht die Priester dieses Götzenbildes — die Poincaré, Briand, Hervé — das unselige französische Volk immer wieder dazu berauschten, daß es seine Kinder unter die Räder des Götzenwagens wirft. — Der Tag des Friedens kann also erst kommen, wenn die gesund Gebliebenen unter den Franzosen (es gibt deren noch genug) die Irren gefesselt haben. Dann kann der Frieden kommen; und dann wird er kommen — wenn dann in unserm Deutschland (in dessen Hand der Friede dann liegt) die Vernunft an der Macht ist, wie sie es heute ist."

Die militärische Lage sieht der Staatssekretär so:

„In London hat jüngst der ehemalige Marineminister Churchill, der Führer der genialen Expedition nach Antwerpen, gesagt, Europa rechne mit dem inneren Zusammenbruch Deutschlands. Die Wand, die Deutschland von dem endgültigen Zusammenbruch trenne, sei nur noch dünn. . . . Zwischen dem Rattenloch in der Nordsee, das auf englisch Hornsriff heißt, und dem Isonzo ist eine recht dicke und unerschütterliche Mauer aufgerichtet. Wenn Churchill auf deren Zusammenbruch wartet, kann er sich in Geduld fassen."

Das sieht jeder Mensch im Deutschen Reiche, von Heydebrand bis zu Haase, ebenso an.

Über die diplomatische Lage aber wird gesagt:

„Unser Bemühen, einen Gedankenaustausch mit feindlichen Staatsmännern herbeizuführen, hat, wie ich mit Bedauern feststellen muß, seit Beantwortung der Papstnote auch nicht einen Schritt vorwärts gemacht."

Zusammengehalten mit dem über den Kampfesgrund Gesagten bedeutet das also: Der Mann im Deutschen Reiche, der alle Nachrichten aus erster Hand erhält, glaubt, daß wir noch nicht, vielleicht noch lange nicht, so weit sind, daß auch nur der Wahn der Franzosen erloschen wäre, Elsaß-Lothringen vom Deutschen Reiche abreißen zu können. Welch ein Licht wirft das auf die Prophezeiungen der Lehmann, Heydebrand, Salm-Horstmar, die, wie hier am 1. Juli, 1. August und 1. September gezeigt worden ist, fortgesetzt das vollkommene Niederringen unsrer Gegner — ein Niederringen von der Art, daß man dann „Lehmanns

Kriegsziele" und Ähnliches von ihnen erreichen könne — als Sache weniger Monate vorhersagen.

Und über die Lage drinnen heißt es:

„Ich ... halte es aber doch für wertvoll, festzustellen ..., daß die Grundlagen der deutschen Antwortnote [an den Papst] so, wie sie von der Regierung vorgelegt worden sind, den Vertretern aller Parteien annehmbar erscheinen. Und somit kann ich mit vollem Recht sagen: alle Versuche unsrer Gegner, in den Grundlagen unsrer auswärtigen Politik zwischen die deutsche Regierung und das deutsche Volk einen Keil zu treiben, es so darzustellen, als stehe das deutsche Volk in der auswärtigen Politik nicht geschlossen hinter Kaiser und Kanzler, sind als Fiktion und Erfindung zurückzuweisen."

Also: Die Politik, die sich ausspricht in der deutschen Antwortnote an den Papst, ist die Politik des Kaisers, des Kanzlers und des deutschen Volkes. Diese deutsche Antwortnote an den Papst bekennt sich nun, genau wie der Graf Czernin, zu den Gedanken des „verbindlichen Schiedsverfahrens für internationale Streitfragen" und einer „gleichzeitigen und gegenseitigen Begrenzung der Rüstungen zu Lande, zu Wasser und in der Luft". Diese deutsche Antwortnote an den Papst sagt ferner:

„Mit besonderer Sympathie begrüßt die Kaiserliche Regierung den führenden Gedanken des Friedensrufs, worin Sich Seine Heiligkeit in klarer Weise zu der Überzeugung bekennt, daß künftig an die Stelle der materiellen Macht der Waffen die moralische Macht des Rechtes treten muß. Auch wir sind davon durchdrungen, daß der kranke Körper der menschlichen Gesellschaft nur durch eine Stärkung der sittlichen Kraft des Rechtes gesunden kann."

Und endlich erklärt in dieser Antwortnote an den Papst bekanntlich die deutsche Regierung

„wie sehr es ihr am Herzen liegt, im Einklang mit den Wünschen Seiner Heiligkeit und der Friedenskundgebung des Reichstages vom 19. Juli d. J. brauchbare Grundlagen für einen gerechten und dauerhaften Frieden zu finden."

Von dieser Friedenskundgebung des Deutschen Reichstages, zu der sich auch die deutsche Regierung hier so unzweideutig bekennt, hat der Abgeordnete Fehrenbach, der Vorsitzende des Hauptausschusses, am 10. Oktober mit Recht gesagt, es werde eine Zeit geben, da man sie zu den größten Menschheitstaten zählen werde; auf „alldeutsch" dagegen heißt der vom Deutschen Reichstage im Einklang mit der deutschen Regierung erstrebte Friede der „Schmachfriede" („Alldeutsche Blätter" vom 1. September 1917, Seite 370), und heißen die Reden der Mitglieder der Mehrheit „das heisere Bellen der Verzichtsmeute" (ebenda Nr. 42 vom 1. Oktober, Seite 413). Und in der „Deutschen Tageszeitung" wird fast in jedem Leitaufsatze jene Kundgebung des Deutschen Reichstages die „Unterwürfigkeitsresolution" oder noch schöner die „Hungerfriedensresolution" genannt.

Wollen.

„Auf die Frage: Kann Deutschland in Elsaß-Lothringen Frankreich irgendwelche Zugeständnisse machen? haben wir nur eine Antwort: Nein, nein, niemals!"

In Deutschland ist noch nie eine Meinung laut geworden, die hiervon abwiche.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ferner enthält das Programm des Staatssekretärs die klarste Absage an jedwede Politik des Hasardspiels. Das gilt nach außen wie nach innen.

Nach außen:

„Außer dem französischen Wunsche nach Elsaß-Lothringen gibt es kein absolutes Hindernis für den Frieden, keine Frage, die nicht durch Beratungen gelöst werden könnte, keine Frage, um derentwillen sich die Aufwendung so vielen Blutes und so ungeheurer Mittel vor den Völkern und der Geschichte rechtfertigen ließe."

Also ist besonders auch die „belgische Frage" kein absolutes Hindernis für den Frieden. Es ist ein unendlicher Segen, daß diese Auffassung aus einer amtlichen Äußerung eines höchstverantwortlichen Beamten des Deutschen Reiches hervorgeht: in meinen politischen Aufsätzen im „Vortrupp" ist ja stets die Meinung vertreten worden, daß zum Beispiel die Forderung des Schaeferschen Ausschusses, Belgien müsse „militärisch, wirtschaftlich und politisch in deutsche Hand kommen", nicht erfüllt werden kann, ohne daß der Krieg mindestens noch ein halbes Jahrzehnt fortdauerte. — Und ebensowenig ist also die Frage einer Kriegsentschädigung ein absolutes Hindernis für den Frieden. Auch diese Klarheit ist äußerst erfreulich: Es scheint ja allerdings Gehirne zu geben, denen der Gedanke nicht unfaßbar ist, daß weitere deutsche Menschen, und zwar noch wenigstens Hunderttausende deutscher Menschen, nur um deswillen geopfert werden sollten, damit unsre Steuerlast geringer werde. Aber selbst solche Gehirne werden sich möglicherweise einer Erkenntnis nicht verschließen können: Daß es nämlich auch vom rein geldlichen Standpunkte aus eine ganz eigene Politik wäre, wollten wir dreiundeinehalbe Milliarde Mark monatlich (denn diese Monatsausgabe für den Krieg haben wir jetzt erreicht, und sie ist noch in ständigem Steigen) — wollten wir also diese Aufwendung noch, lediglich zu dem Zwecke, Gott weiß wie lange, fortsetzen, um schließlich einen Anspruch auf eine Geldsumme zu erhalten. Und zwar, trotzdem niemand prophezeien könnte, wie hoch die Geldsumme dann bemessen sein würde, und ob die Schuldner dann noch zahlungsfähig sein würden. — Daß es sich niemals um einen Frieden handeln kann, der uns nicht sehr gute Handelsverträge brächte und damit das wichtigste Werkzeug für unsre Rohstoffversorgung und unsern wirtschaftlichen Wiederaufbau, das folgt ja schon aus der Reichstagsentschließung vom 19. Juli; Herr Dr. Michaelis hat das im Reichstage am 9. Oktober ganz vorzüglich dargelegt. Für die Kampfesweise der Gegner des Reichstags ist es ungemein bezeichnend, daß, wie gesagt, die „Deutsche Tageszeitung" die Reichstagsentschließung, die in diesem Punkte schlechthin keinem Zweifel Raum läßt, andauernd als die „Hungerfriedensresolution" bewirft.

Das Programm des Staatssekretärs kennt also keine verstiegenen Kriegsziele, und daß es die nicht kennt und nicht kennen will, spricht es auch mit klaren Worten aus:

„Wofür wir fechten und fechten werden bis zum letzten Blutstropfen, sind nicht phantastische Eroberungen, es ist die Unversehrtheit des Deutschen Reiches."

„Was sie (unsre Gegner) der Welt mitgeteilt haben, ist ein vollkommen utopisches Maximal- und Eroberungsprogramm, das nur durchgeführt werden kann nach der vollständigen Niederringung Deutschlands und aller seiner Verbündeten. Ihnen auf diesem Wege zu folgen, haben wir keine Veranlassung."

Auch Bethmann Hollweg hatte ja das Aufstellen eines Eroberungsprogramms abgelehnt mit der auch heute noch zutreffenden Begründung:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Ich würde damit lediglich das Spiel der feindlichen Machthaber spielen, ich würde es ihnen erleichtern, ihre kriegsmüden Völker weiter zu betören und den Krieg ins Ungemessene zu verlängern."

Im praktischen Endergebnis ist das Programm des Staatssekretärs: Bereitwilligkeit zu einem ehrenvollen Frieden:

„Gerade das deutsche Volk und die deutsche Regierung, denen das Bewußtsein ihrer Stärke und inneren Sicherheit es immer leicht gemacht hat, ihre Bereitwilligkeit zu einem ehrenvollen Frieden zu betonen, haben allen Grund, die Initiative der Kurie dankbar zu begrüßen, die es ihnen ermöglicht hat, die nationale deutsche Politik aufs neue in klarer und unzweideutiger Weise darzulegen."

Wobei die folgenden Sätze in besonders erfreulicher Weise zeigen, daß man wirklich weiß, was man will:

„Es ist eine vollkommen irrtümliche Auffassung von der deutschen Politik, zu glauben, daß wir je nach Ausfall einer Unternehmung teurer oder billiger, nachgiebiger oder hartnäckiger sind. Das ist vollkommen falsch. Die Grundzüge unsres Verhaltens sind von allen Faktoren nach sorgfältiger Beratung festgelegt."

Nach innen will das Programm des Staatssekretärs Dies:

Immer häufiger erschallt ja in den letzten Wochen von alldeutscher und den Alldeutschen nahestehender Seite der Ruf, die Regierung solle das Parlament sprengen und die Diktatur aufrichten. Urbildlich für diese Richtung sind zwei Äußerungen der bekanntesten alldeutschen Tageszeitung in Berlin, die am 14. Oktober schrieb: „Das Chaos ... kann nur durch diktatorische Gewalt entwirrt werden", und die am 20. Oktober verlangte, ein Vertreter der „Machtpolitik" müsse Kanzler werden, wenn es sein müsse, mit „diktatorischer Gewalt". Über solche Versuche hat am 15. Oktober der „Vorwärts" etwas gesagt, was meiner Meinung nach jeder, der die Dinge zu Ende denkt, unterschreiben muß, gleichgültig, welcher politischen Partei er angehört. Die Stelle im „Vorwärts" lautet:

„In der Tat, wer heute die Aufrichtung der Diktatur fordert, der muß sich über die Konsequenz im klaren sein. Die Selbstbehauptung des deutschen Volkes gegen das Aufgebot der gesamten Welt ist letzten Endes eine seelische Leistung. Wer die Diktatur einführt, der zerbricht die psychologischen Voraussetzungen unsres Widerstandes, der liefert Deutschland an den Feind aus."

Mit aller Wucht spricht das Programm des Staatssekretärs das Gegenteil jenes Strebens nach diktatorischen Zuständen aus, des Strebens, das also, um ein Hasardspiel nach außen betreiben zu können, auch noch drinnen im Lande hasardspielen will. Was der Staatssekretär, wie schon gezeigt, als bestehend wahrgenommen hat, nämlich die Harmonie zwischen Regierung und Volk in der Führung der Politik, das hält er auch für das Richtige, für das einzig Mögliche:

„Eine auswärtige Politik, die nicht in ihren breiten, wesentlichen Grundlagen von der Zustimmung des Volkes, von der Zustimmung der erwählten Vertreter des Volkes, getragen wird, die nicht im Parlament unterstützt wird durch tätiges Eingreifen im geeigneten Augenblicke, durch staatsmännisches und weises Gewährenlassen der Exekutive, kann den schweren Kampf gegen das Ausland nicht durchführen."

„Die gegenwärtige Politik kann nur erfolgreich sein, wenn sie von der Zustimmung der breiten Menge des deutschen Volkes getragen ist, wenn sie den Willen des

Volkes in seiner wesentlichen Gesamtheit vertritt und verkörpert. Um deswillen darf der zur Vertretung der auswärtigen Politik Berufene immer wieder ins Gedächtnis bringen, daß, so hoch die Wogen der inneren politischen Meinungsverschiedenheiten auch gehen mögen, jetzt in dieser ernsten und schicksalsschweren Stunde jeder mitberufen ist, unserer auswärtigen Politik diejenige Wucht und Geschlossenheit zu verleihen, die sie braucht, um durch Ringen und Ausharren zu erreichen: Sieg und Frieden!"

Ethische Grundlage. Ein klarer Blick für das, was ist und was kommt. Ein fester Wille, gerichtet auf das, was möglich und zum Besten Deutschlands erreichbar ist. Das sind die Wesenszüge des Programms des Herrn v. Kühlmann. — Die „Alldeutschen Blätter" sagen von ihm (auf Seite 407 in Nr. 41 vom 6. Oktober), er sei „ein abgestandener Marquis Posa, ohne Eigenart, wie er in diesen Reichstag paßt, oder, wenn man will: ein Graf Trast, der internationale Kaffeehändler und geistreichelnde Redensartler". „Selbstverständlich", so heißt es weiter auf Seite 431 in Nr. 41 vom 20. Oktober, sei ihm die „schärfste Gegnerschaft" der Alldeutschen „gesichert".

Fidelis.

Die Verlegung der Industrie auf das Land.

Die Frage der Verlegung der Industrie auf das Land bildete schon in Friedenszeiten ein oft erörtertes und vielumstrittenes Problem. Anlaß zu diesen Erörterungen bot die stetig fortschreitende Zusammenballung der Industrie an bestimmten Plätzen und der damit verbundene unaufhörliche Drang zur Großstadtentwicklung. Lange Zeit galt der Satz von der industriellen Anziehungskraft der Städte als ein Dogma, und in der Zeit der geringeren Ausbildung der Verkehrsmittel hatte dies auch seine gewisse Richtigkeit. Heute aber ist die Industrie nicht mehr naturnotwendig an die Großstadt gebunden. Wir haben heute durch ganz Deutschland ein ausgedehntes elektrisches Stromnetz und ein dichtes Eisenbahnnetz, das sich durch Angliederung von Anschlüssen bequem erweitern und verzweigen läßt. Ferner hat sich unsere Industrie von der Grobarbeit, die sich mehr an die Masse anlehnt, immer mehr zur Gewerbekunst, zur Kunstindustrie entwickelt. Infolge dieser Veränderungen hatte sich in den letzten Jahren hier und da auch schon eine merkliche Neigung zur Dezentralisation und zum Abbau der Großstadtbildung zugunsten des platten Landes und der Kleinstädte erkennen lassen. Die Staatspolitik lieh dieser Entwicklung ihre Unterstützung durch Ausbau von Nebenbahnen, durch Inangriffnahme von Kanalbauten, durch Verlegung von Garnisonen in Kleinstädte usw. Die Gefälle der Flüsse, die Stauung der Gebirgswässer, die Talsperren und ähnliche Anlagen suchte man zur Erzeugung billiger Betriebskräfte für industrielle Zwecke nutzbar zu machen. Manche Landgemeinden waren mit Eifer bestrebt, Industrien auf das Land hinüberzuziehen. In den Zeitungen fanden sich oft verlockende Angebote für industrielle Unternehmungen. Häufig wurden den Unternehmern auf dem Lande billige oder selbst unentgeltliche Bauplätze angeboten, vielleicht gar Steuerfreiheit für einige Jahre. In einigen ländlichen Gegenden haben sich sogar eigene Vereine zur Industrialisierung des Landes gebildet. Infolge der gebotenen Gelegenheiten haben manche Unternehmer ihren Betrieb bereits auf das Land hinaus verlegt, andere haben sich zur Anlage von Zweigbetrieben auf dem Lande entschlossen.

Bei der Erörterung des Wiederaufbaues und der Neuordnung unseres wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens nach dem Kriege ist nun auch die vermehrte De-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zentralisation der Industrie als eine der nächsten Aufgaben unserer künftig in Angriff zu nehmenden Friedenswirtschaft aufgestellt worden. Dabei wurde betont, daß die zu verlegenden oder zu begründenden industriellen Anlagen nicht so sehr in den Vororten der jetzt vorhandenen Großstädte untergebracht werden sollen, denn die Erfahrung habe gelehrt, daß in den Großstädten die Tendenz vorhanden sei, die Vororte der zentralen Zusammenballung anzugliedern, was dann im Verlaufe weniger Jahre oder Jahrzehnte dahin führen würde, daß der ehemalige Vorort nicht nur hinsichtlich der Verwaltung, sondern auch bezüglich seiner Bevölkerungsdichtigkeit, der Entfernung von dem segensreichen Einflusse der freien Natur u. dgl. das Los der Großstadt teile. Auch sollte das Bestreben nicht dahin gehen, die Hungerindustrien in den kalkarmen schlesischen, sächsischen und thüringischen Gebirgen noch weiter zu vermehren. Es sollten vielmehr Industrieunternehmungen gerade in fruchtbaren Ackerbaugegenden mit hartem Trinkwasser angelegt werden.

Über die Industrialisierung des Landes sind nun allerdings die Ansichten sehr geteilt. Die einen begrüßen sie als eine willkommene und erfreuliche Entwicklung, andere dagegen erheben gegen die Verpflanzung der Industrie auf das Land eine Reihe von Bedenken. Um der Lösung des Problems näher zu kommen, wird es sich empfehlen, wenn man beide Parteien, sowohl die Anhänger wie die Gegner einer Dezentralisation der Industrie, zu Worte kommen läßt und den beiderseitigen Ansichten in unvoreingenommener Weise Gehör schenkt. Dies soll im Nachfolgenden geschehen, ohne daß damit zu allen vorgebrachten Anschauungen eine Stellung für oder wider eingenommen wird.

Hören wir zunächst, welche Vorteile die Befürworter einer Industrialisierung des Landes sich von einer solchen Entwicklung versprechen. Sie sagen in der Hauptsache Folgendes: Vor allem wird es nach dem Kriege nötig sein, unsere Industrie möglichst wettbewerbs- und leistungsfähig zu machen. Dies ist am ehesten möglich durch eine Herabdrückung der Gestehungskosten. In vielen Fällen wird die Industrie auf dem Lande billiger arbeiten können. Von der Verlegung der Industrie auf das Land erhofft man eine Verringerung des Grund- und Gebäude-, sowie des Lohnkontos. Der ländliche Bevölkerungsüberschuß bietet genügend tüchtige Arbeitskräfte, welche vielfach keine allzu hohen Löhne beanspruchen, und sie können auch mit einem geringeren Lohne dort eher zurechtkommen, weil das Leben auf dem Lande billiger ist und die meisten noch etwas Land und einen kleinen Viehbestand ihr eigen nennen. Die fortdauernde Verteuerung der Lebenshaltung in den Städten dagegen führt zu immer weiteren Teuerungszulagen. Insbesondere sind auch die Wohnungsverhältnisse in der Stadt erheblich teurer; die Wohnung des städtischen Arbeiters nimmt allein etwa 20—25 Prozent seines Verdienstes weg.

Gleichzeitig hofft man mittels der Industrialisierung eine Hebung und eine günstigere wirtschaftliche und finanzielle Entwicklung der ländlichen Gemeinden herbeiführen zu können. Bisher zogen gerade die steuerkräftigsten Bewohner des Landes immer wieder zur Stadt, wo niedrigere Kommunalsteuerzuschläge erhoben werden, und wo etwas für das Geld, das man der Steuerbehörde abliefert, geboten wird, wie höhere Schulen, gute Verkehrseinrichtungen, billige Beleuchtung, Wasserleitung, Unterhaltung und was sonst noch das Leben bequem und angenehm macht. Auch Beamte und Lehrer sammelten auf dem Lande Dienstjahre, um sich, sobald als möglich, in die größeren Städte versetzen zu lassen. Mittels einer Industrialisierung des Landes wird es allmählich möglich werden, dem Leben auf dem Lande wenigstens einigermaßen die das großstädtische Leben auszeichnenden Vorteile zu verschaffen. Nicht gering wird die Wirkung sein, wenn man die Bildungsmittel, die den Bewohnern der Groß- und Mittelstädte zur Verfügung stehen, dem Lande zugänglich zu machen sucht durch Gründung von Fortbildungsschulen und Bibliotheken, durch Veranstaltung belehrender Vorträge und sonstiger veredelnder und anregender Darbietungen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Insbesondere erhofft man von der Industrialisierung des Landes auch eine Hemmung der Landflucht der breiten Massen. Gerade die tüchtigsten und gesundesten Arbeitskräfte waren es bisher immer, die das Land verließen. Die Landflucht wurde um so größer, je mehr sich die Landwirtschaft zum Saisongewerbe entwickelte und es vornehmlich in der Winterzeit auf dem Lande an Beschäftigung mangelte. Das Vorhandensein einer Industrie würde es für die Leute unnötig machen, nach auswärts auf Arbeit zu gehen. Für viele würde die Industriebeschäftigung eine wertvolle Ergänzung und Stütze des ländlichen Kleinbesitzes bedeuten. Die Heiratsgelegenheiten würden sich vermehren und damit eine willkommene Gelegenheit zur Hebung der Geburtenziffer erreicht werden. Auch aus gesundheitlichen Gründen wäre die Dezentralisation der Industrie mehr zu wünschen als die Industriehäufung in den Großstädten mit all ihren Nachteilen. Die Dezentralisation auf dem Lande ermöglicht einen gesundheitlich günstigen Wechsel zwischen Industrie- und Landarbeit. Auf dem Lande können die Leute ein Eigenhaus erwerben oder doch ein Einfamilienhaus mieten, sie können einen Garten haben und mit der Natur leben. Der Wechsel zwischen Arbeit in geschlossenen Räumen und Arbeit im Freien erhält die Leute gesund. — Im Zusammenhange hiermit steht noch eine andere vaterländische Aufgabe, die uns heute sehr wichtig erscheint, die Entwicklung des Ackerbaues auf kleinen Rentengütern und ländlichen Heimstätten, sowie die Ansiedlung von Kriegsbeschädigten. Heute ist der kleine Besitzer dem Großbesitzer gegenüber immer noch im Nachteil insofern, als sein Produkt nicht wie das des Großlandwirts weiten Transport verträgt. Kleiner Landbesitz verlangt lokalen Markt und greifbare Absatzsicherheit, wie sie die Entwicklung lokaler Industrien am ehesten gewährleistet.

Auch manche Landwirte versprechen sich von einer Industrialisierung des Landes große Vorteile. Sie erhoffen von der Industrialisierung einen gesteigerten Absatz und gute Preise für ihre Produkte. Die Industrie würde die Werte der Güter erhöhen; durch Abverkauf von Grundstücken würde eine willkommene Gelegenheit geboten, Schuldsummen abzutragen oder den Betrieb intensiver zu gestalten. Die Ansiedlung von Industrien bringt den Fortschritt mit sich. Dies würde sich auch der Landwirtschaft mitteilen und anregend auf die Vervollkommnung der Betriebe und der Produktion einwirken.

Neben diesen Befürwortern der Dezentralisation der Industrie gibt es nun allerdings auch G e g n e r der Industrialisierung des Landes, die zunächst in manchen Kreisen der Landwirtschaft zu finden sind. Sie äußern ihre Bedenken hauptsächlich in folgender Weise: Vor allem würde die Industrialisierung ein weiteres Steigen der Löhne auf dem Lande zur Folge haben und der Landwirtschaft die Arbeitskräfte entziehen. Die Arbeiter würden sich allmählich immer mehr der Industriearbeit zuwenden, sich ihr auf die Dauer vollständig hingeben und keine Neigung mehr zur Hilfe in der Landwirtschaft zeigen. Die mit der Industrialisierung auftretende Bodenzerstücklung würde eine noch weitere Verschärfung der landwirtschaftlichen Arbeiternot zur Folge haben. Die auf dem Lande lebenden Industriearbeiter, die an ländliche Arbeit gewohnt sind, bewirtschaften lieber eigenes oder gepachtetes Land in ihrer freien Zeit und sind als Hilfskräfte für die Landwirtschaft vielfach verloren.

Vor allem befürchtet man in landwirtschaftlichen Kreisen von dem Vordringen der Industrie eine allmähliche Verdrängung des landwirtschaftlichen Kulturbodens sowie der Landwirtschaft überhaupt. Die Wertsteigerung des Grundes und Bodens wäre vielfach der Landwirtschaft gar nicht zugute gekommen, sondern den Spekulanten, die vorzeitig das Gelände weggekauft hätten. Anderswo hätten die den Boden augenblicklich besitzenden Landwirte von der Industrialisierung wegen des besseren und lohnenderen Absatzes und wegen der Aussicht auf späteren gewinnbringenden Verkauf an Grundstücksinteressenten zwar erhebliche Vorteile, aber kein anderer Landwirt wird angesichts der Bodenpreissteigerung nachher mehr daran denken kön-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nen, diesen teuren Boden als landwirtschaftlich zu nutzenden Boden käuflich zu erwerben. Der Landwirt, der seinen Hof veräußert, um der Industrie Platz zu machen, verwendet sein Kapital nicht, um sich wieder in anderer rein ländlicher Gegend anzukaufen, sondern er wendet sich meist der Industrie zu, die ihm eine gute Verzinsung des Anlagekapitals bietet. Den Landwirt, der verkauft hat, drängt es in die Stadt. Er wird sich auch kaum dazu verstehen, ein Gut im Industriegebiet wieder zu erwerben, denn bei den durch die Industrialisierung gesteigerten Bodenpreisen kann der rein landwirtschaftliche Betrieb dort keine Rente mehr gewährleisten. In industrialisierten Landgegenden würde der Boden Phantasiepreise bekommen sowohl infolge der Aufkäufe der Spekulanten, wie auch infolge des Landhungers der kleinen Leute. Die Bodenzerstückelung würde überhand nehmen. Infolgedessen würde allmählich ein Zurückdrängen und eine Schwächung des selbständigen Bauernstandes stattfinden.

Manche Landwirte befürchten von dem Vordringen der Industrie auch eine Schwächung ihres Einflusses und eine Zurücksetzung der landwirtschaftlichen Interessen in gemeindlichen Angelegenheiten. Die Industrie bringt ein ganz anderes Leben mit sich. Die Unternehmer bringen vielfach schon einige fremde Arbeiter von auswärts mit, welche den Arbeitskräften, die man vom Lande für die Fabrik zu gewinnen hofft, die technischen Anfangsgründe und die notwendigen Handgriffe beibringen sollen. Mit den ihnen beigegebenen und oft von ihnen abhängigen Arbeitern vom Lande sind sie jetzt täglich in der Fabrik in engster Berührung und wissen diesen bald offen, bald versteckt ihre mitgebrachten Ideen beizubringen. Das nahe Zusammenarbeiten befördert den Gedankenaustausch. Die landwirtschaftliche Beschäftigung bringt Vereinsamung und Ruhe mit sich. Sie drängt zu konservativem Denken. Die einförmige Fabrikarbeit wirkt ganz anders auf den Menschen ein. Sie bedingt ein verändertes und gesteigertes Vergnügungsbedürfnis. Gleichzeitig bringt die Industrie mehr bares Geld in den Ort, wodurch den Neuerungen und Vergnügungen Vorschub geleistet wird.

Ferner wird darauf hingewiesen, daß infolge der industriellen Entwicklung für die landwirtschaftlichen Gemeinden unter Umständen infolge des Zuzugs von Arbeitern auch finanzielle Belastungen entstehen könnten, und zwar durch Steigerung der Schullasten, der Lasten für Armenpflege, Kirche, Polizei, Wegebauten usw. Wenn das industrielle Unternehmen reichlichen Gewinn abwirft, können sich die Landgemeinden ja auf Grund des Besteuerungsrechtes finanziell entschädigen; aber die Sache steht um so schlimmer, wenn das Werk nachweist, einstweilen keine Reineinnahmen zu erzielen, wie es besonders anfangs häufiger der Fall ist. Für diese industrialisierten Landgemeinden ist auch die letzte Änderung des Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz von Nachteil. Nach dieser Novelle vom 30. Mai 1908 wird bekanntlich der Unterstützungswohnsitz statt wie früher in zwei Jahren nach zurückgelegtem achtzehnten Lebensjahre jetzt schon in einem Jahre nach zurückgelegtem sechzehnten Lebensjahre erworben. Die Novelle sollte die Städte, in welche die Landbevölkerung abzieht, früher belasten, damit der Landgemeinde nicht so viele Abgewanderte später als Arme wieder zur Last fallen. Sobald die Industrie sich auf dem Lande breit macht, liegt die Sache aber wieder umgekehrt, indem das Land wieder eher belastet wird.

Einen großen Schaden für die Landwirtschaft bedeute auch die starke Staub-, Rauch- und Rußentwicklung, die Industrie und Verkehr meist mit sich bringe und die einen äußerst nachteiligen Einfluß auf das Gedeihen der Pflanzen, auf Obst- und Gemüsegärten, auf Wiesen und Weiden ausübe. Einen besonders verderblichen Einfluß auf die Vegetation hat die beim Verbrennen der schwefelhaltigen Steinkohle sich bildende Säure. Die schädlichen Stoffe werden vom Vieh und vom Wild aufgenommen und führen leicht zu Darmkrankheiten und sonstigen Krankheitserschei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nungen. Ferner könnten die industriellen Abwässer der Landwirtschaft manchen Schaden bereiten. Auch würde das Landschaftsbild und die Schönheit der Natur durch die Industrie oft erheblich verunstaltet.

Schließlich werden auch von seiten der Arbeiterschaft eine Reihe von Bedenken gegen die Verlegung der Industrie auf das Land geltend gemacht. Gewiß werden von seiten der Arbeiter die Vorteile der Dezentralisation der Industrie nicht verkannt, die im Verlaufe der bisherigen Erörterungen bereits erwähnt worden sind und die vor allem liegen in der Möglichkeit des gesunderen und billigeren Wohnens, der eigenen Acker- und Gartenbestellung, der eigenen Viehhaltung, des eigenen Immobiliarbesitzes und der damit geschaffenen soliden Kapitalanlage. Das Hauptbedenken der Arbeiter richtet sich indes gegen die Gefahr einer größeren Abhängigkeit. Denn die mehr oder minder isolierte Lage des Industriebetriebes auf dem Lande würde den Nachteil enthalten, daß der Arbeiter gar leicht auf eine kleine Zahl eng zusammenhaltender Fabrikanten oder gar nur auf einen einzigen Arbeitgeber angewiesen und damit deren Lohndiktatur ganz unterworfen ist. Dies gilt besonders für den Arbeiter, der ein kleines Besitztum sein eigen nennt und nun gleichzeitig von der Beschäftigung in dem einzigen Fabrikbetriebe der Gemeinde abhängig ist. Dies pflege am meisten hervorzutreten, wenn ein derartiger Betrieb wegen mangelnder Beschäftigung zu Arbeitsverkürzungen, Entlassungen oder gar zur Stillegung des ganzen Werkes gezwungen ist. Außer dem Lohnausfall pflegt der betreffende Arbeiter dann auch noch sein ganzes Besitztum einzubüßen oder doch wenigstens am Werte desselben erheblich zu verlieren.

Auch das öffentliche Leben der Gemeinde werde vielfach durch den Fabrikbetrieb in entscheidender Weise beeinflußt; oft würde die gesamte Gemeindepolitik von der Fabrikleitung bestimmt. Die Bildung von Arbeiterorganisationen würde nicht gerne gesehen, und die Arbeiterfürsorge ließe oft zu wünschen übrig. Die Selbst- und Mitverwaltung der Arbeiter bei den Versicherungseinrichtungen (Betriebskrankenkassen usw.) sei häufig nur eine scheinbare, und dies komme dann in den mangelhaften sanitären Einrichtungen, den fehlenden Unfallverhütungsmaßnahmen und in der Lässigkeit gegenüber dem gesetzlichen Jugendlichen- und Arbeiterinnenschutz zum Ausdruck. Je mehr die Arbeiter in der Landgemeinde sich ihrer abhängigen Lage bewußt werden, je mehr sie durch Anstellen von Vergleichen mit städtischen Arbeitsverhältnissen ihre Benachteiligung empfinden, desto mehr reift in ihnen eine bedenkliche radikale Denkweise heran. Anderseits beklagten sich die städtischen Arbeiter oft über den Lohndruck, den die Landindustrie ihnen bereite. Die niedrigeren Löhne auf dem Lande könnten auf die Dauer zu einer bevorzugten Lage der Landindustrie gegenüber den städtischen Werken führen. Sehr häufig könnten die Gewerkschaftsvertreter bei Gelegenheit von Lohn- und Tarifverhandlungen in den Städten den Hinweis der dortigen Arbeitgeber hören, die Gewerkschaften möchten doch auf diese oder jene Landindustrie einwirken und diese zur Zahlung derselben Löhne nötigen. So könne die Lohnweise in den Landindustrien auch auf die Verhältnisse des Gesamtgewerbes einen nachteiligen Einfluß ausüben.

Man sieht also, daß die Meinungen über die Verlegung der Industrie auf das Land hier und da noch recht geteilt sind. Indes werden die erwähnten Befürchtungen und Nachteile je nach den örtlichen Verhältnissen verschieden groß sein, und in vielen Fällen wird sich zwischen den sich oft widerstreitenden Ansichten wohl ein Ausweg und ein Ausgleich finden lassen. Manche Bedenken sind vielleicht übertrieben oder lassen sich bei zweckentsprechendem Vorgehen und bei genügender Berücksichtigung aller Verhältnisse leicht aus dem Wege räumen. — Ein Hauptgrund, den man bisher zugunsten der Verlegung der Industrie auf das Land anführte, lag darin, auf diese Weise die nach mancher Richtung hin begrüßenswerte Verbindung zwischen landwirtschaftlicher und gewerblicher Arbeit herbeiführen zu können. Einen besonderen Vorschlag, hier

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen Ausgleich zwischen gewerblichen und landwirtschaftlichen Interessen zu schaffen, macht Meline in seinem Buche „Die Rückkehr zur Scholle und die gewerbliche Überproduktion". Meline geht von der Tatsache aus, daß es heute zahlreiche Industrien gibt, die mit einer toten Jahreszeit zu rechnen haben, während der die Bestellungen langsamer eingehen oder auch wohl ganz aufhören. Wird in solcher Zeit mit Volldampf weitergefahren, so häufen sich die Vorräte immer mehr, wachsen schließlich zu großen Beständen an, und diese Überproduktion führt dann leicht zu schlimmen Krisen. Diesen Gefahren könnte man vorbeugen, wenn man sich entschlösse, eine schmiegsamere und dehnbarere Regelung der Arbeitszeit vorzunehmen. Meline schlägt daher Abkommen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern vor, auf Grund deren den Arbeitern gestattet sein soll, in der Jahreszeit, wo die besonders anstrengenden und zugleich unaufschiebbaren ländlichen Arbeiten die Tätigkeit des Arbeiters in Anspruch nehmen (also in der Zeit, wo gepflügt, gesät und geerntet werden muß), zeitweilig die Fabrikarbeit zu unterbrechen, um sich ausschließlich den landwirtschaftlichen Beschäftigungen widmen zu können. Auf diese Weise käme einerseits die Landarbeit zu ihrem Rechte, und andererseits würde auch für die Industrie in sehr vielen Fällen eine zeitweilige Entlassung ihrer Arbeiter insofern erwünscht sein, als die Notwendigkeit, zwecks Erhaltung eines zuverlässigen geschulten Arbeiterpersonals auch bei Geschäftsflaue immer weiter zu produzieren, auf diese Weise vermieden oder doch erheblich eingeschränkt werden könnte.

Die Bedenken, die gegen eine Verlegung der Industrie auf das Land hauptsächlich geltend gemacht werden, stützen sich vielfach auf wenig erfreuliche Erfahrungen, die man in verschiedenen, bereits industrialisierten Landgemeinden gemacht hat. Daß es heute manche ländliche Industrieorte mit unerquicklichen Zuständen gibt, liegt in der Hauptsache daran, daß man es an einer zeitigen Vorsorge hat fehlen lassen und nicht nach einem bestimmten wohlerwogenen Plane vorgegangen ist. Das ungeregelte „freie Spiel der Kräfte" müßte auch bei der Dezentralisation der Industrie ersetzt werden durch eine planmäßige industrielle Ansiedlungspolitik. Um der so oft beklagten Verschandelung des Ortsbildes vorzubeugen, wäre beizeiten ein technisch und künstlerisch befriedigender Bebauungsplan und eine zweckentsprechende Bauordnung zu entwerfen. Es müßte eine weitsichtige Bodenpolitik betrieben werden. Die für die Ansiedlung erforderlichen Grundstücke wären rechtzeitig anzukaufen und alsdann so zu verwerten, daß die Preistreibereien der Spekulanten verhütet werden und der Wertzuwachs nach Möglichkeit der Gesamtheit der Ortsbewohner zugute kommt.

Um diese Ziele zu erreichen, tritt besonders auch Dr. Hans Kampffmeyer in seiner Schrift „Die Entwicklung eines modernen Industrieortes" für die Schaffung besonderer Organisationen für Industrieansiedlung ein. Man könnte hier anknüpfen an Organisationen, die es bereits für die landwirtschaftliche Innenkolonisation gibt. Der preußischen Ansiedlungskommission würde eine „Kommission für Industrieansiedlung" entsprechen. Damit die Kommission in enger Fühlung mit dem Wirtschaftsleben bleibt, das sie zu fördern bestimmt ist, wäre es zweckmäßig, in den einzelnen Provinzen oder Bezirken Ausschüsse aus den interessierten Kreisen zu bilden, also aus Industriellen, Landwirten, Gemeindevertretern, Vertretern der Genossenschafts- und Gartenstadtbewegung, des Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege usw. Die Aufgaben der Kommission für Industrieansiedlung wären hauptsächlich folgende: 1. sie müßte alles Material, das auf die Siedlungsfrage Bezug hat, sammeln und bearbeiten; 2. sie müßte die Pläne begutachten, die von Behörden und Privaten erdacht werden; 3. sie würde eine Art Auskunftsstelle für Industrieansiedlung bilden. Die Kreise, Bezirke, Gemeinden und Privatleute, die sich für die Ansiedlung interessieren, könnten hier ihr Material niederlegen, und die Fabrikanten, die die Verlegung oder Neugründung eines Betriebes planen, könnten sich

hier leicht und sicher vergewissern; 4. die wichtigste Aufgabe der Kommission wäre die Schaffung neuer Industriesiedlungen. Dadurch, daß alle Fäden, die sich an industrielle Ansiedlungspläne knüpfen, in der Kommission zusammenlaufen, kann sie sich besser und eher als irgendein anderer Klarheit darüber verschaffen, wo die Gründung neuer Industriesiedlungen zweckmäßig und notwendig ist, und ihre Tätigkeit wird um so erfolgreicher sein, je mehr sie Mitarbeiter und Gutachter aus allen Interessenkreisen heranzuziehen und den Wünschen aller Beteiligten nach Möglichkeit gerecht zu werden sucht.

Dr. E. G. Zitzen.

Förderung des Obstbaus in deutschen Landen.

Was uns so recht in dieser Zeit der allgemeinen Nahrungsmittelbeschränkung ins Auge fällt, das ist der Mangel an Obst. Kirschen gelangten wenig oder gar nicht auf den Markt, Pflaumen und Zwetschen blieben ebenfalls dem Städter fern, Äpfel brachte der Sommer wenig, und die Birnen? — sie sind in solcher Fülle gewachsen wie seit Jahren nicht, und dennoch — wir mußten stundenlange Wanderungen nach stundenlangen Bahnfahrten in überfülltem Abteil unternehmen, um am Abend oder spät in der Nacht todmüde mit einem jämmerlichen Raub vom Lande in die Stadt heimzukehren. In den Großstädten werden die fliegenden Händler bestürmt von Käufern, und selbst über den mühseligen Erwerb halbfaulen Obstes, das zudem im Verhältnis zu normalen Friedensjahren ungemein hoch im Preise stand, war man froh und ging vergnügt nach Hause. Ich habe das in Bremen erlebt. Und fast immer gab es nur einige Pfunde Obst zur Zeit; größere Mengen waren nur auf sehr schwierigen, durch Erlasse und Verfügungen außerordentlich umständlichen Wegen zu erlangen. Was an Tafelobst vorhanden war, fand seine Abnehmer aus den Kreisen der Wohlhabenden. Die Preise dafür waren so außerordentlich hoch, daß das Volk im allgemeinen darauf verzichten mußte. Blieb das Fallobst und das Obst zweiter und dritter Klasse. Das rollte in die Marmeladen- und Konservenfabriken und dürfte trotz Vermostungsverbot bei weitem nicht ausreichen, den Bedarf an Brotaufstrich für Heer und Volk auch nur einigermaßen zu decken.

Diese Kriegsjahre haben uns mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, daß wir den Obstbau im eigenen Lande vernachlässigten. Sie haben uns gezeigt, daß wir vorhandene Bestände der Verwahrlosung anheimfallen ließen, und daß wir versäumten, unseren Boden für den Anbau von Obst in genügendem Maße auszunutzen.

Schon vor dem Kriege ist von den verschiedensten Seiten auf die Wichtigkeit und Dringlichkeit der Förderung unseres Obstbaues hingewiesen worden, jedoch erfolglos, und es hat auch nichts genützt, daß uns die statistischen Ämter mit nicht mißzuverstehender Klarheit die Jahr um Jahr wachsenden ungeheuren Summen, die für die jährliche Einfuhr ausländischen Obstes verausgabt wurden, vor Augen hielten. Wir blieben gegen die Ermahnungen taub und sahen nicht, wohin uns die ständig steigenden Zahlen führten.

Das Deutsche Reich hat im Jahre 1912 für rund 70 Millionen Mark Obst aus dem Auslande eingeführt. Schon im darauf folgenden Jahre wuchs die Summe auf rund 95 Millionen Mark. Das ist eine erschreckende Zunahme von einem Jahr zum andern, und es wird Zeit, daß wir uns darauf besinnen, wie wir am ehesten den Anbau von Obst im eigenen Lande fördern, um uns von den Lieferungen aus dem Auslande möglichst unabhängig zu machen.

Wie kann das geschehen?

Zunächst müßten vorhandene Bestände im staatlichen, städtischen oder privaten Besitz einer ganz intensiven Pflege unterworfen werden. Kranke Bäume sind, soweit sie nicht durch sachgemäße Behandlung gesunden können, auf dem schnellsten Wege

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu entfernen. Die Bekämpfung von Krankheiten pflanzlichen und tierischen Charakters ist behördlicherseits ohne Zeitverlust einzuleiten, und es ist dafür Sorge zu tragen, daß das Interesse für den Obstbau in den Kreisen der Privatleute wachgerufen und durch geeignete Maßnahmen erhalten bleibt.

Das kann durch Gründung von Beratungsstellen und durch öffentliche Vorträge Sachverständiger geschehen. Diese Beratungsstellen geben Auskunft über die Anpflanzung von Obst, über Art- und Sortenwahl und stehen den privaten Unternehmungen in allen Fragen einer rationellen Obstkultur zur Seite. Mit der Verständnislosigkeit und dem Mangel an Interesse, worauf die Verwahrlosung unserer Anpflanzungen zumeist zurückzuführen ist, muß mit allen zu Gebote stehenden Mitteln aufgeräumt werden.

Die städtischen Gartenämter werden sich mit diesen Fragen für die nächste Zukunft eifrig zu beschäftigen haben, auch werden sie darüber nachdenken müssen, wie die Bestände an guten tragbaren Obstbäumen in ihren Bezirken am ehesten zu vermehren sind. Auf Promenadenwegen, Grünflächen, Spielwiesen, städtischen Weiden und Koppeln ließen sich Obstbäume in großer Zahl anpflanzen. Obstbaumreihen in öffentlichen Parkanlagen sind nicht neu, sie sind nur vergessen und dürften für die Zukunft wieder sehr willkommen sein, auch im rein ästhetischen Sinne. Wer die Obstbaumpflanzungen im Weichbild unserer kleineren mitteldeutschen Städte einmal zur Blütezeit gesehen hat, wird kaum daran zweifeln, daß Obstbaumpflanzungen im öffentlichen Grün unserer Städte oft von wunderbarer Schönheit sind.

Die weitaus geeignetste Möglichkeit mit der Aussicht auf sofortige Verwirklichung der Obstbaumvermehrung bieten unsere Landstraßen im ganzen Deutschen Reiche. Was mitteldeutsche und süddeutsche Provinzen seit Jahrzehnten durchgeführt haben, sollte auch in Norddeutschland möglich sein. Der Norden hat sich aber immer noch nicht entschließen können, seine Landstraßen für den Anbau von Obst nutzbar zu machen. Und welch unendlich weite Strecken liegen hier brach. Ich denke an Schleswig-Holstein und Mecklenburg, an Pommern und an die ostpreußischen Bezirke. Wie mit den Landstraßen, so steht es mit den Feldwegen, auch hier bieten Tausende von Kilometern den Obstbäumen Raum zum guten Gedeihen und gewinnbringenden Ertrag. Klimatischen Eigenheiten sowie Bodenverhältnissen ist durch eine geeignete Auswahl von Arten und Sorten in jedem einzelnen Falle gerecht zu werden. Privatanpflanzungen der Städte und Dörfer dürften in der Hauptsache neben sonstigen Erfahrungen für die Wahl wichtige Richtlinien geben.

Richten wir alsdann unser Augenmerk auf die endlosen Randflächen an unseren Schienenwegen, die heute unbenutzt daliegen, so können wir ermessen, um wie vieles der Bestand unserer Obstbäume sogleich ohne Zögern vermehrt werden könnte. Die Direktionsbezirke sollten es als eine ihrer vornehmsten Aufgaben betrachten, die Bahnstrecken mit nutzbringendem Obst zu besetzen, und so helfen, die ungeheuren Summen für die Einfuhr ausländischen Obstes zu vermindern. Deutschland könnte sich vom Ausland unabhängig machen, wenn Gemeinden, Kreise, Regierungsbezirke und Provinzen dem Obstbau mehr als bisher ihre Aufmerksamkeit schenkten. An Baummaterial fehlt es kaum, sind doch unsere Baumschulen mehr denn zuvor auf die Anzucht von Obstbäumen eingestellt. Es gibt kaum eine Baumschule, die nicht ihre Warenbestände während der Kriegszeit erheblich vermehrt hätte.

Kommen noch in Frage die unbenutzten Wandflächen öffentlicher und privater Gebäude. An den ungepflegten und der Verwahrlosung anheimgefallenen Spalierbäumchen auf dem Lande und in den Städten können wir noch heute ermessen, um wie vieles mehr der Anbau von Obst in deutschen Gauen vor 20 und 30 Jahren betrieben wurde. Wären alle Scheunen, Speicher, Wohnhäuser und öffentlichen Gebäude u. a. m. mit Spalierobst bepflanzt — wir könnten alljährlich Hunderttausende von Zentnern mehr ernten als heute. Auch die gänzlich verwahrlosten Obsthöfe der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Güter des Landes reden eine eindringliche Sprache. Gutsbesitzer, Hofpächter sind in der Lage, geeignetes Land mit geeigneten Bodenverhältnissen für den Anbau mit Obstbäumen bereitzuhalten, und selbst der kleinste ländliche Besitz dürfte seinen Größenverhältnissen entsprechend für Vermehrung des Obstbaumbestandes das seine tun. Wie auf dem platten Lande, so ist es in den Städten. Hier ist der Landschaftsgärtner die treibende Kraft. Es dürfte nicht ein Garten neu eingerichtet werden, in dem nicht eine seiner Größe entsprechende Anzahl von Obstbäumen zur Anpflanzung gelangt.

Diese Forderung ist vor Allem bei der Anlage von Kriegerheimstätten zu beherzigen. Keine Heimstätte ohne Obsthof! Keine Heimstättensiedelung ohne Obstbaumalleen!

Überhaupt wäre zunächst die Frage der Obstbaumzucht und ihrer Pflege gehörig zu erörtern, bevor an die planlegenden Arbeiten zur Errichtung von Kriegerheimstätten herangegangen wird. Jegliches Baummaterial ohne Ertrag wäre nach Möglichkeit zu vermeiden. — So könnten Kriegerheimstätten und Siedlungen von Kriegsbeschädigten überall, gleichviel ob in der Nähe der Städte oder auf dem Lande, Horte deutscher Obstkultur werden. Horte deutscher Obstkultur, zugleich aber auch Horte inniger Schönheit, die der Maimonat mit Blüten überschüttet und in die der Herbst seinen reichen Segen trägt.

Sehen wir nur bei allem, was wir nun und nach dem Kriege beginnen, auf Wirtschaftlichkeit.

Wirtschaftlichkeit im höchsten Sinne aber ist die Förderung des Obstbaues in deutschen Landen.

Harry Maaß, Garteninspektor des Staates Lübeck.

Was andre sagen

Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus und Bekämpfung der Trinksitten. Herausgegeben von Dr. phil. R. Hercod, Dr. phil. O. Kleiber und Pfr. Dr. Blocher. XXVII. Jg. Heft 9.

Luther und der Trunk. Von Pastor Dr. Chr. Stubbe.

„. . . Bei den verschiedenen Völkern ist die Veranlagung zum Trunke verschieden. Gerade die germanische Rasse, vor allem das deutsche Volk, hat eine besondere Neigung für alkoholische Genüsse und Ausschreitungen gezeigt. — Ulrich von Hutten klagt: ‚Wenn sie (die Deutschen) nur keine solchen Trinker wären, da sie übrigens so wacker sind.'

Luther mit dem warmen Herzen für seine lieben Deutschen hebt die nationale Seite der Alkoholfrage kräftig hervor. Er erinnert an die Worte des Tacitus: Bei den alten Deutschen sei es keine Schande gewesen, Tag und Nacht zu saufen. — Der deutsche Nationalteufel muß ‚Sauff' heißen, daß er so durstig und hellig ist, der mit so großem Saufen Weins und Biers nicht kann gekühlt werden, und wird solcher, fürcht' ich, ewig Deutschlands Plage bleiben bis an den jüngsten Tag.' (Welschland und Frankreich haben ihren Teufel für sich in anderer Art.) Wie eine Sintflut ist die Trunksucht in Deutschland eingerissen und hat alles überschwemmt. Das bringt uns in schlechten Ruf bei anderen Völkern. — Gleich in der Schrift ‚An den christlichen Adel deutscher Nation' bezeugt Luther, daß wir vom Mißbrauch des Fressens und Saufens, als einem besonderen Laster keinen guten Ruf haben in fremden Landen. ‚In dem Stücke haben andere Nationen (sonder-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich Welschland) eine große Hoffahrt und Trotz wider uns, daß sie uns heißen die vollen Deutschen. Denn die Tugend ist dennoch bei ihnen, daß sie nicht solche trunkene volle Leute sind.' ‚Es ist keine verachtere Nation, denn die Deutschen. Italiener heißen uns Bestien; Frankreich und England spotten unser und alle andern Länder.' ....

Die Zeit um 1500, das Zeitalter der Renaissance und der Entdeckung Amerikas, brachte einen ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung. Mit dem Städter wurde der Bauer wohlhabend. Mit der Entwickelung der Städte hob sich die Kunst der Bierbrauerei und begann die Bereitung des Haustrunkes zurückzudrängen.

Die Sittenprediger jener Zeit klagen nicht über Schwelgerei, über Trunk allein, sondern gleichzeitig über Wucher und Zinskauf, Kleiderpracht und Modennarrheit, Unzucht und andere Üppigkeit. Ein ganzes üppiges Narrenheer zieht bei Brant oder Murner an uns vorüber. Luther fordert den christlichen Adel deutscher Nation auf, der allzu kostbaren Kleidung, dem Verbrauch ausländischer Spezerei, dem Zinskauf, dem Getriebe der großen Handlungshäuser, dem Fressen und Saufen, sowie den Frauenhäusern zu wehren.

‚Wenn man in deutschen Landen gleich nicht so viel Sammets und Seiden hätte, noch so viel Würze gebrauchte, so wäre es ohne Gefähr; so wäre Deutschland auch so viel reicher, denn es ist. — Item: Wir könnten der Gersten auch wohl entraten und für das Bier Wasser trinken ...'

Wie schon ein Berthold von Regensburg unter einem ‚Vras' (Fraß, Fresser) gleichzeitig den im Essen wie im Trinken unmäßigen Menschen versteht, so wird der Trunk durchweg nur als eine Seite der Unmäßigkeit behandelt; Saufen und Fressen stehen nebeneinander.

Luther redet, wie wir gesehen haben, vom ‚Mißbrauch des Fressens und Saufens' als besonderem deutschem Laster. Kulturgeschichtlich bezeichnet man das 16. Jahrhundert gelegentlich als das große ‚Freß- und Saufjahrhundert'. — Das ‚Saufen' für sich allein auszubilden, mit anderen Worten den Alkoholismus in Reinkultur zu züchten, blieb einer späteren ‚Kulturentwicklung' vorbehalten. ..."

Rund um uns

Protestantismus und Völkerfrieden. Wir sind gebeten worden, die folgende Erklärung zu veröffentlichen. Wir tun es mit tiefster Zustimmung und herzlicher Freude. Der „Vortrupp", dessen Herausgeber, Verleger und Schriftleiter sämtlich evangelische Männer sind, hofft, daß durch diese Erklärung Vieles von den Schäden wieder gutgemacht werden wird, die durch die gegenteilige Propaganda des Herrn D. Traub und Ähnlicher unserer Überzeugung nach — und zwar besonders auch für die Stellung der evangelischen Kirche — entstanden sind.

Vortrupp.

Erklärung Berliner Geistlicher. (Zensiert.)

Im Gedächtnismonat der Reformation fühlen wir unterzeichneten Berliner Pfarrer, im Einverständnis mit vielen evangelischen Männern und Frauen, uns zu folgender Erklärung verpflichtet, die zugleich Antwort auf mehrfache Kundgebungen aus neutralen Ländern sein soll.

Wir deutschen Protestanten reichen im Bewußtsein der gemeinsamen christlichen Güter und Ziele allen Glaubensgenossen, auch denen in den

feindlichen Staaten, von Herzen die Bruderhand.

Wir erkennen die tiefsten Ursachen dieses Krieges in den widerchristlichen Mächten, die das Völkerleben beherrschen, in Mißtrauen, Gewaltvergötterung und Begehrlichkeit, und erblicken in einem Frieden der Verständigung und Versöhnung den erstrebenswerten Frieden.

Wir sehen den Hinderungsgrund einer ehrlichen Völkerannäherung vor allem in der unheilvollen Herrschaft von Lüge und Phrase, durch die die Wahrheit verschwiegen oder entstellt und Wahn verbreitet wird, und rufen alle, die den Frieden wünschen, in allen Ländern zum entschlossenen Kampf gegen das Hindernis auf.

Wir fühlen angesichts dieses fürchterlichen Krieges die Gewissenspflicht, im Namen des Christentums fortan mit aller Entschiedenheit dahin zu streben, daß der Krieg als Mittel der Auseinandersetzung unter den Völkern aus der Welt verschwindet.

Lic. Dr. K. Aner. W. Nithack-Stahn. O. Pleß. Lic. Dr. Fr. Rittelmeyer. Lic. R. Wielandt.

Zustimmungen sind erbeten an Pfarrer Aner, Charlottenburg, Leibnizstraße 42.

Kleingartenreform. Betrachtet man die Kleingartensiedelungen im Umkreis unserer Städte, so fallen einem zwei große Fehler auf, die den Wert dieser Anlagen wesentlich herabdrücken.

Erstens: Die Gesamtheit dieser Gartenanlagen in ihrer bisherigen Gestalt trägt meistens nicht zur Verschönerung des Stadtbildes bei. Zweitens: Die einzelnen Kleingärten weisen in ihrer überwiegenden Mehrheit so große Mängel der Bewirtschaftung auf, daß dadurch die gewinnbringende Nutznießung oft mehr als fraglich wird.

Haben die Kleingartenbestrebungen infolge der Ereignisse unserer Tage bedeutend an Ausdehnung gewonnen, so sind doch leider alle bisher getroffenen Maßnahmen und Einrichtungen dieser Art mehr oder weniger ein Notbehelf geblieben. Die Reformbedürftigkeit der Schrebergärten ist nicht von der Hand zu weisen, und es fehlt hier vor allem an Organisation.

Tatkräftig helfend einzugreifen, ist in erster Linie Aufgabe der Städte selbst! In kommender Zeit muß es ihre Pflicht sein, darauf hinzuwirken, daß möglichst jeder Stadtbewohner zum Selbstversorger wird, das heißt, wenn irgend angängig, einen großen Teil des Bedarfs an Gemüse für seinen Haushalt selbst decken kann; denn jene Schwierigkeiten, die sich zurzeit bei der Gemüseversorgung der Stadtbewohner zeigen, beruhen lediglich auf dem ungleichen Zahlenverhältnis zwischen Gemüseverbraucher und Gemüseerzeuger innerhalb des Stadtkreises. Werden die Gemüseverbraucher gegenüber den Gemüseerzeugern in der Stadt auch stets die Mehrheit bilden, so bieten doch einzig und allein die Kleingartenbestrebungen die Möglichkeit, hierin einen nicht zu unterschätzenden Ausgleich herbeizuführen, wodurch gleichzeitig die gesunde Entwicklung der heranwachsenden Jugend gesichert wird.

Das Land als Spender von Blut und Kraft ist der feste Anker der Nation! In diesen Worten liegt die Bedeutung der Schrebergärten für die Stadtbewohner.

Es ist also darauf hinzuwirken, daß:

1. der Kleingarten dem Haushalte seines Pächters einen großen Teil der erforderlichen Gartenerzeugnisse liefert,
2. daß Jung und Alt dortselbst eine Erholungsstätte für Körper und Geist findet.

Wie ist diese Forderung zu erfüllen? Vor allen Dingen ist zu berücksichtigen, daß den meisten Kleingartenpächtern jegliche praktischen Kenntnisse und Erfahrungen des Gartenbaues fehlen. Die Folgeerscheinungen sind u. a.: übermäßige Saatverschwendung durch zu dichtes Säen, Pflanzenvergeudung durch zu enges Setzen der jungen Pflanzen und Vernachlässigung des Obstbaues. Dabei ist für Zwerg-, Spalier- und Beerenobst der Kleingarten wie geschaffen. So bleibt denn der erhoffte Erfolg aus, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freude am Garten siecht dahin, und die Begeisterung, mit der anfangs die Gartenarbeit aufgenommen wurde, geht zum Nachteil der Kleingartenbestrebungen verloren.

Es sind also zunächst dem Gartenkolonisten die erforderlichen Anweisungen und Belehrungen zu geben. Hier genügt aber nicht die Veranstaltung von Vorträgen, wie dies in den Gartenbauvereinen bereits geschieht, sondern praktische Vorführungen im Garten selbst sind unerläßlich. Der Anschauungsunterricht hat sich noch immer und überall als der erfolgreichste erwiesen, denn grau ist alle Theorie. In erhöhtem Maße gilt dies beim Gartenbau, insbesondere bei der Pflege des Zwerg- und Spalierobstes, von der die Ertragsfähigkeit des Kleingartenbaues in hohem Maße abhängig ist.

Bei der Aufteilung des Kleingartengeländes ergibt sich hieraus ganz von selbst die Anlage eines Lehr- und Versuchsgartens, denn dieser Garten ist die Seele der Kleingartensiedelung! Dort findet jeder Kleingartenpächter einen unversiegbaren Quell segensreicher Anregungen. Das Gartenhaus des Lehr- und Versuchsgartens wird zur Lesehalle ausgestaltet, darin sämtliche Gartenbauzeitungen zur freien Einsicht offen ausliegen. Eine Leihbibliothek, nur Bücher und Schriften der Garten- und Obstbauliteratur enthaltend, vervollständigt die Einrichtung. Gleichzeitig dient der Raum zur Abhaltung von Vorträgen.

Mit dem Versuchs- und Lehrgarten ist eine Anzuchtgärtnerei zu verbinden. Hier werden von einem angestellten Fachmann, dem auch die Leitung des Lehr- und Versuchsgartens, sowie die Aufsicht über sämtliche Kleingärten zu übertragen ist*), die Gemüsepflanzen für die Kleingärten sachgemäß herangezogen, und gegen entsprechende Vergütung werden sie dann an die Pächter nebst kurzer Kulturanweisung abgegeben. Hier wird auch der gemeinsame Bezug von Düngemitteln, Sämereien und sonstigen Hilfsmitteln geregelt.

So wird der Versuchs- und Lehrgarten zum Mittelpunkt der Kleingartensiedelung, zum Grundstein der bisher vollständig fehlenden Organisation.

Nun zu den Kleingärten selbst:

Die Größe der einzelnen Pachtgärten richtet sich nach der Größe der Familien der verschiedenen Pächter, denn der Garten soll für die einzelnen Haushaltungen die erforderlichen Gartenerzeugnisse liefern, ohne dem Pächter und seinen Angehörigen zur Last zu fallen. Dementsprechend ist das Gelände in verschieden große Kleingärten mit 200 bis 300 qm Flächenraum aufzuteilen.

Bei der Ausgestaltung und Bepflanzung der einzelnen Gärten selbst ist auf möglichst vielseitigen Nutzen hinzuarbeiten.

Zum „eisernen" Pflanzenbestand gehören:

a) Zwerg- oder Spalierobstbäume: Äpfel, Birnen usw.,
b) Beerenobststräucher (auch Hochstämme): Johannis- und Stachelbeeren,
c) als Hecke: Himbeeren und Brombeeren,
d) als Staude: Rhabarber, Küchengewürzkräuter und Erdbeeren.

Die Anordnung dieses „eisernen" Pflanzenbestandes hat so zu erfolgen, daß für Gemüsekulturen genügend Gartenland frei bleibt und diese durch jenen Pflanzenbestand nicht beeinträchtigt werden.

Im übrigen sollen auch persönliche Liebhabereien des Pächters, die Anpflanzung von Rosen, Blütenstauden, Dahlien und Sommerblumen nicht unterbunden werden, allerdings darf der Nutzwert des Kleingartens nicht darunter leiden.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Wasserversorgung. Es genügt keinesfalls, daß man, wie bisher üblich, am Hauptverbindungsweg einen Hydranten aufstellt, und von dort sich jeder mühsam in Gießkannen das Wasser herbeischleppt;

*) Der Leiter des Versuchsgartens muß natürlich seinen dauernden Wohnsitz im Gartenhause haben, schon um die vielen Schrebergärtendiebstähle verhindern zu können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vielmehr muß jeder Garten ein Wasserschöpfbecken haben. Um bei dieser Anlage möglichst sparsam zu wirtschaften, empfiehlt es sich, die Schöpfbecken im Winkelpunkt von vier Gärten aufzustellen, so daß vier Pächter von ihren Gärten aus gemeinsam aus einem Becken schöpfen können, ohne sich gegenseitig zu belästigen.

Das in jedem Garten unentbehrliche Gartenhaus, das einzige architektonische Schmuckstück, muß geschmackvoll und zweckmäßig eingerichtet sein. Wellblechbaracken, geschmacklose Kistenbretterbuden sind nicht zu dulden. Bei der Anlage der Wege innerhalb der einzelnen Pachtgärten beschränke man sich auf das für die erforderlichen Zwecke benötigte Mindestmaß, unter Vermeidung von Schlängelwegen, die das Gartengelände unnötig zerschneiden und die Gartenbearbeitung erschweren.

Werden bei einer allgemein durchgreifenden Reform die Klein- und Schrebergärten in dieser Weise ausgestaltet und sachgemäß unter fachmännischer Leitung bewirtschaftet, dann sind sie für die Pächter eine wahre Erholungsstätte, die gleichzeitig Gewinn bringt.

Für das Spiel der Jugend, die nicht nur in der Gartenarbeit Befriedigung findet, sondern sich auch im goldenen Sonnenschein unter freiem Himmel austollen will, sind die Raumverhältnisse des Kleingartens zu beschränkt. Um auch nach dieser Richtung hin die Schrebergartenanlage auszugestalten, ist die Schaffung einer großen Sport- und Spielwiese inmitten der Kleingartensiedelung unerläßlich.

Damit auch dem Schönheitsempfinden Rechnung getragen werde, mag man einen öffentlichen Rosen-, Dahlien- und Staudenschaugarten einfügen. Ebenso können die öffentlichen Verbindungswege zwischen den Kleingärten zu beiden Seiten von Staudenrabatten begleitet werden. Die Wegekreuzungen bieten Gelegenheit zur Aufstellung von Laufbrunnen sowie zur Anpflanzung von Zierholzgruppen, während die große Sport- und Spielwiese von einer Baumallee umsäumt wird. Auf diese Weise wird die Kleingartensiedelung hinreichend mit schmückendem Grün und heiteren Blütenfarben durchsetzt, und jene Eintönigkeit, die bisher überall die Schrebergartenanlagen beherrschte, bleibt vermieden.

Umschließt eine Deckpflanzung von Ziergehölzen das Ganze, so haben wir einen großen, in sich abgeschlossenen Garten vor uns, wie man ihn sich nicht schöner wünschen kann.

Den städtischen Gartenverwaltungen bietet die Kleingartenreform eine reiche Möglichkeit, entsprechend den sozialen und volkswirtschaftlichen Forderungen der Zeit zu wirken und öffentliche städtische Anlagen zu schaffen, die nie geahnte Nutz- und Schönheitswerte in sich bergen.

Gartenarchitekt Hans Gerlach.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Duis, Ernst: Lautenlieder. 90 Pf. Julius Zwißlers Verlag, Wolfenbüttel.

Heinrich, Hedwig: Wehrlogenarbeit. 50 Pf. Deutschlands Großloge II des J. O. G. T., Hamburg 30.

Damaschke, Adolf: Friedrich List, ein Prophet und Märtyrer deutscher Weltwirtschaft. Gustav Fischer, Jena.

Nienkamp, Heinrich: Kultur und Sprache. Vita Deutsches Verlagshaus G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg.

Luther, Martin: Von der Freiheit eines Christenmenschen. Geleitwort und Texterneuerung von Lic. Dr. Hans Preuß. 1.50 M. Drei Rosen-Verlag, Leipzig.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 22 16. November 1917

Kriegsmaßregel. Durch die Verfügungen über die Einschränkung des Papierverbrauches sind wir, wie alle anderen Zeitschriften, gezwungen, den Umfang zu beschränken. Damit wir den Inhalt nicht wesentlich zu kürzen brauchen, lassen wir den „Vortrupp" jetzt in kleinerem Druck erscheinen.

Schriftleitung und Verlag des „Vortrupp".

Kritik.

Berlin, den 10. November 1917.

Im September hat sich bekanntlich eine Vereinigung gebildet, die sich den Namen „Deutsche Vaterlandspartei" beigelegt hat. Hier sollen untersucht werden: ihre Ziele, ihre Methoden, ihre Wirkung.

Ihre Ziele.

Die Urkunden, woraus die Ziele ersichtlich sind, sind im wesentlichen drei: Der erste Aufruf der Partei vom 2. September, der Bericht über ihre erste Tagung vom 24. September, der zweite Aufruf vom 12. Oktober. Diese Urkunden zitiere ich in dem Wortlaute, wie er sich in den Morgenausgaben der „Deutschen Tageszeitung" vom 9. September, 25. September, 13. Oktober findet, wo er, weil die „Deutsche Tageszeitung" die Ziele der neuen Partei auf das wärmste unterstützt, zweifellos richtig wiedergegeben ist. Beim Zitieren bezeichne ich die drei Urkunden in ihrer zeitlichen Reihenfolge mit den drei römischen Ziffern I, II, III; soweit noch andre Quellen in Betracht kommen, führe ich die besonders an.

Das Ziel der „Vaterlandspartei" ist, kurz zusammengefaßt, dieses: der Kampf gegen die Mehrheit des Deutschen Reichstages.

> „Weite Kreise des deutschen Volkes stimmen mit der Stellungnahme der gegenwärtigen Reichstagsmehrheit zu den wichtigsten Lebensfragen des Vaterlandes nicht überein (I)."
>
> „Schon spricht man von der Zersetzungspartei, die die Mehrheit des Reichstags zersetzen will. Ja, wir wollen aufdecken, daß die Mehrheit vom 19. Juli innerlich zerfallen ist, daß die Urheber des erneuten Friedensangebots die irregeführte Gefolgschaft immer mehr verlieren. Wir wollen zeigen, wo die wahre Mehrheit des deutschen Volkes steht!" (III).

Und zwar richtet sich der Angriff der „Vaterlandspartei" auf die Reichstagsmehrheit gegen zwei Punkte: einmal gegen die Friedenskundgebung vom 19. Juli und sodann gegen die Stellung der Reichstagsmehrheit zur inneren Neuordnung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Angriff auf die Friedenskundgebung geschieht deshalb, weil die „Vaterlandspartei" die beiden folgenden Kriegsziele verlangt: Erstens darf nicht Friede werden, bevor Deutschland Belgiens

„Schutzmacht"

ist (II); in der Frauenversammlung der Partei am 17. Oktober hat der Parteiredner noch außerdem gefordert, es müsse deutsch werden

„der von Germanen bewohnte Teil Belgiens mit einem Zugang zum Meere".

Und zweitens darf nicht Friede werden, ohne daß wir

„Entschädigung handgreiflicher Art"

bekommen (II).

„Es gibt keine Möglichkeit, ... auf Kriegsentschädigung zu verzichten" (II).

Nun hat ja aber der Deutsche Reichstag in der Friedenskundgebung vom 19. Juli den diesen Kriegszielen der „Vaterlandspartei" widersprechenden Grundsatz aufgestellt, daß er „erzwungene Gebietserwerbungen und politische, wirtschaftliche oder finanzielle Vergewaltigungen" ablehnt, weil sie mit dem vom Deutschen Reichstage erstrebten „Frieden der Verständigung und der dauernden Versöhnung der Völker" unvereinbar sind. So ist naturgemäß der Kampf gegen die Reichstagsmehrheit für die „Vaterlandspartei" gegeben: Ihre Urkunden nennen den feierlichen Beschluß der deutschen Volksvertretung vom 19. Juli eine

„nervenschwache Friedenskundgebung" (I)

und den darin erstrebten Frieden der Verständigung und der dauernden Versöhnung der Völker einen

„Hungerfrieden" (I)

und einen

„zu Deutschlands Niedergang führenden Verzichtfrieden" (III).

Dieselbe Gesinnung ist auf Einzeltagungen der neuen Partei nicht minder klar zum Ausdruck gekommen. An Beispielen liegen mir gerade vor: Die Gründung des westpreußischen Landesvereins in Danzig, wo der Generallandschaftsdirektor Meyer-Rottmannsdorf sagte:

„Als ich damals die Friedenskundgebung des Reichstags gelesen habe, habe ich geglaubt, nicht im Deutschen Reich zu sein, sondern in einer Idiotenanstalt."

Ferner die gereimte „Begrüßung", mit der die landwirtschaftliche Gesellschaft in Labiau, deren Vorsitzender, der Landrat Bacmeister, selbst zu den Gründern der neuen Partei gehört, ihren Beitritt zu dieser Partei vollzog, eine „Begrüßung", worin mit unmißverständlicher Beziehung auf die Reichstagsmehrheit gesprochen wurde von

„der vaterlandslosen, der feindlichen Trugpartei",

der

„gröbste Staatsverbrechen"

vorzuwerfen seien, Verbrechen, über die

„die Feindes-Meute schadfroh lacht!"

Dann die Gründung des Kreisvereins zu Praust in Westpreußen, wo der Landeshauptmann Freiherr Senfft v. Pilsach erklärte

„der Reichstag hat mit der Resolution vom 19. Juli Verrat am Vaterland geübt, da wir mit gebundenen Händen unseren Feinden ausgeliefert werden sollen".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Naturgemäß bekämpft die „Vaterlandspartei" auch den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herrn v. Kühlmann, weil er Elsaß-Lothringen als eine

„Kulisse"

benutze,

„um hinter ihr die belgische Frage, die eine Lebensfrage für Deutschland ist, verschwinden zu lassen!" (III).

In der Frage der inneren Neuordnung wirft die „Vaterlandspartei" der Reichstagsmehrheit vor, sie mache den

„Versuch, gerade jetzt, wo des Reiches Schicksal auf dem Spiel steht, Kämpfe um Verfassungsfragen hervorzurufen und in den Vordergrund zu stellen". (I.)

Auf Einzeltagungen der neuen Partei hat man den Gegensatz gegen die Neuordnung entsprechend, und noch etwas deutlicher, ausgedrückt: Auf der Marienburger Gründungsversammlung hat der eben genannte Landeshauptmann Freiherr Senfft v. Pilsach ausgeführt:

Der Krone sei das Wahlrechtsversprechen abgezwungen worden. Der Landtag aber sei in seinen Beschlüssen frei, nur die Regierung befinde sich in einer Zwangslage. Sie aus dieser zu befreien, sei eine Aufgabe der in der Vaterlandspartei organisierten Volksmehrheit.

Und im Aufrufe der Kyritzer Ortsgruppe wird der Kampf, den die „Vaterlandspartei" also, wie dargelegt, gegen die Reichstagsmehrheit führt, kurz

„der Kampf gegen den inneren Feind"

genannt.

Wer diese Ziele der „Vaterlandspartei" — das sind also: Kampf gegen die Reichstagsmehrheit, kein Friede ohne deutsche Schutzherrschaft über Belgien und ohne handgreifliche Kriegsentschädigung, Zurückdrängung der inneren Neuordnung — teilt, der gehört zu den

„treuen Deutschen, die durch keine internationalen Rücksichten irgendwelcher Art wissentlich oder unwissentlich gebunden sind" (II).

Für ihn und Gleichgesinnte soll die „Vaterlandspartei"

„ein Mittelpunkt der Sammlung" (II)

sein. Solche politische Parteien, die diese Ziele teilen, werden anerkannt als

„vaterländisch gerichtet" (I),

mit ihnen will die „Vaterlandspartei"

„nicht in Wettbewerb treten" (I).

In Beurteilung dieser Ziele ist zu sagen:

„Kein Friede ohne deutsche Schutzherrschaft über Belgien": Wollte sich die deutsche Regierung dieser Forderung der „Vaterlandspartei" fügen, so würde sie den Krieg um mindestens fünf Jahre über den Zeitpunkt hinaus, wo er sonst enden kann, verlängern. Ein Bestehen auf dieser Forderung hätte hinsichtlich der Kriegsdauer genau die gleiche Wirkung, wie die Forderung der jetzigen Machthaber Frankreichs „Kein Friede, bevor Elsaß-Lothringen französisch ist". Elsaß-Lothringen ist der eine Punkt, über den Deutschland nicht verhandeln wird, solange es nicht so zerschmettert wäre, daß die Feinde ebensogut seine Auflösung von ihm erzwingen könnten; die Unabhängigkeit Belgiens vom Deutschen Reiche ist umgekehrt der eine Punkt, über den England nicht verhandeln wird, solange es nicht so zerschmettert wäre, daß man ebensogut die Abtretung Indiens und die Auflösung des britischen Welt-

reiches von ihm verlangen könnte. Über Elsaß-Lothringen hat der Leitaufsatz des sozialdemokratischen „Vorwärts" vom 21. September gesagt:

> „An die Auslieferung Elsaß-Lothringens, das soll man in Frankreich wissen, denkt in Deutschland kein Mensch, auch kein Mann der allerlinksten Opposition. Würde heute beispielsweise Karl Liebknecht Reichskanzler, so würde er die französische Forderung nach Elsaß-Lothringen genau ebenso zurückweisen müssen, wie Herr Michaelis";

in der belgischen Frage aber besteht in England eine Einigkeit ganz gleicher Art, eine Einigkeit, die von Carson bis Macdonald reicht. Glaubt irgendein Mensch, der politische Dinge auch nur einigermaßen beurteilen kann, Deutschland werde Elsaß-Lothringen abtreten, wenn es hungert? Genau so kämpft dafür, daß Belgien in keiner Weise von Deutschland abhängig werde, England noch jahrelang, auch wenn es hungert. Wobei es hier nicht darauf ankommt, ob England ein moralisches Recht dazu hat, eine Angelegenheit, die nicht englischen Boden betrifft, ebenso anzusehen, wie wir eine Sache ansehen, wo es um deutsches Land geht. Jedenfalls handelt England so, und jeder verantwortliche Politiker muß mit dieser Tatsache rechnen. — Gewiß, die „Vaterlandspartei" prophezeit die Erreichbarkeit ihrer Ziele

„in nicht zu ferner Zeit" (I),
„in absehbarer Zeit" (III).

Solche Prophezeiungen haben uns Lehmann, Heydebrand und Salm-Horstmar schon früher beschert; ihren Wert kennen wir. Die Lehmannsche Prophezeiung beansprucht in diesem Zusammenhange übrigens besonderes Interesse als Wertmaßstab für die Prophezeiungen der „Vaterlandspartei": Von Lehmanns Prophezeiung sprach ich ja hier am 1. Juli und legte dar, daß an zwei Stellen der Lehmannschen Broschüre mit aller Deutlichkeit gesagt wird, daß nach sechs Monaten, gerechnet vom 31. Januar 1917 an, England in die Knie gerungen sein werde. Wie man nun auf Seite 41 der Lehmannschen Broschüre nachlesen kann, setzt Lehmann diese Frist von sechs Monaten unter ausdrücklicher Berufung auf eine gleiche Erklärung des jetzigen Hauptführers der „Vaterlandspartei". Mit der Lehmannschen Broschüre, die ja vom „Alldeutschen Verband" im Lande und an der Front in Massen verbreitet wurde, kam diese Behauptung Lehmanns zur Kenntnis unzähliger Menschen. Der Mann, auf den sich Lehmann beruft, schwieg dazu von Ende März bis Anfang Oktober 1917; erst, nachdem am 6. Oktober im Reichstage die Abgeordneten Haas und Naumann die Sache zur Sprache gebracht hatten, erklärte er, er habe die Prophezeiung, auf die Lehmann sich stützt, nicht gemacht. — Den endlosen Krieg um die Schutzherrschaft über Belgien müßte aber, das ist auch im Reichstage mit Recht betont worden, Deutschland führen nicht nur gegen drei Viertel der Welt, sondern überdies noch ohne seine Bundesgenossen und gegen den Willen des größten Teiles des eigenen Volkes. Und es wäre endlich die deutsche Schutzherrschaft über Belgien, wenn erlangbar, auch der eine Punkt, der das Bündnis unsrer heutigen Feinde, das sonst nach allen Erfahrungen der Geschichte den Krieg sicher nicht lange überlebt, für alle Zeiten zu einer Einheit zusammenschmieden würde. Und der daher in nicht ferner Zeit einen zweiten Weltkrieg hervorrufen würde, mit der gleichen Sicherheit, wie eine Eroberung Elsaß-Lothringens durch die Franzosen das tun würde. Darüber kann sich niemand täuschen, der nüchtern den Tatsachen ins Auge sieht.

„Kein Friede ohne handgreifliche Kriegsentschädigung." Dazu wiederhole ich, was ich hier am 1. November sagte:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Es scheint ja allerdings Gehirne zu geben, denen der Gedanke nicht unfaßbar ist, daß weitere deutsche Menschen, und zwar noch wenigstens Hunderttausende deutscher Menschen, nur um deswillen geopfert werden sollten, damit unsre Steuerlast geringer werde. Aber selbst solche Gehirne werden sich möglicherweise einer Erkenntnis nicht verschließen können: Daß es nämlich auch vom rein geldlichen Standpunkte aus eine ganz eigene Politik wäre, wollten wir dreiundeinehalbe Milliarde Mark monatlich (denn diese Monatsausgabe für den Krieg haben wir jetzt erreicht, und sie ist noch in ständigem Steigen) — wollten wir also diese Aufwendung noch, lediglich zu dem Zwecke, Gott weiß wie lange, fortsetzen, um schließlich einen Anspruch auf eine Geldsumme zu erhalten. Und zwar, trotzdem niemand prophezeien könnte, wie hoch die Geldsumme dann bemessen sein würde, und ob die Schuldner dann noch zahlungsfähig sein würden."

Ich muß aber zugeben, daß ich da zu rosig gesehen habe: es gibt eben doch Gehirne, die sich auch dieser Erkenntnis verschließen.

„Nervenschwache Friedenskundgebung." In diesem Angriffe der „Vaterlandspartei" gegen die Reichstagsmehrheit liegt gleichzeitig, für jedermann hörbar, die Behauptung: „Wir aber sind die starken Männer." Man sollte nun — vielleicht — angesichts des Ungeheuren, was an Kraft der Nerven und aller anderen Organe unsere Krieger draußen leisten, überhaupt einigermaßen vorsichtig damit sein, auf Vorgänge zu Hause den Begriff „Kraft" anzuwenden. Wenn das aber doch geschehen soll, dann dürfte doch das Urteil, zu dem die „Vaterlandspartei" gelangt, hinsichtlich seiner Richtigkeit zu gewissen Zweifeln möglicherweise immerhin Veranlassung geben: Es ist hier am 1. September eine Auswahl von alldeutschen Begrüßungen an die Reichstagsmehrheit gegeben worden; heute habe ich die ja durch einige besonders ansprechende Liebenswürdigkeiten aus Einzeltagungen der „Vaterlandspartei" ergänzt: Nun wäre es gewiß, das gebe ich von vornherein zu, zuviel behauptet, wenn man sagen wollte, daß geradezu moralische Heldenhaftigkeit dazu gehörte, sich von Herrn Meyer-Rottmannsdorf als Insasse einer Idiotenanstalt oder von Herrn Senfft v. Pilsach als Vaterlandsverräter bewerfen zu lassen: Die deutschen Volksvertreter, die sich in pflichtmäßiger Ausübung ihres Amtes für Deutschlands Volk und Reich solchen Anwürfen aussetzen, tun damit schließlich nicht mehr, als eben ihre Pflicht; es gehört bekanntlich zu den Eigenschaften, die ein Politiker besitzen muß, daß er „in der Drecklinie stehen" kann. Aber etwas mehr Nervenkraft gehört hierzu doch immerhin, als dazu, weitgehende Kriegszielforderungen aufzustellen.

„Hungerfrieden." Der Vorwurf enthält eine Unwahrheit: Daß nach diesem Kriege überhaupt kein Friede irgendwelcher Art denkbar ist, bei dem wir nicht zunächst noch knapp an Geld, an Rohstoffen und an Nahrungsmitteln wären, das liegt eben im Wesen dieses Krieges; das ist ein Teil des Preises, den wir dafür zahlen müssen, daß sich Deutschland gegen buchstäblich eine ganze Welt von Feinden behauptet hat. Was uns allein davor schützen kann, daß der Friede ein Hungerfriede werde, das sind gute Handelsverträge, die uns eine ausreichende Rohstoffversorgung und den wirtschaftlichen Wiederaufbau nach Friedensschluß ermöglichen; wir dürfen also besonders keine den Krieg überdauernde wirtschaftliche Absperrung unsrer jetzigen Feinde gegen uns dulden, keine „Pariser Beschlüsse". Daß der Friede, den allein wir schließen können, diese Voraussetzungen wahren muß, das steht mit aller wünschenswerten Deutlichkeit im dritten Absatze der Friedenskundgebung des Deutschen Reichstages. Es soll dem, soeben aus seinem Amt geschiedenen, Reichskanzler Dr. Michaelis unvergessen bleiben, daß er am 9. Oktober im Reichstage vor aller Welt auf

diese Sachlage und auf die Unwahrhaftigkeit, die in dem Vorwurfe „Hungerfrieden" liegt, hingewiesen hat. — Einen wirklichen Hungerfrieden würde es allerdings bedeuten, wenn nach der Vorschrift der „Vaterlandspartei", für deren Programm „kein Friede ohne deutsche Schutzherrschaft über Belgien und ohne Kriegsentschädigung" noch Jahre länger gekämpft werden müßte, als es an sich selbst nötig sein wird.

„Der zu Deutschlands Niedergang führende Verzichtfriede." Also immer wieder der Versuch, zu suggerieren, es solle auf irgendeines der heute von uns besetzten Gebiete ohne Gegenleistung „verzichtet" werden. Immer wieder das Verdunkeln der Tatsache, daß wir, nach Lage der Kriegskarte, diese Gebiete, und vor allem Belgien, dringend als „Faustpfänder" brauchen, vor allem, um in irgendwie absehbarer Zeit das wieder einlösen zu können, was unsre Gegner von uns in Händen haben: nämlich unsre Kolonien, unsern freien Außenhandel und überhaupt unsre wirtschaftliche Freiheit; sowie den größten Teil des asiatischen Reiches unsres, schließlich doch auch noch auf der Welt befindlichen, türkischen Bundesgenossen.

Nun endlich der Vorwurf, die Reichstagsmehrheit wolle „Kämpfe um Verfassungsfragen hervorrufen und in den Vordergrund stellen". Seltsame Verschiebung der Dinge! Wie klar sah diese Dinge doch Bethmann Hollweg, als er am 27. Februar im Reichstage sprach:

> „Als ob es in unsrem Belieben läge, ob wir uns neu orientieren wollen oder nicht. Nein, meine Herren, eine neue Zeit mit einem erneuerten Volke ist da! ... Das sind lebende Kräfte, die sich von keinem Parteiprogramm, weder von rechts noch von links, einschränken und aus ihrer Bahn werfen lassen. ... Es handelt sich nur darum, den richtigen politischen und staatlichen Ausdruck für das zu finden, was dieses Volk ist!"

Keine Reichstagsmehrheit hat diese Verfassungsfragen in den Vordergrund „gestellt"; diese Dinge stehen da kraft eigenen Rechtes und aus eigener Kraft. Und wer sich vermißt, diese „lebenden Kräfte ... einzuschränken und aus ihrer Bahn zu werfen", den trifft Bethmann Hollwegs andres Wort, das vom 14. März: „Wehe dem Staatsmann, der die Zeichen der Zeit nicht erkennt!" Wobei man anstatt „Staatsmann" auch „Partei" setzen kann. Es heißt den deutschen Siegeswillen schädigen, wenn man sucht, künstlich das Streben zurückzudrängen und auf die Zeit nach dem Kriege zu vertrösten — das Streben, das auf die Beseitigung von Zuständen geht, die, gering gerechnet, neun Zehntel unsres Volkes deshalb nicht mehr wollen, weil jene Zustände veraltet sind und nicht mehr in unsre Zeit gehören. Übrigens war der Meinungsstreit um diese Dinge seit der Osterbotschaft des Kaisers und mehr noch seit dem Königlichen Erlaß vom 11. Juli, der das gleiche Wahlrecht für Preußen sichert, im wesentlichen erledigt; erst der Aufruf der „Vaterlandspartei" nebst den Kampfansagen gegen den „inneren Feind" auf ihren Einzeltagungen hat diesen Streit in verbitternder Weise wieder „in den Vordergrund gestellt".

Die Methoden.

An der Methode der Oberführer der „Vaterlandspartei" fällt Dies auf: Wie das bisher Gesagte zeigt, ist die „Vaterlandspartei" eine politische Kampfpartei ausgeprägtester Art. Und, wie nicht wohl geleugnet werden kann, führt sie ihren Kampf gegen die Reichstagsmehrheit und gegen deren „irregeführte Gefolgschaft" (III) ungefähr so verletzend, wie es etwa denkbar ist: Denn selbstverständlich empfindet es jeder Deutsche, der die Kriegsziele der „Va-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

terlandspartei" nicht für richtig hält, als einen Schlag ins Gesicht, daß eine Gruppe von Leuten ihn deswegen aus der Zahl der „treuen Deutschen" und der „vaterländisch Gesinnten" ausschließen will, und daß vollends diese Gruppe ihrerseits lediglich auf Grund des Umstandes, daß sie diese Kriegsziele fordert, für sich selbst den uns allen gehörigen Namen „Vaterland" in Beschlag nehmen will. Die Oberführer der „Vaterlandspartei" führen nun aber diesen Kampf unter der folgenden Flagge: Sie erklären, dieser Kampf, dieser von ihnen so besonders erbittert geführte Kampf, der — sei gar kein Kampf, sondern vielmehr eine — Einigung!

„Die deutsche Vaterlandspartei ist eine Einigungspartei" (I).

„Wir wollen keine innere Zwietracht! Über inneren Hader vergessen wir Deutsche zu leicht den Krieg. Der Feind vergißt ihn keinen Augenblick! Die in der deutschen Vaterlandspartei zusammengeschlossenen Deutschen verpflichten sich, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß bis zum Friedensschluß der innere Zwist ruht" (I).

„Nein, wir sind eine Vaterlandspartei, weil wir das höchste Interesse des Vaterlandes in dem Getümmel des inneren Streites wieder zu Ehren bringen und alle Deutschen einigen wollen ..." (III).

Diese Methode wirkt so: Alles, was in den Tageszeitungen steht, wird bekanntlich oberflächlich und ungenau gelesen, so liest in den Urkunden der „Vaterlandspartei" mancher nur die Worte von der Einigung, aber nicht den bittern Kampfruf gegen die Anhänger eines Friedens der Verständigung und der dauernden Versöhnung der Völker. Und so geschieht es, daß, wie der Charlottenburger Pfarrer Lic. Karl Aner in seiner soeben erschienenen Broschüre „Hammer oder Kreuz?" aus seinem Bekanntenkreise mitteilt, auch Anhänger des Verständigungsfriedens sich bei der „Vaterlandspartei" als Mitglieder einzeichnen.

Was dann die Methoden der Unterführer der „Vaterlandspartei" angeht, so hatte sich die eigenartige Erscheinung herausgebildet, daß diese Unterführer, wenn ihnen amtlicher oder kirchlicher Druck zur Verfügung stand, den mit Vorliebe anwendeten, um die Mitgliederzahl der Partei zu erhöhen. Soweit das Beamte taten, handelte es sich um Männer vom Landrat oder vom Oberbürgermeister an abwärts, nicht etwa um höchste Beamte; im Gegenteil hat der damalige Reichskanzler, Herr Dr. Michaelis, am 9. Oktober im Reichstage und hat weiter der preußische Minister des Innern durch seinen Erlaß von Ende September solches Verhalten ausdrücklich gemißbilligt. Das ändert aber nichts daran, daß eine Reihe mittlerer Gewalthaber jener Art ihren Einfluß unentwegt ausnutzten, und daß er weitreichend und stark war. Diese Dinge sind ja sehr eingehend und wuchtig in der großen Reichstagsdebatte vom 6. Oktober vorgebracht worden; von dem ganzen, gewaltigen Material, das dort enthüllt ward, wurde bekanntlich nur ein einziger kleiner Punkt bestritten — und selbst der ist von dem Vorbringenden trotz des Bestreitens aufrecht erhalten worden. Der stärkste Beweis dafür, wie schwer das Vorgebrachte wog, ist die Tatsache, daß die große Anklagerede, die der Abgeordnete Haas, Hauptmann der Reserve und Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse, damals gehalten hat, von der „Deutschen Tageszeitung", die ganz auf Seiten der „Vaterlandspartei" steht, aus ihrem Reichstagsbericht einfach weggelassen wurde; wegen dieses Verhaltens gestellt, begründete die Zeitung es mit — „Papiermangel". Was im Reichstage gesagt worden ist, bitte ich, in den Verhandlungsberichten nachzulesen, hier will ich nur eine kleine Nachlese von Dingen geben, die im Reichstage noch nicht vorgebracht sind:

Verhältnismäßig am harmlosesten, wenngleich auch schon durchaus unzulässig, waren die Fälle, wo der Inhaber des Amtsansehens damit nur auf Solche gedrückt hat, die nicht von seiner Amtsgewalt abhängig waren: Dahin gehört es, wenn in Pr. Holland der Landrat zur Teilnahme an einer Versammlung aufforderte, wo über Ziel und Arbeit der „Vaterlandspartei" gesprochen werden sollte; wenn sein Kollege in Labiau einen Aufruf unterschrieb, worin „alle vaterländisch Gesinnten" zum Beitritt aufgefordert wurden; wenn in Eydtkuhnen der Amts- und Gemeindevorsteher in einem von ihm allein unterzeichneten Aufruf Mitglieder für die Partei warb; wenn in Perleberg die Bürgermeisterei durch Aufrufe in den Zeitungen und durch Verteilung von Werbezetteln in den Häusern für die Partei agitierte und wenn dann der stellvertretende Bürgermeister die Gründungsversammlung für die Ortsgruppe einberief.

Schwerer wog es schon, daß amtliche Einrichtungen und Veranstaltungen unmittelbar in den Dienst der „Vaterlandspartei" gestellt wurden: daß in Hannover, in dem aus Gemeindemitteln erbauten Rathause, der Partei ein Zimmer als Geschäftsstelle eingeräumt wurde, daß dort in den städtischen Sparkassen ein Aufruf des Landesvereins der Partei an den Wänden hing. — Daß der „Dresdener Anzeiger" innerhalb seiner Amtlichen Bekanntmachungen den Aufruf zur Mitgliedschaft des Ortsvereins Blasewitz der Partei brachte. — Daß in Schneidemühl die offizielle Feier des siebzigjährigen Geburtstages eines deutschen Volkshelden, an der auch die Schuljugend teilnahm, zu einer Werbeversammlung für die „Vaterlandspartei" gemacht wurde; wobei der Oberbürgermeister zur Teilnahme aufgefordert hatte, mit dem Hinzufügen, Beitrittserklärungen zu der Partei würden auf dem Festplatze angenommen, und wo derselbe Oberbürgermeister, als er dann die Festrede hielt, die Friedenskundgebung des Deutschen Reichstages angriff. — Oder daß in Mehlkemen in Ostpreußen derselbe Geburtstag zu demselben Zwecke benutzt wurde, wobei diesmal ein Superintendent die entsprechende Rede hielt: das amtliche Kreisblatt berichtete dann über die Veranstaltung.

Noch unerfreulicher wirkte es, wenn das kirchliche Ansehen in den Dienst dieser politischen Agitation gestellt wurde: Wer die Laune danach hat, der mag es ja vielleicht humoristisch finden, wenn die „Niederschönhausener Evangelisch-Kirchlichen Nachrichten", die von dem ersten Geistlichen des Ortes redigiert werden, am 2. Oktober drei Fragen an ihre Leser stellten, von denen die dritte lautete: „Bist Du schon Mitglied der deutschen Vaterlandspartei?", wobei für den Fall der Verneinung dann weiter gefragt wurde: „Wie willst Du bestehen? Vor Deinem Vaterlande — Deinem Gewissen — Deinem Gott?" — Keinerlei Humor dagegen liegt in dem folgenden Vorgange in Marggrabowa in Ostpreußen: Dort fand Mitte September ein Gottesdienst statt, wozu der Landrat und der Bürgermeister erschienen waren. Nach der Andacht fand eine Predigt statt, in der der Pastor zum Eintritt in die „Vaterlandspartei" aufforderte. Am Ausgang der Kirche stand ein Tisch mit vorbereiteten Listen, neben den sich der Landrat und der Bürgermeister hinstellten, um die Kirchenbesucher zu veranlassen, durch Eintragung ihrer Namen in die Listen, der „Vaterlandspartei" beizutreten.

Wirklich schlimm aber waren erst die Fälle, wo sich der Druck des amtlichen Vorgesetzten gegen die von ihm abhängigen Unterbeamten richtete: Auf diese Weise wurden in Sommerfeld die Postbeamten veranlaßt, unterschriftlich zu erklären, daß sie mit ihren Familien der „Vaterlandspartei" beiträten. Völlig entsprechend fand sich in Breslau auf einer Beitrittsliste die vielsagende Eintragung „Postdirektor N. ‚nebst' 78 Beamten"! — Im Rathause zu Königsberg

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wurden die Beamten während der Dienststunden ersucht, sich der Partei anzuschließen. — Im Kreise Gifhorn in der Provinz Hannover forderte, auf einer Versammlung der Gemeindevorsteher, der Landrat diese von ihm abhängigen Männer zum Beitritt zur „Vaterlandspartei" auf und ließ eine Liste zum Einzeichnen herumgehen. — In Brieg in Schlesien stellte der Direktor des dortigen Königlichen Lehrerseminars dessen Festsaal für eine Gründungsversammlung eines Ortsvereins der Partei zur Verfügung und hielt selbst den Werbevortrag. — In zahlreichen Schulen hier in Berlin und in den Nachbarorten, besonders auch in Berliner Gymnasien und speziell im Victoria-Gymnasium zu Potsdam, richteten die Direktoren Aufforderungen an die Lehrerschaft, der Partei beizutreten. — In einer Reichs-Stickstoffstelle (wo sie liegt, kann aus bekannten Gründen nicht öffentlich gesagt werden) ging der Oberbeamte mit einer Zeichnungsliste für die Partei unter den Beamten herum. — In der Überland-Zentrale Stralsund sandte der Direktor an die von ihm abhängigen Beamten und Angestellten des Unternehmens einen Aufruf, worin er „aufforderte", der „Vaterlandspartei" beizutreten, und worin es unter anderm hieß: „Jeder Deutsche, gleichgültig welchem Stande, welcher Partei oder welcher Konfession er angehört, muß dieser neugegründeten Vaterlandspartei beitreten." Die Überland-Zentrale Stralsund ist ein kommunales Unternehmen, fast gänzlich aus öffentlichen Geldern errichtet; ihr Aktienkapital haben die Provinz und die Kreise aufgebracht. — Hier in Berlin wurden am 21. September die Beamten des Ingenieur-Komitees gefragt, ob sie an der Versammlung der „Vaterlandspartei" am 24. September teilnehmen wollten; die Anfragen gingen vom Präsidium des Komitees aus, und dieses ließ die Fragen durch die einzelnen Abteilungsvorsteher an die Abteilungen weiterleiten; den Beamten, die die Frage bejahten, wurden die Eintrittskarten persönlich übergeben. — In Uslar in der Provinz Hannover mußten die Hilfsschwestern des Roten Kreuzes von Haus zu Haus gehen, um namentlich die Kriegerfrauen für die Partei zu gewinnen; in derselben Stadt wurde auch ein Hilfsbeamter des Magistrats zu dem gleichen Zwecke in die Häuser gesandt. — Bei einer Reihe von Behörden in Berlin erhielten die Beamten zu der Versammlung der „Vaterlandspartei" vom 24. September in der folgenden Weise Zwangseinladungen: Der Vorgesetzte veranstaltete unter seinen Untergebenen eine Umfrage, wer an der Versammlung teilnehmen wolle: Zustimmende Antwort wurde vorausgesetzt, und deshalb erhielten die Befragten sofort eine Eintrittskarte eingehändigt, auf deren Rückseite sich gleich der vorgedruckte Beitrittsvermerk befand. — Eine ganze Reihe von Berliner Beamten beschwerten sich bei dem Herausgeber der „Welt am Montag" über den moralischen Druck, mit dem sie von ihren Vorgesetzten zum Eintritt in die „Vaterlandspartei" gepreßt würden: Man habe ihnen, so berichteten sie, dabei gesagt, wenn sie den Beitrag — eine ganze Mark! — nicht zahlen könnten, so schade das nicht; die Hauptsache sei, daß ihr Name in die Liste komme. — — In allen diesen Fällen muß man sich einmal vergegenwärtigen, wie ungeheuer stark, und wie alle Lebensaussichten beeinflussend, die Abhängigkeit ist, worin sich so ein Unterbeamter von seinem Vorgesetzten befindet: Erst dann kann man ganz verstehen und empfinden, was das Wort des Abgeordneten Landsberg in seiner Reichstagsrede vom 6. Oktober besagt:

> „Aus allen Teilen Deutschlands kommen Hilferufe unglücklicher Menschen, die von ihren Vorgesetzten zum Beitritt zur Vaterlandspartei gezwungen werden."

Diese Beeinflussung durch amtliche und kirchliche Gewalthaber mittlerer Art durfte sich einen Monat lang ungehindert auswirken. Nachdem sie

dann in der großen Reichstagssitzung vom 6. Oktober behandelt worden war, erklärte der Hauptführer der „Vaterlandspartei", die Behauptung, daß solche Beeinflussung bestehe, sei unwahr; wenn sie in Einzelfällen vorkomme, so mißbillige die Parteileitung das auf das schärfste — —

Die Wirkung.

Die erste unverkennbare Wirkung der Gründung der „Deutschen Vaterlandspartei" und der Agitation, die sie betreibt, ist diese, daß der Kampf der gegensätzlichen politischen Richtungen im Deutschen Reiche ein erheblich erhöhtes Maß von Bitterkeit bekommen hat: Am 6. Oktober hat man das im Reichstage gesehen*).

Wesentlich erfreulicher ist eine andre Wirkung: Am 25. Oktober ist der „Volksbund für Freiheit und Vaterland" gegründet worden — zweifellos, um ein Gegengewicht gegen die Gefahr zu schaffen, die die „Vaterlandspartei" durch die Überspannung der Kriegsziele und durch die Verbitterung des politischen Lebens in Deutschland hervorgerufen hat. Hinter dem „Volksbund für Freiheit und Vaterland" stehen die wichtigsten und größten Organisationen der deutschen Arbeiter, der deutschen Angestellten und der deutschen Beamten, auch mächtige deutsche Wirtschaftsorganisationen. Alle Gewerkschaften, ohne Unterschied der Richtung, gehören dazu. Der neue Volksbund vertritt damit von vornherein etwa zehn Millionen deutscher Menschen. Er rechnet auf „alle Deutschen von der Rechten bis zur Linken, die die Grundlage eines modernen Großstaates in der Vereinigung staatlichen Machtsinns und volkstümlich freiheitlicher Staatsordnung erblicken" — und die zugleich „diesen Großstaat eingereiht sehen wollen in eine Gemeinschaft der gegenseitig ihre Lebensnotwendigkeiten achtenden und anerkennenden Kulturstaaten". Fidelis.

Schule und Charakterbildung.

Eifrige Verfechter unseres gegenwärtigen Unterrichts- und Erziehungssystems weisen wohl, um Angriffen zu begegnen oder Reformen als unnötig hinzustellen, darauf hin, daß sich unsere aus der höheren Schule hervorgegangenen jungen Krieger durch ihren Mut und ihre Ausdauer, überhaupt durch ihre moralische Tüchtigkeit durchaus bewährt hätten. An dieser Tatsache ist freilich nicht zu rütteln. Aber sollten wir deshalb nicht noch eine Steigerung der körperlichen und geistigen Volkskraft gerade auch der höheren Stände erstreben? Was für ungeheure Aufgaben die Zukunft uns stellen wird, weiß keiner. Und vor allem: die Eigenschaften, die der Krieg in erster Linie fordert, unbedingter Gehorsam, Geistesgegenwart, Nervenkraft, sind nicht dieselben, die der Staatsbürger in der Friedenszeit braucht. Wir hoffen, daß unser staatliches Leben sich nach dieser Feuerprobe zu höherer Reife erhebt. Dazu ist aber eine größere Selbständigkeit und Durchbildung der einzelnen Persönlichkeiten nötig. Nicht bloß passive Pflichterfüllung des „Untertanen", wie man sie in vergangenen Zeiten von Staats wegen am liebsten sah, brauchen wir, sondern frei und nach eigener Einsicht urteilende und willenskräftige, kurz charaktervolle Persönlichkeiten.

---

*) Die „Vaterlandspartei" hat ihre bekannten großen und kostspieligen Agitationsannoncen, die im wesentlichen durch die „Ala" vermittelt werden, auch dem „Vortrupp" angeboten. Wir haben diese Annoncen selbstverständlich abgelehnt mit der Begründung, daß es unzulässig sei, im Inseratenteile einer Zeitung oder Zeitschrift das zu fördern, was zu der Richtung der Zeitung oder Zeitschrift im Widerspruch stehe. Der Verlag des „Vortrupp".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wer sich einmal lebhaft in seine Schulzeit zurückversetzt und überlegt, was denn für die Ausbildung starker, selbstsicherer Charaktere im Unterricht geschah, wird sich sagen müssen, daß es äußerst wenig war. Man verlangte ein ruhiges, sittsames Betragen, Gehorsam, pünktlichen Fleiß, ausdauernde Aufmerksamkeit. Aber Gelegenheit, sein persönliches Wesen zur Geltung zu bringen und dadurch zu stärken, war nur selten gegeben. Gewiß gab es auch Lehrer, die eigenes Urteilen, so unreif es sein mochte, temperamentvolles Auftreten, ja gelegentlichen Übermut zu schätzen wußten; aber im ganzen waren doch die „braven" Jungen, die stillen, emsigen Arbeiter beliebter. Nun hat die Unterrichts- und Erziehungsmethode der Schule in den letzten Jahren insofern einen Fortschritt gemacht, als die verschiedenen Individualitäten mehr zu ihrem Recht kommen und durch freiere Ausgestaltung des Unterrichts der oberen Klassen wie auch durch andere Einrichtungen den einzelnen Schülerpersönlichkeiten weiterer Spielraum gelassen wird. Indessen besteht im großen und ganzen auch heute noch der Vorwurf zu Recht, daß unsere Schule mehr die sogenannten passiven als die aktiven Tugenden pflegt, daß sie die Entwicklung des Charakters und der Persönlichkeit allzusehr äußeren Einflüssen überläßt, ja, was noch schlimmer ist, daß sie innerhalb ihres eigenen Bereiches Zustände duldet, die moralisch schädigend wirken müssen.

Nun sollen wir uns vor dem Fehler hüten, der heute nicht selten begangen wird, daß wir von der Schule mehr fordern als sie leisten kann. Charaktere und Persönlichkeiten zu bilden vermag die Schule nicht; das kann nur das Leben. Wohl aber dürfen wir von den höheren Lehranstalten erwarten, daß sie, soweit es möglich ist, ihre Arbeit in den Dienst der Persönlichkeitsentwicklung stellen, ihr zum mindesten nicht unnötige Hemmungen bereiten und überhaupt der jugendlichen Lebensart größere Aufmerksamkeit widmen als es bislang üblich war.

Man wird der Schule zugeben, daß sie ihre Zöglinge zu ausdauerndem Fleiß und zu strenger Pflichterfüllung erzieht; aber rechte Arbeitsfreude erweckt sie nicht, und der Pflichtbegriff, der sich auf Grund der Schularbeit bildet, ist in ethischer Hinsicht oft minderwertig. Wo wird wohl so viel mit Unlust und ohne innere lebendige Anteilnahme gearbeitet wie in manchen Schulstunden, über denen der Fluch der Langeweile schwebt. Denn wahrlich, ein Fluch ist es für die nach Tätigkeit und Beschäftigung dürstende Kinderseele. Gewiß gibt es unter den Lehrern sehr viel löbliche Ausnahmen; sie mögen sogar jetzt in der Mehrzahl sein; aber allzu oft hört man von sonst aufgeweckten Jungen, daß nicht etwa nur die eine oder andere Sprachstunde, sondern auch Geschichte, Naturwissenschaft oder Erdkunde ihnen wenig zusaggen. Grammatikstunden kann auch der beste Lehrer nicht immer zu einem Genuß machen, und die Anstrengung, die sie verlangen, ist für die geistige Zucht von besonderem Werte; aber in Natur und Geschichte gibt es so viele Dinge, durch die eigentlich jeder jugendliche Geist unmittelbar zu fesseln ist. Durchweg wird das bloße Lernen überschätzt und dem Triebe der Selbsttätigkeit sein Recht nicht gegeben. Und wie soll sich eine selbständige Persönlichkeit entwickeln, wenn der Geist überwiegend nur fremde Gedanken in sich aufzunehmen hat? Man kann beobachten, wie die freie Unbefangenheit und die Neigung zu offener Meinungsäußerung auf den Mittelklassen abnimmt, und zwar in weit stärkerem Maße, als die natürliche Entwicklung der Knaben es mit sich bringt. Besondere Befähigung einzelner Schüler bleibt oft im Unterricht ganz unberücksichtigt, und gerade bei talentvollen Knaben vollzieht sich die eigentliche geistige Entwicklung nicht selten ganz außerhalb der Schule. Daher erklärt sich auch das harte Urteil, das die meisten berühmten Männer über die Schule gefällt haben. Der Unterricht gab ihnen nichts und ließ ihre besondere, meist einseitige Begabung ungefördert.

Glücklicherweise dringen die Bestrebungen, das Unterrichtsverfahren, z. B. im deutschen Aufsatz, freier zu gestalten, immer mehr durch. Man hat es wohl als

einen Vorzug des früheren Betriebes bezeichnet, daß alle Schüler jahrelang einer gleichen und gleichmäßigen Arbeitsleistung unterworfen würden. Aber auf die Dauer wirkt die Gleichmäßigkeit, zumal wenn sie wesentlich passiver Art ist, ertötend auf den Geist. Wo nicht eine ungewöhnliche Neigung zum Lernen und überhaupt zu rein geistiger Beschäftigung vorhanden ist, entsteht allmählich Verdrossenheit und Teilnahmlosigkeit der täglichen Arbeit gegenüber. Man leistet sie ab, weil es so sein muß, aber sucht sie auf das Mindestmaß zu beschränken und durch allerlei Mittel zu erleichtern. Dadurch wird jenem unwürdigen Pflichtbegriff Vorschub geleistet, der sich damit begnügt, wenn nur der noch eben notwendige Erfolg (d. h. hier das Urteil genügend bzw. die Versetzung) erreicht ist. Jeder Idealismus des Schaffens, der besonders für alle höhere geistige Tätigkeit so notwendig ist, und der für seine Pflicht die möglichste Höchstleistung ansieht, wird schon im Keime erstickt. Wie gefährlich eine solche Auffassung gerade für den späteren Beamten wird, der sein festes Gehalt hat, ob er nun viel oder wenig leistet, liegt auf der Hand. Daß dem Schüler die unangenehme Arbeit, die eine immer erneute Überwindung des natürlichen Trägheitstriebes fordert, nicht erspart bleibt, dafür ist beim Massenunterricht schon gesorgt. Des Lehrers ganzes Streben aber sollte darauf gerichtet sein, Freude an der Arbeit, Schaffensmut und ein Pflichtgefühl im höheren Sinne zu erziehen.

An der jetzt durchschnittlich herrschenden Schülermoral ist jedenfalls das übliche Lehr- und Erziehungsverfahren nicht unschuldig. Wo nicht gerade durch pädagogische Ungeschicklichkeit Täuschung und Lüge nahegelegt werden, da geschieht doch zuwenig, um solchen Jugendfehlern rechtzeitig vorzubeugen. Vielfach werden zu schwere oder zu umfangreiche häusliche Aufgaben gestellt, die zur Benutzung der sogenannten unerlaubten Hilfsmittel wie Übersetzungen, Aufsatzbücher usw. geradezu herausfordern. Der ehrliche Junge, der sich zunächst dagegen sträubt, sieht sich bald im Nachteil gegen die anderen weniger bedenklichen Kameraden. Und wenn das Bewußtsein der unehrlichen Arbeit sehr bald schwindet, so ist gerade diese moralische Abstumpfung gefährlich, weil sie so leicht auch auf andere Fälle übertragen wird. Es ist wohl nicht zuviel gesagt, daß der Gang durch die Schule für manchen Schüler eine Züchtung zur schlauen Hintergehung des Lehrers und der Schulvorschriften ist. Falsch ist es auch, zumal auf den Oberklassen, zuviel Verbote zu erlassen, die doch nicht durchgesetzt werden können. Bei den Anschauungen des Tertianers kann man sogar von einer Umkehrung der moralischen Werte sprechen. Die beginnende Männlichkeit in Verbindung mit dem jugendlichen Kraftgefühl bäumt sich gegen viele Schulvorschriften auf. Vielleicht in manchen Fällen mit einem gewissen Recht. Wie dem auch sei, jedenfalls ist für die Schülermoral die Auffassung entstanden, daß es größeren Mut beweist, Gebote zu übertreten, unbekümmert um die drohende Strafe, während wahrer moralischer Mut in manchen Fällen als Feigheit oder Furcht vor Strafen ausgelegt wird. Wer die Jugend kennt, wird eine solche Beurteilung wohl verstehen, ja ihr eine gewisse Anerkennung nicht versagen können. Aber eine sittliche Unreife, die eine planmäßige pädagogische Einwirkung erheischt, liegt doch darin. Denn der Mut, der sich hier in der Zurückdrängung des Gefühles der Furcht oder gar sittlicher Regungen äußert, sollte sich eher in der Überwindung der Versuchung zeigen. Vor allem aber müßten Täuschung und Lüge für das allgemeine Schülerbewußtsein als Feigheit gelten, während sie — besonders dem weniger beliebten Lehrer gegenüber — für entschuldbar angesehen werden. Es geschieht eben zuwenig zur Erziehung eines starken Willens, zur Festigung moralischer Antriebe, zur Übung der Entschlußfähigkeit und der Selbstüberwindung. Und unter den herrschenden Verhältnissen leiden vielfach die in sittlicher Beziehung feinfühligen Naturen am meisten. Denn durchweg gibt, wie im Leben so auch schon in der Klasse, die moralische Anschauung großsprecherischer, gewissenloser Elemente den Ton an, gegen die sich die feinere sittliche Gesinnung schwer durchzusetzen vermag. Ja, diese kommt oft in den schärfsten inneren Widerstreit, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mancher, der nicht in den Ruf des Duckmäusers kommen mag, zieht es schließlich vor, „mitzumachen". Diesen sozialethischen Zuständen der Schule, die doch schon eine Lebensgemeinschaft mit all ihren Licht- und Schattenseiten wie Gruppen- und Parteibildung darstellt, müßte erheblich mehr Aufmerksamkeit von seiten der Lehrer zugewandt werden. Es wäre ein tieferes Verständnis für Kindheit und Jugend, für die kleinen Bedrängnisse und Sorgen des Einzelnen und die großen Gefährdungen, die das Schulleben mit sich bringt, nötig. Mit zarter, möglichst wenig fühlbarer Leitung müßte der Geist der Klasse beeinflußt und vor allem den sittlich höher stehenden Charakteren die ihnen gebührende Einwirkung auf die Gesamtheit gesichert werden.

Dadurch würden wenigstens zum Teil die Hemmungen verschwinden, die heute der Entwicklung freier, sittlicher Persönlichkeiten im Wege stehen. Zu voller Entfaltung aber könnten diese erst gelangen, wenn die Schule sich aus einer relativen Zwangsgemeinschaft immer mehr zu einer umfassenden, freien Lebensgemeinschaft ausbildete. Auch hier wird in dem uns so problematisch gewordenen Verhältnis von Leben und Wissenschaft der Schwerpunkt im Leben liegen müssen. Die Schule muß zu einem Lebenskreise werden, in dem die mannigfaltigsten Formen gesellschaftlichen Zusammenseins ihren Platz haben. Auf dem Wege hierzu sind durch die Einführung der Selbstverwaltung, die freiere Gestaltung des Unterrichts und die Gründung verschiedenartiger Vereine verheißungsvolle Fortschritte gemacht. Außerhalb der Schule wirkt auch die gesamte Jugendbewegung in dieser Richtung. Die strenge Zucht soll natürlich darunter in keiner Weise leiden, ebensowenig der Zwang selbstloser Arbeit und Pflichterfüllung. Aber diese Arbeit soll fruchtbarer, mehr innerlich bereichernd, das ganze Schulleben eindrucksvoller werden. Wie vieles wird nicht im Laufe der langen Jahre „durchgenommen", was so gut wie gar keine Spur hinterläßt. Die zukünftige Schule der Arbeit soll aber zugleich auch „eine Schule des Erlebens sein, weil sie nur so zur Lebensschule taugt". „Die Schule der Zukunft muß sich innerlich so gestalten, daß sie ungleich mehr als die Schule der Vergangenheit erleben läßt. Je mehr die Schule Leben in sich hat, um so reicher kann auch das Erleben ihrer Schüler sein. Erleben soll unsere Jugend auf allen Lebensgebieten der Schule, bei der Arbeit und im Spiel, bei der Andacht und bei der Feier; erleben sollen die einzelnen Zöglinge als Einzelne, aber auch die Einzelnen als Glieder der Gesamtheit, erleben soll die Gesamtheit." (Hugo Gaudig in dem Werke „Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft", herausgegeben von Jakob Wychgram, Leipzig 1916.)

Ein hohes, ideales Ziel, von dem unsere „Lernschule" noch weit entfernt ist. Aber es zeigt uns die Richtung, in der wir fortzuschreiten haben. Viel wird darauf ankommen, daß den Lehrern der Zukunft der richtige Erziehergeist (im Unterschiede vom bloßen Lehrgeist) innewohnt, daß eine gründliche psychologische und pädagogische Ausbildung ihnen Verständnis und Sinn für die Jugend und wahren Erziehungseifer gebe. Darüber darf aber nicht vergessen werden, daß auch dem Elternhause ein sehr bedeutsamer Anteil an der Erziehung der jugendlichen Persönlichkeiten verbleibt. Selbst die vollkommenste Schule kann nicht alles leisten. Sie bedarf überall der wirksamen Unterstützung des Hauses. Denn für die inneren Seiten der Charakterbildung ist das Familienleben unersetzlich. Wenn es ewig wahr bleibt, daß mehr als alle Worte und Mahnungen das vorgelebte Beispiel der Erwachsenen tut, so kann nichts auf werdende Seelen so eindringlich wirken wie das tägliche Vorbild innerer Charakterfestigkeit und wahrer Herzensbildung, wie es nur die Eltern geben können. Auch sind sehr viele Vorschriften der Schule, wie etwa das Rauch- und Trinkverbot, ohne die Unterstützung von seiten des Hauses überhaupt unwirksam. Nur träge Gewissenlosigkeit und mangelndes Verantwortlichkeitsgefühl können sich da mitentschuldigen, daß die Schule die Hauptaufgabe der Erziehung in die Hand genommen habe. Von der heutigen Schule gilt das jedenfalls nicht. Prof. Paul Sickel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schulreform und fremdsprachlicher Unterricht.

Schon lange vor dem Kriege ist darüber gestritten worden, ob unseren höheren Schulen der starke Sprachenbetrieb im Hinblick auf die gesamten Aufgaben der Schulbildung und -erziehung mehr Vorteile oder mehr Nachteile gebracht hat. Mit Kriegsbeginn schienen eine Weile diejenigen das meiste Gehör zu finden, die in der Erlernung der Sprachen unserer Feinde eine überflüssige und geradezu schädigende Kräftevergeudung erblickten, und die alle literarisch-sprachliche Beschäftigung mit der Antike am liebsten der Universität überlassen sehen wollten.

Seitdem ist die öffentliche Meinung in diesem Punkte längst viel ruhiger und sachlicher geworden. Gegenwärtig scheint nun ziemlich der Zeitpunkt gekommen, wo wir — wenn auch mit Vorbehalt — von einer Art „geschichtlicher Perspektive" in dieser wichtigen Teilfrage der Schulreform reden dürfen — und zwar gleichermaßen rückwärts- wie vorwärtsblickend. Es soll hier n i c h t etwa erörtert werden, ob oder inwieweit die alten und die neuen fremden Sprachen beizubehalten sind, ob das Englische den Vorzug vor dem Französischen verdient, ob Türkisch oder Spanisch, Russisch oder Esperanto wahlfrei zu lehren sind. Vielmehr möchte ich die Aufmerksamkeit auf einige Probleme lenken, die bis auf rühmliche Ausnahmen heutzutage selbst in den nächstbeteiligten Schulkreisen vielfach verkannt oder doch in ihrer vollen Tragweite nicht gebührend eingeschätzt werden.

Der gesamte Sprachenunterricht, so wird e i n m a l von verschiedenen Seiten behauptet, trage den allgemein-wissenschaftlichen Bildungs- und Erziehungszwecken der höheren Schulen nicht genügend Rechnung und werde darum geradezu als ein Fremdkörper in ihrem Gesamtorganismus empfunden.

Z u m z w e i t e n beschuldigt man ihn — teilweise schon lange vor dem Kriege — der Begünstigung einer „antinationalen" Gesinnung, mindestens aber der Erweckung nationaler Gleichgültigkeit.

D r i t t e n s wurde fast allgemein der Umstand geltend gemacht, daß die übermäßige Ausdehnung der sprachlichen Fächer wichtige andere Gebiete der Schularbeit verkümmern lasse; dies sei desto bedauerlicher, als die tatsächlichen Zielleistungen in den Sprachen in einem argen Mißverhältnis zu dem Aufwand an Zeit und Mühe ständen.

Prüfen wir diese Einwände kurz, um zu ermessen, welche praktischen Folgerungen sich daraus ergeben für die Reform des Sprachunterrichts, die Hand in Hand mit einer besonnenen allgemeinen Schulreform gehen will.

Die rein grammatische Methode von ehedem war schon für die alten Sprachen, mehr noch für die neueren schlechthin Unnatur: gegenüber der Sprache selbst, die dadurch in spanische Stiefel gezwängt wurde, und nicht minder gegenüber dem jugendlichen Geist, für den das Mosaik von sprachlichen Unerklärlichkeiten, genannt Schulgrammatik, alles andere eher als eine naturgemäße Geisteskost bedeutete. Eine Zeitlang konnte es scheinen, als sei die Grammatik als solche überwunden, und die höchstmögliche Steigerung der Sprech- und Schreibfertigkeit das einzig Wahre. Inzwischen dürfte aber diese sogenannte „direkte Methode" — wenigstens im neusprachlichen Unterricht — ihren Höhepunkt überschritten haben, ohne daß es zu einer harmonischen Verbindung zwischen den Grundlinien der allgemeinen Schulziele und den besonderen des fremdsprachlichen Unterrichts gekommen wäre. Sehr erklärlich: denn die „direkte Methode" war in ihrer Weise womöglich noch unwissenschaftlicher als die rein grammatisierende alten Stiles; auch die zwischen beiden „vermittelnde" schuf nichts wesentlich Neues.

Eins der vornehmsten Ziele allgemeinbildender höherer Schulen besteht anerkanntermaßen darin, daß die Entwicklung des menschlichen Geisteslebens in einigen wichtigen Erscheinungsformen genügend zur Erkenntnis gebracht wird:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jedoch so, daß nicht etwa „fertige Tatsachen" überliefert und hingenommen werden; vielmehr hat diese Erkenntnis zugleich die Ausbildung der geistigen Kräfte zu eigener wissenschaftlicher Arbeit in die Wege zu leiten. Die orthodoxe Schulmeistergrammatik, die fast völlig im Banne einer rein schematischen Zusammenstellung sprachlicher Erscheinungen stand, war dazu offenbar wenig geeignet (denn was an ihr wirklicher Bildungswert war, ist großenteils Sache entweder des Umweges über die Muttersprache oder der nicht geringen Anforderungen an das Gedächtnis, d. h. die geistige Beweglichkeit). Durch die Arbeit der nunmehr 100 Jahre alten Sprachwissenschaft hat sich unsere Gesamtansicht vom Wesen der Sprache so sehr geändert, daß die bis zum Überdruß gehörte Berufung auf die „sprachliche Logik" fallen muß, soll anders nicht eine doppelte Wahrheit gezüchtet werden: eine, die für die Wissenschaft gilt, und eine — vielfach schnurstracks entgegengesetzte — für den sprachlichen Schulunterricht.

Nicht als wenn nun an Stelle der früheren öden Grammatikpaukerei eine Art Vorschule der Philologie treten sollte; aber die Methode des Sprachunterrichts muß dem Wesen der Sprache angepaßt werden. „Den Tatsachen des Seelenlebens nachspüren, aus denen sie [die sprachlichen Erscheinungen] entstanden sind, den Gedankenverlauf erkennen, der ihre Gestaltung bestimmt hat, die Verschiedenheit der Art, zu sehen und zu denken, aus der Sprache verschiedener Völker begreifen, das ist eine echt humanistische und echt naturwissenschaftliche Arbeit zugleich" (Friedrich Hoffmann). Wie ausreichende Schulerfahrung lehrt, bedeutet sie ferner einen praktisch durchaus gangbaren Weg, der zu recht befriedigendem Erfolg führt*).

Jedenfalls wird auf solche Weise dem Sprachunterricht der Stachel der Unwissenschaftlichkeit (um nicht zu sagen: des Geistlos-Mechanischen) genommen

---

*) Ein Beispiel aus der lateinischen Satzlehre sei zum Zweck der Erläuterung für Kenner dieser Sprache beigefügt. Man achte auf die psychologische Auffassung im Gegensatz zu der althergebrachten rein-formalen.

Auffallend ist es für Quintaner, gerade wenn ihnen der Unterschied zwischen der lateinischen Form des Aussage- und Befehlssatzes klargeworden ist, daß bei iubeo der acc. c. inf. steht. Die Gelegenheit zur Aufklärung bietet der erste Fall, in dem diese Konstruktion im lateinischen Text vorkommt, etwa Caesar milites pontem facere iussit. — Welche Konstruktion steht hier bei iubeo? Der acc. c. inf. — Was drückt dieser aus? Einen abhängigen Aussagesatz. — Wie würde also Cäsars Befehl an die Soldaten deutsch gelautet haben? Ihr macht eine Brücke. — Ist das ein Befehlssatz? Nein. — Wenn ich jemand, der immerfort redet, recht eindringlich zurufe: „Jetzt hörst du aber auf!", was ist das für ein Satz seiner Form nach? Ein Aussagesatz. — Was will ich aber damit ausdrücken? Einen Befehl. — Das Befehlende liegt in dem Ton, vielleicht auch in der Handbewegung, wenn ich z. B. jemand die Tür weise und sage: „Jetzt gehst du!" Es ist die schärfste Art zu befehlen, wenn man das, was der andere tun soll, als schon geschehend, als Tatsache ausspricht. Der Hauptmann sagt: „Punkt 6 Uhr steht die Kompanie auf dem Platze"; er sieht sie schon dastehen, denn daß sein Befehl ausgeführt werden wird, ist selbstverständlich. Eine solche Art zu befehlen drückt iubeo aus; das, was geschehen soll, steht als eine Tatsache vor dem Geist des Befehlenden. Dasselbe gilt von dem Gegenteil veto verbieten. Wir sagen wohl: „Das tust du nicht!" oder: „Das wirst du nicht tun!" Die Negation liegt schon in vetare. Dux milites fluvium transire vetuit; der Befehl lautet: Ihr geht nicht über den Fluß! (Dr. Friedrich Hoffmann, Der lateinische Unterricht auf sprachwissenschaftlicher Grundlage. Anregungen und Winke. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und schon damit allein grundsätzlich Bedeutsames gewonnen. Daß aber fast ein volles Jahrhundert wissenschaftlicher Vorarbeit nötig war, um die für die Sprach-erlernung überaus wertvollen sprachpsychologischen, sprachgeschichtlichen und sprachvergleichenden Gesichtspunkte über vereinzelte Versuche hinausgelangen zu lassen, mag befremdlich erscheinen. Erst recht unverständlich muß das für die neueren Sprachen sein; nahm doch bis in die allerneueste Zeit das vergleichende, geschichtliche und phonetische Sprachstudium einen fast zu großen Raum in der akademischen Ausbildung künftiger Lehrer der neueren Sprachen ein. Und reizte nicht geradezu das Französische (an allen lateintreibenden Lehranstalten) auf Schritt und Tritt zum Vergleich mit der lateinischen Muttersprache!? Wieviel mehr das Englische, mit der Muttersprache des Schülers, zumal im niederdeutschen Sprachgebiet*)!

Was den zweiten der genannten Vorwürfe angeht, sei hier nicht weiter eingegangen auf die gelegentlichen Entgleisungen bei der Herausgabe fremd-sprachlicher Schulausgaben, die mit ihrem Mangel an nationaler Selbstachtung in den meisten außerdeutschen Staaten dem Verleger den Boykott, dem Heraus-geber schwere disziplinarische Bestrafung eingetragen haben würden. Von solchen besonders betrüblichen Vorkommnissen abgesehen, war überhaupt dem Sprach-unterricht, dem altsprachlichen wie dem neusprachlichen, eine bewußte oder un-bewußte Schönfärberei zugunsten des fremden Volkes und seiner geistig-sittlichen Kultur eigen. Namentlich aber übersah der Unterricht im Englischen und Fran-zösischen nachgerade in bedenklichem Grade den elementaren pädagogischen Grundsatz: Für die Jugend ist das Beste gerade gut genug! — Wie wäre es anders möglich gewesen, daß die „Contes et Récits", die „Tales and Sketches" mit ihrem durchschnittlich so beängstigenden geistig-literarischen Tiefstande weit über den Anfangsunterricht hinaus sich solcher Beliebtheit erfreut hätten! Oder woher sonst die albernen Dummenjungen- und süßlichen Backfischgeschichten, deren ein-ziger (wenn auch unzureichender) Daseinsgrund für Schulzwecke die Möglichkeit der Ausbeutung zu rein-formalen Sprech- und Schreibübungen war! — Vor allem aber fehlte es nahezu allgemein, bis in die unmittelbare Gegenwart, an dem ehrlichen Versuch, ein wissenschaftlicher Kritik einigermaßen standhaltendes Bild der Geistes- und Geschichtswelt der fremden Völker, selbst im allerbescheiden-sten Ausmaße, zu entwerfen.

Und nun gar die vielberufenen Beziehungen zum deutschen Wesen und deutschen Leben! Es ist überaus bequem, vom griechisch-lateinischen Unterricht als dem „Schlüssel zum Verständnis der modernen Kulturwelt" zu reden. Wer 9 Jahre lang als Schüler des humanistischen Gymnasiums täglich 1 oder 2 Stunden Latein,

---

*) Da gerade die neueren Sprachen den Erwerb eines möglichst umfang-reichen Wortschatzes erfordern, wird besonders auch auf die Gesetzmäßigkeit sprach-licher Ableitungen Wert gelegt werden, jedoch so, daß deren Erkenntnis weniger Selbstzweck als vielmehr Mittel zum Zweck der Erleichterung und des sicheren Behaltens bleibt. Z. B.

I. two = zwei, five = fünf
thousand = tausend

also tithe = (der) Zehnte (Abgabe).

II.

	Lateinisch	Französisch	Englisch	Deutsch
	status	état	state	Staat
also	(extendere)	étendard	standard	Standarte
ähnlich:	stabulum	étable	stable	Stall
	spongia	éponge	sponge	—

usw.

6 Jahre hindurch eine Stunde täglich Griechisch getrieben hat, besitzt ein moralisches Anrecht auf eine „geistige Substanz", die sich himmelhoch über den landläufigen „Lektürekanon" von heute erhebt. Dazu beizutragen, daß sich diese Forderung erfüllt, sollte jedes Mittel recht sein, sofern es sich überhaupt irgendwie mit den sonstigen Schulzielen vereinigen läßt. Warum nicht aushilfsweise — z. B. an der Hand der Langenscheidtschen Musterübersetzungen — den Aristophanes oder Plutarch, Seneca oder Terenz, Aristoteles oder Plinius lesen? Unter der Voraussetzung umfassender Allgemeinbildung und hinreichenden Lehrgeschickes seitens des Lehrers wäre bei solchem oder ähnlichem Verfahren zweifellos viel eher ein wertvoller und nicht gar zu dürftiger geistiger Dauerbesitz zu schaffen, als das die allzu philologische Vorliebe für den Schwerenöter Horaz oder den Hofpoeten Vergil im Durchschnitt vermag. Übrigens kann der neusprachliche Unterricht (ähnlich dem altsprachlichen) höchstens in vereinzelten Ausnahmefällen von sich behaupten, daß er selbst nur einigen wenigen der zahlreichen Fäden nachgegangen wäre, die deutsches und englisches oder französisches Geistesleben verbinden. „Pflicht und Arbeit sind der positive, nationale Richtungslosigkeit der negative Pol deutschen Schaffens." Dieses Wort Paul Rohrbachs trifft nicht zum wenigsten auf die bisherige Beschaffenheit der literarischen Seite des fremdsprachlichen Unterrichts zu.

Aus verschiedenen, ziemlich zuverlässigen Anzeichen scheint neuerdings hervorzugehen, daß wir uns dem Ende dieser unbefriedigenden Verhältnisse nähern; mindestens gilt das für die neusprachlichen Fächer. (Aber auch den Vertretern der altsprachlichen Schulstudien scheinen nachgerade die Mängel des bisherigen literarischen Betriebes ihrer Fächer zum Bewußtsein zu kommen*).) Grundverkehrt und dem deutschen Wesen zuwiderlaufend wäre es, wollte die deutsche höhere Schule nun etwa das bisher Versäumte in einseitiger Übertreibung nachholen. Das wäre vom Standpunkt einer im besten Sinne national gerichteten Schulreform ebenso undeutsch wie unklug. Alles ist unser; wir aber sind Deutsche**).

Drittens die Bedenken gegen den äußeren Umfang des fremdsprachlichen Unterrichts. Zum Teil sind sie die unmittelbare Folgerung aus den beiden erstgenannten Vorwürfen. Andernteils gründen sie sich auf die Ansicht, daß die deutsch-nationale Schule jeglichen Sprachunterricht höchstens als Nebenfach zu bewerten habe. Es scheint indes, als ob die Vertreter dieser Meinung gleichsam das Kind mit dem Bade ausschütten möchten, indem sie die Schwächen des bisherigen Sprachunterrichts als eine für alle absehbare Zukunft feststehende Tatsache stillschweigend voraussetzen. Was davon zu halten ist, dürfte aus dem eben Gesagten in den Grundzügen ersichtlich sein. Weit beachtenswerter ist dagegen eine Feststellung, die ein Zuviel, namentlich aber ein Zuvielerlei an Fremdsprachenbetrieb in Hinsicht auf die einzelnen Schulgattungen rügt. Weswegen am humanistischen Gymnasium neben 13 bis 14 Wochenstunden Latein und Griechisch auf Mittel- und Oberstufe noch eine verbindliche und eine (meist) wahlfreie neuere Fremdsprache? Das Realgymnasium treibt gar — neben dem Deutschen — drei Sprachen als Hauptfächer: Latein, Französisch, Englisch. Erfahrene Schulmänner behaupten, es werde an diesen Anstalten in keiner der genannten Sprachen Befriedigendes geleistet. Die Oberrealschule gilt bei vielen als ein naturwissenschaftlich-mathematisches Gegenstück zum humanistischen Gymnasium; aber die 8 fremdsprachlichen Wochenstunden der Oberstufe (neuerdings

*) Vgl. „Vortrupp" 1917, S. 531 f.

**) Näheres über den letztgenannten Punkt in meiner Schrift „Politische Weltkunde. Ein Beitrag zur Volksbildung. Mit Vorwort von Paul Rohrbach." (S. 40—43). Verlag Chr. Herm. Tauchnitz, Leipzig 1917.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daneben wahlfreier Lateinunterricht!) verraten herzlich wenig von diesem angeblichen Charakterzug; noch viel mehr tritt der beträchtliche Umfang der fremdsprachlichen Fächer gegenüber den naturwissenschaftlich-mathematischen auf Unter- und Mittelstufe dieser Anstalten hervor. Die Lyzeen wollten ihrerseits hinter den Anstalten für die männliche Jugend in Sachen des Sprachunterrichts um keinen Preis zurückbleiben*).

Zweifellos berechtigt sind also diese Klagen, wenn sie auf die große Ausdehnung des fremdsprachlichen Unterrichts im Vergleich zu anderen, mindestens gleich wichtigen Gebieten des Schulunterrichts hinweisen: Denken wir z. B. an das Deutsche, die Erdkunde, die Biologie — ganz zu schweigen von den Fächern, die der körperlichen Ertüchtigung dienen.

Endlich dürfen auch diejenigen Stimmen nicht überhört werden, die auf den zu frühen Beginn des Sprachunterrichts als Quelle der Kraft- und Zeitvergeudung hinweisen; traf dieser Vorwurf einst viel mehr zu als heute, so ist damit keineswegs gesagt, daß in dieser Beziehung nicht noch weitere Änderungen wünschenswert seien.

Soll nun künftig eine bessere Ausnutzung der im Sprachunterricht beschlossenen Bildungswerte ernstlich angestrebt werden, dann ist die wichtigste Vorbedingung die Befreiung von dem Wahne der Allgemeinen-Bildungshysterie, die da meint, alle müßten möglichst alles lernen; von dem altgymnasialen Dogma verknöcherter Schikanier- und Prügelpädagogen, denen die alte Schulgrammatik womöglich das gottgewollte Instrument zur Scheidung der anvertrauten Jugend in Böcke und Schafe bedeutete; und von der modernen Allesgleichmacherei, die am liebsten die Methoden der Berlitz-School auf die Arbeit der höheren Schule restlos übertragen möchte. Schließlich wäre es auch wohl an der Zeit, daß die Zahl der jeweils betriebenen fremden Sprachen aufhörte, geradezu den Gradmesser des Bildungswertes zu bilden, den die einzelnen Schulgattungen vermitteln: die höhere Schule mit wenigstens zwei (meist drei, teils vier) verbindlichen Sprachen, die Mittelschule mit einer verbindlichen fremden Sprache, nebst einer wahlfreien, die meisten Volksschulen ohne Sprachunterricht. Die höheren Schulen sehen sich jetzt schon durch zwingende Umstände genötigt, dies reichlich naive Schema der Beziehungen zwischen Sprachunterricht und Bildungsstufe nachzuprüfen. Möchten die übrigen Schulgattungen für ihre Verhältnisse beizeiten daraus lernen!

Wie sich auch die tatsächliche Lösung der schwierigen Frage des Sprachunterrichts in den Einzelheiten künftig gestalten mag, so viel steht fest: ohne vorherige Einbeziehung in das Gesamtproblem der Schulbildungsfragen und in die gesamte Organisation des öffentlichen Bildungswesens muß sie mit innerer Notwendigkeit unzulänglich ausfallen. Fast sieht es aus, als drohte diese Gefahr weit mehr von seiten der Nur-Philologen als von den schulreformerisch interessierten Laien. Hoffentlich haben meine Ausführungen den letzteren einigermaßen verständlich gemacht, daß die als besonders weltfremd verrufenen philologischen Wissenschaften im Bunde mit national-politischer Selbstbesinnung manche bisher meist ungenutzte, wertvolle Hilfsmittel dem schulmäßigen Sprachunterricht der Zukunft an die Hand geben**).

Hans Offe.

---

*) Vgl. meinen Aufsatz „Lyzealbildung". „Vortrupp" 1917, S. 238 ff.

**) Eine ausführliche Behandlung obigen Themas findet sich in der kürzlich erschienenen Schrift: „Schulreform und Sprachunterricht", von Prof. Dr. Gerhard Budde. Verlag Julius Beltz, Langensalza 1917. Preis 1.50 M. Sehr beachtenswert ist namentlich die lichtvolle Darstellung des geschichtlich-kulturellen Zusammenhanges. Das auf weitere Kreise von Gebildeten berechnete kleine Werk darf angelegentlichst empfohlen werden. (Vgl. desselben Verfassers Schrift „Das deutsche Gymnasium", Vortrupp 1913, 16. Juli.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Bescheidenheit ist eine Zier. Für die Herstellung von Trinkbranntwein werden Rohstoffe seit einiger Zeit nicht mehr freigegeben. Kartoffeln und Getreide sollen der menschlichen Ernährung dienen. Man kann nicht behaupten, daß diese Maßregel zu früh gekommen ist. Die deutschen Alkoholgegner haben ein Brenn- und Brauverbot schon zu Beginn des Krieges gefordert, und es ist nicht zu leugnen, daß in einer Zeit der Not und Einschränkungen der Alkoholgenuß in erster Linie eine starke Einschränkung erfahren sollte.

Erklärlicherweise war das Herstellungsverbot den Branntweininteressenten höchst unwillkommen; niemand wird ihnen das verdenken. Und es ist begreiflich, daß sie nach jeder Gelegenheit ausspähen, dieses Verbot rückgängig zu machen oder doch in seinen Wirkungen abzuschwächen. Eine solche Gelegenheit scheint ihnen die reiche Kartoffelernte dieses Jahres zu bieten, denn schon kommen sie mit Bitten und Eingaben. Durch die Tagespresse geht die folgende (von uns der „Deutschen Zeitung" vom 24. Oktober dieses Jahres entnommene) Mitteilung:

Regierung und Spirituosenindustrie.

Der Verein der Likörfabrikanten und Branntwein-Interessenten von Groß-Berlin und der Provinz Brandenburg hat an die Reichsbranntweinstelle unter Hinweis auf die reiche Kartoffelernte eine Eingabe gerichtet, in der der Wunsch ausgedrückt wird, einen kleinen Teil für die Herstellung von Branntwein zum Übergang in den Trinkkonsum zu bewilligen. Das Spirituosengewerbe stehe — so wird in der Eingabe ausgeführt — sonst vor der Gefahr des Zusammenbruchs. Für den Fall, daß der erwähnte Wunsch nicht erfüllt werden kann, hat der Verein folgenden Antrag gestellt: „Die Reichsbranntweinstelle möge unverzüglich Schritte zur Einfuhr ausländischen Branntweins, auch Obstbranntweins, ergreifen und die eingeführten Mengen zum Zwecke des Überganges an den Trinkverbrauch in einer vorher zu bestimmenden Höhe dem Spirituosengewerbe zuteilen."

Einen kleinen Teil der Ernte —! Das klingt ja recht bescheiden. Fragt sich nur, was die Herren unter einem kleinen Teile verstehen, und ob nicht der Teil, der geeignet sein soll, das Spirituosengewerbe „vor der Gefahr des Zusammenbruchs" zu bewahren, denen, die nicht Interessenten sind, recht erklecklich erscheinen wird. Mehr und mehr macht sich in allen Volksschichten die Meinung geltend, daß selbst bei einer noch so reichen Kartoffel- und Getreideernte in jetziger Kriegszeit keine Knolle und kein Korn für die Herstellung geistiger Getränke vergeudet werden darf. Und es ist zu hoffen und jedenfalls dringend zu fordern, daß die Regierung einer durchaus berechtigten Volksmeinung und nicht etwa den Wünschen der Spiritus-Interessenten Rechnung tragen werde.

Etwas unbescheidener als die Bitte um einen „kleinen Teil" der reichen Kartoffelernte klingt die Forderung, die Reichsbranntweinstelle möge unverzüglich ausländischen Branntwein und Obstbranntwein einführen. Das fehlte gerade noch, daß wir uns jetzt, wo bei dem niedrigen Kurse deutschen Geldes nur das Notwendigste, aber auch nur das Allernotwendigste eingeführt werden darf, im Auslande Getränke kaufen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die im günstigsten Falle nicht den geringsten Nutzen bringen, wohl aber unserm Volke unermeßlichen Schaden zufügen können. Man wird auch dieser Bitte gegenüber von unsrer Regierung Einsicht und Rücksicht auf das Gesamtwohl erwarten dürfen. In allen vom Kriege unmittelbar und mittelbar betroffenen Ländern sind die Regierungen darauf bedacht, den Alkoholgenuß ganz erheblich zu beschränken, und von einer Branntweineinfuhr gar ist nirgends die Rede. Wir Deutschen marschieren mit solchen Einschränkungsbestrebungen keineswegs an der Spitze, sondern könnten von unsern Nachbarn, auch von unsern feindlichen Nachbarn, sogar noch manches lernen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Rußland ohne das zu Beginn des Krieges erlassene Alkoholverbot, das im großen und ganzen wenigstens bis zum Ausbruch der Revolution recht gut durchgeführt wurde, nicht so lange uns hätte Widerstand leisten können, wie dies der Fall gewesen ist. Alle Kenner der russischen Verhältnisse sind sich darin einig, daß das Alkoholverbot ein nicht zu unterschätzender Bestandteil der russischen Kriegsrüstung war.

Das möge unsre Regierung beherzigen und weder einen „kleinen Teil" der reichen Kartoffelernte, von der wir nicht das Geringste entbehren können, zur Branntweinherstellung freigeben, noch die Einfuhr ausländischen Branntweines zulassen. Die Alkoholinteressenten aber sollen sich bescheiden. Sie haben vor dem Kriege und noch während des Krieges wahrlich keine schlechten Jahre gehabt. Nun mögen die mageren Jahre kommen. Wer aber an das Wohl der Gesamtheit denkt, kann nur wünschen, daß den Herstellern geistiger Getränke die fetten Jahre nie wiederkehren. **Vortrupp.**

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Dürerbund-Flugschriften.

Nr. 168: **Greyerz, Dr. O. von:** Deutsche Sprache in der Schweiz. 40 Pf.

Nr. 169: **Popp, Dr. Josef:** Der kunstwissenschaftliche Unterricht, insbesondere auf den Hochschulen und Kunstschulen. 30 Pf.

Nr. 170: **Högg, E.:** Helden-Ehrung. 60 Pf. Verlag Georg D. W. Callwey, München.

Wiese, Leopold von: Der Liberalismus in Vergangenheit und Zukunft. Verlag von S. Fischer, Berlin.

Huch, Ricarda: Der Fall Deruga. Verlag von Ullstein & Co., Berlin, Wien. M. 3.

Aner, Pfarrer Lic. Karl: Hammer oder Kreuz? 1. Heft der Hohohmschen Schriftenreihe „Die Volksaufklärung". Verlag von Eugen Diederichs, Jena.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Zwecks einer geographischen, beruflichen und Alters-Statistik bitten wir jeden einzelnen Vortrupp-Bezieher, sich die Mühe zu machen, uns möglichst umgehend auf der dieser Nummer beigefügten Postkarte mitteilen zu wollen:

1. Seinen vollen Namen.
2. Beruf.
3. Geburtsjahr, Geburtstag, Geburtsort.
4. Seine gegenwärtige Adresse.

(Bezieher im Felde wollen auch ihre regelmäßige oder letzte Heimatsadresse angeben.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 23 1. Dezember 1917

Kriegsmaßregel. Durch die Verfügungen über die Einschränkung des Papierverbrauches sind wir, wie alle anderen Zeitschriften, gezwungen, den Umfang zu beschränken. Damit wir den Inhalt nicht wesentlich zu kürzen brauchen, lassen wir den „Vortrupp" jetzt in kleinerem Druck erscheinen.

Schriftleitung und Verlag des „Vortrupp".

Selbst ist der Mann.

Der Krieg ist uns ein Lehrmeister auf manchem Gebiet. Er zwang, erfinderisch zu sein, und so wurde Großes geschaffen. Es sind aber nicht nur geistvolle Denker und entschlossene Tatmenschen an der Arbeit, Wertvolles und Dauerndes zu schaffen, sondern auch die Schaumschläger und Schlaumeier nutzen Zeit und Gelegenheit aus, um im Trüben zu fischen. — Durch den Krieg wurde unsere Industrie von vielen Auslandsquellen abgeschnitten, die ihr Rohstoffe zugeführt hatten, andere flossen nur noch spärlich. Da galt es nun, Quellen zu erschließen. Und das ist ihr im hohen Maße gelungen. Es wäre eine große und dankbare Aufgabe, dies einmal zu beleuchten. Es würde das aber über den Rahmen dieser Betrachtung hinausgehen, auch ist dazu heute noch nicht die Zeit. — Eine ausführliche Geschichte der Erfindungen und der Fortschritte auf technischem Gebiete, die der Krieg veranlaßte, kann zudem nur von einer Reihe von Fachleuten geschrieben werden; sie wird Bände füllen. Wenn sie einmal geschrieben wird, so wird die Welt staunen.

Eine umfangreiche Sammlung würde auch daraus werden, wenn man die Taten, Erfolge und Gewinne derer buchen wollte, die mit Schläue, oft auch mit Gewissenlosigkeit aus der Not der Zeit ihren Vorteil zu ziehen suchen. Man braucht nur das Wort „Ersatz", oder gar „Ersatz-Ersatz" zu nennen, sofort steigt die Vielseitigkeit — oder gar Unendlichkeit — einer solchen Sammlung vor uns auf. Damit soll nun durchaus nicht gesagt sein, daß es sich hierbei immer um „unreelle" Sachen handelte; auch hier hat die Not zuweilen im guten Sinne erfinderisch gemacht. Aber es ist auf diesem Gebiete doch viel unsauberes Zeug ins Kraut geschossen. Eine solche Sammlung würde also viele traurige Kapitel enthalten. Auch diese werden vielleicht einmal geschrieben werden, wenn die „Ersatz"-Zeit zu Ende ist. Das kann aber noch etwas dauern.

Ich habe mein Ziel nicht so weit gesteckt. Diese schwere Zeit ist aber auch der Land-, Garten- und Hauswirtschaft ein Lehrmeister geworden, und ich meine, es ist recht lehrreich und unterhaltend, in diese Betriebe einen Blick hinein zu werfen. Es bieten sich da eigenartige und freundliche Bilder.

Die Landwirtschaft ist zu hohen Ehren gekommen, und der Grund und Boden, sofern er sich beackern und bebauen läßt und Erträge verspricht, ist wertvoll geworden. Der Wunsch „Selbsterzeuger" zu sein, und gelte es auch nur eine Mahlzeit Erbsen oder ein paar Zentner Kartoffeln, geht durch alle Bevölkerungsschichten. Fabrikherren und Fabrikarbeiter bauen in ihren so ver-

schiedenartigen Gärten ihr Gemüse. Geheimräte und Handwerksmeister, die früher über die „Bergmannskuh" weit hinwegsahen, sind zu Ziegenhaltern geworden. Vor dem Kriege wurde dem Städter alles, was er brauchte, ins Haus gebracht, und dem Landmann wurde angeboten, was er für seine Wirtschaft und sein Vieh gebrauchte. Der Handel sorgte dafür, daß alles da war. Das wurde mit dem Kriege anders. Zunächst waren noch die Vorräte da. Immer mehr aber mußte das ganze Land sich auf die „Selbsterzeugung" einrichten, in erster Linie die Landwirtschaft.

Das galt im Großen und im Kleinen. Was zur menschlichen Ernährung notwendig war, wurde mit Beschlag belegt, das mußte der Landmann für die Allgemeinheit hingeben. Daß ihm d a s nicht mehr gehöre, was er selbst auf seinem eigenen Grund und Boden gebaut hatte, war ein Gedanke, der schwer Eingang fand bei manchem alten, kernfesten Bauern. Und daß seinen Pferden, die im schweren Tagewerke ihm halfen, das Korn in die Erde und in die Scheune zu bringen, ein so karges Futter von den Behörden zugewiesen wurde, war hart für ihn. Es ging eben alles nicht mehr nach seinem Kopfe, er war nicht mehr der Herr auf seiner Scholle, und in seiner Wirtschaft mußte er umlernen, von Grund auf.

Das mußten wir freilich alle. Wir mußten uns begnügen mit dem, was die Landwirtschaft und der Gartenbau an Nährstoffen lieferten. Das Meer gab uns etwas Zukost, aber das meiste und wichtigste mußte doch aus dem Lande kommen, mußte die Mutter Erde uns geben. Kein Wunder also, daß sich viele Hände ihr zuwandten, die früher kaum mit ihr in Berührung gekommen waren. Auch sie mußten lernen und umlernen. Das Erlernte soll aber nicht vergessen werden; wir werden manches davon auch in Zukunft gebrauchen. Dafür hier ein paar Beispiele.

„Sie sind gut durch den Winter gekommen", so sagte man früher auf dem Lande, wenn man einen Bekannten traf, der einen Vorrat von Speck mit sich am Leibe herumtrug. Diese Redensart bezog sich eigentlich auf das Rindvieh. Wenn die Kühe nämlich im Frühjahr auf die Weide hinausgetrieben wurden, so waren sie bei der vor 40 Jahren üblichen Winterfütterung mit Heu und Stroh meist recht mager und kraftlos; es kam sogar vor, daß einige unterwegs liegen blieben. Es war etwas Besonderes, wenn die Kühe im guten Futterzustand durch den Winter gekommen waren. Später kam die Zeit der Genossenschaftsmeiereien, der höheren Butterpreise, der besseren Ausnutzung der Milch, kurz der Aufschwung in der Landwirtschaft. Nun wurde der Fettgehalt der Milch gemessen und bewertet. Diesen zu steigern, wurde eine besondere Wissenschaft. Neben dem Kuhstall fand man verschiedene Säcke mit verschiedenartigem Inhalt, die diesem Zwecke dienten. Ohne „künstliche Futterstoffe" gings gar nicht mehr. Es wurde viel Geld dafür ausgegeben. Die Magermilch aber bekamen die Schweine.

Nun ist das alles anders geworden. Palmkern- und Erdnußkuchen und vieles andere verschwand. Man war auf die einheimischen Futterstoffe angewiesen; die Rübe mußte „Ersatz" liefern für das, was man vom Auslande bezogen hatte. Die Magermilch aber ging zum größten Teil in die Städte, und dort lernte man erkennen, daß die früher von so vielen verachtete „blaue Milch" ein gutes Nährmittel ist. Auch der aus solcher Milch hergestellte Käse — früher Lederkäse genannt — wurde begehrt, namentlich, wenn er als „dänischer Halbfettkäse" angepriesen wurde. Nun soll beileibe nicht gesagt werden, daß dieser Zustand für den Landmann und den Städter ein befriedigender ist. Es muß wieder anders und besser werden! — Aber so stark wie früher wird mancher Landmann doch nicht wieder mit ausländischen Futterstoffen arbeiten; sie werden zudem auch sehr viel teurer werden. Und der Städter wird auch nicht mehr so anspruchsvoll sein wie früher. Beide, Erzeuger und Verbraucher, haben etwas gelernt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es wird also wohl sobald nicht wieder soviel Milch in den Schweinemagen wandern. Die Schweinezucht hat sich übrigens auch in dieser Zeit anders gestaltet, als früher. Die „Fettschweinfabriken" sind verödet; sie wurden oft betrieben von Leuten „ohne Ar und Halm", die selber nichts erzeugten, sondern alle Futtermittel kauften. Auch die Schweineställe der Landleute sind entvölkert. Früher wurde Massenmast und Schnellmast betrieben; auch die Landleute kauften Gerste und Mais für ihre Schweine in großen Mengen. Als man vom Auslande das alles nicht mehr bekommen konnte, mußte man zum ganz alten Verfahren zurückkehren: die jungen Schweine wurden zunächst mit Grünfutter, Rüben und Abfall gefüttert, bis sie herangewachsen waren, und dann gemästet. Man trieb die Jungschweine vielfach auch auf die beim Hause gelegene „Toft", wo sie dann wühlten und grasten. Auch in den Wald trieb man sie stellenweise, wie in alten Zeiten, wo die „Waldmast" in den ausgedehnten Wäldern Schleswig-Holsteins den Landes- und Gutsherren bedeutende Beträge lieferte. Das Fettmachen wird aber immer schwieriger, weil die Stoffe, die dazu dienen, für die unmittelbare Ernährung der Menschen notwendig sind. Wir haben es lernen müssen, uns mit weniger Fleisch und Fett zu begnügen, und es wird auch nach dem Kriege der Überfluß von früher sobald nicht wiederkehren. Dieser läßt sich nur erzielen, wenn Geld, viel Geld dafür ins Ausland geht. Ob es nun sieben magere Jahre werden, wie zu Pharaos Zeiten, oder — hoffentlich! — weniger, das wissen wir nicht; hüten wir uns aber auch vor den zu fetten Jahren. —

Ob unsere Landwirtschaft imstande ist, unseren Fehlbedarf an Fett durch vermehrten Anbau von Ölfrüchten zu decken, ist eine zweite Frage, die erwogen werden muß. Jedenfalls könnte manches in dieser Richtung geschehen. Wo z. B. heute Hopfen und Tabak wächst, könnten wohl Ölfrüchte gedeihen. Früher brachte sie uns der Handel in mancherlei Gestalt aus dem Auslande. Das führte dazu, den einheimischen Anbau zu verringern. Vor 30 Jahren sah man viel häufiger im Sommer Raps- und Rübsenfelder in ihrer goldgelben Pracht. Das herrliche Blau der Flachsfelder, die den Leinsamen lieferten, ist aber aus dem norddeutschen Landschaftsbilde nach und nach ganz verschwunden. Im letzten Sommer wurde wieder mehr Raps angebaut; da hatten die Bienen in der Umgegend eine gute Zeit. Doch davon später. —

Der Flachsbau ist nicht so leicht wieder hoch zu bringen. Es fehlen da zu viele Vorbedingungen. Zerfallen und abgetragen sind die Röstöfen (Brakkuhlen), die in der Nähe der Dörfer aus den Knicks aufragten. Der Holzwurm hat die Brechladen und die Vorrichtungen zum Hecheln und Schwingen zerstört; einige sind auch in die Museen gewandert. Die Kinder sehen sie und fragen: „Mutter was ist das?" Manche Mutter schüttelt den Kopf: sie weiß es nicht. Ihre Mutter oder Großmutter aber kannte sie; die konnte vielleicht noch spinnen. Heute gibt es nur wenige Frauen, die noch spinnen können. Auf dem Lande trifft man noch hier und da eine alte Frau, die es kann; sie hat jetzt das Spinnrad vom Boden geholt und spinnt Wolle vom Wocken. (Vielleicht stammt die Wolle aus Rumänien; hierzulande ist sie äußerst knapp.) Das Spinnrad surrt, ihr gleitet — fein und eben — der Faden zwischen den hageren Fingern hindurch, und sie gedenkt ferner, längst vergangener Zeiten. Lieber freilich spänne sie Flachs als Wolle. Und sie erzählt, wie sie als Kind schon Flachs zum eigenen Leinenzeug spann. Aber der wird ihr so leicht nicht wieder vor die Finger kommen. — Oder sollte der Krieg die Leute auf dem Lande auch da wieder zu „Selbsterzeugern" machen? Es ist nicht ausgeschlossen.

Das Halten von Schafen war auch sehr aus der Mode gekommen. Sie waren so unbequeme Kostgänger: sie zwängten sich durch jeden Zaun. Auch wurden sie oft von Hunden gejagt und zerrissen. Wessen Hund das gewesen war, kriegte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man aber selten heraus. Der Schafhalter hatte also den Schaden zu tragen. So ließ man die Schafzucht eingehen, nur hier und da sah man noch eins oder zwei, weil die Alte, die auf dem Altenteil saß, Wolle zu verlangen hatte und von ihrem Recht nicht abging. Im übrigen kaufte man Wolle und Strümpfe im Laden, das war bequem, und wir hatten das Geld dazu. — Diese Zeit der Wollknappheit bringt aber wieder Schafe ins Land. Sie werden gekauft obwohl sie viermal mehr kosten als früher. Zu „Dreschächt" und anderem „eigengemachten Zeug", wie es im vorigen Jahrhundert noch die Männer auf dem Lande trugen, wird die Wolle zwar nicht reichen, aber die Frauen werden wieder Strümpfe stricken. Eine ganze Kette von „Selbsterzeugern" ist also da im Entstehen.

Mehr einheimische Faserstoffe! So lautet die Forderung der Zeit. Es muß auch mehr Hanf gebaut werden. Man sah in diesem Sommer in Schleswig-Holstein schon vereinzelt Felder, wo man verwundert fragte: „Was ist denn das?" — „Hanf", war die Antwort. Vielleicht wird der Hanf dann auch einer anderen Pflanze Gelegenheit geben, hoch zu kommen. Unsere Feldgrauen erzählen, daß man in Rumänien weiße Bohnen zwischen den Hanf setzt; diese ranken sich dann an den Hanfstengeln auf und geben reichen Ertrag. In Deutschland ist Mangel an Hülsenfrüchten, namentlich an Bohnen und Erbsen. Früher sandte sie uns das Ausland. Wir werden sie in erhöhtem Maße im Garten und im Felde anbauen müssen, um einen möglichst großen Teil unseres Bedarfs zu decken.

Das gleiche gilt für das Gemüse im allgemeinen, einschließlich der Wurzelgewächse. Ich will von den Steckrüben nicht viel reden, denn an ihnen hat mancher Deutsche sich im vorigen Winter leid gegessen. Aber sie hat uns doch durchhalten helfen, und es ist gut, es ist ein großes Glück für uns gewesen, daß der liebe Herrgott der Steckrübe, g e r a d e d e r S t e c k r ü b e die seltene Fähigkeit mitgegeben hat, viel Frost vertragen zu können. Sie ist wohl die einzige derartige „Frucht", die das aushält. — — Der Gemüseverbrauch ist in den letzten Jahren sehr gestiegen. — „Der Not gehorchend ....", ich weiß es wohl. Aber mancher hat sich nun daran gewöhnt, und er hat gefunden, daß ihm diese Kost — weniger Fleisch und mehr Gemüse — gut bekommt. Holland hat uns mit Gemüse ausgeholfen, es ist aber auch bei uns überall mehr angebaut worden, namentlich auf dem Felde. Man sah große Flächen mit Weißkohl bepflanzt, in Gegenden, wo sonst nur Getreide im Winde wogte oder Vieh weidete. Man sah auch kleinere Feldstrecken mit Gemüse bebaut: Kohl von allen Arten, Wurzeln und Zuckerrüben. Der Garten der Bauern hatte nicht mehr ausgereicht für den steigenden eigenen Bedarf an Gemüse, nun hatte man ein Stück Ackerfeld dafür verwendet. Dort gedeiht es besser, als im Garten, wo seit Jahrzehnten und Jahrhunderten Gemüsebau betrieben wurde, wenn auch in wechselnder Fruchtfolge.

Namentlich aber hat in der Nähe der Städte der Gemüse- und Kartoffelbau eine starke Vermehrung erfahren. Was sind da für eine Menge Menschen der verschiedensten Stände zu „Selbsterzeugern" geworden! Man lernt es auch immer besser, Gemüse und Obst zu trocknen, um es für den Winter aufzubewahren. Die Städte und Kreise, die Gemeinden und einzelnen Haushaltungen haben Trockenanlagen und -schränke in Betrieb gesetzt. Auch einzelne Brauereien, die sonst Nährwerte zerstörten, haben sich in dieser Weise nützlich gemacht. Und zu welch einem Segen ist mancher Familie ein Stückchen Land geworden! — Man muß sich allerdings hüten, hier z u hoch gespannte Hoffnungen zu erwecken; wer mitten drin steht in diesen Arbeiten, der weiß das. Aber mit Freude und Stolz hat doch mancher seine Gartenerzeugnisse heimgetragen, wenns auch wenig war und ihm teuer zu stehen kam. Mancher fleißige und erfahrene Schrebergärtner hat auch gute und billige Erträge aus seinem Stücklein Land erzielt. Mehr noch! Etwas Neues und Schönes ist in das Leben vieler Männer und Frauen gekommen. Aus

Rauch und Staub und Schreibstubenluft und Kneipendunst kamen sie heraus, die Haus-, Küchen- und Kindersorgen ließen sie zurück im vierten Stock und fanden ein Arbeitsfeld, das Freude und Erholung bot. Sie lernten den Erdsegen kennen. Und die Großstadtkinder entdeckten da draußen Wunder über Wunder, von denen man in den engen Höfen und auf den Steinstraßen nichts wußte. Dies innere Erleben war für Groß und Klein nicht das Geringste, was das Streben, „Selbsterzeuger" zu werden, mit sich brachte.

Oftmals kamen die Gartenabfälle und die Unkräuter der Kleintierzucht zugute. In Haus und Stall manches „kleinen Mannes" auf dem Lande sind Ziegen und Kaninchen eingezogen. Auch in und bei den Städten sieht man mancherlei Kleintiere in den Parkanlagen und Schrebergärten. Nicht immer wird die Tierhaltung mit gutem Nutzen betrieben, nicht selten ist sie sogar sehr unwirtschaftlich. Man trieb sie oft nicht aus Freude am Tier, sondern nur um etwas von ihm zu haben. Dabei führte dies Bestreben, recht viel zu haben, dazu, viele Tiere zu kaufen und zu „züchten"; zu spät merkte man dann den Schaden. Man konnte sie nicht ordentlich pflegen und nicht Futter genug für sie alle heranschaffen. Die Ziege gab dann wenig Milch. Die Hühner legten keine Eier usw. Die Bienen suchten selbst Nahrung für sich, für ihren Staat und für ihre Nachkommen; aber nicht immer blieb für den Menschen viel übrig. Das Bestreben, „Selbsterzeuger" auch für Honig zu werden, schuf auch Bienenväter, die ihren Aufgaben nicht gewachsen waren, oder denen es an Zeit fehlte, auf ihre Völker zu achten. Die Nachfrage nach Bienenvölkern war groß; ihr Preis stieg um das Drei- und Vierfache gegen früher. Man trieb nur noch selten „Raubbau", indem man, um den Honig zu bekommen, die Bienen tot schwefelte; sie waren jetzt kostbar geworden, sie wurden eben lebend „umquartiert". — Die Imkerei lohnte sich wieder, und die Bienenzucht hob sich sehr. Das Honigsammeln ist aber nur ein Teil des nutzbringenden Tuns der Bienen. Ebenso wichtig — mancher sagt: noch viel wichtiger — ist, daß sie zur Befruchtung der Nutzgewächse beitragen. Und da bedingt eins das andere.

Der Buchweizenbau war in vielen Gegenden Deutschlands sehr zurückgegangen; man konnte den Buchweizen und die Buchweizengrütze ja überall kaufen, und das war viel bequemer. Sie wurde auch weniger gegessen als früher, wo sie auf dem Lande morgens und abends auf dem Tische stand. Es gab statt dessen Kaffee, oder man aß Reis. — Der Krieg brachte auch da manche Änderung. Die Buchweizengrütze wurde ein Leckerbissen; der Landmann, der Saat bekommen konnte, säte wieder ein Stück Land mit Buchweizen an. Im Hochsommer sah man die weiß-rötlichen Streifen zwischen den gelben Kornfeldern prächtig hervorleuchten. Und wer näher kam, der hörte das Summen der Bienen, die zu Tausenden und Abertausenden von Blüte zu Blüte flogen; der spürte den Honigduft, der vom Blütenfelde aufstieg. Gerade der Buchweizen „honigt" vorzüglich, und er blüht lange. Er bringt dem Imker die letzte, oft die beste Honigtracht. Die Bienen aber helfen dazu, daß die Blüten nicht taub und leer bleiben, sondern Frucht ansetzen: sie nehmen und geben.

Das gilt auch für die Obstblüten und für den Obstbau. „Sie werden sehen, daß Ihre Bäume gut tragen, wenn Sie viele Bienen haben", sagte mir ein erfahrener Bienenvater. Das machts aber allein nicht. Wir Deutsche müssen für den heimischen Obstbau mehr tun als bisher. Es müssen mehr Bäume angepflanzt werden und auch mehr Beerensträucher; nament ich muß auf gute und haltbare Apfelsorten mehr Wert gelegt werden. Dann müssen diese besser sortiert, aufbewahrt und verpackt werden, als das bisher in der Regel geschah. Die Verbindung zwischen Erzeuger und Verbraucher muß besser werden. — Aber die Verbraucher in den Städten müssen auch ihr Teil tun. Sie müssen das Vorurteil

abtun, daß das amerikanische Obst besser sei, als das einheimische. Jedenfalls müssen sie Äpfel kennen und unterscheiden lernen. Es gibt deutsche Apfelsorten in großer Auswahl, die wahrlich nicht von den „Amerikanern" übertroffen werden. Es herrscht Obstknappheit jetzt, es ist aber auch noch nie die Nachfrage nach frischem und getrocknetem Obst, Obstmus und -säften so groß gewesen, wie in den letzten Jahren. Jedenfalls wird auch nach dem Kriege viel mehr Obst verlangt werden, als früher. Es muß daher für die Obstbaumzucht mehr getan werden, damit Deutschland seinen Bedarf sobald wie möglich selbst decken kann.

Der „Mann mit den Heidebesen" zieht wieder durch's Land, wie vor langen Jahren, als die Piassava noch nicht da war; auch Schrubber macht er, und es gibt wieder Birkenbesen für die Wirtschaftsräume. Man findet, daß sie gut sind, und man wundert sich, daß sie so gut sind.

Freilich wird die Heide zurückgedrängt werden müssen, auch anderes mageres und erschöpftes Land wird ertragreich gemacht werden müssen. Dazu muß man die städtischen Abwässer, die jetzt vielfach vergeudet und zum Schaden verwendet werden, mehr heranziehen. Der Kalibedarf für unsere Felder kann im eigenen Lande reichlich gedeckt werden. Stickstoff führten wir vor dem Kriege für viele Millionen im Chilisalpeter ein. Der Krieg hat die deutsche Stickstofferzeugung hoch gebracht, sie übertrifft bereits die Einfuhr der letzten Jahre, sie wird in Zukunft dazu dienen, unsere Nährmittelerzeugung zu vermehren. Das Geld, das für Chilisalpeter ins Ausland ging, wird im Lande bleiben.

Früher bestellte der sorgsame Hausvater im Herbst seinen Bedarf an Kohlen und Koks, und wenn der Winter da war, lag der Vorrat im Keller. Nun kam aber die Kohlenknappheit. Da erinnerte sich mancher Mann, daß sein Vater oder Großvater noch selbst Torf gemacht hatte. Er wußte auch, wo. Häufig freilich waren diese Stellen verschüttet, aufgehöht und zu Wiesenland gemacht worden. Man sah aber doch im letzten Sommer da und dort, wo in der Niederung Schilf und Binsen wachsen, die Torfstreicher an der Arbeit, die Kinder „kanteten" und „ringelten", und die Hausmütter werden wieder einen — allerdings bescheidenen — Vorrat von dem Feuerungsstoff haben, der vor einem Menschenalter vielen Leuten auf dem Lande und auch in den Städten im Winter eine warme Stube machte. Die Kohle wird immer teurer werden; man wird daher in Zukunft wahrscheinlich mehr an die Ausbeutung unserer Großmoore herangehen und aus ihnen Torf oder — Elektrizität ins Land schicken.

Es ließe sich mehr Kohle sparen, es könnte auf mancherlei Weise mehr Kraft und Licht gewonnen werden, wenn man Wasser und Wind .... doch da komme ich schon aufs technische Gebiet, und ich wollte doch bei der Mutter Erde bleiben.

Es läßt sich ihr noch viel — viel mehr noch als bisher! — abgewinnen durch bessere Ausnutzung des Bodens, durch Urbarmachung, durch Siedlung, durch Garten- und Obstbau und Kleintierzucht und anderes. Es muß aber mit Ernst und Sachkenntnis geschehen. Man mag jetzt und später dem Auslande gegenüber gesinnt sein, wie man wolle, soviel muß gelten: „Selbst ist der Mann!"

Dazu gehört auch, daß wir im Großen und im Kleinen dahin streben, so viel wie möglich zu „Selbsterzeugern" zu werden. Wir müssen das nach dem Kriege tun, schon damit wir „etwas haben", um unsere Valuta wieder hoch zu bringen, um wieder geradevor und hoch zu kommen. Dazu müssen wir alle nach besten Kräften beitragen: wir müssen sparen, den Kopf gebrauchen und die Hände regen!

Georg Asmussen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wider die Stadt.

Wenn Menschen alt und grämlich werden, wenn Krankheit und mancherlei Gebrechen ihnen das Leben zur Last machen wollen, dann kommt es wohl leicht, daß sie mit Wehmut der sonnigen Jahre ihrer Kindheit gedenken, da sie voll Unschuld und Sorglosigkeit in einen heiteren, endlosen Tag hinein spielten und um nichts auf der weiten Welt die geringsten Gedanken noch Not sich bereiteten. Also geht es den Völkern. Auch sie waren jung und werden alt, und es packt sie letztlich die Furcht vor dem ruhmlosen Greisentod. Dennoch besteht ein Unterschied. Der Niedergang der Völker ist weniger abhängig von dem absoluten Maß der Zeit ihres Bestehens, als von dem relativen Maß der Schnelligkeit, mit welcher sie das in sich aufnehmen, was wir mit den Wörtern Kultur und Zivilisation zusammenzufassen pflegen. Nehmen wir als Beispiel den germanischen und den slawischen Volksstamm, wie sie in ihrer größten Stärke sich im Deutschen Reiche und Rußland verkörpern — welch gewaltige Unterschiede bieten sich uns dar, mögen wir den allgemeinen Kulturzustand, den Verbrauch der Kräfte oder das Wachstum der Völkerzahl betrachten. Sind die Slawen ein soviel jüngeres Volk als wir, daß uns darum die Jahre zu drücken beginnen? Es ist nicht so, die Slawen sind gleichen Alters wie wir, und nur innere Ursachen können die gewaltige äußere Verschiedenheit in der heutigen Gestalt dieser beiden großen Stämme herbeigeführt haben.

Es ist bekannt, daß die Germanen und Slawen gemeinsamen Ursprungs sind. Wenn wir der vorgeschichtlichen Forschung folgen, sehen wir um den Beginn des dritten Jahrtausends v. Chr. beide Stämme mit einer großen Zahl anderer zusammen noch in einem umfassenden „indogermanischen Urvolk" einbegriffen. Aber es ist in mancherlei Hinsicht wichtig und lehrreich, zu wissen, daß dieses Urvolk, das damals irgendwo in Mitteleuropa oder Westturkestan vor unseren Blicken auftaucht, nach dem Urteil der Wissenschaft selbst damals keine einheitliche Rasse im anthropologischen Sinne gewesen ist, sondern daß es schon damals ein Mischvolk verschiedener Rassen war, wie auch die Teilstämme, die aus der indogermanischen Wurzel entsprangen, durch alle Zeitläufte hindurch wieder und wieder unter sich und mit fremden Rassen, teils Ureinwohnern eroberter Gebiete, teils aber auch erobernden Eindringlingen, die verschiedensten Mischungen eingegangen sind. Wiewohl also weder nach dem Alter, noch nach anthropologischen Merkmalen die Slawen in ihrem Ursprung von den Germanen verschieden sind, so ist nicht zu leugnen, daß dennoch bereits in vorgeschichtlicher Zeit sich wenigstens in der Lebensgestaltung beider Stämme beträchtliche Abweichungen feststellen lassen. Es erfolgte eine in Kultur und Sprache ausgedrückte Sonderung eines großen Weststammes von einem solchen des Ostens. Erfahren wir nun des weiteren, daß die östliche Hälfte fast ausschließlich von Viehzucht, die andere von Viehzucht und Ackerbau lebte, so erkennen wir schon für jene frühe Zeit die bis in unsere Tage gebliebene Merkwürdigkeit, daß sich im Westen Europas die Menschen immer mehr zusammendrängen, bis sie schließlich in den Städten eingepfercht und etagenweis geschichtet übereinander hausen, während im Osten die Menschen nach Raumgewinn streben, um die weitesten Landstrecken zunächst nur weidend, erst später auch ackernd zu besiedeln. Im Westen ballen sich die Menschen zusammen, pressen sich äußerlich wie innerlich in immer festere Systeme, indes im Osten alles locker und lose bleibt und bis auf den heutigen Tag noch der großen Organisation harrt, die zum restlosen Ausdruck dessen, was die große Masse bewegt, doch wohl nötig zu sein scheint.

Sind nun die Slawen als Stammesgruppe nicht jünger als wir, ja selbst als die Römer und Griechen, warum denn mußten diese so früh verblühen, kaum daß sie ihre Kraft und Schönheit entfaltet hatten? Warum liegt Frankreich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jetzt schon im Sterben, und warum endlich müssen auch wir uns bereiten, der gleichen Gefahr zu begegnen? Ist es nicht das Alter an sich, dem die Völker unterliegen, ist auch kein Rassenunterschied der Grund für ihre verschiedene Lebensdauer, so muß man schon die Gesamtheit unseres bewußten und unbewußten geistigen Strebens, unsere Kultur und Zivilisation selber, als die alleinige Gefahr für die Widerstandskraft der Völker bezeichnen. Einer Spinne gleich fängt die Kultur uns in ihr listiges, feingesponnenes Garn, saugt uns aus und läßt uns ruhmlos fallen, um danach auf eine andere Beute zu fahnden.

Wie aber kommt es, daß die Kultur das eine Volk wie ein schnelles Fieber ergreift und es in einer kurzen Spanne der Zeit auszehrt, während ein anderes mit arglosen Schritten in ewiger Jugend zu wandeln scheint? Bei der nahen Verwandtschaft der hier in Betracht gezogenen Völker kann man kaum von einer sehr verschiedenen Kulturfähigkeit sprechen, daß darin der Grund liegen könnte. Scheinbar ist der erste Urheber ein geographischer Faktor, der aber sehr bald physiologisch assimiliert wird. Wie schon erwähnt, unterschied sich bereits in der frühesten vorgeschichtlichen Zeit, über die wir nur eben noch dunkle Kunde aus Kulturfunden und Sprachstudien gewinnen können, der Osten jenes Gebietes, in dem das hypothetische indogermanische Urvolk lebte, vom Westen und Süden durch die besondere Vegetationsform. Die Steppennatur des Ostens forderte zur Viehzucht auf, indes der Westen und Süden als ein Waldland zur Beschaffung pflanzlicher Nahrung einlud und dadurch die Wurzel des Ackerbaus in sich trug. Nun ist es klar, daß der Viehzüchter des Ostens viel mehr Raum für sich beanspruchen mußte, als der ackerbautreibende Westindogermane. Die vorwiegende Viehzucht trieb die einen voneinander, während der Ackerbau die anderen zusammenschloß, schon weil man zur Rodung der gewaltigen Wälder gegenseitiger Hilfe bedurfte, aber auch, weil der direkte Bodenertrag weit mehr Menschen ernährte, als es die indirekte Nutzung des Landes durch Viehzucht vermochte.

Der Westen und Süden Europas, der einst überall Wald getragen hat und darum in seiner durch Bodenbeschaffenheit und Klima bedingten Ergiebigkeit schon die Riesen der Pflanzenwelt dicht an dicht hatte gedeihen lassen, er gab nach der Rodung und Urbarmachung des Waldlandes auch den Menschen Nahrung genug, daß sie nah beieinander wohnen konnten. Da nun aber für das geistige Wachstum eines Volkes, also auch für die Zunahme seiner Kultur und Zivilisation, nichts so wesentlich und notwendig ist, wie gegenseitiger Austausch der Gedanken und die damit verbundene gegenseitige Anregung und Befruchtung, so ist leicht zu ersehen, daß solch geistiger Austausch dort am lebhaftesten vor sich gehen mußte, wo die Menschen am dichtesten beisammen wohnten. Daher kamen die Westindogermanen schon in früher Zeit in ein so sehr viel schnelleres Tempo der Entwicklung als die einsamer und lockerer lebenden Stämme des Ostens. Als dann der fortgeschrittene Ackerbau im Verein mit einem regen Handelsverkehr es möglich machte, eine beträchtliche Zahl von Menschen ganz der Bodenbestellung zu entziehen, sie zur besonderen Pflege des Handwerks, des Handels, der Religion, der Kunst und auch der Wissenschaft in Städten beieinander wohnen zu lassen, da war mit der Entstehung eben dieser Städte die Möglichkeit zur intensivsten Entfaltung menschlichen Geisteslebens gegeben.

Bei der Schwierigkeit des Landhandels infolge der Unwegsamkeit und der geringen Beförderungsmittel gegenüber dem leichten Wasserverkehr ist es natürlich, daß der kulturelle Zusammenschluß zur Stadt im Süden Europas sehr viel früher erfolgen mußte als im Westen oder gar in unserer deutschen Mitte oder schließlich im Osten, zumal auch der Ackerbau dort klimatisch am meisten bevorzugt war. So erleben wir in dem über eine reich gegliederte Küste und über eine Unzahl von Inseln verbreiteten Volke der Griechen, daß die Städte wie Pilze

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus der Erde schießen. Ja, in der Zeit, als die Griechen beginnen, eine geschichtliche Rolle zu spielen, sind die Städte überhaupt schon das Wesentliche ihrer gesamten Kultur und Macht. Während die Germanen, als sie zu einer sehr viel späteren Zeit in die Geschichte eintreten, noch durchaus ein Bauernvolk sind, in dem auch die Könige und Heerführer noch ihren eigenen Acker bestellen, sind die griechischen Reiche des klassischen Altertums allein in ihren Städten repräsentiert und zusammengefaßt. Dort sammelt sich der Adel der Geburt und des Geistes, dort sinnen die regsten Köpfe über immer neuen Gedanken und schöneren Ausdruck, dort fließt der Reichtum der ganzen damals bekannten Welt zusammen, dort ist das alleinige Zentrum der Macht und des Ansehens, dort auch wohnen die Götter in wahrhaft königlichen Palästen. Mit den Griechen wanderte die Stadt gen Westen, sich Italien und Südfrankreich zu erobern, Handel und Wissenschaft zu verbreiten, und um zugleich auch den Wald vor einer intensiven Bodenkultur überall dahinschwinden zu lassen. Denn als die ersten Griechen Italiens Küste betraten, staunten sie über den dichten Waldwuchs des neuen Landes und berichteten ähnlich, wie um Jahrhunderte später die Römer aus dem fernen Germanien. Ohne die Erfindung der Stadt hätte sich nie auf so engem Raum so viel Größe, Macht, Reichtum und Glanz entwickeln können, wie es im alten Griechenland und später in Rom der Fall war. Aber wir können nicht umhin, in der Stadt auch die Ursache des frühen Verfalls dieser Reiche zu suchen. Hier drängten sich die Geister zusammen, einander befruchtend und die Kraft zu unerhörten Leistungen erzeugend. Die Jugend wuchs leicht und natürlich in die Ideen der Alten hinein und wieder auch darüber hinaus; es jagte ein Problem das andere, die Gedanken überstürzten sich förmlich, und der Körper kam aus seinem inneren Gleichgewicht heraus, das immer ein festes Maß rein körperlich vegetativen Lebens neben dem intellektuellen beansprucht. Man möchte behaupten, das ungezügelte, prasselnde Feuer des Geistes habe seinen eigenen Leib verbrannt. So folgt auf die höchste Blüte geistigen Schaffens und politischen, wie auch wirtschaftlichen Lebens der jähe Abbruch und Niedergang. Wie die Städte das Griechentum ausgezehrt haben, so war die Stadt auch Roms Verderbnis, und Paris wird Frankreich zu Tode beherrschen.

Langsam nur und mit großem Widerstreben hat das deutsche Volk die Stadt und ihr geschwindes geistiges Tempo in sich aufgenommen; noch länger haben die slawischen Nachbarn des Ostens gebraucht, einige wenige Städte in ihre Mitte zu setzen. Aber selbst in diesen Städten spielt noch heutigen Tages ihr eigenes Volk im Verhältnis eine gar bescheidene Rolle neben der Zahl der Juden und anderer Fremder. Wohl ist auch in Rußland die vorwiegende Viehwirtschaft mit dem Hang zum ungebundenen Schweifen längst einem mit Fleiß betriebenen Ackerbau gewichen. Aber das Volk hat sich schon in früher Zeit über so große Gebiete verbreitet, daß noch ein großer Zuwachs an Menschen möglich und sogar nötig ist, um die noch vorwiegend extensive Bodenkultur in eine intensive zu verwandeln. Daß die Russen bis heute ein Bauernvolk geblieben sind, darin liegt ihre Kraft und die Gefahr für uns. Denn solange ein Volk in seiner Gesamtheit noch an der Scholle haftet, solange bleibt es mit diesem seinen Grund und Boden ein einheitliches Stück Natur, unwandelbar in seinen Trieben und Neigungen, unwandelbar darum auch in seiner physischen Kraft und Gesundheit. Wie der Boden den Ackersmann zwingt, mit Bedacht hinter dem Pfluge zu schreiten, so wirkt die Feldwirtschaft in allem und jedem wie eine natürliche Bremse, vor zu eiligen Schritten, auch geistigen, bewahrend. Schon immer ist daher das Landvolk konservativ gewesen, „erhaltend" in des Wortes wahrster Bedeutung. Und auch wir Deutsche wissen sehr wohl, daß die letzte Reserve unserer Volkskraft immer noch, und allein, die Landbevölkerung ist.

Vergleicht man nun die Verteilung der Bevölkerung auf Stadt und Land etwa vor 30 Jahren und jetzt, so weiß man, daß die Landflucht gewaltige Maße angenommen hat, und daß auch wir in einer nicht fernen Zeit auf dem Punkte angelangt sein werden, wo das Land nicht mehr den Verbrauch der Stadt zu regulieren vermag. Von dem Augenblick an aber beginnt der langsame Greisentod. Wollen wir diesem Schicksal entgehen, so bleibt nur die eine Möglichkeit, der Stadt den Krieg zu erklären. Das ist ein schwieriges Problem. Die Stadt ist als Energiezentrum, als Sammler aller intellektuellen Kräfte und auch wieder als Organisation ihrer Verteilung etwas so Notwendiges geworden, daß wir sie nicht zu entbehren vermögen. Wir können nicht wieder in ein Kindheitskleid zurückkriechen, um uns einzubilden, nunmehr auch wieder ein Kind zu sein. Alle Entwicklung kennt nur ein Vorwärts; nie kann auch nur ein einziger Schritt zurückgenommen werden. Wir können nicht wieder ein Volk von Bauern werden, wie wir es ehedem gewesen sind. Es ist auch unmöglich, durch Zwangsmaßregeln der Landflucht des Volkes entgegenzuwirken. Wohl aber steht es nicht außer unserer Kraft, die geistigen Vorteile und Notwendigkeiten des städtischen Lebens mit dem physisch erhaltenden Prinzip des Landlebens zu vereinen. Wenn wir zielbewußt dahin strebten, die Stadt als solche nur zur Stätte der Arbeit zu machen und auch nur für solche Arbeit, die unbedingt dort geleistet werden muß, wenn wir hingegen unter Ausnutzung aller modernen Verkehrsmittel das Familienleben nach draußen verlegen, soweit nur eben die Verkehrstechnik es zuläßt, so wäre schon viel gewonnen. Aber der Staat selber müßte die Verwirklichung dieses Gedankens in die Hand nehmen, um private Spekulationen fernzuhalten, die der Idee das Blut aussaugen würden, ehe sie lebensfähig ward. Durch Verlegung der Fabriken aufs offene Land, durch Unterstützung der Gartenstadtbewegung, durch die Möglichkeit des Landerwerbs für Leute des Mittelstandes könnte ein übriges getan werden. Der Städter krankt ja innerlich schon so lange am Heimweh nach dem Lande, dem er einst leichten Sinnes den Rücken gewandt. Das mächtig umsichgreifende Interesse an den Schrebergärten, der wachsende Wandertrieb, die Wandervogelbewegung unserer Jugend, das Aufblühen des Wanderruderns in Sportvereinigungen, die ehemals nur dem Rennsport huldigten, endlich die lebhafte Nachfrage nach kleinen Grundstücken weit von der Stadt, um darauf „Heidehäuser" zu errichten, das alles hätte schon vor dem Kriege genügt, zu beweisen, wie groß und triebhaft, stark und natürlich die Sehnsucht der Städter nach einer Wiedervereinigung mit der Scholle ihres Ursprungs ist. Das allein hätte schon die staatlichen Organe zu lebhaftester Anteilnahme und zu wirksamer Unterstützung veranlassen müssen.

Nun kommen die Wirkungen des Krieges hinzu. Millionen deutscher Städter liegen viele Monate hindurch draußen im Felde und lassen einen Sommer und Winter nach dem anderen um sich her kommen und gehen. Tausende von ihnen gewahren erst jetzt mit Staunen und frommer Ehrfurcht, aus wie unendlich vielen kleinen und großen Dingen sich jener Wunderbau zusammenfügt, den man mit einem Worte die Natur genannt hat. Durch Regen, Wind und Sonnenschein, durch Schnee und Winterkälte, durch die ersten sprießenden Halme des Ackers, durch das erste zart knospende Grün der Blätter an Büschen und Bäumen, durch die drückende Last der sommerlichen Hitze, die doch allein die eine von Millionen Herzen daheim und im Felde erflehte Ernte zur Reife bringt, durch das goldig verträumte Abklingen des Jahres im Herbste — durch dieses alles und noch viel tausend andere Wunder prägt es sich unauslöschlich dem Städter ein, wieviel der einfachsten und natürlichsten Herrlichkeit, geschaffen, auch das bescheidenste Leben reich und schön zu gestalten, er in der steinernen Öde und Enge des städtischen Straßengewirres entbehren muß. Nie wieder wird darum der Staat unsere

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stadtbevölkerung so geneigt und bereit finden, auf Reformen im Sinne der Gartenstadtbewegung einzugehen, wie in der Zeit, die diesem Kriege folgen wird. Nie wieder, wie dann, wird die Gelegenheit so günstig sein, einem inneren Bedürfnis der Beteiligten selber und auch dem allgemeinen Staatswohl entsprechend, durchgreifende Reformen im Städtewesen vornehmen zu können. Mögen die, in deren Hand die Fäden zusammenlaufen, an denen die Schicksale des Volkes hängen, zu rechter Zeit unter den vielen Fragen, die der Erfüllung harren, auch jene in reifliche Erwägung ziehen, wie zum allgemeinen Wohle auch den Heimatlosen der Großstadt wieder an einem wirklichen Fleck Erde neben körperlicher und geistiger Gesundung jene ethischen Kräfte erwachsen könnten, die man die Liebe zum Vaterland nennt.

Curt Schwantes.

Werte und Grundlagen der rhythmischen Erziehung.

Wenn wir uns vorerst einmal darüber klar werden, was die Schule überhaupt zur Aufgabe hat, so werden wir feststellen: Übung und Ertüchtigung aller Kräfte des Körpers und des Geistes, nicht die Bewältigung einer gewissen Stoff- und Wissensmenge, also Qualität, nicht Quantität. Das ist die Forderung aller modernen Schulmänner. Doch selbst die Reaktionäre des Schullebens haben sich gelegentlich des Streites um das Reichsjugendwehrgesetz auf den Standpunkt dieser Forderung gestellt, indem sie die Nutzlosigkeit der Stoffanhäufung im Unterricht betonten, wie Rudolf Leonhard mit feinem Stich in seinen Bemerkungen zum Reichsjugendwehrgesetz darstellt (Verlag Heinz Barger, Berlin).

Wenn es uns aber auf den Stoff nicht mehr ankommt, sondern nur auf die Übung der Kräfte, also auf Erziehung zum geistigen und körperlichen Arbeiten, nicht auf die Aneignung eines umfassenden Wissensstoffes, so können wir doch getrost alle Realien, überhaupt alle Unterrichtszweige, die sich mit der Einprägung eines Stoffes befassen, fürs erste beiseite lassen und einen einheitlichen Stundenplan schaffen, auf dem nichts weiter steht als: Übung der geistigen und körperlichen Kräfte.

Solche Arbeit kann nur geleistet werden auf dem Gebiete der sogenannten Ausdruckskultur. Der Ausdruck ist nämlich das Mittel, sich zum Bewußtsein seiner geistigen und körperlichen Kräfte zu bringen, deren Leistung zu erproben, und nach einer vollbrachten Leistung uns anzuregen und anzuspornen, eine schwierigere zu versuchen und anzustreben. So gibt uns der Ausdruck die Erkenntnis unseres seelischen Niveaus und hebt uns zugleich auf ein höheres Niveau. Wir wissen es ja alle: Wenn wir uns über eine uns noch unklare Sache einem anderen gegenüber auszudrücken versuchen, so wird uns selbst die Sache klar. Wir erkennen erst die besonderen Reize einer Landschaft, wenn wir sie malend oder zeichnend auszudrücken versuchen. Der Ausdruck erhebt, befreit uns von der Sache; wir können auf der durch den Ausdruck neu gewonnenen Grundlage weiterarbeiten. Goethe befreite sich von dem Druck eines Erlebnisses, indem er das Erlebnis dichterisch darstellte.

Die erziehliche Eigenschaft des Ausdrucks ist unverkennbar. Die höchste Form des Ausdrucks ist also das beste Erziehungsmittel. Diese höchste Form ist aber nicht die Sprache, nicht die Schrift, nicht das Zeichnen, nicht das Malen, sondern Musik und Ausdrucksbewegung, oder, wie ich beides zusammen nennen will: Rhythmische Ausdruckskultur.

Es ist unsinnig, daß ein Kind, das noch nicht über den vollen Umfang der Bewegungsmomente seines Körpers Bescheid weiß, schon im sechsten Lebensjahre so feine

Bewegungen ausführen soll, wie Buchstaben- und Ziffernschreiben! So differenzierten und feinen Bewegungen der Hand muß doch wohl die Bewegungskultur des Rumpfes, der Arme und Beine vorausgehen. — Auch in bezug auf das geistige Leben tragen wir etwas an die Kinder heran, dem ihre geistigen Kräfte noch nicht gewachsen sind. Die Folge ist Stümperei. Was können die Kinder z. B. mit Geschichte, mit wirklichem Geschichteverstehen anfangen? Wir können weiter nichts tun, als ihnen ein paar einseitig beleuchtete Geschichten geben, also die kindliche Seele mit Wissensstoff beladen, denn wir verlangen ja, daß die Kinder diese Geschichten wiedererzählen und behalten. Wo das Gebiet der geistigen Kräfteentwicklung für die Kinder liegt, das haben Jensen und Lamszus in ihrer Neugründung des deutschen Schulaufsatzes gezeigt (Verlag Alfred Janssen, Hamburg), nämlich in dem Kreise der Kinder, in ihrem Spiel, in ihrem alltäglichen Leben, in ihrer Freude, in ihrem Leid, in ihren Bewegungen. Doch haben Jensen und Lamszus das Ausdrucksmittel der Sprache und vor allem der Schrift gewählt, das wohl für ältere Schüler geeignet, das aber von der Hand der Kleinen und Kleinsten nicht regiert werden kann. Ihnen liegt mehr das Ausdrucksmittel der Bewegung, denn es ist keinem Kinde natürlich, sein inneres Erleben in kleinliche Handbewegungen wie das Schreiben umzusetzen, um so mehr aber ist es ihm Bedürfnis, z. B. seine Freude durch einen Luftsprung oder durch einen Koppheister auszudrücken. Bevor Jensen und Lamszus ergiebig arbeiten können, muß die Ausdruckskultur, die Kultur, aus der Jensen und Lamszus schöpfen, gepflegt werden. Wenn Jensen und Lamszus schon jetzt die Welt über den Reichtum der kindlichen Seele erstaunen lassen, — wieviel größere Schätze werden sie fördern, wenn das Gebiet der Ausdruckskultur selbst erweitert, verschönert, aussichtsreicher und mannigfaltiger wird! Die Sprache und die Schrift sind ja unbeholfene Ausdrucksmittel, daß selbst ihre Meister, unsere Dichter einmal zu dem Satz greifen müssen: Das können Worte nicht beschreiben! Wenn aber unsere Dichter das Richtige treffen, so bedienen sie sich solcher Momente, die aus der Ausdruckskultur stammen. Wollen sie z. B. Glück und Jubel darstellen, so zeigen sie uns einen Menschen, der vor Entzückung die Arme ausbreitet, den Kopf zum Himmel hebt oder ähnliches.

Die Malerei als Ausdrucksmittel bedient sich der Stellung, der erstarrten Bewegung, und erreicht damit ihre Wirkungen, die innerliche Befreiung und Befriedigung. Wieviel kräftiger muß danach die Wirkung der lebendigen Bewegung sein, wieviel mehr Befreiung muß sie bringen, wieviel mehr erziehen zum höheren Selbst?

Ich stelle also die rhythmische Ausdruckskultur nicht nur in den Mittelpunkt des Unterrichts, sondern die rhythmische Ausdruckskultur behauptet sich als alleiniges Unterrichtsfach der Schule.

Wenn die körperlichen und geistigen Kräfte durch rhythmische Übung so weit ertüchtigt und — was das Wichtigste ist — gefestigt sind, so mag die Schule mit ihrem Wissensstoff kommen. Er wird die Entwicklung der Kräfte nicht mehr hindern, und die Jungen werden all das in einem Jahre bewältigen, wozu vorher sechs Jahre und mehr notwendig waren. Vielleicht wird mir einer oder der andere diese Behauptung nicht glauben, da kein zu Ende geführter praktischer Versuch vorliegt, wenn sie sich auch durch meine praktischen Übungen bei Mädchen und Knaben stützen ließe. Ich will deshalb auf ein anderes Gebiet übergreifen, auf dem solche Behauptung schon zutrifft und durch die Praxis erwiesen ist: das Klavierspiel. Sehr oft lernen Kinder von 6—7 Jahren Klavierspielen. Was diese Kinder im 21. Lebensjahre leisten, kann ein Mensch von derselben Begabung vom 20. bis zum 21. Lebensjahre lernen. Es handelt sich natürlich beiderseits um Leute von mittlerer, normaler Begabung, nicht um Künstlernaturen. Was einerseits die abseits vom Stoff ertüchtigten Kräfte in einem Jahre leisteten, konnte von den durch ständige Stoffbelastung behinderten Kräften erst in 14 Jahren vollbracht werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Forderung von der Übung der Kräfte ist nicht mehr jung. Nichtsdestoweniger fehlt es an Leuten, die sich praktisch so weit dazu bekennen, daß sie die Konsequenzen ziehen. Immer und immer noch plagt sich die Schule mit den Realien und so viel Stoff auf allen Gebieten, daß die Kräfteentfaltung immer noch Hemmungen erleidet. Es scheint so, als sollte das Gebiet der freien Kräfteentfaltung Schritt für Schritt erobert werden. So ganz ohne Stoff und ohne alles Wissen kommt man scheinbar doch noch nicht aus. Rudolf Leonhard wagt es einmal so nebenbei und stellt in den Mittelpunkt der Schule: Geometrie und Musik. Ob Rudolf Leonhard praktische Übungen angestellt hat, weiß ich nicht; wie sich meine rhythmischen Übungen gestalten, zeige ich im Folgenden.

* * *

Wir gehen von der Musik aus, von Melodien, die schon zu Kindern sprechen. In der Musik sind vier Momente zu berücksichtigen: das metrische, das rhythmische, das melodische und das harmonische. Ich wünsche das rhythmische und metrische genau so zu unterscheiden, wie es auch Dr. Bode in München*), im Gegensatz zu Dalcroze tut. Das Metrische ist das rein Zeitliche in der Musik (ohne das Räumliche), das Geistige, das rationell Faßbare, die tote mechanische Einteilung der Musik in Takte und Takteinheiten; Rhythmus dagegen ist das Irrationale, in dem Zeit und Raum nicht getrennt werden können und dürfen, Rhythmus ist die dunkle, aber lebendige Verkettung von Raum und Zeitworten zu einem einheitlichen Wesen; deshalb kann Rhythmus nur erlebt werden. Aus den Rhythmen setzt sich die Melodie zusammen. Die Melodie ist also das Spiel, der Reigen der Rhythmen, der oft koboldischen, oft elfenhaften, oft träumenden, oft wilden Wesen. — Die Harmonie unterstreicht oder mildert, bekräftigt oder schwächt einzelne Werte der Melodie.

Während Dalcroze sich fast ausschließlich mit der Metrik beschäftigt, noch dazu in einer Methode, die jeder modernen Schulreform ins Gesicht schlägt, so ist es unsere Aufgabe, dem Zauberwesen des Rhythmus nachzugehen.

Zunächst horchen die Schüler auf die Melodie. Hat einer einen der Rhythmen erfaßt, so sucht er, sich danach zu bewegen, vielleicht nur sein Gehen oder sein Laufen dem Rhythmus anzupassen, oder seine Atmung nach dem Rhythmus einzustellen. In späteren Stunden offenbart sich mehr und mehr der mythische, lebenspendende Sinn des Rhythmus. Die Schüler erleben es, daß der Rhythmus z. B. ein Ausweichen, ein Locken, ein Jubeln, ein Nachgeben, ein Bitten, ein Schleichen, ein Horchen, ein Necken, ein Schmeicheln ist. Noch später geben die Schüler dieser abstrakten Wesenheit des Rhythmus einen konkreten Inhalt: Beim Schmeicheln denken sie an das Anschmiegen des Kindes an die Mutter, beim Necken an einen Jungen, der seinen Kameraden einen Apfel vorhält und wieder wegzieht usw. Zum Schluß wird aus den einzelnen Rhythmen durch Zusammenarbeit ein Erlebnis, eine Geschichte, ein Spiel. Man wende mir nicht ein: Dazu könnte ich nur Programmusik verwerten. Bei jeder absoluten Musik sind die oben genannten Werte für einzelne Rhythmen vorhanden wie „Ausweichen", „Locken", „Nachgeben", „Jubeln". Wenn nun die Jungen diesen Werten konkrete Handlungen unterlegen, so machen sie es ebenso wie wir alle, die sich auch Abstrakta nicht ohne Konkreta vorstellen können.

Die Bewegungen, die somit aus den Rhythmen entspringen, werden geübt und im Verlaufe der Unterrichtswochen und -jahre nach verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, kritisiert und auf logische Folgerichtigkeit, Notwendigkeit der Form und der Richtung, auf Maß der Kraft usw. geprüft. Durch Anschauung der toten und lebendigen Natur, des Menschen eingerechnet, werden Grundsätze, Prinzipien und

---

*) Dr. Rudolf Bode: Aufgaben und Ziele der rhythmischen Gymnastik. München 1913. — Das rhythmische Problem. Leipzig 1917.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Forderungen gewonnen, die die Art der Bewegung bestimmen, daß Maß beschränken, die Richtung festlegen, das Organ bestimmen. Durch diese Betrachtungen wird das Denken in seinem ganzen Umfange geübt.

Die wichtigste solcher grundlegenden Betrachtungen, deren ich jede durch die Schüler selbst finden und als Problem durchdenken lasse, ist die von der Atmung. Durch die Atmung wird der Körper gewissermaßen mit Energien geladen. Deshalb atmet der Körper bei großer Hoffnung, Freude, bei hohem Mut stark und tief, während er bei Trauer und Verzweiflung erschlafft und schwach, gegebenenfalls gar nicht atmet. Daraus folgt, daß die Ausführung irgendwelcher Bewegungen im engsten Zusammenhang mit der Atmung stehen muß, wenn die Bewegungen natürlich, zweckentsprechend und schön erscheinen, oder was noch wichtiger ist, wenn sie den Schüler selbst innerlich befriedigen und befreien sollen.

Eine zweite Betrachtung befaßt sich mit der Ökonomie der Kraft. Jede Bewegung darf nur das Maß an Kraft verbrauchen, das zu seiner Ausführung unwiederbringlich notwendig ist, nicht mehr und nicht weniger. Auch dürfen nicht Organe an der Bewegung teilhaben, die nicht mit der Bewegung in ursächlichem Zusammenhang stehen. Wenn z. B. ein Schüler eine Last heben will, so darf er nicht die Zähne zusammenbeißen, denn die Kinnbacken haben mit dem Heben nichts zu tun.

Die dritte Betrachtung ist die von der Bewegungszentrale und vom Fluß der Bewegung. Der ruhende Punkt in aller natürlichen Bewegung sind die Hüften. Sie sind Ausgangspunkt, Zentrale aller Bewegungen, sie sind das Gehirn der Bewegung. Ein zweiter solcher Ruhepunkt sind die Schultern; sie sind jedoch den Hüften untergeordnet. Man könnte die Schultern das erste Ganglion der Bewegungen nennen. Bei jeder Bewegung ist zu beachten, daß erstens die Lungen und der ganze Körper die für die Bewegung nötige Energie eingeatmet haben, zweitens, daß die Energien von den Hüften aus fließend bis an dasjenige Organ wandern, von dem sie aufgebraucht werden sollen. Will der Schüler z. B. gehen, so fließen die Energien von den Hüften in den Oberschenkel, von hier in den Unterschenkel und von hier in den Fuß. Von den Hüften aus wird der Oberschenkel gehoben, während Unterschenkel und Fuß schlaff, ohne Muskelanspannung herunterhängen; dann fließen die Energien in den Oberschenkel und spannen die Muskeln, die den Unterschenkel vorschnellen sollen usw. — Falsch wäre das Gehen, wenn das Bein mit gestrecktem Unterschenkel vorgeschwungen würde, denn es läge erstens eine Kraftvergeudung, also ein Verstoß gegen die Ökonomie der Kraft vor, und zweitens fehlt der Fluß der Energien, der eine Bewegung schön erscheinen läßt.

Wichtig ist auch die Betrachtung von der Beharrung der Bewegung, sowie von der Wirksamkeit der Zentrifugal- und Zentripetalkräfte in der Bewegung. Ich greife nur das Beispiel von der Aufwärtsbewegung des Armes heraus. Ich bewege eine Fahne durch die Luft und beobachte, daß die Teile der Fahne, die dem Fahnenstock am nächsten sind, auch der Bewegung des Stockes sofort folgen, während die äußeren Teile des Fahnentuches weit zurück bleiben, in der Ruhe beharren. Wenn die Bewegung des Fahnenstockes aufhört, so beharren die äußeren Teile des Fahnentuches in der Bewegung und schlagen weit über das Ziel der Bewegung hinaus. Nach diesem Versuch bewegen die Schüler die Arme in gleicher Weise empor. Die Energien fließen aus dem Schultergürtel in die Rückenmuskeln, die den Oberarm hochziehen; Unterarm und Hand hängen schlaff herab, sie schleppen nach. Hat der Oberarm die gewollte Höhe erreicht, so schwingen Unterarm und Hand noch weiter, noch höher, da sie in der Bewegung beharren. Natürlich schlägt die Hand am weitesten nach, da sie der äußerste Teil des Armes ist. Es wirken hier Zentrifugal- und Zentripetalkraft.

Die Betrachtungen und Übungen von Gleichgewicht und Schwerpunkt geben ebenfalls wichtige Maßnahmen für die Art der Bewegung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jede Bewegung kann ferner als Ausdrucksmittel in ihrer Richtung und in ihrer Kraft verstärkt oder auch gemildert, unterstrichen oder auch abgeschwächt, unterstützt oder behindert werden.

Auch die Zweckmäßigkeit der Gestalt, der Körperform muß bei jeder Bewegung beachtet werden, beim schnellen Lauf die Pfeilform, die Arme weit zurückgestreckt, beim Atmen von Licht und Luft die breite Brust, ausgebreitete Arme und geöffnete Hände.

Zuletzt werden einzelne Ausdrucksbewegungen besonders kultiviert, z. B. das Schleichen, das Horchen mit dem ganzen Körper, das Vorgehen mit gedeckter Rückzugslinie usw.

* * *

Alle diese aufgeführten Betrachtungen, die bei weitem nicht erschöpft sind, werden natürlich nicht vom Lehrer gegeben, sondern von den Kindern selbst entdeckt, so daß ihr Wert um die Entdeckerfreude erhöht wird. Ihr Wert aber besteht in ihrer Erziehung zum Denken, in der Stärkung des Willens und im Erkennenlernen höherer Entwicklungsmöglichkeiten.

Max Tepp.

Was andre sagen

Die Abstinenz. Verantwortlicher Schriftleiter: Sanitätsrat Dr. Carl Strecker, Waren-Müritz. 16. Jg. Nr. 7.

Der Weg zur politischen Macht. Von Friedrich Weng.

„Eins ist sicher: Einen Erfolg für das Volksganze erreicht die Abstinenz nur durch die Gesetzgebung. Der Masse will das Ziel aufgezwungen sein. So sehr sie sich aus ihrem Schlendrian heraus gegen jeden Eingriff wehrt, so sehr wird sie nachher die geschaffene Besserung anerkennen. Wie erreichen wir Abstinenten den notwendigen Einfluß auf die gesetzgebenden Körperschaften und die Regierung?

Die Beeinflussung der politischen Parteien ist vorgeschlagen. Diese werden uns viel versprechen und wenig halten. Die Parteileitungen werden die soziale Tat der Abstinenz voll und ganz anerkennen, aber gesetzliche Einschränkungen, das wollen weder sie, noch — und noch viel weniger — ihre stimmtragenden Mitglieder. ‚Man trinkt doch selber gern ein Glas', sagte mir einmal ein Divisionsarzt im Feld auf den Vorhalt aus der Kriegssanitätsordnung, die vor dem Trunk warnt, und so denken heute die Abgeordneten. Ein weißer Rabe unter ihnen schafft's nicht, er wird verlacht von Kammer, Presse und Regierung — man denke an Batockis Äußerung über unsere Vorstellungen in der Gerstenfrage.

Der Druck durch Verschiebung unserer Stimmen bei den verschiedenen Wahlen wird bei den meisten Abgeordneten nicht verfangen; wir sind, selbst gesammelt aus allen Lagern, örtlich nicht so stark, daß wir politische Faktoren sein könnten, und sollte der Abgeordnete doch einmal auf unsere Stimmen angewiesen sein, er wird sie billig kaufen durch Zusagen, deren Einhaltung gegebenenfalls aus allen möglichen Gründen ihm nicht tunlich war.

Hilfe bringen uns nur Abstinenten, Kampfabstinenten, in den Volksvertretungen, und auch sie nur, wenn sie nicht

einzeln, sondern wenigstens in Gruppen auftreten. Woher bekommen wir diese?

Aus den heutigen Wählermassen sicher nicht. Nicht aus den Spitzen der Gesellschaft, die ihre Bowlen, ihren Sekt, ihre feinen Schnäpse und jetzt im Schützengraben selbst ihren Weinkeller nicht entbehren können, nicht aus dem Mittelstand, der sein Glas Wein und Bier am Stammtisch trinken will, nicht aus Bauern- und Arbeiterkreisen, die ihre ‚Freude', ihre ‚Erholung', ihre ‚Kraft' aus den verschiedenen Tropfen saugen wollen.

Wir müssen uns andere Wähler suchen. Wir haben noch eine ganze bessere Hälfte: die Frauen. Sie müssen wir heranziehen. Wie der Krieg sie herangeholt hat zu jeglicher Arbeit, von den leichtesten bis zu den härtesten im Eisenwerk, wie der Krieg ihnen jegliche Lasten auferlegt hat, von der gewohnten Sorge um den Haushalt bis zur alles umfassenden Sorge der Witwe im Erwerbsleben, wie der Krieg sie dienstpflichtig und steuerpflichtig gemacht hat, so muß der Krieg ihnen auch die Rechte bringen, die an die gleichen Betätigungen bei den Männern geknüpft sind, die politischen. Und diese Massen müssen wir für uns dienstbar machen. Noch trinken sie nicht, die Frauen, noch sind sie nicht an Trinksitten und Gewohnheiten gebunden, noch ist ihre Lebensweise natürlicher als die der Männer; der Alkohol hat keine Gewalt über sie. Vielmehr hat er sie bislang bedrückt, betrübt, mit Jammer erfüllt und mit Leid überhäuft durch ihre trinkenden Väter, Brüder, Männer, Söhne und die ganze männliche Umgebung. Sie, die Leidenden, die am meisten gewinnen von einer Besserung auf dem Gebiete des Trinkens, sie müssen uns helfen, sie müssen den willensschwachen Männern den Weg zeigen zurück zum gesunden, vernünftigen Leben, zur Wiedergeburt der Familien, der Gesellschaft.

Eben sind sie daran, sich zu organisieren. Zur Erwerbsarbeit, zur Heranbildung ihrer Jugend, zur Ausübung der Nächstenliebe, zur Teilnahme am öffentlichen Leben.

Lenken wir unsere Blicke auf eines der Grundübel unserer Zeit, zeigen wir ihnen den einzig möglichen Weg zur Besserung. Fordern wir sie auf, nach Macht und Einfluß zu streben und die gewonnene Macht zum Nutzen des Volkes einzusetzen. Helfen wir ihnen dabei.

Im Frauenstimmrecht liegt die politische Macht der Abstinenz."

Die Grenzboten. Herausgegeben von Georg Cleinow, Berlin. 76. Jg. Nr. 45.

Der siebente Kanzler. Von Dr. Friedrich Thimme.

„... Man wird die Hoffnung nicht aufzugeben brauchen, daß die Vertreter unserer rechtsstehenden Parteien von der schiefen und verzerrten Auffassung der Dinge, die sich in ihren Blättern kundgibt, wieder zurückkommen werden. Sie müssen sich doch sagen, daß die Ernennung eines Kanzlers ohne Fühlungnahme mit der Volksvertretung, wohl gar eines Diktators aus den Reihen der Rechten, selbst nur neue und schwerere Konflikte heraufgeführt haben würde. Sie müssen sich sagen, daß ein Bruch zwischen der Krone und der Volksvertretung der Anfang des Verderbens gewesen wäre. Sie werden, wenn sie ehrlich sein wollen, sich auch nicht mehr verbergen können, daß sie an der jüngsten Entwicklung, die sie so sehr mit Entsetzen erfüllt, ein gerütteltes Maß von Schuld tragen. Haben unsere rechtsstehenden Parteien denn nicht durch die Art, wie sie gegen Herrn von Bethmann Hollweg Sturm liefen, die Autorität der Regierung selbst in einer nie wieder gut zu machenden Weise untergraben? Haben sie nicht den Linksparteien ein Beispiel gegeben, wie man die Stellung eines mißliebigen Kanzlers, mag er auch noch so sehr der Vertrauensmann der Krone sein, untergräbt und unmöglich macht? Heute würden unsere einsichtigen Konservativen sicherlich viel darum geben, wenn sie den Sturz Herrn von Bethmann Hollwegs wieder rückgängig machen könnten; denn es ist völlig klar: wir ständen heute nicht da, wo wir stehen, wenn Herr von Bethmann Hollweg am Ruder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geblieben wäre. Die Entwicklung würde sich langsamer, organischer vollzogen haben, statt daß wir jetzt auf einmal einen großen und unvermittelten Sprung tun, dessen Folgen, segensreich, wie sie vielleicht sein mögen, sich noch nicht übersehen lassen. Es liegt ein Stück rächender Nemesis darin, daß erst die schwere, kaum überwundene Krisis, in der wir uns eigentlich schon seit dem Abgang Herrn von Bethmann Hollwegs befunden haben, unseren rechtsstehenden Parteien die Verdienste und die großen Eigenschaften dieses Mannes zum Bewußtsein bringt. Sie hofften durch den Sturz Bethmann Hollwegs zu gewinnen, und siehe da, sie haben viel, unendlich viel verloren. Heute stehen sie fast hoffnungslos in einer Isolierung da, die ihnen nur noch den Anschluß an die Konservativen von links, um noch einmal das Scheidemannsche Wort zu zitieren, läßt, es sei denn, daß sie endlich die Zeichen der Zeit verstehen lernen . . ."

Rund um uns

† **Ernst Stehn.** Nun ist leider nach der jetzt erst eingetroffenen amtlichen Mitteilung darüber kein Zweifel mehr, daß unser tapferer, unermüdlicher Vortrupp-Freund Ernst Stehn in den furchtbaren Kämpfen am 4. Februar dieses Jahres nicht in englische Gefangenschaft, wie zuerst gemutmaßt wurde, geraten ist, sondern daß er den Heldentod für sein Vaterland erlitten hat. Wir verlieren in ihm einen der treuesten Gesinnungsgenossen, und all die Vielen, die aus den Kreisen der Vortrupp-Leser den allzeit so frohgemuten und zukunftsfreudigen Mitkämpfer kennen gelernt haben, wissen, was unsere Bewegung an ihm verliert. Stärker hat sich noch niemand unter unseren Freunden für die Ausbreitung der Vortrupp-Gedanken persönlich eingesetzt als Ernst Stehn. Das zeigte er nicht nur bei der Gründung der Vortrupp-Gruppe zu Dresden, wo er unter andern Immelmann für uns gewann, und der Gruppe zu Hannover, sondern auch alle die Jahre hindurch, wo wir Schulter an Schulter mit ihm wirken durften. Unermüdlich war er in dem Mitteilen von nützlichen Anregungen mancherlei Art. Wenn sie sich auf rein äußerliche Dinge richteten, zeigten sie stets seinen feinen künstlerischen Geschmack, durch den er bei der Werbung sich immer leiten ließ. Am 20. November 1912 schrieb er aus Hannover, in der Vorbereitung zu seinem Diplom-Ingenieur-Examen stehend: „... Ohne Vortrupp-Propaganda kanns bei mir denn doch nicht gehen. Der Gedanke des ‚Vortrupp' sitzt mir so im Blute. Da läßt der Wunsch, helfen zu wollen, wo immer an der Aufwärtsentfaltung unseres lieben deutschen Volkes gearbeitet wird, mir keine Ruhe." Rastlos war er immer in diesem Sinne tätig, vor allem auch, als er an heißumstrittener Front als Leutnant stand. Unermüdlich suchte er im Vortrupp-Sinne auf seine Kameraden einzuwirken, und manch schöner Erfolg ist ihm dank seiner sonnigen Frohnatur beschieden gewesen, vor allem auch im Kampfe gegen die verderblichen Trinkanschauungen. Ernst Stehn ging seinen Weg mit jener freudigen Selbstverständlichkeit, die auch diejenigen in seinen Bann zog, die zunächst seine Ideale von der Zukunft unseres Volkes nicht zu verstehen vermochten. Alle, die ihm nähertreten durften, hat sein lauterer, edler Charakter, sein sonniger Humor, sein wackeres, wohlerwogenes Vorwärtstreiben, sein überlegener Glaube an den endlichen Sieg

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Lebensreform erfreut und erquickt. Die Kraft, die von ihm in so reichem Maße ausgegangen ist, wird weiter wirken und in uns leben, wenn wir sie in unseren Seelen nur weiter wirken lassen. So ehren wir auch am besten das Andenken dieses getreuen, uns in der Blüte der Jahre durch den grausamen Krieg genommenen lieben Freundes.

F. H.

Der Weg zum Staatsnährbeitrag. Ein Vorzug, den die im 7. und 16. Hefte dieses Jahrgangs von mir gemachten Vorschläge *) vor den meisten andern so weitgehenden Plänen zu einer Neuordnung der Gesellschaft voraus haben, ist, daß ihre stufenweise Durchführung nicht nur möglich, sondern sogar ziemlich leicht zu übersehen ist. Der gangbarste Weg scheint mir der folgende zu sein.

Der erste Schritt wäre die Ausführung des im Heft 7 beschriebenen halbjährigen Landdienstes der Jünglinge, der zweite die dort auch schon vorgesehene spätere Ausdehnung dieses Dienstes auf das weibliche Geschlecht. Um aber neben seinem erziehlichen Zweck auch hinreichend produktiv zu sein, müßte dieser Landdienst nicht schon mit 14, sondern frühestens mit 17 Jahren angetreten werden. Diese Änderung meines ursprünglichen Plans dürfte notwendig sein, um einen wirklichen Vorteil für die Landwirtschaft und auch die für die Reform so wichtigen Sympathien der Landwirte zu gewinnen. Für die 14- bis 16-jährigen sollte durch die allgemeine Ausdehnung der Schul- oder Fortbildungspflicht gesorgt werden, die sich recht wohl mit praktischer Arbeit verbinden läßt, etwa wie es Müller-Holm auf S. 284 dieses Jahrgangs dargestellt hat.

Für die weitere Entwicklung ist der bedeutende Unterschied zu beachten, der zwischen der ersten und zweiten Hälfte des dreijährigen Dienstes besteht. Die erste Hälfte, die vorteilhaft aus zwei Sommern und einem Winter bestehen kann, verfolgt neben dem wirtschaftlichen sehr wichtige erziehliche und soziale Zwecke. Während der letzten $1^1/_2$ Jahre des Dienstes dagegen treten diese Zwecke hinter dem wirtschaftlichen Zweck, der Beschaffung der nötigen Nahrungsmenge, zurück. Daher können die beiden Hälften wesentlich verschieden eingerichtet werden. Während für die erste unbedingt von Allen das persönliche Abdienen verlangt werden muß, kann für die letzten 3 Halbjahre ein Ablösen der Arbeit durch Einlieferung derjenigen Menge Getreide und Kartoffeln zugelassen werden, die bei einer Mittelernte der Arbeit einer Person entspricht. Vor der Mitte des 28. Lebensjahres muß jeder, ob Mann, ob Frau, der nicht Krüppel ist, die ersten $1^1/_2$ Dienstjahre abgedient und sich entschieden haben, ob er die weiteren $1^1/_2$ Jahre abdienen oder davon 1, 2 oder 3 Halbjahre durch Lieferung der betreffenden Erntemenge, aus welcher Quelle es auch sei, ersetzen will. Die Menge ergibt sich aus folgender Rechnung.

Nach S. 492 dieses Jahrgangs hat jedes Mitgleid der Nährarmee, wenn man vom ersten Vierteljahre als Lernzeit absieht, durchschnittlich den Nährbeitrag für 20 Personen zu liefern, also im halben Jahr, zu je 1 Pfund täglich, $20 \times 1 \times 182^1/_2 = 3650$ Pfund oder 1,8 Tonne Brot und ebensoviel Kartoffeln. Davon kommt, da seine eigene Vollverpflegung während dieser Zeit wegfällt, rund 10% in Abzug. Um aber nur die Fälle wirklich dringlichen Zeitgewinns zu erleichtern, diejenigen bloßer Bequemlichkeit zu erschweren, wollen wir fürs erste Halbjahr $1^1/_2$, fürs zweite 2, fürs dritte $2^1/_2$ Tonnen rechnen, also für $^1/_2$ Jahr $1^1/_2$, für 1 Jahr $3^1/_2$, für $1^1/_2$ Jahre 6 Tonnen. Bei einem Brotpreis von 250 M. und Kartoffelpreis von 50 M. für die Tonne entspricht dies einem Geldbetrag von 450, 1050 und 1800 M. Die Summe von 500, auch 1100 M. aufzubringen wird einem begabten 28jährigen mit guten Aussichten

*) Vortrupp-Flugschriften Nr. 41 und Nr. 45.

nicht allzu schwer fallen, und der Staat steht sich gut dabei. Daneben wäre es jedoch zweckmäßig, die Einkommensteuer für eine Reihe von Jahren in diesen Fällen um 1, 3 und 5 Stufen zu erhöhen, um unnötige Zurückhaltung vom Dienste nicht zu leicht zu machen und den Ertrag zur aufsteigenden Lohnerhöhung für die Dienenden dieser drei letzten Halbjahre zu verwenden.

Für diese zweite Hälfte des Nährdienstes läßt sich auch in manchem eine andere Ordnung des Dienstes denken, als für die erste. Er dürfte in Genossenschaften betrieben werden können, deren Wahl den Teilnehmern, soweit Platz da ist, freisteht. Auch der Übertritt zu einer andern Genossenschaft, an der freie Stellen sind, brauchte nicht ausgeschlossen zu sein.

Trifft man solche Einrichtungen, so fällt der am schwersten wiegende Einwand gegen den Nährdienst fort: drei Jahre seien eine zu lange Unterbrechung in der Vorbereitung für höhere Berufe und eine zu empfindliche Beschränkung der persönlichen Freiheit für viele junge Leute.

Auf welcher Stufe des geschilderten Weges soll nun der Staatsnährbeitrag einsetzen?

Um auch diesen stufenweise einzuführen, empfiehlt es sich wohl, an Gewohntes anknüpfend, ihn zuerst als eine Form der Versicherung zu behandeln und nur den Gedienten zukommen zu lassen. Man hat dann den Vorteil des ganz allmählichen Heranwachsens der Leistungen. Da die Zahl der Ausgedienten erst mehr als 40 Jahre nach der ersten Einführung des Nährdienstes die Hälfte der Bevölkerung umfassen wird, so würde das Institut ohne Zuschüsse bestehen können, auch wenn man von Anfang an den Gedienten das Recht auf einen Nährbeitrag von 1500 Kalorien täglich zuerkennen würde, aber 25 bis 30 Jahre nach seiner Einführung den Dienst auf $1^1/_2$ Jahre verlängerte. Besser jedoch wäre es vielleicht, den Beitrag nur halb so hoch zu machen, solange der Dienst nur $^1/_2$ Jahr umfaßt, und ihn erst auf 1500 zu erhöhen, wenn er auf $1^1/_2$ Jahre ausgedehnt wird. Mit der Einführung der 3jährigen Dienstpflicht aber müßte die Einrichtung diesen Charakter einer Versicherung der Gedienten verlieren und der Beitrag allen Staatsangehörigen ohne Ausnahme zugebilligt werden. Der Lohn für die Verdoppelung der Leistung erwächst dann den Dienenden nicht unmittelbar, aber durch die Aussicht auf Versorgung ihrer Kinder.

Der Krieg hat gezeigt, daß auch mit einer viel kürzeren Ausbildung der Soldaten, als der zweijährigen, auszukommen ist, und hat die Sehnsucht nach einem allmählichen Abbau der furchtbaren Rüstungslast in den Völkern brennend gemacht. Der Nährdienst wird dazu eine günstige Gelegenheit dadurch bieten, daß halbgediente Mannschaften in zunehmender Anzahl zur Nährarmee überkommandiert werden, die bei ihr als Vorarbeiter usw. sehr förderlich sein können. Da sie dabei zur Verfügung der Heeresleitung bleiben, so wird wohl auch vom Standpunkt der Landesverteidigung kein Einwand dagegen zu erheben sein.

Natürlich wird es nötig sein, während jeder der Stufen die Vorbereitungen für die folgende zu treffen, und namentlich möglichst bald die Gesetze zu beschließen, die das Recht auf Heimstätte und das Recht auf Arbeit regeln (S. 499 dieses Jahrgangs), und die den rechtzeitigen Übergang des nötigen Bodens in öffentliche Hand gewährleisten (S. 495).

Gegenüber der Ansicht, Deutschland werde nach dem Kriege, um leben zu können, seine Exportindustrie noch weit über den früheren Stand vergrößern und sich Märkte im Ausland mit allen Mitteln sichern müssen, scheint mir der andre Weg — einige Einschränkung des äußeren und bedeutende Verstärkung des inneren Marktes — vorteilhafter. Daß der Ertrag vom Pflanzenbau in Deutschland weiter gesteigert werden kann und wird, ist zweifellos. Die Viehzucht wird eher abnehmen. Die Dünger-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

frage wird man dabei schon überwinden können.

Mein Vorschlag wird Vielen zu weit, Manchen nicht weit genug gehen. Die entgegengesetzten Einwände mögen aber zeigen, daß er einigermaßen richtig auf eine gangbare mittlere Linie trifft. Er strebt bewußt eine Mischung aus persönlicher Freiheit und Organisation an.

Prof. Dr. W. Köppen.

Weiterbildung der im Felde befindlichen jugendlichen Helfer. Uns ist der folgende Aufruf zur Veröffentlichung eingesandt worden:

Unsere kriegswirtschaftliche Lage hat es notwendig gemacht, auch jugendliche Helfer im Alter von 14 bis 18 Jahren in den Geschäftszimmern, Depots, Marketendereien, Werkstätten im Felde zu beschäftigen. Nach strammem Tagesdienst sind sie in den freien Abendstunden sich mehr oder weniger selbst überlassen. Losgelöst vom Elternhause und seinem guten Einfluß, sind die Charaktere dieser im Entwicklungsalter stehenden Jugendlichen draußen auf eine harte Probe gestellt.

Es hat sich daher als notwendig erwiesen, die Jungen in Helferheimen zusammenzufassen und für ihre Weiterbildung, ihren Körper und Geist mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln und Kräften zu sorgen, sollen diese harten Kriegsjahre nicht verlorene Lebensjahre für sie sein.

Es ergeht daher an alle im Felde befindlichen Pastoren, Lehrer, Ingenieure, Kaufleute u. a., die mit ihrer ganzen frischen Persönlichkeit den Jungen etwas sein und geben können (wobei ich besonders an Vortruppfreunde, Freideutsche, ältere Wandervögel denke), die Bitte, ihre freie Zeit den Jungen zu widmen und mit ihnen, am besten in kleinen Gemeinschaften, Arbeits-, Unterhaltungs-, Sing-, Spiel-, Turnabende zu veranstalten, für die Ausschmückung der Helferheime und Schaffung geeigneter guter Jugendbüchereien zu sorgen. Es ist zu hoffen, daß den Jungen ein Nachmittag in der Woche und der Sonntag freigegeben wird. Geplant ist auch die Einrichtung regelrechter Fortbildungsschulen, je nach den zur Verfügung stehenden Kräften.

Alle Feldsoldaten, die bereit sind, mit ganzem Herzen hier zu helfen, werden gebeten, unverzüglich beim nächsten Helferheim mitzuarbeiten oder sich mit dem Beauftragten des Kriegsamts der jeweiligen Armee in Verbindung zu setzen, der für jede Hilfe dankbar ist. Ausgelesene Bücher müssen fortan ins Helfer- oder Soldatenheim wandern.

An die daheim geht die herzliche Bitte, guten, ungerahmten Wandschmuck, Lehr- und Unterhaltungsbücher (besonders solche, die man am liebsten selbst behielte!), Schach-, Dame-, Mühle-, Halmaspiele, billige bunte, nicht zu helle geblümte Stoffe als Tischdecken, Spielgeräte jeder Art u. a. an den Unterzeichneten zur gleichmäßigen Verteilung an alle Helferheime im Westen sobald als möglich zu senden, damit bis Weihnachten ein jedes Helferheim ein gemütliches deutsches Heim geworden ist. Hoffentlich finden sich auch einige Verleger zu Spenden bereit.

Jungdeutschland in Feindesland verdient es, daß ihm gegeben wird.

Ingenieur d. Verk.-Tr. Lempelius,
Dampfkesselprüfungsstelle, Feldpost 79.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Kolbenheyer, Erwin: Meister Joachim Pausewang. Roman. Georg Müller. München.

— Die Kindheit des Parazelsus. Roman. Georg Müller. München.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

6. Jahrgang Nr. 24 16. Dezember 1917

Kriegsmaßregel. Durch die Verfügungen über die Einschränkung des Papierverbrauches sind wir, wie alle anderen Zeitschriften, gezwungen, den Umfang zu beschränken. Damit wir den Inhalt nicht wesentlich zu kürzen brauchen, lassen wir den „Vortrupp" jetzt in kleinerem Druck erscheinen.

Schriftleitung und Verlag des „Vortrupp".

Würzburg.

Berlin, den 25. November 1915.

Vom 15. bis zum 20. Oktober hat in Würzburg der Parteitag der sozialdemokratischen Partei Deutschlands getagt. Politiker und Zeitungen aller Parteirichtungen erblicken in ihm ein Ereignis von einer selbst in dieser Zeit ungewöhnlichen Bedeutung. Daß sie damit Recht haben, wird ohne weiteres klar, wenn man bedenkt, daß die Männer, die in Würzburg getagt haben, bei den Reichstagswahlen im Jahre 1912 die Zahl von 3 325 282 Reichstagswählern hinter sich hatten — und zwar nach Abzug der Stimmen für die seitdem abgespaltenen „Unabhängigen Sozialdemokraten"; die zweitgrößte Partei, das Zentrum, folgte erst mit 1 933 301 Wählern, also mit nicht viel mehr als der Hälfte. In der Tat kann niemand die politischen Verhältnisse in Deutschland, wie sie heute sind, und wie sie in den nächsten Jahrzehnten sein werden, verstehen, der nicht recht genau weiß, welches die Dinge sind, zu denen sich diese gewaltige Macht in Würzburg bekannt hat. Eine systematische Übersicht über diese Dinge ist daher wünschenswert; die will ich heute geben. Daß sie von jemandem herrührt, der, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, selbst außerhalb der Sozialdemokratie steht, daß sie also eine *unparteiische Darstellung eines Außenstehenden* ist, wird sie nicht wertloser machen. Als Grundlage benutze ich den parteiamtlichen Bericht, wie er im „Vorwärts" veröffentlicht worden ist. Was die Auswahl angeht, so habe ich unberücksichtigt gelassen, was sich als völlig einflußlos erwiesen hat, also fast alles aus den Reden der den „Unabhängigen" nahestehenden Hoch, Emmel, Brandes, Schmidt (Meißen). Was ich ausgewählt habe, sind die mir wichtigst erscheinenden Stellen aus den angenommenen Entschließungen und aus den Reden und Berichten derer, die sich auf dem Parteitage durchgesetzt haben, namentlich der anerkannten Führer: Scheidemann, Ebert, David. — Als Form meines Berichtes verwende ich, damit er nicht schleppend wirke, durchweg die direkte Rede; das ändert nichts daran, daß es sich, auch da wo keine Anführungsstriche gebraucht werden, eben um einen *Bericht* handelt.

Als bekannt darf ich voraussetzen, daß sich während des Krieges von der sozialdemokratischen Partei Deutschlands die bereits erwähnten „Unabhängigen Sozialdemokraten" abgespalten haben. Ihr Führer im Reichstage ist Haase, sie vertreten eine Wählerschaft, die im Jahre 1912 bei den letzten Reichstagswahlen 925 117 Stimmen abgab. Die „Unabhängigen" sind also von den Män-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nern, die in Würzburg tagten, scharf zu scheiden; sie stehen mit ihnen in heftigem Kampfe. — Dagegen spielt der Gegensatz zwischen „Revisionisten" und „Radikalen", der vor dem Kriege wichtig war, heute keine Rolle mehr.

Meine Übersicht über die Würzburger Verhandlungen bringe ich unter vier leitende Gesichtspunkte: Die Lage der Partei, Auswärtige Politik, Innere Politik, Zukunftsideale.

Die Lage der Partei.

Die Zahl der Parteimitglieder weist gegenwärtig einen scheinbaren Rückgang auf, weil satzungsgemäß Personen, die sich im Heeresdienste befinden, nicht mitgezählt werden dürfen, und mindestens 70 Prozent der Mitglieder jetzt im Felde stehen. Sachlich sind aber diese Personen nicht aus der Partei ausgeschieden. Um die Wünsche dieser Feldgrauen entgegenzunehmen, ist eine besondere Einrichtung, ein Sekretariat, geschaffen worden. — Mit Nachdruck wird am Wiederaufbau der durch den Krieg naturgemäß stark mitgenommenen Jugendorganisation gearbeitet, die übrigens, wie ausdrücklich hervorgehoben wurde, mit Politik nicht das Mindeste zu tun hat.

Die Sozialdemokratie ist, so erklärt sie, keine „Partei der schwieligen Faust", sondern eine allgemeine Volkspartei, in die auch die geistigen Arbeiter hineingehören. Die Partei hält dafür, daß sie jetzt nicht nur in einer Zeit allgemeiner Umwälzung lebt, sondern insbesondere auch in einer Zeit der Umwälzung ihrer Lehre. Sie hat festen theoretischen Boden unter den Füßen noch nicht wiedergewonnen. Die einzige Gewißheit, die sie zu haben glaubt, ist die, daß die Entwicklung immer klarer in der Richtung zum Sozialismus führt. Sie vermutet, daß ihr die erste Reichstagswahl nach dem Kriege eine sehr große Macht bringen wird; dann wird sie nicht mehr die „Annehmlichkeiten der Opposition" genießen und andern die Verantwortung überlassen können.

Auswärtige Politik.

Diesen Abschnitt teile ich in drei Unterabteilungen: Die internationale Lage, die Stellung der Partei zum Kriege, Richtlinien nach dem Kriege.

Die internationale Lage: Maßgebend für ihre Beurteilung sind der Partei diese Grundsätze: Internationalität besteht in gleichen Rechten und Pflichten; der Gedanke an eine Internationale, die nicht auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechts der Völker ruhte und deren Recht zur Selbstverteidigung nicht anerkennen wollte, ist undenkbar. Wenn die Feinde nicht zusichern, daß auch gegen Deutschland keine Annexionen vorgenommen werden, machen sie den Kampf gegen Annexionsbestrebungen in Deutschland unmöglich. Aber selbst die Parteimehrheiten der französischen Sozialdemokraten und der englischen Gewerkschaften haben in ihren maßgebenden Kreisen noch nicht das nötige Maß guten Willens und Einsehens. Am Scheitern des Werkes von Stockholm trägt die Entente die Schuld. Die deutsche Regierung ist für die Verlängerung des Krieges nicht verantwortlich; die Entente will noch immer den Frieden nicht. Dabei aber beseelt heute alle Völker tiefster leidenschaftlicher Wille zum Frieden; ihnen allen brennt die Frage auf der Seele, wie wir am raschesten zum Frieden kommen. Zum holländisch-skandinavischen Kommitee darf man volles Zutrauen haben. Alle Vergewaltigungs- und Vernichtungspläne stören die Friedensarbeit, weil gegen sie jedes selbstbewußte Volk mit em Aufgebot seiner ganzen Kraft den Kampf bis aufs äußerste fortsetzt; daher

stärken wir Deutschen die Friedensgeneigtheit der Völker der feindlichen Länder, wenn wir ihnen die Gewähr geben, daß wir einen gerechten Ausgleich wollen.

Es ist eine unwirkliche Vorstellung, daß die Menschheit einem nationslosen Weltstaat entgegengehe. Die Unterschiede der Völker und ihre gegensätzlichen Interessen lassen sich nicht einfach aus der Welt dekretieren, nur dafür kann gearbeitet werden, daß sie friedlich ohne Waffen ausgetragen werden.

Die Stellung der Partei zum Kriege: Der erste Gruß, der heiße Dank der Partei gilt den Männern im Felde, zur See und in den Garnisonen. Solange die Feinde nicht zum Frieden bereit sind, steht die Partei weiter zur Verteidigung des deutschen Landes; aber andererseits fordert sie unbedingt klare und feste Friedensarbeit, frei von jeder Zweideutigkeit. — Wohl gibt es in der Welt grundsätzliche Gegner der Landesverteidigung, die das Vaterland für eine „kapitalistische Verwirrungsphrase" erklären; der Hauptvertreter dieses „Verteidigungs-Nihilismus" war der Franzose Herré, jetzt bekanntlich einer der wildesten Kriegshetzer. Aber dieser Standpunkt war niemals der der Internationale oder der sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Wer die Pflicht der Landesverteidigung überhaupt verneint, ist kein Sozialdemokrat. Die Landesverteidigung steht im Programm der Partei. Und so steht auch der ganze Parteitag ausnahmslos auf dem Boden der Landesverteidigung. In Übereinstimmung mit diesem ihrem Grundsatze hat sich auch in diesem Weltkriege die sozialdemokratische Partei Deutschlands zur Pflicht der Verteidigung ihres Landes bekannt. Die Vorstellung, den Krieg durch eine internationale proletarische Weltrevolution zu beenden, ist vollkommen utopisch. Der Massenstreik wäre heute Verrat. Hätte die Partei die Kriegskredite verweigert, so wäre das eine Parteinahme gegen das eigene Volk zugunsten der feindlichen Kriegstreiber gewesen. Die französischen Genossen würden uns nach einer Niederlage gewiß nicht schützen können, selbst wenn sie wollten: sie haben ja nicht einmal ihre Pässe durchsetzen können. Die Kreditverweigerung würde den Krieg nicht beendigen. Würden, während unsere deutschen Männer draußen im Feuer von Zehntausenden von Geschützen liegen, während draußen die Höllenschlacht tobt, die Mittel zur Landesverteidigung verweigert, so würde das die Kampffähigkeit unserer Truppen erschüttern, es würde die Gefahr der feindlichen Invasion bedeuten. Nur Katastrophen-Theoretiker hätten, wie die Dinge bis jetzt liegen, die Kriegskredite verweigern können, die übrigens nicht der Regierung, sondern der deutschen Nation bewilligt werden. „Wir im bombengesegneten Freiburg", so hob der Vertreter der Breisgaustadt hervor, „danken der Partei für die Bewilligungen der Kriegskredite." „Ganz unmöglich wäre es", so erklärte der Berichterstatter der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, „bei den nächsten Wahlen für einen Kreditverweigerer auftreten zu müssen." Die Partei würde die Kriegskredite allerdings nicht bewilligt haben, wenn Deutschland in den Krieg gegangen wäre wie Italien oder Rumänien. Aber der Krieg war, und ist noch, für Deutschland ein Verteidigungskrieg. Die Partei hat die Kredite bewilligt, weil die Bewilligung im Interesse der Landesverteidigung geboten war, sie wird auch künftig jedesmal prüfen, ob das der Fall ist, und wird die Kredite bewilligen, solange diese Voraussetzung gegeben ist. Solange unbedingt, sonst nicht. — Die Partei will den Frieden der Verständigung und dann einen Friedenszustand, der durch internationale Rechtsordnung gesichert ist, wie der Papst, Staatssekretär v. Kühlmann und Graf Czernin ihn anerkannt haben. Sie hat dabei niemals einen Sonderfrieden erstrebt, sondern stets nur einen allgemeinen Frieden. Die unerschöpflichen Hilfsmittel der modernen Technik und Wirtschaft, sowie auch das starke Staatsgefühl der Volksmassen in allen kämpfenden Ländern macht jede Vergewaltigung irgend eines

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der am Kriege beteiligten Völker unmöglich; weil dieser Krieg das dartut, wird er ein Wendepunkt in der Geschichte. Gewiß werden nicht alle Grenzsteine auf dem alten Fleck stehen bleiben, aber keinen Grenzstein kann mehr die Gewalt verrücken. Die Vorstellung, daß der Friede die Opfer an Blut „lohnen" solle, ist aus der Vorstellung des Geschäftemachens genommen und falsch: Alles Lohn- und Kontributionen-Fordern müßte die Weltkoalition gegen uns dauernd zusammenschweißen, während gerade ihre Auflösung eine Lebensnotwendigeit für Deutschland ist. Ein rascher Friedensschluß ist für die Arbeiter aller Länder eine wahre Lebensfrage, die Lebensnotwendigkeit selbst. Gegen einen „Hungerfrieden" und „Verelendungsfrieden" können wir uns deshalb nur schützen durch eine Bekämpfung der Kriegstreiber auch im eigenen Lande. Keinen Tag soll der Krieg fortdauern durch die Schuld Deutschlands. Kein proletarisches Interesse verlangt oder rechtfertigt die Fortsetzung des Krieges. — Die Friedensarbeit, die Wiedererweckung der proletarischen Internationale steht im Mittelpunkt der gesamten Tätigkeit der Partei. Die deutsche Sozialdemokratie ist die einzige Sektion der Internationale, die, gemeinsam mit den österreichischen Sozialdemokraten, seit Beginn des Krieges unabläßig zum Wiederzusammentritt der Internationale gedrängt hat und immer zum Frieden bereit gewesen ist. Der Parteitag billigt die Friedenskundgebung des Deutschen Reichstages vom 19. Juli 1917, und erblickt in den Vorschlägen, die in der Note des Papstes und in der deutschen Antwortnote gegeben sind, eine geeignete Grundlage für die Einleitung von Friedensverhandlungen. Jene Kundgebung des Deutschen Reichstages wird aus der Geschichte dieses grausigen Krieges immer hervorleuchten als ein Appell an Menschlichkeit und Vernunft. Daß sie in den feindlichen Ländern den Friedenswillen der Völker gestärkt hat, ist ganz unverkennbar. Stimmen aus Rußland, auch aus dem Lager der andern Alliierten, beweisen es deutlich. Und vollends die Gewaltmittel der Entente-Regierungen und deren verzweifelter Schritt der Paßverweigerung reden da eine deutliche Sprache. Übrigens ist die Friedenskundgebung des Reichstages kein einseitiger Verzicht, sondern zugleich ein Schutz für den deutschen Besitzstand. Jetzt muß vor allem der Schein zerstört werden, als ob die deutsche Regierung nicht voll auf dem Boden dieser Friedensentschließung stünde. Zwar, nach der Antwort an den Papst und der Rede Kühlmanns kann nicht mehr von deutschen Annexionsabsichten gesprochen werden. Die deutsche Antwort auf die Papstnote ist ein weltgeschichtliches Dokument. Der Friedensblock des Reichstages hat sich als fest erwiesen. Nun muß in die Massen der Sozialisten der feindlichen Länder die Gewißheit getragen werden, daß Deutschland kein Raubstaat, kein Werwolf ist, der friedliche Völker überfallen hätte. Könnte das deutsche Volk heute abstimmen, neun Zehntel würden den Verständigungsfrieden gutheißen. Nur die Sicherung des Friedens durch internationale Rechtsgarantien läßt den Völkern noch die Lebensmöglichkeit. Denn kein Volk wäre imstande, die sonst nötige Rüstungslast nach diesem Kriege noch zu tragen. Auch für Deutschland läßt sich daher die künftige wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeit nur durch einen Verständigungsfrieden sicherstellen.

Hieraus ergibt sich die Stellung der Partei zu den Friedensbedingungen so: Die erste Friedensbedingung der deutschen Sozialdemokratie ist die Unversehrtheit des Deutschen Reiches. Elsaß-Lothringen ist deutsches Land und bleibt deutsches Land. Es soll volles Selbstbestimmungsrecht haben, nämlich im Rahmen des Deutschen Reiches, dem es genau so naturgemäß und untrennbar angehört, wie Hessen, Mecklenburg und Thüringen. Selbstverständlich dürfen wir es nicht herausgeben. Diesen Standpunkt hatte sich die französische Sozialdemokratie auf ihrem Parteitage vom Juli 1914 bereits ausdrücklich zu eigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gemacht. Elsaß-Lothringen soll autonomer und gleichberechtigter deutscher Bundesstaat werden; die Partei protestiert mit größter Entschiedenheit gegen Pläne, die darauf ausgehen, es unter die deutschen Bundesstaaten aufzuteilen; auch durch Bayern soll nichts davon annektiert werden. — Der Parteitag fordert die Reichsleitung auf, mit rückhaltloser Offenheit dafür einzutreten, daß Belgien als ein nach allen Seiten neutraler Staat wieder hergestellt werde. Die Partei protestiert gegen jeden Versuch, Belgien in irgendeiner Form zu vergewaltigen. Gerade Belgien muß, durch klare deutsche Erklärungen in diesem Sinne, eine Waffe für die Friedensbewegung in England werden. — Die Angliederung von Kurland und Livland an Deutschland, wie sie vielfach vertreten wird, kann nicht in Frage kommen: die Deutschen sind dort doch nur ein kleiner Teil der Gesamtbevölkerung. — Auch die Frage der Kriegsentschädigung darf kein Grund sein, den Krieg zu verlängern.

Dementsprechend gestaltet sich auch die Stellung der Partei zu den Alldeutschen und zu der „Vaterlandspartei": „Der Parteitag erhebt den schärfsten Einspruch gegen die Fortdauer der Eroberungsbestrebungen der Alldeutschen, der sogenannten Vaterlandspartei und verwandter Richtungen". Sie geben den Kriegsverlängerern in den gegnerischen Ländern immer von neuem Anlaß und Vorwand, die Kriegsleidenschaft ihrer Völker aufzupeitschen. Wie uns Deutschen die Welteroberungskarten der Alldeutschen im feindlichen und im neutralen Auslande schaden, das ist in Stockholm offenbar geworden. Ihre Sinnesart ist nicht unschuldig an dem Welthaß, der uns umbrandet. Sie haben (ebenso wie die „Unabhängigen Sozialdemokraten") den Friedensfeinden in der Entente das Rüstzeug geliefert, indem sie die Friedensentschließung des Deutschen Reichstages zu zerfetzen suchten. Sie haben angekündigt, England werde in Monaten völlig niedergezwungen sein; in dem Maße aber, wie sie das behaupten, wird das nicht einmal in ein oder zwei Jahren der Fall sein. Übrigens ist der Versuch der „Vaterlandspartei", die bürgerlichen Anhänger der Friedensentschließung des Reichstages wankend zu machen, gescheitert. Die „Vaterlandspartei" ist keine Volksbewegung, wie sie behauptet, sondern eine Inszenierung einiger Kreise, die ausschließlich den höchsten sozialen Schichten angehören. Alldeutsche und „Vaterlandspartei" laden die schwere Schuld auf sich, die Einigkeit unsres Volkes in seinem Verteidigungskampfe zu schwächen und zu gefährden. Sie spielen mit Reichstagsauflösung und Staatsstreich, und rufen nach einem Diktator gegen das eigene Volk. Der Parteitag hält es für die Pflicht der Reichsleitung, sich von diesen Vertretern der Annexionspolitik ganz unzweideutig loszusagen und jeder amtlichen Beeinflussung zugunsten dieser Politik entgegenzutreten. Die Partei führt einen scharfen Abwehrkampf gegen Alldeutsche und „Vaterlandspartei" und strebt dahin, daß dieser Kampf das ganze deutsche Volk erfasse.

Richtlinien der auswärtigen Politik nach dem Kriege: Den Weltfrieden zu sichern, ist nach den Greueln dieses Krieges die vornehmste Aufgabe. Unmöglich wird man nach diesem Kriege noch eine Politik auf dem Völkerhaß auf auen können. Wir rüsten zu einem neuen Kampf mit England, zu einem Kampf nicht um die flandrische Küste, sondern um die Sympathie der Völker, um die Seele der Welt. Denn bisher hat England verstanden, die ganze Welt zum Freund zu gewinnen, und wir haben die ganze Welt als Freund verloren. Das soll anders werden. Diesen Kampf kann nur der wetteifernde Fortschritt in freiheitlichen und sozialen Einrichtungen gewinnen. Sieger wird sein, wer mehr zu geben hat. Deutschlands Politik nach dem Kriege muß so beschaffen sein, daß an ihrer Freiheitlichkeit, Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit nach innen und außen kein Zweifel möglich ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Innere Politik.

Ich stelle hier zunächst die innerpolitischen Überzeugungen und Ziele und dann zweitens die innerpolitische Taktik der Partei dar:

Überzeugungen und Ziele: In der inneren Politik will die Partei die Volksregierung. Auf dem Boden der Demokratie wächst das Staatsgefühl, deshalb ist es in England und Frankreich viel stärker als bei uns. Diese Kraftquelle muß auch für Deutschland erschlossen werden. Die Partei glaubt daher, daß auch Deutschland das parlamentarische System braucht, das ist die organische Verbindung von Parlament und Regierung. Dann wählt das Volk bei der Parlamentswahl seine Regierung selbst. Dann ist die Krone der Vollstrecker des Mehrheitswillens, und zwischen ihr und dem Volke ist dann kein Konflikt möglich. Nichts würde so geeignet sein, die Widerstandskraft und den Verteidigungswillen des deutschen Volkes zu stärken, wie die Verwirklichung der vollen staatsbürgerlichen Gleichberechtigung. Deshalb hält der Parteitag die unverzügliche Durchführung des gleichen Wahlrechts in Preußen, sowie die entscheidende Mitwirkung des Reichstages bei allen größeren Fragen der Zeit für Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes. Das preußische Dreiklassenwahlrecht muß nach Meinung des Parteitages schnellstens und restlos beseitigt werden. Die Partei will alle Kraft anwenden, um ein solches Wahlrecht noch während der Dauer des Krieges durchzusetzen. „Wir feilschen nicht um dieses Wahlrecht und wir dulden keinen Aufschub, wir fordern es sofort und fordern es ganz." Nach Meinung der Partei bleibt neben dem demokratischen Wahlrecht in Preußen kein Raum für das Herrenhaus. „Mit ihm muß gleichfalls aufgeräumt werden." Was die entscheidende Mitwirkung des Reichstages bei allen größeren Fragen, also die „Parlamentarisierung" angeht, so muß insbesondere der Zustand endgültig beseitigt werden, daß auf die Wahl der Männer, in deren Händen die Reichsgeschäfte liegen sollen, das Parlament keinen Einfluß hat, ein Zustand, durch den es geschehen kann, daß die Auswahl jener Männer durch „geheime Kräfte, Zufälligkeiten und sogar Mißverständnisse entscheidend beeinflußt" wird. Einen gewaltigen Fortschritt auf dem Wege der Parlamentarisierung bedeutet es, daß die deutsche Antwort an den Papst, als erste internationale Urkunde von solcher Tragweite, unter Mitwirkung des Parlaments abgefaßt worden ist: Dadurch ist sie auch innerpolitisch ein weltgeschichtliches Dokument geworden. Um diese richtigen Wege einzuhalten, braucht Deutschland jetzt eine Reichsleitung, die „tatsächlich führt", die besonders auch Mut und Kraft hat gegenüber der „dünnen Schicht skrupelloser Interessenpolitiker". Niemand soll einem Gebot unterworfen sein, an dessen Erlaß er nicht gleichberechtigt mitgewirkt hat. Denn die wirtschaftliche Entwicklung gibt dem Staate eine solche Macht gegenüber dem Bürger in die Hand, daß jeder Einzelne dagegen den festen „Panzer gesicherter staatsbürgerlicher Freiheit" braucht. — Als eine Hauptaufgabe der Gegenwart bezeichnet die Partei die Aufhebung des Belagerungszustandes. Für später fordert sie die Verstaatlichung der Rüstungsindustrie. Sie verlangt, daß nach dem Friedensschluß alle Kriegsteilnehmer so rasch aus dem Heere entlassen werden, wie es militärisch möglich ist; selbst wenn das gewisse wirtschaftliche Nachteile bringen sollte, denn es ist eine „ideale seelische Notwendigkeit für unsere Kriegsteilnehmer und für unser Volk". Weiter wurde die Notwendigkeit betont, die Frauenbewegung mit allen Mitteln zu fördern. Die Partei will den Grundsatz beherzigt wissen, daß ein Volk nicht reicher, sondern ärmer wird, wenn es Raubbau treibt mit der menschlichen Arbeitskraft, der Quelle seines Reichtums. Schutz und Pflege menschlicher Arbeitskraft stehen höher als aller Güterschutz. Darum fordert die Partei, daß nach dem Kriege erst recht soziale Politik getrieben und endlich eine ernsthafte Bevölkerungspolitik in Angriff genommen werde. — Diese Schonung der menschlichen Arbeitskraft,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als der Urkraft unseres Volkes, muß auch für die Finanzpolitik oberstes Gesetz sein. Die Steuerfrage soll behandelt werden unter dem herrschenden Gesichtspunkte: Schutz der Schwachen, scharfes Zugreifen beim Besitz. Es soll aber vermieden werden, daß die Kapitalbildung eingeschränkt werde, da sie für die Fortführung der gegenwärtig bestehenden kapitalistischen Wirtschaft unentbehrlich ist; getroffen werden sollen in erster Linie der Luxuskonsum und der Überverbrauch. Nötig sein werden eine große allgemeine Vermögensabgabe, wobei schon aus moralischen Gründen die während der Kriegszeit gemachten Vermögensgewinne eine starke Vorausbelastung tragen müssen, ein erweitertes Reichserbrecht und Staatsmonopole in großem Umfange. Betont wurde, daß das gar keine besonderen sozialdemokratischen Vorschläge seien, sondern daß auch bürgerliche Finanzpolitiker dieselben Forderungen stellten. „Die ungeheuren finanziellen Lasten des Krieges können nur von denen getragen werden, die im Kriege Gewinne gemacht haben." Nach dem Kriege wird das Steuerproblem die beherrschende Frage unseres ganzen inneren politischen Lebens werden. Das Reich als oberstes Organ hat gegenüber den Bundesstaaten den ersten Anspruch auf alle Steuerquellen. Es muß für sein ganzes Gebiet einheitliche Grundsätze für die Besteuerung des Vermögens, des Einkommens und des Erbes aufstellen; mit der jetzigen Systemlosigkeit muß aufgeräumt werden. — Nach dem Kriege wird sich der Prozeß der „Durchstaatlichung" des Wirtschaftslebens weit rascher vollziehen als bisher. — Der Begriff „Arbeit" ist nicht etwa nur eng auf körperliche Arbeit zu beschränken: die wertvollste Arbeit leistet, wer Arbeit sparen hilft; dem Organisator der Arbeit winkt in Zukunft das größte Ziel. — Die Zukunftsaufgabe ist: Schutz der Menschenrechte, Menschenökonomie, Erhaltung und Wiederaufbau des physischen Körpers unseres Volkes.

Innerpolitische Taktik: Die organisierte Arbeiterklasse kann sich aus tausend Gründen nicht gegen den Staat stellen und hat es nirgends getan. Es ist nicht die höchste Politik, immer noch radikaler sein zu wollen, als alle andern. Die deutsche Arbeiterklasse steht auch heute noch instinktiv und unbewußt viel mehr auf dem Lassalleschen Standpunkt zum Staate als auf dem scholastischen Standpunkt des Marxismus. Der Sozialismus ist nicht Zweck, sondern nur Mittel zum Zwecke, und zwar zu dem Zwecke, den materiellen und geistigen Wohlstand des Volkes zu heben. — Die Partei hat die Katastrophenpolitik endgültig abgelehnt und sich zur organischen Arbeit bekannt. Sie hütet sich deshalb vor Prinzipienreiterei und sieht jede Maßregel nicht nur daraufhin an, ob sie sozialistisch, sondern auch daraufhin, ob sie praktisch ist. Das systematische Herunterreißen aller derer, die etwas sagen, was gegen die „Kirchenväter" der Partei verstößt, muß aufhören: mit den alten Schablonen kommt man nicht mehr aus. Die Partei ist zu groß geworden, um bloß noch zu kritisieren und zu demonstrieren — und nichts zu erreichen; „wir kommen mit dem starren System nicht weiter". Kompromißpolitik oder Demonstrationspolitik, eine dritte Möglichkeit gibt es nicht, und die Partei muß sich für die praktische Politik (das ist also die Kompromißpolitik) entscheiden. — Das Reich braucht eine zielbewußte und arbeitskräftige Reichstagsmehrheit, ohne die keine Parlamentarisierung möglich ist. Die neue, die heute gebotene, Taktik der Partei ist die, zur Bildung dieser arbeitsfähigen Mehrheit mit andern Parteien zusammenzuarbeiten. Die Partei muß sich dahin wandeln, daß sie Glied einer Regierungsmehrheit werden kann. „Wir müssen uns mit Ehren Regierungssozialisten nennen, weil wir mitregieren wollen." Bei der nächsten Reichstagswahl geht es um die wirkliche politische Macht, um den entscheidenden Einfluß im Staat, um die Regierung selbst. Die Partei muß darauf gefaßt sein, daß sie berufen werden kann,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihre Grundsätze in die Wirklichkeit zu übertragen. Sie muß sich aber bewußt sein, daß sie dann infolge des Krieges wirtschaftlich einen Trümmerhaufen vorfinden wird. Sie muß deshalb sehr vorsichtig mit ihren Verheißungen sein und kann dem Volke nicht den Himmel auf Erden versprechen: Wohl ist nach der Überzeugung der Partei der Sozialismus etwas unendlich Großes, aber keine Macht der Idee kann die Menschheit aus der Hölle, die sie sich selbst bereitet hat, mit einem Schlage ins Paradies hinüberführen. Davon allerdings ist die Partei überzeugt, daß der Aufbau und die Erholung nach dem Kriege anders überhaupt nicht denkbar ist, als durch planvolle Anwendung sozialistischer Grundsätze und durch die methodische Durchdringung der ganzen Wirtschaft mit dem sozialistischen Prinzip. —

Gegenüber ihren eigenen Mitgliedern steht die Partei auf dem Standpunkte, daß sie niemals eine Meinung unterdrückt, weder nach rechts noch nach links. Sie hält an der größten Meinungsfreiheit fest, aber sie verlangt Geschlossenheit der Partei in der Aktion. Jeder kann schreiben, was er will, aber jeder muß sich den Parteitagsbeschlüssen fügen und Disziplin halten. Den Bruch der alten Parteieinheit, den die Abspaltung der „Unabhängigen Sozialdemokraten" herbeigeführt hat [die im Jahre 1916 gegangen sind, weil sie, im Gegensatze zu der Partei, die Kriegskredite nicht mehr bewilligen wollten], empfindet die ganze Partei schmerzlich. Aber den Parteivorstand trifft keinerlei Schuld an der Zersplitterung; die „Unabhängigen" haben sich der Mehrheit nicht unterordnen wollen, und ohne solche Unterordnung hätte eben eine Organisation keinen Sinn. Infolge der Abspaltung hat die Partei von ihren 357 Wahlkreisen 57 verloren, von ihren 38 Bezirksorganisationen 6, und außerdem noch 21 kleinere Ortsvereine. Aber der Organisationsapparat der Partei ist in ganz Deutschland unverletzt, und selbst in den Wahlkreisen, Bezirken und Orten des Austritts ist vielfach die übergroße Masse der Genossen der Partei treu geblieben. Eine Einigung wurde von sämtlichen Rednern des Parteitages für äußerst wünschenswert erklärt, aber überall tauchten auch Zweifel auf, ob sie jetzt schon möglich sei. — Die „Unabhängigen" halten Reden, die sehr radikal klingen, aber getan haben sie für die deutschen Arbeiter nichts. Jeden Fortschritt der Friedensbewegung und der Neuordnung des Reiches haben sie vielmehr geradezu bekämpft, die „Unabhängigen" haben gestimmt: gegen die Friedensentschließung, gegen die Kriegsgewinnsteuer, gegen die Aufhebung der politischen Zensur, gegen das Kapitalabfindungsgesetz für die Kriegsbeschädigten, gegen die Befreiung der Gewerkschaften von den beschränkenden Bestimmungen des Vereinsrechtes, gegen die Aufhebung der Verfassungsbestimmung, daß niemand gleichzeitig Mitglied des Bundesrates und des Reichstages sein kann (eine Bestimmung, die eine große Erschwerung der Parlamentarisierung darstellt). Die Beseitigung der politischen Zensur insbesondere, eine Beseitigung, die im Reichstage sonst sicher angenommen worden wäre, haben die „Unabhängigen" durch ihre Haltung zu Fall gebracht. Den Alldeutschen oder der „Vaterlandspartei" sind die „Unabhängigen Sozialdemokraten" noch niemals entgegengetreten, aber sie sprengen Friedensversammlungen, die die sozialdemokratische Partei einberuft. Und während die Partei alles daransetzt, daß die Stockholmer Konferenzen eine Verständigungsbrücke für die kämpfenden Völker Europas werden mögen, schreibt der „Unabhängige" Franz Mehring an den russischen Sozialisten Tscheidse, er solle sich nicht mit den „Scheidemännern" an einen Tisch setzen! So ist die einzige Lebensleistung der „Unabhängigen" bisher die gewesen, daß sie die Schlagkraft der deutschen Arbeiter geschwächt haben. — In dem „Ablehnungskoller", unter dem sie handeln, treiben die „Unabhängigen" andauernd Sabotage. Sie machen eine Politik der Zerstörung, des Niederreißens, des Herunterreißens, während die Partei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in aufbauendem Sozialismus arbeitet. Sie treiben eine Politik der Katastrophe, während die Partei Schritt für Schritt vorwärts schreitet. Sie wollen eine Taktik des Putschismus, sie wollen in der Organisation eine polnische Wirtschaft und in der Taktik russische Zustände. — Der Haß der Alldeutschen richtet sich lediglich gegen die sozialdemokratische Partei, nicht aber gegen die „Unabhängigen". Deren politische Abstimmungen aber werden selbst die Leser ihrer eigenen Zeitungen in ihrer großen Masse nicht verstehen.

Zukunftsideale.

Wer in Zukunft seinem Volke dienen will, der wird, so glaubt die sozialdemokratische Partei, praktischer Sozialist sein müssen, ob er nun zu der sozialistischen Kampfgemeinschaft gehört oder nicht. Zu diesem praktischen Sozialismus wünscht die Partei alle die aufzurufen, „die vom Wesen der neuen Zeit einen Hauch verspürt haben". Sie will jeden willkommen heißen, dessen Herz von Sehnsucht nach einem freien Deutschland, nach einer Gesellschaft ohne Elend und Unwissenheit, nach einem Bund aller Völker erfüllt ist. Das neue Deutschland muß nach dem Wunsche der Partei vor allem ein freies Deutschland sein, frei von allen Klassenprivilegien, frei von allen politischen und geistigen Hemmungen und Bevormundungen. — Die Menschheit darf nicht auf den Versuch verzichten, dem geschichtlichen Geschehen die Gesetze ihrer Vernunft und ihres Willens aufzuzwingen. Es ist nötig, an den Morgen zu denken, der dieser Nacht des Völkerrasens folgen wird, an den Tag des Wiederaufbaus und der Völkerversöhnung. Was die Partei will, wofür sie kämpft, das ist das Große, Unerhörte, Neue: Die Erhebung der ganzen Menschheit auf eine höhere Kulturstufe der internationalen Völkergesellschaft und des Sozialismus. Die Partei will einen Kampf führen für Frieden und Freiheit, für die deutsche Zukunft und für die höchsten Güter der Menschheit. „Ein freies, deutsches Volk mit höchster politischer und sozialer Kultur, im Innern geachtet, im Kreise der andern freien Völker ein reiche Frucht tragender Zweig am Baum der Menschheit." Das erklärt die Partei für ihr deutsches, für ihr sozialdemokratisches Ideal, darin erblickt sie die hohe geschichtliche Mission der deutschen Arbeiterbewegung.

Fidelis.

Kolonie und Siedlung.

Daß die Griechen zahlreiche Kolonien gehabt haben, steht in jedem geschichtlichen Leitfaden gedruckt zu lesen, und man sollte denken, daß viel Dreistigkeit dazu gehört, dies zu leugnen. Dennoch wage ich es, auf die Gefahr hin, für einen Querkopf gehalten zu werden. Nur bitte ich den Leser, ehe er mich verdammt, einmal zu überlegen, was eine Kolonie denn eigentlich ist. Denn so unglaublich viel auch jahraus jahrein in Deutschland über Kolonien gesprochen, geschrieben und gedruckt wird, so dürften doch nur sehr wenige diese Überlegung angestellt haben.

Zu diesem Zwecke wollen wir einmal zwei typische Beispiele herausgreifen, eine wirkliche, unzweifelhafte Kolonie und eine mißbräuchlich so genannte.

Die Holländer nehmen die Molukken in Besitz. Sie setzen dort einen Gouverneur mit einer Handvoll Beamten und Soldaten ein, sie bringen die Einwohner dieser Inseln durch allerlei sanftere oder rauhere Mittel dazu, Gewürznelken, Muskat und dergleichen zu bauen, und verhandeln diese Produkte an ihre europäischen Kunden. Zu bemerken ist, daß weder der Gouverneur, noch seine Beamten und Soldaten mit der Absicht hinübergehen, auf den Molukken

ihr Leben zu beschließen. Nach einiger Zeit werden sie abgelöst und machen andern Holländern Platz, die gleichfalls ihre wahre Heimat in Holland haben. Das ist eine moderne Kolonie.

Und nun eine griechische. Die Bewohner der Stadt Phokäa an der kleinasiatischen Küste sehen sich von der Fremdherrschaft der Perser bedroht. Sie schaffen all ihr Hab und Gut, Weiber und Kinder auf ihre Schiffe und machen sich fahrtbereit. Dann versenken sie einen eisernen Block ins Meer und schwören, nicht eher wiederzukehren, als bis dieser wieder auftauche. Sie fahren nach Korsika, und da sie von dort durch die Handelseifersucht der Karthager vertrieben werden, wenden sie sich teils nach der gegenüberliegenden Küste von Italien, teils nach dem schon früher von ihnen gegründeten Massalia, dem heutigen Marseille.

Wo ist hier die Ähnlichkeit? Ich sehe nur diese, daß in beiden Fällen eine Ortsveränderung stattgefunden hat. Es haben sich Holländer, es haben sich Griechen in eine entfernte Gegend begeben. Sonst überall Gegensätze, wie sie schreiender nicht zu denken sind. Die Zahl der Ausziehenden, die Dauer ihrer Entfernung, der Zweck des Auszugs, alles ist grundverschieden.

Nur vermöge eines Mißbrauchs der Sprache kann man das alte Massalia mit demselben Worte bezeichnen wie die holländischen Molukken. Entweder sind die Molukken eine Kolonie, dann ist Massalia keine. Oder Massalia ist eine Kolonie, dann hat man für die Molukken eine andere Bezeichnung zu suchen. Da jedoch für die moderne Erscheinung, wie sie seit dem Zeitalter der Entdeckung in die Geschichte eingetreten ist, das Wort Kolonie nun einmal üblich geworden ist, so sollte man solche Niederlassungen, wie die Griechen sie außerhalb ihres Mutterlandes begründet haben, ein- für allemal *Siedlungen* nennen.

Das Einzige, was sich als Entschuldigung für die bisher übliche verwirrende Bezeichnungsweise sagen läßt, ist, daß zuweilen aus Kolonien Siedlungen werden. Brasilien, auch einige Staaten Nordamerikas lassen sich als Beispiele anführen. Aber darum sind doch Kolonien und Siedlungen ihrem Wesen nach völlig verschieden. Um es kurz zu sagen: *eine Kolonie ist ein Gegenstand der Ausbeutung, eine Siedlung trägt ihren Zweck in sich selber.*

Kolonien werden niemals dem besetzten Lande zuliebe gegründet, sondern zum Vorteil des kolonisierenden Volkes. Die gefühlvolle englische Miß glaubt zwar, ihre Landsleute legten Kolonien an, **to make the natives happy.** Und auch in Deutschland ist diese naive Meinung weit verbreitet. Aber die Fachleute lächeln im stillen darüber und sind sich über den nüchternen, geschäftlichen Zweck der Kolonien ganz klar. Manchmal sprechen sie ihn auch deutlich aus. So heißt es in einer Schrift von Dernburg: „Kolonisation, ganz gleichgültig, ob es sich um Plantagenkolonien oder Ansiedlungskolonien handelt, heißt die Nutzbarmachung des Bodens, seiner Schätze, der Flora, der Fauna und vor allem der Menschen zugunsten der kolonisierenden Nation." Man beachte wohl: vor allem der Menschen. Noch keine Kolonie hat es gegeben, die nicht die Eingeborenen auf irgendeine Weise ausgebeutet hat, und gewöhnlich läuft alles auf eine mehr oder weniger verschämte Sklaverei hinaus. Wie aber paßt jene Begriffsbestimmung auf die griechischen Siedlungen oder auf ein Land wie Maryland, das zu dem Zwecke besiedelt wurde, Anhängern von verfolgten Religionsgemeinschaften eine Freistatt zu schaffen?

Bleiben wir also bei der grundlegenden Unterscheidung: Kolonien dienen der Ausbeutung, Siedlungen nicht. Daraus entspringen noch einige sekundäre, aber ebenfalls sehr bemerkenswerte Abweichungen.

Wenn die Griechen auszogen, um sich eine neue Heimat zu suchen, *so gaben sie den räumlichen Zusammenhang mit dem Mutter-*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lande nicht auf. Die meisten ihrer Siedlungen lagen an der Westküste von Kleinasien und waren in zwei oder drei Tagen auf dem bequemen Seewege zu erreichen. Aber selbst wenn der Grieche nach Marseille oder gar nach dem entlegenen Emporiä (in Katalonien) fuhr, oder wenn er am Nordufer des Schwarzen Meeres Olbia und Pantikapaion aufsuchte, so kam er doch immer an zahlreichen griechischen Stationen vorbei und entfernte sich kaum auf einen Tag aus dem Bereich der griechischen Zunge. Auch der entfernteste Grieche konnte ohne allzu große Schwierigkeiten sich zu den großen nationalen Wettkämpfen einfinden, auch die entlegenste Stadtgemeinde konnte von Zeit zu Zeit durch eine Festgesandtschaft oder durch Weihgeschenke dem Tempel zu Delphi oder sonst einem nationalen Heiligtum ihre Verehrung bezeugen und den Zusammenhang mit den angestammten Göttern aufrecht erhalten.

Derselbe Himmel wölbte sich über Athen und Milet, die Natur des Landes, die Produkte, die Lebensweise, alles war gleich. Fast genau dasselbe gilt auch von den Siedlungen in Süditalien und Sizilien, von den (übrigens wenig zahlreichen) Siedlungen in Südfrankreich, Spanien und Nordafrika.

Das Geistesleben der Siedlungen stand denn auch in keiner Weise hinter dem des Mutterlandes zurück, eher umgekehrt. Von Kleinasien und Süditalien nahm die griechische Philosophie ihren Ausgang, in Sizilien blühte früher als in Athen eine originelle Abart des Dramas, mehrere der berühmtesten Gesetzgeber wirkten in italischen Städten, in Kroton lehrte der merkwürdigste ethisch-politische Reformator, Pythagoras. In den redenden und bildenden Künsten, in der Geschichtschreibung, kurz auf jedem geistigen Gebiet waren die kleinasiatischen, italischen, sizilischen und sonstigen Griechen dem Muttervolke durchaus ebenbürtig. Dagegen denke man sich den Fall, daß ein französischer Gelehrter oder Künstler Senegambien oder ein deutscher Togo zur Stätte seines Wirkens erwählen wollte.

Die Griechen suchten nicht nur ein benachbartes, sondern auch ein ihrer Heimat möglichst ähnliches Land auf. Sie blieben stets in ihrer Klimaprovinz. Wenn in einer griechischen Volksversammlung ein Redner vorgeschlagen hätte, in Irland oder in der Normandie, in Arabien oder Mesopotamien eine Niederlassung zu begründen, so wären seine Mitbürger um seinen Verstand besorgt gewesen. Gleichwohl lagen ihnen diese Länder, auch nach Reisezeiten berechnet, nicht ferner, vielmehr näher, als uns Kamerun oder Daressalem oder gar die Samoainseln liegen. Aber die Griechen wußten wohl, daß es auf die Entfernung nicht allein ankommt. Ein Land ohne Wein und Öl, ein Land, wo man nicht den größten Teil des Jahres über nackt im Freien ringen konnte, wo das Klima es nicht gestattete, daß fast das ganze gesellige Leben sich in der vollen Öffentlichkeit des Marktes abspielte — ein solches Land hätten sie nie als eine zweite Heimat anerkannt. Vor allem waren sie ein Seevolk. Sie konnten nicht leben ohne den erfrischenden Meereshauch. Deshalb haben sich ihre Siedlungen immer an der Küste gehalten. Die paar Ausnahmen bestätigen die Regel, sie waren durch äußeren Zwang bewirkt.

Und endlich der Zweck der griechischen Siedlungen. Nicht nur geographisch waren sie ein Stück von Hellas, sondern auch politisch. Sie waren selbständige staatliche und wirtschaftliche Bildungen, hatten nicht den Zweck, dem beherrschenden Lande Kolonialprodukte zu liefern oder ihm Handelswaren abzukaufen. Die Ausziehenden nahmen von dem heiligen Herd im Stadthaus ein ewiges Feuer mit sich, um es in der Fremde zu unterhalten. Priester und Seher aus alten Geschlechtern begleiteten sie. Die Feste der Mutterstadt wurden sorgfältig beobachtet, die mythischen Ahnherren bekamen ihre Totenopfer, ganz wie daheim. Der Grieche verleugnete seine tiefe

Heimatliebe auch hier nicht. Aber eine Herrschaft übte die Mutterstadt nicht aus, sie erhob keine Steuern von den Ausgewanderten und legte ihnen keine Wehrpflicht auf. Man begnügte sich mit gelegentlichen Geschenken und sonstigen Zeichen der Pietät, und wenn ein Staat, wie Korinth es zuweilen versuchte, daraus eine Herrschaft herzuleiten suchte, so wurde solche Anmaßung kräftig zurückgewiesen.

Ist es nun also nicht ein Mißbrauch, Milet, Tarent, Syrakus mit derselben Bezeichnung zu belegen wie Jamaika, Kaiser-Wilhelmsland oder Neukaledonien? Worin besteht die Ähnlichkeit zwischen Ephesus und Cayenne, als daß beide von fernher besiedelt waren? Es ist doch nicht ganz gleichgültig, daß die Ephesier freie Griechen waren und die Franzosen in Cayenne Sträflinge.

Ich kann mich danach über die andern wichtigen Fälle von Siedlungen, die die Geschichte aufweist, kurz fassen. Das bedeutendste Beispiel an sich, und insbesondere für uns, ist die Besiedlung des slawischen Ostens durch die Deutschen im 12.—14. Jahrhundert. Das ist ein genaues Seitenstück zu der griechischen Besiedlung.

Nicht immer hat man die Weisheit geübt, den Zusammenhang mit dem Mutterlande, den räumlichen wie den geistigen, aufrecht zu erhalten. Nicht immer sind die Siedler in ihrer Klimaprovinz geblieben, und oft sind sie in eine ganz entlegene Gegend gezogen, zu eigenem Schaden und dem ihrer Landsleute. Die deutschen Siedler in Brasilien z. B. sind zwar wirtschaftlich gediehen, aber sie sind nicht deutsch geblieben, haben vielmehr in wenigen Jahrzehnten ihre deutsche Art aufgegeben, und zwar gezwungenermaßen, wegen der völlig neuen Umgebung, die auch eine neue Lebensweise bedingte. Sie verlernten z. B. den Gebrauch des Pfluges, sie hielten Negersklaven, ihre Kinder erlernten das Reiten fast eher als das Gehen. Sie nahmen, was schwerer wiegt, an dem geistigen Leben der Heimat keinen Anteil, ihr Schulwesen verfiel gänzlich, auch ihre Sprache entartete. Nicht viel besser ist es mit den Engländern in Australien ergangen, wo zwar das Klima dem des Mutterlandes nicht ganz unähnlich, aber die Entfernung zu groß ist. Schon die abweichenden politischen und wirtschaftlichen Interessen müssen mit der Zeit, auch wenn das politische Band bleibt, ja dann erst recht, einen Gegensatz zwischen dem Mutterland schaffen und die geistige Gemeinschaft lockern.

Wie ganz anders ging es im slawischen Osten! Hier ist den deutschen Städtern, Bauern, Mönchen und Rittern gelungen, wirklich die Grenzen des Deutschtums zu erweitern. Es ist ihnen gelungen, indem sie, ganz wie die Griechen, Siedlungen mit voller Selbständigkeit schufen, und ferner indem sie den räumlichen und geistigen Zusammenhang mit der Heimat wahrten, von einigen bedenklichen Ausnahmen freilich abgesehen. Diese Niederlassungen waren freiwillig, sie gingen weder aus dem Machtgebot eines Herrschers oder einer Gemeinde hervor, noch folgten die Auswanderer den Reklameschilderungen gewinnsüchtiger Agenten und Unternehmer. Daher das Natürliche, das Gewachsene, das ihnen allesamt eigen ist. Deshalb sind selbst Kulturzentren wie Dorpat, obgleich politisch aus dem Zusammenhang mit Deuschland gelöst, bis auf unsre Tage echt deutsch geblieben und haben zum geistigen Leben Deutschlands das Ihrige beigetragen. Deshalb sind Mecklenburg, Schlesien, die Mark, Ostpreußen usw. kerndeutsch geworden für alle Zeiten, und der slawische oder litauische Untergrund schimmert kaum noch schwach hindurch, obgleich die Slawen und Litauer nicht etwa ausgerottet worden sind, sondern in ihren Nachkommen dort noch heute fortdauern.

Schließlich wird man vielleicht sagen: was schadet es denn im Grunde, von griechischen Kolonien oder von einer Kolonisation des slawischen Ostens zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sprechen? Das ist doch eine harmlose Äußerlichkeit, jeder weiß doch, was gemeint ist.

Aber der Schaden ist größer, als man denkt. Begriffsverwirrung ist nie ohne Gefahr. Man spricht z. B. von den Segnungen, die der griechischen Kultur aus den Siedlungen der Griechen erwachsen sind. Und indem man nun, bewußt oder unbewußt, die Begriffe Kolonie und Siedlung verwechselt, kommt man leicht dazu, von den Segnungen nicht der Siedlungen, sondern der Kolonien zu sprechen und mit unbedachter Verallgemeinerung die Kolonien überhaupt als einen Segen für das kolonisierende Volk, ja für die ganze Menschheit hinzustellen. Nach Beispielen braucht man nicht erst lange zu suchen. Von da ist nicht mehr weit bis zu einem Satz wie der folgende (er findet sich bei Dietrich Schäfer): „Kolonisation hat weitaus am meisten beigetragen zum geschichtlichen Fortschritt. ... Man behauptet nicht zuviel, wenn man sagt, daß die Bedeutung des einzelnen Volkes für den Gang der Weltgeschichte sich in erster Linie abmißt nach seinen Leistungen auf dem Gebiet der Kolonisation." Was für eine bodenlose Behauptung! Danach müßten also die Ägypter, die Babylonier, die Juden (um von den Griechen zu schweigen) weniger Einfluß geübt haben, als die Karthager (das einzige Volk des Altertums, das etwas unsern modernen Kolonien ähnliches besessen hat), und in neuerer Zeit müßten die Spanier und Portugiesen weit wichtiger sein als die Deutschen und Italiener.

Zu solchen Torheiten kommt man, wenn man sich darüber hinwegsetzt, die Begriffe reinlich zu scheiden, wenn man Mißbrauch mit den Wörtern treibt. Welche gefährlichen politischen Folgen aber die Begriffsverwirrung haben kann, das brauche ich nur anzudeuten.

Ernst Müller-Holm.

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Kolbenheyer.

Als Hebbel den Winter 1844—45 in Rom verlebte, befreundete er sich mit Robert Kolbenheyer. Von Kolbenheyer stammt die treffende Kennzeichnung Hebbelscher Art: „Wahrlich, die Menge Gehirnsubstanz, die Hebbel während einer Stunde Gesprächs verbrauchte, reicht hin, den Bedarf reichlich zu decken, den davon ein gewöhnlicher Mensch für seine geistige Gesamtheit während vieler Tage notwendig hat." Die beinahe erdrückende Konzentriertheit Hebbelscher Art, die diesen Dichter über die Menschenwelt seiner und aller Zeit in einsame Höhe hinaushob, kommt in diesen Worten treffend zum Ausdruck. Wie für den norddeutschen Freund, so paßt Kolbenheyers Wort auch für seinen eigenen Nachkommen. Auch E. G. Kolbenheyer ragt mit seinen unerhört kraftvollen Prosakunstwerken weit über die zeitgenössische Schriftstellerei empor, auch er erringt sich nur langsam seinen

Platz in den Herzen dankbar erschütterter Leser. Der Krieg wird viele Herzen für diese wuchtige Art reif machen, eine Art, die — selber zeitlos — der Zeit ihrer allgemein anerkannten Wirkung warten kann. Mag der Buchhandel die Bücher der beliebten Erzähler Herzog, Stratz, Zahn usw. nach wie vor in Mengen absetzen und Kolbenheyers Romane nur in einzelnen Stücken; der Verlag Georg Müller (München) erwirbt sich ein besonderes Verdienst, daß er diesen großen Künstler unserer Zeit dem deutschen Volke zuführt, daß er ihn nicht nur druckt, sondern seine Geisteskinder jeweils in geschmackvollen, ihrem inneren Wesen entsprechenden Eigenkleidern mit fürsorglicher Liebe unter die Menschen bringt.

Erwin Guido Kolbenheyer stammt väterlicherseits aus Österreichisch-Schlesien, mütterlicherseits aus Deutschböhmen; sein Großvater war Pfarrer zu Gdenburg, mußte seine Begeisterung für die 48er Umwälzung mit Gefängnis büßen und hat sich später durch die Einrichtung eines evangelischen Lehrerseminars in seiner Stadt sehr verdient gemacht. Ein Sohn dieses rührigen Mannes schlug den Weg zur Baukunst ein; ihm wurde, als er in Budapest Ministerialarchitekt war, sein Sohn Erwin Guido am 30. Dezember 1878 geboren. Da aber der Vater schon 3 Jahre später starb, wuchs der Knabe in der mütterlichen Heimat Karlsbad auf und besuchte das Gymnasium zu Eger. Wie der Held seines „Romans für Individualisten" Montsalvasch, wie Ulrich Bihander bezog er nach abgeleisteter militärischer Dienstzeit die Universität Wien, um Philosophie zu studieren. Wenn man aus Montsalvasch autobiographische Rückschlüsse ziehen darf, dann haben Erinnerungsbilder an seine Schuljahre, z. B. an griechische Klassenarbeiten, ihm böse Träume verursacht, und das Einjährigenjahr im sonnigen, sandigen Galizien war „ein taubes Jahr" für ihn. In Wien fand er „heraus aus den Wahrheiten, die sich drucken und lernen lassen, die man aus jedem Lexikon holen kann; er kam auf das Leben, das hinter den Tatsachen steckt". Er drang durch Papier und Druckerschwärze durch bis aufs Menschentum, und das war ihm gegeben, lebendige Menschen zu gestalten. Nachdem er 1904 den Doktor gemacht, lebte er als Schriftsteller, Geschichtsforscher, Dichter und Philosoph in Wien. Sein „Giordano Bruno" war schon 1903 erschienen, sein Spinozaroman „Amor Dei" kam 1906. Aus der Bauernfeldstiftung erhielt er eine Ehrengabe. Im Kriege war er als Offizier an Gefangenenlagern und in der Organisation der Gefangenenfürsorge tätig. — Ob ihn die Katastrophe des Weltenbrandes sehr bedrückt oder wie weit er sich darüber emporzurecken vermag, wer will das sagen. Seinen deutschen Bürgersmann, den „Meister Joachim Pausewang" läßt er im selbstgeschriebenen Lebensbuche also schreiben: „Du kühle Frauenhand Philosophia, wie erquickst du die brennenden Sohlen und schüttelst freundlich Mantel und Hut vom Straßenstaube rein, so oft wie Zentnerlast darauf liegt. Du sanfte Braut Besinnlichkeit, stimmst alsbald deine Lauten und hinter dem Qualm und Pulverrauch unserer Zeit geht der rosenfarbige Frühschein auf, wie sich der frohe Bräutigam erhebt an seinem Hochzeitsmorgen."

Dieser altertümlich-chronikalische Stil machte mir, als ich das Buch vor dem Kriege geschenkt bekam, seinen Genuß so schwer, daß ich die Mühe des Einlesens scheute und es wieder forttrug. Aber es ging mir seltsam; als ich 1914 das erstemal verwundet in die deutsche Heimat zurückgekehrt war, packte mich dieser durch und durch deutsche Roman aus dem Ende des 30jährigen Krieges, der Roman vom ehrsamen deutschen Handwerk und dem streitfreudigen deutschen Landbesitzer wie nichts anderes. Sowenig eine Beethovensche Sonate, ein Rembrandtscher Stich zum Zeitvertreib dienen können,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so wenig ein Kolbenheyerscher Roman. Wer ihn genießen will, muß wie für Bach oder Dürer oder Dante vorbereitet sein und ein wenig mehr mitbringen als nur den sogenannten gesunden Menschenverstand. Vollkräftiges Leben schäumt aus diesen Werken dem entgegen, der sich dahinein vertieft; nur wer als ausgereifter Mann das Leben kennt, kann die Größe der Gestaltungskraft ermessen, die diese Lebensfülle in künstlerisch abgeklärte Form faßt. Unsere besten Männer blicken oft lächelnd auf Romanleser; hier haben sie Romane, die keinen Zeitvertreib bieten, sondern bei aller Tiefe und Reinheit saftstrotzende Realität. Viel starke, feste, männliche Lebenserfahrung spricht sich in Kolbenheyers Büchern aus, aber ohne jedes Theoretisieren, allein durch die intensive Beseelung der äußeren Welt. Eine Weltanschauung des leidgewohnten Mannes, der mit einem „Dennoch" allem ins Auge schaut und aller Schickungen Herr wird, sie bietet gerade den deutschen Männern unserer Zeit, was wir brauchen.

In diesem Jahre läßt Kolbenheyer ein neues Werk, „Die Kindheit des Paracelsus", erscheinen; mit Recht erscheint dies Buch 1917. Alle Welt redet dies Jahr von Luthers Thesenanschlag, von der deutschen Befreiungstat. Wie wenige ahnen, aus welch innerer Not, aus welch geistigem Sichabquälen Luther sein Volk vor 400 Jahren herauszureißen wußte. Kolbenheyer läßt uns eine Zeit deutschen Volkslebens nachleben, die unserer Zeit an Fülle und Wucht, Glut und Schwung in nichts nachsteht. Bis ins kleinste sind diese Bilder aus der Zeit Kaiser Maximilians getreu gezeichnet und in farbensatte Anschaulichkeit getaucht. Der kampfesstolze Schweizer Landsknecht, der todkrank heimkehrt; der trotzige Bauer, der ergeben im Klosterdienst front; der büßende Narr, der die Lust der Selbsterniedrigung sucht; die wallfahrende, bis zum Wahnsinn aufgepeitschte Menge vor dem hölzern-starrlächelnden Bild der Mutter Maria von Einsiedeln; der friedlose junge Mönch, der die damals im Klosterleben verbreitete Lüsternheit aufatmend flieht; die studienfrohen Humanisten mit ihren Zitaten aus berühmten Briefen: Die Fülle dieser Bilder und ihre Spannweite kann nie vergessen, wer sich einmal in das Buch eingelebt. Und dann daneben dies feinfühlige Verständnis für die begabte, suchende kleine Kinderseele, die in diesem Wirrwarr nach den inneren Gesetzen ihres Wesens sich entwickelt, dies köstliche Kapitel „Erste Schritte", das die Lebenserfahrungen des sich auf die eigenen Beinchen stellenden Menschleins neben all dem Graus des Tuns und Treibens der Erwachsenen verfolgt. Bei aller Fülle der Bilder aber kein Verzetteln in Anekdoten! Zwanglos begegnen uns all diese Wegkameraden, manche nur einmal und flüchtig, ohne daß wir ihren Namen erfahren; aber stets gewinnen wir Teilnahme für sie. Alle bilden eine Einheit, eine Menschenfamilie vom Aenderle am Galgen bis zum päpstlichen Legaten und seiner Cursetta; denn sie bilden die Welt des kleinen Theophrast — „Frästeli" ruft ihn die Mutter —, des Söhnleins Wilhelm Bombasts von Hohenheim.

Die folgende Leseprobe führt in die Klostergesellschaft, die bei Gelegenheit des weltberühmten Engelweihfestes in Maria Einsiedeln am reichen Tisch des Fürstabtes Konrad von Rackelberg versammelt ist; von allen Seiten sind die zahlreichen Kleriker auf die Einladung des Klosters herbeigeströmt, um die unübersehbare Menge Wallfahrer und Heilsuchender geistlich zu versorgen. Zu ihrer Stärkung in diesem anstrengenden Dienst gibt das Kloster, was Sitte und Herkommen verlangt, in reichem Maße. (S. 182ff.)

Hermann Hadlich.

* * *

Am Tisch des Abtes ließen sich die geistlichen und weltlichen Herren von ihren Dienern aufwarten und tranken zu gleichen, vollen und halben, obwohl der Wormser Reichstag zwei Jahre vorher die Sitte des Zutrinkens verboten hatte. Und sie wurden bald voller. Das Gespräch war über die Notbrücke der Politik in das Sumpfland geraten. Die Zote goß ihren Spülichtkübel über die Tische der Abtei.

Eines einzigen jungen Mönches Schamröte blühte fremd unter den erhitzten Köpfen, und nur der feiste Bruder Clemens von Augsburg achtete der Qual des jungen Mannes, der nach Mut zur Flucht rang. Sein gespaltener Schweinsrüssel ober den Wulstlippen zuckte vor Vergnügen, wenn er merkte, daß der junge Bruder heimlich erbebte und einen scheuen Blick über die Runde huschen ließ.

Als Bruder Clemens begann, erblaßte der junge Mönch, denn die Worte des Augsburgers züngelten über den Tisch, als seien sie nur an ihn gerichtet.

In das Gelächter, Glucksen und brodelnde Behagen über die Erzählung klangen die letzten Glocken. Und keiner hörte die Stunde als der junge Mönch. Ihm klang das Ave wie ein Freundesruf, der einen wüsten Traum zerwirft. Es gab ihm Mut, daß er aufstand und vorgebückt aus dem Saale lief, als müsse er hinter schützendem Buschwerk dem Feinde entfliehen. Seine Hände lagen zitternd auf dem Herzen, er flüsterte:

„Heilig Jungfrau, sei bedankt, daß du mich hast erlöst!"

Im Hofe des Klosters war alles still. Ein Wächter stand unter der Seitenpforte der Basilika und gab dem Mönche den Weg frei.

Der junge Mann sog die schwere Luft gierig ein. Der hohe Raum war von rotem Lichte erfüllt und Schritte der beiden bewaffneten Ordner, die das Feuer der Opferstände zu hüten hatten, schauerten durch die Stille.

Er hastete nach dem Hochchor und warf sich auf die Stufen des Altars. Die Gebete der Completzeit fielen ihm von den Lippen, ohne daß er ihren Inhalt merkte. Er krümmte sich noch unter der Gewissensmarter der letzten Stunden. Und dann wußte er, daß die Gebete gesprochen waren. Sein Herz war gelöst, er konnte es entladen.

„Herr! Complete Zeit! Tu auf die Pforten des Abgrunds und laß sie schlucken, daß sich die Höllen mäste, denn siehe, das Wild ist fett!

Complete Zeit! Herr Gott! Wir seind all gelb vom Brand der Weltsunn als die Frucht des Feldes! Schick uns: der niederschneidet und verbrennt, dann alls ist taub und vom Unkraut ersticket!

Wo ist dein Stein, Herr, wie ein Mühlstein in der Hand deines stärkisten Engels, daß er die große Hur zermalmet! Wehe, es ist der Drach los! Alls brennt vor Sünden!

Warumb gibst du kein Schwert mir in das Maul, daß es die Heiden schlüge! Warumb so bin ich ein seiden Fähnlein im Wind ihres Speiwerks und ihrer Wollust und bin kein Fels nit, daran sie zersplittern!

Du hast mir das Wort eintan, das süß schmecket, da ichs auf der Zungen spür, süß und feurig wie die Rache des Gewissens. Aber da ich es verschlungen, krimmt es meinen Bauch, die bittre Not des Gewissens, und wird nit erlöset!

Ich muß sie sehen und mein Herz zittert, der Mund aber ist versieglet und die Augen decket ein Schleier vor Menschenfurcht!

Ich sehe des Teufels Hörner aus ihren hohen Stirnen brechen, die eine Zung haben, triefend vom Weine des Weltwissens, und die Augen haben, als seien sie des heiligsten Gottes voll!

Ich höre das Gelächter der Hölle aus ihnen brechen, deren Blut feist ist von Trane der Wolluſt und deren Hände nach dem Fleische zittern!

Und du gibst mir nicht dein Tau auf meine lechzenden Lippen, nur eines Fingers Spitze, und umb mich her brennt die Höllen!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Er preßte sein Gesicht gegen die kalten Steine und schluchzte. Und er lag eine Zeitlang in tiefster Ermattung. Ihm war, als schwebe er zwischen Eis und Flammen im Sternenraum.

Ein klirrender Schritt erschreckte ihn. Der Knecht drückte ein verlechzendes Licht aus, entnahm dem vollen Opferkasten eine Kerze und pflanzte sie auf den Stachel.

Der junge Mönch hüllte sein Gesicht in beide Hände. Er atmete tief, als sei er wunderbar befreit, und sein Herz schlug, als habe es ein Leben überwunden. Er wußte nicht, wie lange er gelegen war. Seine Knie knickten vor dem Allerheiligsten zusammen, er wollte die Kirche verlassen, da trieb es ihn vor die Gnadenkapelle. Doch er fühlte so klar und bestimmt, als sei es ein Gebot, daß er nicht beten konnte. Nur sehen, sehen.

Er sah den goldgepanzerten Mantel und Schleier. Das Perlenschimmern und Glitzern der Steine. Unter der schweren Krone das rosige Gesicht, die kleinen Schlitzaugen, die hochmütigen Brauenbögen, das Mündlein mit den satten, gleichgültigen Lippen, die glatte, gedankenlose Stirn.

Die Kiefer des jungen Mönches schlotterten, ihn fror in der schwülen Luft. Seine Augen standen weit offen und maßen die Reichtümer, glitten immer wieder zurück zu dem hölzernen Gesicht, dessen lauernde Unberührtheit Gedanken weckte, die ihm die Haare sträubten. Er fühlte den Drang und die Unermeßlichkeit der Gebete, Seufzer, Hoffnungen — alle an diesem Bild aus Holz und Stein zerschellend. Lüge. Sie alle opferten ihrer Seelen heimlichsten Brand der Himmelskönigin nicht, deren Reinheit sie nie begriffen. Sie opferten ihr Innerstes dem Holzbild auf, das sie mit seinem Prunk betäubte, durch seine Sattheit demütigte.

Der Mönch ballte die Fäuste. Seine Augen liefen voll. Lüge, Lüge und Ausgeburt ihres Schreckens vor ihrer eigenen Erbärmlichkeit. Das zwingt vor einem toten Holz in den Staub. Der Adlerschrei des Gewissens gellt über ihnen und sie beten das geschnitzte Holz, die geschliffenen Steine, das Gold, ihr Gold, und die gereihten Perlen an, daß der Schrei des Gewissens in ihnen verstumme!

Er schloß die Augen. Zornträne stürzten über seine Wangen. Seine Hände streiften einander, als wolle er sie vom Schmutze reinigen.

Dann schlug er seine Hände vors Gesicht, schritt eilig durch die Kirche, über den lautlosen Klosterhof, in den Schlafsaal der Abtei. Dort holte er aus dem Strohsack seines Bettes ein Beutelchen mit Geld und verließ das Kloster.

Er ging über den Brühl, durch die Wagenburg und die Gasse nieder. Überall aus den offenen Fenstern scholl der heisere Lärm der Betrunkenen; die Gasse war erfüllt von lachenden, schreienden Leuten.

An einem Wirtshause hing ein Wams aus, zum Zeichen, daß hier aufgegebene Pfänder feil seien. Dort erstand der Mönch einen Lederkoller und einen kurzen Spieß.

Er wanderte rüstig talab. Seinen Weg beleuchtete der Mond und der Biberbach rauschte bald lauter, bald leiser.

Ihn umfing die große Wundernacht des neubürtigen Lebens. Keine Regung hielt ihn zurück. Sein Gelübde war von ihm gefallen.

Wohin er trieb — er wußte es nicht. Aber ihn füllte ein heiliger Jubel. Er wußte, daß ein reines und befreites Herz nicht verderben kann.

Im Ausschreiten, da er den Spießschuh kräftig gegen den Boden stieß, während der Biberbach die laute und stille Weise rauschte, hob es sich von seinen Lippen wie ein junger Vogel:

„In Gottes Namen solltu sin
Mein Mantel, tiefe Nacht.

Ich fahr ins nüe Leben hin,
Vom Herzen ohnbedacht.

Mich keine Regel führt nit mehr,
Meins Glaubens will ich blühn,
Nach Gottes Gnad allein ich gehr,
Die sollt mein Leitstern sin!

Nun kumm, mein Tag, mit gutem Streit,
Ich biet dir wohl die Hand,
Weil meines Herzens frei Geleit
Ist baß dann ein Gewand."

Was andre sagen

Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus und Bekämpfung der Trinksitten Herausgeber: Dr. phil. R. Hercod, Dr. phil. O. Kleiber und Pfr. Ed. Blocher. 27. Jg. Heft 7/8.

Die Zukunft der Enthaltsamkeitsbewegung. Von Dr. A. Holitscher.

„Noch mehr als die Gegenwart ahnt, wird die Hygiene einst die Grundlage der Staaten auch in wirtschaftlicher Beziehung bilden; denn es ist klar, daß in der Weltwirtschaft wie in der Kulturentwicklung, bei sonst gleichen Verhältnissen, der Erfolg auf die Dauer immer nur dem geistig und körperlich gesunden und starken Volke zufallen kann . . . Es wird eine Zeit kommen, in der es sich von selbst verstehen wird, daß man alle menschlichen Fragen zunächst auf Volksgesundheit prüft." Avenarius im Kunstwart. 1911/7.

„Die Zeit, von der Avenarius sprach, als er die Internationale Hygiene-Ausstellung zu Dresden begrüßte, naht heran; sie ist gewiß rascher gekommen, als er selbst damals hoffte. Der Krieg mit den ungeheuren Verwüstungen an dem kostbarsten Gute, an Menschenleben, Menschenkraft und Gesundheit, hat es bewirkt, daß die Sorge um Erhaltung und Wiederherstellung des zerstörten Volkskörpers alle anderen Aufgaben in den Hintergrund drängt; sie erfüllt die Seele derer, die für die Zukunft verantwortlich sind.

Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß nun auch schon die Mehrzahl der Menschen oder auch nur der Parteimänner, Volksvertreter, Politiker und Beamten den gewaltigen Wandel erkennt und begreift, den die Ereignisse der letzten Jahre geschaffen haben. Gewiß gibt es noch zahlreiche Leute, die in ihrer Arg- und Harmlosigkeit glauben, es werde nach dem Kriege so ziemlich alles beim alten bleiben, der hergebrachte Parteihader, die lächerlichen Kleinlichkeiten armseliger Krämerpolitik, die wirtschaftlichen Sonderwünsche dieser oder jener Klasse würden im neuen Reiche ihre verderbliche Wirtschaft fortsetzen können. Aber diese kurzsichtigen Philisterseelen verkennen die Bedeutung der größten Umwälzung, die das Menschentum je durchgemacht hat; sie werden sich täuschen. Eine neue Zeit bricht an; gebrochen wird die Herrschaft toten Sachgutes über den Menschen, aufgerichtet wird der Thron des lebenden Wesens. Daß Leben vernichtet, Gesundheit zerstört, kommende Geschlechter verdorben, Säuglinge und Kinder verelendet, Jünglinge vergiftet, Mütter geschwächt werden, damit ein geringer Bruchteil des Volkes an Gütern reich werde, wird schon in wenigen Jahrzehnten als Brandmal des finstersten Mittelalters gewertet werden, das die Geschichtsforschung künftiger Jahrhunderte erst mit dem Jahre 1917 abschließen wird . . . ."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

„Meine Seele ist fröhlich in meinem Gott." In einem Nachrufe, der kürzlich einer 82jährigen Frau gewidmet wurde, finden wir die folgenden Worte, die uns im Geiste des „Vortrupp" gesprochen zu sein scheinen:

Überschauen wir dieses Menschenleben von fast 82 Jahren, so verstehen wir, daß das Ergebnis sein konnte: Ich freue mich im Herrn, und meine Seele ist fröhlich in meinem Gott. Aber mußte es so sein? Auch andere sind ähnlich geführt, mit Lasten und Leiden vielleicht noch schonlicher belegt worden und haben doch nicht vermocht, allewege fröhlich zu sein. Auch andere brachten ein zu heiterer Lebensauffassung geneigtes Temperament mit, aber mit der Jugend und ihren Vorzügen schwand es dahin bis zur Unkenntlichkeit. Die günstigsten äußeren Lebensführungen und das glücklichste Temperament genügen nicht, um die stetige Freude zu sichern; es bedarf dazu noch eines Dritten, einer starken inneren Entschlossenheit.

Ein anderer Prophet, der das Wort des Jesaias aufgenommen hat, ist darauf aufmerksam gewesen. Nach einer erschütternden Beschreibung eines nationalen Notstandes in Mißernte und Verwüstung des Landes durch feindliche Horden wiederholt er jenes Jesaianische Wort mit einer leisen, aber höchst charakteristischen Veränderung des Wortlauts: „Aber ich will mich freuen des Herrn und fröhlich sein in Gott, meinem Herrn" (Habak. 3, 18). Das ist das Geheimnis der allezeit fröhlichen Menschen: sie wollen fröhlich sein und lassen sich in diesem Willen auf keine Art irremachen. Es ist weder Sache äußerer Glücksfälle, noch ist es Sache eines bestimmten Temperaments, — es ist Sache des Willens! Schopenhauer hat für diesen Willen das Wort vom „ruchlosen Optimismus" geprägt. Gewiß gibt es einen solchen, der die Not der anderen nicht sehen will und sich in das eigene Behagen hüllt, herrlich und in Freuden lebt und den armen Lazarus vor der Tür keines Blickes würdigt, geschweige einer Regung des Herzens. Aber es gibt auch einen anderen, sittlichen, edlen Optimismus, der an dem guten gnädigen Willen Gottes im Glauben festhält und in manchem Herzeleid erfahren hat, daß uns Gott nicht mehr auferlegt, als wir tragen können, und daß auch Schmerzen zum Besten dienen. Ohne diesen Optimismus kann weder der Einzelne gedeihen, noch ein Volk die ungeheuren Lasten des nationalen Lebens tragen, wie wir es tun.

Gemeinschaftswohnungen für berufstätige Mütter. Es ist im September d. J. in Heft 18 des Vortrupp ein kleiner Aufsatz von mir über Müttersiedlungen gebracht worden.

„Müttersiedlungen" bedeuten den Zusammenschluß von 6—8 Arbeiterinnen und deren Kindern zum Zwecke gemeinsamer Wirtschaftsführung. Eine Heimmutter übernimmt Fürsorge von Müttern und Kindern; die Mütter unterstützen sie, soweit ihre Zeit es erlaubt, und zahlen eine Zuhilfe zum Haushalt. Müttersiedlungen sind soziale Unternehmungen, sie müssen daher von einem Verein oder von privater Seite unterstützt werden, da sie sich nicht selber erhalten können.

Gemeinschaftswohnungen ruhen auf gleicher Grundlage, sie sind in gewissem Sinne auch Müttersiedlungen und unterscheiden sich nur in wenigen Punkten von diesen. In „Gemeinschaftswohnungen" werden Mütter und ihre Kinder durch gemeinschaftliches Wirtschaften (Miete, Licht-, Feuerungs- und Gasverbrauch, Ernährung, Ergän-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zung des Inventars usw.) zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossen. Eine Lampe, ein Ofen, ein Herd, ein Haus wird diese Gemeinschaft beherrschen. Eine geordnete Arbeitseinteilung wird Arbeitskraft sparen und den Müttern helfen, ihrem Beruf und ihren Kindern gerecht zu werden.

Der Gedanke ist einfach in die Tat umzusetzen, besonders wenn man es mit Müttern zu tun hat, die schon sich selber erhalten haben und durch ihre Arbeit und ihr Leben eine gewisse Übersicht über wirtschaftliche Verhältnisse sich aneigneten. Es gehört freilich auf der einen Seite die Befähigung, gut einzuteilen, dazu und auf der anderen Seite guter Wille, den Gedanken der Einteilung aufzunehmen und durchzuführen.

Den in Weißensee bestehenden Müttersiedlungen des Vereins „Mutter und Kind" E. V. Berlin (Geschäftsstelle Charlottenburg 5, Mollwitz Privatstraße) habe ich eine Gemeinschaftswohnung, ebenfalls in Weißensee, angegliedert. Die Zeit ihres Bestehens (sie wurde am 1. Oktober d. J. eingerichtet) ist zu kurz, um ein Urteil über ihren Wert abgeben zu können. Ich möchte aber doch annehmen, daß Gemeinschaftswohnungen in ganz besonderem Maße dazu geeignet sind, erwerbenden jungen Müttern den Weg zu ebnen. Nur allzu oft übersteigt es die Kraft einer Mutter, ihrem Beruf und ihrem Kinde zugleich gerecht zu werden.

Lotte Möller.

Zuhause und draußen. So nennt Georg Asmussen seinen soeben im Neuland-Verlage zu Hamburg erschienenen neuen Sammelband von vierzehn Erzählungen, die in ganz hervorragender Weise die Eigenart des Dichters zeigen: seine Kunst, treffend zu charakterisieren, die gedrungene, klare, volkstümliche Sprache, den sinnigen Humor und feinen Sarkasmus, die glänzende Fähigkeit, poesievolle Naturschilderungen, vor allem aus der Heimat des Verfassers, zu geben und die vielen Erinnerungen aus seiner Jugend und Ingenieurzeit lebendig zu gestalten.

Georg Asmussens Kunst ist gewachsen und stark geworden im Kampfe für den Enthaltsamkeitsgedanken und die deutsche Guttemplerbewegung. Und ihr diente auch einst manche seiner Dichtungen. Von den vorliegenden Erzählungen, unter denen sich Meisterstücke volkstümlicher Darstellungskunst finden, kann jedoch keine als Tendenzgeschichte angesprochen werden. Aber sie werden alle mehr oder weniger von jenem Geiste getragen, den wir wohl als Vortrupp-Geist bezeichnen dürfen. Man lese nur die von einer feinen Satire durchzogene Erzählung „Wie in Deepstedt die K..ltur einzog" oder das ergreifende Lebensbild „Er muß mit".

Die Leser des „Vortrupp" kennen Georg Asmussen aus verschiedenen Aufsätzen als einen Mann, der zuweilen den himmelstürmenden Idealisten vorsichtig den Blick auch für die Erdenschwere und für die strengen Forderungen der Gegenwart und der Wirklichkeit wieder zu schärfen sucht. Seine reiche Erfahrung und sein erfolgreicher Kampf gegen die Trinksitte geben ihm dazu ein besonderes Recht. Von dieser Fähigkeit des Verfassers ist auch in manchen seiner neuen Erzählungen ein gut Teil zu spüren, und Viele werden gern auf den klugen Mann hören, der mit lachender Miene uns auf den Boden unseres Landes zurückzieht, für dessen Bestes wir uns mit heißer Seele einsetzen.

F. H.

Neue Bücher und Schriften

Asmussen, Georg: Zuhause und draußen. Erzählungen. M. 4. Neuland-Verlag, Hamburg.

Hedin, Sven: Bagdad, Babylon, Ninive. M. 1. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

6. Jahrgang Nr. 1 — Der Vortrupp — 16. Januar 1917

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge einmal vierteljährlich als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 1 — 1917

Auf dich kommt es an.

„Die Freude am Wirken ist Leben — das hilft uns weiter, wenn auch der Weg manchmal sehr steil und ermüdend ist."

Max Müller-Oxford.

Bei der letzten „Rückschau auf die Arbeit des Deutschen Vortrupp-Bundes während der Kriegszeit 1914/15"*) hatte der Geschäftsführer darauf hinzuweisen, daß die meisten Ortsgruppen des Deutschen Vortrupp-Bundes mehr oder weniger die planmäßige Arbeit einstellen mußten, weil die männlichen Mitglieder zum Teil sämtlich im Heeresdienste standen und es an leitenden Mitgliedern fehlte. Das trifft auch wesentlich für den Schluß des zweiten Kriegsjahres und für die erste Hälfte des dritten zu. Aber je länger unser deutsches Vaterland in diesem furchtbaren Völkerringen steht, um so stärker erwacht auch in allen Kreisen der Heimarmee der Wille, noch mehr für ein sicheres Durchhalten zu wirken. Auch unser Vortrupp-Leserkreis legt davon ein erfreuliches Zeugnis ab. Die Werbetätigkeit der letzten Monate war eine ganz besonders erfreuliche, und die Inanspruchnahme der Geschäftsstelle durch die im Deutschen Vortrupp-Bunde vereinigten Leser des „Vortrupp" war viel stärker als zu Beginn des Krieges. Aus einer größeren Anzahl von Orten wurden lebhafte Wünsche nach Gründung neuer Vortrupp-Gruppen rege, doch mußte die Erfüllung dieser Wünsche für spätere Zeit zurückgestellt werden, um jetzt nicht halbe Arbeit zu leisten.

Zurzeit ist es nötig, daß j e d e r e i n z e l n e, der die durch den „Vortrupp" bestimmte Wegrichtung als die seinige erkannt hat, unermüdlich sich einsetzt, um aus den Kreisen der Daheimgebliebenen immer neue Freunde uns zuzuführen, die bereit sind, die Vortrupp-Gedanken einmal Gemeingut des ganzen Volkes werden zu lassen. Jeder muß erkennen: Auf dich kommt es an. Unsere zahlreichen Freunde im Felde sind in dieser Beziehung vorbildlich. Es vergeht selten ein Tag, an dem nicht ein Brief mit begeisterten Worten von dem unermüdlichen und oft so schwierigen Vortrupp-Wirken an der Front erzählt, und immer wieder leuchtet die hellste Freude zwischen den Zeilen hervor, wenn es gelang, aus der Schar der Kameraden diesen oder jenen davon zu überzeugen, daß die Aufartung und der Aufstieg unseres Volkes nur auf den vom „Vortrupp" gewiesenen Bahnen gewährleistet werden kann. Wir nehmen es als ein ganz besonders erfreuliches Zeichen, daß so viele dieser Zuschriften gerade aus Offizierskreisen uns kommen, und daß gerade in den letzten Monaten dort die Anteilnahme an den Vortrupp-Bestrebungen wächst. Das sollte ein besonderer Ansporn für die in der Heimat wirkenden Frauen und Männer sein, sowohl für die älteren unter uns als auch für unsere Jugend. Es braucht an dieser Stelle nicht betont zu werden, wie notwendig das Einsetzen j e d e r einzelnen Seele gerade in dieser Stunde ist. Unser unermüdliches Mitglied aus dem Vortrupp Breslau, Vally Nagel, hat in der Feldausgabe ihres Buches „Hab dein Schicksal lieb", die unter dem Titel „Haltet aus im Sturmgebraus!" als Hilfs- und Trostbüchlein für müde Seelen soeben vom Lutherischen Bücherverein in Elberfeld herausgegeben worden ist, dazu die folgenden trefflichen Worte gesprochen:

„Jetzt steht dein Schicksalstag in seiner Mittagsglut, Deutschland; darum ist jetzt seine Forderung an dich am größten, die Forderung nach deiner Seelenkraft.

Jetzt gibt es nur zweierlei für dich: matt werden und zu Boden getreten werden oder — — — g r ö ß e r w e r d e n a l s d e i n S c h i c k s a l!

*) Siehe „Mitteilungen des D. V. B." 1916 1—4; in beschränkter Anzahl auch als Sonderdruck erschienen (postfrei 10 Pfennig).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wachse, wachse, geliebtes Volk! Du kannst es, du kannst noch stärker, noch größer werden, wenn jede Seele in deinem heiligen Gau ihr Äußerstes hergibt an Kraft.

Aus dem fernen Asien, vom äußersten Vorposten deutscher Art und deutschen Geistes, klang ein Wort zu uns herüber: ‚Einstehe für Pflichterfüllung bis aufs äußerste!'

Das sollte Deutschlands und jedes Deutschen Schlachtruf sein in dieser Prüfungszeit. Dann, aber auch nur dann vermag Deutschlands Volk in seiner Gesamtheit größer zu werden als sein Schicksal."

Der ist von echtem Vortrupp-Geiste beseelt, der jede Stunde zu nutzen weiß, die ihm zu Gebote steht. Jeder unter uns steht in einem Kreise, in dem sehr viele Frauen und Männer von den großen Lebensreformbewegungen unserer Zeit, die wesentlich das Wachsen und Durchhalten unseres Volkes verbürgen, noch unberührt geblieben sind. Das darf nicht länger sein. An sie gilt es, immer aufs neue heranzutreten und sie unermüdlich zum Einreihen in unser großes Vortrupp-Heer zu gewinnen. Viele unserer Freunde im Felde, die mit weit schwierigeren Verhältnissen zu rechnen haben, beweisen es uns, daß der Vollgenuß des Daseins doch darin besteht, Hindernisse zu überwinden. Auf dich kommt es an!

Am Schlusse des Jahres wurde dem Geschäftsführer vom Vater eines jungen Vortrupp-Freundes in Magdeburg, der leider mit achtzehn Jahren auf dem Felde der Ehre sein junges, hoffnungsreiches Leben hat lassen müssen, das von ihm hinterlassene Tagebuch übersandt. Die ganz im Vortrupp-Geiste niedergeschriebenen Zeilen des jungen, tapferen Freundes wirken wahrhaft ergreifend, besonders auch jene, die er am Weihnachtsabend 1915 aufzeichnete. Unser Hans Wöhler hatte auch in der „stillen Nacht" unter Kanonendonner und Gewehrfeuer an der äußersten Front als Pionier seine Pflicht zu tun. Und er tat sie gern aus Liebe zu seinem Volke. Die Posten, an denen er vorüber mußte, fragten ihn: „Heute noch arbeiten?" und unser junger Freund erwiderte: „Ja, heute erst recht!" — Im Tagebuche fügte er hinzu: „Heute erst recht, mahnt uns die Liebe zur Menschheit, unsere Pflicht zu tun." Am ersten Weihnachtstage tritt er dann einen Augenblick in die Nacht hinaus. „Minutenlang schwebt eine Leuchtkugel in der Luft. Ich denke an den Stern von Bethlehem, den Stern der Liebe; dieser hier leuchtet zu Haß und Feindschaft. O Reinheit, Wahrheit und Liebe! Für euch will ich kämpfen immerdar!"

Das ist die Gesinnung, mit der wir siegen werden, mit der wir auch all die vielen und starken inneren Feinde unseres Vaterlandes überwinden werden, wenn der mit so schweren Opfern erstrittene Friede unsere Freundesscharen in die Heimat zurückführt. Sie sollten dann ihre größte Freude bei der Heimkehr daran haben, daß alle unter uns ihnen mit blanken Augen entgegentreten können, weil für uns alle der Wahlspruch gegolten hat: „Heute erst recht, wirken solange es Tag ist!" Auf jede einzelne Seele kommt es an. Heil!

F. H.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Vortrupp Breslau. Unser Winterarbeitsplan, in dem alle Vortragsveranstaltungen und alle Wanderungen bis aufs kleinste festgelegt worden sind, konnte bisher noch immer gut eingehalten werden, obwohl unser so außerordentlich rühriger Fahrtenwart Berthold Ritter auch eingezogen worden ist. Unser Jahresfest begingen wir in recht würdiger Weise mit einem Paul Barsch-Abend, der durch zwei frisch vorgetragene Trutz- und Wanderlieder eines Wandervogelchores trefflich eingeleitet wurde. Unser Obmann gab dann zur Eröffnung ein Bild von den Aufgaben und Zielen des „Vortrupp" und des aus einem großen Teil seiner Leserschar entstandenen Deutschen Vortrupp-Bundes. Darauf verlas Paul Barsch seine neue Prosaschöpfung, die eigenartige, anziehende Kriegserzählung „Der Mann vom Berge", und seine Tochter Julia brachte mit ihrer reifen Vortragskunst eine erlesene Auswahl aus den Gedichten ihres Vaters zum Vortrage. Auch unsere kleine Zweiggruppe in Oels ist gut gediehen; sie hat sogar eine Jugendgruppe mit einem eigenen freundlichen Heim und einer nicht ganz leeren Kasse. Unser Gesuch um ein Stück Kriegsacker im Süden der Stadt ist vom Magistrat bewilligt. Dort wird sich also bald eine zweite Vortrupp-Kolonie auftun. Eine große Freude bereitet uns die Arbeit mit der Volksschuljugend (Volksjugendwandern, Märchenabende, Leseabende, Handfertigkeitspflege). Wir haben bis jetzt 5 Gruppen, mit je bis zu 20 Kindern (4 Mädchengruppen und eine prächtige Jungengruppe, die gerade im größten Arbeiterviertel bei der sozialen Arbeitsgemeinschaft — Fräulein Siegmund-Schultze — ihr Heim hat). Die Kinder waren bis vor kurzem wöchentlich ein- bis zweimal unterwegs und haben sich in ihrem Aussehen zum Teil wesentlich gebessert. Bei ungünstiger Witterung wird den Kindern im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heim oder in den Wohnungen der Führerinnen mit Papp- und Schnitzarbeiten, mit Lesen, Spielen (sogar Schach) und Märchenerzählen die Zeit vertrieben. Für die Jungen stiftete unlängst die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung den Grundstock zur Bücherei. Den Mädchen fehlen allerdings noch geeignete Schriften, denn der Lesehunger ist groß: Am letzten Sonntag vor Weihnachten hatten wir in der sozialen Arbeitsgemeinschaft einen schlichten, feierlichen Weihnachtsabend, auf dem unsere Jungen mit großem Eifer ihr Leben „Auf Fahrt" vorführten. Ihr frischer Gesang zum Lautenspiel wirkte auf die Eltern und Geschwister geradezu zündend. Der Magistrat hat uns für die Kinder, um das Wandern zu ermöglichen, zu den Sonntagen eigene Brotzusatzmarken bewilligt.

*

Vortrupp Göttingen. Trotz des Krieges ist es möglich gewesen, eine Ortsgruppe des deutschen Vortruppbundes aus dem Kreise der Vortruppfreunde in Göttingen zu bilden. Wir kommen jede Woche zusammen und sprechen über einen Aufsatz aus den bisherigen Jahrgängen des „Vortrupp". Dadurch erfahren nicht nur die anwesenden Gäste, was der „Vortrupp" ist und will, sondern die Mitglieder werden auch dadurch veranlaßt, die alten „Vortrupp"-Jahrgänge zu studieren und sich in die Vortruppgedanken zu vertiefen. Außer der persönlichen Werbearbeit jedes einzelnen Mitgliedes werden wir nach außen noch nicht wirken können, doch helfen wir kräftig, einen Damaschke-Vortrag vorbereiten, um so für die Kriegerheimstättenfrage praktisch zu arbeiten. Beitrittsmeldungen nimmt entgegen stud. phil. R. Biederstedt, Göttingen, Weender Landstr. 54/3.

*

Vortrupp Hamburg. Obwohl durch den Krieg die Zahl unserer daheimgebliebenen männlichen Mitglieder immer mehr verringert worden war, konnte der Winterarbeitsplan bisher gut durchgeführt werden, wenn auch die regelmäßigen Versammlungen nicht mehr den früheren starken Besuch aufwiesen. Da das bisherige Versammlungshaus, das Logenhaus Moorkamp, für Lazarettzwecke dem Generalkommando überwiesen werden mußte, sind die Versammlungen jetzt nach dem Logenhause des J. O. G. T., Meißnerstr. 30, verlegt worden. Der erste Vortragsabend im Winterhalbjahr war dem Heimatschutz gewidmet, und Ferdinand Fröhöse sprach über „Gräber aus der Steinzeit in der Umgebung Hamburgs", unterstützt von prächtigen Lichtbildern. Der nächste Abend gehörte der Bodenreform mit Rechtsanwalt P. Westphals Vortrag „Das Recht auf die eigene Scholle und der Krieg". Den 2. Vortrag im November hielt Leberecht Migge, Architekt für Gartenbau, über „Durchgeistigung des Spiels und der Jugendpark". An dieser Veranstaltung beteiligte sich auch eine Anzahl Vertreter Hamburgischer Vereine für Körperkultur und Jugendpflege. Die Jugendpark-Frage soll für Hamburg praktisch zu lösen versucht werden. Einen besonders anziehenden Vortrag bot Johannes Gläser im Dezember über „Vom Denken und seiner historischen Entwicklung", und am 23. Dezember fand im traulichen Neste der Vortrupp-Jugend eine gut besuchte, der ernsten Zeit entsprechende Weihnachtsfeier statt, auf der unser Obmann unter Zugrundelegung eines ihm gerade zugegangenen Kriegstagebuchs eines in der Champagne gefallenen jungen Freundes die Weihnachtsansprache hielt und ein treffliches Weihnachtsspiel von Paul Matzdorf von Mitgliedern der Vortrupp-Jugend dargestellt wurde. Um die praktische Arbeit in der Ortsgruppe besser organisieren zu können, wurde in der letzten Sitzung des Arbeitsausschusses ein sozialer Ausschuß gebildet, dessen Obmann Pastor E. Engelhardt ist.

*

Vortrupp Nürnberg. Wenn die gegenwärtige ernste Kriegszeit unserer Arbeit auch große Schwierigkeiten geboten hat, so dürfen wir beim Rückblick auf das verflossene Jahr doch mit freudigem Bewußtsein bekennen, daß wir Vortruppleute nicht gerastet und gewankt haben. Unsere gut besuchten Vortragsabende, unser großer Konzertabend am 16. November, der uns einen erfreulichen Überschuß für den Grundstock zum Bau von Kriegerheimstätten brachte, und unsere fortgesetzte sonstige Werbetätigkeit haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Überall war oft ein großes Fragen: Was ist der „Vortrupp"? Was will der „Vortrupp"? Und wir nahmen dann Gelegenheit, auf diese Fragen zu antworten. Auf Anregung unserer Ortsgruppe wurde Anfang September hier ein Verein für Kriegerheimstätten begründet, der bereits eine erfreuliche Tätigkeit entfalten konnte. Unsere Leseabende, die an einem Mittwoch oder Sonntag unter Leitung von Prof. Konrad Meyer stattfanden, erfreuten sich reger Teilnahme und sind den Mitgliedern recht lieb geworden. Wir freuen uns, daß wir immer mehr Kreise unserer Stadt zur Beachtung der Vortruppgedanken gewinnen, die vorher uns ganz fern gestanden haben. So hoffen wir zuversichtlich, daß unser eifriges Bemühen, an der Aufrüttelung, Ernüchterung und Ertüchtigung unseres Volkes nach Kräften beizutragen, nicht ohne Erfolge bleiben wird.

*

Vortrupp Oldenburg. Unsere Vortruppgruppe kann jetzt über das erste Jahr ihrer Tätigkeit berichten. Am 12. November 1915 gab ein Vortrag von Hans Paasche in der Aula unseres Lehrerseminars den Anstoß zum Zusammenschluß der hiesigen Vortruppleser und Vortruppfreunde; am 6. Dezember kamen diese am gleichen Orte zusammen, beschlossen die Gründung der Vortruppgruppe Oldenburg

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und beauftragten einen vorläufig gewählten Arbeitsausschuß mit den nötigen Vorarbeiten. Am 19. Januar konnte die erste ordentliche Mitgliederversammlung einberufen werden, die einen Bestand von etwa 40 Mitgliedern ergab. Inzwischen ist deren Zahl auf über 60 gestiegen trotz des Krieges, der so manchen jungkräftigen Mann von der Heimat fernhält und — leider! — so manchen dahingerafft hat. Ungeachtet der vielen Erschwerungen, die die Kriegszeit mit sich bringt, hat der Vortrupp Oldenburg sich gleich auf ernste Arbeit eingerichtet, wie schon der Organisationsentwurf zeigte, der in den Hauptzügen in Nummer 4 der „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes" vom v. J. veröffentlicht wurde. Er ist durchgeführt worden und hat sich bewährt.

Nachstehend sei einiges über unsere Vortrupp-Arbeit mitgeteilt, zunächst eine kurze Übersicht über die Mitgliederversammlungen, Ausflüge usw.

19. Januar: Beratung des Satzungsentwurfs, Vorstandswahl, Besprechung der Werbearbeit.

17. Februar: 1. Mitglied K. Orth berichtet über seine Erfahrungen auf dem östlichen Kriegsschauplatze über das Seelenleben der Landsturmleute. 2. Die endgültige Fassung der Satzungen wird genehmigt. 3. Die Verteilung der Mitglieder auf 7 Unterausschüsse wird beraten und beschlossen.

7. März: 1. Vortrag von Dr. Mannheimer über „Bildung und Charakter". 2. Die Unterausschüsse werden gebildet. 3. Vorschläge für die weitere Jahresarbeit.

31. März: Gesellschaftsabend mit Gästen: Fräulein Anni Doodt am Flügel spielt Mozart und Schumann. Fräulein Frericks, begleitet von Herrn Knübel (beide junge Vortruppler aus Delmenhorst), singt Lieder von Schubert, Franz, Thomas, und ein von Herrn Knübel komponiertes Wiegenlied. Herr Vorwerk (Oldenburg) trägt Dichtungen von Walt Whitman, Stadler und anderen vor.

11. April: 1. Herr G. Littmann gibt „Anregungen für die soziale Tätigkeit des Vortrupps Oldenburg". 2. Abschiedsworte für den nach Jena übersiedelnden Schriftführer Herrn Vorwerk.

7. Mai: Ausflug nach Stenum und Delmenhorst. Hier geselliges Zusammensein mit Vortrupplesern und -Freunden, die sich ebenfalls zu einer Vortruppgruppe zusammenschließen.

31. Mai: Wanderung nach der Kriegerheimstätten-Siedelung Kreyenbrück und der staatlichen Kolonie Streekermoor.

26. Juni: 1. Es wird beschlossen, einen hübschen Aushangkasten anzuschaffen. Professor B. Winter übernimmt den Entwurf und die Überwachung der Ausführung. 2. Als Ersatz für Herrn Vorwerk wird Herr Revisor Stöver in den Vorstand gewählt. 3. Beteiligung des Vortrupp Oldenburg an der Gründung eines alkoholfreien Gesellschaftshauses für unsere Stadt. Es werden Anteilscheine gezeichnet.

22. August: Liederabend. Die Sängergruppe des Wanderausschusses trägt Volkslieder mit Lautenbegleitung vor, und die übrigen Mitglieder singen die bekannten Lieder mit.

27. August: Ausflug nach Varel; Besichtigung der Hansakolonie (Gartensiedelung); Wanderung an den Strand bei Varelerhafen; Zusammenkunft mit Vareler Vortrupplern und Vortruppfreunden.

17. September: Gedenkfeier für Hermann Löns in der Bokeler Burg (Ringwall-Anlage in der Heide zwischen Rastede und Wiefelstede) unter Mitwirkung des Wandervogels e. V. Dieser singt Lönssche Lieder zur Laute. Mitglied Kurt Sprengel hält die Gedenkrede und liest Proben aus Löns' Schriften vor.

16. Oktober; Vortrag von B. Ummen: „Idealismus und Charakter in der Kriegszeit."

20. November: Vorträge von Pastor Bultmann und Leutnant Gardeler über die staatliche Jugenderziehung nach dem Kriege, besonders die Jugendwehrfrage. Derselbe Gegenstand soll im Vorstand weiter beraten und dann in öffentlicher Versammlung von einem Vortruppredner behandelt werden. — Ein Antrag auf Angliederung von „Vortruppfreunden" an die Ortsgruppe wurde abgelehnt, dagegen der folgende Vorschlag des Vorstandes als Zusatz zu § 6 der Satzung angenommen:

„Um die Vortruppgedanken in weitere Kreise zu tragen, bemüht sich jedes Mitglied, einen Vortrupplesekreis zu gründen, der von ihm geleitet wird, ein Vortrupp-Exemplar gemeinsam hält und einen Mitgliedsbeitrag gemeinsam aufbringt. Neben den Vortruppheften können noch andere Reformschriften in dem Lesekreise umlaufen. Die Glieder haben das Recht, an allen Veranstaltungen des Vortrupp Oldenburg teilzunehmen. Jeder Vortrupp-Lesekreis besitzt aber nur ein einfaches Stimmrecht, das durch einen als Mitglied einzutragenden Bevollmächtigten ausgeübt wird."

Über die Tätigkeit des Vorstandes und der Ausschüsse sei kurz folgendes berichtet:

Der Vorstand erledigte in 13 Sitzungen die laufenden Geschäfte; er beriet u. a. den Entwurf eines Werberundschreibens, das in Stadt und Land verschickt wurde, den Satzungsentwurf, die Organisation der Arbeit, das Zusammengehen mit lebensreformerischen Vereinen am Orte und auswärts, besonders die Beteiligung an der Kriegerheimstätten-Bewegung, die Versendung von Vortruppheften an Krieger im Felde, Auslegung der Hefte in der Lesehalle, in Soldatenheimen usw., die Dienstbotenfrage, den Plan eines Heimatbuches, das alle Fragen der Volkswohlfahrt behandeln soll, den Kampf gegen die Schundliteratur und vieles andere. Fast in jeder Sitzung wurde ferner über die Tätigkeit der Ausschüsse berichtet; es wurden Anregungen von diesen entgegengenommen und auch solche in sie hineingetragen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Ausschüsse tagen zwanglos, je nach Erfordernis.

Der literarische Ausschuß beschäftigt sich u. a. mit Fragen, die in der Öffentlichkeit, besonders in der Presse, viel erörtert werden. So nahm er seinerzeit Stellung zu Schönherrs „Weibsteufel"; ferner bereitete er die Lönsfeier vor.

Der soziale Ausschuß behandelt die aktuellen Fragen des sozialen Lebens, u. a. die Mittagsversorgung armer Kinder, die Mädchenfortbildung, ein Abendheim für Fabrikarbeiterinnen, Unterstützung des Generalkommandos des X. Armeekorps in der Unterdrückung der Schundliteratur und Ähnliches und sucht dabei Fühlung und Verständigung mit gleichstrebenden Vereinigungen.

Der Wanderausschuß bereitet Vortruppausflüge vor und pflegt in einer Sondergruppe, die allwöchentlich zusammenkommt, Lautenspiel und Gesang, unternimmt auch für sich Tag- wie Nachtwanderungen.

Der Kunstausschuß überwacht die Erzeugnisse der Kunst und des Kunstgewerbes im Lande und bekämpft den Schund auf diesem Gebiete. In der Tagespresse nahm er Stellung in der Frage der Kriegerdenkmäler, indem er vorschlug, die zu gründenden Kriegerheimstätten gleichzeitig als Denkmale der großen Zeit würdig zu gestalten.

Der Ausschuß für Kleidungsreform hat u. a. ein Rundschreiben an die Vertreter der Bekleidungsgewerbe versandt, in dem zur Vermeidung der Stoffverschwendung aufgefordert wird.

Der Ausschuß für Ernährungsreform veröffentlichte Zeitungsartikel, die zur Durchdenkung von Ernährungsfragen anregen sollten, ferner einfache Küchenzettel über fleisch- und fettlose Kost u. dgl.

Der Ausschuß für Wohnungsreform besichtigte mehrere städtische und staatliche Siedelungen mit Ein- und Zweifamilienhäusern und behandelte die Frage der Kriegerheimstätten.

Da der Vorstand durch je ein Mitglied in den sämtlichen Ausschüssen vertreten ist, so ist dadurch der organische Zusammenhang der gesamten Arbeit unserer Vortruppgruppe gesichert. Er kam auch zum Ausdruck in den Eingaben, die der Vortrupp Oldenburg oder seine Ausschüsse an maßgebende Stellen richteten; es waren u. a. folgende:

1. an die Geschäftsleitung des Vortruppbundes, Schritte zur Einführung der um eine Stunde vorgerückten Sommerzeit zu tun. (Wurde durch die bald erfolgte Durchführung im Deutschen Reiche überholt.)

2. an dieselbe um Überlassung einer Reihe von Freiexemplaren des „Vortrupp" für Krieger. (Wurde gütigst genehmigt.)

3. an das Generalkommando in Hannover, betr. Einschreiten gegen die Mode der weiten Kleider. (Für die nächste Modewechselzeit in Aussicht genommen.)

4. an die Geschäftsleitung des Vortruppbundes, bei der Kriegsernährungsstelle die Genehmigung zum Ersatz der Fleischkarten durch andere Lebensmittelkarten zu beantragen. (Von der Geschäftsleitung geschehen, von der Kriegsernährungsstelle an die Orts- oder Zentralbehörden verwiesen.)

5. an den Stadtmagistrat in Oldenburg, den Fleischkostgegnern wenigstens den Umtausch der Fleischkarten gegen Scheine auf pflanzliche Ersatzmittel zu gestatten. (Wegen der weiteren Folgerungen abgelehnt.)

6. an denselben, Erneuerung des vorigen Antrages mit Berufung auf die Verordnung des Reichskanzlers vom 21. August 1916 (Reichsgesetzblatt S. 941 ff.) § 7, Abs. 3, wonach es den Gemeindebehörden anheimgegeben wird, solchen Umtausch zu gestatten, sowie auf die Regelung dieser Sache in Augsburg. (Berücksichtigung für alle Verbraucher in Aussicht gestellt.)

7. an das Staatsministerium in Oldenburg, bei einem größeren Bahnhofsneubau Warteräume mit Rauchverbot und ohne Wirtschaftsbetrieb einzurichten. (Wegen Raummangel dort abgelehnt.)

8. an das Oberschulkollegium in Oldenburg, Schritte zu tun, damit das Schundliteraturverbot auch für die Friedenszeit nach dem Kriege in Kraft bleibe. (Vom Oberschulkollegium, weil es nicht zuständig sei, ans Ministerium weitergegeben, das sich bereit erklärt hat, beim Bundesrat die Sache zu vertreten.)

Die Eingaben 8 und 9 enthielten auch einen Bericht über den Erfolg, den eine Sammlung von Schundliteratur in den beiden oberen Klassen einer Oldenburger Schule hatte, wo die Schüler nach Einführung in das Wesen der Schundschriften durch Vergleichung mit edler Lektüre 222 Schundhefte zusammenbrachten und zum Lohne gute Bücher für den gleichen Geldwert in die Schulbücherei eingestellt erhielten.

9. an das stellvertretende Generalkommando des X. Armeekorps in Hannover, den Buch- und Papierhandlungen in den Befehlsbereichen der verschiedenen Armeekorps möglichst übereinstimmende Schundliteratur-Verzeichnisse, nach Verlegern geordnet, zuzustellen. (Vom Generalkommando an den Polizeipräsidenten in Berlin weitergegeben, da dessen Schundliteraturliste für den Befehlsbereich des X. A.-K. maßgebend sei.)

10. an den Vorstand des Gewerbe- und Handelsvereins in Oldenburg, in der bevorstehenden Mitgliederversammlung die Einführung eines etwa zweistündigen Mittagsladenschlusses zur Besprechung zu stellen. (Geschehen, aber von der Versammlung vorläufig abgelehnt.)

11. Leberecht Migges Vorschlag, Jugendparks als Kriegerdank zu gründen, wurde erörtert und soll noch weiter geprüft werden.

Seiner Satzung entsprechend, suchte der Vortrupp Oldenburg, wo es anging, mit anderen Vereinigungen zur Erreichung gleicher Ziele Hand in Hand zu arbeiten. So regte er zuerst einen öffentlichen Vortrag über Krieger-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heimstätten in Oldenburg an und vereinigte sich dann mit dem Ausschuß für vaterländische Vorträge und der hiesigen Ortsgruppe der Bodenreformer zur Veranstaltung zweier Vorträge über diese Frage, die von G. Rüppel am 18. Februar und von R. Wiesener gegen Mitte März hier gehalten wurden, und der Obmann der Vortruppgruppe gehört auch dem dann eingesetzten Ausschusse für Gründung eines Vereins für Kriegerheimstätten in Stadt und Amt Oldenburg an. — Den Verein abstinenter Frauen unterstützt die Vortruppgruppe kräftig in der Jugenddank-Bewegung. Am 21. September hielt unser rühriges Mitglied Dr. Mannheimer in Varel einen Vortrag über den „inneren Feind" vor etwa 300 Schülern und Schülerinnen. Daß seine Worte wirksam waren, erwies sich durch den Beitritt von 150 größeren Kindern zum Jugenddank, die sich auf ein oder mehrere Jahre zur Alkoholenthaltsamkeit verpflichteten.

Auch in Jever (am 23. Oktober) und in Oldenburg (am 14. November) hielt Dr. Mannheimer Jugenddankvorträge und führte dadurch der Schar jugendlicher Rauschtrankgegner dort 46, hier etwa 180 neue Kräfte zu. Bei der letzten Veranstaltung war G. von Blücher, die Gründerin des „Jugenddanks", selbst zugegen und sprach das Schlußwort. Die Ortsgruppe des „Bundes abstinenter Frauen", die am Abend nach einem öffentl. Vortrage von Gustel v. Blücher zustande kam, übernimmt nun die bisher vom Vortrupp besorgte Leitung der Jugenddank-Gruppe.

Daß der Vortrupp Oldenburg seiner Aufgabe gerecht wird, zwischen den verschiedenen Reformbestrebungen das einigende Band zu werden, zeigt auch folgendes Beispiel: Ein ungenannter Geber stiftete kürzlich unserem Gauverband gegen den Alkoholismus einen „Wehrstock" von 1000 Mark und bestimmte dabei, daß neben dem Gauvorsitzenden 2 Mitglieder der Vortruppleitung (Stöver und Schütte) dieses Geld verwalten sollten.

Möge unser Bericht zeigen, daß wir auch während der die Kulturarbeit in den Hintergrund drängenden Kriegszeit unsere Vortruppaufgaben nicht vernachlässigen, möge er schlummernde Vortruppgruppen bewegen, die stokkende Tätigkeit wieder aufzunehmen, solche aber, die an Erfahrungen und Erfolgen reicher sind als wir, uns mit Rat und Tat in unseren Bestrebungen zu fördern. H. Schütte.

*

Vortrupp Potsdam. Auf Anregung von E. W. Trojan begingen wir zusammen mit der deutschen Wandergemeinschaft am 8. Oktober eine Feier zur Erinnerung an den Tag vom Hohen Meißner, draußen auf dem Strebenberge bei Glindow. Als ein Auftakt dazu konnte der Vortrag von E. W. Trojan gelten über den Sinn des deutschen Jugendwanderns, in dem der Volkswirtschaftler vor allem einen Protest der Jugend gegen die Entwicklungsschäden des werdenden Industriestaates sehen mußte. Während der Leiter der deutschen Wandergemeinschaft, als ein Teilnehmer des Meißner Festes, die Wünsche der Älteren aussprach, konnte ich für die Jungen sprechen. Wir müssen das Hauptgewicht auf die innere seelische Gestimmtheit der Jugend legen, wenn wir von ihr etwas fordern sollen, und wir können hier wieder an Fichte anknüpfen, an seine Worte an die Jugend in seiner letzten „Rede". Fichtes Geist kann uns auch wieder retten aus der heutigen, zunächst notwendigen Zersplitterung der Jugendbewegung. — Letzten Endes wollten wir durch diese gemeinsame Feier bekunden, daß die Gedanken vom Hohen Meißner bei uns noch lebendig sind, es sollte ein Gruß und ein Zeichen unseren Kameraden im Felde sein. Ihnen und uns rufen wir die Worte des Führers von Wickersdorf an seine Schüler zu: „Die Welt ist nicht gut, ihr sollt sie gut machen; die Erde ist kein Paradies, sondern ein Ackerfeld... Angst soll euch sein vor jeder kleinen Lüge und Tücke, die sich in euch einnisten will; aber furchtlos sollt ihr jeden großen Gedanken zu Ende denken und zu Ende leben, und sollte euch einmal darum Schmerz und Einsamkeit zuteil werden." Heil!

Berichtigung: Die Druckfehler im letzten Berichte (16. X. 1916) bitten wir wie folgt zu verbessern: Reichsjugendwehrgesetz, Ulenflucht, gewichen.

Alfred Ehrentreich.

*

Den Heldentod für unser Vaterland fanden die nachstehend genannten Vortruppfreunde. Wir wollen ihrer in Treue gedenken.

Albert Krehbiel, Landwirt aus Weyerhof, Leutn. d. Res. (Gefallen im September 1916.)

Conrad Wagner, Vizefeldw. und Off.-Asp. (Gefallen im Oktober.)

Schmitt, Leutnant d. Res. (Gefallen im Oktober.)

Bruno Jung, Leutnant d. Res. (An einer Verwundung im Oktober gestorben.)

Fritz Meltzer, Oberjäger. (Gefallen im Oktober.)

Wilhelm Graeter, Oberrealleh-rer aus Marbach a. N., Leutnant d. Res. (Gefallen im Oktober.)

Fritzel, Leutnant d. Res. (Gefallen im Oktober.)

Hans Röthig, Oberleutnant zur See. (Gefallen im November.)

Fritz Ihlenfeld, stud. phil. aus Chemnitz, Leutnant und Kompanieführer. (Gefallen im November.) Siehe „Vortrupp" V, 23, S. VII.

J. Holst, Leutnant d. Res. (Gefallen im November.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Emil Hertzler, Hauptmann und Bataillonsführer. (Gestorben im November an den Folgen einer schweren Verwundung.) Siehe „Vortrupp" V, 23, S. VII.

Hans Heilbuth, stud. jur. aus Dachau, Kriegsfreiw. (Gefallen im November.)

Kurt Broscheit, Seminarist aus Hamburg, Kriegsfreiw. (Gefallen im Dezember.)

Schumann, Referendar aus Naumburg (Saale), woselbst er eifrig für eine Vortruppgruppe wirkte, Offizierstellvertreter. (Gefallen im November.)

Rudolf Bauer, Telegraphen-Ass. aus Frankfurt a. d. Oder. (Gefallen im März.)

Wilhelm Jungherz, Techniker aus Cöln-Ehrenfeld, Unteroff. (Gefallen am 16. Dezember.)

Deutscher Vortrupp-Bund
J. A.
Hähnel.

*

Letztwillige Verfügungen.

Einige unserer im Felde stehenden treusorgenden Freunde haben ihre lebhafte Anteilnahme an unseren Bestrebungen dadurch zum Ausdruck gebracht, daß sie der Geschäftsführung des Deutschen Vortrupp-Bundes für den Fall ihres Todes Bestimmungen über die Ausführung ihres letzten Willens zur Förderung der Vortrupp-Bestrebungen mitteilten. Da außerdem mehrfach die Frage in der letzten Zeit an uns gerichtet worden ist, welche äußere Formen bei letztwilligen Bestimmungen beachtet werden müssen, so mögen dazu einige Ausführungen folgen. Die Eintragung des „D. V. B." in das Vereinsregister wurde durch den Kriegszustand verzögert und kann erst später erfolgen. Bis dahin ist es notwendig, bei Vermächtnis-Bestimmungen den Namen eines Mitgliedes des geschäftsführenden Ausschusses anzugeben. Es ist nicht mehr erforderlich, daß ein Vermächtnis vor einem Notar oder vor Gericht bestimmt wird, sondern es genügt, wenn der Erblasser es vollständig eigenhändig niederschreibt, selbst Ort und Tag der Errichtung des Vermächtnisses angibt und seinen Namen unter den Text, die Ortsangaben und das Datum setzt. Es könnte dafür folgende Form gewählt werden:

Letztwillige Verfügung:

Ich vermache hierdurch Herrn Schriftsteller Franziskus Hähnel, Hamburg, Spitalerstr. 12, steuerfrei ein Kapital von .....Mk., in Worten .....Mk., zahlbar innerhalb.....Monaten nach meinem Tode mit der Bestimmung, diese Summe zur Förderung des „Vortrupp" und der Bestrebungen des Deutschen Vortrupp-Bundes zu verwenden.

Ort und Tag der Unterzeichnung.

Volle Namensunterschrift.

Derartige letztwillige Verfügungen können der Geschäftsstelle des „D. V. B." zur Aufbewahrung überwiesen werden.

*

Als neue Vortrupp-Flugschriften erschienen: Nr. 38, Buchkritik von Hermann Popert. Preis 20 Pfg. Nr. 39, Der Lohn der Opfer von Fidelis. Preis 20 Pfg., 100 Stück 10 M. Wir bitten, nach wie vor für die Verbreitung der Vortrupp-Flugschriften weiter recht rege tätig zu sein. Die Bestellung kann durch jede Buchhandlung erfolgen, sowie unmittelbar durch den Vortrupp-Verlag Alfred Janssen, Hamburg.

*

Unser Vortrupp-Freund Paul Klahr, der den Feldzug in Afrika ohne Krankheit oder Verwundung überstand, Vizefeldwebel wurde und das Eiserne Kreuz erhielt, ist jetzt in Alcala de Henares bei Madrid in Spanien interniert worden. Er entbietet von hier allen ihm bekannten Freunden herzliche Grüße mit dem Wunsche, zur Verteidigung des Vaterlandes weiter mithelfen zu können.

*

Anregungen aus Zuschriften an die Geschäftsstelle.

(Es kommen gegenwärtig so viele Zuschriften, daß es nicht gut möglich ist, sie alle in dem gewünschten Umfange zu berücksichtigen. Wenn verschiedene Mitteilungen wiedergegeben sind, in denen des „Vortrupp" mit besonderer Begeisterung gedacht ist, so geschieht es, um durch diese Belege unsre Freunde zu kräftiger Werbetätigkeit für die Ausbreitung des „Vortrupp" in den weitesten Volkskreisen zu erwärmen. Soll „Der Vortrupp" aber den erhofften Einfluß ausüben, so muß eben seine Leserschar in möglichst kurzer Zeit sich noch stark vervielfachen.)

G. P., Gefr., L. J. Rgt. 83.... Im Graben ist mir der „Vortrupp" ein lieber Freund geworden. Die gelesenen Hefte lege ich dann stets in unserer Lesehalle aus....

H. W., Kgsfr. in O.... Trotz allen Dienstes habe ich noch Muße gefunden, mich in den „Vortrupp" einzuarbeiten. Ich meine, mit dem Lesen der Hefte allein hat man nicht gewonnen; mit Bleistift und Merkbuch müssen die Hefte durchgearbeitet werden, wenn sie rechten Segen bringen sollen. Der „Vortrupp" ist mir ganz unentbehrlich geworden.

O. B. in H.... Seit ich den „Vortrupp" kenne, ist meine Hoffnung auf die Fortentwicklung des deutschen Volkes wieder neu belebt worden....

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unteroff. **Th.**..., Inf. Reg. 399. Im Schützengraben.... Die Zeitschrift „Der Vortrupp" findet hier im Schützengraben vielen Beifall, so daß ich oft von meinen Leuten, die ihn fast der Reihe nach lesen, gefragt werde, wann die neue Vortruppnummer komme. Viele Probleme, die in dieser Zeitschrift erörtert werden, gelangen in den Mußestunden oft zur eingehenden Besprechung. Biernatzkis Aufsatz: „Volkstümliche Ausbreitung und Verbreitung des Schachs" findet z. B. allgemeinen Beifall, da wir hier viele leidenschaftliche Anhänger dieses Spiels sind. Mögen alle diese Gedanken, die jetzt erörtert werden, wo wir noch mitten im Kampfe stehen, in späteren Friedensjahren ihren Segen in weite Gaue unseres deutschen Landes tragen....

Kriegsfreiwilliger **F. P.**, Inf.-Reg. 132 (aus dem Schützengraben) ... In allen den schweren Stunden des Krieges war „Der Vortrupp" mir ein guter Freund, und auch meinen Kameraden konnte ich immer mit den Heften große Freude bereiten....

Dr. E. P., Oberlehrer in A.... Dem Verlag und dem Herausgeber spreche ich meinen aufrichtigen Glückwunsch aus zu der treuen und vielseitigen Arbeit, die der zu Ende gehende Jahrgang des „Vortrupp" in schwerer Zeit geleistet hat, und ich wünsche, daß die tapfere Zeitschrift sich auch weiterhin durchsetzen und behaupten möge. Um dazu mitzuhelfen, erneuere ich meinen Bezug für 1917.

W. H., Vizefeldw. d. Res., cand. phil., I. F. R. D., Feldpost 168.... Ich danke Ihnen für die schnelle Übersendung der herrlichen „Vortrupp"-Hefte, die mir stets größere Freude machen. Namentlich die Fidelis-Worte erwecken stets meine und meiner Kameraden lebhafte Zustimmung....

Fr. B. in U.... Der Aufsatz „Der Lohn der Opfer" in Nr. 23 ist jetzt eine Tat. Hoffentlich kann und darf er bald als Flugblatt erscheinen! Möchten doch gerade in der Zeit des Hasses und der Vorurteile gerade in den Kreisen der Lebensreformer solche Gedanken eifrige Verfechter finden!

Dazu aus den jüngsten Urteilen:

Prof. Dr. Strecker-Bad Nauheim (nach begeisterter Zustimmung zu den Fidelis-Aufsätzen des „Vortrupp"): ...„Der Vortrupp" leistet mit solcher Stellungnahme ein Stück wertvollster politischer Erziehung. Realpolitik und Idealpolitik zugleich. Möge uns Deutschen keins von beiden verloren gehen!...

Prof. Dr. Schücking-Marburg.... Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen zu sagen, daß ich für Ihr Unternehmen die wärmste Sympathie habe und daß ich Ihrer Zeitschrift speziell auch unter der akademischen Jugend die weiteste Verbreitung wünsche....

*

Die nächste Ausgabe der „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes" (1917, Nr. 2) erfolgt mit „Vortrupp" Nr. 8 vom 16. April. Die dafür bestimmten Berichte und Mitteilungen werden bis zum 20. März an die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes, Hamburg, Spitalerstr. 12 erbeten.

*

Werbemittel

Die Werbemittel werden, wenn sie nicht frei übersandt werden können, zu den angegebenen Preisen, die den Selbstkosten entsprechen, abgegeben. Um zeitraubende Buchungen zu vermeiden, wird freundlichst gebeten, Bestellungen nur unter Beifügung des betreffenden Betrages zu machen. Bei Bestellung von Büchereizeichen fordere man vorher Probe.

Preise unter Voreinsendung des Betrages oder unter Nachnahme mit Anrechnung der halben Zustellungsgebühren.
Wir bitten, die Preisänderungen zu beachten. (Die früheren Preise sind damit aufgehoben.)

Vortrupp-Briefbogen und Umschläge für den persönlichen Briefwechsel sind auf mehrfachen Wunsch in zwei Ausgaben hergestellt worden.

1. Kästchen A mit bestem starken „Onama"-Papier, 25 Bogen (15: 19 cm) M. 3.50.
2. Kästchen B mit 50 Bogen (13: 17½ cm), aus gutem, weißem, gerippten Briefpapier und gefütterten Briefdecken, M. 3.50.

100	Verschlußmarken . .	M. 0.50
200	„ . .	M. 1.—
500	„ . .	M. 2.25
1000	„ . .	M. 4.—
500	Büchereizeichen mit eigenem Namen	M. 6.—
250	Büchereizeichen usw.	M. 4.20
125	Büchereizeichen usw.	M. 3.—
250	Büchereizeichen in Zweifarbendruck	M. 8.50
125	Büchereizeichen in Zweifarbendruck	M. 7.—

Auskunftsblätter unberechnet.

50	Postkarten mit „Vortrupp" Aufdruck	M. 0.60
100	Postkarten	M. 1.20
1	Vortrupp-Nadel (in kleinerer und größerer Ausführung, auch als Brosche)	M. 1.—

Vortrupp-Plakate unberechnet.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

6. Jahrgang Nr. 2 — Der Vortrupp — 16. April 1917

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge einmal vierteljährlich
als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde
herausgegeben von der
Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 2 — 1917

Organisationsfragen.

I.

Organisation ist Macht! Das ist in dieser schweren Zeit wohl dem Beschränktesten klar geworden. Und wir vom Vortrupp müssen den Organisationsfragen besondere Aufmerksamkeit widmen. Aus zwei Gründen. Erstens war es doch gerade die Erkenntnis von der Bedeutung der Organisation, die unsere freie Tatgemeinschaft aus dem Leserkreis des „Vortrupp" entstehen ließ, eine Gemeinschaft, die jedoch erst im Anfang ihrer Entwickelung steht und daher darauf bedacht sein muß, die in ihr schlummernden zukunftskräftigen Keime zu voller Entfaltung zu bringen.

Und zweitens ist bei dem Umfang unseres Programms, bei der Mannigfaltigkeit unserer Ziele die Gefahr der Zersplitterung und der Oberflächlichkeit groß, und diese Gefahr kann nur durch geeignete organisatorische Maßnahmen bekämpft werden.

Es ergeben sich daher für unsere Organisation verschiedene Aufgaben: Sie soll die Kräfte zusammenfassen und dadurch steigern, Einheitlichkeit schaffen und die Zersplitterung bekämpfen, andrerseits soll sie auch die Möglichkeit bieten, Einzelaufgaben gründlich zu bearbeiten und Oberflächlichkeit dabei zu vermeiden.

Zwei Voraussetzungen müssen gegeben sein, wenn eine Organisation diese gestellten Aufgaben lösen soll. Einmal muß ihre Form dem Zwecke entsprechen, und außerdem müssen ihre Mitglieder von jenem Geiste erfüllt sein, der sich bewußt und willig dem gemeinsamen Zwecke unterordnet.

Zunächst wollen wir nun, an Bestehendes anknüpfend, die Organisationsform betrachten, die, wie gesagt, gründliche Einzelarbeit im Gegensatz zu oberflächlichem Pfuschen verbürgen muß, andrerseits durch Zusammenfassung der Kräfte die drohende Zersplitterung verhindert.

Zur Entwickelung unserer Organisation wird es sich empfehlen, bei jeder Ortsgruppe des „Deutschen Vortruppbundes" einen Arbeitsausschuß zu schaffen und zwar so, daß jedes Ausschußmitglied einem besonderen Zweige der Lebensreform seine Aufmerksamkeit widmet. Erfahrungen, sowie Anregungen werden nun regelmäßig von den einzelnen Ausschußmitgliedern sowohl an den Ortsausschuß selbst berichtet, wie auch an ein für das betreffende Sachgebiet zuständiges Mitglied des Hauptausschusses. Auf diese Weise können die auf einem bestimmten Gebiete der Lebensreform gemachten Schritte und Erfahrungen an einer bestimmten Stelle gesammelt und bearbeitet werden.

Ein solcher örtlicher Vortrupp-Ausschuß, wie ich ihn vorschlage, muß sich natürlich unter Umständen damit begnügen, durch Erledigung geschäftlicher Angelegenheiten und Erörterung taktischer Fragen die Einheit aufrecht zu erhalten, ohne daß er durch selbständige Diskussionsabende mit den am Ort befindlichen Sondergruppen, z. B. der Bodenreformer, des Dürerbundes usw. in Wettbewerb tritt. Auf allgemeine sachliche Wirksamkeit muß, wo die Mitglieder durch Sonderaufgaben zu sehr in Anspruch genommen sind, verzichtet werden; alle Mühe ist dann auf organisatorischen Zusammenhalt, gemeinsame Arbeit der Sondervereine usw. zu verwenden.

Auf die hier dargelegte Weise bleibt die Sondertätigkeit auf den Einzelgebieten unabhängig, den örtlichen Bedürfnissen kann leicht, z. B. durch gemeinsame Veranstaltungen, Rechnung getragen werden, die Gefahr der Zersplitterung ist vermieden, und der Zusammenhang zwischen den einzelnen Ortsgruppen, der bisher im wesentlichen durch die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Mitteilungen des deutschen Vortruppbundes" aufrecht erhalten wird, läßt sich inniger gestalten. Die Hauptsache bleibt dabei, daß die vorgeschlagene Organisationsform, ohne besondere Kosten zu verursachen, den Keim weiterer Entwickelung in sich trägt. Natürlich wird dies im wesentlichen von dem Geiste abhängen, der die Mitwirkenden erfüllt. Aber in dieser Beziehung wollen wir Vertrauen haben.

Dennoch scheinen einige Worte hierüber notwendig! Ich betone: Eine bestimmte Gesinnung ist notwendig, um Erfolge zu erzielen. Das muß deutlicher dargelegt werden. Vor allem muß jeder Einzelne den Blick auf das große Ganze richten, muß sich bemühen, die Übersicht über die gesamte kulturelle Entwickelung nicht zu verlieren. Aber das Bemühen, bei all und jeder Sache dabei zu sein, kann leicht zur Oberflächlichkeit führen. Daher dürfte es sich für die meisten empfehlen, ihre Tätigkeit einer besonderen Aufgabe zuzuwenden. Doch darf diese Tätigkeit auf einem Einzelgebiete nicht zur Einseitigkeit, nicht zur Überschätzung gerade dieses Gebietes verleiten. Jeder muß sich bewußt sein, daß nur durch Zusammenarbeit Aller wahrer Kulturfortschritt erzielt wird, daß jeder der Gesamtheit dient, daß nicht sein Sonderziel letzte und einzige Aufgabe unserer Bewegung ist. Die geistige Grundlage jeder Organisation ist freiwillige Unterordnung unter das Ganze; daraus folgt, daß der Einzelne auch nicht seine persönliche Bedeutung, den Wert gerade seiner Tätigkeit und seiner Vorschläge überschätzen darf. Wir krankten früher in Deutschland an einer Überschätzung der Individualität, so daß Eigensüchtelei, persönliche Streitigkeiten und das berüchtigte Allesbesserwissen die Folge war. Vielleicht — hoffentlich! — hat der Krieg hier etwas Wandlung geschaffen. Jedenfalls gilt es, diese bösen Geister dauernd zu bannen. Höher als der Einzelne steht die Gesamtheit. Und nur, wenn der wahre Geist der Hingabe an das Ganze vorhanden ist, wird der Organisation Erfolg beschieden sein.

Sache der Geschäftsleitung wird es natürlich sein, die vorgeschlagene Entwickelung zu fördern. Wesentliche Kosten werden dadurch kaum entstehen, da eine Wirkung nach außen in dem dargelegten Plan nicht unmittelbar begründet ist, so daß nur die Auslagen für die erforderlichen Schriftwechsel entstehen.

Jetzt noch während des Krieges ist es Zeit, die erforderlichen Schritte zu tun. Dann wird unsere durch Zusammenfassung der Kräfte erheblich geförderte Bewegung nach Friedensschluß bald bedeutsame Erfolge erzielen.

2.

Organisieren heißt, durch zweckmäßige Arbeitsteilung die vorhandenen Kräfte möglichst ausnutzen. Wir werden nun allerdings durch unseren Bund gute Erfolge davontragen, wenn wir ihn so organisieren, daß die Sonderarbeit auf Einzelgebieten gefördert und doch die Einheitlichkeit der Arbeit aufrecht erhalten wird.

Doch auch außerhalb unseres Bundes gibt es zahlreiche gesunde Kräfte, von denen bisher, von Ausnahmen abgesehen, jede Kraft für sich allein wirkt. Es muß daher von unserem, alle Lebensreformbestrebungen überblickenden Standpunkt geprüft werden, ob die Wirkung dieser Kräfte durch organisatorische Maßnahmen nicht gesteigert werden kann.

Nun ist Ferdinand Avenarius dafür eingetreten, daß auch Vereinigungen, die sonst vielleicht wenig miteinander zu tun haben, ja sich bezüglich besonderer Ziele sogar bekämpfen, zur Erreichung gemeinsamer Ziele sich verbünden sollten. Der Gedanke eines solchen Bündnisses für den Einzelfall ist verwirklicht im Hauptausschuß für Kriegerheimstätten und wird sich nach dem Kriege wohl nochmals verwirklichen lassen, wenn die Frage der Schulreform auf der Tagesordnung steht.

Wer aber die Lebensreform als etwas Einheitliches ansieht, wer den Fortschritt auf einem Einzelgebiete nur als Teilerscheinung der gesamten Kulturentwickelung betrachtet, muß sich die Frage vorlegen, ob nicht über die Verbündung von Fall zu Fall hinaus eine d a u e r n d e organisatorische Einheit wünschenswert und möglich ist.

Daß eine solche organisatorische Einheit wünschenswert ist, bedarf keines weiteren Beweises, da Organisation, wie schon hervorgehoben, eine Steigerung der Kräfte bedeutet.

Wenn wir nun die Möglichkeit ihrer Durchführung prüfen wollen, so empfiehlt es sich zu untersuchen, wie sich etwa schon vorhandene Entwickelungsansätze in gedachter Richtung ausgestalten lassen.

Ich glaube behaupten zu können, daß keine andere bedeutende Vereinigung als der „Deutsche Vortruppbund" ein Programm aufzuweisen hat, daß in gleicher Weise alle Lebensreformbestrebungen umfaßt. Gerade er ist mit dem „Vortrupp" daher berufen, für die Zusammenfassung der Lebensreformbestrebungen wirksam zu sein.

Wirkungsvollstes Mittel zu diesem Zwecke ist eine eigene Presse. Mit Recht wird in der „Rundschau auf die Arbeit des D. V.-B. während der Kriegszeit 1914/15" S. 18 f. auf die Bedeutung der Presse hingewiesen. Nun steht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zunächst unserem Bunde die Zeitschrift zur Verfügung, aus deren Leserkreis er hervorgegangen ist. Ich stehe aber auf dem Standpunkt, daß wir auch eine Tageszeitung nötig haben, da in vielen Fällen schnelle Nachrichtenvermittlung größere Wirksamkeit gewährleistet. Eine solche Zeitung, wie sie unseren Erfordernissen entspricht, braucht aber nicht neu geschaffen zu werden; sie ist schon vorhanden. Ich meine die „Deutsche Warte", das führende Blatt im Kampf für die Kriegerheimstätten. Diese Zeitung „vertritt alle auf eine Neugestaltung deutscher Kultur hinzielenden Reformbestrebungen". Allerdings steht die Bodenreform im Vordergrund; aber abgesehen von dem Bund Deutscher Bodenreformer fehlt meines Wissens dem Leserkreis der „Deutschen Warte" eine alle ihre Aufgaben umfassende Organisation. In diese Lücke kann der „Deutsche Vortruppbund" eintreten. Mit geringfügiger Änderung unserer Satzungen läßt sich wahrscheinlich die Vortrupp-Gemeinde und damit auch ihre finanzielle Kraft erheblich vergrößern. Dabei möchte ich betonen, daß bei gleichen Zielen das Handinhandarbeiten einer Zeitung, die der Verbreitung der Gedanken, und einer Zeitschrift, die der Vertiefung dient, außerordentliche Früchte tragen muß.

Es genügt aber nicht, innerhalb der Organisation eine Zeitung und eine Zeitschrift zu haben. Auch die außenstehende Presse muß mit zweckdienlichen Nachrichten und Aufsätzen versehen werden. Nun lassen zu diesem Zweck verschiedene Organisationen, ebenso wie der „Vortrupp", an Zeitungen und Zeitschriften regelmäßige „Mitteilungen" gelangen. Es wäre aber viel zweckmäßiger, eine regelrechte „Zeitungskorrespondenz" zu schaffen, die sich nicht nur auf Nachrichten beschränkt, sondern auch Aufsätze bringt, und deren sich alle Lebensreformbestrebungen bedienen können. Ansätze zu solcher Korrespondenz finden wir in dem auf dem 1. deutschen Vortrupp-Tage beschlossenen „Presseausschuß", sowie den bereits erwähnten „Mitteilungen".

Auf dieser Grundlage ließe sich nun wohl die gesamte Werbetätigkeit für die Lebensreform gemeinsam organisieren. Anfänge dazu zeigt wieder die Geschäftsstelle des „Deutschen Vortruppbundes"; sie erteilt Auskunft über alle Bestrebungen der Lebensreform, gibt Ratschläge und plant auch die Herausgabe eines Anschriftenverzeichnisses aller in Betracht kommender Organisationen. Es liegt bei alledem nahe, eine „Hauptstelle für gemeinnützige Werbetätigkeit" ins Leben zu rufen. Diese würde etwa aus einer Auskunftsabteilung, einer Presseabteilung, einer Verlags- und einer Sortimentsabteilung bestehen, über deren Tätigkeit sich weitere Ausführungen an dieser Stelle erübrigen. Nur so viel sei gesagt, daß man gegen Sicherheitsleistung größere oder kleinere Posten billiger Flugschriften an Einzelpersonen zu ermäßigtem Preis abgeben könnte, die so ein gewisses finanzielles Interesse an der Werbetätigkeit hätten. Andere Abteilungen müßten Kinoaufnahmen, Aufführungen, Vorträge, Ausstellungen und Versammlungen vorbereiten oder Sondergebiete der Lebensreform bearbeiten. Die beteiligten Organisationen müßten durch gemeinsame Beiträge die finanzielle Grundlage der Organisation sicherstellen. Es ist aber zu erstreben und auch wohl zu erreichen, die Kosten aus den Einnahmen des Betriebes selbst zu decken. Auf diese Weise kommen die verschiedenen Reformbestrebungen in einen organisatorischen Zusammenhang, der sich mit der Zeit noch inniger gestalten läßt. Hervorheben möchte ich aber nochmals, daß ich an keiner Stelle eine Neuschöpfung vorschlage, daß ich vielmehr nur anrege, bestehende Einrichtungen zweckmäßig zusammenzufassen. Was ich fordere, ist mit einem Wort: Organisation! Damit ist wohl der wesentlichste Teil der finanziellen Schwierigkeiten beseitigt.

Gewiß werden bei Durchführung dieser Vorschläge noch viele Widerstände auftreten. Unverständnis, Eigensüchtelei, Bedenklichkeit werden überwunden werden müssen. Aber im Zweckmäßigen steckt eine Kraft, die sich schließlich doch durchsetzt. Darum wollen wir getrost ans Werk gehn!

Dr. jur. Th. Tichauer, z. Zt. im Felde.

*

Wir geben die vorstehenden Darlegungen unseres gesch. Mitarbeiters den Vortruppgruppen und den Einzelmitgliedern des Deutschen Vortruppbundes zu eingehender Durchberatung. Wenn wir auch nicht in allen Einzelheiten zustimmen, so bilden sie doch eine vortreffliche Grundlage für die Ausgestaltung unserer Organisation und unserer Werbetätigkeit. Voraussetzung ist dabei natürlich ein starkes Anwachsen der Mitgliederzahl, die wiederum von der weiteren Verbreitung des „Vortrupp" abhängig ist. Für diese bitten wir alle Mitglieder und Freunde nach wie vor besonders tätig zu sein. Ich bitte ferner um Meinungsäußerungen zu den in diesem und im nächsten Aufsatz gemachten Vorschlägen; ich werde dann im Zusammenhange darüber berichten.

F. H.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vortruppziele und Vortruppwege.

Was uns not tut?
Der Wille zur Macht!

Die Not ist groß! Nicht die Opfer an Gut und Blut in dem gewaltigen Völkerringen, sondern die große Not, die schon vorher war: das Elend der Wohnungen, die Opfer der Trinkunsitten, die Vernichtung von Mutterschaftskraft durch Beruf und Arbeit, die Verringerung des Willens zur Elternschaft infolge ungünstiger sozialer Verhältnisse und großer Erziehungsmängel, Säuglingssterblichkeit, Jugendverwahrlosung, Schund in Wort, Bild und Lichtbild, Naturverschandelung und -vernichtung, die unmenschliche Härte des Erwerbskampfes, Habgier und Genußsucht, das alles sind Tatsachen, deren Dasein auch angesichts der gewaltigen Erfolge unseres Vaterlandes im Kampfe gegen seine Widersacher nicht zu leugnen ist. Wer's noch nicht weiß, der gehe in die Arbeiterquartiere unserer Großstädte, der beobachte die Rauch- und Trinksitten unserer jungen Handlungsgehilfen, Turner und höheren Schüler, der lese die schlimmen Zahlen, die beispielsweise Dr. Wilker in „Jugendpflege und Alkohol" (Verlag des J. O. G. T., Hamburg 30., 30 Pf.) anführt und vergegenwärtige sich die Masse des Elends, die sie darstellen.

Wir wollen den Ursachen desselben nicht nachgehen, sondern der Tatsache mutig ins Auge sehen: Gesetzgebung, der staatliche Organismus und die öffentlichen Mittel arbeiten erst dann für die Überwindung der Volksnöte, wenn die öffentliche Meinung es fordert.

Deshalb müssen alle unsere Kräfte zum unablässigen, harten Kampfe aufgerufen werden. Das Heer des Lichts, das Heer der Reformer, muß eine Macht werden in unserem Volke, in der öffentlichen Meinung. Wir wollen Macht.

Wie erlangen wir sie? Die politischen Parteien lehren uns: durch Organisation, d. h. Vereinigung, Ordnung, planmäßige Verwendung aller Kräfte mit dem Ergebnis ihres ständigen Wachsens und ihrer größeren Wirkung*). Diese Organisation muß geschaffen werden. Das Ideal einer Neugestaltung deutschen Lebens muß bewußt und planmäßig zu gemeinsamem Machtwillen Alle vereinigen, die auf irgendeinem Teilgebiete nach seiner Erneuerung streben.

Die Erkenntnis der Notwendigkeit einer solchen Annäherung ist in Reformerkreisen bereits weit vorgeschritten, so daß man versucht sein könnte, an die Möglichkeit einer schnellen Ausführbarkeit zu glauben. Das aber hieße, wie die Erfahrungen gezeigt haben, die Schwierigkeiten bedeutend unterschätzen. Ganz vorsichtig müssen von den Einrichtungen Fäden zwischen den einzelnen Vereinigungen (Gruppen) eines Ortes gesponnen werden, die Führer sich kennen lernen, und dann kann gelegentlich eine gemeinsame Unternehmung gewagt werden. Diese ist so „neutral" wie möglich zu gestalten, vielleicht in Form eines Festes im Dürerbund-Sinne, bei dem jede der beteiligten Bewegungen kurz zu Worte kommt. Allmählich weitergehend wird man vielleicht:

ein Ordnungsamt schaffen können, das die zwischen den Veranstaltungen der einzelnen Vereinigungen bestehende Reibungen beseitigen könnte, und — oder —

eine gutgelegene gemeinsame Geschäftsstelle einrichten, unter gründlich sachverständiger Leitung, mit allen neuzeitlichen Bureau-, Verkehrs-, Zahlungs- usw. Einrichtungen, und — oder —

den Verbrauch der Vereinigungen an Werbe- und Drucksachen, Anzeigen, Saalmieten usw. zusammenfassen und ordnen, und — oder —

ein Vortrags-Vermittlungsamt einrichten, das Vereinigungen und Vortragende planvoller, besser und billiger als bisher gegenseitig versorgen würde, und — oder —

einen Anzeiger herausgeben, in dem regelmäßig die Anschriften sowie die Veranstaltungen der Vereinigungen, vielleicht auch ihre Leitsätze veröffentlicht werden würden. Dieser Anzeiger würde den einzelnen Vereinigungen durch seine weite Verbreitung, besonders in geistig regen Kreisen, einen weit größeren Wirkungskreis erschließen, als sie heute durch den Mangel an Mitteln besitzen. Er würde den Mitgliedern der Vereinigungen eine klare Übersicht über die Darbietungen geben und manchen heute Gleichgültigen für die eine oder andere Bewegung gewinnen.

Diese Annäherung der Vereinigungen vorsichtig anzubahnen und taktvoll herbeizuführen, sollte von den Anhängern des „Vortrupp" niemals aus den Augen verloren werden.

Wie ist eine solche Aufgabe zu erfüllen?

Nur dann, wenn die Vereinigungen bzw. Verbände von vornherein Vorteile, d. h. Ersparnisse an Arbeitskräften und Geldmitteln darin sehen, nicht etwa eine Vergrößerung ihrer Opfer. Unsere Zeitschrift „Der Vortrupp" und die Ortsgruppen des „Deutschen Vortruppbundes" müssen also stark genug sein, die nötige Arbeit zu leisten. Es gilt also

1. den „Vortrupp" durch Mehrung der Bezieher (Ausgleich der großen Kriegsverluste) eine dauernde wirtschaftliche Grundlage und einen ausgedehnten Einflußkreis zu sichern,

2. die Ortsgruppen des „Deutschen Vortruppbundes" durch Mehrung der Mitarbeiter und Mittel so stark und achtunggebietend zu machen, daß sie berechtigterweise und erfolgreich, zunächst wohl die örtlichen Gruppen der Reformer, später auch deren große Gesamtverbände zusammenzuführen vermögen.

*) Vgl. Dr. Walter A. Berendsohn, Freistudentische Innenarbeit. M. 1.—.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Aufgabe der Lebensreformer ist, die öffentliche Meinung zu gewinnen, d. h. von dem gewaltigen Block der Sozialgleichgültigen so viele und so einflußreiche Menschen wie nur irgend möglich abzubröckeln. Wir müssen ihnen die Erkenntnis bringen, daß unsere heutigen Zustände auf vielen Gebieten dringend großer Verbesserungen bedürfen und ihren Willen zur Mitarbeit an solcher Verbesserung wecken. Und hierbei erweist sich, das kann gar nicht oft genug betont werden, nach dem übereinstimmenden Urteil vieler alter Reformer, der „Vortrupp" als der beste Keil, als Brecher der starken Rinde von alter, schlechter Gewohnheit und sozialer Gleichgültigkeit, die Herz und Gemüt so vieler, selbst gutwilliger Menschen umschließt. Diese Tätigkeit ist einerseits Sache der sogenannten Kleinarbeit, von Mensch zu Mensch, von Herzen zu Herzen, andererseits aber Sache der „großen — mehr technischen — Arbeit" mit Hilfe von Drucksachen, Versammlungen usw. Die Technik aber ist willenloses Werkzeug, käuflich für Jeden, der nur über genügende Geldmittel verfügt. Daß es damit bei den deutschen Reformern so schlecht bestellt ist, schlechter als in fast allen anderen großen Kulturländern, ist eine betrübliche Tatsache. Ganz kleine Ansätze zur Besserung sind aber doch auf diesem Gebiete schon zu verzeichnen: Wenn uns das Geld für unseren Kampf auch noch nicht in vielen Millionen zufließt, wie es unseren Mitkämpfern in anderen Kulturländern geschehen ist, so kommen doch hie und da schon Gaben bzw. Vermächtnisse von Tausenden und Zehntausenden zum Vorschein. Aber unsere Gegner, die „Abwehrbünde gegen die Ausschreitungen" (!) unserer Enthaltsamen, Bodenreformer, der Frauenbewegung usw., die von den „bedrohten" Interessenten gebildet sind, verfügen über sehr große Mittel, die sie in außerordentlich geschickter Weise zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung, besonders der Presse, benutzen. Sie verstehen es, die Öffentlichkeit für unsere Gedanken und Bestrebungen unempfänglich zu machen.

Soll uns das nun etwa entmutigen? Sicherlich nicht! Denn Wahrheit und Vernunft sind auf unserer Seite! Wohl aber soll es uns ein weiterer Ansporn zu kräftiger, geschickter, planvoller Arbeit für unsere Ideale sein! Gerade weil unsere Mitarbeiterzahl und unsere Geldmittel im Verhältnis zu der Größe unserer Aufgabe noch so klein sind, dürfen weder Tatkraft noch Zeit oder Geld verschwendet werden. Größte Ordnung und Planmäßigkeit müssen herrschen, beim Einzelnen, wie in der Gruppe.

Wie sollen nun die beiden Unterteile unserer Aufgabe, die Mehrung der Vortrupp-Bezieher und -Mitarbeiter gelöst werden? Woraus soll des Vortrupplers Rüstzeug bestehen? Was hat der Einzelne zu tun? Wie haben wir die Gruppen auszurüsten und ihre Arbeit einzurichten?

Selbstverständlich braucht nicht jeder Einzelne von uns Vorträge in Versammlungen zu halten, sondern wir werden für die gute Sache im Kreise unserer Bekannten, Freunde und Verwandten zu werben versuchen. Eine der besten Eigenschaften des „Vortrupp" ist es ja, daß er ausnahmslos jedem etwas zu geben vermag. So müssen wir auch sehen, ausnahmslos alle Menschen unseres Kreises mit ihm in Berührung zu bringen. Zu diesem Zweck legen wir ein Verzeichnis von ihnen an, in einem Heft oder auf Karten nach dem Abc geordnet. Fast ein jeder von uns wird erstaunt sein über die Größe der Personenzahl, die sein Wirkungskreis bei planvollem Nachdenken umfaßt.

Zur Ausrüstung des Vortrupplers gehört: ein (oder mehrere) „Helmut Harringa" zum Verleihen, Empfehlungszettel dazu zum Versenden, eine Anzahl Probehefte des „Vortrupp", ein Bundesabzeichen, Auskunftsblätter und Urteile über den „Vortrupp", die bisher erschienenen Bundesmitteilungen, die dem „Vortrupp" als Beilage angefügt worden sind, eine Folge der Flugschriften, Flugschriftenverzeichnisse, Vortrupp-Postkarten, Verschlußmarken, Geschenkvordrucke für den Vortrupp-Bezug, Mitgliedserklärungen und ein Vormerkkalender*). Außerdem gehören dazu die Drucksachen derjenigen Reformbewegungen, für die der einzelne Vortruppler im besonderen wirken will. Diese Ausrüstung muß stets rechtzeitig ergänzt werden. Mit ihr kann der Vortruppler jeden in seinem Verzeichnisse eingetragenen Namen den „Vortrupp" in persönlicher Weise nahebringen, in gelegentlichem Gespräch oder auch brieflich. Gewiß wird niemand je bereuen, Poperts „Helmut Harringa" gelesen zu haben. So kann man ihn mit bestem Gewissen immer wieder empfehlen und hat damit schon das Vertrauen des Lesers für weitere Empfehlungen gewonnen. Nachdem man sich nach einer gewissen auf dem Kalender vermerkten Frist überzeugt hat, daß der „Helmut Harringa" gelesen ist, wird eine Flugschrift oder Probenummer des „Vortrupp" gern angenommen werden, und in gewissen Zeitabschnitten werden auch weitere Drucksachen begrüßt werden. Ist das soziale Gewissen so, unterstützt durch Gespräche oder Briefe, erst einmal geweckt worden, so wird zu geeigneter Zeit die Anregung zum Ankauf des „Helmut Harringa" und zum Bezuge des „Vortrupp" angebracht sein und dankbar aufgenommen werden. So wird durch sinnige und stete Beeinflussung aus einem Gleichgültigen ein Gleichgesinnter und meistens auch bald ein Mitarbeiter, sei es für eine der Reformbewegungen, für die besondere Neigung oder Veranlagung vorhanden oder besondere Teilnahme geweckt ist, sei es für den „Vortrupp" selbst.

*) Sehr zu empfehlen ist auch A. Damaschkes Volkstümliche Redekunst. M. 1.—.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angesichts des traurigen Mangels an Geldmitteln für die Lebensreformarbeit müssen wir jede Gelegenheit für ihre Stärkung taktvoll benutzen, und solcher Gelegenheiten gibt es sehr viele. Im kleinen: Ablösung von Verlobungskarten, Stiftungen aus Anlaß besonderer freudiger Ereignisse, der Inhalt von kleinen Sparkassen; auch ein besonderer Wunsch eines Gebers nach Verbreitung unserer Flugblätter bei gegebener Gelegenheit, irgendeines Buches, z. B. des „Helmut Harringa" in den Lazaretten oder des „Vortrupp" für unsere Soldaten im Felde oder für Lesehallen. Im großen besonders Vermächtnisse, aus denen alljährlich Millionen all den Einrichtungen zufließen, die die Wunden des Volkskörpers zu heilen suchen, während die Vereinigungen, die vorbeugend den Volkskörper vor Wunden bewahren wollen, meist leer ausgehen.

Ausreichende Einzelarbeit, besonders die Werbung immer neuer Mitarbeiter, ist die Grundlage für den Erfolg der Ortsgruppenarbeit. Denn nur ein genügender Stab von Mitarbeitern ermöglicht großzügige und umfassende Werbearbeit in der Öffentlichkeit; nur mit genügenden Kräften lassen sich Veranstaltungen und Einrichtungen schaffen, die in unserer verwöhnten Zeit die Aufmerksamkeit in gutem Sinne auf sich zu ziehen vermögen. Und Grundsatz für alle Arbeit der Gruppe, aber auch für ihre besonderen Drucksachen usw., muß stets sein: Vom Guten das Beste. Ein verpfuschtes Fest, ein ungeeigneter Vortragender, ein schlechter Vortragsraum schreckt mühsam herbeigeführte Freunde auf lange Zeit, häufig auf immer, zum großen Block der Gleichgültigen zurück. Eine geschmacklose oder gar ungenaue Drucksache erfüllt nicht ihren Zweck, unsere Person oder die Gruppe bei den Empfängern mit Erfolg zu vertreten.

Jede Veranstaltung muß Gelegenheit bieten, taktvoll, eindringlich und planmäßig auf den Büchervertrieb, besonders auf den „Helmut Herringa", den „Vortrupp"-Bezug, unseren Bund und seine Ziele aufmerksam zu machen. Es empfiehlt sich hierbei, die Kostensätze mitzuteilen. Nach Möglichkeit sind stets die Anschriften aller Teilnehmer festzustellen, um sie in das Gruppenverzeichnis aufzunehmen. Am besten wird diese Feststellung durch Herumgeben von Listen geschehen, deren Spalten gleichzeitig die Möglichkeit zur Bestellung des „Helmut Harringa" und des „Vortrupp"-Bezugs, sowie zur Erklärung der Bundesmitgliedschaft enthalten.

Aber nicht allein der Werbung neuer, sondern auch der Erhaltung der geworbenen Freunde sollen die Veranstaltungen dienen, und da setzt ja — dies braucht nicht mehr näher ausgeführt zu werden — die Bildung der Persönlichkeit ein. In kleinen Gruppen zur Pflege von Aussprachen, von Wanderfahrten und der Künste wird sie die beste Stätte finden.

Der Drucksachenvertrieb der Gruppe, die ähnlich wie jedes einzelne Mitglied auszurüsten ist, muß bei jeder Veranstaltung zur Stelle sein. Vortrupp-Ausstellungen in leeren Läden oder bei den Buchhändlern sind zu veranstalten.

Der Wirkungskreis der Ortsgruppe ist naturgemäß vielfach größer als der des Einzelnen. Zunächst ist ein Kartenverzeichnis aller „Vortrupp"-Bezieher (Aufgabe von Buchhändlern von der Geschäftsstelle des Deutschen Vortruppbundes in Hamburg 1, Spitalerstr. 12) und etwa am Orte wohnender Mitarbeiter herzustellen. Ferner eine solche derjenigen, die für eine persönliche Bearbeitung oder durch Drucksachen geeignet sind, bzw. deren Anteilnahme wünschenswert ist, an kleinen Orten z. B. die „Honoratioren", etwaige Reformer, die meistens Anschluß an Gesinnungsgenossen auch aus anderen Bewegungen willkommen heißen werden, in großen Städten die vegetarischen Speisehäuser, Lesehallen, Lesezirkel, die Mitglieder der städtischen und staatlichen Volksvertretungen. Die persönliche Werbearbeit unter ihnen ist in geeigneter Weise unter die Mitarbeiter zu verteilen.

In den Adreßbüchern, wenn möglich auch in den Fernsprechverzeichnissen (Nebenanschluß) soll die Anschrift der Vortruppgruppe (mit Hinweis auf ihre Aufgaben und auf den „Vortrupp") vielleicht in der Liste anderer Vereinigungen zu finden sein.

Die Ankündigungen der Veranstaltungen usw. und die Berichte über ihren Verlauf müssen häufig in der Presse erscheinen. Dieser Großmacht muß die allergrößte Wichtigkeit beigelegt werden. Alle Beziehungen zu ihr, besonders die persönlichen der Einzelnen, müssen erschöpfend ausgenutzt werden. Alle Veröffentlichungen sind ihr völlig mundgerecht und druckreif zu übergeben: deutliche Schrift, Papier nur einseitig beschrieben, Bitte um Aufnahme in getrenntem Schreiben. So würden manche kleine Belehrungen, bedeutsame Zahlen, Erzählungen über große Persönlichkeiten, Ratschläge für die Einrichtungen des täglichen Lebens, alles natürlich aus unseren Arbeitsgebieten, zur Spaltenfüllung willkommen sein, viele wertlose Mitteilungen verdrängen und Gedanken unter die Menschen bringen, deren Verbreitung uns so sehr am Herzen liegt und aus Mangel an Mitteln doch nicht möglich ist.

Diese Ratschläge erschöpfen natürlich durchaus nicht alle Möglichkeiten der Werbung. Reiche, mannigfaltige Anregung bieten die bisher erschienenen Mitteilungen unseres Bundes (1913—1915), deren Durcharbeitung jedem eifrigen Freunde unserer Sache, unseres Volkes, wärmstens empfohlen sei. Sie finden sich in den früheren Jahrgängen des „Vortrupp", die durch jede Buchhandlung bezogen werden können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So können wir eine Macht werden im Vaterlande, zu seinem Besten, zu unseres Volkes Heil! Auf, frisch ans Werk! Nicht: „Ja ... aber ...“ sollt ihr sagen, sondern: „Ja ... also ...“ So äußert sich

Der Wille zur Macht.

Robert E. Berendsohn.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Vortrupp Groß-Berlin. Das Winterhalbjahr war ausgefüllt von stetiger, treuer Arbeit, die unserer Gruppe ihren festen Platz neben den Lebensreformgruppen Berlins sichert. Wir sind durch jahrelange Erfahrung zu der Überzeugung gekommen, daß es zum mindesten für Berliner Verhältnisse ratsam ist, der Gruppe für die Außenarbeit eine andere Grundlage und einen festen Kreis zahlender Mitglieder zu schaffen. So besteht der Vortrupp Groß-Berlin jetzt aus dem festgefügten Kern der Arbeitsgemeinschaft, die sich durch Zuwahl ergänzt und etwa als erweiterter Vorstand der Ortsgruppe zu betrachten ist, ferner aus den Mitgliedern, die zwar nicht an der regelmäßigen Arbeit teilnehmen können, aber durch Beitragszahlung, durch gelegentliche Anregungen und Meinungsäußerungen unser Wirken unterstützen und vor allem für uns, wenn es irgendwelche Werbearbeit oder dergleichen gilt, erreichbar sind. Um sie herum gruppiert sich als dritter Kreis die Zahl der Vortruppleser überhaupt, denen unsere Gruppe offen steht und von denen viele freundschaftliche Beziehungen zu uns haben, die aber in keinem festen Verhältnis zu uns stehen, da sie zum Teil ihre Zeit und Kraft schon einer besonderen Lebensreformbestrebung widmen. Wir arbeiten natürlich dahin, daß die Zahl unserer Mitglieder ständig wächst; vor allem ist es wünschenswert, daß jedes Mitglied sich als vorgeschobenen Posten betrachtet, alles für unsere Arbeit wichtige Material sammelt und an uns weitergibt und uns wieder und wieder Menschen zuzuführen sucht, die eine Sehnsucht in sich fühlen, an der Zukunft unseres Volkes mitzubauen.

Auf Anregung eines unserer Mitglieder schlossen wir im vorigen Jahre einen Vertrag mit der Akademischen Buchhandlung von Skopnik ab, der vielleicht zur Nachahmung empfohlen werden dürfte. Die Buchhandlung liefert uns alle Schriften, die wir an Vortragsabenden zum Verkauf auslegen und gewährt uns einen Anteil am Gewinn; ebenso sichert sie uns einen Teil des Gewinnes für alle Bücher und Schriften, die von unseren Freunden unter Berufung auf den Vortrupp Groß-Berlin bezogen werden. Und zwar steigt der Prozentsatz des Gewinnanteils mit der Höhe der Summe, für welche Bücher gekauft wurden. Die Abrechnung erfolgt jährlich.

Eine besondere Stetigkeit erhielt die Ortsgruppe durch das Vortruppheim in der Prager Straße, das wir uns zu Beginn des Winters schufen. Da das Beispiel nachahmenswert und anregend sein dürfte, sei berichtet, wie es entstand. Drei unserer Mitglieder und ein Mitglied der Deutsch-akadem. Freischar, die bisher in möblierten Zimmern wohnten, mieteten gemeinsam eine Vierzimmerwohnung. Durch Freunde erhielten sie aus dem Nachlaß einer alten Dame leihweise die nötigen Möbel, eigene Bilder und Vasen halfen die Räume schmücken. Zwei Mitglieder bewohnen zusammen ein Zimmer, die anderen beiden je eins, das vierte und größte Zimmer ist ihr gemeinsames Wohn- und Eßzimmer und bildet zugleich den Versammlungsraum der Vortruppgruppe, der etwa 50 Gäste aufnehmen kann. Eine große Freude der Heimbewohner besteht darin, daß sie imstande sind, Gastfreundschaft zu üben. Das in Berliner Wohnungen übliche Mädchenzimmer dient als Gastzimmer und hat schon manchen Freund unserer Gruppe und manche persönlichen Freunde beherbergt. Die Miete für das Heim wird zum größten Teil durch seine vier Bewohner gedeckt, doch zahlt die Vortruppgruppe monatlich einen festen Betrag dazu, ebenso die Freischar, die einmal in der Woche dort zusammenkommt. So hat unsere Ortsgruppe mit verhältnismäßig geringem Aufwand, allerdings unterstützt durch einige besonders günstige Umstände, eine bleibende Stätte und ist nicht auf Gasthausräume angewiesen, und vier Menschen, die sonst in fremden Familien an verschiedenen Enden der Großstadt wohnen müßten, haben ein schönes trauliches Heim. Dort kommen die Mitglieder der Ortsgruppe jeden Freitag abend zu Besprechungen und gemeinsamem Lesen zusammen. Augenblicklich lesen wir das Nienkampsche Buch „Fürsten ohne Krone“.

Am stärksten hat uns während des Winters die Gesellschaft Freiland- und Freigeldreform beschäftigt. Zwei und später noch einmal fünf zusammenhängende Vorträge von Herrn Paulus Klüpfel hatten zur Folge, daß ein sehr interessierter Hörerkreis an einem besonderen Abend zusammenkommt, um sich unter der Leitung des Vortragenden in ein tieferes Verständnis volkswirtschaftlicher Fragen hineinzuarbeiten. Außerdem hörten wir Vorträge über den „Fall Förster“ von cand. med. Max Hodann, „Die Bedeutung des Willens in der Kriegsbeschädigtenfürsorge der Vergangenheit und Gegenwart“ von Direktor Hans Würtz (im Anschluß daran fand eine Führung durch ein Kinderkrüppelheim, das Oskar-Helene-Heim in Zehlendorf statt), „Die Burschenschaft vor hundert Jahren und die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heutige Jugendbewegung" von Dr. Koch, „Für und wider die Dienstpflicht der Frau" von Fräulein Else Lüders.

Nebenher ging still und gleichmäßig der von zwei Mitgliedern übernommene Versand von Lehrstoff an Vortruppsoldaten, der uns immer noch durch den Überschuß unseres Waldfestes am 1. Juni vorigen Jahres möglich ist. Warme Dankesworte aus dem Felde sind der schöne Lohn dieser Arbeit. —

Mit dem Wandern im Winter war's schlecht bestellt — der Frühling wird's bessern.

Lotte Behncke.

*

Vortrupp Cuxhaven im Winter 1916/17. Trotz großer Schwierigkeiten haben wir die Gruppe aufrecht erhalten können. Freilich, umfassende, planmäßige Arbeit konnten wir unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht leisten. Wir kommen zweimal im Monat zusammen, um entweder irgendeine wichtige Frage aus dem Gebiete der Lebensreform zu behandeln oder um einen musikalischen Abend zu veranstalten. Vorträge sind nur zwei gehalten worden, einer über „Vortruppideen" und einer über „Licht- und Luftbäder". Die Abende werden zurzeit gemeinsam mit den Sitzungen der Marineloge des Guttemplerordens abgehalten und sind öffentlich; Gäste sind jederzeit willkommen. — Die Ortsgruppe wird durch den Schriftwart vertreten; er erteilt in allen Vereinsangelegenheiten bereitwilligst Auskunft. Seine Anschrift ist: G. Hardorp, Cuxhaven, Poststraße 11.

Vortrupp Göttingen. Auf unseren wöchentlichen Abenden im Heime eines unserer Mitglieder wurden einzelne grundlegende Aufsätze aus dem ersten Jahrgang des „Vortrupp" besprochen. Durch diese Aussprachen wurde das Einleben der Mitglieder in die Vortruppgedanken sowie das für eine erfolgreiche Tätigkeit der Gruppe nach außen nötige Zusammenwachsen der einzelnen Mitglieder gefördert. Auf unseren letzten Abenden haben wir versucht, einen einheitlichen Gedanken nach allen seinen Richtungen durchzusprechen. Wir sprachen in drei Abschnitten über die Stellung des „Vortrupp" zur Erziehung. Die Vorträge wurden jedesmal von unsern Mitgliedern gehalten. Der erste Abend galt der „Erziehung in der Familie". Eine eingehendere Aussprache fand nach dem, das Thema nach allen Seiten hin beleuchtenden Vortrage nicht statt, da wir dem „Vortrupp" sämtlich darin zustimmen mußten, daß die rechte Erziehung der Kinder der richtigen Erziehung der Eltern bedürfe. Der zweite Abend war der „Erziehung in der Schule" gewidmet. Wir sprachen im besonderen von den Landerziehungsheimen und Freienschulgemeinden. Wir konnten sie jedoch nicht als den rechten Weg zur Besserung der Schulfrage anerkennen, da ihre Durchführung im ganzen Volke auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen wird. In voller Anerkennung ihrer Neuerungen und Erfahrungen einigten wir uns in der Forderung eines ganz neuen Systemes, das die Vorteile der Landerziehungsheime mit der Durchführbarkeit für das ganze Volk verbindet. Mit der „Stein-Fichte-Schule" in Darmstadt, die unserem Verlangen näher zu kommen scheint, sollte ein weiterer Abend ausgefüllt werden. Der dritte Abend brachte uns dann zu der „allgemeinen Volkserziehung durch Staat und Gemeinschaften". Die brennende Frage des Militärischen in der Jugenderziehung löste eine lebhafte Aussprache aus. Wir stimmten alle darin überein, daß jetzt im Kriege das Vaterland ein Recht auf die militärische Erziehung der Jugend hat, daß aber im Frieden die militärische Ausbildung der Jugend unbedingt aus der Jugenderziehung ausgeschaltet werden muß. Das „Für und wider das weibliche Dienstjahr", auf welche Frage wir zu sprechen kamen, soll der Inhalt eines besonderen Abends werden. Der Vortrag über „Die Stein-Fichte-nationale Einheitsschule und den Erziehungsstaat von Langermann" weckte in uns das Gefühl, daß hier eine große bedeutende Sache im Werden ist und auf einem richtigen praktisch durchführbaren Wege schreitet. Trotz des Semesterschlusses werden sich noch Vortruppmitglieder und -freunde zu den gemeinsamen Abenden (Dienstags 8½ Uhr, Grüner Weg 9) einfinden. Im Sommer wollen wir unsere gemeinsamen Wanderungen noch regelmäßiger als bisher ausführen und hoffen mit den benachbarten Ortsgruppen, insbesondere mit den Kasselern, häufiger zusammenzutreffen. **Rudolf Biederstedt.**

*

Vortrupp Hamburg. Unsere Vortragsveranstaltungen erfreuten sich im zweiten Vierteljahre unserer Winterarbeit einer recht erfreulichen Teilnahme. Im Januar und März brachte uns Pastor Emil Engelhardt in den von ihm verfaßten hervorragenden Nachdichtungen dem mit dem Nobelpreise gekrönten bengalischen Dichter Rabindra Nath Tagore nahe. Er zeigte uns, daß dieser bedeutende Dichter und Seher in ganz hervorragender Weise echten Vortrupp-Geist in seinen Dichtungen widerspiegelt. Carl Will führt uns in die „Soziale Jugendpflege" ein, die notwendig die öffentliche Jugendpflege ergänzen müsse, wenn sie wirklich ihre Aufgaben erfüllen solle. Rudolf Wiesener sprach über „Die Bodenreform und ihre Bedeutung für die Gegenwart" und zeigte, wie eine ganze Reihe Zukunftsfragen nur durch eine weitgehende Beachtung der Bodenfrage gelöst werden könne. Auch die Kriegerheimstättenfrage wurde dabei eingehend gestreift. Großzügige Darlegungen gab auch Frieda Radel in ihrem anziehenden Vortrage „Wir und die Zukunft". Sie wies vor allem auf so mancherlei Schwierigkeiten hin, die zunächst nach dem Kriege für unser Volk sich ergeben werden, an deren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Überwindung mitzuwirken besonders die Lebensreformer und vor allem wir Vortrupp-ler berufen seien. Es sei nötig, schon jetzt solche Schwierigkeiten eingehend zu prüfen und beizeiten ihnen gegenüber gerüstet zu sein. Das Einströmen in die alten Verhältnisse werde nach dem Kriege nicht so schnell erfolgen können. Man habe u. a. mit den zahlreichen Frauen zu rechnen, die sich jetzt bei der Vertretung so hervorragend bewährt haben und wünschen müssen, in ihrem neuen Beruf zu bleiben, man habe die Lebensschwierigkeiten vieler arbeitender Frauen zu erleichtern zu suchen, und unbedingt müsse gefordert werden, daß gleicher Lohn für gleiche Leistungen zu gewähren sei. Besonders wichtig werde es sein, die seelischen Schwierigkeiten und Kämpfe, die nach dem Kriege sich zeigen, zu überwinden. Uns erwächst auf allen diesen Gebieten die ernste Pflicht, aufklärend zu wirken, und es gelte, nicht nur die Forderung nach gesunden Eltern, nach gesunden Kindern, nach gesunden Wohnungen und gesunden Verhältnissen zu erheben, sondern vor allem auch einzutreten für gesunde Lebensanschauungen und Lebensauffassungen. In dieser Beziehung ist im Vortruppsinn noch viel Arbeit zu leisten. Den letzten Vortrag im Winterhalbjahre hielt unser Obmann Franziskus Hähnel über „Bahnfrei den Tüchtigen"; er forderte nicht nur eine Ausgestaltung des Schulwesens zur Einheitsschule, sondern die Beseitigung aller Hindernisse, die sich der Entwicklung der weiblichen und männlichen Jugend heute noch so vielfach entgegenstellen. — Die Wanderungen, die nach dem Arbeitsplan festgesetzt worden sind, wurden im wesentlichen nur von den Mitgliedern unserer Vortrupp-Jugendabteilung ausgeführt, da vor allem auch die Verpflegungs- und zum Teil auch die Verkehrsverhältnisse immer schwieriger geworden sind.

Abteilung Vortrupp-Jugend des Vortrupp Hamburg. Seit 8 Monaten hausen wir nun schon in unserem lieben Heim am alten Steckelhörn. Gar lieb und traulich ist es uns geworden, das Nest. Ist es doch eine Stätte unseres Schaffens, und so ist es uns immer unentbehrlicher geworden. Viele schöne Stunden haben wir dort verlebt, Stunden uns zur Freude und geistigen Erholung. Zwar war es in diesem harten Winter nicht immer behaglich, denn trotz des geheizten Ofens wollte es nicht so recht warm werden.

Unsere Nestabende dienten in der letzten Zeit weiter dazu, uns geistige Anregung zu geben und Herz und Gemüt zu erfreuen. Einige Dichterabende boten uns gemeinsame Erhebung an den Werken deutscher Dichtkunst. So veranstalteten wir am 10. November eine kleine Schillerfeier, an der außer einer kurzen Einführung mehrere schöne Proben aus den Werken Schillers uns in recht feiner Ausführung geboten wurden. Vor kurzem bot uns ein Mädel aus unserem Kreise einen Löns-Abend. Sie führte uns vortrefflich in das Wesen Lönsscher Dichtung ein, und stimmungsvolle Lieder zur Laute paßten sich ihnen in feiner Weise an. Ein Avenarius-Abend endlich soll uns aus der Arbeit und dem Leben eines Mannes erzählen, der im Kunstwart den Kulturwillen des deutschen Volkes zu immer höherer Entfaltung bringen will.

Ein Vortrag über Heimatschutz und ein plattdeutscher Abend sollten weiter in uns die Liebe zur Heimat lebendig machen, die wir ja auch auf unseren Wanderfahrten stets aufs neue empfinden. Ein anderer Nestabend war einer Aussprache über die Freideutsche Jugendbewegung gewidmet. Friedrich Schlünz suchte uns da über verschiedene Fragen Klarheit zu geben. Bei den gegenwärtig vom Hamburger Ortsverbande im freideutschen Nest veranstalteten Vorträgen wollen wir uns nun weiter in die freideutschen Gedanken vertiefen. Von einem unserer Mädel, die als Kindergärtnerin tätig ist, hörten wir über die Arbeit in den Kindergärten und erkannten, daß auch dort noch viel Aufklärungsarbeit zu leisten ist. Auch die Aussprache darüber gab uns manche Anregung. In einem fein durchdachten Vortrag eines anderen Mädels wurde das Wesen der Persönlichkeit zu deuten versucht. Wir wollen uns nun aber auch weiter über Reformfragen aussprechen und der unser harrenden Menschenpflichten bewußt werden. Das uns von freundlicher Hand gestiftete Tagebuch des leider uns so früh entrissenen Hans Wöhler ist uns in diesem Sinne besonders tief zu Herzen gegangen. — Wir haben für die nächste Zeit einen Aussprache abend über die Abstinenz angesetzt, an dem wir uns das „Warum?" tiefer einprägen wollen. Außerdem haben wir auch an den Vortragsabenden der Hamburger Ortsgruppe Gelegenheit, in die Reformgedanken tiefer einzudringen.

Zu erwähnen wäre auch noch unsere schöne Weihnachtsfeier im Nest, der unser Obmann des Vortrupp Hamburg, Franziskus Hähnel mit seinen trefflichen Worten einen würdigen Inhalt gab. Sie wird uns wohl unvergeßlich bleiben. Nur vermißten wir beim Strahl der Kerzen so manchen lieben Freund, der wiederum im Felde, im Angesicht des Feindes, seine Weihnacht begehen mußte. Wie danken wir ihnen für ihre Treue? Schon mancher aus unserem Kreise hat den feldgrauen Rock anziehen müssen, um für des Vaetrlandes Bestehen zu kämpfen. Sie alle grüßen wir im treuen Gedenken und sehnen uns mit ihnen den baldigen Frieden herbei, damit gemeinsames Arbeiten und Kämpfen uns wieder in der Heimat vereine.

Um nun uns Daheimgebliebenen rechte Arbeit zu ermöglichen, ergab sich die Notwendigkeit des festeren Zusammenschlusses von selbst. Kürzlich haben wir deshalb für unsere Vortruppjugend-Gemeinschaft eine neue Satzung aufgestellt. Sie soll uns die Möglichkeit des wirtschaftlichen Bestehens sichern und die Gewähr geben, daß nur Menschen zu uns gehören, die gleicher Gesinnung mit uns sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unseren Freunden und den im Felde stehenden Mitgliedern geben wir sie nachfolgend bekannt:

Satzung der Vortrupp-Jugend, Hamburg.

Von dem, was wir sind und wollen:

1. Die Vortrupp-Jugend ist eine fest in sich geschlossene Gemeinschaft von jüngeren Mitgliedern der Ortsgruppe Hamburg des Deutschen Vortruppbundes. Die Vereinigung trägt die Bezeichnung Vortrupp-Jugend, Abteilung des Vortrupp-Hamburg.

2. Sie umfaßt solche junge Menschen, deren Bestreben es ist, im Vortrupp-Sinne sich und andere innerlich zu fördern.

3. Sittliche Reinheit, Enthaltung von Alkohol und Nikotin sind die Grundforderungen zur Erreichung unserer Ziele.

4. Zur geistigen und körperlichen Ertüchtigung, die wir anstreben, dienen uns Nestabende und vornehmlich das Wandern nach Wandervogelart.

5. Um eine gemeinsame Arbeit zu ermöglichen, wird es von jedem als selbstverständlich angesehen, daß er sich nach Kräften der Gruppe widmet.

6. Als Mindestalter, um unserer Gemeinschaft angehören zu können, wird das vollendete 16. Lebensjahr festgesetzt.

7. Die Vortrupp-Jugend Hamburg ist dem Hamburger Ortsverband der Freideutschen Jugend angeschlossen.

Zur Aufnahme:

8. Um erkennen zu können, ob jeder, der zu uns zu kommen wünscht, den ehrlichen Willen und die Kraft hat, für unsere Ziele zu streben, muß er eine Probezeit durchmachen, d. h. ungefähr vier Fahrten und vier Nestabende besuchen. Hat er diese Bedingungen erfüllt, so kann er um Aufnahme bitten; in einer vorher angezeigten Versammlung ist dann mit drei Viertel Stimmenmehrheit darüber zu beschließen. Ist über seine Aufnahme verfügt, so kann das neue Mitglied sich einer der bestehenden Horden anschließen. Entstanden sind die Horden zu dem Zwecke, um in kleinerem Kreise ein näheres Sichkennenlernen untereinander und besseres Zusammenschließen zu ermöglichen.

9. Die vor dem 1. August 1916 zur Vortrupp-Jugend des Vortrupp-Hamburg gehörenden und jetzt im Felde stehenden Mitglieder sind diesen Bestimmungen der Aufnahme nicht unterworfen.

Sonstiges:

10. In einer dazu einberufenen Versammlung kann ferner mit drei Viertel Stimmenmehrheit über eine beantragte Ausschließung beschlossen werden.

11. Für die Deckung unserer Unkosten, wie Nestmiete usw., wird vorläufig ein monatlicher Beitrag von M. 1.— festgesetzt.

12. Vorstehende in dieser Satzung festgelegte Richtlinien unserer Gemeinschaft können nur durch eine Versammlung abgeändert werden, die eigens zu diesem Zwecke zusammengetreten ist und mit drei Viertel Stimmenmehrheit der anwesenden Mitglieder die Notwendigkeit der Abänderung anerkennt.

Hamburg, den 19. im Hornung 1917.

Das gegenseitige innerliche Fördern und die Selbsterziehung des Einzelnen sollen uns zu immer reiferen, vollwertigen Menschen heranbilden. Stärkung des Willens, Ausbildung der Seele, das Handeln nach wahrhaft innerster Überzeugung durch strenge Selbstzucht zu vervollkommnen, sind die Wege, die uns zu diesem Ziele führen sollen. Unser Selbst frei und aufwärts zu entwickeln, um es dann dem Dienst der Allgemeinheit zu widmen, das sei unsere Aufgabe.

Unsere Freunde im Felde machen wir besonders auf den Abschnitt 9 aufmerksam, der schon gewiß gehegte Besorgnisse beseitigt. Wir bitten unsere Mitglieder im Felde, uns ihre Anschrift aufzugeben und mitzuteilen, ob wir ihren Namen in die neue Liste tragen dürfen. Gleichzeitig haben wir dann einmal unsere sämtlichen Mitglieder beisammen. Vom Beitrag sind unsere Feldgrauen befreit. — Ob die Satzung sich nun bewährt, das muß die Zukunft lehren, sie ist vorläufig aus der Not der Zeit geboren. —

Noch tobt der Weltkrieg, und unsere Schar wird kleiner und kleiner. Immer mehr muß sich jetzt bei uns der Gedanke durchsetzen: Durchhalten und weiter arbeiten! — Das gebietet uns schon die Pflicht gegenüber unseren Feldgrauen, die vertrauensvoll auf uns blicken und in unseren Händen das angefangene Werk zurücklassen. Zeigen wir, daß wir es bewahren können! Heil! **Alfred Heitmann.**

Vortrupp Köln. Der Kreis der Vortrupp-Leser und -Freunde aus Köln und Umgebung tagte am Mittwoch, 17. Januar um 8 Uhr im Wohlfahrtshause. Frau M. Hirtz-Lindemann berichtete über die Kriegsarbeit 1914/15 der im Frühjahr 1914 ins Leben getretenen Gruppe Köln des Deutschen Vortruppbundes. Noch vor Kriegsausbruch war in der Gruppe der Plan erwogen worden, bedrängten Frauen durch Errichtung einer Heimarbeitvermittlung behilflich zu sein. Ein Frauenausschuß führte unter Leitung von Frau Hirtz die Vorarbeiten aus. Drei bereits bestehende Organisationen, der Gewerkverein der Heimarbeiterinnen, der Verband der Schneider und Schneiderinnen und der Verein zur Vermittlung von Heimarbeit, schlossen sich an, und es kam bald nach Kriegsausbruch zur Gründung der „Kriegsarbeitszentrale, Abteilung Heimarbeit". Die Berichterstatterin schilderte, wie das junge Unternehmen an Umfang und Bedeutung dauernd zunahm, und wie es bei dem Grundsatze: gute Ausbildung und gute Entlohnung seinen sozialen Zweck auf das beste erfüllen konnte. Die Vortrupp-Gruppe stellte einen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tüchtigen Stamm ehrenamtlicher Mitarbeiter zur Verfügung, ohne deren selbstlose, ausdauernde Tätigkeit ein Aufblühen in diesem Maße nicht möglich gewesen wäre. Trotz der umfangreichen praktischen Arbeit fanden mehrfach Vorträge statt, so über die Abstinenzbewegung, für die auch durch umfangreichen Flugzettelversand daheim und draußen im Felde Anhänger geworben wurden. Leider lichteten sich infolge des Krieges die Reihen der männlichen Mitglieder immer mehr; der größte Teil ist zum Heeresdienst einberufen, und die Gruppe hat den dauernden Verlust mehrerer ausgezeichneter Mitabeiter zu beklagen, die auf dem Felde der Ehre gefallen sind. Um die bisher gelegentlich erfolgte Fürsorge für die Heimarbeiterinnen und deren Familien p l a n m ä ß i g auszuüben, wurde zu Beginn des Jahres 1916 eine Fürsorgerin angestellt. Die Verhältnisse der meist dem Kleinbürgerstande angehörenden Frauen wurden durch Hausbesuche genau ermittelt und bald regelmäßige Abendzusammenkünfte eingerichtet, in denen über vernünftige Lebensweise, Ernährung, Kleidung, Wohnung, Erziehung, gesprochen wurde, ein Experimentalvortrag klärte über die Schädlichkeit des Alkoholgenusses auf. Daneben fanden schlichte gesellige Veranstaltungen, Unterhaltungsabende mit Wandervogelliedern, eine Weihnachtsfeier unter Mitwirkung der Kinder der Heimarbeiterinnen statt. Auch Tagesausflüge und Wanderungen boten neben der so nötigen Ausspannung manche Gelegenheit, erzieherisch zu wirken. Die rund 180 Kinder der Vortrupp-Arbeiterinnen erhielten zu Weihnachten dem Alter sorgfältig angepaßten, vom Dürerbund empfohlenen oder herausgegebenen Lesestoff und Bildermappen; auch zu einer guten Bücherei für Kinder und Erwachsene ist der Grund gelegt worden. Eine „Brockensammlung" — abgelegte Kleider und Wäschestücke u. ä. — konnte im Laufe des Jahres manchem dringenden Bedürfnis abhelfen und besonders zu Weihnachten viel Freude schaffen. In allen Schwierigkeiten erhalten die Frauen Rat und Auskunft, je nach Lage der Verhältnisse auch Unterstützung. — Für die K i n d e r fanden seit Anfang April Spielnachmittage statt, und zwar je zweimal wöchentlich für zwei verschiedene Stadtbezirke. Mit Eintritt ungünstiger Witterung wurden Beschäftigungsstunden in einer Schule eingerichtet, in denen mit durchschnittlich 30 Mädchen im Alter von 4—14 Jahren Handarbeiten gemacht, Spielzeug angefertigt, gelesen wird. Für die Ferien gelang es, 16 Kinder auf dem Lande unterzubringen, die fast alle mit großen Gewichtszunahmen wiederkehrten. Je eine dreitägige Ferienwanderung wurde mit Knaben und Mädchen gemacht, die Kosten zum Teil aus einer Wanderspar kasse gedeckt. — Alle Arbeit an Kindern und Erwachsenen wurde selbstverständlich im Vortruppsinne ausgeführt, d. h., die Notwendigkeit einer vernünftigen Lebensweise und Lebensführung stets betont. — An den Bericht der Fürsorgerin schloß sich ein Ausblick auf die in Zukunft noch aufzunehmende Arbeit: vor allem die Beeinflussung der schulentlassenen Jugend beiderlei Geschlechts, Handfertigkeitsunterricht für Knaben, die Vermehrung der Wanderungen und Spaziergänge für alle Altersstufen; dazu wurde dringend die weitgehende Hilfe und Unterstützung aus dem Kreise der Gesinnungsfreunde erbeten und zugesagt, so daß der Vortrupp Köln das neue Arbeitsjahr voll froher Hoffnung beginnen kann.

Vortrupp Leipzig. Wie unsere Zeitschrift „Der Vortrupp" sich nicht einseitig für ein bestimmtes Gebiet der Lebensreform festgelegt hat, sondern alles in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen bemüht ist, wo Altes, Schlechtes, Überlebtes zu bekämpfen ist, und wo Neuem, Werdendem die Bahn frei zu machen gilt, so haben wir in unserer Ortsgruppe Gelegenheit gehabt, während des verflossenen Jahres Vorträge aus den verschiedensten Gebieten anzuhören. Wenn in den früheren Jahren in den Sommermonaten die Vorträge mit den angesetzten Sonntagswanderungen zusammenfielen, so haben wir mit diesem Gebrauch auf ausdrücklichen Wunsch unserer Jugend im letzten Jahre gebrochen. Auf den Sonntagswanderungen werden in der Regel Vorträge nicht mehr gehalten, dagegen haben wir mit wenig Ausnahmen alle 14 Tage unsere Montagsversammlungen in den schönen Räumen des von dem Deutschen Bund abstinenter Frauen am Fuße des Völkerschlachtdenkmales errichteten Königin-Luise-Hauses abgehalten. Um ein Bild von dem uns dabei Gebotenen zu geben, möge hier eine kurze Aufstellung der gehaltenen Vorträge folgen. Es sprachen: 17. 1. über „Lebensreform" Nuschke. 31. 1. über „Konrad Ferdinand Meyer" Paul Münch. 14. 2. über „Kriegsbeschädigtenfürsorge" Redakteur Herricht. 28. 2. über „Die Jugendbewegung nach dem Kriege" Dr. Corwegh. 13. 3. Familienabend mit Vortrag von Oberingenieur Reinhold über „Die elektrische Reformküche" mit praktischer Vorführung. 27. 3. über „Das einjährige Dienstjahr der Frauen" Frau Wolff-Ahrend. 11. 4. über „Religion, Kirche, Krieg" Pastor Mühlhausen. 22. 5. Fahrt nach Weißenfels und Besuch der von dortigen Gesinnungsgenossen veranstalteten Ausstellung von Reformkleidern. 19. 6. über „Siedlungsfragen" Mackrodt. 24. 6. Teilnahme an der von den Weißenfelser Freunden veranstalteten Sonnenwendfeier in Leisling. 10. 7. über „Ernährungsfragen während des Krieges" Dr. Bornstein. 23. 7. Wanderung nach Möritzsch mit „Märchenerzählung" von Paul Münch. 28. 8. über „Hermann Löns als Mensch, Naturfreund und Dichter" Nuschke. 11. 9. über „Neue Lyrik" Dr. Corwegh. 25. 9. über „Volksheime" Patentanwalt Breslauer. 9. 10. über „Geschlechtliche Jugenderziehung" Redakteur Her-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

richt. 23. 10. über „Glückhaft Leben, 30jährige Erfahrung mit fleischloser Kost" Aurig. 6. 11. „Was hat uns der Vortrupp in den letzten Monaten gebracht?" Flurschütz. 20. 11. über „Kinderschutz" Achilles. Hieran anschließend 26. 11. Besuch des hiesigen Kinderschutzhauses. 4. 12. „Berufsberatung" Prof. Dr. Beck. 18. 12. Familienabend mit Vortrag von Frau Brennecke über „Die Kriegskochkunst der künftigen Zeit."

Im allgemeinen war die Teilnahme an den Versammlungen eine rege, gegen Ende des Jahres wurde der Besuch ein schwächerer; immer mehr von unseren Freunden wurden eingezogen, und dem Unterzeichneten fehlt besonders sein treuer Mitarbeiter Auschke, der zurzeit in Rumänien steht. Auch unser Dr. Corwegh, der so oft sich in unseren Dienst gestellt hatte und von dem wir noch so viel erwarten durften, hat den Soldatenrock angezogen. So haben sich unsere Reihen in letzter Zeit bedenklich gelichtet. Wir trösten uns aber, dürfen wir doch hoffen, daß es dem Ende zugeht, und in hoffentlich nicht mehr langer Zeit werden unsere fernen Mitglieder aus dem Felde zurückkehren, um wieder an unserer Arbeit, an unseren Kämpfen teilzunehmen. Darauf freuen wir uns schon heute.

Hugo Aurig, Obmann.

*

Vortrupp Wilhelmshaven-Rüstringen. Obwohl für uns im begrenzten Festungsgebiete zurzeit das „Durchringen" und das „Durchhalten" besonders schwer ist, finden wir uns nach wie vor an jedem Donnerstag in Meinckes Kaffee- und Kakaostube, Ecke Schiller- und Mellumstraße, zusammen. Dort wechseln Vortragsabende mit solchen ab, die der Aussprache und der Unterhaltung gewidmet sind. Die ersteren standen den Winter hindurch im Zeichen der Vorkämpferin für den Weltfrieden, Berta von Suttner. Ein Vortruppfreund hielt Vorlesungen aus ihrem Buche „Das Maschinenzeitalter". Der große Gästekreis unserer Abende bekundete für die Vorlesungen eine lebhafte Aufmerksamkeit, und die nach jeder Vorlesung erfolgte Aussprache wirkte außerordentlich anregend und läuternd. Schon die erste Vorlesung „Die Nationen", sowie die späteren „Der Jugendunterricht", „Die Liebe" und die „Religion" zeigten, daß man in unseren Vortruppkreisen über die Ideen B. von Suttners verschiedener Meinung war. Während den Ausführungen über „Die Frau" und „Blicke in die Zukunft" nur wenig widersprochen wurde, fanden die zuerst genannten Vorlesungen um so stärkere Gegnerschaft. Es tauchte sogar die Frage auf, ob B. v. Suttners Anschauungen überhaupt in die Vortruppaufgaben eingereiht werden könnten. Diese Frage beantwortete der Vorleser in einem besonderen Vortrage über das Thema „Berta von Suttner und ‚Der Vortrupp'", indem er an der Hand des Vortruppprogramms eine große Übereinstimmung mit vielen der Suttnerschen Reformbestrebungen nachwies, mit einem entschiedenen „Ja". Wir hoffen, durch einen größeren Vortragsabend mit einem auswärtigen bekannten Vortrupprednern den Kreis der Vortruppleser und -freunde recht bald erweitern zu können.

E. G.

*

Von der Vortruppwerbung in einem Gefangenenlager auf Korsika. Unser Freund Hugo Liebmann, interné civil, Convent de Corbara en Corse ist eifrig bemüht, unter den auf Korsika gefangen gehaltenen Deutschen eifrig für den „Vortrupp" zu werben und dadurch seinen Leidensgenossen nicht nur die gegenwärtigen trüben Stunden zu hellen, sondern sie auch vorzubereiten für das große Ringen nach dem Kriege im Vaterlande. Er teilt darüber in seinem letzten Briefe u. a. folgendes mit: „Die Jahrgänge 1913, 1914, 1915 und 1916 bis zum 1. Juli habe ich einbinden lassen. Die Vorderseite trägt das Vortruppbild. Die zweite Seite des Einbandes bringt einen Hinweis auf den Vortrupp mit der Bitte, daß diejenigen, die den Vortruppbestrebungen eine besondere Anteilnahme entgegenbringen, sich an mich wenden möchten. Die dritte Seite ist mit der vierten Seite des Heftumschlages beklebt, so daß die Werbung für den „Helmut Harringa" zu lesen ist. Die Rückseite bleibt leer. — Die einzelnen Hefte aus der Sendung vom 11. November 1916 habe ich einzeln in gleicher Weise einbinden lassen. Die Vortruppflugschriften sind ebenfalls einzeln gebunden, mit Ausnahme der zwei Lukanga-Briefe, die ich vereinigt habe. Die Anzeigenseiten sind alle zusammengeblieben, und da, wo eine von den Flugschriften angezeigt war, z. B. die über die Lukanga-Briefe, habe ich diese Anzeige unterstrichen, mit dem Hinweis, daß diese bei mir zu finden ist.

Den Erfolg muß ich jetzt abwarten. Ich glaube jedoch, den richtigen Weg gefunden zu haben, da der Hauptzweck meiner Meinung nach ist, die Leute für den Vortrupp zu erwärmen und sie zu veranlassen, nach der Rückkehr in die Heimat sich der Bewegung anzuschließen. Von allen, die sich bei mir melden, werde ich die Anschriften vermerken, um sie später in Deutschland weiter bearbeiten zu können."

* * *

Zur gefl. Beachtung.

Um den auf die Organisationsfragen vorliegenden Stoff zum Abdruck bringen zu können, mußten eine Anzahl geschäftlicher Mitteilungen der Geschäftsstelle für die Juli-Ausgabe zurückgestellt werden. Die Vorstände der Ortsgruppen werden gebeten, bis Ende Mai sich zu den Organisations- und Werbevorschlägen zu äußern.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

6. Jahrgang Nr. 14 — Der Vortrupp — 16. Juli 1917

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen

des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge einmal vierteljährlich
als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde
herausgegeben von der
Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 3 — 1917

Organisationsfragen.

2.

Die beiden Aufsätze über Organisationsfragen in der vorigen Ausgabe der „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes" vom 16. April haben eine Reihe Zuschriften recht erfreulicher Art zur Folge gehabt, bei denen allerdings eines überraschend war: sie waren mit drei Ausnahmen sämtlich von Mitgliedern, die zurzeit im Heeresdienste stehen. Sie sind mehr oder weniger durchaus zustimmender Art und beweisen, mit welcher Aufmerksamkeit gerade von unseren im Felde stehenden Freunden alle Arbeiten in der Heimat, die Saat auf die Zukunft bedeuten, verfolgt werden.

Im wesentlichen werden die gemachten Vorschläge noch etwas kräftiger unterstrichen, von einigen Seiten erweitert und in fast allen Zuschriften wird besonders hervorgehoben, daß der Erfolg nur verbürgt werden könne, wenn jeder einzelne Vortrupp-Freund persönlich stärker für die Werbearbeit sich einsetze und dafür zunächst sorge, daß der Kreis unserer Anhänger ständig wachse. Mehrere Freunde heben hervor, daß diese Forderung nicht nur für jedes Mitglied des Deutschen Vortrupp-Bundes in der Heimat gelte, sondern auch für alle jetzt mit der Waffe dem Vaterlande Dienenden. So betont Heinz W., Unteroffizier im Schallmeßtrupp, u. a. „Im Felde muß jeder Vortruppler versuchen, Einfluß auf die Bücherei zu gewinnen, oder eine solche ins Leben zu rufen, soweit noch keine besteht. Ich habe nun schon zweimal die Erfahrung gemacht, daß man gehörig darauf achten muß, daß sich keine Schundliteratur einschmuggelt ..." Als eine wichtige Aufgabe der Vortrupp-Bewegung wird in mehreren Zuschriften hervorgehoben, der Zersplitterung in den Lebensreformerkreisen entgegenzuwirken. „Es könnten viel Kräfte frei werden, und manche Unkosten, die der aufgewandten Mühe und Arbeit nicht entsprechen, könnten gespart werden, wenn man im Vortrupp-Sinne sich emsig bemühte, weite Volkskreise aufzurütteln und dann die verantwortlichen Stellen immer wieder anregte, bestehende Mißstände beseitigen zu helfen oder die im ‚Vortrupp' gebrachten Anregungen eingehend zu würdigen und zu fördern." Die größte Hoffnung wird offenbar von allen Seiten auf unseren Nachwuchs gesetzt, auf unsere Jugend, und in zwei Zuschriften wird gefordert, daß möglichst jede Vortrupp-Gruppe auch eine Vortrupp-Jugendgruppe bilde, die nicht etwa mit dem Wandervogel in Wettbewerb zu treten habe, sondern von ihm wohl das Wandern nach seiner Art übernehme, im übrigen aber eine soziale Betätigung der Jugend im Vortrupp-Sinn kräftig zu fördern suche. Einer unserer Freunde benutzte die im Soldatenleben einmal gewährte Ruhepause dazu, um eingehend sich über die Bedeutung des Wanderns für unsere Vortrupp-Jugend zu äußern und dazu mancherlei schätzenswerte technische Vorschläge zu machen.

Aus einem längeren Brief, den Will R., zurzeit Unteroffizier, zu den genannten Aufsätzen sendet, werden für die Vortrupp-Jugend die folgenden sehr beachtenswerten Ausführungen gemacht, die in den Ortsgruppen besprochen werden sollten: „Damit gelange ich zu dem anderen Hauptteil unserer Arbeit, der an der Jugend, und zugleich zu der Reform, die mir als eine der allerwichtigsten und besonders als die Grundlage der meisten übrigen erscheint: zur Bodenreform. Der Siedler auf einer Heimstätte einer Reformgenossenschaft wird viele andere Reformbestrebungen spielend zu seiner Lebensreform machen. Umgekehrt drängt der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Kampf um all diese Reformziele immer wieder zum Siedeln als zu der natürlichsten und leichtesten Lösung aller Schwierigkeiten. In diesem Sinne fasse ich Dr. Tichauers Anregung auf, gerade das führende Blatt im Kampf für die Kriegerheimstätten zur Tageszeitung des Vortrupp-Bundes zu wählen. Darum muß auch die vereinheitlichte Reformarbeit an der Jugend vornehmlich in planmäßiger Förderung der Siedlungsbestrebungen bestehen. Ist es da nun Zufall, daß gerade jetzt, wo diese Organisationsfragen brennend werden, Professor Köppen im „Vortrupp" seinen herrlichen Aufsatz über Schulreform, Landdienstpflicht und Bodenreform veröffentlicht?

Vermutlich wird es lange dauern, bis der Staat die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer Landdienstpflicht teilt und zu Taten schreitet. Auch hier muß der Vortrupp vorn sein. Ohne Mittel wird es in diesem Falle freilich nicht gehen. Aber ich denke nicht so sehr an Acker- und Viehwirtschaft, als an Garten und Obstbau, wo immerhin im engeren Rahmen schon Wertvolles geschaffen werden kann.

Jede Ortsgruppe des Deutschen Vortrupp-Bundes muß in leicht erreichbarer Nähe ihrer Stadt die Verfügung über ein Grundstück erhalten, das geeignet ist, den Zwecken der von Professor Köppen geforderten Schulgärten und Lehrgüter zu dienen. Dort sind alle einschlägigen Erfahrungen der Landerziehungsheime, der Freien Schulgemeinde der Siedlungsschule Eden und der Obstbauschulen zu verwerten. Mittel und Wege müssen gefunden werden, daß dort der städtische Nachwuchs sowohl in seiner Freiheit neben Schule und Berufsarbeit lernt, wie auch eine richtige Lehrzeit durchmacht. Weise Stadtväter werden sich bereitfinden lassen, ein solches Vortrupp-Unternehmen zu unterstützen. Und diese Arbeit wird den Siedlungsvereinigungen brauchbare Jungmannschaft und der Vortrupp-Jugend die Grundlage einheitlicher Lebensreform schaffen. Diese sichtbare Tätigkeit wird überdies die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich lenken und für unsere Ziele werben. Welche Ortsgruppe gründet den ersten Siedlungsschulgarten?"

Auf manche der gemachten Vorschläge wird noch zurückzukommen sein, wenn die einzelnen Ortsgruppen über starke Mitarbeiterkräfte verfügen. Aus den bisherigen Zuschriften sind folgende Forderungen als notwendige Arbeiten für alle Ortsgruppen des deutschen Vortrupp-Bundes hervorzuheben:

1. Ausgestaltung jeder Ortsgruppe durch einen Arbeitsausschuß, der vor allem auch der Presse größere Aufmerksamkeit als bisher zuwendet und sich bemüht, alle Kräfte, die für die Ausbreitung des „Vortrupp" hervorragend wirken können, wie der Buchhandel, immer wieder anzuregen und in unseren Dienst zu stellen.

2. Die bestehenden Lebensreformvereinigungen immer wieder auf die Vorteile hinweisen, die der engste Ausschuß an die Vortrupp-Organisation für alle hat.

3. Alle Mitglieder anregen, ständig in den eigenen Bekanntenkreisen diejenigen Frauen und Männer zu beeinflussen, die ein hohes Verantwortlichkeitsgefühl für unser Volk empfinden. Zusammenstellung solcher Personen in Listen sollten ständig der Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes übermittelt werden.

4. Jede Vortrupp-Gruppe bemühe sich, durch umsichtige, allen Lebensreformvereinigungen dienende Aufklärungsarbeit mehr und mehr zur örtlichen Zentralstelle aller Volksaufartungsbestrebungen zu werden.

5. Das Streben der uns nahestehenden Jugend, durch soziale Betätigung im Sinne der vom „Vortrupp" gebrachten Vorschläge, ist von allen Vortrupp-Gruppen kräftig zu fördern.

6. Die von Dr. Tichauer und Robert L. Berendsohn gegebenen Anregungen sollten von jedem einzelnen Mitgliede und von jeder Ortsgruppe bis zum Herbst dieses Jahres eingehend durchdacht werden. Die Arbeit ist in der vorgeschlagenen Weise sofort aufzunehmen.

Eine Anzahl Vorschläge werden auf dem nächsten Vortrupp-Tage zur Erörterung und Beschlußfassung gestellt werden.

Gewiß werden viele Freunde zu den Organisationsfragen noch manches zu sagen haben. Wir bitten um weitere Äußerungen und Vorschläge, die am besten unter Zugrundelegung der beiden genannten Aufsätze die Frage zu beantworten suchen: Wie kommen wir sicher und schnell nach dem Kriege vorwärts? Heil! F. H.

Wer nur im Einst lebt, ist ein Träumer, wer nur im Heute lebt, ist arm; reich und stark ist allein, wer das alte Gute bewahrt und neues Gutes dazu erwirbt. Treu bleiben ist der rechte Vermittler für die Zukunft.

Ferdinand Avenarius.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus der Vortrupp-Arbeit

Vortrupp Bautzen. Trotz der Hemmnisse der Kriegszeit haben sich nun auch hier die Lebensreformer zusammengefunden, die, bis jetzt getrennt, einem Ziele, dem freien Deutschtume, zustrebten. Am 24. März ging aus einer Versammlung von Vortruppfreunden, in der Herr Lantzsch begeistert über Gründung, Ziel und Aufgabe des Vortrupp sprach, der Vortrupp Bautzen hervor. Wir beschlossen, uns am letzten Sonnabend jeden Monats im Vereinshaus, Töpferstr. 23, zu Vorträgen und Aussprachen zu treffen. Die geschäftliche und sachliche Führung der Ortsgruppe wurde einem Obmanne übergeben, zu dessen Unterstützung ein Beirat aus 4 Mitgliedern gewählt wurde. Die Unkosten der Ortsgruppe werden durch einmalige Mitgliederspenden und laufende Anwesendenbeiträge gedeckt. — Am zweiten Abend sprach Herr Hübsch über „Die Grundlagen des menschlichen Lebens". Er führte aus, daß der Mensch die einzige feste Grundlage des ersehnten, neuen Lebens in der aufopfernden, selbstvergessenden Tätigkeit findet. Das Etwas, das aber beständig aufgeopfert werden muß, kann nur unsre sinnliche Natur sein, die deshalb nicht in Weltflucht getötet, sondern gesund, frisch und lebendig erhalten werden muß, als Stoff, an dem sich der Geist beherrschend übt und darstellt. So begründete der Vortrag die Notwendigkeit aller sozialen, aller Vortrupp-Arbeit. In eine brennende soziale Frage gewannen wir am dritten Abend durch Damaschkes Abhandlung über „Kriegerheimstätten" Einblick. Auch in der nächsten Versammlung hörten wir durch Herrn Grasselt über die Bodenreform, die uns vorläufig Richtschnur für unsre weitere Arbeit sein soll. Heil!

Käte v. Tennecker.

*

Vortrupp Breslau. Um dem Willen zur Tat stärkeren Ausdruck und größere Kraft zu verleihen und um uns ferner vor Zersplitterung und Oberflächlichkeit zu bewahren, haben wir uns eine neue Kriegssatzung geschaffen. Wir werden auf Grund dieser Satzung unsere Arbeit in der alten Weise fortsetzen, wie unser jetzt im Heeresdienste stehender Obmann Giese sie uns gelehrt. Sein Einfluß wirkt in uns fort. Er hat uns alle einander näher gebracht, hat uns den großen Wert der inneren Arbeit durch diesen persönlichen Verkehr erkennen lassen. Er hat uns die erste Vorbedingung aller gemeinsamen Arbeit gelehrt: das willige Unterordnen des Einzelnen im Dienste unserer großen Sache. Wir kämpfen weiter, weil uns unsere Arbeit eine Notwendigkeit geworden ist. So haben wir trotz immer größer werdender Schwierigkeiten auch wieder unseren Sommerarbeitsplan herausgeschickt. Feine Wanderungen sollen uns unsere engere Heimat immer stärker kennen und lieben lernen. Vorträge sind im Laufe des Sommers nur wenige vorgesehen. Am 23. April sprach Prof. Dr. med. Rosenfeld über die Frage „Bringt die Kriegsernährung Nutzen oder Schaden?" zu uns und gab uns dabei manche wertvollen Aufklärungen über unsere Ernährungsweise. Am Sonntag, den 3. Mai, brachte uns eine Fahrt nach Deutsch-Lissa, wo unsere Vally Nagel in ihrem Vortrage über „Glück oder Leben" uns zum Bau unserer Lebensanschauung wieder manch guten Stein hinzufügte. Die Menschen verwechseln das Kleine, das „Glück" heißt, sehr oft mit dem viel Größeren und Wesentlicheren, das „Leben" heißt. In gar feinen Ausführungen zeigte die Rednerin uns dann, wie Leben Wirken ist, Wirken im Vortruppsinne. Sie schloß mit Bismarcks kernigem Worte: „Wir sind nicht auf der Welt, um glücklich zu sein und zu genießen, sondern um unsere Schuldigkeit zu tun."

*

Vortrupp Groß-Berlin. Am Freitag, den 20. April d. J., hielt uns Pfarrer Dr. R. Burckhardt einen Vortrag über das Thema „Welche Friedensaufgaben für die Erneuerung unseres Volkslebens stellen uns die Kriegserfahrungen?" Die Hauptgedanken dieses Vortrages waren die folgenden:

Man hat den Krieg oft einen Reformator genannt, ihm aber damit zuviel zugetraut. Hingegen ist er ein Offenbarer und Wegweiser in vielen Dingen geworden: er hat uns gezeigt, wo wir stehen, was wir getan oder unterlassen haben, was die Zukunft von uns fordert. Dabei hat er die Rinnen, in denen die Geistesströme flossen, tiefer gegraben und uns höhere Ziele gesteckt. — Die sittliche Wiedergeburt Deutschlands wird im wesentlichen durch die Gesundung des Familienlebens bewirkt werden. Aus der Fülle der Aufgaben, die sich uns da aufdrängen, seien drei der wichtigsten herausgegriffen: das Volk des neuen Deutschland muß sich kräftig vermehren, gesund wohnen, sich vernünftig ernähren.

Der schon vor dem Kriege mit unheimlicher Schärfe einsetzende Geburtenrückgang hat durch die vom Kriege bedingte Aufhebung der Familiengemeinschaft, durch den Tod so vieler Männer im zeugungskräftigsten Alter und durch die wirtschaftliche Notlage große Fortschritte gemacht und droht zum unabwendbaren Verhängnis zu werden, wenn es nicht gelingt, die Kinderfreudigkeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu stärken und durch ausgiebige Erziehungshilfe zur Tat werden zu lassen. Hand in Hand damit muß eine innerliche Wandlung gehen: Verwirklichung eines das Familienleben aufbauenden Keuschheitsideals, verbunden mit dem rücksichtslosen Kampf gegen alles, was Mann und Weib entwürdigt und das Kind schädigt. — Die zahlreiche und körperlich wie geistig gesunde Familie muß nun aber auch eine ihrem Gedeihen günstige Wohnstätte erhalten, nicht in den Steingrüften der Großstadt mit ihren durch den Bodenwucher ins Ungemessene verteuerten, licht- und luftarmen, oft Zucht und Sitte schädlichen Wohnungen, sondern in ländlichen Siedelungen mit Garten- und Landwirtschaft, in leicht erreichbarer Nähe gewerblicher Arbeitsstätten. Die im Gefolge der Kriegsnot drohende vermehrte Wohnungsnot hat der Kriegerheimstätten-Bewegung freie Bahn gemacht. — Und endlich soll sich die Familie vernünftig nähren. Die Teuerung ist unserm Volke nach mancher Hinsicht zum Segen geworden, hat es gezwungen, zu einer einfacheren Lebensweise und eiweißärmeren Kost zurückzukehren, ganz abgesehen von den starken sozialen Beweggründen, die der Lebensmittelgemeinschaft innewohnen, wo solche nicht durch den Hamster- und Wuchergeist unterdrückt worden sind. Da, wo sich empfindlicher Mangel geltend machte, hätte ihm zu einem guten Teil begegnet werden können, wenn nicht wichtigste Lebensmittel: Korn, Gerste, Kartoffeln, Zucker in Riesenmengen zur Rauschtrankbereitung freigegeben worden wären. Dazu tritt der große Schaden, den der Alkoholismus in Volk und Heer angerichtet hat. Der gegenwärtige erhebliche Rückgang des Alkoholgenusses ist zum größten Teil dem Fehlen dieser Getränke zu verdanken. Für die Friedenszeit ist aber nicht die Aufrechterhaltung dieser Zwangsnüchternheit, sondern ein zielbewußter allgemeiner Kampf gegen den Alkoholgenuß als einen Hauptverderber der Volkskraft, des Familienlebens und der Jugendreinheit zu fordern, wie denn in allen Fragen der Volkserneuerung nicht nur und nicht in erster Linie die äußere Wohlfahrt gefördert, sondern das Bewußtsein der Verantwortlichkeit gestärkt werden muß.

Um eine sittliche Umgestaltung des Volkslebens handelt es sich im letzten Grunde. Zur höchsten Stufe der Sittlichkeit kann aber nur die religiöse Kraft erheben. Daran sollen uns die aus dem ernsten Kriegserleben neu gewonnenen Ewigkeitswerte mahnen.

Es wurden in der darauffolgenden Aussprache Bedenken laut gegen die geforderte Volksvermehrung bei nicht genügender Berücksichtigung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Wir hatten noch nachträglich am 11. Mai eine Zusammenkunft im kleineren Kreise mit Pfarrer Dr. R. Burckhardt, bei der die Besprechung der angeregten Fragen, die am 20. April der vorgeschrittenen Zeit halber nicht weitergeführt werden konnte, ihre Fortsetzung fand. Herr Parrer Dr. R. Burckhardt stellte dazu einige Leitsätze auf, die in der nachstehenden Form dann angenommen wurden:

Eine starke Volksvermehrung zur Überwindung des Geburtenrückgangs ist wünschenswert, ja unbedingt notwendig unter der Voraussetzung

1. daß dem deutschen Geist mit seinem Idealismus und seiner wissenschaftlichen, künstlerischen und technischen Schöpferkraft und dem deutschen Volk nach seiner weltgeschichtlichen Bedeutung zwar nicht eine Vorherrschaft über die andern Völker, aber eine wichtige Sendung in die Völkerwelt, namentlich im Blick auf den künftigen Wiederaufbau der Kulturarbeit zuerkannt wird;

2. daß es gelingt, den kommenden Geschlechtern gute Daseinsbedingungen für Leib und Seele zu schaffen, **wobei zu berücksichtigen ist, daß wirtschaftliche Notstände sittliche Schäden verursachen, und wiederum die Unsittlichkeit (im weitesten Sinne) eine Quelle wirtschaftlicher Verelendung ist.**

a) Zu diesem Zwecke müssen alle, die berufen sind, Eltern zu werden und Deutschlands Kinderstube zu bevölkern, zu einer zweckdienlichen Erfüllung dieses Elternberufes erzogen werden

aa) körperlich: Bildung, Kräftigung, Abhärtung des Leibes, Befreiung von Rauschgiften und Modequalen, vernünftige Ernährung und Bekleidung;

bb) geistig: Erneuerung des Bildungswesens mit besonderer Berücksichtigung einerseits der Schwächsten und andererseits der Tüchtigsten. Erziehung der Jugend zu charaktervollen Menschen und Staatsbürgern, insbesondere der Mädchen zu künftigen Hausfrauen und Müttern;

cc) gesellschaftlich: **Ausbau des Genossenschaftswesens, Vergemeinschaftlichung wirtschaftlicher Werte, vor allem des Bodens,** Sparzwang der werktätigen Jugend auf berufsgenossenschaftlicher Grundlage unter Ausschluß des elterlichen Verfügungsrechtes, Förderung einer frühen Eheschließung gesunder, lebensfreudiger Menschen, Lohn- und Gehaltsabstufungen nach der Kinderzahl, Recht auf Erziehungsbeihilfen; Junggesellensteuer ist dann nicht nötig.

dd) sittlich: Stärkung des sittlich-religiösen Lebens, mit besonderer Betonung 1. eines die Ehe aufbauenden Keuschheitsideals (hohe Bedeutung eines starken und reinen Willens zum Kinde) nach dem Grundsatz der Gleichwertigkeit beider Geschlechter bei aller wesentlichen Verschiedenheit der Geschlechtscharaktere, und darum auch 2. der Aufhebung aller den Mann entehrenden, das Weib erniedrigenden und das Kind gefährdenden Doppelmoral, sowie des Kampfes gegen alle die Unverbrüchlichkeit der Ein- und Dauer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ehe untergrabenden Verweichlichungen und Verzerrungen des Ehebegriffs (Prostitution, Verhältniswesen, freie Liebe); Schaffung von Gesundheitsämtern zur Herbeiführung des Heilzwanges bei Geschlechtskranken; Regelung des ärztlichen Zeugniszwangs und der Gesundheitsbescheinigungspflicht bei Eheschließungen. Die schwierigen Probleme, die sich infolge physischer und psychischer Entartung und sozialer Mißstände dem Eintreten für die streng monogamische Ehe entgegenstellen, sollen nicht geleugnet, sondern klar herausgearbeitet und gerecht gewürdigt werden. Aber die Lösung dieser Probleme und die Beseitigung der Mißstände dürfen nicht einseitig von den Forderungen des Trieblebens bestimmt werden, sondern von den geistigen Kräften und ihrer höchsten Entfaltung, denen auch die Triebe untertan zu machen sind.

b) Zu diesem Zweck muß den Kindern schon vor Erzeugung und Geburt (Schutzbestimmungen für werdende Mütter, dazu das unter a) Gesagte) ihr Platz an der Sonne und an der frischen Luft bereitet und nach der Geburt angewiesen werden: Säuglingsfürsorge, Gesundung des Wohnungs- und Ernährungswesens, Ansiedelung der Familien auf dem Lande (Kampf gegen den Bodenwucher, Förderung der Erbpacht, Meistbegünstigung der kinderreichen Familien bei der Anweisung von Wohn- und Pflanzstätten) und in Verbindung damit eine Rückkehr der Familien zur Ackerscholle und zum Gartenland und eine verlangsamte Industrialisierung des deutschen Volkes, Heranbildung zu tüchtigen Menschen (siehe 2a) im circulus prosperus).

Die Gesundheit, Stärke, Reinheit und damit auch zahlenmäßige Größe des deutschen Volkes wird zwar in absehbarer Zeit das stolze Dichterwort, daß am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen soll, nicht erfüllen — von solchem Stolz zu befreien, war nichts besser als der Weltkrieg geeignet; aber das deutsche Volk selber wird genesen von seinen Rasse-, Zeit- und Modekrankheiten und im künftigen friedlichen Wettbewerb der Völker an der Höherführung der Menschheit eine bedeutungsvolle Mitarbeit leisten.

Am Freitag, den 16. Mai d. J., hatten wir die Freude, Frau Dr. Helene Stöcker über „Krieg und Mutterschutz" zu uns reden zu hören. Sie führte uns in sehr feiner Weise in die Bestrebungen und Ziele der Mutterschutzbewegung ein, für die wohl bei allen Zuhörern Verständnis und Teilnahme vorhanden war. In der Aussprache kam wieder die Notwendigkeit der Durchführung einer allgemeinen Wirtschaftsreform im Sinne der von Sylvir Gesell vertretenen Boden- und Geldreform zur Sprache, durch die erst die Durchführung all der anderen erstrebten Reformen möglich würde. Frau Dr. Stöcker gab auch vollkommen die Notwendigkeit einer solchen Reform zu. Man einigte sich dahin, daß das Wichtigste wohl eine Wirtschaftsreform wäre, daß es aber auch wertvoll und von Nutzen wäre, gleichzeitig ebenfalls an den verschiedenen anderen Reformen zu arbeiten.

*

Vortrupp Cassel. Am Sonntag, den 29. April, hatten wir die Freude, den Geschäftsführer des Deutschen Vortrupp-Bundes unter uns zu sehen und ihn in unser trauliches Vortrupp-Landheim in Wahnhausen zu führen. Auch unser Obmann, Prof. Dr. Schläger, hatte es sich nicht nehmen lassen, am Nachmittage gleichfalls ins schöne Fuldatal zu kommen. Wir haben dann mancherlei ernste Fragen über unsere hiesige schwierige Arbeit erörtert und beschlossen, im Spätherbste durch eine größere Versammlung einmal wieder die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Bestrebungen des Vortrupp" zu richten, um den Boden hier weiter für ihn zu ebnen. Wir werden so auch am besten im Sinne der unvergeßlichen, uns durch den Krieg genommenen Freunde wirken.

*

Vortrupp Düsseldorf. Wir sind bemüht, in Düsseldorf eine Vortrupp-Gruppe zu bilden, was allerdings jetzt schwierig ist, da viele unserer Gesinnungsfreunde im Felde sind. Trotzdem hat sich ein kleiner Kreis zusammengefunden. Wir treffen uns jeden Mittwoch abends 8½ Uhr in der veg. Pension Geschw. Wilmsmeyer, Königsallee 100. Anschriften und Anfragen bitten wir dorthin zu richten. Unsere Arbeit besteht vorläufig im Werben neuer Freunde und Verbreiten der Vortrupp-Zeitschrift, die leider hier noch sehr unbekannt ist.

*

Vortrupp Erfurt. Seit Ausbruch des Krieges und seit Schwester Christine Peppel, die Begründerin der Vortrupp-Gruppe, uns verlassen hat, ist der Zusammenhang unter den wenigen noch verbliebenen Mitgliedern verlorengegangen, so daß die eigentliche Vortrupp-Arbeit bei uns ruhte. Aber doch bestand der lebhafte Wunsch, sie noch vor dem Ende des Krieges kräftig wieder aufzunehmen, und wir freuen uns, daß wir dabei nicht ohne Erfolg geblieben sind. Am 25. April sprach der Bundesgeschäftsführer Franziskus Hähnel im Saale des Evangelischen Vereinshauses in einer gut besuchten Versammlung über „Dich ruft die Zukunft", in seinen anspornenden Ausführungen eingehend die Aufgaben und Ziele des „Vortrupp" und der aus ihm entstandenen Bewegung darlegend. Nach dem Vortrage konnte die Neugestaltung der Ortsgruppe vorgenommen werden. Wir hoffen, recht bald von erfreulicher Arbeit in Erfurt berichten zu können. Zuschriften sind an den Obmann Bruno Sieger, Erfurt, Straßburger Straße 95 zu richten.

*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vortrupp Halle a. d. S. So prächtige Führer hat unsere so schwer ringende Vortrupp-Gruppe schon dem Vaterlande zum Opfer darbringen müssen. Und jetzt auch „unseren Falk", der unsere Gruppe zu einem frischen Leben hatte verhelfen wollen.

Im Frühjahr 1915, als das Hallesche Jugendwerk wie ein prächtiger Eichenwald neues Leben schuf und Großes versprach, da kam unerwartet, frei und fröhlich aus Dortmund ein sonniger, lebensmutiger Jüngling, sah den jungen Eichenwald, freute sich an den vielen vielversprechenden Bäumchen und gelobte sich, für längere absehbare Zeit, das Wäldchen zu pflegen und zu hüten. Für die Eigenart des Waldes ein schwieriges, mühevolles Beginnen. Die Bäume waren nämlich alles junge Menschenkinder, die zum Widerstand gegen die Stürme des Lebens, im Kampfe des Lichts gegen die Finsternis tatkräftige, stärkende Hilfe nötig hatten. Jener lichte junge Menschensohn hatte beides unerschöpflich. Ein Herz voll reicher Nächstenliebe, glücklicher Zukunftsträume, eine Seele tief, edel und rein. Nie versiegender Glaube zur guten Sache schufen ihm seine Zuversicht, eine Schaffensfreude, einen herzerfrischenden Lebensmut, der allumfassend und hinreißend war. Die Dortmunder haben ihr Sonnenkind, denn so nannten sie ihn, ungern scheiden sehen. O, er war ein Sonnenkind. Fragt nur die Erfurter, Weißenfelser, fragt die Hallenser, ob er nicht überall, wohin er kam, Frohsinn, Licht und neues Leben spendete. Sein Tatendrang war unaufhaltsam, kräftig und durchschlagend. Darum nannten ihn auch die Dortmunder mit Recht ihren „Falken". Uns Hallensern blieb er einfach der „Falk". Der Jugend galt seine ganze Liebe, und in der Jugendfrage entfalteten sich besonders seine Kräfte. Weil er von der Vortrupp-Bewegung so viel für die Zukunft unseres Volkes, so viel Befruchtung für unsere Jugend erwartete, deshalb widmete er auch ihr sich mit so großer Freudigkeit, schon in Dortmund und dann bei uns in Halle.

Wenn der alte „Falk" mit seinen Jungen das Tal der Saale hinabwanderte auf die Berge Neu-Ragozzis, wenn er mit ihnen den Volkstanz übte, wenn er sie das Schwimmen lehrte, oder wenn er ihnen deutsche Märchen, deutsche Rittersagen und von deutscher Treue erzählte, dann war des Falken Flug groß und vornehm, begeisternd. Kein Teilnehmer der Sommersonnenwende 1915 wird es vergessen, wie unser lieber Rudolf Kratky — denn so hieß er mit seinem Familiennamen — vom Feuerschein umflutet in poetischer Form der schweren Zeit gedachte, zum Ausharren mahnte, zur Treue untereinander zusammenrief. Unvergeßlich bleibt auch die Nachtfahrt zum Petersberg und Inselsberg. Das tief Seelische seines Gemütes war wie ein sanftes, ruhiges, silbernes Gewässer.

So ist nun dem Halleschen Jugendwerk und der Vortruppgruppe ein Führer genommen, wie sie leider so selten sind. Wie er unerschrocken und furchtlos ein Kämpfer im Heere des Lichts war, so ist er auch ein todesmutiger Streiter wider unseren äußeren Feind gewesen. Des Falken „Bitte" im Märzheft der „Deutschen Jugend" hat leider allzu schnell Erfüllung gefunden, noch „eh der Jugend letzte Blüte sank, ist er siegend einen heißen Kampftod gestorben". Seine Ahnung, der er in seinem am Ostermontag geschriebenen „Mahnruf" ergreifend Ausdruck gab, ist nur zu bald eingetroffen.

„. . . Vielleicht schon eh der neue Tag sich rötet,
Mein heißes Wollen in den Sand verrinnt.
Dann, die ihr mich geliebt habt, schafft für mich,
Für alle schafft, die nimmer wiederkehren,
Um jener tück'schen Feindesschar zu wehren,
Die vor dem Krieg schon lauernd uns umschlich.
Auf, laßt sie nicht, was wir erkämpft, verderben
Und zeigt uns, wie ihr treu zur Fahne steht,
Wie sie noch immer licht und sieghaft weht,
Daß wir ohn' Sorge um die Heimat sterben."

Seine Mahnung soll nicht vergeblich an uns gerichtet sein. Wir wollen schaffen für ihn, den Getreuen, für alle, die nicht wiederkehren, für unser Volk! Max Stein.

*

Vortrupp Hamburg. Wieder hat ein liebes Mitglied unserer Gruppe, der Vizefeldwebel und Offiziersaspirant

Kurt Niewerth

seine Treue zum Vaterlande mit dem Tode besiegelt. Am 11. Juni ist er einer Gasvergiftung durch Gasgranate erlegen.

Er war erst bei Beginn des Krieges, aus dem Felde heraus, unserer Gruppe beigetreten, aus innerer Überzeugung für die gute Sache, der wir alle dienen, so daß wir große Hoffnungen auf sein Wirken nach dem Kriege setzten.

Er schied zu früh für uns dahin.

Für den Vortrupp Hamburg
A. v. Faber.

*

Vortrupp Nürnberg. Seit unserm Anfang März mit gutem Erfolg abgehaltenen öffentlichen Lauten- und Vortrags-Abend im Künstlerhaus waren wir infolge der herausgekommenen Verfügung des Generalkommandos, wonach mit Rücksicht auf die Kohlenknappheit selbst Wohltätigkeits-Veranstal-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tungen unterbleiben mußten, nicht mehr in der Lage, an die größere Öffentlichkeit zu treten. Für Anfang April war ein Lichtbildvortrag von Professor Dr. Rée „Die deutsche Heimat in der Kunst" zugunsten der „Kriegerheimstätten" angesetzt, der aber verschoben werden wußte. Wir beschränkten uns deshalb auf unsere alle 8 Tage jeden Mittwoch stattfindenden Leseabende und alle 4 Wochen am letzten Samstag im Monat sich folgenden Besprechungsabende, die meist sehr zahlreich besucht und für die innere Klärung und Festigung unserer Gruppe geeignet waren. Wenn wir auch wöchentlich Zugang an Freunden haben, so empfinden wir es doch sehr stark, daß auch unserer Gruppe gerade die besten und rührigsten Glieder durch Einberufungen zum Militärdienst entrissen werden, so daß leider manches an Werbearbeit unterbleiben muß, was sonst geschehen könnte. Wir wirken aber mit großer Freudigkeit weiter, und sei es vorläufig nur von Person zu Person, um den lebendigen Fluß aufrecht zu halten und um dann nach dem wiedergekehrten Frieden mit um so größerer Kraft uns geltend machen zu können. Wir sind auch daran, uns in Kürze ein eigenes Heim zu schaffen, um größere Bewegungsfreiheit zu gewinnen. — Ferner ist guter Grund für eine gute Bücherei gelegt. Wer ausharrt, gelangt ans Ziel! Heil!

H. Weinlein, dzt. Obmann.

*

Den Heldentod für unser Vaterland fanden die nachstehend genannten Vortruppfreunde. Wir wollen ihrer in Treue gedenken.

Nordwald, Oberjäger. (Gefallen 21./6. 1916.)

Walter Brandt, Musketier. (Im Feldlazarett verstorben Anfang März 1917.)

Köllmann, Gefreiter. (Gefallen März 1917.)

Rolack, Unteroffizier. (Gefallen März 1917.)

G. Aisenbrey, Lehrer aus Heilbronn a. N., Unteroffizier. (Gefallen April 1917.)

Rudolf Kratky aus Halle a./S., Musketier [s. u. Vortrupp Halle a./S.]. (Gefallen April 1917.)

H. Mönks, Vizefeldwebel. (Gefallen April 1917.)

Alexander Schwinn, Gefreiter. (Gefallen April 1917.)

P. Thomsen aus Friedrichstadt, Unteroffizier. (Gefallen April 1917.)

Ernst Tuhte, Architekt, aus Celle-Kl. Hehlen, Obmann des Vortrupp Celle, Gefreiter. (Gefallen April 1917.)

Dr. med. Emil Görtz aus Stuttgart, Stabsarzt d. R. (Gefallen Mai 1917.)

Walter Irmer aus Berlin, Grenadier. (Gefallen Mai 1917.)

Kurt von Rosenberg aus Berlin, Hauptmann und Adjudant. (Gefallen Juni 1917.)

P. Rosenblatt aus Großenhain, Einj.-Freiw. (Gefallen Juni 1917.)

E. Sorber, Vizefeldwebel. (Im Lazarett gestorben Juni 1917.)

Friedrich Plehn, Vizefeldwebel. (In der Heilstätte verstorben Juni 1917.)

Deutscher Vortrupp-Bund
i. A. Hähnel.

*

Im Vortruppheim zu Ostende (aus einem Briefe eines Leipziger Vortrupp-Freundes, der als Kriegsfreiwilliger hinausgezogen war). . . . In Ostende habe ich endlich einmal die weite, wogende See vor Augen gehabt, habe mir allerhand Kostbarkeiten dieses vornehmen Badeortes besehen können und habe vor allem Einkehr gehalten im „Vortruppnest Ostende", von dem ich ganz begeistert bin. Wenn wir nur in der Heimat für jede Ortsgruppe ein so schönes Heim hätten! Leider traf ich wegen des schönen Wetters, aber auch wegen des Dienstes in jener Stunde niemand an. Aber auch so habe ich mich während der Augenblicke meines Verweilens ganz heimisch dort gefühlt. Wie wunderbar ist es doch, so fern der Heimat ein heimisches Nest zu finden, von dem man weiß, daß es Freunde aus- und eingehen sieht, mit denen man durch ein festes Band verbunden ist, wenngleich man sie noch nie im Leben gesehen hat. Ich hatte gerade heute die Schrift von Alfred Rieban, die Neudeutsche Siedlung, sowie den jüngsten „Vortrupp" mit Hähnels Vortrag über unsere Vortrupp-Jugend erhalten. Da war ich für ein paar Stunden wieder einmal ganz in die schönen Zeiten vor dem Kriege versetzt, gedachte lebhaft unseres Strebens nach dem rechten Wandervogeltum und unserer Arbeit in der Vortrupp-Gruppe. Über mancherlei, was wir früher halb unbewußt taten, kommt mir jetzt erst die rechte Bedeutung und Klarheit. Und gerade heute kam mir wieder zum Bewußtsein, welche große Macht und Kraftquelle in dem Zusammenschluß Gleichgesinnter liegt. Wie qualvoll ist es manchmal, wenn man als Einzelner hier den Anschauungen, Gedanken- und Erlebnis-Austauschen der Kameraden beiwohnen und ziemlich machtlos gegenüberstehen muß. Wieviel Aussprachen über dieses und jenes habe ich schon mit den Kameraden gehabt, aber schließlich vermeidet man es, immer wieder sich mit ihnen fruchtlos auseinanderzusetzen, weil man

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich sonst das gemeinsame Zusammensein völlig zerstören würde. Dann bleibt eben als einziges Mittel das eigene Beispiel, und vielleicht wirkt das doch noch besser als alle Worte. Aber gelernt habe auch ich freilich schon genug durch den Krieg, habe mich mit eigenen Augen von mancherlei Schäden in unserem heutigen Volks- und Gesellschaftsleben überzeugen können und freue mich schon auf die Arbeit, der man nach dem Kriege, aber nicht als Einzelner, sondern in Gemeinschaft mit vielen, gegenüberstehen wird. . . .

*

Ein Vorschlag für alle im Felde stehenden Vortrupp-Freunde. Unter Bezugnahme auf die Aufsätze zu „Organisationsfragen" in der vorigen Nummer der „Mitteilungen" bittet ein Bundesgenosse, der zurzeit bei einer Armeefernsprechabteilung steht, alle Vortrupp-Kameraden herzlich, doch die Aufforderung, die grün-rot-goldene Schnur als Erkennungsabzeichen zu tragen, stärker zu beachten. Im Anschluß daran bietet er folgenden sehr beherzigenswerten Vorschlag: „Einen noch größeren Erfolg verspreche ich mir davon, daß bei jedem Truppenteil eine bestimmte Persönlichkeit gefunden werde, die Auskunft darüber zu geben bereit ist, ob sich Vortrupp-Freunde, Wandervögel, Abstinenten, Vegetarier, Bodenreformer usw. in dem betr. Truppenteil befinden. Dazu eignete sich nach meinen Erfahrungen überall der erste Schreiber der Formation, so daß es sich folgendermaßen bewerkstelligen ließe. Wenn ein Vortruppler als Ersatz oder sonst durch einen Zufall zu einer neuen Formation kommt, so macht er dem Schreiber davon Mitteilung, daß er zu einer der genannten Lebensreformbewegungen gehöre. Kommt man dann durch Zufall in dem reichbewegten Frontleben mit einer neuen Formation zusammen, so kann er zu jeder Zeit durch Anfrage beim Schreiber erfahren, wen er als Gesinnungsgenossen antreffen kann. Dadurch würde das oft eintretende Aneinandervorbeilaufen vermieden werden und ein Zusammentreffen, sei es auch nur auf Stunden, ermöglicht. . . ."

*

Alle Mitglieder werden gebeten, die Vortrupp-Flugschriften kräftig verbreiten zu helfen und die diesbezüglichen Ankündigungen im Anzeigenteile des „Vortrupp" zu beachten.

Die Geschäftsstelle des
„Deutschen Vortrupp-Bundes".

*

Aus Feldzuschriften.

F. W. An d. Maas. . . Nun liegen wir hier in einem kleinen Städtchen, das, wie ein Vogelnest, zwischen grünen Hängen an den Ufern der Maas hervorlugt, und feiern trotz vielen Dienstes den Mai, den Mai! — Und — das mußt ich schon alles vorausschicken — da legen Sie mir nun das liebe Buch*) und den „Vortrupp" in die Hand! Ja, die gehören auch beide zu mir in dies kleine stille Dachstübchen, von dem ich mit dem Bergknaben des alten Uhland singen möchte: Die Sonne scheint am ersten hier . . . .! Also haben Sie Dank für Ihr liebes sorgendes Gedenken! Den „Vortrupp" gewinne ich immer lieber! Noch mehr als vor dem Kriege, zieht er jetzt wie ein Stern durch das Chaos der Unklarheiten und Befangenheiten. Seine Aufgabe wächst — aber seine Kraft wird auch wachsen mit ihr — gerade wie das Feuer wächst, je mehr Holz man ihm in die lodernden Flammen stößt! . . ."

H. W., Unteroff., Deutsche Feldpost 157. . . . Die Besprechung von B. Björnsons Deutschlandbuch hat mir viel Freude gemacht. Von dieser Art der Buchbesprechungen hat jedermann wirklich viel. Besonders froh war ich, die Schrift in ihren Grundzügen aus dem „Vortrupp" zu kennen, da ich heute durch Zufall in der Deutschen Tageszeitung, die einer unserer Leutnants bezieht, eine Besprechung der Schrift las. — Die Überschrift ist schon vielsagend: „Übernationale Menschlichkeit." Ich mußte lachen, als ich dieses Wortgeklingel, das peinlich vermeidet, auf den sachlichen Inhalt einzugehen, mit „großem Interesse" las. Da lobe ich mir wirklich die Art der Besprechung, wie sie der „Vortrupp" verlangt. Ich möchte diese Gelegenheit benutzen, meine Anerkennung und meinen Dank auszusprechen. . . ."

Inf. W. R., Feldpost 884. . . . Ich muß immer wieder herzlich für die regelmäßige Übersendung der „Vortrupp"-Hefte danken. So geistiger Lesestoff, der die Gedanken mächtig anregt, freut einen hier außen immer, und so ist mir der „Vortrupp" hier im Schützengraben erst recht ein lieber Kamerad geworden. Heute bin ich schon wieder gespannt auf die nächste Nummer. Dazu stören uns die Engländer mächtig mit ihrem Geschieße. . .

M. B., Ers.-Btl. XII/13. . . . Der „Vortrupp" ist mir hier so ans Herz gewachsen, daß ich ihn nicht missen möchte. Ganz besonders wohltuend und erfrischend empfinden wir zwischen all dem Geschreibsel unserer übernationalen Blätter seine Stellung zum Kriege bzw. Kriegsende. . . .

*) Helmut Harringa.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

6. Jahrgang Nr. 22 — Der Vortrupp — 15. November 1917

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen
des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge einmal vierteljährlich
als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde
herausgegeben von der
Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 4 — 1917

An die Mitglieder des Deutschen Vortrupp-Bundes.

Die reichsgesetzlichen Vorschriften für starke Einschränkung des Papierverbrauchs machen auch eine weitere Einschränkung der „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes" nötig. Die vorliegende Nummer ist dem „Vortrupp" deshalb nur in einem Teil seiner Auflage beigefügt worden, um in erster Linie den Mitgliedern des Deutschen Vortrupp-Bundes zugestellt zu werden. Über eine weitere Ausgabe der „Mitteilungen" können zur Zeit Bestimmungen noch nicht getroffen werden; wichtige Bekanntmachungen der Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes erfolgen vorläufig wieder im Anzeigenteil des „Vortrupp". Gegenwärtig kommt es im wesentlichen auch darauf an, im Sinne der in den letzten Nummern der „Mitteilungen" gebrachten Anregungen auf eine weitere Ausgestaltung unserer Organisation bedacht zu sein. Dazu ist die dauernde Gewinnung neuer Vortrupp-Freunde die hauptsächlichste Vorbedingung. Soweit der beschränkte Vorrat es gestattet, stellt die Geschäftsstelle gern ältere Werbehefte und Auskunftsblätter für diesen Zweck zur Verfügung. Es gilt, trotz der erschwerten Verhältnisse, den Vortrupp-Gedanken zum Siege zu verhelfen. Heil! F. H.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Vortrupp Bautzen. Um in unserer jungen Gruppe ernste, fördernde Arbeit zu leisten, beschlossen hatten wir, einen Reformgedanken der Bodenreform, in verschiedenen Vorträgen nach seinen Hauptlinien zu verfolgen. So machte uns Herr Architekt Grasselt mit der rechtlichen Stellung der Bodenreform bekannt. Vor allem legte der Vortragende den Gedanken der Grundrente und deren bodenreformerischer Sicherstellung zum Nutzen der Allgemeinheit klar. Die letzte Versammlung zeigte die Verbindung der Bodenreform mit dem zweiten Brennpunkte sozialer Arbeit: der Bekämpfung des Alkoholismus. In seinem Vortrage „Boden- und Alkoholfrage" sprach Herr Lehrer Hübsch von dem Wesen und der Geschichte der beiden Bewegungen. Eine angeregte Aussprache, vor allem über den Gedanken des Zusammenhanges der Bodenverhältnisse mit dem Alkoholismus, weiter der Notwendigkeit einer getrennten Bekämpfung ihrer Schäden, entspann sich.

Vortruppfreudigkeit hat uns besonders die schöne Sommerszeit auf unseren Fahrten geschenkt. An sonnigen oder regenschweren Tagen gings hinein in unsere Berge, auf den lieblichen Kamm des Mönchswalder oder in die sagenumwobene Czornebohkette. Einmal sahen wir uns das Nest der Fahrenden Gesellen an, dann wieder hielten wir bei den Wandervögeln im Sornßiger Landheim Einkehr. Ein rechter Sonnentag war uns in der rotblühenden Heide mit den dunklen Kiefernwäldern und grünen Schilfteichen beschert. Immer klarer wurde es uns da: Sehne dich und wandre! So wollen wir es halten. Heil! K. v. T.

*

Vortrupp Düsseldorf. Da die meisten Freunde beruflich verhindert sind, an den wöchentlichen Zusammenkünften regelmäßig teilzunehmen, werden künftig die Versammlungen der Ortsgruppe an jedem ersten Mittwoch im Monate, abends 8½ Uhr, im vegetarischen Speisehaus „Ceres", Königsalle 100, I, stattfinden. Zuschriften und Anfragen wolle man an Emil Frauenhof, Düsseldorf, Graf Adolfstr. 89, II, senden.

*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vortrupp Erfurt. Unter den Veranstaltungen unserer Ortsgruppe im letzten Vierteljahr hat der mit den hiesigen Logen des Guttemplerordens gemeinsam veranstaltete Vortrag von Universitätsprofessor D. Friedrich Niebergall (Heidelberg) über „Die Weihe der Arbeit" am 10. September im großen Saale des Evangelischen Vereinshauses einen besonders tiefgehenden Eindruck gemacht. Nachdem der Obmann über die Aufgaben und Ziele der einladenden Vereinigungen Näheres mitgeteilt hatte, führte der Redner u. a. ungefähr folgendes aus: Jede edlere, zumal jede erzieherische Arbeit lebe gewöhnlich von den praktischen Beweggründen. Nur an hohen und ernsten Festen müsse man sich auf die Höhe schwingen und größere Gesichtspunkte zu gewinnen suchen. Es sei Weihe unserer Arbeit, wenn wir sie mit hohen Werten und Idealen in Verbindung bringen. Solche seien unsere Persönlichkeit und unsere Nächsten. Kennzeichen einer wirklichen Persönlichkeit seien die innere Wahrhaftigkeit und die Freiheit, auf denen wir uns frei und von innen heraus entfalten können zu unserm eigensten, echtesten Wahren. Damit treten wir aber in Gegensatz zu einer „Kultur der Narkose". Es sei ein allgemeines Bedürfnis der sogenannten Kulturmenschheit, durch Narkotika aller Art, auch der geistiger, sich zu betäuben und in eine höhere Sphäre hinaufzuschwindeln, in der sich alles rosiger anschaut. Alkoholische Getränke, Tabak, Kaffee, Tee dienen vornehmlich der Hinwegtäuschung über die wahre Lage. Demgegenüber stehe das urkräftige Behagen, die unverwüstliche Arbeitskraft und die völlige Gesundheit eines Menschen, der es wage, mit dem Unverstand zu brechen und die Natur allein gelten zu lassen. Das sei eine ganz neue Art von Menschen an Leib und Seele, die allerdings reichlich dem Spott und der Anfeindung durch die Leute der narkotischen Lebensweise ausgesetzt seien. Der Nächste solle uns etwas unsagbar Wertvolles und Heiliges sein. Jeder Mißbrauch seiner Kraft ist etwas Unwürdiges. Es sei etwas Großes und unvergleichlich Beglückendes, mit anderen, besonders jugendlichen Altersgenossen, eins zu sein, in hohen, idealen Dingen.

*

Vortrupp Göttingen. Im Winter 1916 bis 1917 bildete sich in Göttingen eine neue Vortrupp-Gruppe, nachdem die frühere durch den Krieg zunächst aufgelöst war. Die Mitglieder kommen an jedem Dienstag abend in einem Privathause zusammen. Es werden vorläufig Vorträge mit Aussprachen gehalten, wie über Erziehungsfragen, Bodenreform (die uns zum körperschaftlichen Anschluß an den Bund deutscher Bodenreformer führte), Abstinenz, Körperkultur. Jeder Vortrag wird auf einem Aushangschild bei einem Buchhändler in der Hauptstraße bekannt gegeben; ebenfalls wird dort die nächste Wanderung angezeigt. Gäste sind stets willkommen; für sie hat ein Mitglied des Arbeitsausschusses seine Anschrift angegeben. Der Arbeitsausschuß wird von vier gewählten Mitgliedern gebildet: Kassenwart, Protokollführerin, Schriftführerin, und das vierte Mitglied hat die laufenden Arbeiten übernommen, wie u. a. Werbebesuche, Festlegung der Vorträge usw. Gewöhnlich bilden wir einen Kreis von 15—20 Gesinnungsgenossen. Die Gruppe hat sich im Laufe des Sommers vergrößert, und wir hoffen, unsere Arbeit trotz des Krieges erfolgreich fortsetzen zu können.
Heil! Edith Borrmann.

*

Vortrupp Hamburg. Da das Abhalten von Versammlungen für die nächsten Monate besonders auch durch die notwendige Ersparung von Brennmaterial außerordentlich erschwert ist, hat der Arbeitsausschuß beschlossen, einen festen Vortragsplan für das Winterhalbjahr nicht aufzustellen. Die von der Vortrupp-Jugend geleiteten Wanderungen werden im „Vortrupp" wie bisher angekündigt werden und ebenso die von Zeit zu Zeit im Vortrupp-Neste Steckelhörn 16, stattfindenden Vortragsveranstaltungen. Für Sonnabend, den 22. Dezember ist dort auch gemeinsam mit der Vortrupp-Jugend eine Weihnachtsfeier angesetzt worden. Um sämtlichen im Felde stehenden Mitgliedern des Vortrupp Hamburg zum Weihnachtsfeste einen Gruß aus der Heimat senden zu können, wird ein eigener Ausschuß die dafür erforderlichen Arbeiten übernehmen.

*

Vortrupp Leipzig. Seit Anfang dieses Jahres beschränkten wir uns auf monatliche Vorträge, die meistens wie früher im Königin-Luise-Haus abgehalten wurden. Den Reigen eröffnete ein anregender Vortrag von Fräulein Pinsky über „Das Fremdwort in der deutschen Sprache". Über den gleichen Gegenstand in Anlehnung an die Schrift von Eduard Engel „Sprich deutsch" sprach vor kurzem noch Handelslehrer Hofmann. Unser aus dem Felde zurückgekehrtes Mitglied Walter Kluge bot uns einen fesselnden Vortrag über „Ein wilder Zweig am germanischen Volksbaum, Beiträge zur Charakterisierung des vlämischen Proletariats". „Über die Finanzlage des Deutschen Reiches im Kriege" klärte uns in anschaulicher Weise Handelslehrer Hofmann auf. Einen Anschauungsunterricht bildete die Vorführung von Wildgemüse im Heimatsmuseum, wo wir mit zahlreichen wildwachsenden Genußpflanzen bekannt gemacht wurden. Paul Münch erzählte uns in gewohnter meisterhafter Weise über „Das Leben des jungen Eichendorf". An einem schönen Sonntage machten wir unter zahlreicher Beteiligung eine Wanderung nach dem Jahnberge bei Klinga, während wir an einem anderen Sonntage uns an dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wehrlogentage in Albrechtshain beteiligten. Diese Tagung fand nach einer vorhergegangenen geschäftlichen Sitzung auf einer großen Wiese bei schönstem Wetter statt und bot das anziehende farbenprächtige Bild eines neudeutschen Volksfestes. Von einigen wanderlustigen Mitgliedern wurden dann noch verschiedene größere Wanderungen in die weitere Umgebung Leipzigs ausgeführt. Die kommenden Wintervorträge werden uns hoffentlich wieder einen größeren Freundeskreis zuführen. Hugo Aurig, Obmann.

*

Vortrupp München. Obgleich nur ein kleiner Mitgliederstamm aus Friedenszeiten übriggeblieben war, nahmen wir nach Pfingsten unsere Zusammenkünfte (jeden zweiten Mittwochabend im Speisehaus „Ethos") wieder auf. Einige Feldgraue, die der Krieg nach München gebracht hatte, schlossen sich an. Wir beschäftigten uns im letzten Sommerhalbjahr mit Fragen aus den Gebieten der Srachreinigung, Alkoholbekämpfung, Ernährungserneuerung, Freilandbewegung und Vortruppwerbung. Einige Wanderlustige zogen Sonntags in unsere schöne Umgebung: durch die Wälder, ins Isar- und Würmtal, auf den Zwiesel bei Tölz. Unsere Mitgliederzahl konnten wir bereits verdoppeln. Für den Winter hoffen wir auf Festigung und Ausdehnung unseres bisher engen Kreises, dem noch ein eigenes Heim fehlt. W. R.

*

Vortrupp Nürnberg. Trotz des Hochgangs der Wogen des Leids und der Not dieser Zeit hat sich unsere Ortsgruppe lebendig und lebensfähig erhalten. Unsere nunmehr alle 14 Tage jeden Mittwoch stattfindenden „Vortrupp-Besprechungsabende" haben schon gute Früchte gezeitigt. Unsere dringlichste Aufgabe ist gegenwärtig, dafür zu kämpfen, daß angesichts der neuerdings bevorstehenden Kohlennot durch Einstellung von Schundkinos, Tingeltangel und ähnlicher Veranstaltungen den Familien und Versorgungsanstalten die Heizstoffe erhalten werden. Ein entsprechender Aufruf wurde unsererseits erlassen. Unsere Wanderungen waren zurzeit weniger zahlreich als sonst, aber wohl gelungen. Die angelegte Bücherei ist in stetem Wachsen begriffen, und wir verleihen vor allem „Helmut Haringa", sowie „Im Kampf um die Ideale" u. dgl. Bücher; wir versprechen uns viel Segen davon. — Ganz besonders liegt uns an der Unterstützung der hier befindlichen etwa 30 erblindeten Krieger. Ab September wurden für diese im Verein mit dem Bund erblindeter Krieger literarische und musikalische Abende eingerichtet, wobei teils für gute Unterhaltung, teils für Belehrung gesorgt wurde. Außerdem werden wir auch sonst tatkräftige Arbeit für unsere leidtragenden deutschen Brüder zu leisten suchen. — An der Kornschen Buchhandlung am Hauptmarkt ist jetzt ein besonderer „Vortrupp-Kasten" angebracht. Darin befinden sich stets Anzeigen über unsere Veranstaltungen und die Anschrift unseres Obmanns, damit auch auswärtige Freunde jederzeit erfahren können, wo wir zu finden sind und was wir treiben. — Auch in der „Kriegerheimstättensache" suchen wir nach wie vor stets anregend und fördernd zu wirken, um so mehr, als gerade in Nürnberg dafür ein recht harter, unwirtlicher Boden zu sein scheint, konnte doch der Bodenwucher früher wahre Triumphe hier feiern. — Wir grüßen alle Vortruppfreunde im großen deutschen Land und wissen uns eins mit ihnen im Wirken und Sinnen für unsere große Sache. Heil!

H. Weinlein, dzt. Obmann.

*

Den Heldentod für unser Vaterland fanden die nachstehend genannten Vortruppfreunde. (Zum Teil verspätet gemeldet). Wir werden ihrer in Treue gedenken.

Heinrich Duy, cand. paed. aus Almesberg, Post Gallneukirchen, Fähnrich. (Gefallen im Mai 1916.)

Robert Bachmaier, Vizefeldwebel. (Gefallen im August 1916.)

Heino Lehmann aus Brake i. Oldbg., Vizefeldwebel. (Gef. 1916.)

Wilhelm Bugislaus aus Malente-Gremsmühlen, Musketier. (Gefallen Dezember 1916.)

Ernst Weigel, mech. aus Bunzlau i. Schles./Wien. (Gefallen Anfang 1917.)

Hermann Orthlieb, Diplom-Ingenieur aus Böblingen b. Stuttgart, freiw. Flugschüler. (Gefallen Januar 1917.)

Karl Ludwig, Oberlehrer aus Elberfeld, Oberleutnant u. Kompanieführer, Inhaber des Eisernen Kreuzes 2. Kl., des Ritterkreuzes 2. Kl. und des Friedrichsordens mit Schwertern. (Gefallen Februar 1917.)

Hans Edert, stud. theol. aus Altona-Othmarschen, Gefreiter. (Gefallen 18. Februar 1917.)

Wilhelm Murkisch aus Wesel, Unteroffizier. (Gefallen Februar 1917.)

Berth. Müller, Vizefeldwebel. (Gefallen Februar 1917.)

Peter Rödding, Vizefeldwebel. (Gefallen Februar 1917.)

Herbst, Unteroffizier. (Gefallen Juni 1917.)

Gustav Schiemer, Leutnant d. R. (Gefallen Juli 1917.)

Gustav Renner, Lehrer aus Lampersdorf, Unteroffizier. (Gefallen 17. Juli 1917.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jos. Zipprich, aus Heidelberg, Gefreiter. (Gefallen Juli 1917.)
Peter Baum, Gefreiter. (Gefallen Juli 1917.)
Erwin Heuck, Oberprimaner aus Rostock, Schütze. (Gefallen Juli 1917.)
Fritz Binder, Lehrer aus Tübingen, Vizefeldwebel. (Gefallen 3. August 1917.)
Gustav Lohmann, aus Hamburg, Leutnant d. Res. (Gefallen 4. August 1917.)
Carl Gaertner, Seminarist aus Militsch, Unteroffizier. (Gefallen August 1917.)
Kurt Fabricius, Unteroffizier, Fleischermeister aus Danzig. (Gefallen August 1917.)
Martin Küver, Pfleger aus Rotenburg, Gefreiter. (Gefallen August 1917.)
Otto Glantz, stud. med. aus Rostock, Leutnant d. Res. (Gefallen August 1917.)
H. Schwinning, stud. math. aus Wolbeck, Vizefeldwebel. (Gefallen September 1917.)
E. Witte, Vizefeldwebel. (Gefallen September 1917.)
Erich Elze, Masch.-Bau-Volontär aus Halle, Gefreiter und Offz.-Asp. (Gefallen September 1917.)
Georg Bretschneider, Kunsttischler aus Breslau, Inf. (Gefallen 3. September 1917.)
Alex Bahr, Architekt aus Hamburg, Off.-Asp. (Gefallen Oktober 1917.)
Johannes Kühl, Musketier. (Gefallen Oktober 1917.)

*

Auf verschiedene Anfragen bemerken wir, daß über die Reform der Arbeitszeit nähere Auskünfte von Herrn Schiffbau-Ingenieur Franz Volquart Meyer, Danzig, Hansaplatz 2b, und über die Anredereform von Herrn Professor Fr. Böckelmann, Herford, gegeben werden. Wegen Jugendherbergen bitten wir, mit dem Hauptausschuß für Deutsche Jugendherbergen in Altena, Westfalen, in Verbindung zu treten.

Wir bitten um freundliche Beachtung der im Anzeigenteil angekündigten Vortrupp-Flugschriften und um ihre Verbreitung. Die notwendig gewordenen Preisänderungen unserer Werbemittel finden sich in der nebenstehenden Spalte.

Die Geschäftsstelle
des Deutschen Vortruppbundes.

Werbemittel

Preise unter Voreinsendung des Betrages oder unter Nachnahme mit Anrechnung der halben Zustellungsgebühren.

Wir bitten, die durch die Erhöhung der Papier- und Druckpreise notwendig gewordenen Preisänderungen zu beachten.

(Die früheren Preise sind damit aufgehoben.)

Vortrupp-Briefbogen und Umschläge für den persönlichen Briefwechsel.

(Die Kästchen A und B sind zur Zeit vergriffen.)

100	Verschlußmarken . .	M. 0.50
200	„ . .	M. 1.—
500	„ . .	M. 2.25
1000	„ . .	M. 4.—
500	Büchereizeichen mit eigenem Namen	M. 8.—
250	Büchereizeichen usw.	M. 6.—
125	Büchereizeichen usw.	M. 4.25
250	Büchereizeichen in Zweifarbendruck	M. 16.—
125	Büchereizeichen in Zweifarbendruck	M. 12.—

Auskunftsblätter unberechnet.

100	Postkarten mit „Vortrupp" Aufdruck	M. 0.80
1	Vortrupp-Nadel (in kleinerer und größerer Ausführung, erstere auch als Brosche) . . .	M. 1.—

Vortrupp-Plakate unberechnet; desgleichen Fensterplakate von jeder lfd. Nummer.

1	Einbanddecke (für die ganzen Jahrgänge 1912—1915 ohne Anzeigen, aber mit Beilagen bestimmt).	M. 0.90
	Jahrgang 1916 und 1917 . .	M. 1.20

Anzeigen-Auskunftsblatt zum Werben von Anzeigen unberechnet.

Verzeichnis der Vortrupp-Flugschriften unberechn.

1	Satz Vortrupp-Flugschriften 1—45 . . . . . (Letztere auch durch jede Buchhandlung zu beziehen.)	M. 4.50

Sämtliche Bestellungen sind

An die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes
Hamburg, Spitalerstr. 12,

zu richten, sämtliche Zahlungen jedoch auf Postscheckkonto Nr. 1852, Alfred Jansen, Hamburg zu leisten.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Der Vortrupp"

Das Deutschtum unsrer Zeit ist das Deutschtum der Werdenden. Eine Zeitschrift, die diesem Deutschtum dienen will, muß dem Werdenden dienen: allem Gesunden, was in unserm Land und Volk wächst und wird. Und trotz der vielen „Organe", die wir besitzen, gerade diese Zeitschrift fehlte bisher; von den vielen Reformbestrebungen, die am Werke sind, unser ringendes, deutsches Leben zu etwas Höherem umzuschaffen als es heute ist, hat zwar so ziemlich jede ihr eigenes Mundstück: nicht aber haben wir Deutschen bisher das Organ, das diese Bestrebungen sämtlich zusammenfaßt, und dadurch ihre Anhänger aus der Vereinzelung erlöst, worin sie sich oft befinden. Dieses Organ will „Der Vortrupp" sein.

„Der Vortrupp" denkt nicht daran, langatmige, lebensfremde Auseinandersetzungen zu bringen: Was um uns her geschieht — im Leben der Völker und der einzelnen —, das will er in dem Lichte bald dieser, bald jener der Lebensreformen zeigen, für die er arbeitet; in klarer, scharfer Beleuchtung, so daß diese Bestrebungen dem Leser nicht als blasse Gedankendinge erscheinen, sondern als körperhafte, blutvolle Wirklichkeit.

„Der Vortrupp" braucht keinerlei Rücksicht zu nehmen, weder nach oben, noch nach unten, weder nach rechts, noch nach links. In Inhalt und Sprache wird er den Forderungen der berufenen geistigen Führer nach Kräften gerecht werden, — zugleich aber muß, was er bringt, gemeinverständlich sein . . . . . .

Die Mächte, die unsre Zeitschrift zusammenfaßt, ziehen dem deutschen Volke in seinem Vormarsch sichernd und bahnbrechend voran. Darum hat „Der Vortrupp" diesen Namen gewählt und hofft, daß er ihn sich verdienen wird.

Ein Volksbuch für alle Lebensreformer

Heinrich Dräger

Lebenserinnerungen

200 Seiten. Geb. 1 M. 50 Pf.
Feldausgabe kostet 1 M. 10 Pf.

Heinrich Dräger hat der „Hamburgischen Hausbibliothek" seine köstlichen, echt volkstümlichen „Lebenserinnerungen" zur Veröffentlichung und Verbreitung überlassen. Der Begründer des Drägerwerkes in Lübeck schildert darin seinen Weg von den bescheidenen Anfängen als Uhrmacher in den Vierlanden bei Hamburg bis zur Entwicklung seiner Fabrik zu einem großindustriellen Unternehmen mit Millionenumsatz. Der Verfasser „wächst mit seinen höhern Zwecken", nicht nur im Technischen und Geschäftlichen, sondern er setzt sich mit allen Fragen, denen ein Fabrikherr begegnet (z. B. Alkohol, Lohnsystem mit Gewinnbeteiligung), entschlossen auseinander. Der kraftvolle Aufstieg dieses Lebensganges und der urwüchsige Humor des Verfassers machen das Buch für jung und alt zu einer erhebenden, kraftschaffenden Lektüre. Vor allem werden aber die Lebensreformer aller Richtungen an diesen Schilderungen eines tüchtigen Gesinnungsgenossen ihre helle Freude haben.

Hamburg **Alfred Jansen.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

161.-170. Tausend

Fürs deutsche Volk



herausgegeben vom Dürerbund:

161.-170. Tausend

Helmut Harringa

Eine Geschichte aus unsrer Zeit

von

Hermann Popert

Ein Buch, das Begeisterung weckt und den Willen zur Tat auslöst

Gebunden M. 2.—, einschl. Porto M. 2.20

Aus der überaus großen Zahl der Besprechungen in der Presse:

Roseggers „Heimgarten": Es ist ein herbes, gewaltiges, fast gewalttätiges Buch, es zwingt uns. — **Das Buch tut dem Deutschen so not, wie dem irrenden Schiffe der Leuchtturm.**

Politisch-Anthropologische Revue: **Dieses Buch ist im Kampfe gegen den Alkoholismus und für die Regeneration unseres Volkes ein ganzes Armeekorps wert!**

Neue Westdeutsche Lehrerzeitung, Elberfeld (Wilh. Eintz): Es wird ein Roman genannt, ist aber ein spannendes Drama, wuchtige Anklageschrift, erschütternde Erzählung und erhebendes Andachtsbuch in einem. So hat noch nie ein Buch auf mich gewirkt; dies will ich hiermit öffentlich von ihm bezeugen.

„Eckart." Ein deutsches Literaturblatt (Wilhelm Poeck): Wie eine Bombe hat dies Buch des ehemaligen Richters ins deutsche Volk eingeschlagen. — Aber Bücher wie Poperts Harringa werden aus dem infernalisch-hysterischen Geisterchaos, das ihren Charakter zum Teil bestimmt, herausleuchten wie blitzende Sterne.

„Alldeutsches Tageblatt", Wien: Poperts Roman „Helmut Harringa" bedeutet eine entscheidende Schlacht in dieser Kulturentwicklung, eine Schlacht, die in voller Wut noch tobt, deren Entscheidung bei mir, bei dir und bei jedem anderen liegt, der dieses wunderkräftige Buch auf sich einwirken läßt.

„Hamburger Echo": ... Hermann Poperts „Helmut Harringa" ist eine Kost, so gesund, so Herz, Kopf und Nerven erfrischend, wie wir sie seit langem nicht erlebt haben. — So ist „Helmut Harringa" ein Erziehungsbuch. — **Und es ist ein Erziehungsbuch nicht nur für die Jugend, auch für Erwachsene.**

„Berliner Tageblatt": Ein Buch, das uns bei der abendlichen Lektüre packt und dem wir die Nachtruhe opfern müssen, weil es uns nicht losläßt bis ans Ende.

Über 300 Zeitungen und Zeitschriften nahmen in besonders anerkennender Weise Stellung zum „Helmut Harringa".

Für alle Vortruppleser! Das Buch bietet das Programm des „Vortrupp."

161.—170. Tausend.

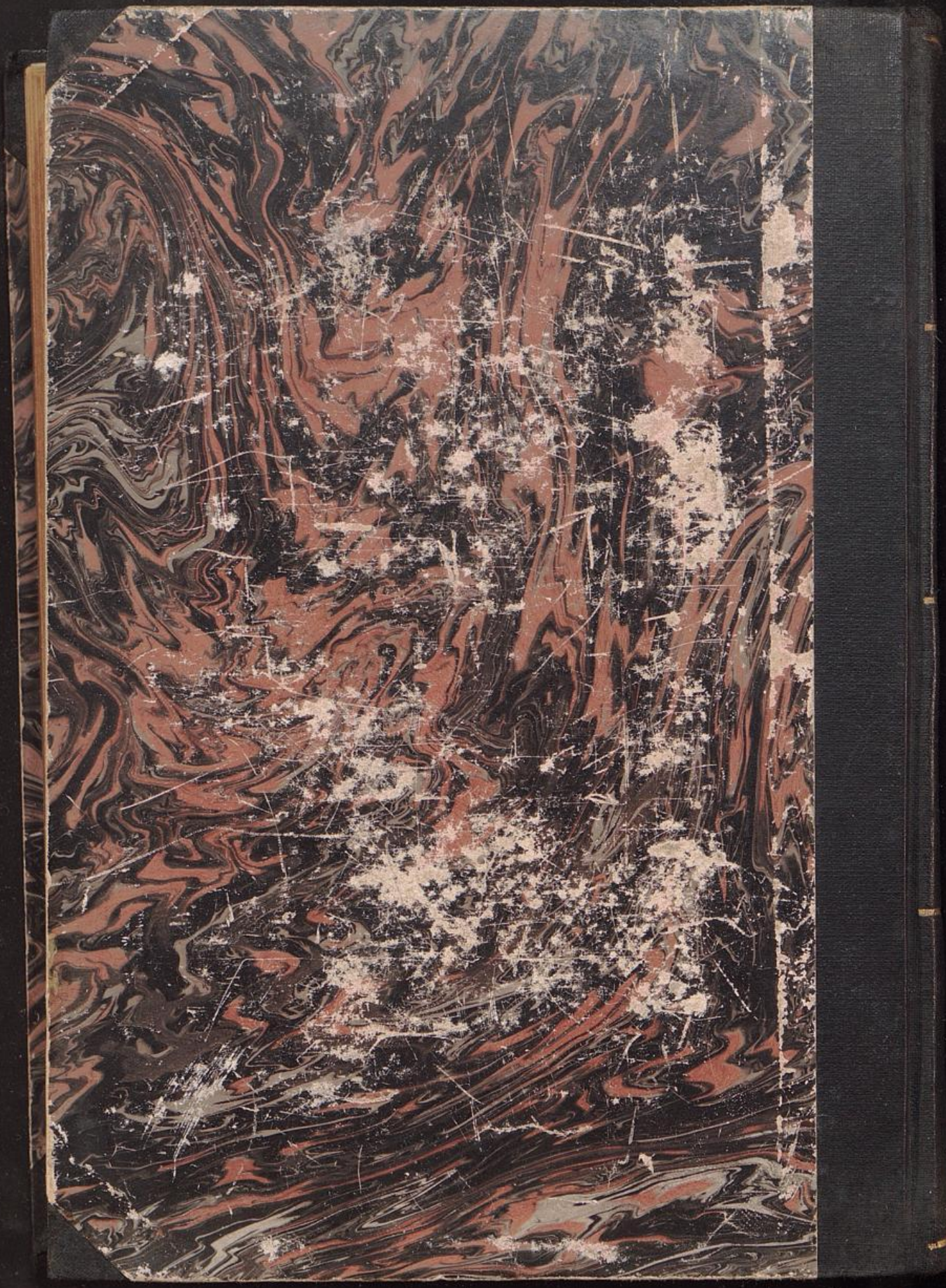
Dresden, Verlag von Alexander Köhler

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Gerhard Düdden
Buchbinderei
BREMEN, Lessingstr. 38.

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der
Vortrupp

6.
1917

F e
4123

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG